Princeton University Library
32101 067920940

Digitized by Google

007
87

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Literatur-Blatt

auf das Jahr 1822.

Als Beylage des Morgenblattes sowohl, als besonders herausgegeben, und besorgt:

in seinem kritischen Theil

von

Müllner

in seinem bibliographischen

von

der Redaction des Morgenblattes.

Stuttgart und Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1822.

Digitized by Google

3007
.587
1822

Digitized by Google

Alphabetisches Verzeichniß

der

Recensionen und der übrigen Aufsätze, deren Einrückung von dem Redacteur der Kritiken besorgt worden ist. *)

Adrian, Stern der Liebe . . No. 32. S. 127.
Aehrenlieser, der, . . . No. 50. S. 197.
Aglaja, für 1822 . . . No. 9. S. 35.
— — für 1823 . . . No. 102. S. 405.
Aldenhofen, Fonks Vertheidigungsreden, ... No. 96. S. 384.
Alexander, Fürst von Hohenlohe, Andacht, welche in allerley Leiden, Drangsalen, Krankheiten ꝛc. . No. 80. S. 319.
Almanach des Dames pour 1822. No. 9. S. 33.
Ansprüche, über die gerechten, der Mainzer Kirche auf das neu zu errichtende rheinische Erzbisthum, No. 31. S. 122.
Antikritisches Donnerwetter, . No. 36. S. 144.
Anzeiger, lit. s. Schmidt.
Apotheker, ungereimt, aber anklingend No. 49. S. 196.
Arnault, A. V., Neue Biographie der Zeitgenossen . . . No. 21. S. 83.
Artemius Leidensgeschichte . . No. 94. S. 376.
Aurora für 1823. . . . No. 98. S. 391.
Außen, Johanna, Anna, aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. . . . . No. 102. S. 407.
Baumann . . . . No. 38. S. 152.
Baur, Samuel, Biographische Schilderungen ausgezeichneter Männer No. 21. S. 84.
Bekenntniß . . . . No. 63. S. 252.
Berzenberg, Briefe über die Mission in Trier. . . . . No. 78. S. 309.
Bergk, Dr., Denkwürdigkeiten über Napoleons Privatleben u. s. w. von Fleury von Chabonlon . . No. 6. S. 23.
Berzholdt, Dr. Leonh., Theolog. Wissenschaftskunde. . . . No. 14. S. 53.
Berzeviczy, Gregor v., Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn. . . No. 74. S. 294.
Beschorner, Dr. Joh Gotth., Grundzüge eines Gemeinwesens, . No. 21. S. 81.
Binzer, A., Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, ... No. 34. S. 133.
— — — — . . . No. 82. S. 325.
Biographie der Zeitgenossen. s. Arnault.
Blässing, C. M., Naturscenen und Gemälde aus Scotts und Byrons Dichtungen, gesammelt von No. 53. S. 210.
Blockmann, Ehrenfried, Gertha von Stallmene . . . . No. 64. S. 253.
Blum, K. E., Klagen Griechenlands. No. 63. S. 249.
Bodin, Felix, resumé de l'histoire de France jusqu'a nos jours . No. 100. S. 398.
Bonaparte, von Ludwig, Geschichte des englischen Parlaments seit seiner Entstehung im Jahr 1234 — 1798 nebst der Charta magna von Britannien; übersetzt von Bonafont . . No. 37. S. 146.
Böttigers Amalthea . . . No. 71. S. 281.
Brachmann, Luise, Tod . . No. 79. S. 316.
Braunbier . . . . No. 34. S. 136.
Breitschneider, Calvin et l'eglise de Genève . . . . . No. 87. S. 347.
Briefe aus Columbien an seinen Freund No. 104. S. 415.
Buchner, Andreas, Geschichte von Bayern . . . . No. 35. S. 137.
Butte, Dr. Wilhelm, Kunst des Staats-Organismus ꝛc. . . . No. 85. S. 339.
C . . . . nos, Grafen, drey einfache Grundbegriffe der ältesten und einzig ächt gebliebenen Freymaurerey No. 44. S. 173.
Calderon s. Malsburg.
Cannabich s. Streit.
Carlos . . . . No. 26. S. 104.
Castelli, J. F., dramatische Sträußchen. No. 43. S. 172.
— — — Hundert vierzeilige Fabeln . . . . No. 48. S. 192.
— — — Huldigung den Frauen, Taschenbuch für 1823. . . No. 77. S. 305.

*) Auch die in den Nrn. 92 — 96. enthaltenen Aufsätze sind hier mit aufgenommen, obschon dieselben unabhängig von meiner Redaction im Lit. Bl. erschienen sind, wie ich bereits in öffentlichen Blättern zu Vermeidung falscher Auslegungen bekannt gemacht habe.
Müllner.

600082

Digitized by Google

Chateaubriand, Vicomte von, s. Bergl.
Columbus. . . . . No. 54. S. 216.
Considérations sur la guerre actuelle entre les Grecs et les Turcs, par un Grec . . . . . No. 89. S. 356.
Constantinopel und die Dardanellen, No. 45. S. 180.
Conversationsblatt, literarisches No. 25. S. 97.
Conversations-Lexicon, neues, A—Bom No. 88. S. 349.
Cornelia, für 1823. . . . . No. 86. S. 342.
Cramer, Hans, Chronik den Verwandten und Freunden zum Andenken gewidmet, ... No. 103. S. 411.
Cuvier, Ritter von, Das Thierreich No. 7. S. 25.

D—s. Briefe über Magnetismus, ärztliche Praxis und Gefahren der Täuschung. . . . . No. 75. S. 300.
Danford, H. L., Amyntas, Schäferspiel von Torquato Tasso. . No. 103. S. 410.
Decret von L., und H. von K., von und für Griechenland. . . No. 42. S. 168.
Depping, La Suisse, ou tableau historique, pittoresque et moral des Cantons helvétiques. . . . No. 53. S. 211.
Diez, Friedrich, Altitpanische Romanzen. . . . . No. 12. S. 45.
— und Richter, Geschichte der Einführung und des Gebrauchs der Seidenleria Lateinischer etc. . No. 104. S. 414.
Döring, Heinrich, Friedrich von Schillers Leben. . . . . No. 81. S. 321.

Einschachtelungs-Styl. . . . No. 97. S. 388.
Electro-magnetische Streitigkeit. . No. 59. S. 235.
Emilia Galotti, Schreckenstage. No. 74. S. 296.
Engelhard, Philippine, Neue Gedichte No. 5. S. 17.
Erläuterung. . . . . No. 71. S. 284.
Eschenmayer, C. A., Normalrecht. No. 3. S. 9.
— — — — — — No. 4. S. 13.
Escher, Heinr. Prof. Marionicke Brüderschaften der Jesuiten ꝛc. . No. 88. S. 350.
Hans Castrata zehn neugriechische Gedichte . . . . . No. 37. S. 148.

Fabricius, K. N. E., über den herrschenden Unfug auf deutschen Universitäten ꝛc. . . . . No. 87. S. 346.
Falch, Müllner, der, in Ploc No. 101. S. 404.
Feldbau's, Gallus, Kreuz- und Querzüge oder Abenteuer eines Freywilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog . No. 103. S. 412.
Finf, F. A. K., Aus dem Volksleben . . . . . No. 104. S. 414.
Förster, Karl, Torquato Tasso's auserlesene Gedichte, deutsch . No. 103. S. 409.
Fouque, de la Motte, Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg . . . . . No. 43. S. 169.
Französische Büchterwesen, das, . No. 51. S. 202.
Freymaurerey, gegen die Angriffe des Herrn Prof. Steffens auf die, von vier Maurern . . . . No. 59. S. 233.

Gau, F. C., Neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils ꝛc. . . . . No. 92. S. 368.
G., P., la vierge héroique, . . No. 45. S. 179.
Gebauer, August Blumenstücke aus der Natur und dem Menschenleben No. 77. S. 308.
— — — — Blüthen, religiösen Sinnes . . . . . Dasf.
Gebhardt, F. A., Schauspiele von, No. 10. S. 37.
Gebe, Dido . . . . . No. 43. S. 170.
Geib s. Arnault.
Geiger, Franz, die kathol. Kirche. No. 27. S. 107.
Geisterreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrhundert, . . . No. 45. S. 180.
Gerlet, Carl, die Freymaurerey . No. 28. S. 109.
— — — Griechenland und dessen gerechter Kampf in seinem Umfang und seinen Folgen betrachtet u. s. w No. 33. S. 130.
Gerhardt, Wilhelm, Sophronia oder die Eroberung des heiligen Grabes. No. 49. S. 193.
Gerle, Wolfgang Adolph, der kleine Phantasus . . . . . No. 83. S. 329.
Gerning, Adeingegenden von Mainz bis Cöln . . . . . No. 44. S. 174.
— — Lahn- und Main-Gegenden von Ems bis Frankfurt . . . Dasf.
Gilbert s Annalen der Physik. 6 Hefte No. 16. S. 61.
Gilling, F. W. Eduard Müllers Leben No. 34. S. 134.
Gietz, Jo eph, Abraham und Eliezer ein Freund und Knecht . . . No. 59. S. 153.
Gleich, Friedrich, Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken . No. 101. S. 402.
— — — — — — No. 103. S. 411.
Goldoni, der Lügner. . . . . No. 86. S. 343.
Göthe, Wilhelm Meisters Wanderjahre No. 7. S. 26.
— — — — Tagebuch No. 36. S. 142.
— — Gedanken einer frommen Sünden . . . . . No. 37. S. 145.
— — Wilhelm Meisters Wanderjahre 3ter Thl. . . . . No. 58. S. 229.
— — Aus meinem Leben . . . No. 66. S. 261.
— — Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. . . No. 93. S. 369.
Grätz, Dr. der Apologet des Catholicismus . . . . . No. 54. S. 214.
Grävell, Werth der Mystik . . . No. 100. S. 399.
Grégoire, Des peines infamantes à infliger aux Negriers . . . No. 57. S. 225.
Grillparzer, Franz, das goldene Vließ No. 68. S. 269.
Grimm's und Diderot's Correspondenz von 1753 bis 1790 . . . . No. 46. S. 183.
Großmüller . . . . . No. 64. S. 256.
Guizot, De la peine de mort en matière politique . . . . . No. 94. S. 375.

Halem, Räder, Fr Gleich und A., der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken ꝛc. . . . . No. 71. S. 284.
— — P. J. F v., Geschichte der Ereignisse in Griechenland vom Ausbruche der ersten Unruhen bis zur Mitte dieses Jahres . . . No. 104. S. 415.
Hase, Dr. Heinrich, Nachweisungen für Reisende in Italien ꝛc. . . No. 51. S. 201.
Hassana d'Ghier, lettre addressée à un philantrope anglais etc. . . No. 97. S. 385.

Digitized by Google

Hazzi, v., Ueber den Islamismus, das Türkenthum ꝛc. . . . . No. 105. S. 420.
Heine, H. H., Gedichte . . . . No. 64. S. 267.
Hempel, G. C. Ludwig, Einträgliche Baumgarten im Hof . . . . No. 101. S. 403.
Henings, P., deutscher Ehrentempel. No. 64. S. 253.
Herminia, moralische Erzählungen . No. 81. S. 324.
Hevse, Joh. Christ. Aug., theoretisch-practische deutsche Grammatik, . No. 61. S. 241.
— — — — kleine theoretisch-praktische deutsche Grammatik, . No. 62. S. 246.
— — — — kurzer Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache. . . . . Das.
Hillebrand, Joseph, Paradies und Welt, oder Liebe und Schicksal. No. 39. S. 153.
Hirzel, Caspar, Europa im dritten Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts . . . . No. 60. S. 239.
— — — — die beyden Ultraci-sten auf dem Monde, oder die Politik jenseits . . . . No. 60. S. 240.
— — Conrad Melchior, Aufruf für die Befreyung Griechenlands ꝛc. No. 87. S. 345.
Höstlich. . . . . No. 46. S. 184.
Hofmann, E. T. A., Meister Floh No. 60. S. 237.
Holtei, Karl von, Jahrbuch deutscher Nachspiele . . . . No. 18. S. 70.
Homboopathische Facultät in Köthen No. 71. S. 284.
Horaz . . . . . No. 83. S. 332.
Hornbal Dr. Joh. Peter von, Die peinliche Rechtsfrage und der Geist der Regierung in England . . . No. 20. S. 77.
Horn, Franz, Wielands Briefe an Sophie von La Roche . . . . No. 38. S. 152.
Horners Buch des Kobus. . . . No. 99. S. 393.
Houwald, Ernst von, Der Leuchtthurm No. 10. S. 37.
— — — — Die Heimkehr . . . . Das.
Hufnagel, W. F., Ueber den evang. Glauben an Gott u. s. w. . . No. 26. S. 103.
Hummel . . . . . No. 36. S. 144.

Jacobi, Dr. Maximilian, Sammlungen für die Heilkunde der Gemüdskrankheiten . . . . . No. 53. S. 209.
Jagdschloß Diana und Wolly's Garten No. 101. S. 403.
Iken, C. J. C., Hellenion . . . No. 63. S. 249.
Immermann, die Prinzen von Syrakus No. 89. S. 353.
— — — Trauerspiele . . . . Das.
Jovosius, Graf Zenoni, Seitenstück zu Siegfried von Lindenberg . . No. 32. S. 125.
Jodn's Aglaja für 1823 . . . No 102. S. 405.
Jördens, Gustav. die Vermählung . No. 34. S. 135.
Isidor's schwärmerische Nächte . No. 104. S. 413.
Ittner, von, Leben Johann Georg Jacobi's. . . . . No. 54. S. 213.
Jupiters-Monde. . . . . No. 43. S. 172.

Kaiser, J. A., Heilquelle zu Pfäfers No. 67. S. 226.
Kanne, Joh. Arn., zwey Beyträge zur Geschichte der Finsterniß in der Reformationszeit ꝛc. . . . . No. 74. S. 294.
Kiefer, Dr., Macbeths Gesicht . No. 8. S. 32.
Kind's Friedrich, Gedichte, 1stes Bändchen . . . . . No. 42. S. 165.
— — — Freyschütz . . . . No. 56. S. 221.
Kind, Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1823 . No. 97. S. 388.
Klauren, Vergiß mein nicht für 1822. No. 18. S. 70.
Kleist, Heinrich v., Hinterlassene Werke No. 24. S. 94.
Kleuker, Dr. Joh. Fr., Biblische Sympathien . . . . . No. 23. S. 90.
Kobbe, Peter von, erste Stimme aus Norddeutschland über Fonks Unschuld ꝛc. . . . . No. 78. S. 309.
Vertrag der Staatsbehörde in Fonks Prozeß als Nachtrag der Schrift Das.
Koch, Otto, die St. Gotthardsblume No. 73. S. 289.
Komma . . . . . No. 72. S. 288.
Körner, Julius, Liebe und Prüfung No. 79. S. 315.
Kotzebue's Almanach dramatischer Spiele für 1823 . . . . No. 86. S. 342.
Krans, L. A., kritisch etymologisches medicinisches Lexicon . . . No. 40. S. 159.
Kreuzjahrn . . . . . No. 17. S. 68.
Krug, Darstellung des Unwesens der Projectenmacherey ꝛc. . . . No. 84. S. 335.
— — Appellation an den Richterstuhl der öffentlichen Meynung in Sachen des Hrn. Fabricius . . . No. 87. S. 347.
Kruse, Ezzelino, Tyrann von Padova No. 33. S. 131.
— — Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer, besonders der Germanischen Völkerstämme No. 101. S. 401.

Lanzelot vom See . . . . No. 100. S. 399.
Lebret f. Napoleon.
Lehre, die, von den göttlichen Eigenschaften . . . . . No. 27. S. 105.
Lembert, Taschenb. f. Schauspieler u. s. w. für 1822. . . . No. 9. S. 34.
Löschpapierne Belesenheit . . . No. 64. S. 256.
Loh f. Scott.
Lüders, Ludwig, Volks- und Staatswirthschaft . . . . . No. 75. S. 300.

Macbeths Gesicht s. Kiefer.
Magnetismus . . . . . No. 71. S. 283.
Mainbergers, Carl, Taschenbuch von Nürnberg 1822 . . . . No. 96. S. 384.
Malkana, O. von der, Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. . . . . No. 21. S. 80.
Marathon und Leipzig. . . . No. 41. S. 164.
Matthisson, Fr. von, Gedichte. . No. 14. S. 54.
Manerisches Handbuch oder Darstellung aller in Frankreich üblichen Gebräuche der Maurerey. . No. 38. S. 149.
Megfizetett Iroja. . . . . No. 59. S. 236.
Meidinger H., Briefe von einer Reise durch England, Schottland und Irland. . . . . No. 19. S. 75.
Meisner, Dr. Chr. Ludwig, über die künstliche Ernährung der Kinder. No. 91. S. 364.
Memoires de M. le Duc de Lauzun. No. 66. S. 261.
Meurer, Jacob, Quadratur des Zirkels. . . . . No. 61. S. 244.
Micali, Jos., L'Italia avanti il Dominio dei Romani. . . . . No. 21. S. 82.
Mühlert's Verneinung der Frage: Kann der Eid der den Talmud ver-

Digitized by Google

ehrenden und besoldenden Juden verbindend seyn und Vertrauen verdienen f. . . . No. 100. S. 400.
Müller, Dr. Chr., Reise durch Griechenland und die jonischen Inseln. No. 22. S. 85.
Müller, Wilhelm, Lieder der Griechen, 2tes Heft 1821. . . . No. 56. S. 227.
Müller, Johann Wolfgang, Repertorium der mathematischen Literatur 1c. . . . . No. 80. S. 319.
Müller, Johann Heinrich, Geographie. No. 100. S. 397.
Müllner, Bekanntmachung f. Bekannte. No. 6. S. 24.
— —, — — — — — No. 55. S. 220.
— —, Freywillige Recensionen. No. 10. S. 40.
— —, Retorsionsrecht (Berichtigung.) No. 15. S. 60.
— —, Vorrede. . . . No. 17. S. 65.
— —, Beamtenmauerey. . No. 18. S. 71.
— —, Vertrauliche Briefe. . . No. 22. S. 88.
— —, Conditio sine qua non. No. 103. S. 412.
— —, Redakteurs-Kritik. . . Daf.
— —, Verlags-Kritik. . . No. 104. S. 416.
— —, Das kritische Kreuz. . Daf.
— —, Journalgeist. . . . No. 105. S. 420.
Multer, Dr. Joh. Christ., Praktische Vorschläge zur Einrichtung und Verbesserung des Elementarschul- und Unterrichtswesens. . . No. 102. S. 408.
Mussinan, Ritter von, Geschichte der französischen Kriege in den Jahren 1796, 1800, 1805 u. 1809. . No. 102. S. 407.

N. (äß) A. und U. W. Berichte über die Mission von Louisiana, gesammelt von, ... No. 31. S. 122.
Napoleon, eine biographische Skizze. No. 6. S. 22.
Neddien, C. H., Feeta, oder Geist der Landschaftsbildnerey. No. 47. S. 185.
Neutralität der schweizerischen Eidgenossenschaft und die Mittel zu ihrer Behauptung. . . . No. 79. S. 314.
Nordlicht: Musenalmanach f. 1822. No. 9. S. 34.
Nürnbergers Antikritik wegen der Electro-magnetischen Streitigkeit. No. 66. S. 264.

Oehlenschläger, Robinson in England. No. 13. S. 49.
— —, Starkother. . . No. 19. S. 73.
— —, Trauerspiel, Erich und Abel. . . . . No. 29. S. 113.
— —, kleine vermischte Schriften. . . . . No. 40. S. 157.
Opernext. . . . . No. 39. S. 156.
Orloff. Graf Gregor, das Königreich Neapel in historischer, politischer und literarischer Hinsicht. . No. 33. S. 129.

Panse's Prometheus. . . . No. 99. S. 394.
Paris, J. J., Quelle est dans l'état actuel de la France et dans ses rapports avec les nations etc. . No. 52. S. 208.
— —, Betrachtungen über die jetzige Crisis des ottomanischen Reichs, übersetzt von Halem. . . No. 51. S. 283.
Paulus, Helnr. Eberh. Gottlob, Sophronizon oder unparthelische freymüthige Beyträge zur neueren Geschichte d. Staaten u. Kirchen. No. 31. S. 122.
Pecchio, Joseph, neueste Schilderung von Spanien. . . . . No. 101. S. 402.
Penelope für 1823. . . . . No. 86. S. 341.
Petite Bibliotheque française et allemande etc. . . . . No. 42. S. 168.
Peucer Semiramis s. Kreuzlahm.
Pfaff, J. B., astrologisches Taschenbuch für 1822. . . . . No. 77. S. 306.
Pfeilschifter, Dr., der Staatsmann. No. 86. S. 342.
Pfister, J. C., Eberhard im Bart erster Herzog zu Würtenberg. . No. 92. S. 189.
Piazzi, Joseph, Lehrbuch der Astronomie. . . . . No. 48. S. 189.
Plank, Dr. G. J., Ueber die Verhandlung u. s. w. des klin. Beweises für die Göttlichkeit d. Christenthums. . . . . No. 23. S. 90.
—, L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde 1c. . . No. 100. S. 397.
Pödel. . . . . No. 63. S. 252.
Portraits. . . . . No. 93. S. 156.
Präbel, K. G., kleine Romane und Erzählungen. . . . . No. 81. S. 324.
Profesch, A., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Schwarzenberg. . . . . No. 105. S. 419.

Radleff, Dr. J. G., neue Untersuchungen des Keltenthums 1c. No. 90. S. 361.
Raffenel, M. C. D., Histoire des evénemens de la Grece etc. . . No. 89. S. 356.
Rasmann, F., Rheinisch-westphälischer Musenalmanach f. 1822. . No. 50. S. 197.
Raupach, Dr. Ernst, die Gefesselten. No. 41. S. 161.
Reinbick's Oper Orestes, Antikritik. No. 11. S. 43.
— —, Antikritik. Intellig. Bl. No. 12. S. 45.
Reinhardt, K. H. L., Circe von Glashyn. . . . . No. 63. S. 250.
Rheinisches Taschenbuch f. 1823. No. 102. S. 406.
Riego. . . . . No. 85. S. 340.
Rieß, über die Recens. der Sage vom Meister in Often, Antikritik. Intellig. Bl. No. 15. S. 58.
Rochette, Raoul, Lettre sur la Suisse. No. 98. S. 389.
Roehlig, Friedrich, Auswahl des Besten aus seinen Schriften, von ihm selbst veranstaltet. . . . No. 47. S. 187.
Rubens, Anekdoten aus der Geschichte Englands . . . . . No. 86. S. 343.
Rückert, Fr., Frauentaschenbuch für 1823. . . . . No. 102. S. 405.
Rüder, F. A., das türkische Reich in Beziehung auf seine fernere Existenz und die Sache der Griechen. No. 71. S. 284.
Rüder's und Gleich's literarischer Beobachter. . . . . No. 99. S. 395.
Rupertl, Gr. Aler., Des heiligen Abendmahls ursprüngliche Feyer. No. 27. S. 106.

Sammlung moralischer und lehrreicher Erzählungen für die Jugend. No. 99. S. 394.
Sappho. . . . . No. 86. S. 343.

Digitized by Google

Sammler s. Schmidt.

Schaden, Adolph von, Katersprung von Berlin über Leipzig nach Dresden . . . . No. 6. S. 21.

— — Bocksprung von Dresden nach Prag . . . . No. 47. S. 188.

— — Theodora, die Leipziger Jungemagd ꝛc. . . . No. 72. S. 285.

Scheil, Jos., Darstellung der hermeneutischen Momente der Auslegung der dogmatischen Bibelstellen. No. 26. S. 103.

Schinz s. Cuvier.

Schlotterichte Königin. . . . No. 61. S. 244.

Schmidt, Dr. F. W. V., Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie . . . . No. 7. S. 28.

—, C. A., Der Sammler . . . No. 25. S. 97.

Schmidt, M., Der literarische Anzeiger. Das.

Scholz, Reise in die Gegend zwischen Alexandrien und Peratonium ꝛc. No. 102. S. 407.

Schreiben und Lesen. . . . No. 67. S. 268.

Schulz, G., Moja. . . . . No. 5. S. 18.

—, Prof., Anfang an heil. Stätte oder Entlarvung Herrn Joh. Gottfried Scheibels ꝛc. . . . No. 88. S. 352.

Schütz, Wilhelm von, aus den Memoiren des Venezianers Casanova. No. 66. S. 262.

—, Prof., Berichtigung einer mich betreffenden Stelle im Leben Schlözers von Heinrich Döring. No. 104. S. 416.

Schütze, Stephan, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1823. No. 98. S. 391.

Schwarz, F. H. O., Evangelisch-christliche Ethik. . . . No. 31. S. 121.

Schweiz, die, aus dem Europäischen Standpunkte. . . . No. 33. S. 129.

Schwenk, Conr., Kallimachus Hymnen No. 28. S. 111.

Scott, Walter, Kenilworth. . . No. 24. S. 93.

— —, Waverley. . . . No. 63. S. 250.

— —, Der Pirat. . . . No. 63. S. 251.

— —, The Fortunes of Nigel etc. . . . . No. 74. S. 293.

Si quis Cameræ maledixerit. . . No. 25. S. 100.

Spanische Romanzen aus der frühern Zeit, Sammlung. . . . No. 12. S. 45.

Spittler, L. T. v., über Chrph. Basolds Religionsveränderung mit Zusätzen von Gottl. Christ. Fr. Mosike. . . . . No. 74. S. 294.

Staats- und völkerrechtliche Ansichten des Kampfes der vereinigten Griechen gegen die Türken. . No. 63. S. 249.

Stäudlin, Dr. Carl Friedr., Lehrbuch der Encyclopädie, Methodologie u. Gesch. der theolog. Wiss. No. 13. S. 52.

Steffens, Heinrich, die Freymaurerey. No. 31. S. 123.

— —, Anthropologie. No. 65. S. 257.

Stirn. . . . . No. 53. S. 212.

Stollberg, Christian u. Friedrich Leop. Grafen von, Gedichte. . . No. 15. S. 57.

Streit, F. W. u. J. G. Fr. Cannabich, Der Globus herausgegeben von . . . . No. 26. S. 101.

Streit, J. W. A., Constantinopel im Jahr 1821. . . . No. 34. S. 135.

Surya Siddhanta. . . . No. 67. S. 265.

Sydow, Friedrich von, die Fürstenbraut. . . . No. 82. S. 328.

Sylle und der Paria. . . . No. 34. S. 136.

Taschenbuch für Damen für 1822. No. 9. S. 33.

— — ohne Titel f. 1822. No. 18. S. 69.

— — zur Belehrung und Unterhaltung f. 1823. . . No. 77. S. 305.

— — zum geselligen Vergnügen für 1823. . . . No. 98. S. 392.

— — für Schauspieler s. Lembert.

Thalia für 1823. . . . . No. 86. S. 342.

The life of Mary, Queen of Scots, etc. No. 69. S. 276.

Thieme, Moritz, Kampf des Alten mit dem Neuen. . . . No. 66. S. 261.

Thilo, Joh. Car., S. Ignatii epistolæ. No. 31. S. 122.

Tiek, L., Gedichte, zweyter Theil. No. 45. S. 177.

Ton der Darstellung und Wirkung auf das Gefühl. . . . No. 93. S. 372.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von Karl Streckfuß . No. 80. S. 317.

Troß, Ludwig, metrische Uebersetzung ꝛc. des Ausonius. . . No. 45. S. 178.

Tzschirner, Dr. G. H., Protestantismus und Katholicismus ꝛc. . No. 74. S. 294.

Urania für 1823. . . . . No. 97. S. 387.

Vollbeding, Joh. Christ., vollständiges mythologisches Wörterbuch ꝛc. No. 104. S. 413.

Voß gegen Perthes. Abweisung einer mystischen Injurienklage . No. 30. S. 118.

— zweyte Abweisung ꝛc. . . No. 99. S. 395.

Voß, Julius von, die unfehlbare Besiegung der Ottomanen. . . No. 45. S. 179.

Voß, Johann Heinrich, Aristofanes, mit erläuternden Anmerkungen von Heinrich Voß. . . . . No. 46. S. 181.

Wachter, Ferdinand, Brunhild. No. 65. S. 258.

Wachlert, G. F. A., Johanna Grav. No. 83. S. 330.

Wahrmann, Michael, des Deputirten, Briefe. . . . . No. 32. S. 125.

Waschington und Napoleon. . . No. 6. S. 22.

Weber, Dr. Jos., Vom Verhältniß der Elektricität zum Magnetismus. No. 8. S. 29.

— —, Von den Meteorsteinen. . No. 11. S. 41.

Weichselbaumer, Dr. Carl, Menschen No. 76. S. 301.

— — — — Denone. Das.

— — — — Niebe. Das.

— — — — Dido. Das.

Weidmann, Franz, Ansichten auf der neuesten Reise nach Rom. . No. 84. S. 337.

Weinhold, Dr. C. A., Cyclus. . No. 62. S. 247.

— Nachtrag der Redaction darüber. No. 62. S. 248.

Wiesiers, Friedrich, satyrische Blätter. No. 40. S. 160.

Wendel, J. H., Deutsche Grammatik. No. 6. S. 23.

Wessenberg, J. H., Das Volksleben zu Athen u. s. w. . . . No. 1. S. 1.

Wießner, Amad., Lehre und Glaube der vorchristlichen Welt an Steinfortdauer und Unsterblichkeit. . No. 27. S. 107.

Wilhelm Meisters Wanderjahre. No. 7. S. 27.

Digitized by Google

Winer, Dr. G. Benedict., Handbuch der theolog. Literatur. . . No. 14. S. 53.
Wir. No. 10. S. 40.
Wirth, Mich., Ansichten des Glaubens. . . No. 26. S. 103.
Wolfart, Dr. K. Ed., Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus. . No. 86. S. 341.
Woltmann, Caroline, die weißen Hüte. No. 102. S. 407.
Wunder, die, des Himmels und das System des Weltalls. . . No. 103. S. 412.
Voß, Prof., Helvetischer Almanach für 1822. . . . . No. 50. S. 198.
—, Joh. Rud., neue Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz. . . . No. 72. S. 289.

Zahme Zenie. . . . . No. 49. S. 196.
Zauper, J. St., Studien über Göthe, als Nachtrag zur deutschen Poetik aus Göthe. . . . . No. 72. S. 287.
Zenoni, Graf, Seitenstück zu Siegfried von Lindenberg u. s. w. von Jocosus. . . . . No. 32. S. 125.
Zimmer, Joh. Ger., Luther auf dem Reichstage zu Worms, 1821. No. 31. S. 122.
Zimmermann, J. Ch. G., nach dem Vorberichte, vier Gedichte den Griechen gewidmet. . . . . No. 33. S. 130.
Zschokke, H., des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. No. 105. S. 417.
Zustand, gegenwärtiger, der Türkey, besonders Constantinopels, in topographischer, moralischer ꝛc. Hinsicht; übersetzt von Dr. Bergk. No. 78. S. 312.

Digitized by Google

Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 1. Januar 1822.

Staatenkunst.

Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Pericles, nach griechischen Schriften, von J. H. Wessenberg. Mit dem Motto aus der Ode III. 18 des Horaz: O quisquis volet impias caedes, et rabiem tollere civicam u.s.w. Zürich b. Orell, Füßli u. Comp. 1821. 136 S. 8.

„Unter den Freystaten Griechenlands (so drückt sich die Vorrede aus) hat Athen der Muse der Geschichte die glänzendsten und anziehendsten Scenen geliefert. Keiner hat eine so weise und humane Verfassung aufzuweisen, wie diejenige, auf welche Solon die Wohlfahrt der Stadt des Cecrops und Theseus, als sie durch die Partheiwuth oligarchischer Factionen zerrüttet war, gegründet hat. Unter dem Schirme dieser Verfassung schwang sich Athen auf eine Höhe von Macht und Bildung, auf der sie alle hellenischen Freystaaten überstralte. In ihr ist das gefährliche der Volksherrschaft durch unvermerkte Beymischung einer wohlthätigen Aristokratie auf eine bewunderungswürdige Weise gemäßigt, und den Ausschweifungen der Oligarchie wird darin durch die Oeffentlichkeit der Verwaltung und die große Theilnahme des Volks an den Wahlen und an allen wichtigen Angelegenheiten des Staats kräftig begegnet. Alle seine politischen Einrichtungen hat Solon den ewigen Forderungen der sittlichen Ordnung anzupassen gesucht. Sein Hauptbestreben war dahin gerichtet, den Gebildetsten, Vernünftigsten und Besten den vorzüglichsten Antheil an der Regierung zu verschaffen, ohne daß irgend eine geschlossene Kaste bevorrechtet wäre, oder ein die andern Klassen gefährdendes Uebergewicht erhalten könnte. Dadurch ward es möglich, daß das Interesse für das Wahre, Gute und Schöne, für Bildung, Wissenschaft und Künste, sich mit in die Zwecke der athenienssischen Staatsverwaltung innigst verflocht, waren diese gleich zunächst nur auf Handhabung innerer Gerechtigkeit und auf Befestigung und Erweiterung der äußern Macht, vorzüglich der Oberherrschaft auf dem Meere, berechnet. . . Es bewahrt die Geschichte von Athen, zumal zur Zeit des Pericles, auch für unser Zeitalter wichtige Lehren. Er und Solon betrachteten die Oligarchie als die gefährlichste Feindin ihres Freystaats. Heut zu Tage erkennen die Monarchen in der Unbeschränktheit der Gewalt die gefährlichste Feindin des Thrones. Sie finden es vortheilhaft, Völker nach Verfassungen zu regieren, die, indem sie die Rechte aller Klassen gewährleisten, auch dem Thron die Fülle der Gewalt zur allgemeinen Vollziehung der Gesetze geben, und ihn mit Wächtern und Anstalten gegen die Mißbräuche der Verwaltung und die Anmaßungen der reichen, ehedem zum Theil bevorrechteten Klassen, wodurch die öffentliche Ruhe gestört werden könnte, schützend umgeben. Solche freysinnige Verfassungen sind vielleicht die schönste und erfreulichste Lösung der Aufgabe: die in der Natur der menschlichen Gesellschaft begründeten Forderungen der Freyheit und Ordnung gleichmäßig zu befriedigen, und ihnen eine feste und dauerhafte Grundlage zu geben. Sie sind die Morgenröthe besserer Zeiten.“

Es konnten Vorwurf und Zweck der kleinen, aber kunstreichen Schrift nicht besser als durch die vorstehende ihr enthobene Stelle angegeben werden. Das Kolorit derselben ist das griechische und ihre Form die des sogratischen Gespräches, dessen eilf Abschnitte, wenn nicht alle, doch je die bedeutsamsten und wichtigsten Verhältnisse des Staats- und Volkslebens besassen. Was in der anmuthigen Darstellung natürlich und kunstlos erscheint, darin wird der Kenner die Ergebnisse gründlicher Studien und Forschungen finden, deren Mühe der Leser nicht theilt, während ihm hingegen das Vergnügen zugetheilt ist, die daraus hervorgegangenen Ideen nicht nur zu erfahren, sondern auch von ihrer Entwicklung selbst Zeuge zu seyn.

Die leichttöpfigen und tadelsüchtigen Kechenäer sind die Stellvertretter der ächten Demagogen, die unter dem Vorwand der Volksbeglückung so gern zu eigener Höhe hinaufsteigen möchten, auch kommen die Sophisten, die Metaphysiker mit ihren dunkeln Vorstellungen „für die in unserm Hirn sich gar keine Zelle finde, wenn nicht ein prächtig Wort sie einschwärzte,“ die Staatskünstler und alle, welche die Liberalität wie die Macht mißbrauchen, als solche die dem gemeinen Wesen übel zuschlagen, nach Verdienen weg. Noch

Digitized by Google

gefährlichere Feinde der wahren Freyheit sind die Untugenden, Ehrgeiz, Habsucht, Prachtliebe u. s. w. Soll es wohl gehen, so müssen die Regierenden von erhabenen Ideen beseelt seyn, die ihnen festen Willen und ausdauernden Muth geben. Das reine Beyspiel leitet die Menge zum Guten und die Freyheit der Meynungen fördert den Wettstreit der Kräfte. Nicht Einheit in Verfassungen und Gesetzen ist nothwendig, aber in den Gesinnungen. Einförmigkeit ist die Maxime der Tyrannen, da die Mannigfaltigkeit zur schönen Zusammenstimmung des Ganzen beyträgt. Die Erziehung muß dem Menschen die Gesinnungen geben, und zwar die öffentliche und gemeinsame Erziehung, bey welcher Lehre und Beyspiel gleich wirken. Hier eine Probe des Dialogs.

Sokrates. Wem vertrauen itzt die reichen Athener gewöhnlich die Erziehung ihrer Kinder an?

Menon. Begünstigten Sclaven.

Sokrates. Woher kommt es, daß sie am liebsten Sclaven zu Pädagogen ihrer Kinder bestellen?

Menon. Weil die Sclaven am geschmeidigsten sind, zu gehorchen.

Sokrates. Aber können denn Sclaven den Kindern einen freyen Sinn einflößen?

Menon. Sie können unmöglich geben, was sie nicht haben.

Sokrates. Können aber nicht auch Sclaven durch bessere Erziehung Freysinn erhalten haben?

Menon. O ja, es giebt ihrer, aber sie hören dann auf Sclaven zu seyn. Denn der Geist ist es, was frey macht. So war dein trefflicher Phädon der Sohn eines Sclaven, bis er auf des Sokrates Verwendung dein Schüler geworden.

Sokrates. Welcher Erziehung giebst du den Vorzug, der von Sparta, oder der von Athen?

Menon. Wie beyde itzt bestellt sind, der von Sparta.

Sokrates. Warum?

Menon. Weil sie noch immer strenge Lykurgs Vorschriften getreu bleibt, während die Athener in der Erziehung die Grundsätze des Solon vernachlässigen.

Sokrates. Worin unterscheiden sich Lykurgs und Solons Anordnungen über die Erziehung?

Menon. Beyde wollen, daß die Erziehung eine gesunde Seele in einem gesunden Körper bilde. Lykurg verordnete aber die öffentliche und gemeinsame Erziehung aller spartanischen Kinder; Solon überließ die erste Erziehung ganz der häuslichen Sorgfalt der Eltern.

Sokrates. Scheint dir Solon nicht der Natur treuer geblieben zu seyn, als Lykurg?

Menon. Allerdings, und dadurch empfiehlt sich die Einrichtung zu Athen vor der zu Lakädemon sehr. Soll aber die häusliche Erziehung gute Früchte bringen, so muß der Eltern Haus ein Heiligthum der Tugend seyn. Hier muß der Knabe, der Jüngling lernen, bescheiden, enthaltsam, züchtig und ehrbar seyn, und jedes Unrecht scheuen.

Sokrates. Wann hast du aber gesehen, daß aus einem bescheidenen, stillen und ehrbaren Jüngling ein Mann in der Welt geworden?

Menon. Empfing nicht Tellus um seiner Tugenden willen von der Göttin ein Schwert, und dann die Hand der göttlichen Thetis, der schönsten unter den Nereiden? Und unser Aristides, Miltiades, Cimon — die haben sich fürwahr als Jünglinge nicht bey buhlerischen Weibern durch müssiges Pflastertreten, schwärmende Nächte, und lustige Gelage zu solchen Männern gebildet.

Sokrates. Wird aber itzt ihre Zeit nicht die alte gescholten?

Menon. Freylich sieht die neue ganz anders aus. Itzt wird schon in dem Elternhaus mit jedem Laster geliebäugelt; es ist eine Schule unedriger Gesinnung und verwerflichtender Ueppigkeit. Aber Himmel! Was für ein armseliges Spartanergeschlecht sehen wir auch daraus hervorgehen! Den Eltern in allem Unlöblichen ähnlich, schwache und eitle Tangenichtse. Wie vorlaut, wie absprechend über alles, besonders über Staatssachen, deren Behandlung sie leichter dünkt, als die Flöte zu spielen, oder zierlich zu tanzen, oder ein Pferd zu bändigen! Deutlich puppen, von jedem Lüftchen der Meynung, den Gunst oder der Bestechung hin und her bewglich, und wenn's hoch kömmt, mit der Gutmüthigkeit begabt, die immer die Schlechtenschond, die Guten preisgiebt, und ihre Feigheit hinter schales Lächeln verbirgt. Nur in Einem Stück wird den Söhnen Charakter eingeprägt. Wie sich die Mannsjahre nähern, stößt man ihnen nichts sorgfältiger ein, als sie sollen trachten reich zu werden; als ob man gerade so viel werth sey, als man Geld und Gut besitzt, der aber ein Nichtswürdiger, der nichts dergleichen hat. Muß so die Werthertheit nicht zur andern Natur, zur andern Sitte werden? Doch was das Schlimmste ist, — Eltern und Kinder stehen für die Werthertheit im Bündnisse.

In griechischen Gesprächen durfte das καλον και αγαθον nicht fehlen. Die Werkstätte des Phidias veranlaßt eine Werthedbigung des Aufwands für die Kunst, deren Werke zwar zerstörbar sind, aber unvergänglich in den Seelen ihr Gepräge und Eindruck. Wie dann überhaupt die Götter empfohlen werden, welche wahrhaft beglücken, das Wahre, das Gute, das Schöne. Wir wollen hierüber dem Zwiegespräche nochmals zuhören.

Lais. Was nennt ihr das Wahre?

Antisthenes. Nur das ist wahr, was, vom Schein entkleidet, den Dingen zum Grunde liegt, das Wesen der Dinge.

Lais. Aber gestandest du nicht vorhin selbst, daß wir zwar nach diesem Wesen forschen können, aber nie gewiß sind, es gefunden zu haben?

Digitized by Google

Antisthenes. Allerdings, gewährt aber nicht auch schon das Forschen hohen Genuß?

Lais. Ohne Zweifel, wenn es nur nicht in Grübelsucht und Grillenfängerei ausarter. Aber was versteht ihr denn unter dem Guten?

Antisthenes. Die ewige Harmonie, Das Streben darnach heißt die Tugend, deren Schutzwache das Gewissen ist.

Lais. Sehr erhaben. Doch du bist wohl auch ein Liebhaber des Schönen, Antisthenes?

Antisthenes. Du irrst nicht, wenn du mich dafür ansiehst.

Lais. Ist aber das Schöne verschieden von dem Guten?

Antisthenes. Beide sind verschwistert; auch sehen wir sie auf der nämlichen Wellenlinie schweben, sie scheinen mir daher nur Eins.

Lais. Aber hältst du denn das Schöne für mehr als bloßen Schein?

Antisthenes. Das Schöne, (was ich dir itzt sage, sieh es nicht als bloße Schmeicheley für dich an!) das Schöne ist uns der Abglanz des Besten, des Vollkommensten, der ewigen Ordnung und Harmonie! und wir lehren daher, daß die Betrachtung und Liebe des Schönen ein vorzügliches Mittel zur innern Veredlung sey.

Lais. Doch ist das Schöne, wie du weißt, nur zu oft blos eine Larve, oder ein Lockmittel des Lasters.

Antisthenes. Kann dieß dem Werth des Schönen etwas benehmen? — Pheryne fehlt nichts an der schönen Gestalt der Venus Urania. Doch welcher Tugendliebende wird sich von ihr anlocken lassen, da ihr häßliches Leben zum Sprüchwort geworden? Ursprünglich war das Schöne nur der Tugend Gewand. Erhöht es aber itzt nicht der Tugend Würde, daß selbst das Laster, um Liebhaber zu gewinnen, sich in ihr Gewand hüllen muß?

Diotima. Was du sagst, Antisthenes! scheint mir so wahr als schön. Mit Vergnügen sah' ich diese Wahrheiten in manchen Scenen unseres Euripides lebendig und anziehend dargestellt.

— Der Dialog berührt hier einen Abschnitt im Volksleben von Athen, dessen Anführung ungern vermißt wird. Der Einfluß des Theaters verdiente unstreitig ein eigenes Gespräch, das einstweilen noch mangelt, und das wir in einer zweyten Auflage nachgeholt zu sehen hoffen, denn einer solchen wird ohne Zweifel die treffliche Schrift des edlen Verfassers nicht lange ermangeln, von dem in Wahrheit gesagt werden kann, was sie selbst von Socrates gesagt hat: „Dieß ist es eben, was seine Gegner so in Harnisch brachte. Gerade das macht ihn zum Weisesten, was sie nicht haben."

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

Gottesgelahrheit.

Die französische Literatur steht gegen die deutsche in Ansehung geistlicher Schriften, die es werth sind aufbewahrt zu werden, sehr im Schatten. Nicht als ob zur Gottesgelahrheit sich keine Zöglinge in Frankreich fänden; im Gegentheile ist hier die Zahl derer, die diesen Studien obliegen, bey Weitem größer als im protestantischen Deutschland, besonders jetzt, wo eifrigst dahin gestrebt wird, den Kirchen ihren alten Glanz und ihre zahlreichen Diener wieder zu geben. Aber unter diesen Dienern findet sich kein Bourdaloue und Massillon, kein Bossuet und Fenelon, kein Flechier und Mascaron mehr. Die jetzigen Geistlichen mögen grundgelehrte Männer seyn, aber die Gabe der Beredsamkeit wurde ihnen nicht verliehen, und schon seit vielen Jahren drungen nichts mehr von ihren Kanzeln außerhalb der Kirche hervor, ihre Worte scheinen in den hohen Gewölben zu verhallen, oder nur eine geringe Anzahl von Zuhörern zu erbauen. Höchst selten werden ihre Predigten der Presse übergeben, um im Stillen beherziget zu werden, zur häuslichen Andacht zu dienen und einem größeren Publikum, ja der Nachkommenschaft noch Früchte zu tragen. Die geistliche Beredsamkeit wird dadurch in der französischen Literatur ein beynahe unfruchtbarer Zweig, auf welchem nur spärlich eine Leichenrede ausbricht, und wer kennet die sprichwörtliche Redensart nicht: il ment comme une oraison funebre?

Bekanntlich wurde ihr sogenannten Jahrhunderte Ludwigs XIV., diese mit dem damaligen auf Eitelkeit gegründeten Zeitgeiste so sehr übereinstimmende Gattung geistlicher Beredsamkeit, auf das sorgfältigste gepflegt. Wie hatte man auch diejenigen, die in der Gesellschaft als Wesen höherer Art betrachtet wurden, selbst nach ihrem Tode noch, nicht der allgemeinen Bewunderung aussetzen sollen? Ein Condé, ein Turenne, eigneten sich allerdings dazu, Männer wie Bossuet und Flechier zu begeistern. Im Leben von Allen bewundert, konnte nach ihrem Dahinscheiden ihr Lob Keinem übertrieben scheinen. Aber von wie vielen verstorbenen Großen hat ein solches Lob nicht die Kanzel entheiligt, von wie Vielen strafte die Geschichte ein solches Lob Lügen! Dennoch hat das erwähnte Jahrhundert in diesem Fache Meisterstücke aufgestellet, die seitdem fortdauernd nachgebildet oder geplündert worden sind, und ungeachtet ihrer übertriebenen Schmeicheleyen, stets noch als Muster dienen. Aber durch langes Schöpfen ist diese Quelle fast versiegt, und es bleibt den geistlichen Lobrednern wenig übrig, als zu wiederholen, was schon von andern vielfältig gesagt wurde. Zu ihrem Unglücke sind jene Muster allgemein bekannt, und nicht selten geschiehet es, daß jeder Zuhörer oder Leser anzugeben vermag, wem die zusammengestoppelten Redesätze oder aufgewärmten Gedanken ursprünglich zugehören.

Um desto seltner, aber zugleich um desto erfreulicher ist es, wenn Reden dieser Art im Druck erscheinen, denen jener Vorwurf nicht gemacht werden kann, und gewiß gehört folgende, am 7. August vom Abt Feutrier gehaltene Leichenrede unter diese Zahl:

Oraison funèbre de S. A. S. Mme la duchesse d'Orléans douairiere, par M. l'Abbé Feutrier, vicaire-général de la grande aumonerie de France. Das Leben der Prinzessinn

Digitized by Google

vor dem Redner ein reiches Feld zur Ernte dar. Wenig Menschen haben in dem plötzlichen Uebergange vom glänzenden Glücke zu den herbesten Schlägen des Unglücks mehr Standhaftigkeit und Muth bewiesen, als diese Fürstinn. Wenig Frauen wurden im Leben mehr geliebt, im Tode mehr betrauert, als die Tochter des Herzogs von Penthièvre, ehemalige Gattinn des in den Stürmen der Revolution umgekommenen Philipp von Orleans. Hr. Feurrier hat mit Begeisterung von ihr gesprochen und gewiß keinen schlechten Beytrag zu der vielleicht bald zu erscheinenden Sammlung panegyrischer Schriften geliefert. (3 Bogen Druck in 8. Wird zum Besten der Armen verkauft. Bey Leclerc.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, im Mai 1821.

(7. Mai.) Herr Cuvier legt einen Kopf vom amerikanischen Tapir vor, welcher von der ostindischen Art verschieden ist. Es wird eine kurze Nachricht von der Reise der Herren Diard und Duvaucel zu dem asiatischen Malaienvolke, und von den Naturgegenständen verlesen, welche sie dem Museum der Naturgeschichte bestimmt haben und worunter sich auch ein Tapirkopf befindet. Hr. Geoffroy Saint-Hilaire liest einen Aufsatz über die Bildung des Wirbelknochens, seine Elemente und das gegenseitige Verhältniß seiner Theile in den verschiedenen Thierklassen, insbesondere handelt er vom Wirbelbein der Lamprete. Hr. Arago überreicht verschiedene Abhandlungen des Hrn. Liflet-Geoffroy aus Isle-de-France. Sie befassen die Beschreibung einer Reise nach der Touqui-Bai und nach Madagascar, nebst Bemerkungen über die neue Karte des nord-östlich von dieser Insel gelegenen Archipelagus. Hr. Arago verlangt, es solle Hr. Liflet weder als Correspondent anerkannt werden, indem er nur durch Mißverständniß aus dem Verzeichniß derselben gestrichen werden konnte. Die Akademie beschließt, es soll dies geschehen, und hingegen bey der nächsten Erledigung einer Correspondentenstelle der geographischen Sektion keine Ersatzwahl Statt finden.

(14. Mai.) Der bey den Cadasterarbeiten angestellte Ingenieur, Hr. Laur, bittet um Veranstaltung einer Prüfung seines neuen Werkes über die Geodesie, und Hr. Thaer verdankt seine Ernennung als Korrespondent. Hr. Delambre liest einen kleinen Aufsatz, worin er Zweifel über die Aechtheit des Schädels äußert, welchen Hr. Bertelini als den Schädel von Descartes aus Schweden überkandt hatte. Hr. Cuvier sucht die Zweifel zu widerlegen, wobey es dann sein Bewenden hatte.

Hr. Dumeril erstattet Bericht über einen Aufsatz des Hrn. Virey, der eine neue Hypothese über die Bildung und Bestimmung des Homens im weiblichen Körper enthält; sie beruht aber auf keinen eigenthümlichen Forschungen und scheint auch keine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Günstiger fällt ein Bericht des Hrn. Desfontaines aus, über das von Hrn. Descourtils eingereichte handschriftliche Werk von den Arzneypflanzen der Antillen, welches Botanikern und Aerzten gleichmäßig interessant seyn muß, und zu dessen Herausgabe der Verfasser eingeladen wird.

Hr. Navier überreicht eine Abhandlung, welche die Gesetze darstellen soll, nach denen die kleinsten Theilchen (molecules) der festen elastischen Körper ihre Stellen verändern (se deplacent), wenn diese Körper entweder durch Einwirkung verschiedener Kräfte im Gleichgewicht erhalten sind, oder durch die nämlichen Kräfte in Schwingung gerathen. Hr. Geoffroy Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über zwey hantartige Bekleidungen des Rückenwirbels und über den Einfluß, welchen diese beyden Knochenhäute auf die Bildung der Wirbelbeine haben. Hr. Dupetit-Thouars liest den dritten Abschnitt seiner Arbeit über die Knospen, dessen Aufschrift also lautet: so wie die Knospe sich entwickelt, so gehordt sie zwey verschiedenen Bewegungen, die eine steigt aufwärts (mouvement aerien), die andere geht abwärts (m. terrestre). Die erstere gewährt den Embryon der Blätter (la plumule), die zweyte liefert neue Holz- und Rinde-Fasern (la radicule). Hr. Moreau de Jonnès liest eine Notiz über die große Strömung des atlantischen Aequatorial-Meers.

(21. Mai.) Hr Walkenaer überreicht und erklärt eine Karte des nördlichen Afrika. Eine Zuschrift des Hrn. Pons verdankt den ihm von der Akademie ertheilten nützenomischen Preis. Hr. Fohman sendet eine Abhandlung über die Milchsaftgefäße, und Hr. Miller eine in's Artilleriewesen einschlagende Arbeit. Der vierte Abschnitt von Hrn. Dupetit-Thouars Werk von den Knospen wird verlesen, dem zufolge die aus der Knospe niedersteigenden Fasern sich auf Unkosten des Cambium bilden, und den Stoff zu ihrer Wurzel-Verlängerung von oben herab bringen.

(28. Mai.) Hr. Chevreul verliest verschiedene Plächen, welche die Resultate von Versuchen zur chymischen Prüfung von Thierabstanzen enthalten. Hr. Ritter sendet eine Abhandlung über verschiedentliche Einrichtungen von Wasserpumpwerken. Hr. Biot liest eine Abhandlung zu Erklärung des Gesetzes, nach welchem die mit doppelter Refraction begabten Krystallen, die ihre Substanz durchziehenden Lichtstrahlen polarisiren. Hr. Moreau de Jonnès überreicht ein ungewöhnlich großes Stück der Buschspinne (Aranea avicularia), und liest hernach eine Abhandlung über die Temperatur der Antillen.

Hr. Thouin gibt Nachricht über die neuesten Bereicherungen, welche die Garten- und Pflanzschulen in den französischen Besitzungen beyder Indien erhalten und auch wieder andermärts abgegeben haben. Der königliche Naturforscher in Pondichery, Hr. Leschenault de la Tour, welcher seit etlichen Jahren den indischen Archipelagus und das Festland bereist, hat 44 lebende Pflanzenarten, die er auf den Bergen von Coltalam, 40 Meilen vom Cap-Comorin sammelte, dem Garten von Bourbon gesandt. Aus diesem letzteren ist eine Sammlung von Gewächsen in den Garten von Cayenne, durch den Kapitän vom Schiffe Philibert gebracht worden, und eine zweyte traf von daselbst im Pariser Pflanzengarten dieses Frühjahr ein; sie begreift 150 für Europa meist völlig neue lebende Gewächse. Ebenfalls von der Insel Bourbon hat der gewesene königliche Beschlshaber daselbst, Baron Milius, 36 Kisten mit Pflanzen, etwa zwanzig lebende Thiere und andere Naturmerkwürdigkeiten mehr für's königliche Museum in Paris zurückgebracht.

Druckfehler.

Zu der Recens. von Howwalds Bib Nro. 96. vor. Jahrg. S. 383. Sp. 1. Z. 25. v. o. l. sich entzündenden st. sich entzündeten. Ebendas. Sp. 2. Z. 26. v. u. l. eines talentvollen st. eines talentvollen. Im Nr. 95. S. 378. Sp. 2. Z. 5. v. u. setzt: Laß sehen? unrichtig als Frage.

Digitized by Google

Nr. 2.

Literatur-Blatt.

Freitag den 4. Januar 1822.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

(Gottesgelahrtheit.) Mémoires sur la religion, avec des tableaux de la discipline et des mœurs du tems présent dans les différentes communions. Premier mémoire: Des officialités anciennes et nouvelles.

Histoire abregée de l'Inquisition religieuse en France.

Beyde Flugschriften haben den Grafen Lanjuinais zum Verfasser, der keine Gelegenheit vorbey gehen läßt, sich als eifriger Vertheidiger des Rechts und der Wahrheit zu zeigen, und Anmaßungen jeder Art sich muthig zu widersetzen. Der edle Patriot wurde zu ersterer Schrift durch eine Verordnung des Bischofs von Metz bewogen, vermöge welcher er in seinem Kirchsprengel ein geistliches Gericht herstellet, das sich über mehrere Fälle in bürgerlichen Angelegenheiten die Entscheidung anmaßt. Schon im vorigen Jahre hatte Hr. v. Lanjuinais sich über den nämlichen Gegenstand geäussert, und in einer kleinen Schrift die Gesetzwidrigkeit eines solchen Tribunals in einem konstitutionellen Staate, besonders wenn die gesetzgebende Macht dieses Staats die Wiederherstellung desselben noch nicht verwilliget hat, deutlich an den Tag legte. Diese Schrift wurde in öffentlichen Blättern und Gegenschriften angegriffen, obwohl nicht widerlegt. Gegenwärtige neue Schrift des rüstigen Kämpfers für Freyheit und Unabhängigkeit ist eine Antwort auf jene Angriffe, und zugleich eine gelehrte Abhandlung über den ganzen Gegenstand, beydes in Hinsicht des politischen und canonischen Rechts. Nachdem Hr. v. Lanjuinais die persönlichen Ausfälle gegen ihn, zwar mit wenig Worten, aber kräftig zurückgewiesen hat, handelt er auf eine schwerlich zu widerlegende Art folgende Sätze ab: Was waren die geistlichen Gerichte vor dem siebenzehnten Jahrhundert? Unterdrückungs-Tribunale. — Wie und in welchem Geiste wurden diese Gerichte 1790 abgeschafft? Als ordnungswidrige und unnütze Einrichtungen. — Was würden diese Gerichte heutzutage seyn, wenn sie auf eine gültige Art wieder eingeführt wären? Eben so unnütze als gefährliche Tribunale. — Sind sie von den Bischöfen buchstäblich und absichtlich wieder hergestellt worden? Ja. — Thun die Bischöfe wohl daran, wenn sie sie vorsetzlich wieder herzustellen suchen? Sie thun sehr übel daran. — Drücken die Bischöfe, grammatikalisch und moralisch gesprochen, sich richtig aus, wenn sie sagen, die Wiedereinführung sey aus Unachtsamkeit geschehen? Sie drücken sich in jedem Sinne schlecht aus. Den Beschluß dieser verschiedenen, meisterhaft erörterten Sätze machen besondere Bemerkungen über die in Frage stehende Verordnung des Bischofs von Metz aus. (5 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 50 Cent. bey Baudouin).

Die zweyte Schrift ist, hinsichtlich ihres Gegenstandes, nicht minder wichtig, mit nicht minder Kraft und Sachkenntniß entworfen. Bey Gelegenheit des Gesetzesvorschlags, die geistlichen Gnadengehalte betreffend, behauptete der Minister der auswärtigen Angelegenheiten: die Bischöfe hätten die Einführung der Inquisition von Frankreich abgewendet. Hr. v. Lanjuinais schickte sich an, diese Behauptung in den öffentlichen Debatten der Pairs-Kammer zu widerlegen, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Die Gegengründe, die damals auf der Rednerbühne nicht laut wurden, sind hier durch die Presse verbreitet worden. Sie bestehen aus einer Reihe unläugbarer Thatsachen, durch welche Hr. v. Lanjuinais beweiset, daß die französischen Bischöfe, bey mehreren Gelegenheiten, sich sehr geneigt gezeigt haben, die Einführung eines Inquisitions-Tribunals zu begünstigen, und daß es wirklich bis um die Hälfte des Jahrhunderts, welches nach Ludwig dem Vierzehnten benannt wird, auf den mittäglichen Provinzen Frankreichs, wenigstens seinem gehässigen Namen nach, lastete. Diese historische Erörterung bildet mit der erwähnten, hier angehängten Meynung des würdigen Pairs über den Gesetzesvorschlag, die geistlichen Gnadengehalte betreffend, eine sehr belehrende Abhandlung, worin die reinsten patriotischen Grundsätze von einer ausgedehnten Gelehrsamkeit unterstützt werden. (4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 25 Cent. bey Baudouin).

Quelques Mandemens de Mgr. l'Evêque de Troyes, E. A. de Boulogne, à l'occasion des victoires de Wegram, Eylau, Reichsbourne, Eckmuhl, etc. et de la naissance et du baptême de S. M. le roi de Rome, réimprimés pour faire suite à l'Instruction pastorale de S. E. sur l'impression des mauvais livres, et notamment, sur les nouvelles Oeuvres complètes de Voltaire et de Rousseau. Der hier abgeschriebene vollständige Titel dieser kleinen, an sich unbedeutenden Schrift läßt hinlänglich die Absicht derselben errathen, und bedarf um so weniger einer weitern Erklärung, da der erbauliche Hirtenbrief, den der gelehrte Prälat zu Ende des verflossenen Augustmonats gegen Voltaire und Rousseau von seinem erhabenen Sitze zu Troyes herabschleuderte, gewiß auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben ist. Obwohl der Eifer der Geistlichen über die immer vermehrten neuen Auflagen jener ketzerischen Schriften, wovon in etlichen Jahren über hundert tausend Exemplare verbreitet worden sind, schon oft laut geworden war, ohne daß jemand darauf geachtet hätte, so mußte dennoch der Bannstrahl des Hrn. v. Boulogne einiges Aufsehen erregen, da er sich anmaßte, der Regierung aus Herz zu legen, ja ihr vorzuschreiben, wie sie sich bey diesem Un-

Digitized by Google

weien zu verhalten habe, um demselben Einhalt zu thun. Freylich stehen die Mittel, worauf der geistliche Herr hindeutet, nicht mit den Grundsätzen eines konstitutionellen Staats im Einklange; aber was kümmert sich die Kirche um den Staat, da sie als einzige, rechtmäßige Gesetzgeberinn sich betrachtet, und alle vorhandenen Einrichtungen zertrümmern möchte, um diese vermeynten Vorrechte geltend zu machen? Dahin wird es uns freylich nie kommen, daher es denn auch überflüssig seyn würde, den Hoffnungen der Geistlichkeit und ihrer Anhänger stets Vernunftgründe entgegen zu stellen. Besser man behandle sie, wie es in gegenwärtiger kleinen Flugschrift geschehen ist, wo dem frommen Manne, der in jenem Hirtenbrief mit so vielem Feuereifer, mit so vieler Salbung spricht, gezeigt wird, wie er einst unter anderen Verhältnissen sprach. (1½ Bogen Druck. Preis 75 Cent.)

Arzneywissenschaft.

Exposé des expériences sur le magnetisme animal, faites à l'Hotel Dieu à Paris, par J. du Potet. Der thierische Magnetismus gewinnt fortdauernd mehr Anhänger unter den Pariser Aerzten, obwohl die Gegner desselben immer noch ein bedeutendes Heer bilden. Aber findet doch die Vaccine selbst noch Widersacher, wie konnte also ein Heilmittel glücklicher seyn, dessen Realität sich minder vortheilhaft bewähren, minder wohlthätig in die Augen springen! Einer der tüchtigen und zugleich der einsichtsvollsten dieser Widersacher war der Arzt Hufson. Um seinen Unglauben endlich zu bekämpfen, stellte der Verfasser dieser Schrift, der an der Spitze der Pariser Magnetisirer stehet, gegen das Ende des Jahres 1820, im hiesigen großen, unter dem Namen Hotel Dieu bekannten Krankenhause mehrere Versuche an, wobey, außer dem Doktor Hufson, noch sechs und zwanzig andere Aerzte gegenwärtig waren. Der erwünschte Ausgang dieser Versuche, worüber in gegenwärtiger Schrift ein triumphirender Bericht erstattet wird, läßt vermuthen, daß der Magnetismus bald als Medicinalmittel allgemein von den Schönen in Schutz genommen werde. Bisher ließen sie nur insgeheim einen magnetisirenden Arzt, nicht selten ohne Vorwissen des Hausarztes, den Nervenbeschwerden und ähnlichen Uebeln zu sich rufen. Gemeiniglich wurden der Operation hygienische Rathschläge hinzugefügt, deren heilsame Wirkung dem Magnetismus zur besten Empfehlung diente, doch nicht alle befolgten den Rath des Arztes und bey diesen schlug der Magnetismus so wenig an, als es bisher Tropfbäder, Mittigel, oder wie sonst die Medicinalmittel heißen mögen, getban hatten. Gewiß ist die Potetsche Schrift schon in einer der vielen deutschen dem Magnetismus geweihten Zeitschriften, wovon mehrere bey den hiesigen Besitzern dieser Wissenschaft ein hohes Ansehen genießen, umständlich erwähnt worden, daher es überflüssig seyn würde, hier noch etwas über die erwähnten Versuche hinzuzufügen. (5 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 75 Cent. bey Bechet).

Gymnastique médicale, ou l'Exercice appliqué aux organes de l'homme, d'après les lois de l'hygiène, de la physiologie et de la thérapeutique, par Ch. Londe. Paris verdankt die Einführung der Turnkunst einem vormaligen spanischen Offizier, Namens Amoros. Anfangs beschränkte dieser seinen Unterricht auf Privatanstalten, seit zwey Jahren aber wird sein Eifer von der Regierung begünstiget, und die gymnastischen Uebungen sind, unter seiner Anleitung, nunmehr auch beym Militär einaeführt worden. Man hat ihm dazu den Park von Grenelle eingeräumt, der vor fünf und zwanzig Jahren durch das Aufsteigen seines Pulverthurms aber ganz Paris so viel Schrecken verbreitete, und seitdem, stets vom Schutte angefüllt, unbenutzt blieb. Junge Leute, die nicht zum Militär gehören, können gleichfalls Theil an diesen Uebungen nehmen, doch finden sie wenig Zulauf, und sie bedurften einer Empfehlung, wie Hr. Londe sie in gegenwärtiger Schrift giebt, um die Pariser endlich von ihrem Nutzen zu überzeugen. Der Verfasser hatte seine Schrift, vor ihrer Herausgabe, den beyden Commissaren der medizinischen Fakultät Esquirol und Chaussier zur Beurtheilung vorgelegt, und der günstige Bericht, den diese Herren darüber erstattet haben, giebt der Arbeit des Verfasers ein noch größeres Gewicht. Als Einleitung schickt er eine Geschichte der gymnastischen Uebungen, mit besonderer Rücksicht auf das Alterthum, voran. Diese und seine eignen, größtentheils beym Unterricht des Hrn. Amoros gesammelten Erfahrungen machten ihn fähig, die Vortheile der gymnastischen Uebungen gehörig zu würdigen. Er geht dann zum Plane seines Hauptgegenstandes über, der, in zwey Abtheilungen zerfallend, in der einen die Gymnastik auf den gesunden, in der andern auf den kranken Menschen anwendet. Nur die erste ist bis jetzt davon erschienen. Sie handelt zuvörderst von der Bewegung im Allgemeinen und theilet die körperlichen Uebungen in Klassen ein. Dann werden die heilsamen Wirkungen angedeutet, die für die menschliche Gesundheit aus der körperlichen Bewegung hervorgehen. Darauf gehet der Verfasser zur näheren Unterscheidung der Bewegungen über; setzt ihren mannigfaltigen Nutzen auseinander; schildert den Zustand der jetzigen Turnschulen in mehreren Ländern, spricht vom heilsamen Einflusse der Reibungen und Salbungen bey den orientalischen Völkern, stellt Betrachtungen über Alter, Temperamente, Geschlecht, Gewohnheit u. s. w. bey Anwendung der gymnastischen Uebungen an, und schließt mit einer Auseinandersetzung des Einflusses, den die Bewegung der Muskeln auf die Fähigkeiten des Geistes hervorbringt. Schwerlich kann ein Gegenstand vollständiger, angenehmer und zugleich philosophischer bearbeitet werden, als Hr. Londe den seinigen abgehandelt hat. Sein Buch wird von Allen mit Ruhen und Vergnügen gelesen werden, wenn die Fortschritte der Erziehung und die Vervollkommung des Menschengeschlechts nicht gleichgiltig sind. Es wäre zu wünschen, daß die zweyte Abtheilung, die jedoch mit der ersten in keiner unmittelbaren Verbindung stehet, bald nachfolgen möchte. (Oktavband. Preis 4 Fr. Bey Croullebois).

Precis théorique et pratique sur les maladies des yeux, par A. P. Demours. Der Verfasser dieser höchst gemeinnützigen Schrift, Augenarzt des Königs, gab vor drey Jahren eine weitläuftige Abhandlung über die Augenkrankheiten in drey Oktavbänden und einem Quartbande mit 81 Kupfern heraus. Funfzig dieser Kupfer waren illuminirt, und stellten mit großer Genauigkeit die verschiedenen Verlehungen oder krankhaften Zufälle dar, denen das Sehorgan ausgesetzt ist. Aber das Werk war kostbar und den gewöhnlichen Finanzen angehender Aerzte nicht angemessen. Hr. Demours faßte daher den Entschluß, jenes große Werk in gegenwärtigem einzigem Bande zusammen zu drängen, ohne jedoch etwas Wesentliches darin mit Stillschweigen zu übergehen. Er hat seine Absicht mit vieler Sorgfalt, Umsicht und Geschicklichkeit ausgeführt, so daß der Leser in diesem Auszuge eine so vollständige Lehre der Augenkrankheiten als im erwähnten großen Werke finden, und eigentlich nichts als die Kupfer verlieret (37 Bogen Druck in 8. Preis 7 Fr. 50 Cent. Bey Le Normant).

Botanik.

Fragmens de philosophie botanique, ou de la manière la plus convenable de voir et de travailler en histoire natu-

Digitized by Google

relle et particulierement en botanique; par A. L. Martin. Der Zweck des Verfassers ist die Pflanzenkunde einfacher und folglich das Studium derselben leichter zu machen. Er erfordert demnach zu allererst gegen den Misbrauch der unendlichen Vervielfältigung bey der Gattungen und der Geschlechter in der Naturgeschichte überhaupt und in der Botanik insbesondere. Er untersucht den Begriff, den, im Allgemeinen, Naturkundiger sich von der Gattung machen, und stützt sich auf Locke und Condillac, indem er beweiset, daß die Gattungen blos durch unsern Geist bestimmt werden, keinesweges aber besondere, von der Natur bestimmte Gruppen ausmachen. Ihm scheint die Meinung, daß wirklich Gattungen vorhanden seyn, eine Quelle von Irrthümern, die zu einer täuschenden und gänzlich mit der Natur der Sache unvereinbaren Idee führen. Er wünscht, daß in den Katalogen eine große Anzahl von Gattungen verschwinden möchte, die, wie er durch Beyspiele beweiset, eben dieselben nur durch Dertlichkeit und andere Umstände veränderte Gattungen sind. Diese in sechs Kapiteln vorgetragenen geistreichen und anziehenden Bemerkungen bilden die erste Abtheilung gegenwärtiger Schrift. In den folgenden Kapiteln setzt der Verfasser die Grundsätze auseinander und bestimmt die Regeln, nach welchen eine Abänderung in der Anordnung der Gattungen vorgenommen werden müßte. Seiner Meynung nach, müßte dabey blos der Nutzen oder die Brauchbarkeit einer Pflanze zur Richtschnur dienen. Wie er diese Idee ausführt, erlaubt der beschränkte Raum dieses Blattes nicht hier anzugeben. Dem Uneingeweiheten in der Pflanzenkunde scheinet das einfache System, welches Hr. Marquis vorschlägt, höchst vernünftig. Aber es würde eine völlige Revolution in dieser Wissenschaft zur Folge haben und dürfte daher verdammet werden, noch ehe es beherziget worden. (13 Bogen Druck 8. Bey Mequignon Marvis).

Geologie.

Voyage souterrain, ou Description du plateau de Maestricht, par le Colonel Bory de Saint-Vincent.

Ehe der Leser dieses Buch eröffnet, ist er darauf gefaßt, dem Verfasser in einen gelehrten Abgrund zu folgen, und nur geologische Kenntnisse sich von ihm zu verschaffen. Allerdings spricht Hr. Bory de Saint-Vincent über wissenschaftliche Gegenstände als ein Gelehrter, aber demungeachtet ist sein Buch auch für den Laven unterhaltend, ja unterhaltender als mancher selbst gut geschriebene Roman. Kaum hat man zu lesen angefangen, so verschwinden die unförmlichen Steinmassen mit ihren mannigfaltigen Schichten, und man findet nur noch ein schreckliches unterirdisches Gewölbe, ein unermeßliches Labyrinth, in welchem selbst diejenigen, die mit diesen Gängen vertraut sind, sich nicht selten verirren und ihren Tod finden. Man durchwandert mit gespannter Aufmerksamkeit, zugleich aber mit Schauder und Ehrfurcht diese Höhlen, über welche so viele Menschengeschlechter hintraten, diese Salonengänge, in welchen die römische Größe selbst unter der Erde erhabene Spuren ihrer Allmacht zurück ließ, diese Straßen ohne Einwohner, diese einsamen Kreuzwege, grabmal geräumiger, weit höher und in größerer Anzahl als die der berühmten Catacomben Roms. Aus einem vortrefflichen Werke wissenschaftlicher Forschungen hat Hr. Bory ein belehrendes Buch für Jedermann, ein anziehendes, philosophisches Buch für den unterrichteten Leser gemacht. Drey seltene Eigenschaften, die aber noch seltener vereint sich finden, stehmen in demselben ganz besonders hervor: zuerst gründliche Kenntnisse mit richtiger Urtheilskraft und einer beharrlichen Geduld verbunden; dann ein natürlicher, lebendiger, materischer Styl; zuletzt ein guter Geschmack und ein reines Gefühl für das Schöne, sowol in der Natur als Kunst. Dieser mit einer topographischen Karte und drey vom Verfasser selbst gezeichneten Ansichten gezierten Schrift, ist eine neue Reise des Doctors Leon Dufour in den Pyrenäen (Voyage dans les montagnes maudites) angehängt, worin die nämliche Eigenthümlichkeit des Styls, die nämliche Philosophie, als in ersterer herrscht, mit welcher sie in jeder anderen Hinsicht sich gar wohl in einem Bande verträgt; doch dürfte der wahre Freund der Natur wünschen, daß Hr. Dufour bey seinen Darstellungen ost ein wenig malerischer zu Werke gegangen seyn möchte; aber wiederum würde sich der Kräuterkenner belangen, weil alsdann das Verfassers Herbarium minder vollständig geworden wäre. (24 Bogen Druck in 8. Preis 6 Fr. 50 Cent. bey Pontbieu).

Philosophie.

Conrs de philosophie, par Garrigues. Der Verfasser dieser Schrift, in der Normalschule erzogen, betrat seine literarische Laufbahn mit einer „Theorie des Glücks," die kein Glück machte. In gegenwärtigem Cursus der Philosophie sucht er einen gediegenern Styl anzunehmen und dieser seinen Gegenstand zu ergründen, wozu er sich freylich in einem kleinen Octavband höchst beschränkte Gränzen vorgezeichnet hat. Aber vielleicht sollte der Titel dem Buche Abnehmer verschaffen. Eigentlich wollte Hr. Garrigues wohl nur einen philosophischen Versuch wagen, und mit Condillac und Rousseau eine Lanze brechen. Daß er seinen von beyden auf dem Sattel heben und unnützen Kleine seine geringen Kräfte anstrengen würde, dessen konnte er schwerlich selbst in Abrede seyn. Demungeachtet läßt er sich in die tiefsten metaphysischen Untersuchungen ein. Aber seine Beweise sind größtentheils nur Declamationen, und er spricht vom Daseyn Gottes, von dessen Eigenschaften, vom moralischen Guten und Bösen, von der ewigen Dauer der Belohnungen und Bestrafungen, nicht anders, als stünde er auf der Kanzel. (Preis 3 Fr. Bey Le Normant).

De l'âme dans le veille et dans le sommeil, par Opoix. Der Verfasser legt dieser kleinen Schrift einige Phänomene des Schlafs zum Grunde, auf welche, wie er meynt, die Metaphysiker bisher nicht aufmerksam waren. Wie geht es zu, fragt er, daß im Traume unsere Seele Gegenstände, die kein Daseyn haben, nicht nur sieht und hört, sondern sie gleichsam berührt? Wie vermag sie in diesem träumenden Zustande mit den ihr vorschwebenden Schatten ganze zusammenhängende Unterredungen zu halten, und deutlich die Worte zu vernehmen, die aus dem Munde dieser einabildeten Personen hervorgehn? Er bemerkt ferner, daß die Gedanken, die eben diese Schattenbilder in ihren Gespräche ausdrücken, und die nicht selten der Art sind, daß sie beym Erwachen unser gerechtes Erstaunen erregen, nothwendig das Werk unseres eigenen Verstandes seyn müssen. Aus dieser und einigen andern Bemerkungen ziehet Hr. Opoix den Schluß, daß der Verstand ausserhalb der Seele wohne, oder wenigstens die Seele nicht ausmache, den weil er ganz ohne Vorwissen derselben zu handeln vermag. Was ist denn aber die Seele? Diese Frage wird also beantwortet: „die Seele ist, was im Menschen denkt und will, empfindet und liebt, genießt und leidet, mit einem Worte, sein Ich." Hr. Opoix glaubt auf diesem Wege eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben, und spricht nicht selten, als habe er etwas von Kant vernommen, aber nicht begriffen. Der übrige Theil seiner Schrift sucht den Schlaf und die Träume zu erklären. Die nächste Ursache davon findet der Verfasser in der Erschlaffung der Organe des Gehirns. Diese Erschlaffung veranlaßt, seiner Meynung nach, ein unzusammenhängendes, unordentliches Wirken des Verstandes, und dieses Wirken sind die Träume. (10 Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. Bei Brunot Labbe).

Exposition des principes et classification des sciences

Digitized by Google

dans l'ordre des études ou de la Synthese, par H. Thorombert. Dem Titel nach wollte der Verfasser, ein junger Rechtsgelehrter zu Lyon, nur die Wissenschaften und ihre Studien eintheilen und ordnen, wie vor ihm d'Alembert, Dupont de Nemours, de Tracy, Lancelin, Jullien und Andere gethan haben; statt dessen giebt er den Grundsätzen der physischen Moral, des öffentlichen Rechts, des Privatrechts und des Völkerrechts eine solche Entwickelung, daß dieser Theil seiner Schrift als eine sehr gut gerathene Einleitung zum Studium der Gesetze angesehen werden könnte. Er betrachtet die Religion als erstes und vorzüglichstes Resultat der Wissenschaften, die Vorschriften des Evangeliums als untrügliche Richtschnur des Glücks für alle Erdbewohner. Der Mensch, im Verhältnisse seiner intellectuellen Eigenschaften mit den ihn umgebenden Gegenständen, führt den Verfasser zur Naturgeschichte, wovon, seiner Meynung nach, die burgerliche Geschichte einen Zweig ausmacht, und von da weiter zu den Künsten. Diese begreift er alle unter dem Namen: physische Wissenschaften. Ebenfalls führt ihn der Mensch im Verhältnisse seiner moralischen Eigenschaften mit den ihn umgebenden Gegenständen, besonders mit seinem Nebenmenschen, zu den Wissenschaften des natürlichen Rechts und der Gesetzgebung, wovon das öffentliche Recht, das Privat- und Völkerrecht besondere Zweige sind, und die er alle unter der Benennung: moralische Wissenschaften, zusammen fast. Schwerlich dürfte diese Klassification großen Beyfall finden. Demungeachtet ist Thoromberts Schrift nicht ohne Verdienst und wahrscheinlichen Nutzen. Sie verdient besonders allen jungen Leuten zur Beherzigung anempfohlen zu werden, die irgend eine Wissenschaft nicht blos oberflächlich kennen wollen, sondern sie zu ergründen wünschen. (8 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bei Amable Cofse). (Die Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, im Juni 1821.

(4. Jun.) Herr Arago erstattet einen Commissionsbericht über die Abhandlung des Herrn Fresnel, von den Farben krystallisirter Platten, dessen die Arbeit belobende Schlüsse Einsprache veranlassten, so daß die Entscheidung verschoben bleibt. Herr Blanchard de Falaise sendet eine Handschrift betitelt: Précis de Philosophie naturelle. Herr Biot liest eine Abhandlung über die Verhältnisse und Eigenschaften der Gasmesser von kleinen Dimensionen.

(11. Jun.) Die Akademie erhält Nachricht vom Ableben ihres Mitglieds, des Herrn Richard. Herr Hugard erstattet den gewohnten Jahresbericht über den Verkauf der Schafe im Paef von Rambouillet und über dessen Ertrag. Herr Arago beantwortet die Einwürfe, welche in der vorhergehenden Sitzung gegen die Schlüsse seines Berichtes über eine Abhandlung des Herrn Fresnel gemacht wurden, und die Akademie pflichtet ihnen jetzt bey, indem sie den Druck der Arbeit in den memoires des savans etrangers verordnet. Herr Biot liest eine Beantwortung der seiner Theorie der beweglichen Polarisation gemachten Einwürfe. Herr François d'Assis-Bru bittet um Commissarien und erhält solche, die eine von ihm erfundene Spinnmaschine prüfen sollen. Herr Cauchy erstattet Bericht über verschiedene Erfindungen des Herrn Laur, wodurch die Aufnahme von Zeichen und die Vermessung des Bodens erleichtert werden sollen. Ihre Anwendung bey nur kleinen Vermessungen zeigt sich allerdings mühe- und kostenersparend, und erhält darum auch den Beyfall der Akademie.

Herr Berthollet liest einen Commissions-Bericht über eine neue, die Theorie der Alcalien betreffende Abhandlung des Herr Chevreul, welchem hier eine einzige Bemerkung von allgemeinem Interesse entboden werden soll. Es wendet Herr Chevreul seine Beobachtungen auf die bekannte von Fourcroy in den ausgegrabenen Leichen des Kirchhofs der unschuldigen Kindern vor geraumer Zeit beobachtete und beschriebene Fettsubstanz an, und er bemerkt, daß dieser gelehrte Scheidekünstler damals unrichtig die von ihm als Ammoniacalseife erklärte Substanz mit dem Walleath und dem krystallisirbaren Gallenconcretionenfett. unter dem Namen Adiporicire (Fettwachs), zusammengereiht hat. Er zeigt die Verschiedenheiten dieser drei Substanzen, wovon er die eine unter dem Namen lésine beschrieben hat, und den Namen Adipocire dem Leichenfett ausschließlich vorbehält: als Bestandtheile dieses letzteren hatte er früher schon das acide margarique, das acide oléique und ein principe orangé nachgewiesen; jetzt hat er durch neue Beobachtungen dargethan, daß die Bildung des Leichenfetts der Wirkung des Ammoniums oder vielmehr des sous-carbonate d'ammoniaque, welches ein Produkt der Fäulniß ist, auf die Fettmaterie und vielleicht auf den Stickstoff der thierischen Substanz angehört; er weiset den Ursprung und die Bildung des Orange-Princips nach, und er giebt verschiedene auf den Vorgang der Fäulniß bezügliche Andeutungen. Schließlich werden allgemeine Betrachtungen über die Alcalien und Säuren mitgetheilt, welche die Wechselverbindungen erklären sollen, durch die jene Umwandlungen, mit denen sich die Arbeit des Herrn Chevreul beschäftigt, großentheils zu Stande kommen mögen. Es kann die nähere Kenntniß dieser Verhältnisse nicht blos über den thierischen Haushalt wichtige Aufschlüsse gewähren, sondern auch dem Gewerbsfleiß brauchbare Ergebnisse liefern. Die Akademie belobte das Werk und verordnete seine Aufnahme in den recueil des savans etrangers.

(18. Jun.) Der Minister des Innern theilt der Akademie ein von ihm an die Präfecten erlassenes Rundschreiben, in Betreff von Uebermachungen und Abhohlungen, nebst den ersten darauf eingetroffenen Antworten mit; er will auch die übrigen Antworten einsenden, und wünscht alsdann ein Befinden und Gutachten der Akademie über ihren Gesammtinhalt. Herr Ampère liest eine analitische Abhandlung über neue Eigenschaften der Hauptaxen der Körper. Herr Biot liest eine Denkschrift über die Pendulmessungen auf den Shetland-Inseln. Zu Prüfung eines von dem gewesenen Marine-Offizier, Hrn. Mongin, eingereichten neuen Instrumentes werden Commissarien ernannt.

(25. Jun.) Herr Geoffroy Saint-Hilaire liest eine Abhandlung, welche die Aufschrift führt: Vom Daseyn eines vollständigen Zahnsystems (de tout un appareil dentaire) bey den Vögeln, und insbesondere über Form und Anordnung der Zähne bey den Papageien. Die Akademie beschließt, es soll die durch Herrn Richard's Tod in ihrer Mitte erledigte Stelle wieder besetzt werden. Herr Girard liest eine Abhandlung über die Schiffahrtskanäle, hinsichtlich des Falls und der Vertheilung der Schleussen. Herr Feburier macht Einwürfe gegen verschiedene in den jüngsten pflanzen-physiologischen der Akademie vorgetragenen Abhandlungen des Herrn Du Petit-Thouars, und es werden dieselben der botanischen Section zur Prüfung überwiesen. Herr Pelletan der Sohn überreicht der Akademie ein Wallfischzahn, das er von Manchester erhalten hat, und worin die besonderen von Hr. Ranzani an diesem Thier entdeckten Muskeln sichtbar sind.

Digitized by Google

Nr. 3

Literatur-Blatt.

Dienstag den 8. Januar 1822.

Rechtswissenschaft.

Normalrecht von C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen. Stuttgart und Tüb. b. Cotta. Erster Theil 1819. Zweyter Theil 1820. 233 und 692 S. gr. 8.

Der Verf. hat, nach seiner Aeußerung S. 25, vermöge seines Berufes nur die philosophische Seite des Rechts studirt, dagegen die historische und technische liegen lassen. Er ist also nicht Jurist in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, und gerade dieser Umstand macht das vorliegende Werk interessant — macht es gleich lehrreich in seinen Wahrheiten wie in seinen Irrthümern. Normalrecht nennt der Verf. das Vernunftrecht, welches man sonst Naturrecht nannte, und jetzt öfter mit dem Namen des philosophischen Rechts bezeichnet, um aller Verwechselung desselben mit dem jus naturale der Römer (quod natura omnia animalia docuit) vorzubeugen. Der neue Name ist nicht unglücklich gewählt. Der Irrsal, welchen schon Socrates gegen die Sophisten bestritt, daß das Recht lediglich von den Gesetzgebern vorgeschrieben werde, ist längst gefallen, ja er hat im deutschen Volke wohl niemals recht Wurzel gefaßt: denn so lange man deutsch spricht, sind die aus menschlichem Willen hervorgegangenen Gesetze sammt deren Surrogaten (Herkommen und Gerichtsbrauch) nach Maaßgabe ihrer Beschaffenheit bald gerecht bald ungerecht genannt worden, und schon diese Sprechart zeigt zur Gnüge, daß man sie mit einem Begriffe von Recht vergliechen hat, der vor ihnen da war, und von welchem die Vernunft fordert, daß die Gesetzgeber ihn als Norm anerkennen. Dieser Vernunftbegriff des Rechts hat, wie alle Ideen im philosophischen Sinne des Worts, einen Wächter, Erhalter und Vollstrecker im menschlichen Gemüthe. Wir nennen ihn Rechtsgefühl. Dieß empört sich, wenn er durch Willkühr verletzt wird, gleichviel ob die gesetzgebende Gewalt oder eine andere Macht ihn verletze; und es ruht im Gegentheil, oder findet sich wohl gar geschmeichelt, wenn ein Gesetz, das ihn verletzte, wiederum verletzt wird, wie man dieß vielleicht nirgends besser wahrnehmen kann, als — auf den Donauenklusen. Der Freude über die, der List gelungene, Defraudation widersteht selten des Hörers Gemüth, und selbst der natürliche Abscheu des Menschen vor der Ermordung seines Gleichen hat Mühe, bey dem Leichnam eines erschlagenen Gränzjägers wach zu bleiben — eines Jägers, dem die Macht gegeben ist, Menschen nieder zu schießen, die auf seinen Anruf nicht unbeweglich stehen, um sich die Tragbündel und Taschen durchsuchen zu lassen. Wenn bey der Verletzung ungerechter Gesetze das Gemüth sich empört; so ist das meistentheils die Regung grob-egoistischer Triebe, und eine aufmerksame Menschenbeobachtung lehrt überhaupt, daß die positiven Gesetze, welche mit dem Vernunftbegriffe des Rechts im Widerspruche stehen, am häufigsten, und zwar meist gestiftentlich übertreten werden; während er selbst, der Rechtsbegriff, mittels des erwähnten Rechtsgefühls, sich oft Respekt bey Personen verschafft, die nicht einmal wissen, daß für den gegebenen Fall ein positives Gesetz ihn bestätigt hat. Wer nur auf sich selbst Acht hat, der wird wahrnehmen, daß er ungerechte Handlungen, zu denen sich Lust in ihm regte, selten um des positiven Gesetzes willen unterließ, sondern daß es meist das Rechtsgefühl war, welches ihn davon abhielt. So macht der Rechtsbegriff sich praktisch zur Norm für die Handlungen der Privatperson, und dringt sich theoretisch als solche dem Gesetzgeber auf. Der Philosoph nun soll an der Hand jenes Gefühls zur Erkenntniß seines Wesens zu gelangen suchen, ihn in eine Erklärung fassen, und seinen reichen Inhalt analytisch entwickeln. Das System dieser Entwickelung ist das Normalrecht, und man begreift leicht, daß es nicht eben eines Rechtsgelehrten bedarf, um dergleichen zu schreiben, wie denn auch Kant keiner war. Es scheint im Gegentheil für die Reinheit von der Erkenntniß des Vernunftrechts zum Gewinn werden zu können, wenn der Philosoph in dem positiven Rechte und in der Geschichte desselben zu fremd ist, als daß er Gefahr laufen könnte, Neigung oder Abneigung für das geschichtlich Vorhandene zur Aufsuchung desjenigen, was seyn sollte, mitzubringen, und die Norm willkührlich dem Bestehenden, welches sie regeln soll, entweder entgegenzusetzen oder anzupassen.

Inzwischen gesteht der Verf. im Vorworte zum zweyten

Digitized by Google

Theile S. VII, daß ihm, zu wenig bekannt mit dem juridischen Stoffe, die Schwierigkeiten sich verborgen haben, und spricht sein Werk selbst als einen unvollendeten Versuch an, der in ihm blos die lebhafte Ueberzeugung erregt hat, daß er zu vollenden ist. Sonach hätte denn die Kritik nicht sowohl das Haus zu prüfen, als vielmehr dessen Grundlage, und da muß Rec. bekennen, daß er gegen ihre Sicherheit mancherley einzuwenden hat.

Er kennt nur einen Urzweck des Rechts; die approximative Verwirklichung des äußerlichen ewigen Friedens in der menschlichen Gesellschaft. S. Zachariä Anfgr. d. phil. Privatrechts S. 12. §. 5. Dieser kann überhaupt nur gestört werden durch den Gebrauch, welchen die Glieder der Gesellschaft von ihrer äußeren Freyheit, d. h. von dem Vermögen machen, ihren Willen in der Natur auszuführen, und sein Daseyn hängt sonach von der Bedingung ab, daß dieser Gebrauch (Handlung genannt) einer allgemeinen Regel unterworfen werde, nach welcher derselbe in seiner Wechselwirkung ohne Widerstreit sey. Diese Regel ist das Urprincip des Rechts, auch der Rechtsbegriff genannt. H. E. sagt die Sache S. 66 anders, „In dem Aeußerlichwerden nimmt daher die Idee der Tugend, die an sich im freyesten Akte der Seele ruht, Form und Gesetz in sich auf, und wird — Rechtsbegriff. — Die Moralität wird, wenn sie äußerlich in das soziale Leben der Menschen übergeht, nothwendig Legalität, und die ideale Freyheit wird persönliche Freyheit." Diese Grundlage des neuen Gebäudes ist — eine Ruine; es ist die eingestürzte Scheidewand zwischen der Ethik und der Rechtslehre, woran man auf beyden Seiten so lange und so sorgfältig gebaut hat. S. Zachariä in dem angez. philos. Privatrecht S. 21 ff. §. 6—11. Müllner's Elementarlehre der richterl. Entscheidungskunde §. 15—19, und viele Andre mehr. Es ist aber von großer Wichtigkeit, daß diese Scheidewand stehen bleibe und der Praxis (des Staats sowohl als der Kirche) immer unüberseitzlicher gemacht werde. Dem Staate kann die Befugniß nicht abgesprochen werden, zur Legalität die Regierten durch Zwang anzuhalten; aber nur allzusehr sucht er auch die Moralität, die Tugend zu erzwingen, wozu er doch gar den Zeug nicht hat." Die Hauptquelle alles Unglücks (sagt Zachariä S. 30), das durch den Staat über die Menschheit gekommen ist, lag von jeher darinnen, daß er und seine Beamten die Gesetze der Gerechtigkeit einer übel verstandenen Humanität einem vermeintlichen Staatsbesten unterordnen zu können glaubten." Der Mann hätte hier noch viel Schlimmeres sagen können: der Staat sieht gern die Gesinnungen vor Gericht, visirt die Schreibepulte, und sucht die Tugend des Patriotismus, der Ehrfurcht, der Anhänglichkeit an seinen Zweckn u. s. w. durch den Terrorismus der geheimen Polizey zu erzwingen. Sagt ihm die Doctrin des Normalrechts vollends gar, daß legalität nichts anderes sey, als Moralität, in sozialen Verhältnissen verwirklichet; was Wunder, wenn er endlich den „geheimen Tugendinspector" anstellt, den D Börne in seinem Aufsatze über die Volkskneche mit so viel Humor erdichtet hat? Noch gefährlicher für die Freyheit wäre unseres Bs. Normalsatz in der Hand der Kirche. „Auf dem Unterschiede zwischen der ethischen und der juridischen Gesetzgebung (sagt Zachar. S. 29) beruht auch die Verschiedenheit des Richterstuhles, für welchen Rechts- und Gewissenssachen gehören — Forum est vel externum, vel internum." Ueberspringt man diese Scheidewand; so steht die Glaubensinquisition gerechtfertiget da: denn was ist sie anders, als ein Institut, die Tugend des reinen Glaubens durch Zwang in das soziale Leben einzuführen ꝛc.

Betrachten wir einen anderen Grundsatz des neuen Hauses. Aus dem Rechtsbegriffe stammen nach dem B. in erster Generation drey Grundsätze ab: der Grundsatz der persönlichen Freyheit, der Gleichheit und der Sicherheit. Rec. glaubt mit Zach. a. a. O. S. 11, daß vielmehr umgekehrt der Rechtsbegriff von dem Postulate der persönlichen Freyheit abstammt. Der Mensch setzt billig voraus, daß er zur Tugend berufen sey. Diese ist nicht ohne persönliche Freyheit (Fähigkeit nach Vernunftwahl zu handeln) denkbar. Die persönliche Freyheit aber, in Wechselwirkungen des sozialen Menschenlebens gedacht, kann nicht ohne die Bedingung einer Beschränkung bestehen, welche von ihrem Gebrauche den Widerstreit entfernt, und diese Bedingung eben ist der Rechtsbegriff. H. E. sagt eigentlich, sich selbst widersprechend, das nämliche, indem er S. 74 Fichte's Satz vom Unrecht anführt, vom „absoluten Rechte der Person, in der Sinnenwelt nur Ursache, nie Bewirktes zu seyn, nie wie eine Sache behandelt zu werden," (u. das eben heißt persönliche Freyheit haben) mit der Bemerkung begleitet: „Dieser Satz ist eigentlich ethisch, von welchem der Rechtsbegriff erst abgeleitet werden kann." Der Grundsatz der Gleichheit hingegen ist allerdings des Rechtsbegriffes geistiges Kind, aber unser B. betrachtet ihn zu ausschließlich von leiblicher Seite. Er setzt eine Anzahl Menschen auf eine Insel, und behauptet, diese Sphäre der Freyheit müsse, nach dem Rechtsbegriffe, unter allen zu gleichen Theilen ausgetheilt werden. Das ist der alte Irrthum von den agrarischen Gesetzen. Zachar. hat S. 65. sehr richtig die rechtliche Gleichheit von der physischen geschieden. Die Rechtsidee fordert nicht Gleichheit dessen, was die Glieder der Gesellschaft haben, sondern dessen, was sie haben dürfen — gleiche Rechtsfähigkeit könnte man sagen — Fähigkeit, andere zu eben dem zu verpflichten, wozu sie unter denselben Umständen uns verpflichten können. Das Gleichheitsprinzip des Normalrechts verdammt nicht die Ungleichheit des Vermögens, sondern nur die Privilegirung von Ständen oder Personen, insoferne sie eine ungleiche Vertheilung

Digitized by Google

der Rechtsfähigkeit enthält. Alle Menschen müssen gleiche Rechte erwerben können, selbst durch ihren bloßen Eintritt in die physische Welt, wenn man dies anders eine Erwerbung nennen will. Den Grundsatz der Sicherheit endlich leitet der B. S. 77 nicht sowohl aus dem Rechtsbegriffe, als aus dem (oben angeführten) Beyspiele einer realisirten physischen Gleichheit ab. „Die Insel ist getheilt, der Besitz will Garantie, folglich müssen alle die Obhut ihrer Ansprüche einem Dritten(?) übertragen und ihn mit so viel Mitteln versehen, als nöthig ist (sind), um theils den einzelnen Unruhstiftern (?) gewachsen zu seyn, theils die äußere(n) Angriffe abzuhalten, theils durch Einsicht die schwierigen Fälle zu entscheiden. (Zu dem letztgedachten Zwecke giebt es kaum ein anderes Mittel, als — die Einsicht selbst.) Dieses Dritte ist das Gericht" u. s. f. Die Oberflächlichkeit dieser Ansicht leuchtet von selbst ein. Der Rechtsbegriff enthält drey Grundgesetze: ein erlaubendes — Du darfst den durch das Rechtsprincip beschränkten Gebrauch deiner äußeren Freyheit durch Zwang vertheidigen — ein verbietendes — Hindre niemand an dem, so modificirten, Gebrauche der seinigen — und ein gebietendes — Thue alles, worauf die (approximative) Verwirklichung des äußeren Friedens in der Gesellschaft, die Harmonie des wechselseitigen Gebrauches der äußeren Freyheit beruht. Aus dem letztgenannten Gebote, in Verbindung mit den Erfahrungssätzen, daß die Rechtsidee in ihrer Anwendung auf mögliche und wirkliche Fälle des Lebens zweifelhaft und bestreitbar wird, daß Leidenschaft und böser Wille nur unwiderstehlichem Zwange gehorchen u. s. f., folgt nun erst die Nothwendigkeit, eine Staatsgewalt anzuerkennen, versehen mit allen Mitteln zu Erreichung ihres Zweckes. Schon dadurch, daß der B. jenes erlaubende Rechtsgesetz übersprang, ließ er das Recht der Selbsthülfe zur Seite liegen, ohne welches bey der natürlichen Mangelhaftigkeit der Rechts- oder Staatshülfe (Vergl. Müllners Elementarlehre §. 83) in der rechtsphilosophischen Analysis gar nicht fortzukommen ist. Man denke nur an die unentbehrlichkeit des moderaminis inculpatae tutelae zur Erhaltung des Lebens gegen mörderischen Anfall, welches H. E. war Th. 1. S. 166. anerkennt, aber aus dem „angeborenen Rechte des Lebensunterhalts" ableitet. Ueber diesen wichtigen Gegenstand philosophirt er sehr leicht, fast leichtsinnig. „Vorschriften, welche die Gränzen der Selbstvertheidigung bestimmen wollen, können keine rechtliche Wirkung haben." Das wäre sehr schlimm! Ebendaselbst spricht er auch von dem Rechte zu stehlen, um sich vom Hungertode zu retten. Das ist ein (abusive sogenanntes) Nothrecht, ein Begriff, der dem B. gänzlich fremd zu seyn scheint, der aber im philosophischen Rechte ganz unentbehrlich ist. (S. Müllner a. a. O. §. 20. u. 21.) Zachar. nennt es sehr treffend: Zwang ohne Recht, und setzt es dem Recht ohne Zwang (der Billigkeit) entgegen.

(Der Beschluß folgt.)

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

Staatswissenschaft.

Des Conspirations et de la justice politique, par F. Guizot. Billig hätte diese Schrift, ihrer Form nach, in das Fach der Rechtswissenschaft gestellt werden sollen; doch ist ihr Zweck rein politisch. An die Spitze desselben stellet der Verfasser folgenden Spruch aus dem Propheten Jesaias (Cap. 8. V. 12.) „Ihr sollt nicht sagen: Bund.' Dieß Volk redet von nichts, denn von Bund." In der französischen Bibel ist dieser Spruch also übersetzt: Ne dites point Conjuration, toutes les fois que le peuple dit Conjuration, und in dieser Gestalt eignet er sich besser zum eigentlichen Texte dieser Schrift, die durch die Furcht veranlaßt geworden zu seyn scheint, daß die Gerechtigkeit in Frankreich endlich von der Politik unterjocht werden dürfte. Eine geschickte Politik, sagt Hr. Guizot, muß verbindern, daß die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung nicht fortdauernd die Dazwischenkunft der materiellen Macht nothwendig mache, die in solchen Fällen meistens unzureichend und nachtheilig befunden wird. Dann bestimmt er die Gränzen, die von der richterlichen Gewalt nicht überschritten werden dürfen, wenn sie nicht die Gesetze verletzen, nicht das Werkzeug des Partheygeistes werden will. Im dritten und vierten Capitel werden die fürchterlichen Folgen aufgezählt, die aus dieser Hintansetzung aller Grundsätze, nothwendig für die öffentliche Sicherheit entstehen müssen. Das fünfte Capitel handelt von einer Menschenbrut, die sich leider in den letzten Jahren in Frankreich, und vielleicht auch außerhalb Frankreich, sehr vermehrt hat. Hr. Guizot nennt sie agents provocateurs, und setzt sie weit unter die Spione herab. Diese, sagt er, können oft in einem großen Staate zur Aufrechthaltung der Ordnung nöthig befunden werden, aber die bestellten oder besoldeten Anhetzer brüten das Verbrechen aus, und verleiten bey dem schwachen, leichtgläubigen Menschengeschlechte das gräßliche Amt des Satans. Die folgenden Capitel stellen die nachtheiligen Folgen dar, die für die Gerechtigkeit und die Sitten daraus entspringen, wenn die politische Macht alle ihre Kräfte und ihre Waffen der richterlichen Gewalt überläßt, und diese Mittel in ihrem ausgedehntesten Sinne vom Richterstuhle angewandt werden. Bey solchem Verfahren, meint Hr. Guizot, müsse Politik und Gerechtigkeit endlich ganz mit einander verschmolzen und letztere von Grund aus verdorben werden. Im neunten Capitel zeigt er endlich, daß die Gerechtigkeit die beste Politik sey, und daß die richterliche Gewalt, auf Billigkeit und Gesetze gestützt, über allen Partheygeist siegen und dann bestragen werde, die

Digitized by Google

Regierung fester zu gründen und den öffentlichen Geist sittlicher zu machen. (7½ Bogen Druck in 8. Preis 3 Fr. bey Ladvocat.)

De l'esprit des institutions politiques, par G. A. F. Massabiau. Der Verfasser sucht in dieser Schrift die Kräfte und Leidenschaften, die in der menschlichen Gesellschaft obwalten, dermaßen mit einander zu vereinigen, daß eine Macht daraus entstehe, die, unfähig zu unterdrücken, nur die Freyheit der Mitglieder dieser Gesellschaft zu beschützen trachte. Zuförderst stellet er die verschiedenen, bey der Entwicklung seines Planes vorkommenden Begriffe fest, und zeigt, was er unter Geselligkeit, Sittigung, Zwangsherrschaft, Verfassung u. s. w. verstehet. Eine Verfassung, meynt Hr. Massabiau, sey das Werk der Natur und der Dinge, nicht aber die Schöpfung des Gesetzgebers, dieser richte sie blos den Umständen gemäß ein. Nun gehet der Verfasser bis zum Ursprunge der politischen Gesellschaften zurück. Er findet diese nicht in einem Vertrag, der durch den freyen Willen aller Mitglieder des gesellschaftlichen Körpers gebildet wurde, sondern in der Nothwendigkeit, worinn sie sich befanden, sich den Folgen ihrer verschiedenen Lagen zu unterwerfen. Auf diese Art sey eine Verschiedenheit in den Regierungsformen entstanden. Allenthalben werde durch die Natur der Dinge eine Oberherrschaft hervorgebracht, und diese sey der unentbehrliche Stützpunkt der gesellschaftlichen Macht. Man sollte nichts daran ändern, sie lassen wie sie ursprünglich war, und nur kluge Einrichtungen hinzufügen, die ihr eine Richtung gegen das allgemeine Wohl geben. Er glaubt ferner, die Grundkraft der Regierungen sey die nämliche bey allen; zwar könne die eine mehr Ehre, die andre mehr Tugend haben, doch derunde diese Verschiedenheit in dem Geiste der Regierung, keineswegs aber in ihrer Grundkraft, die, keiner Verschiedenheit fähig, die Furcht vor den Gesetzen zum Stützpunkte habe. Von da gehet er zu Untersuchungen der besondern Ursachen über, die auf die Freyheit einwirken können. Der Einfluß des Bodens und dessen Himmelsstrich scheinet ihm nur von geringer Bedeutung; denn och findet er, daß ein gemäßigtes Clima, wo die Empfindlichkeit gleichfalls gemäßigt ist, und eine fruchtbare Erde, die, indem sie die Bewohner zum Ueberfluß einladet, sie zugleich geneigt macht dem Joche der Gesetze unterworfen zu seyn, die Freyheit sehr begünstigen. Eben so wenig glaubt Hr. Massabiau, daß Religion und politische Einrichtungen zur Hervorbringung der Freyheit hinreichen. Wodurch soll sie denn aber hervorgebracht werden? Hier stellt der Verfasser eine neue Theorie auf, und sucht zu beweisen, daß zur Beförderung des gesellschaftlichen Wohls die Einheit der Oberherrschaft ein unumgängliches Erforderniß sey, daß folglich alle Gewalt im Alleinherrscher sich vereinigen müsse, und nur bey Ausübung der Macht eine Vertheilung statt finden dürfe. Nach dieser Voraussetzung zeigt er die wahre Quelle der Freyheit an, und diese ist keine andere, als die Sittigung, die Republiken gestiftet, Monarchien hingegen vervollkommet, und den Monarchen in eine Lage versetzt, wo sein Wille nicht anders als gerecht seyn kann. Eine solche gesittete Monarchie müsse mit Einrichtungen umgeben seyn, wozu die Natur, selbst die Anregung giebt. Dahin gehöre, sagt Hr. Massabiau, ein National-Conseil, welches, vom Volke erwählt, dazu bestimmt sey, dem Monarchen Rath zu ertheilen und ihn durch freymüthige Erörterungen aufzuklären, keineswegs aber an der oberherrlichen Macht Theil zu nehmen. Ferner ein höchstes Gericht (Cour suprême), bestimmt die Gesetze aufzurewahren und ein Protokoll darüber zu führen, dabey berechtiget das Eintragen eines Gesetzes zu verweigern, wenn es nicht vorher dem National-Conseil zur Erörterung vorgelegt worden.

Zum Schlusse äußert sich Hr. Massabiau noch über den Adel und über die Legitimität des Oberherrn. Ersterer, als erblich betrachtet, glaubt er mit dem jetzigen Zustande der Dinge durchaus unvereinbar. Doch läßt er einen halb erblichen und halb persönlichen Adel zu, das heißt, Kinder adelicher Eltern treten von selbst in den Adelstand, wenn sie dem Staate Dienste erwiesen haben. Unter Legitimität versthehet er das ausschließliche Recht einer Familie zum Throne, und hält sie für unzertrennlich von der Oberherrschaft. (2 Bände in 8. Pr 12 Fr. bey Maradan.)

Lettre de M. Tornaux siné, membre de la chambre des Députés, à ses correspondans. Dieser Brief, von welchem in einem Zeitraume von acht Tagen nicht weniger denn drey Auflagen erforderlich waren, enthält das freymüthige und traitvolle Glaubensbekenntniß eines vortrefflichen Bürgers, der sich gerdet fühlet, seit vielen Jahren einen ergiebigen Zweig des Kunstfleißes auf eine auszezeichnete Art und zugleich mit unbercechenbarem Nutzen für sein Vaterland gepflegt zu haben. Sein Grundsatz ist: „Ehre dem Arbeitsamen, Schande dem Taghiebe;“ und da sein ganzes Leben diesem Grundsatz stets bewahrt hat, so war er berechtiget, die Lächerlichkeit eines sogenannten Lettre de reliss zu rügen, wodurch ein hochwohlgeborner Herr Hertier-Charrin, der seinen Adel für bestecht hielt, weil sein Vater seine Zeitlang Handel getrieben, auf neue seine vermeynte Vorzüge sich erworben zu haben glaubt. Der Verfasser geht von diesem erbärmlichen Gegenstande zu einem höhern über, und legt in einer allgemeinen Betrachtung über den jetzigen Zustand der Finanzen und über das Vertragen der Minister Gesinnungen an den Tag, die den reinsten Patriotismus athmen. (3 Bogen Druck in 8. Bey Hacquart).

Aratus et Nicocles aux enfers; dialogues par Charles d'Outrepont. Den nämlichen Namen, dessen Montesquieu sich bediente, um in seinem Gespräche zwischen Sylla und Eukrates die Seele eines Tyrannen zu entdecken, hat auch der Verfasser gegenwärtiger kleinen Schrift gewählt, um die Grundsätze in demselben zusammen zu stellen, nach welchen alle Tyrannen von jeher gehandelt haben und stets handeln werden. Wie dort Sylla seinen abscheulichen Gesinnungen das Wort redet, so vertheidiget hier Aratus das gräßliche System eines Tyrannen, wird aber von Nicocles auf das kräftigste widerlegt. Auf diese Art handelt der Verfasser, mit wenig Worten, einige der wichtigsten Gegenstände der Moral und Politik ab, die er zwar nicht ganz erschöpft, aber meistens richtig aufgefaßt hat. (2 Bogen Druck in 8. bey Ladvocat).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag den 11. Januar 1822.

Rechtswissenschaft.

Normalrecht von C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen. Stuttgart und Tüb. b. Cotta. Erster Theil 1819. Zweyter Theil 1820. 233 und 592 S. gr. 8.

(Beschluß.)

S. 83 stellt H. E. drey Kategorien des Normalrechts auf: Eigenthum (der Freyheitssphäre nämlich, der — getheilten Insel!), Vertrag (über das, was mein und dein seyn soll) und gemeinschaftliche freye Wahl (nämlich eines Oberhauptes). Wir können hier der Deduction des Verf. nicht Schritt vor Schritt folgen; offenbar ist sie aber in Bezug auf die dritte Kategorie, die er S. 86 als neu bezeichnet, höchst unbefriedigend. Dem Zeitgeiste entspricht diese Novität allerdings; aber der philosophische Geist macht andere Ansprüche. Der Rechtsbegriff an sich, zusammt seinem Herrn Sohne, dem Sicherheitsprincip, fordern nichts, als daß ein Oberhaupt (eine Staatsgewalt) da sey, wo sie hier kommen soll, das wird durch dieselben unmittelbar nicht vorgeschrieben, und dem Wahlrechte namentlich steht das Bedenken entgegen, daß bey dessen Voraussetzung der Uebergang einer Gesellschaft zum regierten Gemeinwesen von dem Zusammentreffen der Wahl abhangen würde, da hier die Verbindlichkeit der Minorität, sich dem Willen der Majorität zu fügen, noch nicht erwiesen werden kann. Und dieß wäre denn eine Abhängigkeit vom Zufalle, welche mit dem Begriffe der theoretischen Nothwendigkeit des Staats schwer zu vereinigen ist. Nimmt man aber an, daß Alle verbunden sind, ein und dasselbe Oberhaupt zu wählen; wo bleibt dann die freye Wahl? Und wenn ein Oberhaupt darum da seyn soll, damit es die Uebrigen zwinge, dem Rechtsprincip gemäß zu handeln, wie läßt sich erwarten, daß sie Alle ohne Zwang ein gemeinschaftliches Oberhaupt anerkennen und mit der Macht ausstatten werden, sie selbst unter seinen Willen zu zwingen? Hier sitzt ein Knoten, so fest verschlungen, daß die Rechtsphilosophie leicht in die Versuchung gerathen könnte, ihn zu zerhauen, etwa auf folgende Weise.

Fordert der Rechtsbegriff ein Oberhaupt für unseres Verf. Insulanergesellschaft; so entsteht zuerst die Frage: Wer ist berechtiget, es zu seyn? Ursprünglich jeder, wegen der gleichen Rechtsfähigkeit. Daraus würde folgen, daß die Oberhäuptlichkeit entweder unter Alle zu gleichen Theilen vertheilt werden müßte (wie die Insel selbst), oder daß sie der Occupation unterliegt. Da jene Gleichtheilung den Begriff der Oberhäuptlichkeit aufhebt, so bleibt nur die Occupation übrig, und sie wird zur Pflicht, weil das Rechtsprincip einmal ein Oberhaupt fordert. Zur Pflicht? Für wen? Ursprünglich wiederum für jeden. Nun kann aber der Ausdruck: die Oberhäuptlichkeit occupiren, nichts anders heißen, als sich die Macht verschaffen, die Uebrigen zur Befolgung des Rechtsprincips zu zwingen: denn eben um dieser Macht willen fordert der Rechtsbegriff die Oberhäuptlichkeit. Dazu also ist ursprünglich jeder verpflichtet, und — wer mit der Erfüllung dieser Pflicht zuerst fertig wird, wer sich zuerst in den materiellen Besitz der desideraten Macht setzet, der ist Oberhaupt, und seine Occupation schließt nun die Uebrigen aus, entzieht ihnen das ursprüngliche Recht dazu, und entbindet sie mithin auch von der ursprünglichen Pflicht. — Wunderlich genug sieht der so zerhauene Knoten aus; aber zerreißt ihn nicht der natürliche Lauf der Dinge meist auf die nämliche Weise? Die nothwendige Macht zur Verwirklichung des Rechtszustandes ist ursprünglich nur vertheilt in den Individuen da. Sie kann freywillig zusammengethan und Einer (natürlichen oder künstlichen) Person gegeben werden; aber wenn das nicht geschieht, so wird sie quovis modo zusammengebracht und genommen, was kann der Rechtsbegriff dawider haben, wenn er einmal auf ungesäumte Coagulation derselben dringt? Da diese Schlußreihe die historisch begründeten Oberhäuptlichkeiten auch philosophisch begründet; so würde Rec. ganz gewiß einige Mandel Orden dafür bekommen, wenn sie nicht unglücklicher Weise im Fortschließen auf die leidige Materie von der Konstitution führte. Die Macht quaestionis, gegeben oder genommen, darf nur zur Verwirklichung des Rechtsbegriffes gebraucht werden, und soll daher das Maaß der Nothwendigkeit nicht über-

Digitized by Google

wachsen, welches dieser Zweck bestimmt. Daraus folgt leider, daß sie, ohne Hinsicht auf ihre Entstehung, theoretisch durch Vertrag und praktisch durch Gegenpotenz beschränkt werden muß, damit nicht das Uebergewicht des Mittels den Zweck in die Luft schnelle. Das Ideal der Staatsgesellschaft läßt sich gar füglich unter dem Bilde einer Wage anschauen. Der Rechtsbegriff ist die Zunge derselben. Soll diese mäßig schwanken und endlich aufrecht stehen; so müssen in beyden Schalen ziemlich gleiche Gewichte liegen, die ein eiserner Balken auseinander hält, damit sie in dem unvermeidlichen Kampfe gegen einander niemals physisch an einander stoßen, um sich aufzureiben. Diesen Balken zu schmieden, das ist eigentlich die Hauptschwierigkeit. Ein König, fest genug, sich nicht zu biegen, wenn die Gewichte anziehen, und weise genug, einzusehen, daß er um so ruhiger liegt, je gleicher er die Gewichte vertheilt, und daß die Zunge des Rechtsbegriffs stets über ihm stehen und an ihm unbewiglich befestiget seyn muß — ein solcher König würde zu solch einem Wagebalken am besten taugen, vor allen ein geborner: denn die Geburt giebt ihm gleich eine Axe, die in sein Hypomochlion, in die Volksmeynung paßt.

Es ist eine ähnliche Ansicht, welche unser Verf. im ersten Theile (die Fundamentallehre enthaltend) vorbereitet, und im zweyten (Anwendung der Fundamentallehre auf das Privat- und öffentliche Recht überschrieben) ausführt, besonders in dessen letzter Hälfte, §. 214 ff., wo er über den Begriff der Constitution philosophirt. Er ist für die konstitutionelle Monarchie. Aber ein solches Dafürseyn will eigentlich dem Lehrer eines Normalrechts nicht gut anstehen, indem es zur Einseitigkeit führt. Der Rechtsphilosoph muß entweder a priori beweisen, daß nur die konstitutionelle Monarchie mit dem Rechtsprincip verträglich ist, oder er muß dieses Princip auch für die unumschränkte Alleinherrschaft und für die republikanischen Formen analysiren, so ungefähr, wie der oft angeführte Zachariä im philosophischen Criminalrechte (eine methodologische Skizze, Lpz. b. Sommer 1805) das Strafrecht mit Bezug auf die drey Möglichkeiten deducirt, daß das Recht der Staatsgewalt entweder auf einen Auftrag Gottes, oder auf einen Vertrag der Staatsglieder (contrat social), oder auf eine Rechtspflicht gegründet werde. (A. a. O. S. 13). Doch eben dieser Fehler der Einseitigkeit, den ein streng methodischer Rechtsphilosoph vermieden haben würde, macht dieses Normalrecht interessant für die laufende Zeit. Man könnt' es ein konstitutionelles Naturrecht nennen.

Des Vfs. Deduction des Strafrechts Th. 2. §. 243 ff. ist neben der von Zachariä, ob diese gleich nur skizzirt ist, höchst flüchtig. Alles wird auf das oben angeführte Sicherheitsprincip gebaut, und H. E. scheint gänzlich nicht daran gedacht zu haben, daß aus dieser Prämisse zuviel folgt, nämlich ein Recht der Staatsgewalt, alle Rechtsverletzungen zu bestrafen, auch diejenigen, wo das gestörte Rechtsverhältniß durch bloßen Ersatz vollständig wieder hergestellt werden kann. (Vergl. Müllner a. a. O. §. 76 ff.) Die Strafarten (Beschaffenheit des Strafübels) setzt er S. 246 auf das Princip der Gleichartigkeit mit der Rechtsverletzung, welches zu dem absoluten jus talionis zurückzuführen droht. Auf Rechtsverletzungen, „wodurch der äußere Stand der Ehre und die Achtung der Mitbürger verloren geht", sollen öffentliche Prostitution, der Pranger, die Degradation, als Strafen folgen. Davor behüt' uns Gott! Verletzte Ehre kann reparirt werden, und es wäre eine unnöthige Grausamkeit der Staatsgewalt, dem Verletzer fremder Ehre die eigne ganz entziehen oder schwer verwunden zu wollen. In Hinsicht der Todesstrafen will er S. 261, daß die Legalität von der Moralität eine Lehre annehmen soll. Das ist billig; aber bey der Frage, ob diese Strafart mit dem Rechtsbegriffe verträglich sey, kann die Tugendlehre nicht Richterin seyn. Den Sitz des gordischen Knotens hat der Verf. nicht verkannt. Die Frag' ist: Kann das Grundgesetz des Rechts an einer Person dergestalt vollstreckt werden, daß sie dadurch aus der irdischen Sphäre des Rechts ganz und für immer entfernt werde. Man ist geneigt, sie aus denselben Gründen zu verneinen, aus welchen man die Sklaverey für schlechthin unrechtmäßig hält. Aber was ist Strafe nach ihrer Kategorie? Psychologischer Zwang, von der Staatsgewalt zur Aufrechthaltung des Rechtszustandes angewendet. In diesem Begriffe liegt unmittelbar nur die Drohung des Uebels, die wirkliche Vollstreckung der Drohung folgt erst alsdann logisch daraus, wenn man einen Satz zu Hülfe nimmt, der nicht allgemein, aber doch in Bezug auf die Staatsgewalt wahr ist: daß ohne Vollstreckung nach dem Falle ihre Drohung für künftige Fälle ganz unwirksam seyn müßte. Angenommen nun, die Lebensberaubung sey unbedingt rechtswidrig, so steht die Frage so: Ist die Staatsgewalt berechtiget, dem Unterthan ein absolutes Unrecht anzudrohen? Das Recht der Drohung an sich kann ihr schwer abgestritten werden, und dann scheint sie logisch gewonnen zu haben, um was man, auch nur logisch, mit ihr rechten wollte. Diesen Gesichtspunkt hat der Verf. nicht berührt. Sophistere, könnt' er sagen; aber was ist wohl die Lehre anders, daß die Staatsgewalt dem Verletzer des Grundgesetzes gegenüber außerhalb des Rechtszustandes, im Naturzustande oder in dem des Nothrechts stehe? Gleichwohl baut er auf diese Fiktion §. 262 die Zulässigkeit der Todesstrafe gegen Aufrührer und Verschworene, wo sie dem methodischen Philosophen gerade am wenigsten als Recht erscheinen kann. Der Hauptzweifel der Rechtsphilosophie gegen die Todesstrafe ruht am Ende blos auf dem Satze, daß das physische Leben conditio sine qua non aller Per-

Digitized by Google

sünlichkeit und aller Rechte sey. Dieser Satz ist aber selbst nicht außer Zweifel und als Rechtssatz offenbar falsch. Auch der nascitурus, gleichviel ob er bereits lebe, hat schon juridische Persönlichkeit, und selbst der physisch Todte lebt rechtlich in dem Rechte auf Ehre, auf guten Namen fort.*)

Rec. ist auf das Feld der resutatorischen Kritik gerathen, und das möge dem Werke statt aller Empfehlung dienen. Eine Darstellung dieses großen Gegenstandes (dieser Welt von Begriffen, möchte man sagen), welche zur Bestreitung nicht reizt, wird selten von großem Werthe für die Wissenschaft seyn.

An der Schreibart des Verf. ist der häufige, metaphorische Gebrauch mathematischer Kunstwörter (Proportion, Exponent, Gleichung, Ordinate, u. s. f.) und die Ausführung mathematischer Gleichnisse zu tadeln. Nur wenige Juristen verstehen sie. Der oben angedeutete Sprachfehler, „die äußere (n) Angriffe" geht durch das ganze Buch. Der Druck ist vorzüglich. Th. 2. S. 237 aber ist §. 155 zu §. 515 geworden.

*) Nicht blos in diesem Rechte. Auch die Vererbfällung des Vermögens ruht philosophisch auf dem Begriffe einer unsterblichen Persönlichkeit, der Erbe ist juridischer Repräsentant und Machthaber des physisch Todten, der durch seinen letzten Willen weit über sein Grab hinaus rechtlich wirksam ist, und also noch ein Gebantending mit persönlicher Freyheit ist, welcher noch andere verpflichtet, folglich auch noch Rechte übt. M.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

Considérations sur la crise actuelle de l'Empire Ottoman, les causes qui l'ont amenée. et les effets qui doivent la suivre; par J. J. Paris. Die Pariser politischen Kannengießer wären zu beklagen, wenn während der Feyer der Kammern ihnen der Stoff zur Unterhaltung nicht von außen her zugeführt würde. Die Staatskunst muß solchen Stoff zu schaffen verstehen, wenn er sich nicht von selbst findet. Man weiß, mit welcher Pünktlichkeit diese Maxime von den französischen Ministern stets befolgt wurde. Seit mehreren Monaten ziehet Griechenland die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Wie mancher hat sich heiser daran gesungen oder gesprochen, wie manche Feder ist stumpf daran geschrieben worden! Gegenwärtige Schrift hat einen Sekretar der Regierungs-Commission in den ehemaligen Departementern, die jetzt die Sieben-Inseln-Republik bilden, zum Verfasser. Er hat also selbst gesehen, und seine Ansichten sind nicht blos Hirngespinste, wie so viele andere, die seit Kurzem ans Licht gebracht wurden. Ob H. Paris immer richtig gesehen hat, das kann hier nicht befriedigend untersucht werden. Er stellet zuvörderst die Hauptursachen zusammen, die, wie er meynt, die gegenwärtige Schwäche des Ottomanischen Reichs veranlaßt haben. Die wichtigste derselben scheinet ihm die Unwissenheit der Türken zu seyn, die jedoch nie unterrichteter waren, als sie es jetzt sind, so wie alle übrigen angeführten Ursachen ihrer Schwäche von jeher bey ihnen sich vorfanden. Die nachtheiligen Folgen der Unterdrückung und die Entvölkerung durch die Pest sind gleichfalls keine neue Erscheinungen. H. Paris nimmt die Bevölkerung vom ganzen türkischen Reiche zu sechszehn Millionen Köpfe an, wovon blos sieben Millionen auf die Europäischen Besitzungen kommen. Im vierten Capitel schildert er das Betragen der Pforte gegen die christlichen Fürsten. Im fünften zählt er die Beweggründe auf, die die Griechen zur Empörung hatten, so wie diejenigen, die es den benachbarten Mächten zur Pflicht machen, ihnen gegen die Türken hülfreiche Hand zu leisten. Jetzt gehet der Verfasser zur Würdigung der wirklichen Macht des Ottomanischen Reichs über, wobey er den Fehlschluß begehet, den sich eines der Mitglieder des weiland französischen Directoriums zu Schulden kommen ließ, indem er behauptete, die Engländer im Ostindien könnten, nach Abzug der zur Bewachung der Gränzen und des Innern erforderlichen Truppen, höchstens ein Heer von zwanzig bis fünf und zwanzig tausend Mann zusammen bringen, folglich reichten fünfzigtausend Franzosen hin ganz Indien zu erobern. H. Paris nimmt für die türkische Streitmacht nur hundert und achtzig tausend Mann an, wovon, nach seiner Berechnung, nicht einmal die Hälfte zur Vertheidigung des ehemaligen classischen Bodens Griechenlandes würde gebraucht werden können. Was er vom gegenwärtigen Verfall der türkischen Armee sagt, ist wohl nur in sofern richtig, als sie, in Verhältniß benachbarter Mächte, in der Vervollkommnung zurückbleibt; alles ist bey ihr jetzt noch so, wie es vor dreyßig Jahren war. Im achten Capitel sucht der Verfasser endlich darzuthun, daß der Handel Europas, durch die Vertreibung der Türken vom europäischen Boden, nothwendig gewinnen müsse. Wie dem auch seyn mag, so stimmt gewiß jeder wohldenkende Leser, ohne Rücksicht auf die unausbleibliche sich noch vermehrende Vergrößerung des russischen Colosses, der Meynung des Verfassers bey, daß die Sache der Griechen die Sache des ganzen Europas sey. (8½ Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. bey Bobet)

Geschichte.

Histoire des Français, par J. C. L. Simonde de Sismondi. Niemand war mehr berechtiget, dieses schätzbare Werk zu beurtheilen, als der Graf Segur, der sein ganzes bisheriges Leben dem Studium der Geschichte widmete, und eben jetzt den nämlichen Gegenstand bearbeitet, wovon Hr. Sismondi hier ein großes Gemählde aufstellet. Der Verfasser, fast Hr. v. Segur im letzten Hefte der Revue encyclopédique, gehört zu der geringen Zahl von Schriftstellern, deren Name hinreicht, um einem Werke Werth zu geben. Er besitzt dabey zwey ausgezeichnete Verdienste: das eine, vermöge seiner gelehrten Forschungen den Leser mit einer Menge Thatsachen bekannt zu machen, die ihm bis dahin gänzlich unbekannt geblieben waren; das andere, sie ihm mit einem wahren philosophischen Geiste vorzutragen, ohne welchen ein historisches Werk nicht viel besser als ein ausgedehntes, langweiliges und unnützes Zeitungsblatt ist. H. Sismondi äußert mit Recht seine Verwunderung darüber, daß die wiederholt angewandten Bemühungen, der neueren Geschichte, vorzüglich aber der Geschichte Frankreichs mehr Wärme zu geben, stets vergeblich waren. Er sucht die Ursache der Kälte auf, die sich fast allgemein über dieselbe verbreitet, und glaubt sie in dem Mangel an Wahrheit, derjenigen Wahrheit zu finden, die sich ohne Scheu, ohne allen Rückhalt ausspricht, und nur bey den Geschichtschreibern des Alterthums angetroffen wird. Hr. v. Segur

Digitized by Google

ist nicht ganz dieser Meynung. Zwar gesteht er ein, daß ohne Wahrheit, ohne Unabhängigkeit und Unpartheylichkeit keine gute Geschichte geschrieben werden könne, doch glaubt er, daß die Ursache der Langeweile, die beym Lesen neuerer Geschichtschreiber uns überwältiget, besonders in einem Vorurtheile zu suchen sey, welches die Alten nicht kannten. Die Muse der Geschichte, sagt er, flößt uns so viel Ehrfurcht ein, daß wir glauben sie ohne Putz und Zierde einhertreten lassen zu müssen, nicht anders als fürchteten wir, sie durch solche Nebendinge zu entheiligen. Die Alten stellten sie schön und reich dar, und sie gefiel; wir hingegen lehnen sie in einem nachlässigen Hausanzuge, und sie macht uns gähnen. Es reicht nicht hin zu erzählen, was geschehen ist, der Geschichtschreiber muß die Thatsachen ausmahlen, sie neu beleben; er muß die handelnden Personen in Bewegung setzen, ihnen eine Sprache geben. Auf diese Art haben Tacitus, Sallust, Livius und Xenophon Jahrhunderte durchlebt. Der Styl ist das Leben der Geschichte, so wie jeder anderen Schrift. Die neueren Geschichtschreiber Frankreichs sparen keine Mühe, eine Reihe von Thatsachen zu sammeln, das Dunkel, worein sie nicht selten gehüllet sind, aufzuklären, den Begebenheiten bis zu ihrer Quelle nachzuspüren, und ihre angehäuften Materialien mit Sorgfalt zu ordnen; aber diemit, glauben sie, sey Alles geschehen, richten daher, wenn sie die Feder ergreifen, wenig Aufmerksamkeit auf die Schönheit des Ausdrucks, auf sorgfältige Wahl der Bilder, feine Wendungen, geschickte Uebergänge, und auf die Harmonie der Perioden. Sie können nicht begreifen, daß die Regeln der Wohlredenheit auch bey der geschichtlichen Prose angewandt werden müssen; sie schreiben ohne Farbe, ohne Feuer, fast nicht mit mehr Fleiß, als sie bey einem freundschaftlichen Briefe verwenden.

Diese Nachlässigkeit hat auch H. Sismondi mit anderen französischen, und vielleicht mit den meisten neueren Geschichtschreibern aller Nationen gemein, obwohl sein stets einfacher Styl sich mitunter entflammet und hinreißt. Allenthalben gründlicher Philosoph, giebt er viel zu denken. Allenthalben greift er die alte, morsche Lehensform an, welchem viele der heutigen Schriftsteller gar gern einen heroisch-poetischen Anstrich geben möchten. Alle seine Urtheile sind gediegen, alle seine Bemerkungen richtig, und werden von unläugbaren Thatsachen unterstützt. Unstreitig gebührt ihm die Ehre unter den würdigen Vertheidigern der Wahrheit gegen Irrthümer, der Grundsätze gegen Vorurtheile, und der Freyheit gegen alle Zwangherrschaft gerechnet zu werden. Ueberhaupt hat dieser gründliche Schriftsteller mehr geforscht als erzählt, mehr für Denker als gewöhnliche Leser geschrieben, und wenn sein Werk auch in Frankreich nicht mit dem allgemeinen Beyfall aufgenommen werden sollte, den es verdient, so wird das philosophische Deutschland gewiß den Werth desselben nach Würden zu schätzen wissen. (3 Bände in 8. 95 Bogen Druck. Preis 21 Fr. bey Treuttel und Würtz).

Histoire abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, surnommée la Pucelle d'Orléans, par Jollois. Es war unser an Jahrhunderte vorhergehen, den Thaten der Heldinn Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts Frankreichs König und seine Heerführer zur Ermannung entflammte, und von ihrem Vaterlande die Unterjochung abwandte. Wäre sie auf dem Throne geboren, so würden Schriftsteller und Dichter unerschöpflich gewesen seyn, ihre Thaten zu beschreiben und zu besingen; aber aus einer Bauernhütte der Vogesen hervorgehend, zeigte sich bey ihrer Erscheinung die Schmach der Ersten des französischen Reichs in einem zu grellen Lichte, als daß die damaligen und nachherigen Schriftsteller nicht gern einen gefälligen Schleyer über eine Begebenheit hätten werfen sollen, die, den Glanz des Thrones und des Adels trübend, sich ganz dazu eignete, den Köhlerglauben des Volks von den Fesseln des Vorurtheils zu befreyen. Nur oberflächlich ist diese Begebenheit von den meisten älteren französischen Schriftstellern berührt worden. Voltaire war hämisch genug, sie in einem sonst meisterhaften Gedichte lächerlich zu machen, aber noch hatte sie nicht zum besonderen Gegenstande eines gediegenen historischen Werkes gedienet, als in den letzten Jahren, wo die vorigen Rücksichten nicht mehr statt fanden, vier Schriftsteller ihr Talent daran versuchten. Lebrun des Charmettes hat das Andenken an die Hirtinn von Domremi in Prose und Versen erneuert. Ihm folgte Berriat de Saint-Prix. Darauf trat Caze mit seinen sinnreichen Muthmaßungen und hypothetischen Sätzen hervor. Zuletzt stellt der gelehrte Walkenaer in einem beschränkten Raume die Hauptmomente von Johanna's glorreichem Leben mit vieler Kunst zusammen.

Dieses Bemühen mehrerer Schriftsteller, das Andenken einer Heldinn der Vergessenheit zu entreißen, mußte nothwendig in ihrem Geburtsorte die Aufmerksamkeit auf die noch vorhandene Hütte ziehen, in welcher sie geboren wurde. Hiezu kam die Anwesenheit der verbündeten Truppen in jener Gegend während des letzten Einfalls, wo Johanna's ehemalige Wohnung als ein Heiligthum besucht wurde. Mehrere der fremden Krieger nahmen Steine davon zum Andenken mit, andere schrieben ihre Namen an die Wände, ja man bot dem damaligen Besitzer der Hütte eine ansehnliche Summe Geldes für die Abtretung derselben; aber als alter Soldat, der selbst für sein Vaterland gedienet hatte, dachte er zu patriotisch, als daß Gewinnsucht ihn zur Abtretung seines Eigenthums hätte bewegen können. Erst später überließ er es, obwohl zu einem geringeren Preise, dem Präfekt des Vogesen-Departements, der diese so viele Jahre hindurch unbemerkt gebliebene Hütte jetzt in ein National-Denkmal verwandelt hat. Die Umgebungen derselben sind verschönert und erweitert worden. Eine damit in Verbindung stehende Schule zum unentgeldlichen Unterricht junger Mädchen, ist der Leitung einer ehrwürdigen Nonne übergeben, die ihre Schülerinnen zwar nicht für den Krieg erziehen, doch aber zu braven Hausmüttern bilden wird. Gleich neben der Hütte ist ein einfaches Monument mit einer angemessenen Inschrift zum Andenken der Siegerinn von Orleans errichtet worden. Die Hütte selbst ist ausgebessert, und hat ein würdigeres Ansehen erhalten. Den 10ten September vorigen Jahrs fand die Einweihung dieses neuen Pantheons statt. Hr. Jollois, Ingenieur des Departements, dem die Ausführung des Ganzen übertragen war, hat eine Beschreibung dieser Feyerlichkeit gegenwärtiger Geschichte des Lebens und der Thaten der Heldinn von Domremy hinzugefügt, und mit sauber gestochnen Kupfern geziert, die die verschiedenen, zu ihrem Andenken vereinigten Gegenstände darstellen. In geschichtlicher Hinsicht enthält diese Schrift zwar keine neuen Forschungen, doch ist gewiß keine beurkundete Thatsache von Hr. Jollois mit Stillschweigen übergangen worden. Mit Sorgfalt gesammelt, mit Ordnung zusammengetragen und anziehend abgefaßt, liefert seine Schrift eine befriedigende Darstellung des Lebens dieses Wundermädchens, wozu die ältere Geschichte so wenig als die neuere das vollständige Gegenstück liefert. (51 Bogen Druck in Fol. mit 12 Kupfern. Preis 80 Fr. Gr. Form. 160 Fr. bey Kilian).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 15. Januar 1822.

Dichtkunst.

I. Neue Gedichte von Philippine Engelhard geb. Gatterer. Nürnberg b. Eichhorn 1821. 378. S. 8.

Diese neuen Gedichte mahnen angenehm an eine gute alte Zeit. Daß die Dichterin nicht mehr jung ist, sagt dem Unkundigen (die Literarhistoriker wissen, daß sie schon um die Zeit der Karschin sang und später in die reineren Töne des Göttinger Dichterbundes stimmte) ihr in Kupfer gestochenes, höchst einnehmendes Bildniß, die Jahrzahl von dem ersten der chronologisch geordneten Gedichte (1783), und das Lied S. 275, i. J. 1811 „in die Seele eines zweyjährigen Enkels“ gedichtet. Der Charakter ihrer Lieder ist echte Weiblichkeit, die dem leidigen Genialitätsdrange der heutigen Sängerinnen als Muster vorgehalten werden könnte. Hier ist keine Spur der weiblichen Ruhmsucht, die mit der Zither das Geräusch eines vollen Orchesters hervorzubringen trachtet, (M. s. das Lied: „Warum ich dichte,“ S. 371) und mit schwachen Händen sich im Stoff übernimmt, um dem Erstaunen der Welt ein colossales Bildwerk hinzustellen. Wohl aus dem Gemüthe kommt hier die Poesie; aber sie wird nicht hervorgeholt aus der sogenannten Tiefe des Gemüths, wo das Mystisch-Trübe ruht, und Sumpfblasen auftreibt, so oft es die Phantasie aufrührt, ohne daß der Geist an ihrer Seite stehe, der es abklären sollte. In dem engeren Raume, welchen die Natur dem Anschauungs- und Begehrungs-Vermögen des weiblichen Geschlechtes angewiesen zu haben scheint, bewegt sich die Einbildungskraft dieser Sängerin, nicht kühn, aber frey, frey durch ihre eigene Zufriedenheit mit dem Maaß ihres Spielraums und ihrer Fittige. Nicht die Amazone, nicht die Weltphilosophie, nicht die Staatsfrau (oder Staatsmännin), nicht die psychologische Somnambüle, nicht die schwärmende Geisterseherin, nicht die in Liebesunglück verliebte oder mit der Minnevollen Ritterzeit buhlende Muse hören wir singen; es ist die Tochter, Schwester, Freundin, Bürgerin, Gattin und Mutter, welche in einfach-klaren Weisen die Empfindungen und Gedanken uns kund thut, welche die Verhältnisse des weiblichen (und Vorzugsweise des häuslichen) Lebens in einer rein weiblichen Natur zu erregen geeignet sind. Daher ist begreiflich die Anzahl der Gelegenheitsgedichte überwiegend, die durch strengere Auswahl hätte vermindert werden mögen. Doch solche wie das Lied an Lotte S. 23, und das vom kleinen Wilhelm S. 42, werden unverbildete deutsche Frauen immer gern lesen. Ein anderes, bittersüße Hoffnung, stehe ganz hier als Probe einer Weiblichkeit, der alle Ziererey in Berührung des Natürlichen fremd ist.

Mein Fränzchen! hast zum Erstenmal am Busen
Genossen Deine erste Lust:
O hättest Du den Hang zu Grazien und Musen,
Gesogen aus der Mutter Brust!

Wir müssen scheiden! Uebelkeit und Schmerzen
Verkünden einen neuen Gast.
Wie gern seh' ich euch Kinder um mich scherzen —
Doch seufz' ich neuer Qual und Last!

Die zwey Gespielen meiner Kinderjahre,
Und meiner Jugend lieb,
Ach, riß ein Kindbett eben auf die Bahre,
Und ihre kleine Heerde blieb!

Weich' ein Gedank' — in Folterschmerz zu sterben —
Und jeder Plan und Wunsch mit mir!
Mein Weiberrecht soll' eine Fremde erben?
Und diese trauten Kinder hier?

Zernage nicht die Blume meines Lebens,
Du schrecklicher Gedanke, Du!
All' diese Zweifel fließen ja vergebens —
O Glaub' und Weisheit, schafft mir Ruh!

Die süße Hoffnung in dem Kreis zu bleiben,
Aus dem ich Keines noch verlor,
Sie müsse bittre Wonung mir vertreiben,
Sie dränge immer sich hervor!

Die Gedanken im Mondschein S. 355 unterscheiden sich von dem Mondschein in den Liedern und Erzählungen der L. Brachmann sehr vortheilhaft durch die Gedanken. Der Mond scheint hier nicht zur Beleuchtung einer Liebessonne; er erleuchtet das ganze innere Leben der Sängerin, und erklärt die sanfte Klage über geheimen Kummer, zu dessen Tragung sie in dem Liede „an Gott“ (S. 47) sich ermuthiget.

Wenn Kummer der Vernunft befiehlt,
Mir Schlaf und Ruh' und Eßlust stiehlt;

Digitized by Google

Und ich hab' ihn nicht oft bezwungen,
Und ritterlich mit ihm gerungen.
So droht mir jenseits dein Gericht —
Es will auch seinen Selbstmord nicht!

Du gabst der Lust Gesang und Scherz,
Und Thrän' und Seufzer diesem Schmerz:
Wohlan! auch leidend will ich leben,
Und Beyspiel meinen Kindern geben.
O Trost in Leid- und Seelenpein,
Kann mir noch einst ihr Umgang seyn.

Ihr schuldloses Gemüth scheut den Selbstmord selbst in der Tragödie, wenn wir die Schlußstrophe S. 360 recht verstehen. Sie hat nicht bedacht, daß dessen Darstellung als Flucht der Schuld vor sich selbst und ihrer Pein nicht heißen kann: den Selbstmord lehren.

Das Wundermädchen S. 225 und der Selbstbeherrscher S. 79 sind poetische Erzählungen im ächten Sinne des Worts, nicht nach der unantiken, preßrichterlichen Kunstphilosophie. Einzelne Flecken in der Form zu rügen, ist hier nicht am Platz; die Dichterin selbst ist über die Lehrjahre hinaus, und die Jugend wird besser bey anderer Gelegenheit durch die Rüge ihrer eignen Fehler, zurecht gewiesen.

II. Maja. Gedichte von G. Schulz. Für Freunde abgedruckt. Naumburg, zu haben in der Wild'schen Buchhandl. 1821. 134 S. 8.

Erstlinge, nach der Versicherung des Einsendungsschreibens. Sie verrathen einen Dichtergeist voll Ernst, der die (mehr kräftigen als gewandten) Flügel der Einbildungskraft bewegt, als ob er mit ihren Schlägen den Nebel theilen wollte, welcher das Räthsel der Welt und des menschlichen Daseyns verhüllt. Er fühlt sich unheimisch in dem rohen Element des Lebens, es drängt ihn, dem Drucke der schweren Luft in die Region der Dichtkunst zu entfliehen, und seine Phantasie, indem sie dem Bedürfnisse einer besseren Welt abzuhelfen strebt, begeht den Fehler, daß sie dieselbe sucht, anstatt sie zu dichten. So erfährt der Sänger an sich selbst, was er S. 22 einem Bewohner des Planeten Mars in den Mund gelegt hat:

Dein Sehnen wird dir ewig bleiben,
Und was den regen Geist bewegt,
Und was in deinem Busen schlägt.
Dich ewig in die Ferne treiben.
Und doch ist fern wie nah, und hier wie dort.
Erhebe dich und segle mit den Winden.
Flieh mit dem Licht bis an den fernsten Ort,
Du wirst doch nur dich selber wieder finden.

Wenn Lini, das Mädchen im Mars, die Geliebte dieses jungen Philosophen, eine Dichterin wäre, die als solche sich bereits selbst klar geworden; so würde sie darauf ergegnen:

Dein Sehnen gab dir die Natur,
Dich zum Gefäß der Kraft zu wecken.
Du willst ein Paradies entdecken;
Es öffnet sich dem Schöpfer nur.
Du selber mußt dir eine Welt.
Wie du sie dir ersinnst, gestalten,
Und über das, was dir gefällt,
Muß in dir volle Klarheit walten.
Nach dieses Bildes Schöpfung strebe,
Hauch Geist ihm und Empfindung ein,
Und sey gewiß dann, daß der Schein
Für fremden Blick auch sey und lebe.
Zwar wirst du drin dich selbst, doch dich
Als einen andern, wiederfinden,
Der früher, unbekannt mit sich,
Dem Strom gefolgt, und irrem Winden.
Doch nun sich Meister fühlt des Kahnes,
Und Herr der Wege, die ihn trägt,
Ein König in dem Reich des Wahnes,
Der seine eigne Münze prägt.

Eine gute Münze, klein zwar, aber von reinem moralischen Golde und von einem fast dramatisch scharfen Gepräge, ist die Romanze, der Araber und das Kind S. 9, und es gibt in dem Buche mehrere Stellen, die eben so schön klingen und sind, wie die S. 106:

Es liegt ein tief Geheimniß in den Blumen,
Des Lebens Antrieb webt in ihrem Stern,
Der ew'gen Liebe heil'ger Odem spielt
Verschwenderisch um die goldnen Purpurkronen,
Und webt mit wunderbarem Reiz und an.
Und jedes reine, kindliche Gemüth
Fühlt sich zu ihnen zauberisch hingezogen.
Und liebt die stummen Kinder der Natur,
Die sie herauf aus dem Gebiet der Todten
Zu uns gesandt, des höhern Lebens Boten.

Der Titel der Schrift hat nichts mit der griechischen Maja im Siebengestirn gemein, die indische ist gemeint, welche das Schlußgedicht besingt, die Göttin der Täuschung und des beglückenden Wahns, folglich die Mutter der Dichtkunst sowohl als des Liebesgottes Kama. Möge sie Herrn S. zum Seelenfrieden leiten, ohne welchen (ja vielleicht eben durch dessen Mangel) man zwar ein stark anregender, wirksamer Dichter werden kann, wie z. B. Byron, aber nicht leicht ein befriedigender.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

(Geschichte.) Mémoires de l'abbé Morellet, de l'Academie française, sur le dix huitième siècle et sur la révolution. Um reichhaltige Denkwürdigkeiten zu schreiben, muß man lange gelebt, vieles gesehn haben. In dieser Hinsicht hatte der neunzigjährige Morellet, bey seinem fortwährenden Aufenthalte zu Paris, in der auserlesensten Gesellschaft von Männern, die in der Literatur, in den Künsten, in den Wissenschaften sich einen Namen erworben hatten, und als nahe Zuschauer der großen Weltbegebenheiten, die vor zwey und dreyßig Jahren ihren Anfang nahm, Vortheile, die nur wenig Sterblichen zu Theil werden, und von dem gelehrten Greise einen höchst wichtigen Werke entgegen sehen ließen. Hiezu kam, daß H. Morellet einen ausgebreiteten Ruf als feiner Sprachrichter, als geistreicher Schriftsteller hatte. Bey so günstigen Umständen konnte es

Digitized by Google

nicht fehlen, daß die Erwartungen des Publikums faſt übertrieben waren. Und wie ſind ſie erfüllet worden? Aufrichtig geſprochen, traurete jedermann dem alten Akademiker mehr Geiſt und Talent zu, als ſeine Denkwürdigkeiten zu erkennen geben. Freylich iſt nur wenig Menſchen die Gabe verliehen, ſo über ſich ſelbſt zu ſprechen, daß die Tadelſucht keine Blößen findet. Vielleicht iſt es eine der ſchwerſten Aufgaben der Litteratur, ein Buch zu ſchreiben, worin der Verfaſſer ſelbſt der Held iſt.

Der Abbe Morellet war nicht blos als Schriftſteller, ſondern auch als Mann von Welt, und, was noch mehr werth iſt, als rechtſchaffner Mann bekannt. Aber als Schriftſteller demerkt man jezt, daß es ſeinem Style an Leichtigkeit und Farbe gebricht; daß, als Mann von Welt, ſein Geiſt weder Feinheit noch Annehmlichkeit verräth, daß als rechtſchaffner Mann ſeinen vortreflichen Eigenſchaften ein gewiſſes, ihren Werth erhöhendes Zartgefühl fehlet. Zwar beruhet dieſes Gefühl nur auf Uebereinkunft, aber die Geſellſchaft fordert es, ſie verlangt, wenigſtens in Frankreich, daß Grazie des Geiſtes und Feinheit des Gedankens mit Annehmlichkeit des Styls Hand in Hand gehe, und dieſe Eigenſchaften ſind in Morellet's Denkwürdigkeiten keinesweges hervorſtechend. Sein Styl iſt oft zu einfach, zu natürlich, zu derb, oft gar zu geſchwäzig. Jedem anderen Schriftſteller würde man ſolche Nachläſſigkeiten vielleicht zu gute halten, aber bey einem Akademiker, deſſen Feder, wie man glaubte, nur klaſſiſche Arbeiten hervorbringen konnte, der in viele literariſche Streitigkeiten verwickelt, ſtets gegen andere wenig Nachſicht geübt, und ein entſcheidendes Urtheil in allen die Litteratur betreffenden Fragen ſich angemaßt hatte, bey einem ſolchen Schriftſteller wird der leichteſte Fleck grell und reizt zur Rüge. Indeſſen wird es ſchwer halten, wahre Fehler in dieſen Denkwürdigkeiten aufzufinden, wie es, auf der anderen Seite, nicht leicht ſeyn dürfte, große Schönheiten aus denſelben anzuführen.

Der Abbe Morellet kam im Jahre 1721 nach Paris, um ſeine theologiſchen Studien in der Sorbonne zu endigen. Er verließ dieſe Anſtalt, mit der Doktorwürde bekleidet, als geſchickter Dialektiker. Damahls wurde Diderot ſein Lehrer, deſſen, wohl ſchwerlich mit der Philoſophie der weiſen Herren der Sorbonne übereinſtimmende, Grundſäze einen großen Einfluß auf des Schülers Denkungsart, vorzüglich in der erſten Hälfte ſeines literariſchen Lebens hatten. Als Mitarbeiter an der Encyclopädie, trat er mit den berühmteſten Gelehrten der damaligen Zeit in Verbindung. Bey ſeiner großen Reizbarkeit und einem noch größern Hange zur Rechthaberey, wurde er in unzählige gelehrte Streitigkeiten verwickelt, wozu ſeine Beyträge zu jenem großen Werke mehr denn einmal die nächſte Veranlaſſung waren. Dieſe oft mit Bitterkeit geführten Federkriege gegen Paliſſot, Linguet, Leſrone de Pompignan, den Abt Galiani, Necker und andere bewogen Voltaire den Namen Morellet ſcherzend in mords lui zu verwandeln. Wie ſie damals dem aufbrauſenden Abbe den meiſten Stoff gaben, ſeine Feder daran zu üben, und ſich einen literariſchen Ruf zu erwerben, ſo machen ſie in gegenwärtigen Denkwürdigkeiten den vorzüglichſten, reich mit Anekdoten durchwebten Gegenſtand aus.

Von Streitigkeit zu Streitigkeit, von Flugſchrift zu Flugſchrift, war der Abbe Morellet bis zur Akademie gelangt, als die franzöſiſche Revolution ausbrach, deren Urſache man ſo oft den Encyclopädiſten und Oeconomiſten, überhaupt den Gelehrten der damaligen Zeit zur Laſt gelegt hat, wovon alſo auch Hr. Morellet ſeinen Theil mit zu tragen bekam. Indeſſen ſpricht er in ſeinen Denkwürdigkeiten über dieſe große Begebenheit ſo, daß weder die rechte noch die linke Seite der Kammer ihn ganz aus ihrer Mitte verdrängen würde, obwohl er ſich mehr gegen jene als gegen dieſe hinzuneigen ſcheinet. Einige der erſten ſtürmenden Perioden des blutigen Dramas werden mit vieler Kunſt von ihm geſchildert. Viele eingelne Züge ſind zwar ſchon bekannt, doch lieſet man ſie hier gern noch einmal, und gewiß tragen ſie vieles dazu bey, das Ganze zu heben.

Es iſt ein unfreundliches Gefühl, wenn ein alter, ſonſt ſchäzbarer Mann, durch die böſe Meynung, die er von ſich ſelbſt hegt, uns ein unwillkührliches Lächeln abzwinget. Der Abbe Morellet beſaß viele Eigenliebe, und verſtand ſich ſchlecht darauf, oder achtete es der Mühe nicht werth, ſie zu verbergen. Er ſagt unverholen, was er Gutes von ſich ſelbſt und Nachtheiliges von Andern denkt, und verbreitet hiedurch einen unangenehmen Anſtrich von Eitelkeit über ſeine Denkwürdigkeiten. So kann man ohne alle Unwillen nicht leſen, wenn der rüſtige Dialektiker von ſeinen unzähligen Federkriegen behauptet, „hier ſeinen Gegner aus dem Sattel gehoben,“ dort „in den Staub getreten“ zu haben, wie er den einen „zu Paaren getrieben,“ den andern „gegeiſſelt,“ und einem dritten „das Saraus gegeben“ habe. Eine ſolche aufgeblaſene Sprache verräth zugleich wenig Geſchmack. Ebenfalls iſt ſeine Art, witzig zu ſeyn, nicht ganz muſterhaft: ſie beſchränkt ſich einzig auf Ironie, die freylich in Geſprächen ſich nicht ſelten ſehr gut anbringen läßt, aber in Schriften, beſonders wenn häufig Gebrauch davon gemacht wird, Ueberdruß erregt.

Dennoch bleibt die Morelletſche Denkſchrift das wichtigſte Werk, das, in blos literariſcher Hinſicht, das gegenwärtige Jahr zu Tage gefördert hat. In geſchichtlicher Hinſicht würde es vor vierzig oder fünfzig Jahren nur ein gleichmißmäßiges Intereſſe gehabt haben. Aber wem liegt heutzutage daran zu wiſſen, was der Abbe Morellet für Urſache hatte ſich über die Prinzeſſinn von Robeck zu beklagen, und ſich des Umganges der Gräfinn von Boufflers zu freuen? Für wen können die krampfhaften Anfälle der Demoiſelle de l'Eſpinaſſe, wenn ſie ſchlechte Verſe vorlaſen hörte, oder Boufflons Zerſtreuungen, Rouſſeaus Jähzorn, Helvetius Launen und die ſechstauſend Franken Renten des Barons von Holbach noch jezt etwas Anziehendes haben, wo eine Flugſchrift über die perſönliche Freyheit, über die Verantwortlichkeit der Miniſter oder über jede andere Staatsangelegenheit mehr Leſer findet, als eine von der Akademie gekrönte Preißſchrift, wenn ſie kein anderes Verdienſt hat, als ſchön geſchrieben zu ſeyn?

Was den Theil der Morelletſchen Denkſchrift betrifft, der ſich auf die Revolution bezieht, dieſem ſchadet der zweydeutige Geiſt, in welchem der Verfaſſer ſpricht. Zu jacobiniſch für diejenigen, die alle philoſophiſchen Ideen verabſcheuen, iſt er wiederum denen nicht philoſophiſch genug, ja zu ſchwach, zu kleinlich, die nicht die Revolution ſelbſt, ſondern nur ihre Ausſchweife verdammen. Ueberdaupt ſcheinet der Titel: „Denkwürdigkeiten des achtzehnten Jahrhunderts und der franzöſiſchen Revolution“, zu anſpruchsvoll für dieſe Schrift zu ſeyn, da ſie eigentlich nur die Rückerinnerungen eines Akademikers enthält, der ein Zeitgenoſſe der großen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts war, und einige der ausgezeichnetſten Männer der Revolution kannte.

Zum Beſchluſſe ſind einige dichteriſche Verſuche des Verfaſſers dem Werke angehängt. Eine Lobrede auf ihn von Lemontey, ſeinem Nachfolger in der Akademie, iſt vorangeſchickt. (2 Bände in 8. Preis 12 Fr. Bey Labocat).

Digitized by Google

Voyage de Polycrète, ou Lettres romaines; par le baron de Theis. Dieses Werk wird von Mehrern zum Seitenstück der Reise des jungen Anacharsis erhoben; ob es aber einer solchen Ehre würdig sey, muß die Zeit lehren, denn nicht einseitiges oft einseitiges Urtheil, sondern nur die allgemeine Meinung kann den klassischen Werth eines Buchs bestimmen. Es enthält in neun und vierzig Briefen ein lebendiges Gemälde von Rom. Den Zeitabschnitt dieses Briefwechsels bestimmte die Eroberung Athens durch Sulla. Polycrete, ein junger vornehmer Athenienser, kömmt bey der Zurückkehr des Siegers, mit ihm als Geissel nach Italien, und schreibt, von Rom aus, an seinen Vater, den Archonten Crantor, an seine Schwester Rhodope und an einige Freunde, je nachdem die vorkommenden Gegenstände sich für die einen oder die andern zur Unterhaltung schicken. Die Briefe an den Vater sind mit geschichtlichen Darstellungen, mit Bemerkungen über Gesetzgebrauch, öffentliche Verwaltung, Staatskunst u. s. w. angefüllet.

Die besondere Lage des jungen Athenienſers zu Rom eignete sich ganz dazu, einen thätigen, wißbegierigen Geist zu befriedigen, der ein Volk kennen lernen wollte, das ihm neu war, der sich selbst zu unterrichten strebte, und seine gemachten Erfahrungen andern mitzutheilen suchte. Aufgenommen in dem Hause des Konsuls Cneius Octavius, den er, zu seinem bittern Schmerze, später als ein Opfer der Wuth bürgerlicher Unruhen fallen sah; verbunden durch die innigsten Bande der Freundschaft mit dem Sohne dieses Consuls; geleitet von einem treuen und unterrichteten Sclaven, der über die Erziehung des jungen Römers wachte, versäumte Polycrete keinen Augenblick, diese günstigen Umstände zu seinem Vortheile und zu seiner Absicht zu benutzen. Er durchstreift das unermeßliche Rom in allen Richtungen, bemerkt alle Gebräuche, erforscht alle Einrichtungen, dringt in die Geheimnisse der Römischen Macht ein, mit einem Worte, er setzt sich in den Stand, sowohl das öffentliche, als Privatleben der Bewohner dieser ewigen Stadt genau zu beschreiben. Nicht selten geselllen sich tiefe Betrachtungen zur sorgfältigen Darstellung der Thatsachen, und sehr oft gewinnen seine Schilderungen ein dramatisches Interesse. Ob Hr. v. Theis immer unpartheyisch geurtheilet habe; ob seine Bemerkungen nicht zuweilen nach neuern Begebenheiten abgemessen, oder nach Meynungen bestimmt wurden, die den Römern fremd waren, diese Frage kann hier nicht erörtert werden. Dem sey indessen wie ihm wolle, so wird doch niemand dem Verfasser einen bedeutenden Reichthum an Gelehrsamkeit absprechen, und besonders der Leser ihm sein Bemühen verdanken, der, mit den Schriftstellern des alten Latiums nicht vertraut, die ehemaligen Weltbeherrscher vor seinen Augen handeln und wirken sehen möchte. (3 Bände in 8. 75 Bogen Druck. Preis 15 Fr. bey Maradan).

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Literatur.

Zu den wichtigern literarischen Unternehmungen der neuesten Zeiten gehört neben andern auch die Uebersetzung von Michauds Biographie universelle, ancienne et moderne, welche durch die Bemühungen des Hrn. Missiaglia gegenwärtig zu Venedig im Werke ist. Die Uebersetzer gedenken zwar das Original seinem ganzen Umfange nach zu liefern, dabey aber, zumal in Betreff der Civil- und Literär-Geschichte Italiens, die im Originale vorkommenden Fehler zu verbessern, und, was etwa vergessen worden, nachzuholen, auch die Mittheilungen und Ausschlüsse der Hrn. Barbier, so wie überhaupt aller einheimischen sowohl als auswärtigen Gelehrten, die sich geneigt finden sollten zur Vervollkommnung dieses Werks beyzutragen, zu benutzen. Alle Verbesserungen und Zusätze sollen mit Sternchen bezeichnet werden. Der erste Band wird im Januar 1822 erscheinen.

Elemens de physiologie de la nature oder Resultate der Untersuchungen, welche die kaiserliche Akademie zu Petersburg über die Eigenschaften metallischer Substanzen in den verschiedenen Erdarten, besonders das Alkali, das Natron, das Ammoniak, aufgegeben. Von Louis Form, Turin 1821. Da dieses Werk einen Italiäner zum Verfasser hat und in Turin herauskam, eignet sichs die italienische Literatur mit Recht zu. Herr Form, durch Falchners Experimente, Berzelius neue Nomenklatur und Oerstädts Wirkung der Voltaischen Säule geleitet, hat versucht das System des Weltalls, das er, so wie sichs im sechzehnten Jahrhundert Telesio, Campanella und Andre dachten, für eine große belebte Maschine ansieht, zu entdecken. Er benutzt alle Vortheile, welche die Chemie und die Kenntnisse des Jahrhunderts ihm darbieten. Dennoch entspricht das Werk nicht dem, was die Einleitung verheißt. Er zeichnet wohl die Fehlgriffe aus, welche seine Vorgänger begangen; doch ob er selbst sich keines schuldig macht, möchte noch zu untersuchen seyn. Sehr kühn ist sein Unternehmen immerhin; es wagt es, die Grundzüge einer Geschichte der Erzeugung und Organisation des Erdkörpers, der Pflanzen und Thiere auszusprechen; er erblickt, oder erfinnt sich, eine allgemeine wärmende Flüssigkeit, oder eine Elementar-Wärme, die sich außer den Naturkörpern befindet, und sie in Bewegung setzt; er nimmt eine Materie an, aus welcher er das Weltall bildet, eine Materie, welche aus der Verbindung, und der auf einander folgenden Organisation des Ausflusses von zwey oder drey Elementar-Substanzen bestehen soll, die von der allgemeinen Flüssigkeit bewerkstelligt wird, die alle himmlische Körper mischt und bildet, und nach unveränderlichen Gesetzen bestimmt ist. Man sieht aus diesem Wenigen, daß Hr. Form unter unsern Landsleuten manchem Mitbuhler ums Reich des Möglichen begegnet — ob er unter seinen Landsleuten so leicht, wie es bey uns geschieht, Mitstreiter und Beyfall finden wird, müssen wir abwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 97. S. 397. Sp. 2. Z. 13. steht: die gleich folgende (n) Worte. Z. 12. o. u. lies in ihren st. in ihrer.

In Nr. 98. S. 389. Sp. 2. Z. 7. v. u. l. auf die ferne, st. die Ferne. Z. 7. v. o. l. hat st. hatte. Aus dem Taschenbuche: Rheinblüthen hat der Setzer Reinblüthen gemacht.

Nr. 99. S. 393. Sp. 2. Z. 10. hat der Setzer schon wieder einmal an einem allgütten Werke (des Grafen v. Loeben) sich verschlimmert, indem er Lieben st. Leben gesetzt. In selbst die Namen — die Taufnamen der Dichterinnen — läßt er nicht unverhunzt, und aus der poetischen Helmina (von Chezy) hat er S. 396. Sp. 1. Z. 8. eine stockprosaische Wilhelmina gemacht. Ebendas. Sp. 2. Z. 4. lies lag st. des niedrig provinziellen lagt. S. 395. Sp. 2. Z. 13. l. deſſelben st. deſſen.

Nr. 100. S. 399. Z. 18. des interest ist robert st. des i. e. r. u. Z. 20. l. haben st. haun. Sp. 2. Z. 7. l. Major st. Major (warum nicht lieber gar Magor?) Und dieser Pudel leider abermals in einer, aus dem recens. Buche (Ueberhaidts Reise) angeführten und als sprechwidrig getadelten Stelle!

Digitized by Google

Nr. 6.

Literatur-Blatt.

Freitag den 18. Januar 1822.

Flugliteratur.

Katersprung von Berlin über Leipzig nach Dresden. Von Adolph von Schaden. Dessau b. Schlieder und Leipzig in Comm. b. Kollmann 1821. 204 S. 8.

Der Titel läßt eine satyrische Reisebeschreibung erwarten; sie ist aber blos medisant. Inzwischen sind wir weit entfernt, um dieser vorherrschenden Eigenschaft willen ihr den Stab zu brechen. Auch die Médisance hat ihr Gutes. Das unübersetzbare Wort bedeutet, nach der Akademie, so viel als: Discours au désavantage de quelqu'un sans nécessité. Sie schließt mithin die Wahrheit in demjenigen nicht aus, was man einem Andern Uebles nachsagt; sondern setzt blos voraus, daß man dazu nicht genöthiget, also auch nicht moralisch genöthiget, nicht verpflichtet sey. Sie kann ohne Verläumdung gedacht werden (obwohl die Getroffenen sie gewöhnlich also zu scheiten pflegen), und in so ferne gewährt sie der Gesellschaft, neben der Unterhaltung, auch einigen Nutzen, indem sie der Thorheit und der Untugend das Leben ein wenig saurer machen hilft, als es Moral und Justiz vermögen.

Unser Kater theilt in Leipzig wie in Dresden Kraftlendiebe aus, die wohl manchem Individuum schmerzlich seyn mögen; aber von dem sächsischen Volke und dem geliebten Beherrscher desselben, der am Abend seines Lebens soviel unverdientes Mißgeschick erfuhr, schnurrt er in ernsthafter Gemüthlichkeit ein wohlverdientes Loblied ab. In Leipzig richtet er seine Pfotenstreiche meist gegen Ungenannte und Undezeichnete, mit Ausnahme eines Buchhändlers, dem er die „Unverschämtheit" nachsagt, daß er eine Flugschrift für die Griechen von wenig Blättern um 6 Groschen verkaufe, und eines Gelehrten, den er durch seinen ungewöhnlichen Vornamen kenntlicher macht, als es eine (vielleicht angeborne) Aengstlichkeit verdient haben möchte. In Dresden geht er vorzüglich der belletristischen Innung zu Leibe, deren Mitglieder im Wegweiser der Abendzeitung (welchen er S. 115 einen feilen Cicerone nennt) sich wechselsweise kritisch bekomplimentiren. Da sie sich dort nennen; so liegt die Thatsache dem Publikum vor Augen; aber der Kater thut ihnen zu nahe, wenn er sie beschuldiget, daß sie andern, zu ihrer Geschmacksinnung nicht gehörige, Schriftsteller „schonungslos und ganz abscheulich herunter hunzen." Davon ist uns in diesem Blatte noch kein Beyspiel vorgekommen; vielmehr scheinen alle, die dort recensiren, dem Symbolum zu huldigen:

Fünf ist doch beynah gerade.

Der Kater haut über die Schnur der (oben definirten) Médisance, wenn er sich in den übelanständigen, öffentlichen Streitigkeiten eines gräflichen Ehepaares zum Richter aufwirft. (S. 179 ff.) Dagegen möchte sein Urtheil über Moreau S. 125:

Ob Schuld und Laster auch im Lande walten,
Zu leiten fremde, feindliche Gewalten,
Es ziemt dem Sohn des Vaterlandes nicht u. s. f.

bey vielen Lesern Beyfimmung finden, obwohl dabey alles auf die Frage anzukommen scheint, was dieser Zögling der Freyheit eigentlich gewollt habe mit seinem letzten Schritte, und was er für sein despotisch beherrschendes Vaterland gethan haben würde, wenn er wirklich zu einer Leitung der fremden Gewalten gelangt wäre. Des Katers Schreibart, einige märkische Declinationsfehler abgerechnet, ist nicht unangenehm, etwas mehr Witz aber könnte der Médisance nicht schaden. Von der Elbbrücke zu Dresden sagt er S. 58: „Sie ist ein wahres Meisterstück der Hydraulik des vorigen Jahrhunderts." Wir glauben nicht, daß der Brückenbau zur Hydraulik gehöre, welche nach der alten Wolfischen Definition die Wissenschaft von demjenigen ist, was am bewegten Wasser ausgemessen werden kann. Der Kater scheint sie mit der Wasserbaukunst zu verwechseln, der sie nur als Hülfswissenschaft dient. S. 6 fordert er, der Kater selbst, von einem Katersprunge „Konsequenz;" aber diese Tugend übt er eben nicht, wenn er S. 175 eine bereits gedruckte Theaterkritik einschaltet, welche den (nur allzuleichten) Beweis führt, daß eine dramatische Kleinigkeit von F. Kind, die Truhe, (jetzt im Becker'schen Taschenbuche f. 1822 gedruckt) langweilig und gehaltlos ist.

Digitized by Google

Schlechte Literatur.

Da es seit Kurzem in Paris eine Gesellschaft von Ultra's giebt, welche sich die Gesellschaft der guten Literatur (des bonnes lettres) nennt; so bleibt für diejenigen Schriftsteller, welche nicht in deren Horn blasen wollen, nur die Kategorie der schlechten übrig. Im Deutschen klingt das freylich rauh: aber man erwäge, daß unser schlecht eben so doppelsinnig ist, als das bon der Franzosen. Un bonne homme heißt bey ihnen auch ein Mensch von wenig Geist — un homme de peu d'esprit, sagt C. M. Gattel im Diet. portatif, und setzt hinzu: Bon seigneur, bon Prince, bonne Princesse ont aussi cette dernière signification —; und unser schlecht heißt bekanntlich auch gerade, schlicht, unverbrecht, z. B. in der Phrase: schrecht und recht. Diese beyden Reimwörter sind das gewöhnliche Prädikat der schlichten Bürgerthümlichkeit, und so kann denn wohl die Literatur der Politik nicht besser seyn, als wenn sie schlecht ist.

Doppelt schlecht ist nun

I. Napoleon. Eine biographische Skizze. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Stuttgart und Tübingen b. Cotta 1821. 437 S. kl. 8.

Der Vers. der Urschrift ist nämlich republikanisch gesinnt, der Uebersetzer aber (D. Lebret unterzeichnet er) kaiserlich, ja beynahe universalmonarchisch; und beyde sprechen ihre Ansichten so unverhohlen aus, daß die bons littérateurs in Paris keinen von beyden beloben werden. Inzwischen ist es gerade dieser Zwiespalt zwischen Autor und Uebersetzer, welcher dieses Buch sehr anziehend macht, ungefähr wie ein Dialog, der um so dramatischer wirkt, je weniger die Sprechenden Eines Sinnes sind.

II. Washington und Napoleon. (Ein Aufsatz in den Allg. polit. Annalen Heft 13. S. 1—33.)

„Erste Diatribe," titulirt der Vers. das kleine Werk, es ist aber keine gegen den großen Todten, sondern gegen seinen Widersacher. Einige Wiederholungen abgerechnet, ist sie sehr schön geschrieben. Der Gesichtspunkt, aus welchem er Napoleon betrachtet, trifft mit dem des D. Lebret in Nr. I. in soferne zusammen, als er von der Behauptung ausgeht, daß Napoleon, indem er nach dem Monarchenscepter griff, und das erschütterte System souveräner Alleinherrschaft befestigte, nichts anderes gethan, als was der unsterbliche Washington auch gethan haben würde, wenn er vom Verhängniß berufen gewesen wäre, statt der neuen Welt, der alten (und veralteten) den Stempel seines Geistes aufzudrücken. *) Darin sind wir anderer Meynung. Washington würde eingesehen haben, daß in dem Systeme der unbeschränkten Alleinherrschaft der göttliche Beruf durch Geburt eine schwer entbehrliche Hypothese ist. Nur aus dem Gesichtspunkte des theokratischen Systems scheint die unbeschränkte Monarchie mit der Würde der Menschheit verträglich. Wer Völker unbedingt nach seinem Willen soll regieren dürfen, muß Gott selbst oder sein beauftragter Statthalter seyn. Auf diesen Vollmachtsbrief kommt alles an bey'm irdischen Alleinherrscher, und wenn die Gottheit ihren beauftragenden Willen nicht durch unbezweifelte Wunder offenbart; so können die Menschen schwerlich eine andere Bürgschaft dafür gelten lassen, als die eines natürlichen Ereignisses, welches von allem Einflusse menschlicher Willkühr möglichst unabhängig, und zugleich so beschaffen ist, daß es nur Einen zur Alleinherrschaft zu berufen scheine. Diesen logischen Bedingungen des frommen Glaubens entspricht am meisten das Naturereigniß der legitimen Erstgeburt (wo nicht etwa angeborner Blödsinn deutlich widerspricht), und darauf unfehlbar ruht ihre Wirkung in den Gemüthern der Menge. Dagegen stimmen wir dem Vers. so ziemlich bey, wenn er S. 18 sagt: „Erbärmlicher, niederträchtiger hat sich die Mehrzahl der Menschen nie gezeigt, als bey Napoleons Sturze." Nur würden wir statt gezeigt, lieber sagen: ausgesprochen.

*) Koyebue's Schatten, in seinen Briefen aus dem Tartarus, im Dresdener lit. Mercur 1821 Nr. 96 läßt Bonaparte'n selbst etwas Aehnliches gegen Morreau behaupten, mit welchem er in dem „Koyebueschen Museum" zusammen kommt. Morreau ruft in republikanischem Eifer aus: Wer, Sie, wer hatte mein blutig befreytes Vaterland damals zu seinem Fußschemmel gemacht? wer hatte — „Ne phrasons pas, mon ami! (antwortet Napoleon) Ich hatte; aber was hatt' ich? Gethan, was ich mußte, so wie Ihr Vaterland nun einmal beschaffen war. Daß ich konnte, was ich zu mäßigen eingesehen (dieses Plagiat sollte ein Kompliment für Schiller seyn, der eben auch im Zimmer war), das fällt Ihrem Vaterlande zur Last. Ich habe nicht gelogen, wenn ich den Franzosen sagte, daß ich sie liebte; aber der Fehler war, daß ich sie nicht in gleichem Maaße achten konnte, und so gebrauchte' ich sie als Mittel zu meinen Zwecken, die natürlich nicht auf die Beglückung von Frankreich beschränkt waren; ich gebrauchte sie als Pulver, um die alle verfaulte Bastion des feudalistischen Europa zu sprengen; das hab' ich durchgesetzt, man mag nun fluchen, wie man sie werden aufdauc u. s. f." Was er endlich an deren Stelle gebaut haben würde, das sagt er freylich nicht, inzwischen ergibt Koyebue in einem früheren Briefe, der Kaiser gebe mit Washington steifig spazieren, und bilde mir, daß dieser ihm zur Linken gehe. In der That scheinen beyde Männer wenig mit einander gemein zu haben, als — die Unsterblichkeit, und ich möchte' eher glauben, daß der Republikaner General Bonaparte, unter anderen Umständen und an der Spitze eines anderen, minder patriotischen Volkes, ein Washington hätte werden können, als umgekehrt, Washington ein Napoleon.

W.

Digitized by Google

III. Denkwürdigkeiten über (?) Napoleons Privatleben, Rückkehr und Regierung i. J. 1815. Von Fleury von Chaboulon. A. d. Franz. übersezt (nach der Vorrede von D. Bergk) Leipzig b. Baumgärtner 1820. 300 S. gr. 8.

Der diplomatische Werth des Originals ist längst entschieden. Die Uebersetzung ist, nach des Uebersetzers eignem Geständnisse, unvollständig, welches die Literatur den Beschlüssen vom 20sten Sept. 1819 zu danken haben soll. (S. XI.) Nicht vielmehr der Aengstlichkeit eines beschränkten Censors, welche durch diese Beschlüsse eben neu angeregt worden war? Sie hat indessen immer noch genug schlicht gesagte Wahrheiten übrig gelassen, um dem Buche seinen Platz im Repertorium der schlechten Literatur zu bewahren.

Schulliteratur.

J. A. Wendel's deutsche Grammatik für Schulen mit Hinsicht auf Schottel, Adelung, Grimm, Radloff und Andern. Coburg b. Meusel und Sohn 1821. 150 S. 8.

Keine vollständige Sprachlehre, sondern eine fliegende (um nicht zu sagen flüchtige) Zusammenstellung ihrer Anfangsgründe. Biegung der Nenn-, Eigenschafts- und Zeitwörter (Declination, Steigerung, Conjugation), Rechtschreibung und Interpunktion werden hier weniger durch Regeln bestimmt, als durch Beyspiele dargestellt. Die Lehre von den Sammwörtern, von der Wortfügung, (Construktion) von der Zeitenfolge (consecutio temporum) und noch manche andere Dinge, die „jeder junge Deutsche von seiner Muttersprache ungefähr wissen muß," sind hier gar nicht berührt. Vom Umlaut ist nur gelegenheitlich die Rede, z. B. S. 19, wo unrichtig behauptet wird, daß blaß und gesund ohne denselben zu steigern seyen. Man sagt und schreibt blässer und gesünder. S. 21 wird ein verlassener, verschlagener, verschwiegener Mensch, eine betrübte Nachricht und ein eingebildeter Kranker mit dem gedienten Soldaten in gleiche Verdammniß geworfen. Vergessen, verschlagen, verschwiegen, eingebildet u. dergl. m. sind hier nicht die Participien, sondern die Adjektiven (franz. oublieux, rusé, discret, imaginaire); und die betrübte Nachricht ist eine Metapher (im Sinne des Aristot. Poet. XXI. nach Hermann), das Adjectiv betrübt (für betrübend) ist vom Empfänger oder Geber auf die Nachricht übertragen. Nehmlich ist, obwohl auf umgekehrte Weise, die reitende Post, die der Vers. S. 104 ansicht. Post ist hier die Metapher von Bote.

Der Styl des Vfs. ist im Ganzen ziemlich correct, doch hätt' er Redensarten wie die S. 48: Man fängt jezt an, und sezt Dero statt Höchstdero" (D. st. H. zu sehen) und wie S. 9: „es muß besser heißen (man sagt besser): dessen ungeachtet" besser vermieden.

Dessenungeachtet halten wir das Buch für brauchbar zum ersten Anstrich, es macht dem Schüler die Sache so leicht als möglich, und wo Mängel oder Verstöße sind, da kann der Lehrer ergänzen und verbessern.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

Länder- und Völkerkunde.

Recherches statistiques sur la ville de Paris et sur le departement de la Seine. Die Statistik hatte in ihrer Wiege, Deutschland, schon einen hohen Grad von Wachsthum erreicht, als sie in Frankreich noch eine unbekannte Wissenschaft war. Der berühmte Lavoisier machte zuerst auf ihre Wichtigkeit für den Staatshaushalt aufmerksam. Aber was besonders zu ihrer Verpflanzung auf französischem Boden beytrug, war die Uebersetzung von Hasseis statistischen Tabellen, die, auf Anrathen eines in Paris anwesenden Deutschen, ein edler Patriot, Namens Duquesnoy, zur Zeit als Lucian Bonaparte die Stelle des Ministers des Innern bekleidete, auf eigene Kosten veranstalten, und in der National-Druckerey ans Licht treten ließ. Diese vom Minister beyfällig aufgenommene deutsche Arbeit, wurde alsbald den verschiedenen Präfecten als Muster vorgelegt, um von ihren respektiven Departementern ähnliche statistische Berichte officiell einzuliefern. Unseres Wissens sind diese nach und nach eingelieferten Berichte nicht in einem einzigen den Hasselschen ähnlichen Werke vereiniget worden, wie es ursprünglich die Absicht war, theilweis aber befinden sie sich in vielen Bibliotheken, und sind gewiß in Deutschland auch nicht unbekannt geblieben. Seitdem hat man sich überzeugt, daß die Statistik, als unentbehrliches Mittel zur genauen Kenntniß der Staatskräfte, gar wohl verdiente als positive Wissenschaft getrieben zu werden, und schwerlich könnte jezt noch den Franzosen der Vorwurf treffen, daß sie darin zurück geblieben wären. Gegenwärtige Schrift liefert einen Beweis davon. Die Materialien, die sie enthält, sind aus authentischen Quellen geschöpft, und auf Veranstaltung des Grafen von Chabrol, der an der Spitze der Obrigkeit der Stadt steht, von einer geschickten Hand zusammen getragen. Eine Uebersicht der Haupt-Resultate der angestellten Forschungen geht dem Werke voran, und reicht allein schon hin, eine hohe Meynung von seinem Umfange, seiner Genauigkeit und dem Fleiße, der beym Einsammeln der Materialien obgewaltet hat, einzuflößen. Dann folgen zwey und sechzig lithographirte Tabellen, die eine unzählige Menge in Ziffern ausgedrückte und mit erklären-

Digitized by Google

den Anmerkungen versehene Angaben über Gegenstände enthalten, deren keiner der Aufmerksamkeit des Beobachters unwerth ist, als: Witterungsstunde, Steigen und Fallen des Flusses, Volkszahl, Geburten, Todesfälle, unehelich Geburten, herrschende Krankheiten, natürliche Blattern und Vaccine, Zustand der Krankenhäuser, Hervorbringungen der Erde im Seine-Departement, Märkte, Armenschulen, Ertrag der Bühnen und anderer öffentlichen Belustigungen, Fuhrwerke, Kostenaufwand der wohlthätigen Anstalten, Verbrauch an Lebensmitteln in der Hauptstadt Frankreichs u. s. w. Vielleicht findet man von letzterer Uebersicht nicht ungern einige Resultate hier angeführt.

Im Jahre 1818 wurde in Paris verkauft: 522,891 Hectolitres (ungefähr 63 Millionen Flaschen) Wein; 40,343 Hectolitres 5 Millionen Flaschen) Branntwein; 73,870 Ochsen; 335,616 Schafe; 62,206 Schweine; 3,240,000 Kilogrammen, (beynah eilf Millionen Pfund) Butter; 80,000,000 Stück Eyer; 1,011,300 Stères (Klafter) Holz; 1,613,569 Hect. Holzkohlen; 503,372 Steinkohlen; 879,681 Haber; 1,152,112 Kalk; 377,106,000 Stück Quader; für 2.825,567 Franken Seefische; für 6,689,818 Franken Geflügel und Wildbret. Mit Ausnahme der Steinkohlen, des Branntweins und des Schweinefleisches sind diese Aufzehrungen verhältnißmäßig geringer als vor der Revolution. Der Verbrauch des Brodes beläuft sich jährlich auf 113,850,000 Kilog. (über 229 Millionen Pfund) und der Erdäpfel auf 323,610 Hectolitres (Halbscheffel).

Die Bevölkerung von Paris betrug 1817 bey der Aufzählung im Monat May, 713,966 Köpfe. In den Hospitälern befanden sich 15,842 Personen, wodurch die Gesammtzahl dis zu 717,212 vermehret wurde, die 224,921 Familien bildend, 26,801 Häuser bewohnten. Im Jahre 1817 fanden 23,759 Geburten, 6,382 Heyrathen und 21,124 Sterbefälle statt. Zwey Neuntel der Sterbefälle werden gemeiniglich durch Lungenkrankheiten veranlaßt, wovon die Hälfte blos der Schwindsucht zuzuschreiben sind, deren Einfluß am nachtheiligsten auf junge Leute von zwanzig bis dreyßig Jahren wirkt. Man zählt 1,094 Straßen in Paris. Zur Ausbesserung des Pflasters derselben werden jährlich ungefähr eine Million Steine erfordert, und zu ihrer Beleuchtung 600,000 Pfund Oel.

Aber es würde uns zu weit führen, wenn wir diese interessanten Angaben hier länger fortsetzen wollten. Ihnen folgt eine theoretische Abhandlung über die Bevölkerung von Paris, in welcher alle aufgestellten Sätze gleichsam mathematisch bewiesen sind, und der gelehrte Verfasser diesem an sich trocknen Gegenstande eine gefällige Einkleidung zu geben gewußt hat. (7 Bogen Druck in 8. mit 62 Tabellen. Königliche Druckerey. Wird nicht verkauft).

(Die Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung für Bekannte.

Wegen der beyden Flugschriften Müllneriana Nr. I. und Nr. II, wovon die zweyte bald nach ihrer Erscheinung von dem Hohen Kirchenrathe zu Dresden als pasquillartig confiscirt, und von der Polizey in Leipzig aus den Buchläden weggenommen wurde, ist der Verfasser und Herausgeber, der Buchhändler Herr Brockhaus, auf deßhalb von mir angestellte Injurienklagen, sowohl in die gewöhnlichen Geldstrafen und in den Kostenersatz, als auch zu gerichtlichen Abbitten und Ehrenerklärungen, in vier übereinstimmenden Rechtssprüchen des Schöppenstuhles und der Juristenfacultät zu Leipzig, verurtheilt worden, obwohl er in zweyter Instanz ein Gutachten der Juristenfacultät zu Jena beygebracht hat, welches demonstriren wollte, daß Herr Brockhaus zwar die Strafen und die Verurtheilung in die Kosten verdient, aber zu Leistung der Abbitte und Ehrenerklärung in dem gegebenen Falle keine Verbindlichkeit hätte.

Dieses Gutachten, welches Herr Brockhaus durch die Presse vervielfältiget und verbreitet, auch unter andern meinem Schwalter, dem Herrn D. Woldemar Seyffarth, zum Geschenk gemacht hat, ist eine Art von Merkwürdigkeit. Es kommt darinnen — in einem Responso juris! — unter andern das Urtheil (der Facultät!) vor: „es sey auffallend, daß ich den Muth gehabt, auf Abbitte und Ehrenerklärung anzutragen.“ Wo ich diesen Muth hergenommen, darüber kann ich die verehrliche Juristenfacultät zu Jena vollkommen in's Klare setzen: ich hatte vor ungefähr 25 Jahren das im Königreiche Sachsen geltende Recht studirt, und ungefähr 20 Jahr lang darnach practicirt. Da es in Betreff der Lehre von der Privatgenugthuung in Injuriensachen seitdem sich nicht wesentlich verändert hat; so hat die Juristenfacultät zu Leipzig in ihren Entscheidungsgründen die Jenaischen Zweifel über die Rechtmäßigkeit meines Muthes bündig zu widerlegen Stoff gefunden.

– Ich bitt' übrigens den minder aufmerksamen Theil des Publikums angelegentlich, meine Rechtsstreitigkeiten mit Herrn Brockhaus nicht mit den literarischen zu verwechseln, welche über einen seiner Veranlassung nach verwandten Gegenstand zwischen dem Herrn Professor Krug und mir vor zwey Jahren statt gefunden haben. Diese sind längst beygelegt, ohne daß wir dazu anderer Facultäten bedurft hätten, als unserer inneren.

Endlich bitt' ich diejenigen Personen, welche Verlags-Artikel der Brockhausischen Handlung zur Beurtheilung im Literaturblatte (oder auch wohl schon für dasselbe beurtheilt) einsenden, sich die Weitläuftigkeit vorbauender und anreizender Sendschreiben zu ersparen. Die Voraussetzung, worauf dieselben beruhen, verwundet mich. Ich hege keinen Groll gegen Herrn B., den ich Andern leiden könnte, und mit meinem Wissen und Willen wird das Literaturblatt an den Werken, die er verlegt, niemals verüben, was die Zeitschrift Hermes von der Halle'schen Literaturzeitung (1821. Nr. 305. Sp. 705) an einer Schrift von mir gethan zu haben beschuldiget worden ist. „Man fühlt die Absicht, und man ist verstimmt“ sagt diese Lit. Zeit. a. a. O. mit vollkommen richtiger Beziehung auf die Kritik. Und überhaupt wirkt ja die Kritik auf den Debit so wenig!

Weißenfels im Jan. 1822.

Müllner.

Digitized by Google

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 22. Januar 1822.

Naturkunde.

Das Thierreich (,) eingetheilt nach dem Bau der Thiere (,) als Grundlage ihrer Naturgeschichte (,) und (nach) der vergleichenden Anatomie (,) von dem Herrn Ritter von Cuvier (,) Staatsrath ꝛc. Aus dem Französ. frey übersezt und mit vielen Zusätzen versehen von H. R. Schinz, Medic. Dr. Erster Band. Säugethiere und Vögel. Stuttgart und Tübingen b. Cotta 1821. 894 S. gr. 8.

Das System, nach welchem Cuvier sein den Naturforschern bereits bekanntes Werk über das Thierreich geordnet hat, gründet sich auf die in den neuern Zeiten so weit vorgeschrittene, und von Cuvier selbst mit eben so viel Fleiß als Glück bearbeitete Zootomie und vergleichende Anatomie. Er, dem zahlreiche öffentliche und Privat-Sammlungen, unermeßliche literarische Hülfsmittel, treffliche Vor- und Mitarbeiter zu Gebote standen, war vor allen andern Naturforschern berufen, ein naturgemäßes System aufzustellen. Durch Uebersetzung eines so classischen Werks, und durch Einschaltung der zahlreichen seit der Erscheinung des Originals gemachten Entdeckungen leistet daher Hr. D. Schinz nicht allein den der französischen Sprache Unkundigen einen Dienst, sondern auch denen, welche mit der in stetem Fortschreiten begriffenen Naturgeschichte gleichen Schritt halten wollen. Bekanntlich theilt Cuvier das Thierreich in vier große Abtheilungen, nämlich in die Wirbelthiere (anim. vertebrata), die Weichthiere (anim. moluscа), die Gliederthiere (anim. articulata), und die Strahlenthiere (anim. radiata); so wie die Wirbelthiere wiederum in vier Classen, nämlich in die Säugethiere, die Vögel, die Amphibien, und die Fische. Dieser erste Band der Schinzischen Uebersetzung enthält die ersten zwey Classen der Wirbelthiere, nämlich die Säugethiere und die Vögel. Was die Säugethiere anlangt, so zerfallen sie nach diesem System in acht Ordnungen. Die 1ste enthält die zweyhändigen Säugethiere, oder den Menschen; die 2te die vierhändigen Säugethiere, nämlich die Affen der alten Welt, die Amerikanischen Affen, und die Halbaffen; die 3te die fleischfressenden, oder Raubthiere, denen die Handflügler (chiroptera), die Insektenfresser, und die eigentlichen Fleischfresser untergeordnet sind, welche letztere wieder in Sohlengänger (plantigrada), in Zehengänger (digitigrada), in Amphibienfangethiere, und in Beutelthiere eingetheilt werden. Die 4te Ordnung enthält die Nager (glires); die 5te die zahnlosen Säugethiere (edentata), z. B. das Faulthier, das Gürtelthier, der Ameisenfresser; die 6te die Vielhufer (pachydermata), z. B. den Elephanten, das Schwein, das Pferd; die 7te die Wiederkauer; und die 8te die fischartigen Säugethiere (cetacea).

Die edentata würde Refer. nicht durch zahnlose Säugethiere übersezt haben, da nicht alle Gattungen derselben zahnlos sind; die pachydermata nicht durch Vielhufer, da die Einhufer eine Unterabtheilung derselben ausmachen. Könnten nicht die edentata zahnarme, die pachydermata, (denn nicht alle haben ein dickes Fell.) Nichtwiederkauende Hufthiere genannt, und letztere erst in Vielhufer und Einhufer eingetheilt werden? Mit Recht bemerkt der Uebersetzer, daß die Handflügler und die Beutelthiere besser eigene Ordnungen ausgemacht hätten, und die Insektenfresser lieber subterranea oder Graber zu nennen gewesen wären, indem ja auch die chiroptera Insekten fressen.

Die Classe der Vögel theilt Cuvier in 6 Ordnungen. Die 1ste begreift die Raubvögel in sich; die 2te die sperlingsartigen Vögel, welche in die Zahnschnäbel (dentirostres), die schwalbenartigen Vögel (fissirostres), die Kegelschnäbel Vögel mit verbundenen Zehen (syndactylos) zerfallen. Die 3te Ordnung enthält die Klettervögel (scansores); die 4te die Hühnerartigen (gallinaceos); die 5te die Sumpfvögel oder Stelzenfüße (grallae), denen die Kurzflügel (brevipennes), die Brachvögel (pressirostres), die Messerschnäbel (cultrirostres), die Langschnäbler (longirostres), und die Säbelschnäbel (recurvirostres) untergeordnet sind. In die 6te Ordnung endlich kommen die Schwimmvögel (palmipedes), die aus vier Familien bestehen, nämlich den Taucher oder Kurzflüglern (brachypteris), den Flossenflüglern (impennibus), den Langflüglern (longipennibus), und den Hautschnäbeln (lamellirostribus). Ob durch diese Eintheilung der Vögel, insonderheit der sperlingsartigen, die Be-

Digitized by Google

obachtung und Untersuchung des ganzen Geschlechts erleichtert werde, läßt Ref. dahin gestellt seyn. Der Uebersetzer hat die Arbeiten Okens, Lichtensteins, Tiedemanns, Kuhls, des Prinzen v. Neuwied, ferner Temminks, Naumanns, Nilssons und Illigers benutzt, und Cuviers Werk dadurch vervollständiget. Die Säugethiere sind vollständig aufgeführt, das Okensche Verzeichniß der bis jetzt bekannten Säugethiere ist geschichtet, anschaulich vermehrt, und nach Cuviers System geordnet worden. Von den Vögeln hat Hr. Schinz die europäischen alle aufgeführt, die von Illiger aufgestellten Gattungen eingeschoben, Vieillots aber und Temminks neue Gattungen in den Noten wenigstens erwähnt. Um das Werk nicht unnöthigerweise zu vertheuren, sind die wenigen Kupfer, womit Cuviers Thierreich geziert ist, weggelassen worden, statt derselben sollen aber als Zugabe synoptische Tafeln mit der ältern und neuern Benennung der Gattungen geliefert werden. Damit insonderheit das Verzeichniß der Säugthiere und der europäischen Vögel immer vollständig bleibe, sollen von Zeit zu Zeit Nachträge für die Käufer dieses Buchs nachgeliefert werden; wie denn die neuen Entdeckungen während dem Drucke des Werks schon einen Anhang nöthig gemacht haben. In Auffindung passender deutscher Namen für die Säugthier- und Vögel-Arten ist der Uebersetzer ziemlich glücklich gewesen, insonderheit bey den ersteren. Nur selten (S. 17, 23, 45, 529) stößt man auf Provinzialismen, wie innert, Gallerich, bis umhin — oder auf falsche Wortfügungen, wie die unangenehme Empfindungen ausweichen, auf besondre Vorstellungen anpassen. Außer den zu Ende des Buchs namhaft gemachten Druckfehlern finden sich die und da immer noch einige. S. 22 Z. 1 muß statt Kohlensäure wohl Sauerstoffgas gelesen werden. S.

Unterhaltungs-Literatur.

I. Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Ein Roman von Göthe. Erster Theil. Stuttgart und Tüb. b. Cotta 1821. 550 S. 8.

Auf der Rückseite des Titelblattes singt der Dichter unter andern:

Wüßte kaum genau zu sagen,
Ob ich es noch selber bin.

Rec. auch nicht. Es ist Göthe, der in diesem Buche spricht, und er ist es auch wieder nicht. Ja, es scheint bisweilen, als ob zwischen ihm und seinen Nachtretern (den Göthlichen, s. Lit. Bl. 1821. Nr. 94) eine wundersame Wechselwirkung statt fände: als ob er, verkehrte Welt spielend, nach seinen eignen Schülern sich zu bilden beginnen wollte. Denn wie anders ließ' es sich wohl erklären, daß er hier selbst in der wichtigen Strophe, welche Inhalt und Absicht des Buches charakterisirt, die bedenkliche Nachlässigkeit bis zur Undeutlichkeit treibt?

Und so heb' ich alte Schätze
Wunderlicherst in diesem Falle;
Wenn sie nicht zum Golde setze,
Stoßt's doch immerfort Metalle.
Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gedrungen, läßt sich wägen.
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach diesem Bilde prägen.

Rec. will nicht mit ihm rechten wegen der „alten Schätze," denn obwohl er am Schlusse der Göthe'schen Werke, Bd. 20. S. 200. 1819. angemerkt findet, daß die Aufsätze: St. Joseph der zweyte, die neue Melusine, der Mann von funfzig Jahren und die pilgernde Thörin, welche den Wanderjahren einverleibt werden, bereits gedruckte Schätze sind; so waren sie doch ihm, dem Rec., noch neu (er hatte sie entweder noch gar nicht gelesen oder wieder vergessen), und daß der neue Gebrauch, der hier davon gemacht worden, nothwendig gewesen sey, glaubt er, bey dem vielseitigen Begriffe der Nothwendigkeit; nur so lieber, da es der Verf. S. 256. Z. 9. ausdrücklich versichert. Rec. will auch nicht fragen, was hier, wo das Publikum ein Kunstwerk zu erwarten berechtigt ist (schon darum, weil der Titel die Fortbildung des allbeliebten dichterischen Romans, Wilh. Meister, antündiget), Metalle sollen, die erst durch Schmelzen und Scheiden gediegen werden könnten, und die der Freund (der Kunstfreund doch wohl?) sich nach seinem Bilde prägen soll, gleich als ob das Schmelzen, Scheiden, Gediegenmachen und Prägen nicht Sache des Münzmeisters, sondern des Publikums wäre. Aber daß ein Dichter, wie G., einen sprachwidrigen Vers macht, der so leicht zu vermeiden war (er durfte nur statt: Wenn sie nicht zum Golde setze, schreiben: Wenn zum Gold' ich sie nicht setze), das kann er eben so wenig loben, als die wiederholte Willkührlichkeit S. 356 und 550:

Beide nicht am Boden heften (hasten),
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Überall sind sie zu Haus.

Schiller hat freylich auch einmal die Finsterniß in eine Finsternuß umgewandelt, um sie auf den goldnen Satenguß aus Laura's Clavier zu reimen; aber er stand damals noch in den Lehrjahren, und daß diese Reimgeburt von Wortbildung auf seiner Wanderschaft nicht wiederholt.

Was den Hauptinhalt und die Structur des Werkes anlangt; so soll, wie es scheint, durch die eben angezogene Strophe, und durch die Zwischenrede S. 254 ff., welcher deren Sinn in vornehm breiter Prosa wiederholt, der Kritik ausgewichen werden. Rec. seinerseits würd' es gern unterlassen, das schlaue Großwild zu verfolgen; aber leider nöthiget ihn ein anderer Jäger dazu, der denselben mit einer satyrisch gebeizten Pfeile nachjagt.

Digitized by Google

II. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig b. Gottfried Basse. 1821. 2 Theile 142 und 272 S. 8.

Ob die eben angezeigte Göthe'sche Schrift als eine Fortsetzung des Wilh. Meister zu betrachten sey, ist für jetzt, wo nur der erste Theil vorhanden, schwer zu entscheiden. Jener Roman, vor mehr als 40 Jahren (1775—1780) begonnen, und fast 20 Jahre später (1795) geendiget, führte den Helden durch interessante, mit dichterischen Farben dargestellte Verhältnisse der wirklichen Welt in Lothario's geheimnißvollen, freimaurerischen Thurm, und aus diesem zu einer Art von Verlöbniß mit Natalien, des leichtsinnigen Lothario Schwester, einer schönen Seele im vollen Reize der schuldlosen Jugend. Es war zu erwarten, daß dem moralisch schwachen Gemüthsmenschen Wilhelm noch Prüfungen bevorstünden, die von dem Bunde des freyverrichten Thurmes ausgehen würden: denn wenn ein solcher Lehrling zum Meister gebildet werden sollte; so konnt' es ein Menschenmaler, wie Göthe, nach dem er den Charakter einmal so angelegt hatte, daß ihm der innere, selbstständige Halt und die Fähigkeit des freyen Alleinhandelns mangelte, mit diesem Meister schwerlich auf etwas anderes angelegt haben, als auf einen Meister vom Stuhle, oder, im poetisch kühnsten Falle, auf einen neuen Meister in Osten. Nun finden wir ihn allerdings, in G's Schrift, von Natalien getrennt, und mit seinem Felix auf einer Wanderschaft der Entsagung begriffen, welcher Natalie (vielleicht um die Beständigkeit ihres Verlobten in Sorge) unter andern die Bedingung gesetzt hat, daß der Pilger an keinem Orte über drey Tage verweile und an keinen unter Jahresfrist zurückkehre. Auch läßt die Stelle nahe am Schlusse, S. 548: „Alle brauchbare Menschen sollen in Bezug auf einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht" — allenfalls vermuthen, daß die Reise wohl in einer idealen Universalloge enden werde. Allein der Zusammenhang der, bis hieher erzählten, Wanderschaft mit diesem muthmaßlichen Dichterzwecke läßt sich um so weniger ergründen, da der Pilger, der seine Lehrjahre ganz im Gebiete der wirklichen Welt verlebt hat, hier auf einmal in einer erdichteten erscheint, wo es u. a. ein pädagogisches Utopien — Erziehungsprovinz statt unserer gewöhnlichen Erziehungshäuser — und noch manche andere, phantastisch mährchenhafte Dinge giebt. Der ungenannte Verf. der gleich betitelten Schrift sub Nr. II. scheint unter diejenigen zu gehören, welche von dem eben bezeichneten Gange der Göthe'schen Fortbildung wenig erbaut sind, und hat daher eine dito auf eigne Hand vorgenommen. Auch hier wandert Wilhelm mit seinem Felix (der eben so wie in den Lehrjahren einschläft, wo er wachend im Wege seyn würde); aber er wandert auf dem Boden der wirklichen Welt fort, und anscheinlich zu einem, wenn nicht poetisch doch moralisch besseren Ziele: zur klaren Ansicht der Gebrechlichkeit seines Charakters und zum Versuche der Besserung durch Thätigkeit der eignen praktischen Vernunft. Er ist ausgegangen mit einer enthusiastischen Bewunderung Göthe's, den er nicht nur für den größten Dichter, sondern auch für denjenigen Schriftsteller hält, der am besten zum Muster für die Ausbildung junger Künstlernaturen tauge. So geräth er auf einen adligen Familienfitz, wo ein Hauptmann von Couco und ein Fräulein Mathilde mit ihm einen Lesezirkel bilden, und mit einer ungewöhnlichen Kenntniß literärgeschichtlicher Dinge Göthen, als literärgeschichtliche Person, und seine Werke von Umfang und Bedeutung beleuchten. Dadurch bringen sie den Wanderer aus seinem Enthusiasmus für alles Göthe'sche zu sich selbst, ja sogar über sich hinaus; denn er fängt bald an, seinen Götzen mit einer weit größeren, moralphilosophischen Strenge, und mit einem weit eifrigeren Dringen auf würdige Ideen zu kritisiren, als seine Beheber. Inzwischen führt diese Beherbergung, so weit sie hier vorliegt, noch zu keiner merklichen Stärkung des nur allzugemüthlichen Charakters; denn nachdem er in dem Mittelsitze (wovon, Anspielungsweise, der Hauptmann Couco nur Castellan ist) den theaterfreundlichen Baron aus dem gräflichen Schlosse, den Grafen, die Gräfin ꝛc., und zwar vernünftiger, als er sie verließ, wiedergefunden hat, zeigt er sich geneigt, Natalien um Göthe's strenge Kunstrichterin, die junge, Mathilde, zu vertauschen, und wird von dem Hauptmanne, bald wider Willen, verwocht, mit ihm anderweit in die weite Welt hinein zu reiten. Dabey ist, man muß es gestehen, nicht nur die Manier, welche in den Lehrjahren und in den Wahlverwandschaften herrscht, sondern auch Göthe's gemüthlicher Indifferentismus der Weltansicht, die Schmiedsamkeit seines Geistes nach den Formen und Normen des vornehmen Menschenadels, das Streben nach Vertraglichkeit des Genies mit der Alltäglichkeit, die Anwendung kleiner, oft wiederkehrender Lese-Reizmittel, der Gebrauch anthropologischer Paradoxen und die Aussaat gemeinplätzlicher aber tieflautender Sentenzen, mit einer solchen Kunst nachgebildet, daß man überall, wo nicht eben von Göthe selbst die Rede ist, ihn selbst zu lesen glaubt. Nur alles dasjenige, was diesen Dichter, trotz jenen Anwandlungen des Alters und resp. Ueberreifen jugendlicher Fehler, zum bewunderten Liebling eines großen Publikums macht, fehlt in dieser Nachahmung der spät-göthe'schen Art und Kunst, und so wird die Langeweile selbst, welche dieser freywillige Aftergöthe fast überall verbreitet, wo er nicht auf directe Weise sein Vorbild anficht, eine feine Parodie des Originals. Rec. will zwar diese Feindseligkeit eben nicht preisen: denn es ist etwas ganz Anderes, was von einem Parodisten diejenige Welt fordert, die es nun einmal liebt,

Digitized by Google

„das Strahlende zu schwärzen;“ und auf komische Kraft scheint sie in dergleichen Fällen wirklich mit Recht zu dringen. Aber der Verf. mag wohl mit Bedacht den Kunstzweck der Parodie einer Absicht aufgeopfert haben, welcher gerade dieses Verfahren am besten entsprach. Er wollte Göthe's Dichtertham nicht in ein lächerliches Licht stellen, was auch wohl schwer seyn möchte, sondern in einen ernsthaften Schatten. Er zieht es daher mehr vor den Richterstuhl der Moral, als der Kunstlehre. Dabey bestimmt er sich keineswegs mit demjenigen Ungeschick, welches aus Einzelheiten unstatthafte Folgerungen wider die Gesinnungen und Ansichten des Künstlers zieht. Er fordert von der Gesammtheit der Kunstleistungen eines großen Talentes den Charakter moralischer Würde; aber indem er uns zu überreden strebt, daß den Göthe'schen dieser Charakter fehle, geräth er nicht selten auf den nämlichen Irrweg, welcher vor einigen Jahren in der Zeitung für die elegante Welt geschildert, und im Lit. Bl. 1821. Nr. 91 bey Gelegenheit eines Aufsatzes von Bührlen „über Dichterbefugnisse“ von neuem kenntlich gemacht worden ist. Er schätzt Handlungen und Charaktere der Dichtungen ungefähr so ab, wie es ein hellsehender Freund der Tugend im Leben zu thun pflegt, und weil G. sich nie sonderlich zur Darstellung moralischer Großthaten und imponirender innerer Kräfte geneigt hat, setzt er ihn unter Schiller. Aber mit Kraft, mit wahrer Dichterkraft, die Gebrechlichkeit des menschlichen Geschlechtes und seiner Einrichtungen darstellen, ist das nicht auch ein Kunstmittel zu dem Zwecke, im Beschauer des Werkes die schlummernden Kräfte zu wecken? Shakspeare's Hamlet allein würde hinreichen, diese Frage zu bejahen, und besonders alle die Angriffe abzuschlagen, welche unser Verf. auf Göthe's Faust unternimmt. Was den Wilhelm Meister, und die gleichfalls stark angefochtenen Wahlverwandtschaften betrifft, so geben sie allerdings mehr Blößen für das zweyschneidige Schwert einer moralisch-ästhetischen Kritik; aber Romane sind nicht mit dem Maaße der Tragödien und Epopöen zu messen. Meister trat offenbar mit allen Anlagen zu einem vortrefflichen Romane in die Welt, und es ist nur zu beklagen, daß nach einer verkehrten Natureinrichtung Dichtungen von solchem Umfange nicht im Alter angefangen und in der Jugend vollendet werden können. Daher ist den Dichtern zu rathen, daß sie das einmal Begonnene möglichster Maaßen hintereinander weg zu Stande zu bringen suchen, weil sonst selten etwas Anderes entstehen dürfte, als fragmentarische Werke, deren abgesonderte Theile durch sogenannte „große Confessionen“ zwar literärgeschichtlich aber nicht künstlerisch verbunden werden können. Daß die Wanderjahre aus solchen Fragmenten zusammengesetzt sind, hat der Dichter nicht bedi; ihr Werth aber muß lediglich in ihnen selbst gesucht werden, nicht in der Zusammensetzung, die G. sich allzubequem gemacht hat, so weit man nämlich bis jetzt urtheilen kann. Denn gelärg' es dem Dichter, am Schlusse der Geschichte Meisters uns auf einen Standpunkt zu führen, von wo aus alle diese wandernd ausgestreuten Bruchstücke als ein kunstreiches Ganze und als ein harmonisches Folgestück der Lehrjahre erschienen; dann würden wir zu den Lehr- und Wanderjahren auch ein Meisterstück besitzen, was auch immer aus dem Freunde Wilhelm werden möchte. Und wen würde solch ein Meisterstück nicht mit allen Fehlgriffen der Lehr- und Wanderzeit aussöhnen? selbst die von dem verständigen Jarno aufgestellte und von Lotharios briefisch wiederholte Behauptung der Unmöglichkeit (in den Lehrjahren Bd. 2. S. 415 und 419), daß „Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sey,“ unausgeschlossen.

Literärgeschichte.

Beyträge zur Geschichte der romantischen Poesie. Von D. F. W. V. Schmidt, Professor am Berlinisch-Köllnischen Gymnasium, u. s. w. Berlin, 1818 *) bey Mauter XVIII und 192 S. kl. 8.

Der Verf. der Anmerkungen zu den Märchen des Straparola macht durch diese Schrift aufmerksam auf eine „umfassende beurtheilende Geschichte der romantischen Poesie.“ Die beyden Erfordernisse zur Erreichung einer so gewaltigen Aufgabe: tüchtige Kenntniß der Werke, ihrer Verhältnisse und Ideale, ferner der Zeitgeschichte — beyde freylich nur erst die äußern Grundlagen, aus denen der darüber waltende Geist des Geschichtschreibers klares Leben entwickeln soll — sind H. S. sehr wohl bekannt, und es scheint, er habe sich die erforderlichen Kenntnisse erworben. Um den Plan seines Werkes ermessen zu können, hätte Ref. vom Verfasser eine Mittheilung gewünscht, was er unter romantischer Poesie verstehe, darin, daß Dante und Shakspeare als Gipfel derselben aufgestellt werden, scheint die Annahme einer modernen Poesie zu liegen, als deren Schöpfer Cervantes und Ariosto anzusehen sind; der Widerschein der Romantik fällt noch auf beyde. — Hrn. S's Beyträge zeugen von Sinn und Gelehrsamkeit; die Masse des gegebenen Stoffs ist gewiß nicht eitel angehäuft: überhaupt, wer einmal mit warmer Liebe in die Geschichte und das Wesen der romantischen Poesie eingedrungen ist, dem füllen und öffnen sich diese unscheinbaren Knospen zu herrlichen Blüthen. Vier Abhandlungen hat H. S. mitgetheilt. 1) Ueber den Decamerone. Der wichtigste Theil des Werkchens; denn Boccaccio's Novellen breiten sich wie ächte Blut- und Lebensadern durch die gesammte romantische Poesie und giessen gleichsam das Fluthen der analytischen Wunderwelt über Europa aus. 2) Aus den sieben weisen Meistern. Hier bemerkt Ref., daß der mythische Virgil den Dichter der divina comedia schwerlich bewogen hat, sich von dem wirklichen Virgil leiten zu lassen; er wählte diesen, als den Hauptdichter Italiens, nach der Ansicht der Italiener, die sich gern noch als Römer betrachteten. 3) Parzefisus Abhandlung von den Undinen. 4) Bemerkungen im Gebiet der romantischen Poesie.

D. R.

*) Unde lam tarde?

M.

Nr. 8.

Literatur-Blatt.

Freitag den 25. Januar 1822.

Naturwissenschaft.

Vom Verhältniß der Elektricität zum Magnetismus. Eine Vorlesung von D. Joseph Weber, Prof. zu Dillingen. München 1821.

Seit den Versuchen Oersted's, Aragos und Ampère's (siehe die Relation des Hrn. D. Nürnberger in N. 46 des Liter. Bl. v. 1821) nehmen einige Physiker des In- und Auslandes es als eine ausgemachte Sache an, daß den magnetischen und elektrischen Erscheinungen, deren Aehnlichkeit in gewissen Beziehungen man schon längst wahrgenommen hatte, eine und die nämliche Ursache zum Grunde liege. In vorliegender kleinen Schrift beleuchtet Hr. Prof. Weber diese Behauptung, und das Resultat seiner Beleuchtung ist: Elektricität und Magnetismus sind, ihrem allgemeinen Wesen nach, zwar wirklich identisch, ihrem besondern Wesen nach aber gänzlich verschieden. Um zu diesem Resultat zu gelangen, setzt der Vers. voraus, was er in seinen andern Schriften (Vom Magnete und Magnetismus. Landsh. 1806. Theorie der Elektricität. Landsh. 1808. Physik als Wissenschaft, oder allgem. Dynamik der Natur. Landsh. 1819.) bereits erwiesen zu haben behauptet, daß nämlich die allgemeine Naturkraft oder das dynamische Leben der Natur = (a)leich) sey der Synthese von expansiver und contractiver Thätigkeit, und in dreyfacher Form vorkomme: als Linienkraft oder Linienleben, = dem Magnetismus; als Flächenkraft oder Flächenleben, = reiner Elektricität, welche sich blos im Anziehen und Abstoßen kleiner Körpertheilchen äußere; und als cubische Kraft oder Massenleben, = dem Elektrochemismus. Es vergleicht nun zuförderst den Magnetismus mit der reinen Elektricität. Seiner Meynung nach müssen beyde, da sie den allgemeinen dynamischen Gesetzen folgen, sich auch im Allgemeinen auf dieselbe Weise äußern, sich als dieselbe Thätigkeit aussprechen; und dieß stimme denn auch mit der Erfahrung überein. Dieser gemäß zeigen bey beyden sich dynamische Gegensätze (Pole), ziehen bey beyden die ungleichnamigen einander an, stoßen die gleichnamigen einander ab, wirken beyde in die Ferne, durchdringen dazwischen liegende Medien, erwachen durch Erregung, werden differenzirt und indifferenzirt ꝛc. ꝛc. Die reine Elektricität und der Magnetismus sey demnach, quoad genus, völlig identisch, diese Lehre selbst jedoch nicht neu, indem er sie schon vor 12—15 Jahren vorgetragen habe. Hingegen sey die reine Elektricität und der Magnetismus, quoad speciem, gänzlich verschieden, denn jene offenbare sich in ganz andern Phänomenen als dieser. Erstere suche blos in der Fläche ihren Gegensatz, ohne alle bestimmte Richtung, und zeige sich lediglich an der Oberfläche der Körper, als Flächenleben; letzterer suche in einer bestimmten Richtung seinen Gegensatz, und erscheine in einer polarisirten Linie, als Linienleben. Ueberdieß hebe das + (plus) der Elektricität und das — (minus) des Magnetismus, so wie umgekehrt das — E und das + M sich in der Erfahrung keineswegs gegenseitig auf, der Nord- und Südpol eines Magnets werde sowohl von + E als von — E angezogen, ja in einer und derselben Nadel könne sowohl der Magnetismus als die Elektricität vereint und neben einander bestehen, jedes also für sich sein eignes Leben führen. Hierauf vergleicht der Vers. den Magnetismus mit dem Elektrochemismus. Beyde seyen gleichfalls = der allgemeinen Naturkraft oder dem Alleben, beyde den allgemeinen dynamischen Gesetzen unterthan, beyde folglich, quoad genus, identisch. Allein quoad speciem sey der Magnetismus von dem Elektrochemismus völlig verschieden, und die allgemeine Naturkraft wirkt in dem chemisch-elektrischen Erscheinungen wesentlich anders, als in denen des Magnetismus. *) Der Magnet wirke, wie gesagt, blos in der Richtung der Linie, und halte sich immer fest in der Materie, (Eisen, Stahl,) in der er erregt werde. Der Elektrochemismus hingegen halte sich nicht in der Materie, wo er rege geworden sey, sondern verlange nach außen, wirke cubisch in die Umgebung ein, und suche einen räumlichen Gegensatz, mit dem er sich lichtschnell in Verbindung zu setzen strebe. Dieser Elektrochemismus, diese neue wer-

*) Da scheint ein Widerspruch der Elementarbegriffe vorhanden, oder das mathematische Gleichheitszeichen (=) blos sinnlich gebraucht zu seyn. Gleich kann eine Species ihrem Genus niemals seyn, eben weil das Genus mehrere Species in sich begreift. M.

Digitized by Google

nigstens noch nicht genug anerkannte Naturkraft, gehe zwar von Elektricität aus, sey aber nicht mehr Elektricität. Er thue sich kund in vielen gewaltigen Naturerscheinungen, z. B. im Donner und Blitz, in vielen Erscheinungen der gewöhnlichen Elektrisirmaschinen und der Voltaischen Säule, z. B. in den elektrischen Funken, den Wasserzersetzungen ꝛc., unter andern aber bringe er den Magnetismus im Eisen und Stahl hervor, und lenke die Magnetnadel von ihrer Richtung ab. Der Verf. weiset nun diese letzteren Einwirkungen der chemischen Elektricität, der natürlichen sowohl, (Magnetisirung von Eisen und Stahl durch den Blitzstrahl,) als der künstlichen, (Magnetisirung von Eisen und Stahl durch den elektrischen Verstärkungsfunken und durch die Voltaische Säule, so wie Ablenkung der Magnetnadel von ihrer Richtung mittelst der einfachen und zusammengesetzten galvanischen geschlossnen Kette,) in der Erfahrung nach, d. h. er gibt von den Versuchen der Hrn. Oersted, Arago, Pictet ꝛc. Bericht, läugnet aber demungeachtet, daß dadurch die Identität der Elektricität und des Magnetismus erwiesen sey.

Wie bringt denn nun aber der Elektrochemismus den Magnetismus im Eisen und Stahl hervor? Nach welchen Gesetzen ändert er die Richtung der Magnetnadel ab? An den in Spiralen kreisenden Voltaischen Strömen der französischen Physiker findet der Verf. kein Gefallen *); so grosse Vorstellungen von Strömungen und ihren Kreisen im Schneckengängen können, meynt er, der Natur nicht gemäß seyn. Freylich sey der Elektrochemismus den Physikern noch fremd, und deshalb nicht zu fordern, daß man jetzt schon die Erscheinungen, welche Oersted's und Arago's Versuche darbieten, ganz erklären könne. Indessen vermöge doch die Dynamik sie verständlich zu machen. Und nun gibt der Verf. eine Erklärung der eben erwähnten Erscheinungen, welche dunkler noch ist, als das, was sie erhellen soll, und der Erklärung wohl selber bedürfen möchte, die daher Ref. mit Stillschweigen übergehen will.

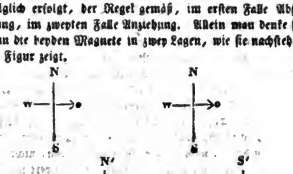
Hat denn nun aber Hr. Prof. Weber in seiner Vorlesung die Nichtidentität der Elektricität und des Magnetismus wirklich erwiesen? Was erweist er denn? Das, worin niemand gezweifelt hat, und worüber kein Streit ist, daß nämlich die magnetischen und elektrischen Erscheinungen von einander, und letztere wieder unter sich, verschieden sind. Unter den Wörtern Elektricität und Magnetismus versteht man ja aber nicht blos die elektrischen und magnetischen Erscheinungen, sondern auch, wenn von der Identität der Elektricität und des Magnetismus gesprochen wird, die Ursache dieser Erscheinungen; und die Frage ist eigentlich, nicht ob die elektrischen und magnetischen Erscheinungen identisch sind, sondern ob den elektrischen und magnetischen Erscheinungen eine und dieselbe Ursache, ein und dasselbe Prinzip zum Grunde liege. Der V. beantwortet jedoch auch diese letztere Frage mit Nein, und zwar aus dem Grunde, weil bey zweyerley ganz verschiedenen Erscheinungen auch zweyerley verschiedene Prinzipien wirksam seyn müssen. Er macht deßhalb auch zwischen reiner Elektricität und Elektrochemismus einen Unterschied, und hätte bey der reinen Elektricität, die sich nach ihm blos durch Anziehen und Abstoßen kleiner Körper, folglich durch zwey verschiedene Erscheinungen äußert, so wie beym Elektrochemismus, der sich durch mannigfaltige Erscheinungen kund giebt, ebenfalls, wollte er sich anders treu bleiben, mehrere und verschiedene Prinzipien annehmen sollen. Allein werden nicht durch dieselben Naturkräfte, durch dieselben Naturkörper, ganz verschiedene Erscheinungen, freylich unter verschiedenen Verhältnissen, hervorgebracht? Liegt nicht den so verschiedenen Seelenwirkungen, dem Vorstellen, Erkennen, Empfinden, und Bestreben, ein und dasselbe Prinzip, unser Ich nämlich, oder das, was wir unsere Seele nennen, zum Grunde? Sind Schnee, Eis, Wasser, Wasserdampf, nicht sämmtlich verschiedene Zustände eines und desselben Körpers? Der nämliche Wind, der eine Wetterfahne dreht, fegt auch den Staub vor sich her, treibt Windmühlen, pfeift und saust, bläst das Feuer an und aus, und reißt Bäume zu Boden. Warum sollte also den elektrischen und magnetischen, ja vielleicht auch den chemischen Erscheinungen, nicht eine und dieselbe Ursache zum Grunde liegen können? Einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit, würde diese Vermuthung durch die Entdeckung des Hrn Ampère, und seine darauf gegründete Hypothese über die Natur des Magnets, (von denen freylich Hr. Prof. Weber, als er seine Schrift verfaßte, noch wenig oder nichts wissen konnte), unstreitig gewinnen, wenn alle ältern magnetischen Erscheinungen, wie Herr Ampère versichert, sich eben so leicht, als die von Oersted gefundene Wirkung Voltaischer Ströme auf Magnete, wirklich daraus erklären liessen. Dieß ist aber nicht der Fall. Das Resultat der Ampèreschen in der That wichtigen Versuche ist folgendes: Zwey Voltaische Ströme *), die pa-

*) Ich auch nicht. Es fallen mir dabey immer die Schraubengänge ein, durch deren Annahme die Tychonianer die spirälirenden Erscheinungen des Planetenlaufes, besonders die Rückläufigkeit zu erklären suchten. Hoffentlich wird sich auch für den Electro-Magnetismus ein Copernicus finden, welcher diese Spiralbewegungen entbehrlich macht. W.

*) Unter der Benennung Voltaischen Strom versteht man den Strom in der geschlossnen Voltaischen Säule; nicht die längs eines Leiters fortfließende Electricität einer Art, z. B. das Strömen der positiven Metallen-Electricität in den Erdboden. Die Voltaischen Anziehungen und Abstoßungen, von denen hier geredet wird, sind von den gewöhnlichen electrischen Anziehungen und Abstoßungen ganz verschieden. Uebrigens, sagt Ampère, setzt alles was ich über die Wirkung des Voltaischen Stroms äußere, keineswegs voraus, daß wirklich ein Strom in dieser Richtung vorhanden sey.

Digitized by Google

rallel nahe neben einander in leichtbeweglichen geradlinigen Metalldrähten fließen, ziehen einander an, wenn sie in einerley, stoßen sich ab, wenn sie in entgegengesetzter Richtung fließen; können aber die Drähte sich blos in parallelen Ebenen drehen, so strebt jeder von den Voltaischen sie durchfließenden Ströme den andern in eine Lage zu drehen, (wenn beyde sich anders nicht schon darinnen befinden), in welcher beyde Ströme parallel in einerley Richtung fließen. Die Ampèresche Hypothese ist folgende: Es kreisen Voltaische Ströme sowohl rings um die Erde, (je näher dem Aequator, desto kräftiger), als um die Are jedes Magnets; jene, die Voltaischen Erdströme, in der Richtung von Ost nach West, der Abendbewegung der Erde demnach entgegen, diese, die Voltaischen Magnetströme, von West nach Ost in der obern Hälfte einer nach Norden weisenden Magnetnadel, von Ost nach West hingegen in der untern Hälfte. Aus dieser Hypothese und den von ihm zuerst entdeckten gegenseitigen Anziehungen und Abstoßungen Voltaischer Ströme erklärt Ampère, allerdings mit Glück, nicht nur die stete Richtung der Magnetnadel nach Norden, sondern auch die, bey den Oerstedischen und Aragoschen Versuchen sich darbietenden Erscheinungen. Er kennt keinen Unterschied zwischen Nord- und Südpol des Magnets, als daß der Nordpol rechts der Voltaischen Strömung um die Are, der Südpol links derselben liege, wenn man sich nämlich darinnen einen Menschen auf dem Rücken schwimmend denkt, mit dem Kopfe voran, und mit dem Gesichte nach oben gerichtet. Wie sieht es denn aber mit der Erklärung einer magnetischen Haupt-Erscheinung aus, mit der, daß gleichnamige Pole sich abstoßen, und ungleichnamige sich anziehen? Nach Ampères Behauptung — sehr gut. Man stelle sich unter NS und N'S' den Nord- und Südpol zweyer Magnete vor, und unter w o und w'o' die in der obern Hälfte von West und Ost gehende Richtung der Ampèreschen, um die Are dieser beyden Magnete kreisenden Ströme. Es erfolgt, wenn man N dem N', oder S dem S' nähert, in beyden Fällen Abstoßung; Anziehung hingegen, wenn der eine Magnet der Länge nach umgekehrt, und dem Nordpole N der Südpol S' genähert wird. Beyde Fälle erklärt Ampère sehr befriedigend. Im ersten Falle fließen die Voltaischen oder Ampèreschen Ströme w o und w'o', da, wo sie einander am meisten genähert sind, in entgegengesetzter Richtung; im zweyten Falle, da, wo sie einander am meisten zu nahe kommen, in einerley Richtung w o und o' w', folglich erfolgt, der Regel gemäß, im ersten Falle Abstoßung, im zweyten Falle Anziehung. Allein man denke sich nun die beyden Magnete in zwey Lagen, wie sie nachstehende Figur zeigt.



In der Wirklichkeit ziehen sich in der ersten Lage S und N', wenn sie einander genähert werden, gegenseitig an, die doch, der Ampèreschen Theorie nach, sich abstoßen sollten; und in der zweyten Lage stoßen sich S und S', einander genähert, in der Wirklichkeit ab, die der Theorie zufolge sich anziehen sollten. Eine magnetische Haupt-Erscheinung läßt sich demnach aus der Ampèreschen Hypothese nicht nur nicht erklären, sondern sie steht ihr auch gerade entgegen. Auch der Versuch, welchen Hr. Ampère mit zwey, in lothrechter Lage ihrer Are einander gerade und nahe gegenüber, an leicht beweglichen Drähten befestigten Magnetnadeln gemacht hat, (s. Gilberts Annalen 1821. St. 2. S. 160) um die Identität der Elektricität und der Ursache der magnetischen Erscheinungen darzuthun, beweist nicht das, was er soll, sondern bestätigt blos ein altes Gesetz, nämlich daß gleichnamige Pole sich abstoßen, ungleichnamige sich anziehen. Denn lagert man die Nadeln nicht einander gerade gegenüber, nicht N Pol gegen Pol, sondern in nebenstehender Stellung, so ziehen diejenigen Pole einander an, welche der Ampèreschen Theorie zufolge einander abstoßen sollten. Ref. wünscht, sich zu irren, aber Hrn. Ampère nicht verstanden zu haben; denn es thut ihm leid, daß ein solcher Aufwand von Scharfsinn, Fleiß und Experimentierkunst, wenn auch nicht vergebens gemacht seyn, doch seinen eigentlichen Zweck, nemlich den Magnetismus von der Elektricität abzuleiten, verfehlt haben soll. Allein er sieht nicht ein, wie die Ampèresche Hypothese mit der schlichten Erfahrung in Einklang zu bringen sey.

Nicht also, weil die magnetischen und elektrischen Erscheinungen verschieden sind, sondern weil die Ampèresche Hypothese nicht überall mit der Erfahrung übereinstimmt, ja ihr widerspricht, ist zur Zeit noch die Sache mißmichten im Reinen, ist die Identität der Elektricität und des Magnetismus noch mitnichten erwiesen. Diejenigen Physiker

und man kann, wenn man will, den Ausdruck Voltaischer Strom blos für eine bequeme und gewöhnliche Bezeichnungsart dieser Richtung nehmen.

Digitized by Google

aber, welche in dieser dunkeln Materie Licht zu verbreiten suchen, verdienen, wenn auch ihre Bemühungen nicht immer von Erfolg sind, doch unsern Dank, keineswegs verächtliche Seitenblicke, wie Hr. Prof. Weber Seite 8, 28, 32 seines Büchleins auf sie wirft. Kennt denn etwa Hr. Prof. Weber die wahre Natur der magnetischen Kraft und das Wesen der Elektricität? Bey Aufsuchung des Ursachlichen der Naturerscheinungen, mit Uebergehung der Mittelglieder, gleich auf das erste Glied überspringen, und, wie er, den Grund aller Dinge in der Urkraft, dem Alleden, kurz in dem Schöpfer oder in der Gottheit suchen, heißt das thun, was die scholastischen Physiker schon lange vor ihm gethan haben, nämlich die Kette abschneiden, nicht sie entwickeln. Die wahren Naturforscher, wie Gilbert ꝛc. gestehen vielmehr, wenn sie in der Reihe der Ursachen an Gliedern kommen, wo sie still stehen müssen, bescheiden ihre Unwissenheit und dieses Geständniß muß ihnen zur Ehre, nicht aber zum Vorwurf gereichen. S.

Macbeths Gesicht,

die Erscheinung der drey weissagenden Hexen, wird im Archiv für den thierischen Magnetismus Bd. 8. St. 1. 1820. S. 35. ff. vom Prof. Dr. Kieser in Jena als eine magnetische Vision erklärt. Die Fabel der Shakspear'schen Tragödie ist bekanntlich nicht des Dichters Erfindung. Sein Zeitgenosse, Hector Boethius, erzählt sie in seinem Werke, Scotorum historia etc. (Parisiis 1575 lib. XII. Fol. 239) in einer solchen Uebereinstimmung mit dem Gange des Trauerspiels, daß kein Zweifel über die Quelle seyn kann, woraus Shakspeare schöpfte. Dr. Kieser nimmt sie auf dieses Zeugniß als geschichtlich ausgemachte Thatsache an, und meint, die Entstehung der Erscheinung der drey weissagenden Weiber lasse sich nur im dem Innern Macbeths und Banquhos suchen. „Beyde strebten nach der Krone, auf der Reise zum Königsschlosse steigerte sich das Gefühlsleben plötzlich bis zum somnambulen Fernsehen in die Zukunft, und, nach den Gesetzen des plastischen Gefühlslebens seine Produkte außer sich darstellend und anthropomorphosirend, und bey schlafender Intelligenz und Reflexion nicht zum Bewußtseyn kommend, legt es das Resultat seiner Thätigkeit den, selbst gestalteten Bildern in den Mund. Aus dem innern Leben selbst entwickelt sich die Nachtseherey desselben, und die bewußtlose Anschauung und Offenbarung des Zukünftigen redet zu dem reflectirenden und dem Orakel zuhörenden wachen Verstandesleben." — Man muß gestehen, daß die Gleichförmigkeit womit das fernsehende Gefühlsleben in beyden Thans thätig gewesen ist, alle Bewunderung verdient. Die zweyte Weissagungsscene (wo Macbeth für sicher erklärt wird, bis Birnams Wald nach Dunsinan kommt, und für unverletzbar durch einen von einem Weibe Geborenen), erklärt hingegen Dr. Kieser für einen wirklichen Vorgang; doch läßt er das, „des Zukünftigen kundige Weib," dessen Boethius hierbey gedenkt, nicht für eine mit höheren Wesen im Bunde stehende, oder mit übermenschlichen Kräften begabte Person gelten, sondern zählt sie zu denjenigen, „die ihrem Wesen nach und in der wissenschaftlichen Sprache nur als Somnambulen und Nachtmenschen bezeichnet werden können. „Die trügerische Zweydeutigkeit der Weissagung erklärt er scharfsinnig aus dem Umstande, daß das Nachtleben, welches mit allen seinen Formen nur die Kehrseite des wachen Lebens ist, aus den tellurischen Kräften der Erde entsprungen, das solare Leben derselben (der Erde?) travestirt und als Trugbild und Täuschung des intelligenten Tagiebens sich darstellt. Und daraus wiederum erklärt er „die tiefe Ironie der Traumsprache, die ungeehrte Bedeutung der Traumbilder, und die räthselhafte und zweydeutige Poesie der alten Orakelsprüche."

So läge denn in dem wahren, wissenschaftlich gegründeten und erleuchteten Glauben an die thierischmagnetische Fernsehekraft auch schon das Correctiv des Aberglaubens, der etwa auf dergleichen Weissagungen bauen wollte. Denn wer kann wissen, ob dasjenige, was ihm das Nachtleben offenbart, Wahrheit oder Ironie sey? Was das Gesicht der drei Hexen dem Banquho verkündigte, traf ohne alles Zuthun von seiner Seite redlich ein: 325 Jahr nach dem Gesicht (1370) gelangte sein Descendent Robert Stuart zum schottischen Throne und begann die Reihe der Könige, die Shakspeare vor seinem Macbeth defiliren läßt. Das war also Wahrheit. Eben so war es mit dem Grusse: Heil dir, Than von Calbar! Aber Ironie des Nachtlebens war der Gruß: Heil dir, König bekünftigt! Das wurd' er durch eigne That, und in dem Heil dirlag ein beißender Spott. Die verhießene Sicherheit endlich war gar Neckerey, die ein fremdes Nachtleben mit ihm trieb.

Schiller ist hart darüber gefahrt worden, daß er aus Shakspeare's Hexen vornehme Schicksalsschwestern machte, um die Tragödie zu antiquiriren. D. Kiesers Aufsatz kann jedem Dichter, der sie etwa, im neuesten Geschmacke, modernisiren will, zum Leitfaden dienen. Er mache sie zu plastisch-magnetischen Gestaltungen des Nachtlebens, wozu bereits Herr West in seinem Fragment des Attila (Aglaja 1820. f. Lit. Bl. 1820. Nr. 68. S. 270) den Weg gebahnt hat. Die erste Hexe mit ihrem: Heil dir, Than von Glanis, ist die plastisch heraustretende Vorstellung der Gegenwart, die zweyte ist ein Geschöpf von dem Nachtleben des Ehrgeizes, und in der dritten kommt die kronenräuberische Mordlust zur Anschauung. Man kostumire sie in diesem Sinne, und lasse sie sprechen in Gemäßheit dieser Ansicht; so ist die Tragödie des Britten von ihrer chronischen Krankheit magnetisch geheilt.

Digitized by Google

Nr. 9.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 29. Januar 1822.

Taschenliteratur für 1822.

Almanach des Dames,

à Paris chez Treutel et Würtz.

La société des bonnes lettres *) sera charmée parfum des fleurs qui se trouvent reunies dans ce petit du jardin. Mademoiselle de Caudemberg a chanté le Baptême de S. A. R. Monseigneur le Duc de Bordeaux. Monsieur Mely-Janin a fait une Ode sur le Baptême de S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux. Monsieur Auguste Mouffle a bien voulu adresser une Epitre à S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux, à l'occasion de son Baptême, un chef d'œuvre qui va enchanter Son Altesse Royale aussitôt qu'elle saura lire. Puis Monsieur de Talairat a célébré par „un poëme“ la matinée du 29. septembre ou la naissance de S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux, et de même M. de Talairat y a ajouté encore une Ode intitulée: La naissance de S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux. Toutes ces poésies sont animées d'une verve souverainement loyale et patriotique; mais la société des bonnes lettres que dira-t-elle de la chanson de Monsieur Boucher de Perthes p. 66: „O pauvre enfant! tu seras roi“? Ce refrain lient du touchant, il est vrai, mais la raison de plaindre S. A. R. Mgr. le Duc de Bordeaux de ce malheur à venir? C'est bien pour cela que S. A. R. naquit. Le même M. B. de P. a enrichi les bonnes lettres d'un Dithyrambe (c'est à dire, d'après l'académie: Sorte de Poésie en l'honneur du vin et de Bacchus) sur l'assassinat du Duc de Berri, et M. Berard a chanté le portrait de Madame la Duchesse par M. Kinson. Nous passerons en silence le reste des fleurs poétiques et des végétaux prosaïques, tant frais que secbés, qui se trouvent dans ce recueil; il suffit d'avoir prouvé à nos lecteurs loyaux que l'Almanach pour les Dames est très-loyal dans cette année.

La traduction du songe d'Enée (Enéide liv. II.) par Mr. Saint-Felix, p. 118. l'est aussi, nous croyons cependant que les Dames allemandes lui préféreront celle de Schiller, quoiqu'elle soit libre jusqu'à la libéralité. Les gravures au contraire l'emportent sur la plupart de celles qui, au lieu de servir d'ornemens à nos Calendriers de toilettes, ne font qu'en augmenter le prix et corrumpre le goût.

*) So nennt sich, nach dem Correspondenznachrichten des M. Bl., eine literarische Gesellschaft in Paris, welche aus sogenannten Ultra's besteht, und die Spruchen protegirt, welche — sprüchwörtlich zu reden — in ihren Kram tauzen, aber — mit der Gesellschaft selbst zu reden — im guten Geiste geschrieben sind. M.

Das Taschenbuch für Damen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

kann mit dem vorigen weder an Kupfern noch an Schnitt und Papier sich messen, noch weniger an loyalität im Sinne der gedachten Gesellschaft des guten Schriftenthums. Zwar ist in der wahren Liebe zu Briefen, von Caroline Pichler, welche ziemlich die Hälfte dieses Taschenbuches füllt, nichts anzutreffen, was man déloyal nennen könnte; denn daß eine junge Person, welche die wahre Liebe erst kennen lernen will, in der falschen ein wenig wechselt, das ist nicht so eigentlich Untreue zu nennen. Auch in den Gedichten F. Rückerts, ungefähr ein Schock auf 20 Seiten, athmet keinerley unsauberer, politischer Geist, und selbst die Weingedichte sind so morgenländisch und im Geiste des Schenkenbuches im Divan gehalten, daß sie selbst in der Türkey ohne Anstoß gelesen werden können. Ja, es scheint sogar, daß dieser nonchalante Sänger, indem er gleich seinem Sämanne (S. 130) einen ganzen Wirbel poetischer Körner in die Zeitblätter und Almanache ausstreute, eine Handvoll der besten ausgesucht habe, um sie auf dieses Frauenfeld in Duodez zu werfen. Noch weniger lassen in dieser Hinsicht die drey Abschnitte im Leben eines guten Weibes besorgen, womit Therese Huber einige und siebenzig Seiten nicht nur gefüllt, sondern auch meistentheils sanft belebt hat: denn gute Weiber sind ganz eigentlich in den bonnes lettres zu Hause, und selbst die schönen Künste, welche häufig in allzufreye ausarten, werden unter ihren Händen zu guten Künsten. Aber — Jean Paul! „Politisches und poetisches Allerley — Revolutionen — Religionsedikte (bey ihm ohne s) — Preßfreyheit — Fürstenhöhe — Heere und Gewehre — Zeitungen und

Digitized by Google

Kinkhs — Zweykampf zwischen Alter und Jugend — die Türkey — Griechenland — Luther! kommt bald wieder! — " ꝛc. ꝛc. Wer sieht es diesen Etiquetten nicht an, daß die kleinen Kapitelphiolen, welchen sie aufgeleimt sind, kosmopolitisches Gift enthalten? „Es giebt bey dem Feuer der Zeit, zwey politische Löschanstalten in Europa, eine mit Wasserneimern und eine mit Oelkrügen; — und manche schwächere Hand greift nach dem leichteren Oel. Denn überhaupt ist es auf den Höhen gar nicht so leicht, das Volk zu sehen, als das Volk selber glaubt, und der Volksgeist erscheint vollends denen droben noch dünner und durchsichtiger. — Durch die Hof-Fernröhre geben die gelehrten Köpfe, in ihrer Himmelstiefe, wie durch die astronomischen die Fixsterne, nur als lichte Punkte, die Throntrabanten aber, wie durch unsern die Saturn- und Jupiter-Monde, als glänzende Scheiben, und ein Köpfchen oben wird leicht die Sternbedeckung eines Kopfes unten. — So etwas gefällt aber dem Teufel stets, der auf den Thronhöhen mit Vergnügen jeden andern Geist, sich ausgenommen, lieber erscheinen und spitzen läßt, als den Volks- oder Zeitgeist; er freuet sich ordentlich, wenn er bey solcher Gelegenheit einem ehrlichen Minister gerade das Kunststück umgekehrt vormachen kann, das er bey einem Scharfrichter einfach obpielt, welchem er nach der gemeinen Sage an einem zu köpfenden Missethäter mehre Scheinköpfe verpfeffelt, damit der Mann den rechten Kopf nicht treffe; nämlich bey dem Minister verwandelt der polydrische Schein optisch genug, ein ganzes Heer von Köpfen in ein einziges Kopf-Stück mit Gießhals, und der alte Herr glaubt dann (der Teufel lacht aber sehr darüber), den Nagel so gut wie auf den Kopf zu treffen. — " Entsetzen würde sich die société des bonnes lettres, wenn wir diese physikalisch-astronomisch-kosmographisch-dämonologische déloyauté hier übersetzen, und es ist ein Glück für sie, daß der gallische Sprachrock zu eng ist, als daß man Jean-Paul'sche Gedanken hinein zwängen könnte, ohn' ihm alle seine academischen Nähte zu sprengen: Un ministre voulant frapper d'un seul coup l'esprit du peuple comme le bourreau coupe la tête d'un scélerat — le diable trompant l'un et l'autre d'un même hocus pocus, mais en sens inverse — il fait voir au bourreau plusieurs têtes où il n'y en a qu'une, pour qu'il manque la véritable; et au ministre, une seule où il y en a toute une semée, pour qu'il manque de même son but. — — Man sieht, es ist unmöglich, dieses einzige Gleichniß einem Franzosen in seiner Sprache deutlich zu machen, ohne den Perioden Jean Pauls wenigstens in ein halbes Dutzend Stücke zu zerschneiden, und auch dann noch wäre darauf zu wetten, daß er keinen Geschmack daran finden würde. „On ne dit pas comme cela en France." Freylich nicht, aber warum nicht? C'est qu'on n'y pense pas comme cela.

Der Nordische Musenalmanach

von Wiesried hat sich die Execution, welche das Lit. Bl. 1821. Nr. 80. an seinem rheinisch westfälischen Kameraden wegen schlechter Aufführung vollzogen hat, zur Warnung dienen lassen. Er ist diesmal sauber gedruckt und gebunden, auch mit einem Titelkupfer geziert, auf der Musterungsparade erschienen. Aber leider hat er im Tornister lauter Verse, und nicht einmal frepe, gemalische, sondern meist sorgfältig gearbeitete. Es ist hier, als ob wir noch in den Zeiten Klopstocks, Hölty's, Bürger's u. s. f. lebten. Gute Gedanken, aber alle klar, ohne mystischen Nebel. Empfindungen, aber keine Gemüthlichkeit, keine bodenlose Tiefe. Das ist nichts für die heutige Lesewelt. Der Herausgeber hat in der Missio strenge Kritik seiner Beyträge verlangt. Hier ist sie.

„Horchend gern auf Sag' und Liederklange."

in dem Gedicht an die Schwermuth S. 43. ist unpassirlich. Liederklang (accus. sing.) oder Klänge! Der Reim entschuldigt keinen falschen casus. Die Rückkehr auf's Land ist ein sehr gelungenes Lied; aber eben darum sollt' es nicht mit dem Verse schließen:

Möcht's immer so seyn!

Der Wunsch ist zu gemein. Der Morgendymnus ist ein wohrhaft schönes Dankgebet, die vorangehende Schilderung des Morgens, klar und fleißig, wie Matthissen's Landschaftsmalereyen, erweckt durch die Phantasie die Seele zur Andacht; aber wiederum taugt der Schlußvers nichts; über den Palmenhain, „den keine Klag' durchdringt" führt die Muse des Wohllauts Klage. Fouque's ernste Xenien auf einen großen Todten handeln von Napoleon, und laufen auf die Bitte hinaus, daß die Lebenden ihm — verzeihen mögen. Nun, sie fangen schon an, und sorgt dafür, daß sie fortfahren.

Das Taschenbuch für Schauspieler und Schauspielfreunde

von Lembert liefert das Brustbild des Herrn Musik-Grafen (ein a'tes Hefamt nach dem M. Bl.) der jetzt die kaiserlichen Theater in Wien dirigirt. Von Grillparzer findet sich ein Memolog, den er aus der Absyrau weggestrichen hat. Er hätte hier des Frühlings warmen Finger aus dem Monologe wegstreichen sollen: τὸ γὰρ εὖ μετὰ ψόγου τὸ ὅμοιον ἐωρᾶσιν ἀεί, (Aristot. Poët XXII, 17.) und was gab' es wohl im Begriffe des Frühlings, das mit einem Finger Aehnlichkeit hätte? Ein „Lustspiel" von Lembert, die Reise zur Hochzeit, ist vielmehr Posse, die beyden Duennen, von Castelli nach dem Französischen, ein Verkleidungsspiel ohne Geist. Ein Paar dramatische Fragmente von D. Eduard Sommer und von Herrn Krissner, wollen

Digitized by Google

erst fertig werden lassen. Ein Herr Berling, nach S. 233 privatisirender Schauspieler, hat eine Entwickelung der Rolle der Donna Diana geliefert, die wir den Schauspielerinnen empfehlen, obwohl sie vieles enthält, was sich von selbst versteht. Den schwierigsten Punkt, dessen Schmidt in seinen dramaturg. Aphorismen (Lit. Bl. 1820. Nr. 44) gedacht, das Tragiren (nicht Trageriren) der Leidenschaft, scheint er S. 76 nicht recht gefaßt zu haben. Schmidt und sein Recensent reden nicht vom Style der Darstellung, sondern davon, daß die Leiden der Donna, als der Stolz ihre Liebe aufs Aeußerste gebracht hat, nicht mit tragischem Zwecke dargestellt werden dürfen, d. h. nicht so, als ob sie Mitleid erregen sollten. Das wäre Unsinn, denn wir wissen ja schon, wie leer Dianens Besorgniß, verschmäht zu werden, und wie nahe ihrer Liebe die Verlobung ist; wie könnten wir sie um ihrer Liebe willen bemitleiden? Wir sollen innerlich lachen über die Vergeblichkeit ihres Bestrebens, die eingebildete Unabhängigkeit von dem männlichen Geschlechte gegen den Andrang der weiblichen Natur zu behaupten; darauf hat es der Dichter (oder Bearbeiter) offenbar angelegt, besonders in der Scene mit Laura, wo die verliebte Stolze vor Eifersucht außer sich geräth. Die Wahrheit und Tiefe der Liebe muß sie hier im Schmerz über das eingebildete Unglück nicht zeigen wollen; denn diese ist nach der Natur der Sache sehr problematisch im vorliegenden Falle. Den Stolz in seinem verzweifelnden Abwehren einer unausweichlichen Demüthigung hat sie zu spielen. Wenn Herr B. S. 80. behauptet, daß ihre endliche Hingebung „erhabene Rührung" einflöße, so scheint er nicht zu wissen, was das ist, und dieser Theil seiner Entwickelung kann nur dazu dienen, die Schauspielerin zu verwirren. Sie behauptet in der Ergebung die weibliche Würde, läßt uns hoffen, daß ihre aus moralisch unlauterem Quell (gereizter Eitelkeit) entsprungene Neigung sich zu wahrer Liebe reinigen werde, und führt uns zurück zur Achtung derjenigen, deren afterphilosophische Verkehrtheit wir verlacht haben. Weiter, und bis zum Eindruck eines, vermittelst des Durchbruchs der Liebe „vollendeten Meisterstücks der Schöpfung," oder auch nur „einer Diana vor dem schlummernden Hirten" kann sie es bey verständigen Zusehern nie bringen, und wenn sie es versucht, zerstört sie die Gesammtwirkung des Drama. Das Verzeichniß der lebenden dramat. Schriftsteller führt Herrn Gubitz als in Breslau (Berlin) lebend auf, Herr Wahlert (Verf. einer Johanne Gray), Wachler (Verf. einer Brunhilde), Blümner (Verf. des Familientheaters), beyde Brüder von Seckendorff, Hellmuth Winter (Verf. einer Universaltragödie Fürst Menzikoff), und manche andere fehlen.

Aglaja,

die Wienerin, bringt wiederum 6 Kupfer von John, meisterhafte Copien meisterhafter Malerwerke. Jedes einzelne, kaum den allzufleischigen Cupido von Guido Reni ausgenommen, schnellt auf der Wage der Kunst den ganzen übrigen Inhalt des Taschenbuches in die Luft. Mancherley ist von Grillparzer darunter, aber nichts merkwürdiges, es wäre denn der Anfang des Gedichts an die tragische Muse, „vor Vollendung des Trauerspiels Medea gedichtet." Er lautet:

Halt ein, Unselige! Halt ein!
Wohin verlockst du mich?

Ein „Maienlied" von Werner (S. 250) malt den Winter in des Dichters Brust. Das ist ein isländischer Winter, ein erstarrtes, eisbedecktes Gefild; wo nur der dampfende Hekla und die heißen Quellen Zeugniß geben, daß tief im Schooße des unfruchtbaren Eilandes das Feuer des Genies noch brennt. Die treue Magd von Georg von Gaal (S. 139) ist das vorzüglichste Gedicht der Sammlung. Ein's von Houwald, der Friedrichsberg bey Sellendorf (H's Wohnsitz), ist in gewisser Beziehung charakteristisch zu nennen. Auf diesem Berge giebt der Dichter der Phantasie Gehör und die Poesie schwellt seine innere Kraft zur Begeisterung an. Schon beschwört er die dunklen Gestalten, aus der Dämmerung hervorzutreten, daß er ihnen Klarheit und Leben gebe. Da rauscht es in den Zweigen. „Ha, sie kommen!" ruft der Begeisterte. Aber wer kommt? Ein Kind.

„Vater, wir bringen dir
Mit den Geschwistern
Hier her das Abendbrot.
Erdbeer' und Wein nur für Euch (für den Dichter und die Poesie?)
Süße Milch aber für uns" U. s. w.

Mit verklärtem Blick treten die himmlischen Schwestern freundlich vor den Kindern zurück, wollen solch eine Stunde (des Abendbrots) nicht stören, und versprechen wiederzukommen. Die Musen auf dem Parnaß bey Sellendorf scheinen großen Respekt vor demjenigen zu hegen, was recht populär, häuslich und bürgerlich ist. *) An Erzählungen läßt es Aglaja nicht fehlen, aber sie sind lang,

*) Auch Melpomene und ihre Dienerinnen, die Erynnien?
— Oh! packt ihn stärker an,
Ihr Höllengeister, oder laßt ihn fahren!
Gebt ganz ihn auf, ihr tragischen Gewalten,
Wenn euch die Macht fehlt, ganz ihn zu behalten!
M.

Digitized by Google

wollten wir sie erst lesen, wann würden wir daran kommen, die Aglaja anzuzeigen? Ach! —

Es ist eine verkrakte Sache
Mit dem Recensiren der Almanache.
Der Küster mit dem Klingelsack
Geht umher in der singenden Gemein',
Und da thut wohl der und die was hinein;
Doch meist sind die Münzen, groß oder klein,
Von Kupfer, und wer sie soll zählen, hat Plack.
An manchem Ort' ist's des Predigers Pflicht,
Doch eh' wir das thun, lieber pred'gen wir nicht.
Wir schütten sie aus und rühren sie um,
Ausliesen und zählen mags Pastikum. *)

*) Das Gleichniß hinkt auf allen Beinen.
Nicht predigen soll der Recensent;
Der Küster, den man Vorleger nennt,
Geht umher in den deutschen Lese-Gemeinen
Mit goldbesetzten Klingelsacke,
Und läßt stumm die Kaufluft'gen ein.
Sich auszulesen nach Verstand und Geschmacke;
Kritik sol die Klingel am Beutel seyn.
M.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

Länder- und Völkerkunde.

(Beschluß.)

Voyage en Armenie et en Perse, dans les années 1805 et 1806, par Amédée Jaubert. Da der Verfasser die Stelle des ersten Dollmetschers des Königs, wie ehedem des Kaisers, für die orientalischen Sprachen bekleidet, so läßt sich vermuthen, daß er die Länder, worüber er in gegenwärtiger Schrift höchst unterhaltende Nachrichten liefert, nicht wie viele andere Reisende besucht hat, die aus Mangel an Sprachkenntnissen außer Stande sind, selbst zu forschen, und in ihren Berichten die Ungereimtheiten nachbeten, die ihr Wegweiser ihnen aufbürdet. Ueberdem hatte die Reise des Hrn. Jaubert einen höhern Zweck als bloße Befriedigung der Neugierde. Seine Verhältnisse gaben ihm Gelegenheit Vieles zu sehen und zu hören, was einem gewöhnlichen Reisenden verborgen bleibt. Er theilet hier seine Erfahrungen ganz anspruchslos mit. Je dirai: j'étais là, telle chose m'advint. Dieser Vers aus Lafontaines lieblicher Fabel: die zwey Tauben, dienet seinem Berichte zum Motto, welchem er, in dessen ganzem einfachen Sinne stets getreu bleibt. Nirgends wird dey ihm die Wahrheit durch übertriebene Erzählungen verunstaltet oder verdächtig gemacht; im Gegentheile giebt sein ungekünstelter Vortrag der Beschreibung der Gegenstände, so außerordentlich sie auch scheinen mögen, den lebhaftesten Anstrich der Glaubwürdigkeit, und fesselt den Leser. Dieser wird gleichsam des Verfassers Reisegefährte, und begleitet ihn mit Antheil, es sey in den Kerker eines wichtigen Paschas, oder an den Hof des Königs der Könige. Der Styl des Hrn. Jaubert nimmt so zu sagen die Farbe des Orts an, den er beschreibt: im wilden Armenien ist er ernst, im wollüstigen Persien reizend; und dennoch scheinet nichts gezwungen, nichts auf Wirkung berechnet zu seyn.

Die orientalischen Völker sind uns wenig bekannt. Was wir über ihre Sitten und Gebräuche haben erzählen hören, ist größtentheils so unrichtig, als was wir von ihrer Regierungsform und ihren Staatskräften wissen. Um desto willkommner muß dem wißbegierigen Leser die Jaubertsche Schrift seyn, da sie über diese und andere der Aufmerksamkeit werthe Gegenstände, so zuverlässige als bestimmte Auskunft giebt. Doch beschränkt er sich nur auf Persien und Armenien. Letzteres der Zwangherrschaft der beden Pforte unterworfene Land ist fortdauernd die Bühne gräulicher Bedrückungen. Die Kurden, die hier ihre Räubereyen treiben, machen Landstraßen und Wohnungen unsicher, dennoch ist dieses Nomadenvolk minder furchtbar als die Paschas, unter deren Oberherrschaft sie stehen. Die Gefahren, denen Hr. Jaubert ausgesetzt war, indem er dieses unwirthbare Land durchreisete, blieben nicht blos in der Ferne drohend; vom Pascha von Baiazid in den Kerker geworfen, worin er acht Monate lang schmachtete, verdankte er seine Befreyung der Pest, die den Pascha hinwegraffte, da dieser schon den Tod des gefangenen Reisenden befohlen hatte. Diese Episode ist besonders anziehend. Nicht minder ist es die Nachricht über den Aufenthalt des Verfassers in Yussuf-Paschas Lager. Erst nach mancherley überstandenen Lebensgefahren kömmt Hr. Jaubert am Persischen Hofe an, wo er, mit diplomatischen Geschäften beauftraget, zuvorkommend aufgenommen, und für seine überstandenen Unfälle durch prachtvolle Feste sattsam entschädiget wird. Nicht selten glaubt man einen Roman zu lesen. Aber die lebhafte Erzählung der Begebenheiten ist dermaßen mit gelehrten Beobachtungen durchwirkt, daß jede Klasse von Lesern Befriedigung in diesem Buche findet. Der Verfasser hat seiner Arbeit eine schöne von Lapie entworfene Karte des Landstrichs zwischen Constantinopel und Theeran, nebst mehreren lithographischen Zeichnungen hinzugefügt. (24½ Bogen Druck in 8. bey Pelicier).

(Die Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

Nr. 103, Recens. der Comédiens, S. 410. Sp. 2. Z. 4. v. u. ist der Sinn dadurch ganz unkenntlich geworden, daß der Setzer „seiner eignen" statt: seinen eignen (Wünschen nämlich) gesetzt hat.

Eben d. S. 412. Sp. 2. Z. 19. scheint in der Uebersicht der franz. Lit. komisch genug, confusion statt profusion gesetzt zu seyn.

Digitized by Google

Nr. 10.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. Februar 1822.

Dramatische Dichtkunst.

1. Schauspiele von F. A. Gebhard, Director der Bühne zu Residenz Braunschweig b. Vieweg 1821. (ohne fortlaufende Seitenzahlen)

Drey Stücke. Das erste, die Helden der neuen Welt, würde viel gewonnen haben, wenn der Verf. bedacht gewesen wäre, den Menschenhaß des spanischen Gouverneurs besser, als S. 39 geschehen ist, zu motiviren. Daß er von seiner Geliebten durch die Härte seiner Eltern getrennt wurde, hat ihn zum grausamen Unterdrücker der Indianer gemacht, und das Wiederfinden der Verlorenen bekehrt ihn. Das zweyte, der stumme Verräther, könnte wohl auch das Schnupftuch heißen, nicht nur, weil ein Schnupftuch den Böswicht entlarvt, sondern auch, weil das Stück unter diejenige Gattung bürgerlicher Schauspiele gehört, welche, nachdem sie die Schnupftücher der Zuschauer naß gemacht haben, selbst den Dienst eines Schnupftuches leisten, d. h. durch einen glücklichen Ausgang die Thränen abtrocknen.

Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Das dritte, die Geisterballen, ist romantischer Natur, und zeigt Spuren der Anlage, etwas Besseres zu dichten, als Nr. 1. und 2. Die Geister eines ermordeten Ehepaares enthüllen ihrem Sohne das an ihnen begangene Verbrechen, und der verklagte Thäter fällt im Gottesgerichtskampfe. In der Ausführung dieser Anlage regt sich einige Poesie. Hätte der Verf. den Verbrecher (den man erst gegen das Ende, vor Gericht, zu sehen bekommt) früher aufgeführt und mit dem künftigen Rächer in Wechselwirkung gesetzt; so würd' er vielleicht ein sehr wirksames Stück aus dem, für ein romantisches Drama wohlgeeigneten Stoffe geschaffen haben. Das eifrige Bekenntniß, Stück 1. S. 64, ist vermuthlich ein Druckfehler, und soll ein aufrichtiges heißen.

II. Der Leuchtthurm. Die Heimkehr. Zwey Trauerspiele von Ernst von Houwald. Leipzig b. Göschen 1821. 202 S. 8.

Auf dem Leuchtthurm, den wir hier zu beleuchten haben, treffen wir den Wittwer Caspar Hort, der bey Gelegenheit des sturmbewegten Meeres mit seiner Tochter Dorothea über das sturmbewegte Leben lyrisch philosophirt, und ihr zuredet, daß sie, eben um des sturmbewegten Lebens willen, der Liebe zu dem unbekannten Jüngling Walther sich entschlagen soll, den sie jüngst aus dem Schiffbruche gerettet hat. Wir erfahren durch dieses lange Gespräch, daß Caspar's wahnwitziger Bruder, der bey ihm lebt, durch Liebesunglück beschaffen gewesen, das erfahren wir hier noch nicht, denn Caspar hat es, wie er S. 17 sagt, seiner Tochter längst enthüllt, und kann es ihr also jetzt nicht füglich zum zweytenmale erzählen. Daran hat er einen kleinen dramaturgischen Bock geschossen: denn wenn er die Erzählung bis jetzt verspart hätte, so hörten wir sie auch, und versündten nicht nur den (nun auftretenden) Wahnsinnigen besser, sondern nähmen auch wohl einen größern Antheil an seiner Person. Er selbst giebt uns keinen näheren Aufschluß, außer daß seine Aeußerungen vermuthen lassen, seine Geliebte sey ihm über Meer entrückt worden. Inzwischen hat Caspar, wegen einbrechender Nacht, die Signal-Lampen angezündet, und der verwirrte Ulrich bittet ihn, sie wieder auszulöschen: denn „wenn uns keine Lampen brennten, so könnten sich die Menschen nicht entfliehen, jeder bliebe gern zu Haus.“ Dieß läßt vermuthen, daß die Geliebte ihm entflohen ist, und zwar bey Lampenschein. Da Caspar auf seine Bitte nicht hört; so besteht er nun darauf, mit seiner Harfe die freye Kuppel des Thurmes zu besteigen, wozu Dorothea ihm mit der Laterne leuchtet, und sogleich wieder kommt. Mittlerweile sind Nothschüsse gefallen, und Caspar, indem er forteilt, am Ufer noch ein Leuchtfeuer anzuzünden, dafern' es anders der Sturm erlaubt, empfiehlt der Tochter dringend, die Lampen beidbrennend zu erhalten, und — ja nicht einzuschlafen. Gegen den Schlaf Dorotheens kommt ein bewährtes Mittel an: der Liebhaber; aber indem er in einem Gespräche von 18 Seiten lediglich von seiner Liebe spricht, für welche man sich bey'm Mangel an bedeutenden Hindernissen nicht sonderlich interessiren kann, scheint er die Zuschauer einschläfern zu wollen. Von seinem Charakter und von seiner Geschichte (die er Dorotheen vielleicht

Digitized by Google

auch schon enthüllt hat) entdeckt er uns nichts, als daß er über Meer gekommen sey, um für seine Mutter von deren tiefgekränktem Gatten (seinem Vater) Vergebung zu erflehen, welche er um so leichter zu erlangen hofft, wenn er ihm für „alles Langentbehrte“ eine Schwiegertochter als Entschädigung zuführt. (S. 39.) Unbemerkt von den Liebenden tritt jetzt der Wahnsinnige ein, „staunt, zieht „dann schnell an einer Schnur, wodurch die Lampen des „Leuchtthurms plötzlich verlöschen, und bietet hierauf „ernst und groß, auf seine Harfe gelehnt, hinter den „Fortsprechenden stehen.“ Durch ein Sprachrohr ruft nun Caspar von unten herauf: „Dorothea! die Lampen sind verlöscht!“ Aber — „die Liebenden hören es nicht.“ Da es jedoch die Zuschauer hören, da das Sprachrohr dem Begriff eines dramatischen Aparté (bey Seite) widerspricht, und da die Liebenden auf dem Leuchtthurme bey weitem noch nicht so weit im Traume der Liebe vorgerückt sind, wie Hüon und Reyla auf dem Schiffe; so müssen sie nothwendig einen Fluß vor den Ohren haben. Zum Glück wiederholt bald darauf der ernst und groß dastehende Ulrich die Rede des Sprachrohrs mit „starker dumpfer Stimme,“ jetzt erwachen die Verliebten, Dorothea. das Verlöschen der Lampen gewahrend, sagt klagend: „Ach was wird der Vater sagen!“ und hat soviel Eil, ihm wenig zu Füßen zu sinken, daß sie Walters ganz verständigen Vorschlag, erst die Lampen wieder anzuzünden (der eigentlich schon in der Mahnung des väterlichen Sprachrohrs als Befehl enthalten war), mit der Besorgniß abweiset, daß ihnen der Sturm das Licht verwehen (ausblasen) werde.

Wir sind nicht genau bekannt mit den Illuminationsanstalten der Leuchtthürme; aber wenn auf irgend einem die Einrichtung bestedt, daß die Lampen durch den Zug an einer Schnur nicht blos verdeckt oder eingezogen, sondern völlig ausgelöscht werden können — und wenn auf irgend einem die Einrichtung fehlt, daß die Lampen auch im heftigsten Sturme (wo sie eben am nöthigsten sind) schnell und sicher angezündet werden können, daferne der Thürmer nur ein brennendes Licht zur Hand hat; so rathen wir dringend an, jene Einrichtung abzuschaffen, und diese an ihre Stelle zu setzen.

Der Hohwald'sche Leuchtthurm hat leider beyde Gebrechen; dennoch aber sollte Dorothea, da sie eben selbst die Befürchtung ausgesprochen hat, daß der Mangel des Lampenscheines dem in Noth befindlichen Schiffe den Untergang bringen könnte, das Wiederanzünden versuchen. Denn „was wird der Vater sagen,“ wenn sie nicht einmal versucht hat, was höchstens 10 Minuten früher ihm selbst mittelst einer brennenden Laterne ohne alle Schwierigkeit gelungen war, und was er durch das Sprachrohr deutlich genug von ihr verlangte? Indeß sie wagt es drauf, (das Sprachrohr hat sie nicht gehört) verläßt mit Walter den Thurm, und der Wahnwitzige kündigt uns in einem kurzen Monolog seinen Zug an der Schnur, der die Lampen auslöschte, als eine Handlung an, die er im bewußtlosen Dienste eines unaufhaltsamen Verhängnisses verrichtet hat. Mit dieser Aussicht auf eine grause Schicksalstragödie schließt der erste Akt.

Wir fragen hier die Leser, welche den Ausgang des Stückes nicht schon kennen, worauf ihre Neugier, ihre Erwartung gespannt ist? Wenn sie nicht etwa von dem Zweifel beschäftiget werden, ob der Leuchtthürmer Dorotheen ihr unvernünftiges Benehmen vergeben werde; so wird ihr Interesse blos auf das Schicksal des Schiffes gerichtet seyn können, welches die dramatischen Nothschüsse gethan hat. Für ein Schiff interessirt man sich vor der Bühne selten anders, als um der Passagiere willen. Nun ist wahr, auf diesem Schiffe kann sich Waldbers Mutter befinden, die von einem tiefgekränkten Gatten Vergebung sucht. Noch mehr, dieser tiefgekränkte Gatte kann der wahnsinnige Ulrich seyn. Da wir aber von der Geschichte dieser Personen noch nichts wissen, und mithin darüber, was von der glücklichen Ankunft dieser Mutter, oder auch von ihrem Untergange, für die uns bekannten Personen des Stückes zu hoffen oder zu fürchten sey, noch gar keine namhafte Vermuthung wagen können; so bleibt uns beym Falle des Vorhangs kein Antheil übrig, als der, womit wir ihn schon haben steigen sehen: der Wunsch, endlich durch eine geschickte Exposition zu erfahren, wovon hier eigentlich die Rede sey.

Der zweyte Akt spielt am Ufer des Meeres, und der Dichter beruhigt uns zuvörderst über das Schicksal Dorotheens bey ihrem Vater, der, wie wir oben gesehen haben, alle Ursache hat, mit ihrem Weglaufen vom Thurme, ohne Versuch der Wiederanzündung, unzufrieden zu seyn. Da das Schiff wirklich versunken ist (S. 50.); so ist diese Ursache doppelt so stark, als sie uns auf dem Thurme erschien; aber es hat nichts zu bedeuten. Caspar hat nicht Verstand genug, den Hauptfehler einzusehen. Er sucht ihn blos in der schlechten Hütung der Lampen, nicht in dem unterlassenen Versuch des Wiederanzündens, und da ihn Ulrich versichert, daß er, von höherer Macht gesandt, an der Schnur gezogen habe, damit die Nacht ihr Recht behalte; so verzeiht er Dorotheen ohne weiteres, die Distraktion eines tête-à-tête, über welches ihn der Umstand beruhiget, daß der Liebhaber mitten in der Sturmnacht ihn aufgesucht und seine Liebe ihm bekannt hat, woraus er billig schließt, daß Walter es mit seiner Liebe ehrlich meine. Nachdem er Dorotheen verheißen, ihn zu seinem Schwiegersohne zu machen, unter der Bedingung: „wenn ich ihn dir (deiner) werth erkannt;“ besteigt sie einen Felsen, um nach dem verschwundenen Schiffe sich umzuschauen, und erblickt auf einer Klippe einen Schiffbrüchigen, den ihr Geliebter eben in einem Kahne rettet.

Digitized by Google

Damit er dazu Zeit gewinne, bringt sie 8 Seiten lang in ihren Vater, daß er Waltern, der eben sein Leben an die Rettung eines Schiffbrüchigen wagt, sofort ihrer würdig achten möge. Der Nachen kommt an, der Gerettete ist der Pflegevater (Stiefvater) des Retters (nach seinem Namen, der gleich alles aufhellen würde, wird zum Glück eben so wenig gefragt, als bisher nach dem Geschlechtsnamen Walters gefragt worden ist), und wenn er dem Sohne dafür ein wenig flau dankt; so entschuldiget ihn der Umstand, daß seine Gattin, Walters leibliche Mutter, bey'm Schiffbruche ertrunken ist. Dorothea wird fortgesandt, Erfrischung aus dem Leuchtthurme zu holen, wohin Walter den Rettungskahn zurückführen soll. Caspar und der Fremde bleiben nun allein, und dieser erzählt seine Geschichte; eine Erzählung, die er mit den Worten anhebt: „Mein Vaterland ist Europa.“ (Das ist ein großes Vaterland.) Er hat das Weib eines Freundes verführt und zusammt ihrem Sohne (Walter) nach Amerika entführt. Dort haben beyde 18 Jahre in Kinderlosen (wilder) Ehe gelebt, in Liebe zwar, aber in der Unruhe des bösen Gewissens. Endlich hat das Gewissen Durchbruch gewonnen, sie haben Waltern nach Europa gesandt, den gekränkten Gatten zu versöhnen, sind ihm bald darauf nachgereist, und an eben der Küste gescheitert, wo er von Dorotheen aus dem Schiffbruche gerettet worden war. Caspar wird durch diese Erzählung tief bewegt, er erkennt im Erzähler den Grafen Holm, schweigt aber, bis jener ganz fertig ist, und erzählt ihm nun seine und seines Bruders Geschichte. Die seinige ist ganz einfach, er hat ein treues Weib durch den natürlichen Tod nach der Geburt eines Kindes eingebüßt. Sein Bruder aber hat durch die Treulosigkeit eines Freundes sein treuloses Weib, sein Kind und den Verstand verloren. Jetzt wird Holm tief bewegt, auf sein Andringen nennt Caspar endlich seinen Namen, Horst, und nun ist alles Unglück im Klaren: der Wahnsinn vom eisernen Schicksale zum Werkzeug erkoren, hat durch den Zug an der Lampenschnur den Ehebruch selbst an der treuig heimkehrenden Ehebrecherin (der neuen Eulalia) gestraft; das Verhängniß hat dabey gegen ihren Verführer sich zugleich reinmenschlich bewiesen, indem es ihn am Leben gelassen, und es scheint dies noch darüber verlegen, wie es den schuldlosen Dulder belohnen soll. Hier kommt der Justiz die Poesie zu Hülfe, die Schöpferin des beglückenden Wahns. Die Leiche der Ertrunkenen wird von Ulrich am Ufer gefunden. Er erkennt seine langentbehrte Mathilde, glaubt, sie schlafe, und wartet seelig auf den seeligen Augenblick des Erwachens. Holm kommt dazu.

Furchtbar wird mir alles klar;
Das Entsetzliche wird wahr.
Zu erfüllen deine Rache.

Die Schauspieler, welche den Holm spielen, haben sich zu hüten, daß sie hier nicht etwa die Rolle des Hugo Derindur fallen, und so fortfahren:

Und das Licht erblaßt im Haupt (Thurm),
Eure Sinne sind verwirrt.
Unvernünftiges geschwebet,
Und das Ungeheure (Ungereimte) wird
Wirklich, eben weil ihr's stiebet.

Zum Glück ist das Ungeheure, was hier wirklich wird, größtentheils gereimt, und in der That (d. h. in vollem Ernste gesprochen) tragisch rührend. Holms Gestalt macht in dem Wahnsinnigen dunkle Vorstellungen seines erlittenen Schmerzes rege, er fürchtet, von neuem von der Wiedergefundenen getrennt zu werden, und will mit ihr „über das alte Weltmeer entfliehen, welches sein Freund ist.“

Wußt du nach dem Schiffchen fragen? —
Weiß ja, daß ich Sänger bin.
Freundliche Delphine tragen
Froh und durch die blaue Fluth.
Komm, Mathilde, fasse Muth;
Bleiben dürfen wir nimmehr hier,
Sonst kommt Holm, dich aufzuwecken. —
Auch die Harfe nehmen wir
Mit uns, herrlich wird sich's reisen
Bey der Lieder frommen Weisen. —
Harfe! Komm! hinauf die Stufen!
Die Delphine laß uns rufen.

Er steigt mit der geliebten Leiche auf den Felsen, stürzt sich in die Fluth, und die Ueberlebenden kommen dazu, seinen poetischen Untergang vom Ufer aus mit anzusehen.

Dieser Ophelientod, von dessen Darstellung hier nur die glücklichen Grundzüge angedeutet werden konnten, verbürgt ein Dichtertalent, vor welchem die kritischen Wachen auf dem Parnaß billig das Gewehr präsentiren. Nur die vor dem Tempel der Melpomene ist davon ausgenommen: sie greift blos an vor dem Porten, sperrt aber dem Tragöden und Schicksalsmaler für dieses Mal die Pforte, weil eine so flach erdachte Schicksalsfabel, mit so offenbaren Verstößen gegen die Elemente der Dramaturgie ausgeführt, kein würdiges Opfer für den Altar der tragischen Muse ist.

Wenn die Leipziger Lit. Zeitung Recht hat in der Vermuthung, daß es die Schuld ist, welche den Dichter in dem Labyrinthe der Schicksalsidee auf solche Abwege verlockt hat; so kündigen wir mit um so größerem Vergnügen seine Heimkehr an: denn wirklich ist das Stück dieses Namens eine Rückkehr des Dichters in seine Sphäre. Das Unglück, welches aus dem unwissentlich begangenen Verbrechen der Zwey männer es hervorgehen kann, ist seiner Natur nach pathetisch, und zum Stoff einer Tragödie sehr zweckmäßig, wenn man nicht etwa auf die Einwendungen hören will, welche die Züchtler gegen den tragischen Gebrauch aller fleischlichen Verbrechen zu machen pflegen. Theodor Körner hat sich daran versucht in einem

Digitized by Google

unſeres Wiſſens noch ungedruckten, kleinen Trauerſpiele, die Sühne. Ein todt geglaubter Soldat kehrt aus der Gefangenſchaft zurück. Sein junges Weib iſt die Neuvermählte ſeines Bruders, den er nie ſonderlich, ſein Weib aber ſchon vor ihrer erſten Heirath im Stillen geliebt hat. Eh' er es noch erfährt, faßt der Bruder den Vorſatz, ihn zu ermorden; von der Dunkelheit getäuſcht, erſticht er das Weib, und wird von dem heimgekehrten Krieger neben dem Leichnam, von dem er nicht weichen will, niedergeſchoſſen. Wenn die Größe einer Tragödie lediglich von der Atrocität des Pathos abhienge, ſo wäre dieſe Körner'ſche trotz ihres kleinen Umfanges (10 Scenen) eine der größten; und eine ſolche wär' aus dieſem Stoffe zu machen geweſen, wenn der früh verblichene Dichter ein impoſantes Gemählde der Leidenſchaften den Mordthaten vorausgeſchickt, oder auch die Ahndung einer furchtbar über den Leidenſchaften waltenden. Nemeſis erweckt, oder endlich beydes zugleich gethan hätte. Da er keines von beyden that, wurde das Stück empörend. Das hat Hohwald, bey der Wahl des nämlichen Grundſtoffes, vermeiden wollen, und auf Koſten der tragiſchen Größe iſt es ihm gelungen. Die beyden Männer ſeiner Heldin ſind nicht Brüder, ſie ſind einander völlig fremd. Wie ſchnurgerade dieſes auch dem ταῦτα ζητητέον des Ariſtoteles Poet. Kap. 14. §. 7—9. entgegen läuft; hier iſt es am Platze. Die jetzige Förſterin hat ihren erſten Mann, den Soldaten, innig geliebt, und erſt geraume Zeit nach der falſchen Nachricht von ſeinem Tode einen Bund geſchloſſen, der mehr auf Achtung, als auf Liebe ſich gründete. Sie iſt glückliches Weib, glückliche Mutter der Kinder zweyer Eben. Der verkleidet Heimkehrende, der dieſes ſtille, häusliche Glück ihr früher nicht zu bereiten gewußt hatte, weil das Soldatenleben ihn ſtärker anzog, fühlt zwar die Aufwallung der Leidenſchaft bis zum Mordvorſatze; aber der Anblick jener Glückſeligkeit, und die Erklärung des Weibes, daß ſie ſelbſt um die Wiederkehr des noch immer geliebten Todten dieſelbe nicht vertauſchen möchte, entwaffnen ihn gegen den Rival, und kehren ſeine Hand gegen ſein eignes Leben. Er vergiftet ſich ſtatt des Förſters, und giebt ſich dieſem erſt ſterbend zu erkennen. Bey dieſem Edelmuthe rührt ſein Tod, und wird, in guter Darſtellung, um ſo ſicherer Thränen hervorlocken, je näher dem Zuſchauer der Troſt liegt, daß der Familie ſtilles Glück wenigſtens von außen her keinen gefährlichen Stoß erleidet. Achtung und Vertrauen haben es ſo feſt gegründet, daß die leidenſchaftliche Liebe abzieht von der Veſte, und ſich vor dem Schmerz, ihres Verluſtes über den Strom der Zeit hinüber flüchtet. Daß dieſe Grundidee ſchön ſey (im Sinne der Aeſthetik), läßt ſich nicht wohl beſtreiten; aber erhaben iſt ſie nicht, und wenn wir dieſe Eigenſchaft nicht von dem Begriffe der Tragödie trennen, ſo iſt die Heimkehr keine, da weder die Charaktere, noch die Leidenſchaften über das gewöhnliche Maaß hinausreichen. Was iſt ſie denn aber ſonſt? Ein Rührſpiel gemiſchten (glücklich unglücklichen) Ausgangs, ungefähr wie Iffland's Dienſtpflicht oder Kotzebue's La Peyrouſe (womit ſie überhaupt große Aehnlichkeit hat), nur poetiſch geſchmückt, und dadurch für den Mangel an gleich ſtarker Wirkung der Begebenheit entſchädigend. Und das dem halten wir für Hohwalds eigentliche Sphäre.

Dieſe Gattung dramatiſcher Dichtungen verdammen kann nur der Eigenſinn der claſſiſchen Schule; ſie gering ſchätzen nur der wachſende Hochmuth der romantiſchen; ſie überſchätzen nur die zunehmende, gemüthliche Schwächlichkeit des Kunſtſinnes. Was der Neid, der jeden Erfolg verfolgt, und die Lobhudeley, die den Erfolge eben ſo gern vor- als nachtrabt, damit beginnen, das iſt zum Glück ſelten von Erfolg.

W i r.

Leſer.

Du ſprichſt, als wärſt du ihrer Viele,
Sag' an, was iſt's, das dich vermehrt?
Beo'm griech'ſchen Chor war's umgekehrt,
Ich, ſprach die Meng', im Kraftgefühle.

Recenſent.

Mein Leſer, wenn ich recenſire,
Was bin ich, daß du mich dabey?
Und du und ich mocht' mehr als zwey,
Dafern' ich richtig calculire.

Leſer.

Sprichſt du für uns mit, gut; doch wie
Iſt's Wir zu nehmen bey Gelehrten,
Und wenn wir eben anders denken?

Recenſent.

Als Wir? Ey was, das ſollt ihr nie!

Freywillige Recenſionen

nenn' ich diejenigen, welche von Mitarbeitern kommen, ohne daß dieſelben von mir ausdrücklich gebeten worden, gerade dieſe Schrift für das Lit. Bl. zu beurtheilen. Sie ſind mir in der Regel weit lieber, als die conſcribirten. Es kommt aber auch nicht ſelten eine andere Sorte von Freywilligen bey mir an: freywillige Recenſenten, die, ohne mit mir in irgend einer Verbindung geſtanden zu haben, Recenſionen durch die Verlagshandlung an mich einſenden. Das iſt nicht der Weg in's Holz, zumal wenn der Beurtheilung das Buch nicht beyliegt, auf daß ich ein wenig zuſehen könne mit eignen Augen, wie es zur Beurtheilung ſich verhält.

Müllner.

Digitized by Google

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 5. Februar 1822.

Naturwissenschaft.

Von den Meteor-Steinen und ihrem Entstehen. Eine Vorlesung *) von D. Jos. Weber, Profess. d. Physik zu Dilingen. Landsh. 1820.

Der Verf. zählt in dieser kleinen Abhandlung zuförderst die Haupterscheinungen auf, welche die meteorischen Steinfälle darbieten, führt sodann, seine eigene Meynung beyfügend, die vorzüglichsten über die Art und Weise ihrer Entstehung vorgebrachten Hypothesen an, und stellt endlich die Meteorsteine unter dasjenige, was er die Ansicht der Dynamik nennt.

Bekannt sind die verschiedene Mischung und Form der Meteorsteine, so wie die Erscheinungen, welche den Herabfall derselben zu begleiten pflegen; bekannt ebenfalls die drey vorzüglichsten Hypothesen **) über die Entstehung der Meteorsteine, von denen die eine sie in unserer Atmosphäre durch einen chemischen Prozeß erzeugen, die andere sie aus den Mondvulkanen uns zuschleudern, die dritte und befriedigendste sie aus dem allgemeinen Weltraume bey uns anlangen, und primitive, keinen andern Weltkörper zugehörige Materie ***) seyn läßt. Jedoch weder die leztere, hauptsächlich von Chladni in Aufnahme gebrachte, noch irgend eine andere Hypothese thut Hr. Prof. Weber Gnüge; seine Meynung ist, daß die Meteorsteine einen verschiednen Ursprung haben. Einige nämlich, welche ohne Blitz und Donner fallen, und einen kleinen meteorischen Umfang haben, hält er für Abkömmlinge des Mondes; andre, welche feurig und unter Donner und Blitz erscheinen, sind, ihm zufolge, kosmischen Ursprungs; manche endlich scheinen ihm tellurischer Herkunft, und, wie z. B. die Gediegeneisenmassen, aus dem Bauche der Erde hervorgegangen zu seyn.

Diejenige Hypothese, welche die Meteorsteine sich in der Atmosphäre bilden läßt, sieht der Verf. als bereits verlassen von den Naturforschern an, und allerdings spricht die beobachtete große Höhe, die ungeheure Geschwindigkeit, die schiefe zuweilen fast horizontale Bahn der Feuerkugeln, (welche zersprungen eben den Steinregen bilden,) so wie der Umstand, daß die atmosphärische Luft, chemischen Untersuchungen zufolge, von den Bestandtheilen dieser Meteormassen nichts enthält, überdieß in diesen Höhen millionenmal dünner und stoffärmer ist, keineswegs für sie. Hufeland indessen, auch ein Naturforscher, schrieb noch vor Kurzem in seinem Journale (Jul. 1820): „Man verwundert sich, und begreift nicht, wie Meteorsteine aus der Atmosphäre entstehen können, läßt sie auch wohl aus dem Monde oder einem zersprungenen Weltkörper herkommen, und vergißt, daß jedes Senfkorn, jede Zwiebel, Eisen erzeugen kann. Was das organische Leben vermag, sollte dieß nicht auch das atmosphärische können?" Nun vermag aber das organische Leben, außer der Eisenerzeugung, noch mancherley; es erzeugt Seide, Haare, Schleim, Blut, Fleisch ꝛc. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, daß es (dieses es oder x ist nun gefunden, es ist das atmosphärische Leben) nicht nur jene Stoffe, sondern nach Livius (III. 10.) auch Fleisch erzeugt und geregnet hat, welches zum Theil von den Vögeln im Fluge weggeschnappt, zum Theil, (wahrscheinlich weil es etwas im Rauche gehangen,) nicht stinkend wurde, ungeachtet es einige Tage umher lag. Leben und leben lassen! Man läßt jezt alles leben. Nach Hrn. Prof. Weber ist dieses Allleben, das alles in allem wirkt, eine Dreyeinheit, nämlich Synthese von expansiver und contractiver Thätigkeit, und kommt in dreyfacher Form vor, 1) als Linienkraft oder Linienleben, = Magnetismus,

*) Sie wurde, wie der Verf. in einer Anmerkung sagt, auf dem akademischen Saale zu Dillingen bey der feyerlichen Absolution der H. H. Physiker am 16ten Aug. 1819 gehalten.

**) Außer diesen giebt es noch drey weniger plausible Hypothesen. Nach der einen sind die Meteorsteine Auswürfe von Erdvulkanen, nach der andern kleine Trümmer eines zerstörten Weltkörpers, nach der dritten eine Art kleiner Erdtrabanten oder Erdkometen.

***) Man nimmt nämlich an, daß außer den großen Weltkörpern auch kleinere, mehr oder weniger lockere, kometenartige Haufen von Materie sich im Weltraume umhertrieben, und führt eine Menge Beobachtungen an, wo solche Haufen von Materie als Lichtpuncte oder Lichtfäden durch das Feld des Teleskops gegangen, oder auch, als dunkle Flecke, vor der Sonnenscheibe mit einer ihnen eignen Geschwindigkeit vorüber gezogen sind.

Digitized by Google

2) als Flächenkraft oder Flächenleben, = der reinen Elektrizität, 3) als kubische Kraft oder Massleben, = dem Elektrochemismus. Da das Denken, Empfinden und Bestreben sich zur Zeit noch aus der durch die Contraktion limitirten Expansion nicht will erklären lassen, *) so folgt aus Herrn Webers Sätzen, daß im Grunde blos der Körper, nicht aber der Geist lebt; **) wäre dieß nicht, so würde Refer. geneigt seyn, noch ein Punctleben, = Intelligenz oder Geist, anzunehmen, und aus diesem alles entstehen zu lassen. — Dem Massleben nun oder dem Elektrochemismus, dieser für uns neuen oder wenigstens nicht ganz anerkannten Naturkraft, die zwar von Elektrizität ausgehe, aber nicht mehr Elektrizität sey, schreibt Hr. Prof. Weber das Phänomen der Steinbildung in den Feuermeteoren kosmischen Ursprungs zu. Indem nämlich ein Haufe lockerer aus ihrer Bahn getretner und in unsre Atmosphäre gezogner kosmischer Materie sich an zwey Luftschichten, die er mit äußerster Geschwindigkeit durchschneidet, reibe und sie elektrisire, so entstehe zwischen zwey ungeheuren Flächen, als elektrischen Gegensätzen, ein Conflict. Die Flächenkraft, d. i. die rein elektrische Kraft, schlage dann, sich von der Fläche losreißend, in die chemisch-elektrische um, wirke kubisch in die Umgebung ein, und ergreife mit Lichtschnelle die dazwischen sich befindende kosmische Materie, welche dadurch entzündet, geschmolzen, verglast, rednzirt, oder sonst auf die mannigfaltigste Art verändert werde. Da mit jedem Ausbruche der elektrochemischen Kraft in Funken und Blitze ein Donner entstehe, so sey das donnernde Getöse, unter welchem die Steinfälle erscheinen, und welches bald Kanonenschüssen, bald dem Kleingewehrfeuer gleiche, dadurch vollkommen begreiflich. Den gegen die lunarische Abkunft meteorischer Steine gemachten Einwurf, daß nämlich dazu, außer einer bloß günstigen Richtung, eine Gewalt erforderlich sey, welche die vulkanischen Produkte mit einer Geschwindigkeit schleudere, wovon die einer geschossenen 24pfündigen Kanonenkugel 5mal übertroffen werde, beseitiget der Verf. auf eine eigne Art. Die Natur, meynt er, strenge sich manchmal z. B. beym Sturmwinde, Erdbeben ꝛc. ganz besonders an, und bringe ungewöhnliche Wirkungen hervor. Diesen Ausspruch, abgesehen davon, daß er an die Stelle der natürlichen Ursachen unnöthigerweise Wunder setzt, können ja aber auch die Atmosphäristen und Tellnristen für ihre Hypothese geltend machen.

Anlangend die großen die und da gefundenen Gediegeneisenmassen, so hält der Verf. ihre Entstehungsweise immer noch für problematisch, und die Behauptung, ihre Herkunft sey meteorisch, für ein hartes Wort. Ihm ist es wahrscheinlicher, daß sie aus unsrer Erde kommen, weil erstlich sie aus Bestandtheilen zusammengesetzt seyen, die in unsrer Erde wirklich und reichlich erstiren, sodann weil man 1819 in der Gegend von Massa Lubrense im Königreich Neapel nach einem donnernden von einem Erdbeben bey heiterm Himmel begleiteten Getöse die und da in dem Erdboden große Klüfte und tiefe Gruben gefunden, und rings umher eine große Menge Steine angetroffen habe, an welchen die Wirkung des Feuers offenbar gewesen sey. Allein erstens ist die eben erwähnte Beobachtung weder von einem Naturforscher constatirt, noch die Beschaffenheit der Steine angegeben; sodann ja eine Gediegeneisenmasse von 71 Pfund Gewicht wirklich niedergefallen (bey Agram in Kroatien 1751) beobachtet, und diese Beobachtung gerichtlich beurkundet worden. Uebrigens erinnert der Verf. mit Recht, daß alles, was Chladni und Andere geleistet haben, noch nicht hinreiche, das Entstehen der Meteorsteine mit Gewißheit anzugeben, und allen Erscheinungen, welche die Steinmeteore begleiten, auf den Grund zu sehen, und daß daher der beschridne Naturforscher auf die Frage: wo und wie entstehen die Meteorsteine, immer antworten werde: ich weiß es nicht.

Auf die Ansichten der Dynamit *), unter welche der Verf. die Meteorsteine am Schlusse seiner Abhandlung stellt, war Hof. sehr gespannt. Es sind folgende:

Das Naturuniversum ist ein organisches Ganzes, durchströmt vom dynamischen Leben, d. i. von der einen und unthelbaren, alles in allem wirkenden Kraft, die equal ist der Synthese von expansiver und contractiver Thätigkeit. Alles steht in dynamischer Wechselwirkung; folglich haben auf das Entstehen der Meteorsteine nicht blos die Erde und ihre Atmosphäre Einfluß, sondern auch die Fixsterne und Planeten, und jedes tellurische Phänomen ist mehr oder weniger in einen siderischen oder kosmischen Prozeß verflochten. Schon deßhalb ist es nichts Befremdendes, wenn Himmelskörper durch Mittheilung von mancherley stanbartigen Stoffen und wohl auch durch Meteorsteine mit uns communizirten. (Man denke nur, um den Verf. zu begreifen, an die Metastasen im Mikrokosmos, z. B. an die Versetzungen der Milch in die Schenkel ꝛc.) An sich und in ihrer tiefen Bedeutung betrachtet, sind die Wirkungen, durch welche Meteorsteine hervorgebracht werden, Erschei-

*) Warum denn nicht? Das Draufloss-Denken z. B., immer in gerader Linie fort ohne Rücksicht auf das, was rechts oder links, oben und unten, oder gar im Wege liegt; ferner das Flachdenken, welches nur auf der Oberfläche der Dinge hin und her fährt; endlich das Tief- und Hochdenken, welches seinen Stoff durchknetet und umbildet — was sind sie anderes, als die Linienkraft, Flächenkraft und cubische Kraft des Geistes? Mit Hülfe der Metapher ist alles in der Welt unter Einen Hut zu bringen. M..

**) Kant cf. dess. metaphys. Anfangsgr. d. Naturwiss. S. 31 u. 81) construirte seine Materie ebenfalls aus der durch Contraction limitirten Expansion.

*) Die Dynamik ist dem Verf. die Wissenschaft von der sachforschenden Allkraft, welche sich in der Natur offenbart.

Digitized by Google

wungen der schöpferischen Allkraft, die sich überall in der Natur offenbaret, sonach überall gegenwärtig ist, und in den Mondvulkanen sowohl als auf der Erde und in deren Atmosphäre sich wirksam äußert als Elektrochemismus. Es tragen daher die Mondvulkane, die Erde und die Erdatmosphäre die Kennzeichen schöpferischer Allkraft, sonach Merkmale der Unendlichkeit in sich. Und da ist denn keine Gewalt zu groß, welche ein Mondvulkan nicht ausüben, keine Kraft zu gewaltig, welche der Elektrochemismus in der Atmosphäre oder im Innern der Erde nicht äußern könnte. Demnach ist aber auch keine Entfernung zu weit, auf welche nicht der Mond mittelst seiner Vulkane Steine zu schleudern, und keine Veränderung zu außerordentlich, welche die chemisch-elektrische Kraft in einer kosmischen Materie oder in den Erdstoffen nicht hervorzubringen vermöchte.

Diesen sogenannten dynamischen Ansichten zufolge könnte ein Sonnenfäulthiechen oder eine Milbe, die auch in organischer Wechselwirkung mit dem Universum stehen, und Kennzeichen der schöpferischen Allkraft, sonach Merkmale der Unendlichkeit an sich tragen, ebenfalls gewaltige nicht zu berechnende Wirkungen und Erschneungen in nicht zu berechnenden weiten Entfernungen, z. B. in der Milchstraße hervorbringen. Kurz, dieser Schlußart zufolge, wäre, wenn auch nicht das Unmögliche, doch das Außerordentlichste, z. B. die Steinwanderung zu Bonckied, begreiflich.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

Sprachwissenschaft.

Archéologie française, ou Vocabulaire de mots anciens, tombés en désuétude, par Charles Pougens. Dieser würdige Gelehrte, der trotz seiner körperlichen Gebrechlichkeit und seines hohen Alters sich dennoch unaufhörlich mit philologischen Forschungen beschäftiget, sagt dem Titel seiner hier angekündigten Schrift den Wunsch hinzu, daß diese außer Gebrauch gekommenen Wörter wieder aufgenommen werden möchten. Daß sie von Schriftstellern des 12ten, 13ten, 14ten, 15ten, und 16ten Jahrhunderts wirklich gebraucht wurden, beweiset er mit, theils aus gedruckten Büchern, theils aus Handschriften gezogenen Beyspielen; und daß die Abwesenheit dieser Wörter aus den französischen Wörterbüchern eine Unvollkommenheit der Sprache, eine wahre Armuth verräth, fühlet ganz besonders der Deutsche, der bey dem gewohnten Reichthume seiner Muttersprache, nicht selten in Verlegenheit gerätd, wenn er seinen Gedanken ein französisches Gewand umwerfen will. „Ich wage zu behaupten, sagt Hr. Pougens in der Ankündigung dieses Werks, daß mehrere der Wörter, wovon ich den Gebrauch wieder herzustellen suche, nicht wenig zur Schattirung des Ausdrucks, die beyde für Beredsamkeit und Dichtkunst von so hohem Werthe ist, beytragen werden." Zeit führt er einige Beyspiele an, worin wir folgende ausheben: Das Zeitwort assavourer (wohlschmeckend machen), welches sich bey Williaume le Maniers findet, ist ausdrucksvoller als donner de la saveur; das ungebräuchliche Eigenschaftswort desanimé (entseelt), kann nicht gar wohl durch das gebräuchliche inanimé (leblos) ersetzt werden; désestimer (geringschätzen), ist nicht soviel als mépriser (verachten), obwohl dieses statt jenes fehlenden Zeitworts gebraucht zu werden pflegt; wer zu leben aufhört, hasst noch nicht, désaimer kann also nicht wohl durch haïr ersetzt werden; mit dem Worte équanimité (Gleichmuth) wird man eher fertig, als mit dem umschreibenden Ausdruck égalité d'ame. Andere Wörter sind nur noch in den Ableitungen vorhanden. So bedienet man sich des Wortes inadvertance (Unachtsamkeit), obwohl seit Ampot und Montaigne das Wort advertance sein Bürgerrecht verloren zu haben scheinet. Man sagt nicht mehr angoisser (ängsten), und doch ist das Hauptwort angoisse gebräuchlich. Man kennet nur noch das Wort medisance, aber nicht mehr biendisance (guter Leumund). In dem Wörterbuche der Akademie, auf dessen Ansehen die französischen Schriftsteller sich stützen, so unvollständig es in vielen Stücken auch seyn mag, findet man die Wörter aguerrir, anoblir, asservir, captiver, favoriser, aber man sucht vergebens in demselben désaguerrir, désanoblir, désasservir, décaptiver, défavoriser. Die Zeitwörter dévorer, engloutir, envahir, haben ihre Zeitwörter dévorateur, engloutisseur, und envahisseur verloren. So sind von den Eigenschaftswörtern aigu, aqueux, u. s. w. die fast unentbehrlichen Sachwörter acuité und aquosité (Schärfe und Wässerigkeit) verschwunden. Kein Gelehrter wagt es solche Mängel aus eigner Macht zu ersetzen, und nur Kinder nehmen zur Analogie ihre Zuflucht, und schaffen sich den benöthigten Ausdruck, wenn er der Sprache fehlet. Sie kennen die Zeitwörter accrocher und décrocher, glauben daher auch approcher und déprocher sagen zu können, und wundern sich nicht wenig, wenn der Lehrer ihnen zuruft, daß déprocher, womit sie das fehlende Zeitwort absichten, zurückscheuchen, auszudrücken wähnen, nicht französisch sey. Wirklich verlohnte sichs der Mühe, wenn die Herren Akademiker, die schon seit so vielen Jahren an einem neuen Wörterbuche brüten, auf die Sprache der Kinder aufmerksam wären, um vorzüglich die unzähligen Mängel der französischen Sprache zu lernen. Wenigstens darf man vermuthen, daß sie gegenwärtige Archäologie des Hrn. Pougens, der freylich sich nur auf wirklich im Gebrauch gewesene Wörter beschränkt, und durchaus keine neugeschmiedete vorschlägt, berücksichtigen werden. Das ganze Werk, welches mit dem schon angezeigten größeren Trésor des origines et dictionnaire grammatical raisonné de la langue française nicht verwechselt werden darf, soll aus drey bey F. Didot gedruckten Oktavbänden bestehen, und nächstens erscheinen. (Unterschriftspreis für jeden Band 7 Fr. Bey Desoer).

(Die Fortsetzung folgt.)

Reinbeck's Oper Oreste.

Antikritik.

Der Ton, in welchem der Verfasser der Anzeige des Berlinischen Taschen-Kalenders in dem als Beylage zum Morgenblatte erschienenden Literaturblatte Nr. 100 meiner Oper Oreste erwähnt, würdigt sich selbst; allein er hat die Behauptung aufgesprochen, daß mein Vorwurf in dieser Oper halbverdaute Kunstansichten enthalte,

Digitized by Google

(wahrscheinlich, um in dem übrigen Bilde zu bleiben, weil ich sie mir von ihm nicht habe vorlauen lassen), und dieß veranlaßt mich, ihn hiermit aufzufordern, eine literarisch so ehrenrührige Behauptung zu beweisen, oder es baflet auf ihm die Infamie eines literarischen Verläumders.

Stuttgart im December 1821. Hofrath Reinbeck.

Antwort des Rezensenten.

— — — Sich treu den Künsten weih'n,
Macht uns're Sitten mild, und lehrt uns menschlich seyn.

Wer den Beweis des Urtheils, daß er halbverdaute Kunstansichten ausgesprochen, mit so offenbaren Injurien fordert, der hat ihn bereits selbst geführt.

Antwort des Redacteurs.

Ich kann es dem Rec. nicht verargen, daß er sich weigert, einen so hingeworfenen, ungewaschenen Fehdehandschuh aufzuheben; glaub' aber nicht, daß die Sitten des Herrn Antikritikus nach dieser Aeußerung eines aufwallenden Autorzornes beurtheilt werden dürfen. Er hat mir obige Antikritik mittelst eines ganz anständigen Schreibens zugesendet, worinnen er von der Voraussetzung ausgeht, daß ich sein Recensent sey, und für diesen Fall mir nicht undeutlich anheim giebt, seine obige Aufforderung ungedruckt zu lassen, und blos bey mir selbst zu bedenken, ob ich ihr würde Stand halten können. Bey'm Mangel aller früheren Bekanntschaft zwischen uns sind' ich das sehr höflich, und da in seinem Briefe zugleich eine Kritik des, seit zwey Jahren unter meiner Redaktion stehenden Theiles vom Lit. Blatte enthalten; so will ich seine Höflichkeit durch deren unentgeltlichen Abdruck und parenthetische Beantwortung zu erwiedern suchen; wie folgt.

„Hätte ich irgend ein Recht auf Ihr Vertrauen, wei„ches ich mir wohl wünschen möchte, so würde ich Sie nun „noch fragen, wie's denn möglich ist, daß ein Müllner sich „nicht zu gut achte, der Redacteur eines so beschränkten „Blattes, als das Literaturblatt, eine Beylage zum Mor„genblatte, zu seyn," (das wäre sehr hochmüthig von mir) „wodurch er nur in seiner übrigen Wirksamkeit zum Nach„theil unserer Literatur gehemmt werden kann, dabey für „die letztere mehr schädlich als vortheilhaft wirkt," (das sollte mir leid thun) „und sich so viele Feinde erwirbt." (Ja, das geht bey kritischen Unternehmungen in den Kauf!) „Das Literaturblatt, das mir als damaligem Redacteur des „Morgenblattes sein Daseyn verdankt," (Wie? und ich sollte mich zu gut achten, es jetzt zu redigiren? das wäre mehr als hochmüthig, das wäre dummstolz von mir) „kann unmöglich mit unseren größeren kritischen Blättern „in Reih' und Glied treten, und muß kleinlich erscheinen, „wenn es solches sich anmaßt." (Thut es denn das? Es wird ja nicht einmal mit lateinischen Lettern gedruckt.) „Meiner „Ansicht nach sollte es mit einer kurzen Anzeige des Inhalts „und allenfalls des Werthes im Allgemeinen, etwa wie das „Leipz. Repertorium, die neuesten Erscheinungen der Lite„ratur schnell zur allgemeinen Kunde bringen." (Was ist der Werth eines Buches im Allgemeinen? Wie kann man darüber urtheilen, ohne das Buch gelesen, und, nach Beschaffenheit, studiert zu haben? Und wenn die Werthsanzeige allfällig ausfällt, werden die beleidigten Autoren nicht immer — wenn auch ohne das praejudicium infamiae — gründlichen Beweis fordern?) „In diesen Gränzen hätt' es viel Gutes wirken können; so aber, wie's „gegenwärtig und auch bereits früher betrieben ist, steht „es als eine unförmliche und widerliche Erscheinung da." (Für die Augen getadelter Autoren eine liebreizende daraus zu machen, steht nicht in meiner Macht; sollte sie aber auch den gelobten, und den unbetheiligten Lesern widerlich und unförmlich vorkommen, so wird es die Verlagshandlung schon merken, und mich des Contractes entlassen, welcher mich verbindet, das Lit. Bl. anders zu betreiben, als es ursprünglich die Absicht des geehrten Erfinders gewesen ist.)

Besondern Dank noch bin ich dem Herrn Briefsteller für das entgegen kommende Vertrauen schuldig, welches in der Mittheilung liegt: „daß durch die Weise, wie Sie Ihre Urtheile zuweilen, ja meistens aussprechen, und in der „man Leidenschaftlichkeit und Partheylichkeit zu erkennen „glaubt, Ihr Wort, — das Wort eines so wahrhaft talent„und einsichtsvollen Mannes," — (ich bitte, mich nicht zu beschämen) „wirklich alles Gewicht verloren hat," (alles? nun desto besser, um so weniger kann mich der Vorwurf treffen, daß ich hier für die Literatur schädlich wirke) „und man sich darüber auf eine Art für Sie, der Sie so „viele Ansprüche auf allgemeine Achtung und Liebe haben „könnten, wenig ehrende Weise äußert. Zürnen Sie nicht," (ich bin, wie man sieht, weit entfernt davon) „daß ich so „unumwunden mich darüber gegen Sie äußere," (bey'm schon erwähnten Mangel aller früheren Bekanntschaft bewundr' ich diese Unumwundenheit) „sondern, so seltsam es „Ihnen scheinen mag, so glauben Sie doch gewiß, daß nur „wahre Theilnahme an Ihrem Ruhme mich vermögen konnte, Ihnen dieß mitzutheilen."

Das glaub' ich gern; wenn es aber nur bey einer andern Veranlassung geschehen wäre! Die gegenwärtige war so unglücklich gewählt, daß ich auf die vertrauliche Mittheilung nicht anders, als öffentlich antworten konnte. Möchte meine Antwort den Hrn. Hofr. M. überzeugen, daß ich seinen Wunsch theile, literarischen Zwist zu vermeiden. Inzwischen die Kunstansichten des Herrn Hofr. M. der Gegenstand davon seyn sollten, wird' ich dabey in großen Verlegenheit seyn: denn muß ich mit Beschämung eingestehen, daß ich sie nicht kenne, und daß ich namentlich von seinen dramatischen Werken nichts gelesen habe, als, vor einigen Jahren eine Kritik derselben im Journal des savans, die mich anzog, weil sie mir an dem einseitigen Kopfweh der französischen Dramaturgie zu laboriren schien. Will er aber mit dem geehrten Recensenten des Berliner Taschenkalenders darum kämpfen; so muß ich bitten, daß es ohne weitere Einmischung meiner Person, und auf einem andern Kampfplatze geschehe. Müllner.

Digitized by Google

Nr. 12.

Literatur-Blatt.

Freitag den 8. Februar 1822.

Dichtkunst.

1. Sammlung spanischer Romanzen aus der frühern Zeit. Aarau 1821. H. Rem. Sauerländer. 114 S. 8.

2. Altspanische Romanzen, besonders vom Cid und Kaiser Karls Paladinen. Uebersetzt von Friederich Diez. Berlin, Georg Reimer. 1821. 236 S. 8.

Zwey wackere deutsche Kämpen für Glanz und Ehre einer altspanischen Dame, Romanze genannt, die, gleich der berühmten Ninon, im späten Alter noch die Herzen erfreut und entzückt. Beyden wohnt fast gleiche Kraft inne, beyde sind von gleicher Liebe für ihren Gegenstand durchdrungen, sind vertraut mit spanischer Sitte und Sprache, und schreiten dem erkannten Ziele muthig zu: aber die Waffen sind ungleich. H. Diez tritt ganz in spanischer Tracht auf, das Visier ist offen; die phantastische Schärpe, Assonanz geheißen, umschließt die wohlgebauten Glieder: überdieß läßt er sich (unter der Maske einer historisch-kritischen Abhandlung) eine Fahne nachtragen, auf welcher die Vorzüge seiner Dame in glänzenden Farben gemahlt zu sehen sind. Sein Mitkämpe ist etwas deutscher gekleidet; der Helm geschlossen, der phantastische Schmuck verschmäht; er baut auf innere Kraft, die gute Sache und edle Vorgänger (Herder). Ihn führt eine verwegene Amazone ein, die den Zweck des Erscheinens ihres schüchternen jungen Kämpfers kräftig hinstellt, den Kampf seiner Kraft überlassend. Die Schranken öffnen sich und — der Recensent nimmt Platz.

Nr. 1. Den Anfang dieser Uebersetzung machen scherzhafte Lieder, dergleichen kennen zu lernen den ernsten Deutschen nicht gerenen wird. Wir zeichnen Danae (S. 31.) aus, das einfach, launig wiedergegeben ist. Warum bleiben aber die vier Schlußzeilen weg, die das Ganze erst runden? Sie heißen im Original:

Aquesto es el non plus ultra,
Y el fin, si aquel se acabò,
Antes que pinte la uva
Os embiaran a Borox.

Auch Depping, der das Original in seiner Sammlung der besten (und auch schlechtesten!) spanischen Romanzen (S. 437) mittheilt, versichert in einer Anmerkung, diese vier Endzeilen seyen unverständlich. Das einzige, was den Uebersetzer und H. Depping in Verlegenheit setzen konnte, war das Wort Borox, besser Borrox, von borrujo, eine ausgepreßte Traube, wo der Endvokal weggeworfen und u in o verwandelt wurde, der Assonanz wegen, wie man dergleichen Verwandlungen in den alten Romanzen mehr begegnet. Hier kann man Borrox als Namen eines Ortes ansehen: „man schickt euch nach Borrox" d. h. man wirft euch zu den Trabern. Die vier Zeilen heißen also wörtlich:

„Dieses (das Gold nämlich) ist das Allerhöchste,
Und am End', wenn's ausgegangen,
Ey' die Traube sich gerötet.
Wirft man euch schon zu den Trabern."

(Es gehört nicht viel Scharfsinn dazu, sich zu denken, was der Spanier hier sagen will.) Ein schönes Gegenbild zu dieser Danae ist die Romanze von Aeneas und Dido.

Die Coplilla (S. 32.) vom braunen Stierlein (torillo fosquillo) gehört nicht der guten alten Zeit an; auch mußte sie in der Uebertragung verlieren, wegen der anmuthig verflochtenen Reimweise des Originals, die unbeachtet blieb.

Den scherzhaften Liedern folgen Liebes- und diesen Heldenromanzen. Die Romanzen, Ziff. 11. 13. 14. 15. 28. 30. und 31. konnten füglich wegbleiben, da sie früher schon gut übersetzt waren. Dafür finden wir auch vieles Neue. „Der vaterländische Sänger" ist kräftig nachgebildet (S. 58.) — „Der Liebenden Flehen" (S. 62.) weniger treu, aber äußerst lieblich. S. 63 würden wir „unter Feindesschiffe" gesagt haben, statt „in des Feindes Schiffe." In dem schönen, S. 64. übersetzten Lied:

Madre, un cavallero ete.

sind die beyden Versteilen, Strophe 2.

Ni jamas lo fueran
Para enamorarme

Digitized by Google

unbezweifelt neuerer Zusatz, und mußten in der Uebersetzung wegbleiben. S. 69 ist „Ebro caudaloso!“ durch „Blumenschmelz des Ebro“ übersetzt, weil der Uebersetzer vielleicht caudaloso las, und dieses von candor ableitete: rio caudaloso, oder rio caudal ist ein Hauptstrom, großer Strom; also hier allenfalls: „Mächtig-stolzer Ebro!“

Die Heldenromanzen sind durchgängig treu, frisch und kräftig übertragen: Folgende Formen aber müssen wir tadeln:

S. 77. „Nie dich suchen meine Augen“ st. nie suchen dich.

S. 78. „Erzürnt der harten Rede“ st. Erzürnt über die u. s. w.

S. 98. „Die gesammelt ich nie hatte“ st. die ich nie gesammelt hatte.

S. 110. „Und er schlug ihr einen Schlag.“ st. Und er gab ihr u. s. w.

Im Orig.: Vn golpe la fue à dar.

So sehr Rec. bedauerte, daß, bis auf Rom. 31, welche assonirt, die Reimform der spanischen Romanzen unbeachtet blieb, so sehr freute er sich, in diesen Nachbildungen lebendig von dem Geiste der lieben alten Lieder sich umweht zu fühlen, und er ist überzeugt, daß niemand dieses Büchlein aus der Hand legt ohne den Wunsch, der ungenannte Vers. möge uns recht bald wieder mit einer so freundlichen, holden Gabe beschenken.

Nr. 2. Herder's Cid ist bey weitem mehr des hohen Genius Eigenthum, als man anzunehmen pflegt. Der schöne Stoff ist gegeben, Herder fand ihn in den Cancionero's mannigfaltig abweichend behandelt; Lücken, Eingeschobenes, flache, prosaische, gezierte Stellen hingen wie Nachtgewölke über dem herrlichen Dom, den ein tiefgefühlendes, dankbares Volk seinem Helden aufgerichtet hatte. Herder sah die erhabenen Massen im zweifelhaften Dämmerschein, und erzählte uns staunend wieder, was er gesehen. Kein Wunder, daß nun so manche Einzelheit des großen Ganzen bey näherer Betrachtung eine andere Gestalt, einen andern Karakter zeigt, als ihm Herder geliehen. Ein so viel möglich treues Bild der Eigenthümlichkeit einzelner Theile aus dem großen Ganzen schreint uns H. Diez geben zu wollen. Mit Geschmack wählte, mit Fleiß und Geschmack übertrug er zwanzig der besten Romanzen vom Cid, welche die erste Abtheilung seines Werkes bilden; die zweyte enthält Romanzen von Kaiser Karls Paladinen, die dritte vermischte Romanzen. Eine Abhandlung über den Ursprung der Romanze, deren Karakter, die mannigfaltigen Sammlungen spanischer Romanzen und die Grundsätze, denen H. D. bey seiner Bearbeitung folgt, beschließt das Ganze.

Wir müssen vor allem die Nachahmung der spanischen Assonanz in diesen Romanzen loben. Der Uebersetzer Nr. 1. hat einigemal versucht, strophenweise die zweyte und vierte Endsylbe zu reimen; allein er bedachte so wenig wie Herder, daß alles Abtheilen in Strophen bey den ältern Romanzen, als dem ununterbrochenen Gang des Heldenliedes zuwider, vermieden werden muß; nur die neuern span. Romanzen kann man gewöhnlich in Strophen von vier Zeilen abtheilen. H. D. strebt, den Wohlklang des alten Liedes, diese lieblich und prachtvoll fortklingende und verhallende Vokalkette nachzuahmen. So gern wir nun anerkennen, daß er die Bemerkungen, welche wir in den Heidelberger Jahrbüchern Jahrg. 1819. Februarheft über seine vor einigen Jahren in Frankfurt a. M. als Probe erschienenen span. Romanzen machten, berücksichtigt und benutzt hat; so müssen wir doch einen, jenen Proben gemachten Vorwurf, auch bey der vorliegenden Sammlung wiederholen: die Sprache ist nicht einfach genug; wir stoßen immer noch auf Stellen, die Zwang und Geziertheit verrathen. Was wir damals tadelten, sehen wir hier verbessert, dafür aber stießen wir wieder auf anderes Störende. Das hier um so gewissenhafter gerügt werden soll, je zufriedener wir mit dem Ganzen sind und je angelegentlicher wir dieses Buch allen empfehlen, welche für Dichtungen empfänglich sind, die so lebendig, frisch und kräftig der Brust eines herrlichen Volkes entströmten.

Die Ausdrücke: „Sippen“ st. Verwandte, „Niederacht“ st. Niederträchtigkeit (S. 34. 48. u. 51.) fielen uns auf. S. 49 heißt es:

„Denn der Cid ist solch ein Ritter,
Der den Sieg im Streit erficht.“

Orig. Que el Cid es buen cavallero
Do batallas vencedor.

ib. Und an seinem Hoftag sind' ich
Einen Mann, dem er erliegt.

Orig. Y que en todas las mis cortes
No lo avia otro mejor.

Hoftag scheint hier nicht der Ausdruck für „cortes“, die, wie es in dem alten Romancero heißt, bestimmt waren und wo König und Ritterschaft sich versammelten, para cumplir da justicia al chico con el mayor. Herder übersetzt es mit Reichsversammlung.

S. 118. „Alle tragen gleiche Kleider.“
Orig. Todas visten un vestido.
S. 119. „Einen Traum träumt' ich.“ (— ⏑ — ⏑ —)
S. 128. „Das sich Alba freu' daran“ (sehr hart.)
S. 131. „Höher schätz' er ihn als Arabien.
So das Land wie seine Stadt.“

Die erste Zeile ist hier ganz formlos. Das Original sagt:

„Mas lo preciava Marlotes
Que arabia con su ciudad.“

Digitized by Google

(Höher schätzte ihn Marlotes
Als Arabiens Land und Stadt.)

S. 173. „Oben stand der Mond so hoch
Wie die Sonne mitten am Tage."

Der Daktylus ist hier ein Fehler, der leicht zu vermeiden war, wenn der Uebers. das a medio dio durch: „am Mittage" übersetzt hätte.

S. 175. „Weg aus Frankreich zog die Kleine,
Jenem wohlgeschmückten Land."
Orig. „De Francia partio la niña,
De Francia la bien guarnida."

Wohlgeschmückt ist sehr gesucht und entspräche in so fern dem spanischen „bien guarnida" recht gut; wenn es nicht zu verwegen wäre, würden wir „garrida" für guarnida vorschlagen, und wörtlich dann übersetzen:

„Frankenland verließ die Kleine,
Das gar schöne Frankenland."

S. 177 und 179 ist „arrimarase" und „arrimaronse" mit: „er lehnte sich" „sie lehnten sich" übersetzt: es muß heißen: „er nahte sich" „sie nahten sich."

S. 179. Fräulein weint aus seinen Augen,
Weint so artig um sein Leid.
Orig. Llorando yva la donzaila
De sus ojos tan cortes.

Sollte cortes nicht vermöge poetischer Licenz für den Pluralis anzunehmen, und auf ojos zu beziehen seyn? Es hieße dann: Das Fräulein weinte aus ihren so freundlichen (holden) Augen.

S. 190. „Also räch' ich Vater und Mutter." (— o o) statt: Vater räch' ich so und Mutter.

Sonst bemerken wir noch: S. 46. „Von dann" st. von dannen. S. 44. 136, 139, 171 und 178 „dannen" st. von dannen. S. 62. in der ernsten Romanze von Gayferos: „Lästermaul" (boca mala). „Kammerfräulein" (camarera) klingt etwas komisch in den Romanzenton: wir würden „Dienerin" sagen. — S. 119. „Wo die Trauung wird gethan," st. verrichtet wird *) S. 141. „Weßhalb seine Kunst geschehen?(!) st. „Wie er daher gekommen?" S. 152. „Schatz meines Lebens."

Das S. 177. von H. D. mit „Wipfel" gegebene, und in den Erläuterungen mit Recht in Zweifel gestellte monlina scheint gleichbedeutend mit montea, eine Erhabenheit. Monlina kommt übrigens sonst gar nicht mehr und montea in der neuern spanischen Sprache nur als technischer Ausdruck vor. — S. 138. „Allgeschmückt mit bunten Farben." Die Stelle heißt im Original: „Sin poderse menear." H. D. entschuldigt sich, daß er hier etwas gibt, das gar nicht im Original ist, und sagt, er habe diese Stelle nicht verstanden. Der König Rodrigo ließ ein Haus aufbrechen, nach Schätzen suchend, und fand eine Kiste, in welcher Fahnen mit gräflichen Figuren, und Araber zu Rosse waren, (sin poderse menear) die sich nicht bewegen konnten; wörtlich: ohne sich regen zu können.

Eine schöne Zugabe zu dieser vorzüglichen Bearbeitung ist, außer den gehaltreichen Erläuterungen, die Uebersetzung eines Bruchstückes aus dem Poema del Cid, in der Mitte des 12ten Jahrhunderts gedichtet, roh und kurtig, aber einer vollständigen Bearbeitung in unserer Sprache dennoch sehr werth. A.

*) Das tadelt auch der Rec. in der Hall. Lit. Z. 1821. No. 286. Sp. 555. u. M.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

(Sprachwissenschaft.) Dictionnaire des proverbes français. Die französische Sprache ist reich an sprichwörtlichen Ausdrücken, die durch sentence, adage und proverbe bezeichnet werden. Der anonyme Verfasser gegenwärtiger Schrift unterscheidet diese drey Benennungen also: Die Sprichwörter Salomons sind eigentlich sentences (Sprüche), das heißt: Ausdrücke, die einen großen Sinn in sich schließen. Das wahre Sprichwort (proverbe) enthält eine naive, aus Beobachtungen geschöpfte Wahrheit. Das etwas veraltete adage ist im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als das gebräuchlichere proverbe, doch scheint sein körnigter Ausdruck die in demselben enthaltene Wahrheit treffender zu machen. Von vielen dieser Sprichwörter ist der Ursprung gegenwärtig unbekannt. In ältern Zeiten dienten sie der Literatur zur Zierde. Mehrere Schriftsteller haben Sammlungen davon veranstaltet, und Erklärungen dazu geschrieben. Nicht immer jedoch befriedigen sie hinlänglich die Wißbegierde des Lesers. Daher sind einige Sammlungen dermaßen mit pöbelhaften Ausdrücken durchmischt, daß man sich scheuen dürfte, darin zu blättern. Andere sind zwar ausgemerzt, aber unvollständig. Auch gegenwärtige Sammlung enthält nicht alle sprichwörtlichen Ausdrücke der französischen Sprache, dennoch zeichnet sie sich, in jeder Hinsicht, vor allen übrigen vortheilhaft aus. Die Anführung einiger derselben wird zeigen, wie der Verfasser dabey verfahren ist.

Je ne prendrai pas vos almanachs, heißt: „Ich trage Bedenken euren Rath zu befolgen." oder „ich zweifle an der Zuverlässigkeit eurer Weissagungen." Ehedem wurde der Kalender fleißiger zu Rathe gezogen als heutzutage. Man fand ihn fast in allen Gebetbüchern, und nicht blos die Witterung sagte er vorher, sondern er gab auch An-

Digitized by Google

weisungen für die Gesundheit. Zu dem Ende befand sich in den meisten die Zeichnung eines menschlichen Körpers mit den zwölf Himmelszeichen umgeben, wie eine ähnliche Figur noch in unserm deutschen hinkenden Boten angetroffen wird, und den Landleuten als Gesundheitsrathgeber dient. — Poisson d'Avril heißt eine Unwahrheit, die man am ersten April jemand glauben zu machen, oder wodurch man ihn irre zu führen sucht. Der Scherz, jemand im April zu schicken: war in Frankreich, wie in den meisten christlichen Ländern von jeher gebräuchlich, aber der Ausdruck Aprilfisch ist nicht so alt. Er entstand auf folgende Art: Unter Ludwig XIII. wurde ein lothringischer Prinz auf dem Schlosse von Nancy in Verhaft gehalten. Er täuschte die Aufmerksamkeit seiner Wächter und entkam, indem er durch die Myrthe schwamm. Dieß geschah am ersten April. — Man sagt von einem Unentschlossenen er sey indécis comme l'ane de Buridan. Dieser Buridan war zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts Rektor der Pariser Universität. Er machte sich durch mehrere Sophismen berühmt, vorzüglich durch folgenden: Er nahm den Fall an, daß ein Esel, gleich hungrig und durstig, gerade in der Mitte zwischen einem Sack Haber und einem Eimer Wasser sich befände. Was wird der Esel thun, fragte jezt der Dialektiker? Antworte man ihm, daß der Esel klug genug seyn würde, nicht nur zu fressen, sondern auch zu saufen, oder beydes zu saufen und zu fressen, so erwiederte der gelehrte Mann: folglich hängt es von ihm ab, nach welcher Seite er sich zuerst wendet, folglich hat der Esel einen freyen Willen. — Der Teufel zeigte sich unter mancherley Gestalten und Farben in den französischen Sprichwörtern. Ehedem hörte man häufig sagen: aller au diable vert. Eigentlich sollte es heißen: au diable de Vauvert. Dieses war ein altes Schloß zu Paris, von dessen Ruinen noch Spuren in dem Luxenburger Garten angetroffen werden. Nirgends trieben wohl je die Teufel mehr ihr Spiel als in diesem alten Schlosse, dessen nahgelegene Straße daher rue d'Enfer genannt wurde. Der Spuk dauerte bis 1258, wo Ludwig der Heilige das Schloß Vauvert den Karthäusermönchen schenkte. — Zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts wurden in Frankreich, statt Trauerspiele nur Lustspiele, sogenannte Mysterien und Teufelseyen aufgeführt. Man hatte große und kleine Teufelseyen. In leztern erschienen nur zwey Höllengeister, in ersteren aber viere. Da der Lärm mit der Zahl der Teufel nothwendig im Verhältnisse stand, so sagt man seitdem, um einen wilden Lärm zu bezeichnen: faire le diable à quatre. — Pesse Matthieu ist ein Schimpfname, den man den Wucherern giebt. Er beziehet sich auf das Gewerbe des heiligen Matthäus vor seiner Bekehrung, und weswegen er als Schutzpatron der Geldwechsler, Wucherer, u. s. w. geehrt wird. Pêter Soint-Matthieu heißt daher so viel als Wucher treiben. Nun aber schrieb man ehedem nicht pêter, sondern peste, und da das zusammengezogene et sich in der alten Schreibart sehr wenig von es unterscheidet, so ist vielleicht von vielen das Wort peste Matthieu unrichtig Peste Matthieu ausgesprochen worden, und daher der Spottname entstanden. — Prinkems d'Hotellerie nannte die berühmte Ninon eine alte Spröde, die dennoch schön thun wollte. Der Ausdruck machte Glück. Frau von Sevigné sagt; die geistreiche Ninon habe dabey an die geflechten Malereyen, die vier Jahreszeiten vorstellend, womit nicht selten die Gaststuben in den Wirthshäusern auf der Landstraße geziert sind, gedacht, und die Anwendung davon auf eine damals sehr bekannte Person gemacht. — Convoi de Limoges nannte man eine übertriebene Höflichkeit, tiefe, oft wiederholte Bücklinge, mit welchen man einem Besuche das Geleite gibt. Ehedem war es der Gebrauch zu Limoges, einen Besuch, den man ehren wollte, bis auf die Straße, ja bis an seine eigene Hausthür zu begleiten. Dieser, um nicht in Höflichkeitsbezeigungen hinten zu bleiben, kam mit seinem Begleiter bis an dessen Thür wieder zurück, und war alsdann nur mit Mühe dahin zu bewegen, unbegleitet nach Hause zu gehen. — Que de choses dans un menuet! Mit dieser dem Tänzer Marcel nachgesprochenen Ausdrukung bey Gelegenheit einer unbedeutenden Sache, wovon viel Wesens gemacht wird, wollen wir unsern, vielleicht schon zu lang gewordenen Auszug beschließen. Marcel, der Vestris seiner Zeit, starb im Jahr 1759. Der Werth, den er auf seine Kunst legte, ging ins Lächerliche. Sein nicht selten in Unverschämtheit ausartender Dünkel wurde ihm indessen zu gute gehalten, und alle Großen drängten sich hin zu ihm, um unter seiner Anweisung sich mit Anstand bücken zu lernen. Er saß dabey in einem prächtigen Lehnstuhl, ließ sich von den Hereintretenden nach allen Regeln der Kunst begrüßen, und erlaubte sich nicht selten wenig angemessene Kritiken, als: „Frau Gräfinn, Sie verneigen sich wie eine Dienstmagd;“ oder: Frau Herzoginn, Sie treten einher wie ein Fischweib, noch einmal die Verneigung, und daß ihre hohe Abkunft dabey sichtbar werde!“ Die Probe einer Vorstellung bey Hofe ließ er sich mit dreyhundert Franken bezahlen. Einem solchen Meister in der Kunst war es erlaubt, den weichen Sinn eines Menuets zu bewundern.

Mit solchen Anecdoten, oft auch mit passenden Versen, vorzüglich älterer Dichter, ist das ganze Wörterbuch durchwebt, welches dadurch nicht blos zum Nachschlagen, sondern als unterhaltendes Lesebuch eine Stelle in allen Bibliotheken verdient. (26 Bogen Druck in 8. Bey Treuttel und Würz.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 13.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 12. Februar 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Robinson in England. Lustspiel von Oehlenschläger. Stuttg. u. Tüb. in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1821. 188 S. 8.

Der Stoff des Stückes ist die bekannte Anekdote von der Entstehung des Robinson Crusoe. Der Schottländer Alexander Selkirk wurde zu Anfange des vorigen Jahrhunderts von dem Seefahrer Dampier, dessen Oberbootsmann er war, auf einer unbewohnten Insel (nachmals Juan Fernandez genannt) zurückgelassen, wo er vier Jahre lang in kümmerlicher Abgeschiedenheit lebte, und endlich von dem Weltumsegler Woodes Roger nach England zurückgebracht wurde. Eine selbst verfaßte Beschreibung seines Abenteuers vertraute er hier dem Schriftsteller Daniel de Foe (Defoe schreibt Oehlenschläger) zur Durchsicht vor dem Drucke an, und dieser stahl ihm sein literarisches Eigenthum, indem er den Hauptinhalt zu dem allbekannten Romane, Robinson Crusoe, benutzte, einen Schiffbruch hinzudichtete, und einen jungen Karaiben (den bekannten Freitag) in die Geschichte von Robinsons Aufenthalte auf der Insel verwebte. Diese Plagiatius ist die Hauptperson des Drama, und der Name Lustspiel auf dem Titel läßt erwarten, daß der Verf. in der reichen Quelle der Verlegenheiten, in welche der zu seiner Zeit allgemein bewunderte Plutarch-Erfinder dieses Abenteuers durch die persönliche Anwesenheit seines Helden versetzt werden konnte, den Lachstoff gesucht haben werde. Diese Erwartung trügt, er hat jene Quelle der komischen Kraft verschmäht, und dadurch hat das Stück zwar den Hauptcharakter eines Lustspiels verloren, aber für unser Zeitalter der Gemüthlichkeit sehr an Interesse gewonnen. Der Verf. zeigt uns Selkirk und seinen Pflegesohn Freitag (den er dichtend aus dem Romane in die wirkliche Bezeichnet verpflanzt hat) als Miethlinge in dem Hause eines Londoner Krämers, der eben seine Tochter an den Sohn seines Nachbars Spekulationsweise verpfuschen will. Betty und der junge Karaibe lieben einander, aber der Selkirks Dürftigkeit ohne Hoffnung. Inzwischen ist Defoe's Roman erschienen, und hat allgemeines Aufsehen erregt, ohne daß der Held der Geschichte es ahnet. Er hatte dem Schriftsteller sein Tagebuch übergeben, um von ihm zu hören, ob etwas für die Presse daraus zu machen wäre, was seine Noth lindern könnte. Ohne Hoffnung auf einen günstigen Bescheid fragt er bey demselben nach. Defoe verhehlt ihm zwar den Gebrauch, den er schon davon gemacht, doch dem Anscheine nach weniger aus Gewinnsucht als aus Schriftsteller-Eitelkeit. Er bietet demselben eine kleine, landgütliche Besitzung nebst einer jährlichen Rente unter der Bedingung an, daß Selkirk ihm sein Tagebuch zu beliebigem Gebrauch überlasse, und über die Sache die tiefste Verschwiegenheit beobachte. Der dürftige Seemann willigt ein mit den Beteuerungen des innigsten Dankes für diese Großmuth, wodurch er Defoe's Gewissen in lebhafte Bewegung setzt. Der Letztgenannte wird nun von einem reichen Sir (Robert Edgarson), dem Taufpathen der Miß Betty, der den Robinson gelesen hat, auf sein Landgut eingeladen, wo sich bereits eine à la Robinson eingerichtete Einsiedeley befindet; zuvor aber wird er zu dem „literären Thee" einer Gastwirthin geführt, damit er höre, wie in solch einem Klubb über sein Werk geurtheilt wird. Dieser literäre Thee ist die am meisten komische Parthie des Drama, das Gemälde ist zwar karrikirt, doch nicht entstellt: und wenn es auch ein dänisches Original seyn sollte, welches dem Maler dazu gelesen; so wird man doch in Deutschland auch manchen einheimischen Literär-Thee an den Grundzügen des Bildes wiedererkennen. Die Urtheile der Clubbisten über den Robinson Crusoe, und ihr Benehmen, als Sir Robert ihnen den Verfasser vorstellt, sind so beschaffen, daß sie Defoe nothwendig von seiner Eifersucht auf den Ruhm der Erfindung beilen müssen. Er beschließt bey sich, die ihm nicht gebührende Ehre fahren zu lassen, und seinem Gönner eine Freude damit zu machen, daß er die lebenden Helden seines Romans, Selkirk und seinen Karaiben, in dem Costume thees insularischen Lebens in dessen Robinson'sche Einsiedeley einführt. Hier findet sich auch die Geliebte des jungen Wilden ein, um bey dem Pathen Hülfe gegen den Vater zu suchen, und da der Krämer eben auch diese Hülfe braucht, um sich vom Ban-

Digitized by Google

querente zu retten; so macht sich die Heirath der Liebenden sehr leicht, und das Lustspiel endiget, wie fast alle.

Wir glauben nicht, daß das Stück auf der Bühne von bedeutender Wirkung seyn könne; aber die Leser, zumal wenn sie im Robinson Crusoe ein wenig bewandert sind, wird es stark anziehen, und wenigstens bis zum vorletzten Akte festhalten. Die moralische Ausbesserung, welche der Dichter mit dem Charakter des Plagiars vorgenommen hat, ist an und für sich gelungen zu nennen, und schmeichelt dem moralischen Gefühl. Die Scene mit Selkirk, wo dieser Charakter sich entwickelt, ist für das Gemüth die anziehendste des Stücks. Eine zweyte, wo uns Defoe, im Rausche, das wieder erwachte bessere Selbst zeigt, stehe ganz hier.

Defoe kommt mit Selkirk Arm in Arm.

Ich folge dir, mein Robinson! Ich folge
Gerade dir nach Haus. Du guter Alter!
Sollt' ich dich jetzt in Meeresnoth verlassen?
Wir haben ehrlich mit einander unsern
Punschnapf geleert; — der Kelch ist ausgetrunken!
Doch, lieber Robinson, das muß ich sagen,
Du trinkst mir wie 'ne Jungfer. Hast du besser
Das Zechen nicht gelernt, beym vielen Rum,
Den du nach deiner Insel die vom Wrack
So oft geholt?

Selkirk.

Mein Herr, ich habe wie
Mir Rum vom Wrack geholt.

Defoe.

(schlägt sich vor die Stirne).
Nein, das ist wahr!
Das hab' ich selbst gedichtet. Immer misch' ich
Dich und den Selkirk durch einander. *) — Aber,
Wo Teufel sind wir heute Abend spät
Denn hingerathen? Londons Straßen mischen
Sich auch mir in einander. Wart', ich habe
Die Karl' hier in der Tasche.
(Nimmt eine Karte hervor und breitet sie aus.)
Hier sind alle
Die Straßen, Märkte Londons abgezeichnet.
Jetzt werden wir uns bald orientiren.
Wo wohnest du?

Selkirk.

In Themsestreet.

Defoe

(zeigt auf die Karte).
Hier ist Themsestreet.

Selkirk.

Ja, hier ist Themsestreet! Wir sind in der Straße.

Defoe.

Ja — mit dem Finger auf der Karte.

Selkirk.

Nein,
Mit unserm ganzen Körper, lieber Herr!
Wir sind im Themsestreet.

Defoe.

Woher weißt du das?
So muß es sich verflucht verändert haben,
Seit jetzt ich hier gewesen! Kenne gar nicht
Die Physiognomie der Häuser wieder.
(Er setzt sich auf eine steinerne Bank.)

Selkirk.

Erlaubt, daß ich euch wieder jetzt begleite.

Defoe.

Ja wohl! Und dann begleit' ich wieder dich.
Und so — so geht es unermüdet fort
Die ganze Nacht.

Selkirk (bey seite).

Ich wag' es nicht, allein
Ihn geh'n zu lassen; denn er ist berauscht.

Defoe.

Horch, wie sie schnarchen die Philister alle
Auf ihren weichen Kissen! Das ist mir
Ein Schlafen, daß sich Gott erbarm; jetzt sammeln
Sie Fett, um morgen wieder auszuruh'n.

Selkirk.

Kommt!

Defoe.

Siehst du wohl den Wagen, wie er klimmt
Mit seinen goldnen Rädern? Und Saturn
Sitzt selbst als Kutscher hoch. Ha, schlechtes Fuhrwerk!
Rückt in so langer Zeit nicht besser fort!

Selkirk.

Er phantasirt.

Defoe.

Den hattest du nicht dort
Auf deiner stillen Insel, Robinson!
Den großen kräftigen Bär des kalten Nordens.
Du sahst im öden Himmelsocean
Die Wasserschlange nur, das goldne Schiff.
Es glänzte dir zum Spott; — du hattest keins.

Selkirk (freundlich).

Jetzt geht's nach Haus!

Defoe.

Nach Haus! Ja, Alter, was
Ist eigentlich das wahre Haus? die Heimath?

*) Ein braver Schritt im Gemälde des physischen Vortenrausches. M.

Wo man die Ruhe trifft? Iſt's nicht das Herz?
Und doch verrammelt ſich der Menſch die Thüre
Und wohnt im Vorhof kalter Eitelkeit.
O Eitelkeit! Thorheit! weibiſche Verſuchung!
Sag, Selkirk, haſt du wohl Verſteinerungen
Der Mammuthsthiere je geſeh'n?

Selkirk.

Nein, niemals!

Defoe.

Das Größte Raubthier ſoll's geweſen ſeyn;
Das will man an den Zähnen ſeh'n! Geſchwätz!
Der Menſch iſt ärger; frißt nicht Fleiſch allein,
Auch Ruhm und Ehr' und Glück der eignen Brüder.
Ha, das iſt niederträchtig, ganz infam!
Bin ſelbſt auch ſo ein Schuft 'mal mit geweſen;
Doch nun iſt das vorbey.

Selkirk.

Kommt! Sitzt nicht auf
Der kalten Steinbank, Ihr erkältet euch.

Defoe.

Ey, ich bin gegen Witterung gehärtet,
So gut wie du. 's iſt nicht das erſte Mal,
Daß ich in dieſen Straßen Mitternachts
Schiffbruch gelitten.

(Steht auf.)

Es war nicht ganz ehrlich,
Daß du den Punſch allein mich trinken ließeſt,
Und laut hab' ich dir lang auch vorgeleſen;
Sieh, das erhitzt; dann wird man durſtig.

Selkirk (bittend).

Laßt
Mich euch begleiten.

Defoe.

Gut, das magſt du denn!
Vergiß nur nicht, daß morgen du und Will
Und ich — nach — nach — wie Teufel heißt der Mann?

Selkirk.

Sir Robert Edgarſon.

Defoe.

Ganz recht! Vergiß nicht —

Selkirk.

Gewiß nicht. Und wir fahren ja zuſammen?

Defoe.

Verſteht ſich, alle Drey in meinem Wagen.
(ſieht ihm freundlich und zutherzig in die Augen).
Doch, Selkirk, weißt du jetzt, warum die Thränen
Mir in den Augen blitzen? Weißt du, Selkirk,
Warum ich froh bin?

Selkirk.

(drückt ſeine Hand).
Nun?

Defoe.

Weil wieder ich
Ein ehrlicher, honetter Kerl geworden.
War das nicht Geld werth?

Selkirk.

Lieber Herr, ihr ſcherzt!

Defoe.

Weil ich die wieder das geſtohlne Gut
Freywillig — gern — zurückgebracht; blos weil
Das Herz mich, das Gewiſſen mich getrieben,
Sollt' ich denn Punſch nicht trinken! *)

Selkirk.

Kommt, o kommt!

Defoe.

Wohlan! So laß uns Arm in Arm dann wandeln,
Mein Robinſon! Und ſo geht der Poet
Mit ſeines Buches Held in ſtiller Nacht! **)
Iſt das nicht Hexerey, ſo gibt es keine.
Das iſt doch mehr als Shakſpeare mit dem Hamlet,
Und als Homer mit dem Achill gethan!

(Beyde ab.)

Das Verhältniß der Liebenden iſt mit gleich ſicherer Dichterhand gezeichnet, und wird durch das Gemiſch von Natur und Kultur in dem Weſen des jungen Wilden ſehr intereſſant. Witz und Humor beleben die minder wichtigen Scenen angenehm, und regen auf zu unterhaltender Betrachtung des Geſchäftslebens, der Schriftſtellerey, der Dichtkunſt, und der beyden contraſtirenden Zuſtände, die man Barbarey und Civiliſation zu nennen pflegt. Hätte der Dichter die Verwicklung in den Angelegenheiten der Nebenperſonen enger zuſammengezogen, dieſelben von den herkömmlichen Alltägigkeiten des modernen Drama beſſer entfernt gehalten, und dadurch eine minder gewöhnliche Entwicklung vorbereitet und herbeygeführt; ſo würde die Dichtung unter die vorzüglichſten poetiſchen Schauſpiele zu rechnen ſeyn.

Proſodiſche und ſtyliſtiſche Flecken finden ſich häufig. Wir dürfen ſie dem Dänen, der in unſerer ſchweren Sprache dichtet, nicht hoch anrechnen; aber es kann gar manchem unſerer Landsleute nützen, wenn wir auf einige derſelben hier aufmerkſam machen. S. 32. „Um gut zu ſchreiben, braucht man nicht gelehrt ſeyn" (zu ſeyn). S. 20. „D'ran bin ich gewohnt" (gewöhnt). S. 51. „Mit zerriſſenem Lumpenband, das er gelieben." Band (eines Buches) iſt männlichen Geſchlechts. S. 87. „Er könnt' es nöthig haben, armer Teufel!" (Der arme Teufel, da hier von einem Dritten die Red' und der Vocativ unſtatthaft iſt.) S. 91. „So ſacht, ihr liebe (n) Herrn! ſo ſacht, ſo ſacht!" Das ſo iſt hier nicht am Platze, da der Sprechende blos ſagen will: Tout doucement, Messieurs. S. 131. „Die Aelteren würden mich als Will behandeln." (Wie Will,

*) Wieder ein Treffer in's Herz.
**) Beſſer: In ſtiller Nacht mit ſeines Buches Helden.
M.

Digitized by Google

i. e. wie Will mich behandelt hat. Als würde hier den Sinn geben: als ob ich Will wäre. S. 161. „Jezt Statistik! das wird schon besser gehn.“ (Die Scansion — ∪ — ist falsch.) Ein unanständiger Druckfehler hat sich, unter anderen unverfänglichen, S. 70. eingeschlichen, wo die Rede von einer Disputation ist, welche vulvis (valvis) publicis gehalten werden soll.

Theologie.

I. **Lehrbuch der Encyclopädie, Methodologie und Gesch. der theolog. Wissenschaften von D. Carl Friedr. Stäudlin, CR. u. Prof. d. Theol. zu Göttingen. Hannover b. Helwing. 1821. XVI u. 391 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)**

Bey der großen Verwirrung, die auf dem Gebiete der Theologie geherrscht hat, und bey der Willkühr, mit welcher diese heilige Wissenschaft bisher oft von dem vernünftelnden Verstande und einer philosophischen Selbstgenügsamkeit ist behandelt worden, war es dringendes Bedürfniß, ihren Zweck und Umfang, ihre Wichtigkeit und Methode klar, einfach und zusammenhängend darzustellen, damit nicht nur der Anfänger, sondern auch die Prediger, die redlich ihrer Pflicht genügen wollen, einen sichern Wegweiser haben. Der ehrwürdige Veteran, Hrn. CR. St., dem die Theologie noch ihrem ganzen Umfange seit mehr als 30 Jahren so viel verdankt, schließt (S. X.) den Kreis seiner Lehrbücher mit dem vorliegenden. Er verhehlet nicht, daß darin manches altgläubig und zurückgehend ist; denn „unser neuer Glaube (S. IX.) ist schwach und matt, und unser „Fortschreiten ist zum Theil in das Leere und Nichts gegangen, und hat allen bestimmten Zweck verloren.“ Die Anordnung des Ganzen ist einfach und klar. Die Einleitung (§. 1—14.) handelt von Encyclopädie und Methodologie und der Verbindung der Geschichte der Wissenschaften mit denselben überhaupt, der erste Haupttheil (S. 14—43.) in 6 §. von der allgemeinen theologischen Encyclopädie und Methodologie, samt ihrer Geschichte. Die besondere theologische Encyclopädie und Methodologie umfaßt in 39 §. I. Kenntnisse und Wissenschaften, die zur Erklärung der heiligen Schrift gehören, nämlich Sprachkunde (S. 44—66), Kritik (S. 67—90.) und Hermeneutik sowohl in der Theorie als Ausübung S. 91—140). II. Systematische Theologie, Dogmatik, Moral, Mystik, Polemik, Apologetik und Symbolik (S. 141—267). III. Kirchengeschichte (S. 268—323.) und Pastorallehre, nämlich Homiletik, Katechetik, Liturgik, Seelsorge und Kirchenrecht (S. 324—391). Hr. CR. St. hat nicht die Pflicht, jede dieser Wissenschaften in nuce zu geben, sondern er stellet den Begriff, die Theile, die Wichtigkeit, den Umfang derselben auf, zeigt dann, wie sie fruchtbar studirt werden müsse, und schließt die Geschichte an. Die sorgfältig ausgewählte Literatur steht überall in Noten unter dem Texte. Ref. kann nur im Allgemeinen bemerklich machen, wodurch sich dieses Lehrbuch auszeichnet. Dahin rechnet er, daß der Hr. Verf. ganz durchdrungen ist von den großen Ansprüchen, welche an das geistliche Amt gemacht werden, und den heiligen Pflichten, die es auflegt. Daher fodert er von jedem Geistlichen nicht nur Kenntniß der Theologie, sondern er empfiehlt auch (S. 23.) stäte Besserung und dringt (S. 333.) auf eigene Ueberzeugung. Diese Ueberzeugung ist in ihm selbst lebendig, und er erklärt S. 168 ganz offen: „Der Rationalism, welcher in dem „Christenthum nur das für wahr anerkennt, was ihm seine „eigene Vernunft schon von Gott lehrt, welcher die Wunder und heiligen Thatsachen desselben für fabelhafte Sagen „und Mythen, das Positive desselben für blos willkührlich „und zufällig oder ein Product der Phantasie erklärt, welcher dem Christus nur gewisse, reine Einsichten, gute Zwecke, fromme Gesinnungen, zuschreibt, ihn übrigens von „Schwärmerey, nationaler Beschränktheit, Irrthümern in „der Religion und Fehltritten nicht ganz freysprecht, ist kein Christ. Auch sagt er S. 260 unumwunden, daß besonders in den Preußischen Staaten öffentlich angestellte Theologen und Prediger sich unter die Schaar der „Schriftsteller gemischt haben,“ welche das Christenthum gerade zu bestritten und herabwürdigten. *) Rationalismus und Supernaturalismus sind ihm im Christenthum nicht entgegengesezt, sondern vereint, und in diesem Sinne erhalten die Anfänger S. 170 treffliche Winke, bey der noch fortdauernden Gährung zu einer festen Ueberzeugung zu gelangen. Die einzelnen Wissenschaften werden jedes Mal in einem besondern §. aus dem Zwecke Jesu und seiner Kirche sehr bündig abgeleitet und so ihr Zusammenhang unter einander dargethan. Noch muß Ref. die Bemerkung S. 150. ausheben, daß es keine populäre und praktische Dogmatik geben könne. Dogmatik als gelehrte und wissenschaftliche Darstellung der Glaubenslehre kann nicht populär seyn, aber auch jede Dogmatik muß praktisch seyn. Gewünscht hätte Ref., daß die Liturgik und Seelsorge etwas ausführlicher behandelt, und auf das, was im Laufe der Jahrhunderte für sie geschehen ist, hingewiesen, und daß S. 289 bey der Kirchengeschichte des Photius nicht blos die Bibliothek des Photius, sondern auch die besondere Ausgabe von Jac. Gothofredus (Genev. 1643. 4.) wäre angegeben worden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Das Bestreiten frommt der Wahrheit fast in allen Fällen, und das Christenthum herabwürdigen vermag es wohl nimmer. Daher in den Preußischen Staaten, in diesem Punkte, der weite Spielraum der Presse.

M.

Digitized by Google

Nr. 14.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. Februar 1822.

Theologie.

(Beschluß.)

II. Theologische Wissenschaftskunde oder Einleitung in die theologischen Wissenschaften ꝛc. Ein encyclopädisch-literarisches Handbuch für die Theologen. Herausgegeben von D. Leonh. Bertholdt, zweytem ord. öffentlichen Prof. der Theologie zu Erlangen. 1ster Band. Erlangen bey Palm. 1821. XVI und 344 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Gleich dem verewigten Rössel t, hat Hr. D. B. auch die übrigen dem Theologen unentbehrlichen Wissenschaften ausführlicher zu behandeln, sich entschlossen. Die theologische Wissenschaftskunde zerfällt daher bey ihm in vier Haupttheile: 1. Th. Propädeutik (Vorbereitungswissenschaften, 2. Th. Boethetik (Hülfswissenschaften), 3. Th. Pädeutik (Grundwissenschaften), 4. Th. Pragmatik (praktische Wissenschaften). Der vorliegende erste Band umfaßt allein die Propädeutik, der zweyte noch zu erwartende soll die drey noch rückständigen Haupttheile abhandeln. S. 1—25 wird der Begriff der Wissenschaftskunde im Allgemeinen und der theologische insbesondere festgesetzt und ihr Nutzen, wie ihre Theile, angegeben. Die Propädeutik selbst stellt zuerst einleitend (S. 26—36) die den Theologen nöthigen Eigenschaften, wie auch den Zweck des akademischen Lernens auf, und theilt dann in drey Abschnitten, dem philologischen (S. 37—221), historischen (S. 222—273), und philosophischen (S. 274—344), den Umfang des vom Herrn Verf. hierher gerechneten Wissens mit. Die ziemlich reiche Literatur steht hinter jedem §. Ref. gesteht offen, daß er Mangel und Ueberfluß in dieser Wissenschaftskunde bemerkt habe. Mangel, denn der Hr. D. B. hat nicht gleich zu Anfange aus dem Wesen der Theologie entwickelt, warum gerade diese Wissenschaften vorbereitend sind, und eben so wenig gezeigt, wie sie der Theolog studiren müsse, damit sie wahrhaft vorbereitend für ihn werden. Das kann z. B. unmöglich Frucht bringen, wenn S. 285 gesagt wird: „der rechte Theolog ist als ein Philosoph Eklektiker.“ Ueberfluß theils an Worten in der ganzen Art der Darstellung, theils an Sachen. Wenigstens kann sich Ref. nicht überzeugen, daß die hier mitgetheilten ausführlichen Collectaneen und Auszüge über den Ursprung der Sprache, die Ursprache der Welt, Hieroglyphik, Sylben- und Buchstabenschrift, das Uralphabet, sogar Passigraphie und Passiphrasie, so wie die Aufzählung aller juristischen und medicinischen Encyclop. und Methodol. in einer theologischen Encyclopädie an ihrer rechten Stelle sind. S. 178 wird gesagt, daß man Geistliche ohne classische Bildung, „um noch ihren bestehenden Vorzug vor „den Schulmeistern zu bezeichnen, höchstens per analogiam „Kirchenmeister nennen könne.“

III. Handbuch der theologischen Literatur, hauptsächlich des protestantischen Deutschlands, nebst kurzen biographischen Notizen über die theologischen Schriftsteller, von D. Ger. Bened. Winer, Prof. (außeerord.) der Theologie zu Leipzig. XIV. und 332 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Einzig nur Titel von Büchern, deren Werth so unterschieden wird, daß die in einer Handbibliothek unentbehrlichen mit einem Sternchen, die minder bedeutenden mit kleinerer Schrift gedruckt sind. Die Auswahl und Anordnung ist im Ganzen beyfallswerth. Die patristische Literatur scheint selbst für den Anfänger etwas zu karg bedacht zu seyn. Die Preise würden sich aus einigen bekannten Hülfsmitteln noch bey mehreren Büchern haben zufügen lassen. Die biographischen Notizen bestehen in einem Register der Namen (S. 259—320) von den angeführten Schriftstellern, denen gewöhnlich Amt, Geburts- und Todesjahr beygefügt ist. Wahrscheinlich ist es ein Druckfehler, wenn in der Vorrede S. X. steht, daß „die Werke über theol. Schriftsteller insbesondere sämmtlich nur bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts reichen.“ Moser gehet bis 1740, Adelung, Rotermund,

Digitized by Google

Meusel u. s. f. haben die Theologen auch nicht aus ihren allgemeinen Werken ausgeschlossen, und das ist ja eben Sache einer neuen literarischen Unternehmung dieser Art, daß die Vorgänger ergänzt und verbessert werden.

Dichtkunst.

Gedichte von Friedrich von Matthissen. Ausgabe letzter Hand. Zürich bey Orell, Füßli und Comp. 1821. 288 S. 8.

Laß sie nur welken die Myrten des flatternden Knaben von Paphos;
Noch um verstirbertes Haar grünen die Lorbern Apolls.

Dieses Distichon findet sich S. 281 der Ausgabe von 1802. Warum fehlt es in der vorliegenden? Hat nicht der Dichter an sich selbst die Bestätigung desselben erfahren? Vielleicht ließ er es aus Bescheidenheit weg, denn

Oft auf dem Gipfel des Pindus gedieh schon das magische Bäumchen
Wunderhold, seltner am Hang, niemals am Fuße des Bergs

Daß M. dort oben festhaft ist, hat keinem Zweifel mehr unterlegen, seit Wieland dessen „Elysium" beurtheilte, und Schiller an eben diesem Gedichte den „Eingeweihten in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst, den Jünger der wahren Schönheit" erkannte. „Nur von ihm wird es abhangen," schrieb der Letztgenannte in der bekannten Recension, „jetzt endlich, nachdem er in beschränkteren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen." Recensenten sind niemals zufrieden zu stellen, und so wollen wir denn auch gestehen, daß wir den Dichter, anstatt mit der Feile, lieber mit dem Meisel in der Hand wiedergesehen, und aus der letzten Hand lieber ein neues Werk, als einen, aus lieben, aber bekannten Blumen, neu geflochtenen Kranz empfangen hätten. Doch wenn einmal das Talent, sey es aus Mißkühr, Neigung, oder Bescheidenheit, sich selbst gewisse Schranken gesetzt hat, in welchen es mit dem überall unsicheren Elemente siegreich um den Preiß der Kunstfreiheit rang; so steht es der Kritik besser an, ihm dort, in seinem eignen Bezirk, zu huldigen, als es auf ein fremdes Gebiet herauszufordern. Schiller hat Matthissen vorzugsweise als Landschaftsdichter charakterisirt. Wenn man darunter einen Dichter versteht, der lieber die leblose Natur in allen ihren Reizen, als menschliche Leidenschaften und Thaten darstellt; der lieber sanfte Empfindungen mittheilt, als stürmische Affekten aufregt; der lieber durch das Gefühl zu Betrachtungen führt, als die Tiefen des Geistes und Gemüths durch Gedankenblitze erleuchtet: dann pflichten wir Schillers Meynung unbedingt bey. Aber wir begreifen nicht recht, was er mit der kritischen Forderung hat sagen wollen, daß der Dichter zu seinen Landschaften auch Figuren erfinden, und auf diesen Hintergrund die handelnde Menschheit auftragen möchte. Soviel davon in einem Landschaftsgemälde seyn kann, ohne durch Aufregung der Theilnahme am regen Menschenleben den Genuß des malerischen Stilllebens zu stören, soviel findet sich überall in Matthissons lebendigen Abbildungen dessen, was man leblos zu nennen pflegt. Im Drama auf der Bühne schadet nicht selten der prächtige oder reizende Hintergrund der Handlung, die im Vorgrunde sich begiebt, indem er die Aufmerksamkeit auf die Hauptsache schwächt. In der Landschaftsdichtung ist es der umgekehrte Fall; Figuren, handelnde zumahl, treten der stillen Wirkung des Ganzen störend entgegen, und M. hat gerade darin den feinsten Meistertakt bewiesen, daß er überall, wo er Menschenleben und Bevölkerung brauchte, jenes in tiefer, historischer Ferne, meist nur durch mahnenden Wink zeigte, diese aber aus dem phantastischen Geisterreiche entlehnte, welches die leidenschaftliche Theilnahme ausschließt. Darauf ruht die Reinheit der Eindrücke, die er hervorbringt, und worinnen er noch von keinem Dichter dieser Gattung erreicht worden ist. Diesen Vorzug hat die letzte Hand, wie viel sie auch veränderte, treu bewahrt, und einen andern, den Schiller mit dem Namen Musik (der Sprache) bezeichnete, hat sie noch Möglichkeit erhöht. Nach Möglichkeit, sagen wir, denn viel war hierin nicht zu thun, das Vollkommene ließ sich nicht überbieten. Die Gedichte sind chronologisch geordnet, und in vier Zeiträume abgetheilt. Die Ueberschriften sind zwar meist unverändert geblieben, doch fanden wir S. 213: „An eine Quelle" statt der älteren Ueberschrift: „Die Quelle," S. 231 statt des Zauberstabes ein Zauberlied, u. d. m. Warum hat der Dichter den Freunden seiner Muse so ohne allen Gewinn für die Kunst es erschwert, mit Hülfe des Index sich zurecht zu finden in dem umgestalteten Garten? Man möchte, so wunderlich es auch klingen mag, an Sammlungen solcher Art Verzeichnisse wünschen, wie sie am Corpus juris und an Gesangbüchern sich finden: die Anfänge der Gedichte in alphabetischer Ordnung. Ueberschriften vergessen und verwechseln sich so leicht; aber der Anfang eines schönen Liedes bleibt immer im Gedächtnisse hangen, und würde daher am Besten zum Leiter für diejenigen dienen, die ihre Lieblinge aufsuchen wollen.

Da der letzte Zeitraum bis 1811 reicht; so bedurfte wir viel weniger Zeit zu finden; aber nur Einiges war uns unbekannt, z. B. das Lied am Zeitstrome, der Zuruf, die Heldenstolze. Dagegen hat die letzte Hand einige und zwanzig Gedichte der Ausgabe von 1802 zurückgenommen, was wir höchlens in Ansehung des Ritterspiegels gut heißen können. Ueber-

Digitized by Google

haupt — was gedruckt ist, ist gedruckt! Die spätere Selbstkritik eines Dichters, den seine Mitwelt liebte, darf nicht hoffen, der Nachwelt etwas Gedrucktes unterschlagen zu können. Sie vermehrt nur die Nachlese der Compilatoren und die Sammlung der Varianten.

In dem herrlichen Gedicht, der Genfersee, hat M. die beyden Strophen gestrichen:

Am Strand der Seine tobt Gewittersturm:
Denn Gallien erwacht mit Löwengrimme!
Die Kette fällt; des Elends Riesenthurm,
O Freyheit, stürzt vor deiner Donnerstimme!

Am Leman weht des Friedens Palmenzweig!
In Stadt und Dorf erschallt das Lied der Freude;
Zufrieden, wähnt der ärmste Hirt sich reich,
Und Eintracht schützt der Freyheit Felsgebäude.

Glaubt der Dichter, daß die Nachwelt sie vergessen wird um diese?

Der deutschen Ströme König, bist du, Rhein!
Wie herrlich Mainz, umkränzt von Rebenhügeln,
Und Bacharach und Bingens Moosgestein
In deinem grünlichen Kristal sich spiegeln!

Bey Bonnets Tempel nur, auf Genthod's Höh',
Muß deine Pracht der Alpenlandschaft weichen;
Hier scheint, im engern Bett', Geneva's See
Dem mächt'gen Orellana selbst zu gleichen.

Für Flamm' und Licht Wasser? Für den Contrast der Bilder, gallische und schweizerische Freiheit, die Vergleichung zweyer Uferparthien? Fast sollte man glauben, M. habe hier sich dem Tadel fügen wollen, welchen Schiller gegen diesen Theil des Gedichtes gerichtet hat. Aber gerade hier hat sein berühmter Recensent einen recht handgreiflichen Bock geschossen. Daß der Dichter von der Landschaft, die ihn entzückte, uns hinweg führt zu anderen, berühmteren Prachtgebilden der Natur, auf den Aetna, nach Tibur, nach dem Golf von Neapel u. s. f.; das fand Schiller störend, weil es „von dem kalten Dichter käme, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühle." Man lese das Gedicht, und man wird finden, daß dieser Tadel vom kalten Recensenten kam, der eben eine breite Abhandlung über die Frage geschrieben hatte, warum die Alten wenig Landschaftsdichtung gehabt. Eben darum, weil M. dem Gefühle der Gegenwart hier ganz hingegeben war, fand er keinen Ausdruck mehr dafür in der Gegenwart selbst; flog mit der Phantasie des Lesers in die Ferne; zeigte derselben Naturpracht, und führte sie nach jedem Ausfluge wieder zurück zu dem süßen Reize, von dem er erfüllt war, damit dessen Wirkung auf die Seele auch in der Vergleichung sich erprobe.

Schön ist's, von Aetna's Haupt des Meeres Plan,
Voll grüner Eiland', und die Fabelauen
Siciliens und Strombolis Vulkan,
Beglänzt von Phöbus erstem Strahl, zu schauen:

Doch schöner, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Lunas Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln, zu erblicken.

Süß ist's, am Wogensturz in Tiburs Hain,
Wo Flaccus oft, entflohn den Schattenchören,
Im Mondlicht wandelt, bey Albanerwein,
Den Genius der Vorwelt zu beschwören:

Doch süßer noch, in Prangins Götterwald,
Wenn seine Laubgewölbe sich erneuern,
Und weit umher der Vögel Maylied schallt,
Erhabner Freundschaft Bundestag zu feyern.

Entzückend ist's, wenn donnernd himmelan
Des Feuerberges Wogen sich erheben,
Auf Napels Golf, bey Nacht, im leichten Kahn,
In magischer Beleuchtung hinzuschweben:

Mit höh'rer Lust sieht auf des Lemans Fluth,
Wenn Thal und Hügel schon in Dämmrung sinken,
Der hohen Eiswelt reine Purpurgluth
Mein Aug' aus dunkler Klarheit wiederblinken.

Auf Hellas Höhn erblickt der Wandrer nur
Von Resten alter Herrlichkeit umgeben,
Der Tyranney tief eingedrückte Spur,
So reizend auch sich Meer und Land verweben.

Hier segn' ich froh Helvetiens Geschick;
Hier, wo die Flur des Fleißes Lohn verkündet,
Hier theilt mein Herz des freyen Volkes Glück,
Auf Menschenrecht und auf Vernunft gegründet.

Es ist unbegreiflich, wie ein Schiller hier so schief empfinden und den Dichter so ganz mißverstehen konnte: hier gerade, wo derselbe seine Landschaft, um ihr einen desto gewisseren Sieg über Aetna, Tibur, Golf und Hellas zu verschaffen, aus dem gemeinen Tageslichte der Vorstellung in das ätherische der Vernunftideen stellte, und in das Bild „einen tiefen Sinn" legte, indem er es zum Spiegel des glückseligen Zustandes seiner Bewohner machte. Glücklicher Weise hat der Dichter diese Strophen unangetastet gelassen. Nur mit den zwey obenangeführten, die ihnen unmittelbar folgten, will er davon; aber wir rufen Halt! und belegen den Raub mit Beschlag. Orell, Füßli und Compagnie sollen der Nachwelt haften für diese

Digitized by Google

acht Verse, und sie restituiren ganz und unversehrt, sobald Matthisson nichts mehr darein zu reden haben wird.

Nachdem Schiller einmal den tiefern Sinn, die ebengenannte Idee, überseben hatte, war es natürlich, daß er auch den herrlichen Schluß, wo der Dichter sich ansiedelt auf dem schönen Boden der bescheidenen Freyheit, daselbst seinen Grabhügel aufwirft, und poetisch fortlebt in der „Sage des Dorfes,“

Daß dort gedämpft, wie ferne Bienenzucht,
Sanft, wie am Blüthenbaum des Frühlings Wehn,
Der Hirt in stiller Mondnacht Lieder höre —

daß er dieses Aufschweben der Phantasie in die übersinnliche Welt für einen „ziemlich tiefen Fall“ ansah. Gottlob, daß der Dichter es nicht versucht hat, mit letzter Hand von diesem Falle sich wieder aufzurichten!

Was er sonst etwa Unbilliges an sich selbst verübt, wollen wir auf sich beruhen lassen, bis — der Hirt die fernen Bienenchöre hört. Genug, daß er, soviel wir bemerkt, nirgends sein eigner Theaterstreicher gewesen ist: Streicher, die bekanntlich darinne den Landstreichern gleichen, daß sie blos nehmen, ohne irgend einen Ersatz zu geben. Wo er amputirte, da hat er auch wieder verbunden. Aber seltsam genug! an einer Stelle, wo er nichts wegschnitten, und die ganz gesund war, hat er auch einen Verband angelegt. Die Abendlandschaft lautete in der frühern Ausgabe S. 132) so:

Goldner Schein
Deckt den Hayn,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umdüfteten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne
Vom am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort bläßer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwirrt vom Gegenflügel.

Malerisch!
Am Gebüsch
Winkt, mit Gärtchen, Laub- und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Flurh
Stirbt die Gluth;
Schon verblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain;
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmale.

In der vorliegenden Ausgabe sind nach dem Bilde der Klausnerzelle folgende zwey Strophen eingeschoben;

Pappeln wehn
Auf den Höhn;
Eichen glühn, zum Schattendome
Dicht verschränkt am Felsenstrome.

Nebelgrau
Webt im Thau
Elfenreigen, dort wo Rüstern
Am Druidenaltar flüstern.

Die Pappeln möchten wehn, und die Eichen möchten glühn, in Gottes Namen; auch wider die Rüstern am Druidenaltar haben wir eben nichts: aber der Elfentanz incommodirt uns. Wir wollen allein seyn, wo die Geisterlispel um versunkne Heldenmale wehn; die lustigen Elfen sollen uns nicht den Ernst verderben; und wenn wir einmal Geister gesehen haben, so kommt das Wehen zu spät, um unser Ahndungsvermögen aufzuwecken. Kurz, wir nehmen diese beyden Strophen blos an, um dem Dichter einen Tausch vorzuschlagen, der unseren obigen Arrestschlag erledigen könnte. Er geb' uns Galliens Freyheitswuth und Helvetiens Freyheitsruhe wieder heraus; so soll er seine Pappeln, Eichen, Rüstern und Elfen cum frueti bus perceptis et percipiendis zurückerhalten.

Müllner.

Druckfehler.

Nr. 5. in der Rec. der Gedichte von Philippine Engelhard. Sp. 1. Z. 3. v. u. l. Weltphiloso phie st. Weltphilosophie.

Ebendas. Sp. 2. a. E. steht: „Der Mond scheint hier nicht zur Beleuchtung einer Liebesscene.“ Die Sonne kann der Mond auch nicht einmal metaphorisch beleuchten, man lese: Liebesscene.

Ebendas. S. 18. Sp. 1. Z. 4. ist eine, aus dem Buch' angezogene Stelle dadurch völlig sinnlos geworden, daß der Setzer „seinen Selbstmord“ gelesen für: seinen Selbstmord.

Ebendas. S. 20. lin. ult. ist selbst in der Druckfehleranzeige wieder ein Druckfehler: sprechwitrig! M. l. sprachwidrig; auch steht daselbst Z. 4. ferne st. Berne.

Nr. 6. i. d. Rec. des Katerſprunges, Sp. 2. Z. 2. l. andere st. andern.

Ebendas. Z. 18. v. o. steht: sein despotisch beherrschendes Vaterland, statt: beherrschtes.

Ebendas. S. 22. Z. 2. v. o. steht: Un bonne (bon) homme.

Digitized by Google

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 19. Februar 1822.

Dichtkunst.

Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Neue vermehrte Auflage. 2 Bändchen. Leipzig, Weigandsche Buchhandlung 1821.

Ein unveränderter Wiederabdruck der, vor einem halben Jahrhundert von Boje herausgegebenen Sammlung, vermehrt durch diejenigen Gedichte beyder Brüder, welche im deutschen Musäum (bekanntlich einem Unternehmen desselben Herausgebers und derselben Buchhandlung) zuerst erschienen sind. Sie fallen sämmtlich in den Zeitraum von 1772 bis 1788 und sind chronologisch geordnet. Also an und für sich eine sehr harmlose literarische Erscheinung; und dennoch hat sie Krieg erregt, Seekrieg möchten wir sagen, weil er lediglich vom Handel ausgeht.

Die Buchhandlung Perthes und Besser in Hamburg handelt mit einer Ausgabe „letzter Hand" von den sämmtlichen Stolbergischen Werken. Kaum war obige neue Auflage der Gedichte erschienen, so kündigte sie einen besonderen Abdruck der, Tbl. 1. und 2. der sämmtlichen Werke enthaltenen Oden, Lieder und Balladen, als „vollständige, rechtmäßige Ausgabe letzter Hand" zu dem nämlichen Preise (2 Thlr.) an, und machte durch ein Kreisschreiben (vom Oct. 1821) die Handelswelt aufmerksam auf den Umstand, daß ihre Sammlung fast 3 Schock (netto 169) Gedichte mehr enthalte, und bis zum Jahre 1819 (also über ein halb Schock Jahre weiter) reiche. Die Weigandsche Handlung, indem sie den Preis auf 1 Thlr. 4 gr. herabsetzte, antwortete auf jenes Kriegsmanifest in einem „Seitenstück zu dem Kreisschreiben ꝛc." worinnen manches Pikante über die Ausgaben letzter Hand und über die Wahlverwandtschaft der Ausdrücke, rechtmäßig und mäßig recht, enthalten ist, sonst aber alles auf die gewöhnlichen (selten schlüßigen und bündigen) Klagen über die Unsicherheit des literarischen Eigenthumes hinausläuft. Wir sind weit entfernt, das Verfahren der genannten Hamburgischen Buchhandlung sonderlich nobel zu finden; aber im Handel und Wandel wird das auch nicht gefordert, und in Hinsicht auf die Rechtmäßigkeit würd' ihr höchstens in dem Falle beyzukommen seyn, wenn das preußische Landrecht für diese Streitigkeit als Entscheidungsnorm gültig wäre; und da kaum! Dieses Recht unterscheidet, seltsam genug, neue Auflagen (unveränderte Abdrücke einer Schrift in demselben Format) und neue Ausgaben (Abdrücke in verändertem Format, oder mit Veränderungen im Inhalte). Ist für die erste Auflage die Anzahl der Exemplare durch Vertrag nicht bestimmt worden; so kann der Verleger auch ohne Einwilligung des Verfassers neue Auflagen machen; aber nicht neue Ausgaben. Das letztgenannte darf aber auch der Verfasser nicht, so lange der erste Verleger die rechtmäßig veranstalteten Auflagen noch nicht abgesetzt hat, es wäre denn, daß er demselben den Vorrath ablaufte. Nun ist der Hamburgische, besondere Abdruck der Stolbergischen Gedichte eine neue Ausgabe, der Leipziger aber (wenn nicht etwa das Format verändert worden) könnte als eine neue Auflage angesehen werden, wenn nicht die Vermehrung, die allezeit eine Veränderung im Inhalte ist, entgegenstünde. Daß diese aus dem deutschen Musäum, also aus dem Verlage der Leipziger Handlung selbst, genommen worden, hebt diese letztgedachte Einwendung nicht. Auch das Zusammenschmelzen zweyer Verlagsartikel in Einen ist Veränderung im Inhalte, und überdieß hat der Verleger eines Journals kein Recht, die darin abgedruckten einzelnen Aufsätze eines Verfassers ohne dessen Einwilligung neu aufzulegen, außerhalb des Journals. Nur wenn die Leipziger Handlung die Gedichte im D. Mus. hier weggelassen hätte, würde eine reine neue Auflage vorliegen, und die Hamburgische Handlung wäre, wenn sie als ayant-cause der beyden Dichter ihre neue Ausgabe veranstalten wollte, verbunden gewesen, den Vorrath der neuen Leipziger Auflage zu kaufen.

So stünde die Sache nach Preußischem Rechte, nach dem philosophischen aber, welches doch bey'm Mangel positiver Gesetze oder bestimmten Gerichtsbrauches zur Entscheidungsnorm dienen müßte, stünde sie für die Leipziger Handlung noch weit weniger günstig. Dieses kennt den wunderlichen Unterschied zwischen Auflage und Ausgabe nicht. (Wunderlich schon darum, weil das in Bezug auf

Digitized by Google

das Rechtsverhältniß so ganz außerwesentliche Format zum Fundamente der Unterscheidung herbeygezogen worden ist.) Der Abdruck von Einem und demselben unveränderten Schriftsatze heißt, in Bezug auf die Quantität der Vervielfältigung, Auflage, und in Bezug auf den Vertrieb Ausgabe.*) Die Ueberlassung des Verlagsrechtes ist, wenn nicht der Vertrag ein Anderes bestimmt, nur von Einer Auflage zu verstehen, indem sie, von allen möglichen Auflagen verstanden, einer Abtretung des ganzen originären Eigenthums gleich kommen würde, deren Absicht bey einem, seines Verstandes mächtigen Autor nicht füglich vorausgesetzt werden kann. Diese Eine Auflage kann der Verleger, wenn ihn der Vertrag nicht auf eine bestimmte Anzahl von Exemplaren beschränkt, zwar so stark machen, als er will (das ist Sache der Spekulation, res aleae. Einsatz größerer Kosten für die Hoffnung größeren Gewinns); aber er darf die Vervielfältigung nicht wiederholen, welches eine neue Auflage geben würde. Sobald jene erste vergriffen ist, tritt das Originär-Eigenthum des Autors (an der Schrift) wieder in seine volle Wirksamkeit; es ist, in Bezug auf den Buchhandel, eben so gut, als ob er das Buch noch gar nicht herausgegeben hätte. Hatte also Boje, als Machthaber der Dichter versteht sich, der Weigand'schen Handlung das Verlagsrecht der Gedichte ohne Bestimmung der Stärke der Auflage überlassen, und war diese Auflage vergriffen; so mußte sie das Verlagsrecht aufs neue von den Dichtern oder deren Rechtsrepräsentanten anderweit erwerben.

Nach den Briefen des Grafen Christian zu urtheilen, welche in dem erwähnten „Seitenstück" abgedruckt sind, hat die gedachte Handlung diese Rechtswahrheiten zwar verkannt, aber Graf Christian auch: denn er hat im ersten Schreiben, worinnen er um einige Exemplare der (schon 1813 angekündigten) neuen, vermehrten Auflage bat, in deren Veranstaltung nicht undeutlich gewilliget, und erst in einem, fast ein Jahr späteren Briefe seine Einwilligung auf die unvermehrte Sammlung beschränkt, welches ohne Rechtswirkung seyn würde, wenn die Handlung die frühere Bewilligung acceptirt zu haben nachweisen könnte. Könnte sie nun auch zugleich nachweisen, daß hierbey der Graf Christian für seinen Bruder rechtsgültig gehandelt; so würde höchstens folgen, daß sie — vor acht Jahren diese neue Auflage hätte veranstalten dürfen; aber keineswegs, daß die jetzt unternommene Hamburgische, wenn sie nur sonst in Uebereinstimmung mit den Dichtern oder ihren Rechtsrepräsentanten (Erben) erfolgt ist, unrechtmäßig wäre.

„Alles ganz plausible," werden vielleicht die Leser sagen, „wie kommt die Kritik auf diese Rechtsdeduction? Antwort: Die genannte Verlagshandlung hat durch Miteinsendung ihrer Klage (im erwähnten „Seitenstück") das Rechtsgutachten der Kritik nicht undeutlich verlangt, und wir haben dieses Verlangen hier erfüllen zu dürfen geglaubt, weil es für ein zahlreiches Publikum (das der Schriftsteller und der Verleger) nützlich seyn kann, durch eine Beleuchtung dieses Rechtsfalles auf die Betrachtung geführt zu werden, wie bestreitbar die wichtigsten Rechte zwischen Autoren, Verlegern und Gegenverlegern werden, wenn sie nicht durch die Verträge sorgfältig im voraus bestimmt worden sind. Vielleicht geschieht in keinem Zweige des Handels mehr Unrecht, als im Buchhandel; aber auch in keinem wird es so leicht bona fide begangen. Die Nation (die oeutsche) steht noch nicht auf der Stufe der Civilisation, wo der subtile Rechtsbegriff des literarischen Eigenthums, von der Doctrin ausgebildet, in das praktische Leben treten kann. Davon giebt schon der Nachdruck ein unwidersprechliches Zeugniß. Neben dieser Unbill kann es kein wahres, allgemein- und vollgültiges Autor- und Verleger-Recht geben. Es muß in diesem Gebiete der commerziellen Wechselwirkung Rechtsanarchie herrschen, und es ist kein Wunder, wenn die Selbsthülfe an den Strängen der Themiswage zerrt, welcher für diese Fälle Zung' und gerichte Gewichte fehlen. Und daß die Selbsthülfe meist fehl greift, ist so natürlich! Es liegt so ganz in dem Wesen dieser Handelsverhältnisse, daß die Selbsthülfe leicht zu einer wechselseitigen Beschädigung wird!

Sollt' es daher wohl unziemlich seyn für die Kritik, wenn sie die Maxime empföhle, in solchen Fällen lieber abzusehen von der wachsenen Nase des Rechts, und wenn auch nicht im eigentlichen Handel, doch im Handeln, dem moralischen Gefühle zu folgen? Dieses würde die Leipziger Handlung i. J. 1813 bestimmt haben, nicht ohne Anfrage bey den Dichtern zu einer neuen unverbesserten Vervielfältigung ihrer, fast ein halbes Jahrhundert früher niedergeschriebenen Gedichte zu schreiten. Es würde höchstwahrscheinlich die Dichter bestimmt haben, der Anerkennung ihres literarischen Interesse an der Sache, welche durch eine dergleichen Anfrage ausgesprochen worden wäre, mit freundlicher Willfährigkeit und förderndster Thätigkeit zu begegnen. Und es hätte, obschon das alles unterblieben war, nichts destoweniger die Hamburgische Handlung bestimmen sollen, mit dem Vortheile von dem Verlage der Gesammtwerke sich zu begnügen, oder wenigstens, wenn sie auch mit einer Einzelauflage der Gedichte concurriren wollte, die bereits erschienene nicht circularschreibend herabzusetzen. Mag der Kaufmann seine eigne Waare

*) Buchstäblich ist Auflage das Auftegen der Bogen auf den Say („es wird einmal aufgelegt"). Ausgabe hingegen das Ausgeben an die Sortimentshändler und unmittelbaren Abkäufer. („Das Buch wird noch nicht ausgegeben.") Der Unterschied des P. L. R. hat nie recht populär werden können, weil er der Technik des Gewerbes widerspricht.

Digitized by Google

loben; der wackere wird dabey nicht leicht sich entschließen, die fremde zu verrufen.

Für das Publikum haben beyde Aufgaben ihren Werth. Wer auf die Menge der Gedichte sieht, und wer die älteren, die Jugendverzeugnisse der Dichter, gern gesetzt und von letzter Hand gestaltet lesen will; der wird nach der Hamburgischen greifen. Die Leipziger wird denen willkommen seyn, welche sich erinnern, daß Schillers Verehrer den ersten Guß seiner Gedichte, seiner Götter Griechenlands besonders, zurückverlangten, nachdem er ihnen den soi-disant verbesserten gedoten hatte. Er gab nach, wie bekannt, weil er begriff, daß man an einem Dichter, wie an einer Geliebten, auch die Flecken liebgewinnen kann; ach, und wie Viele, welche die letzten Stolbergiana und Anti-Stolbergiana gelesen haben, werden die Stolberge aus dem siebenten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts denen aus dem ersten und zweyten des neunzehnten in der Gemüthsneigung vorziehen, wovon zum Theil das Maaß des Genusses an den Gedichten langgekannter Sänger abhangt, selbst solche Gedichte nicht ausgenommen, wie Christians Hymnus an Demeter von 1780 (S. 59—92. Bd. 2.), den er freylich wohl im Alter, noch soviel fremden, gelehrten Vorarbeiten, gründlicher verstehen, aber schwerlich dichterischer wiedergeben konnte. Daß in der vorliegenden Sammlung nichts von demjenigen ist, was an die politische und religiöse Deviation von Fritz Stolberg mahnt; daß er hier noch überall der Sänger des Liebes Süße, heilige Natur, ist — wir gestehen gern die Schwachheit ein, daß es uns den Mangel von einigen Socken späterer Gedichte, besonders der Oden für und wider die neufränkische Freiheit, als Gewinn empfinden zu lassen vermocht hat.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

Dichtkunst.

Le dernier des Césars, ou la Chute de l'Empire romain d'Orient, poëme epique, en douze chants, par le comte de Vaublanc. Es vergehet fast kein Jahr, wo nicht die Muse irgend eines Dichters sich bis zur Epopee zu erheben sucht, und wo die Klage nicht wiederholt wird, daß ein vollkommenes Heldengedicht immer noch der französischen Literatur fehlet. Selbst die Henriade blieb weit entfernt diese Lücke auszufüllen, und was dem geistreichsten Dichter Frankreichs nicht gelang, ist ein noch eitleres Unternehmen für H. Vaublanc geblieben. Freylich urtheilen nicht alle Leser so nachsichtslos, vielmehr finden diejenigen, die gleiche politische Meynungen mit dem Verfasser theilen, er habe ein Meisterstück geliefert. Sie können die Vortrefflichkeit des Plans, den Reichthum der verschiedenen Episoden, die kraftige Sprache in den Beschreibungen der Schlachten zu Wasser und zu Lande, nicht genug bewundern; der Ausdruck fehlt ihnen, um die Schönheit der Bilder, die Zeichnung der Charaktere, und den Wohllaut der Verse nach Würden zu loben. Sie setzen Constantin über Godefroy, Mahomet über Argant, und Vaublancs Teufel über Miltons Satan; sie erklären laut, daß der Lezte der Cäsare das erste aller französischen Gedichte sey.

Leser von einer anderen Farbe behaupten, daß das ganze Gedicht nur aus einer einzigen Episode bestehe; daß Sandwala, der Held dieser Episode, zu viel Aehnlichkeit mit Lord Byron's Malek-Adel habe; daß die Beschreibung der Schlachten zu sehr an ähnliche Beschreibungen in Tasso's Jerusalem erinnere; daß Mahomed ein verzeichneter Held, ein Großprahler sey, und Constantin, ein geschickter Soldat, nur mit dem Säbel in der Faust, nicht aber mit dem Zepter in der Hand, einige Theilnahme erregе; daß die Tugenden, womit der Verfasser diesen Fürsten gern zieren möchte, ihm nicht immer anpassen, und daß in der ganzen Erfindung des Gedichts Anspielungen auf neuere Ereignisse vorherrschen, die sich mit der Majestät eines Heldengedichts schlecht vertragen.

Leser endlich, die sich durch keine politische Farben anziehen, und denen es gleichgültig ist, ob H. v. Vaublanc zur linken oder zur rechten Seite der Gesetzgeber gehört, finden, daß er sich durch seinen Fall des Römischen Reichs in Orient mit allem Rechte den Titel eines geschickten Dichters erworben habe, obwohl der Tadel, der dem übertriebenen Lobe seiner Freunde entgegengestellet wird, nicht ganz ohne Grund sey. Der Styl dieses Gedichts ist im Ganzen erhaben und edel. Die Verse sind zwar nicht immer harmonisch, die Wendungen nicht immer glücklich, und der Ausdruck nicht immer gewählt genug, doch werden diese Mängel durch viele Schönheiten ersetzt. (21 Bogen Druck in 8. bey F. Didot.)

Gewiß ist dieses Gedicht das einzige von allen, die im verflossen Vierteljahre erschienen sind, welches die Aufmerksamkeit des auswärtigen Publikums verdienet. Die übrigen sind größtentheils durch den Tod des Mannes eingestoßt worden, der Frankreich auf den höchsten Gipfel des Ruhms erhoben hatte, als er seinem Glücke unterlag. Es sind entweder kunstlose Herzensergießungen alter Krieger, über deren narbige Wangen, am Grabe ihres verehrten Helden, eine Thräne aufrichtiger Trauer herabrollet, oder unbedeutende Reimereyen noch unbärtiger Knaben, die, keiner solchen Gefühle fähig, das Sprichwort bestätigen: Wenn der Löwe gefallen ist, so treiben die Würmer ihr Spiel mit ihm.

Dramatische Dichtkunst.

Louis IX. en Egypte, tragédie en cinq actes, par Lemercier. Ludwig der neunte ist, nebst vielen französischen Rittern, Gefangner des Sultans Almadan. Gefesselt und ohne Aussicht auf Befreyung, irren sie zwischen den Zelten der Araber umher, die ihrem tätigen Kerker zur unübersteiglichen Mauer dienen. Der Bruder des Königs und Joinville umgehen zunächst den ungekannten Monarchen. Alle vermeiden sorgfältig ihren König durch ängstliches Betragen oder äußere Ehrfurchtsbezeugungen zu verrathen. Jezt erscheinet der Sultan und fragt die Gefangnen, wer ihr Prinz sey? Er schwört bey dem Propheten sie zu schonen, wenn sie seiner Frage Genüge thun, sie aber sämmtlich hinrichten zu lassen, wenn sie schweigen würden. Alle bleiben stumm und unbeweglich, nur Joinville nimmt eine stolze gebieterische Stellung an, um die Augen des wilden Almadan auf sich zu ziehen. Dieser glaubt den König in ihm zu erkennen, als ein anderer Ritter hervortritt, und,

Digitized by Google

eine besondere Unterredung von dem Sieger verlangt. Aller Vorstellungen ungeachtet beharrt Almadan auf seinem Entschluß, die Gefangenen des Monarchen hinrichten zu lassen, wenn sie diesen nicht angeben. „So rette sie, ich bin es!“ ruft der Gefangene. In der That ist es der König selbst, der durch eine so edle Hingebung das Erstaunen und die Bewunderung des Sultans erregt.

Diese Scene ist vortrefflich, nur ist das Uebrige des ganzen Stücks ihr nicht gleich, dennoch wurde es am 5ten August, auf dem zweyten franz. Theater, mit vielem Beyfall aufgenommen. Eine Zergliederung desselben werde uns hier zu weit führen, um so mehr, da es eigentlich zwey Handlungen enthält, und der Antheil zwischen zwey Hauptpersonen, Delmar und Ludwig, getheilt ist. Ersterer ist ein junger arabischer Anführer, dessen fanatischer Muselmannsglaube mit dem frommen Christensinn des gefangnen Königs in einem glücklichen Gegensatze stehet. Hiezu sind die beyden Charaktere geschickt gezeichnet. Aber die Verbindung der zwey Handlungen ist nicht immer genau bezeichnet: die, eine ist eine Intrigue des Serails, wodurch Octavire, an Almadans statt, auf den Thron erhoben wird; die zweyte stellt die Gefangenschaft Ludwigs, seine Gefahren, seine Ergebung und seine Befreyung dar. Uebrigens ist der Verf. stets der Geschichte getreu geblieben, ja vielleicht hat diese zu weit getriebene Treue dem Werth seiner Arbeit geschadet, die dennoch reich an literarischen Vortrefflichkeiten ist. (8 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Barba).

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Retorsionsrecht.

(Eine Berichtigung.)

In die Bekanntmachung Nr. 6., „daß der Buchhändler Herr Brockhaus in Leipzig auf meine Injurienklagen wegen der Flugschriften Müllneriana zu gerichtlichen Abbitten und Ehrenerklärungen verurtheilt worden,“ hat sich ein Irrthum eingeschlichen, auf welchen mein Sachwalter mich erst kürzlich aufmerksam gemacht hat. Herr Brockhaus ist in beyden Processen, buchstäblich verurtheilt worden, „wir eine Abbitte vor Gericht zu leisten.“ Nach sächs. Rechten besteht solch eine Abbitte darin, „daß der Injurirant sein Unrecht bekennt, dem Beleidigten, wie das Geschehene ihm leid sey, vor Gericht erklärt, und ihn um Verzeihung der zugefügten Beleidigung bittet, „auch zum Zeichen, daß ihm dieses leid thue, demselben „die Hand reicht.“ (S. Winklers Anleitung zu Führung des Injurienprozesses nach sächs. R. S. 183). Mithin ist darinnen virtualiter die reparatio honoris enthalten, und eine besondere, förmliche Ehrenerklärung (der geringste Grad von rechtlicher Privatgenugthuung) wird nach Leyser Spec. 543. Med. 1. nur erkannt, si reus aeloremdignitate antecedit.

Beyde Urtheile sind rechtskräftig geworden.

Nachdem ein zweytes Dicasterium dieselben bestätiget hatte (die Landesregierung zu Dresden hatte dem Beklagten noch eine zweyte Vertheidigung nachgelassen, obschon solches in Fällen, wo nur geringe Geldstrafen erkannt worden sind, nicht gewöhnlich ist), ließ Herr Brockhaus an meinen Sachwalter den Wunsch gelangen, sich gütlich mit mir auszugleichen. In der Absicht, einen demüthigenden Rechtsförmlichkeit zu ersparen, ermächtigte ich meinen Herrn Sachführer zu dem Vorschlage, daß der Beklagte öffentlich erklären möchte: „er sey durch die motivirten Urtheile zweyer Dicasterien überzeugt worden, daß er meine „Rechte verletzt habe; ich hatte es seinem eignen Gefuhl „überlassen, die öffentliche Rechtsverletzung ohne weitere „Einmischung des Richteramtes auszugleichen, und er wisse „zu diesem Ziele nicht besser zu gelangen, als durch die „Bitte an das Publikum, die gedachten Flugschriften ganz„lich zu vergessen.“ Diesen Vorschlag, der mich alles ferneren öffentlichen Sprechens über diese Mißverhältnisse überhoben sollte, hat der Beklagte nach dem Berichte meines Herrn Anwalds abgelehnt, und es vorgezogen, bey der königl. sächs. Landesregierung auf Ausübung eines Retorsionsrechtes gegen die preuß. Staaten anzutragen. Es hat nämlich S. M. der König von Preußen t. J. 1821 in seinen Staaten (wo ich gegenwärtig lebe) die sogenannte Privatgenugthuung im Injurienprozesse, und namentlich die Abbitte, durch allgemein gültiges Gesetz aufgehoben, und das königl. preuß. Oberlandesgericht zu Naumburg hat eine Injurienklage, welche Herr Brockhaus gegen mich eingereicht, mittelst Decrets verworfen, weil sie nicht hinlänglich substantiirt*) befunden worden. Daraus folgert Herr Brockhaus, daß S. M. der König von Sachsen die Unbill der preuß. Gesetzgebung jure retorsionis von seinen Unterthanen abzuhehmen, und den preußischen Unterthanen, welche in Sachsen gegen Injuranten klagen, das in den sächs. Gesetzen gegründete Recht auf Abbitte zu entziehen habe.

Da dieses, soviel ich noch von der sächs. Justiz-Verfassung weiß, nicht anders als durch ein Gesetz geschehen könnte, indem dort ohne Gesetz die Richter keine Retorsion gegen andere Staaten verhängen dürfen; so wär' es eine rechtsgeschichtliche Merkwürdigkeit, wenn meine ganz alltäglichen Injurienklagen gegen Herrn Brockhaus so große Dinge im Staats- und Völkerrechte hervorbrächten. Das wäre in gewisser Hinsicht eine weit größere Genugthuung für mich, als alle Abbitten, zu welchen mein Gegner verurtheilt werden könnte.

Müllner.

*) Nicht mit den gesetzlichen Erfordernissen versehen.

Druckfehler.

In der Rec. von Eschenmayers Normalrecht Nr. 3. S. 10. Sp. 2. Z. 12. v. u. lese man statt; den Zeug nicht hat.“ Die Hauptquelle — so: den Zeug nicht hat. „Die Hauptquelle — (nicht der, in dieser Zeile stehende, sondern der das rin anfangende Satz ist Allegation fremder Worte. Ebendas. Z. 8. v. u. fehlt nach Humanität ein unentbehrliches Comma. In Nr. 4. Sp. 2. Z. 13. v. u. lies: Einer st. Ehrer. Ebendas. Z. 10. v. u. fehlt und nach genommen. Ebendas. S. 15. Anmerk. Z. 2. v. u. s. welches st. welcher.

Digitized by Google

Nr. 16.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. Februar 1822.

Electro-Magnetismus.

Gilbert's Annalen der Physik, sechs Hefte, März bis August 1821.

Referent hat zu Schlusse seines ersten Berichts über Oersted's electrisch-magnetische Entdeckungen *) (Nr. 46. 1821), welche jetzt die Thätigkeit der Physiker fast ausschließend in Anspruch nehmen, versprochen, darauf zurückzukommen; und er benutzt, zu Erfüllung dieses Versprechens, wiederum vorzugsweise Gilbert's Annalen der Physik, da sie in umfassender und doch concifer Darstellung nicht ihres Gleichen haben.

Das Märzheft wird durch die zweyte Hälfte desjenigen Aufsatzes von Ampere über diesen Gegenstand eröffnet, der unsere theoretische Ansicht der Sache schon damals vorbereitet hat. Die Leser erinnern sich nämlich, daß dieser Physiker electrische Ströme annimmt, welche in Ebenen, die senkrecht auf der Axe des Magnets stehen, umherkreisen; und daß er das gegenwärtige Anziehen oder Abstoßen der Magnete von der gleichen oder entgegengesetzten Richtung jener electr. Ströme abhängig macht. Um den Beweis für die Zulässigkeit dieser Annahme zu vollenden, kam es nur noch darauf an, diese magnetischen Erscheinungen durch Leitung electr. Ströme ausreichend darzustellen; und, da Ampere seine Ansicht überdieß auf den irdischen Magnetismus ausdehnt, indem er der gleichen electr. Ströme ebenfalls senkrecht auf den magnetischen Meridian annimmt: so hatte er ferner zu zeigen, daß die leitenden Drähte, der behöriger Beweglichkeit, auch den terrestrischen Einflüssen in Bezug auf Abweichung und Neigung folgsam sind.

*) Diese Entdeckungen scheinen in der That electromagnetisch zu seyn, wenn man die Bewegung, Erwärmung, Anziehung, Abstoßung und Abweichung betrachtet, welche sie unter den Naturforschern und Dilettanten der Physik hervorgebracht haben. Dieß bestimmte mich, nachstehenden Aufsatz des Herrn D. Nürnberger vor dem Abdrucke einem anderen Mitarbeiter am Lit. Bl., auf welchen sie in dieser Maaße gewirkt haben, und der namentlich von der Ampere'schen Nadelrichtung ein wenig bestimmt, zur Einsicht mitzutheilen. Von diesem rühren die nachfolgenden acht Anmerkungen her. Mätlner.

Eingangs seines Aufsatzes erklärt unser V. den Begriff jener electr. Strömungen im Magnete näher, und, wie es mir scheint, überaus glücklich, indem er das Magnetisiren lediglich darin bestehen läßt, den Theilchen des Stahls, in der Stromrichtung, eben solche electromotorische Thätigkeit mitzutheilen, als sich in den Elementen der Voltaischen Säule vorfindet. Denkt man sich diese electromotorischen Wirkungen ferner in Richtung von Curven, etwa von Kreisen, thätig, deren Mittelpunkte sämmtlich in der, beyde Pole des Magnets verbindenden geraden Linie (Axe) liegen: so leuchtet nunmehr auf den ersten Blick ein, daß sich, unter Voraussetzung der Richtigkeit obigen allgemeinen Gesichtspunktes, Magnete ersehen lassen müssen, durch schraubenförmig gewundene, einen electr. Strom leitende Drähte. Das wäre also der erste Punkt; und die Versuche d. V. haben, in Bezug auf denselben, den Beweis geliefert, „daß sich die gegenseitigen Erscheinungen der Magnete vermittelst eines solchen gewundenen und den electrischen Strom leitenden Drathes genau nachahmen lassen.“ 1) Wenn man nämlich einen, mit einer Voltaischen Batterie in Verbindung stehenden Drath um eine Röhre von Glas (welches die electr. Materie nicht entweichen läßt) windet und diese paßlich aufhängt, 2) so werden ihre Enden nunmehr von einem Magnetstabe gerade so wie die Pole einer Magnetnadel angezogen. —

Hinsichtlich der vollkommnen Analogie zwischen den terrestrischen Einflüssen auf eine Magnetnadel und einen ihr substituirten, die Electricität leitenden Drath, sind Ampere's Versuche nicht weniger befriedigend ausgefallen; ich verlasse hier aber unsern bisherigen Führer, da ich eine

1) Die bekannten Erscheinungen bey der Einwirkung zweyer Magnete auf einander lassen sich mit nichten alle durch die Ampere'schen Versuche und seine darauf gegründete Hypothese erklären. Zwey Magnete in nebenstehender Stellung z. B. ziehen sich mit ihrem Süd- und Nordpole, S und n, an, die doch der Ampere'schen Hypothese zufolge sich abstoßen sollten.

2) Die Glasröhre ist nicht nöthig, wie die kleinen Apparate der Hrr. De la Rive und Raschig zeigen.

Digitized by Google

spätere Quelle (Notice sur les expériences electro magnétiques de M. M. Ampère et Arago, par Mr. Ampère; lue à la séance publique de l'Académie Royale des sciences de Paris, le 2 Avril 1821) nutzen, und d. B. unmittelbar redende anführen kann. 3) „Der Richtungseinfluß der Erdkugel auf die Magnetnadel ist nicht blos eine der allerwichtigsten Erscheinungen in wissenschaftlicher Rücksicht; nein, der Nutzen, welchen die Schiffahrt aus diesem Umstande zieht, kommt für das Leben in einen noch höhern Betracht. Ich darf also auf die lebhafteste Theilnahme des Seemanns rechnen, indem ich hierdurch bekannt mache, daß es mir gelungen ist, durch bloße Verbindung electeischer Leiter, einen nur aus Messingdrath bestehenden Appacat zu verfertigen, welcher, gleich dem Compaß, die Mittagsrichtung genau angibt. Gleichmäßig ist es mir geglückt, durch eine ähnliche Vorrichtung die Erscheinungen der Neigungsnadel (wie erinnern daran, daß sich die Magnetnadel nur in einer schmalen Zone der Aequatorialgegenden vollkommen horizontal erhält, an andern Punkten aber mit dieser oder jener Spitze etwas mehr gegen die Erde neigt; und daß sie Neigungsnadel genannt wird, wenn sie zu letzterer Beobachtung eingerichtet ist) vollkommen darzustellen (das wäre also der zweyte, somit auch in's Reine gebrachte Punkt). Dabey habe ich überdieß gefunden, daß die Magnetnadeln, und die ihnen also gleich zu achtenden Voltaischen Leiter, durch den Erdeinfluß genau die Stellung annehmen, welche ihnen electrische, in der Richtung des scheinbaren Sonnenlaufs, senkrecht auf den Meridian, Statt habende Strömungen, deren Intensität mit der Annäherung an den Aequator wächst, mittheilen müßten (wodurch auch dieser Theil der Theorie wieder auf den Erfahrungssatz zurückgeführt wird, daß sich electr. Ströme anziehen, wenn sie in einerley, abstoßen, wenn sie in entgegengesetzter Richtung fließen). Eine der wichtigsten Folgerungen aber, die sich aus diesem Umstande herleiten lassen, besteht darin, daß der Erdmagnetismus, den bisherigen Hypothesen zuwider, weder besonders in den Polar-Gegenden noch im Mittelpunkte der Erde, sondern vielmehr um den Aequator aufgehäuft ist, den die, dort Statt habende stärkere Wirkung der Sonne allerdings besonders dazu zu eignen scheint (das ist wieder ein glücklicher Gedanke derjenigen Ansicht, welche Wärme und Licht, Electricität und Magnetismus nur als quantitativ verschiedene Wirksamkeiten derselben Grundursache betrachtet). Ich hoffe, daß diese Bestimmung der Regionen, wo der Erdmagnetismus am thätigsten seyn muß, von denjenigen Physikern nicht übersehen werden wird, die sich um eine allgemeine Formel zur Darstellung der Abweichungs- und Neigungsverschiedenheit, von den Polen bis zum Aequator bemühen. Wenn also einerseits Electrophor und Leidener Flasche den Schiffern unmehr ein sicheres Mittel darbieten, die Kraft ihrer Magnetnadeln, die ein Zufall schwächen kann, nach Belieben wieder aufzufrischen: so darf ich mir anderseits mit der Hoffnung schmeicheln, durch meine Theorie zur Vervollkommnung von Formeln beygetragen zu haben, auf denen die Tafeln (der Abweichung der Magnetnadel) beruhen, durch deren Gebrauch sich die Schiffahrt vor tausend Gefahren schützt" (es ist erfreulich hervorheben zu können, wie das wissenschaftliche Experiment, das auf den ersten Blick als eine Spielerey erscheint, früher oder später tief ins bürgerliche Leben eingreift). — Für diejenigen meiner Leser, welche sich bey dieser allgemeinen Anführung unseres Ampere nicht beruhigen, sondern den Versuch selbst anstellen wollen, führe ich noch an, daß der Apparat dazu auf einer Kupfertafel des vorliegenden Heftes der Annalen vollständig dargestellt ist. 4)

Unter den übrigen Aufsätzen dieses Heftes scheint eine Abhandlung des Grafen Buquoy „über gewisse Analogien zwischen den Erscheinungen des Magnetismus, Galvanismus und Phytoismus" (worunter der Inbegriff und das Wesen aller Erscheinungen des Pflanzenlebens verstanden wird), besondere Aufmerksamkeit zu verdienen 5). Die drey rechtwinkligen Coordinaten-Axen — das sind etwa die Gedanken des Verfassers — für die Lage jedes Punktes des Erdäquators, sind die Richtungen: von Süden nach Norden, Westen nach Osten, und vom Fußpunkte zum Scheitelpunkte; der ersteren dieser Richtungen entspricht die Magnetnadel, in die zweyte wird die Magnetnadel, Oersted's Entdeckungen zufolge, durch den Galvanismus abgelenkt, und der dritten folgt der Stengel- und Wurzeltrieb der Pflanzen. Es sey nämlich die Ansicht, daß die Richtungen

3) Stehe nunmehr bereits ausgezogen im 9. St. 1821 der Gilbertschen Annalen, und enthält mehr, was nicht schon weit ausführlicher in den beyden Ampereschen Abhandlungen (St. 2 und 3 der Annal. v. 1821) auseinander gesetzt worden wäre.

4) Die HH. De la Rive, Poggendorf und Raschig haben für wohlfeilere und leichter zu verfertigende Apparate gesorgt. (S. Gilberts Annal. 1821 St. 9 und 10).

5) Unter den Aufsätzen des Märzheftes bezieht sich die Abhandlung des Hrn. Regierungsr. Prechtl in Wien „Ueber die wahre Beschaffenheit des magnetischen Zustandes des Schließungsdrathes in der Voltaischen Säule" wohl näher auf die Oerstedschen Entdeckungen, verdient also in dieser Hinsicht wohl mehr Aufmerksamkeit, als der Aufsatz des Herrn Grafen von Buquoy. Prechtl sucht zu beweisen, daß die Annahme von electrischen Strömungen unnöthig und die daraus abgeleitete Erklärungsart unstatthaft sey, ingleichen daß die Erklärung der Erscheinungen des electr. Schließungsdrathes keiner neuen Hypothese bedürfe, sondern sich auf das Fundamentalgesetz aller electrischen und magnetischen Erscheinungen (daß nämlich ungleichnamige Pole sich anziehen, und gleichnamige sich zurück zu stoßen scheinen) zurückführen lasse. Warum nimmt der Hr. Verfer. gar keine Notiz von dieser Abhandlung?

Digitized by Google

des Wurzel- und Blätthenkeimes (den einige, des Folgenden wegen, auch Lichtkeim nennen) blos durch Licht und Finsterniß bestimmt werden, vollkommen falsch: dem W. haben vielmehr seine Versuche die Ueberzeugung verschafft, „daß die Richtung im Schoßen der Stengel und Wurzeltriebe, der Richtung zwischen Fuß- und Scheitelpunkt entspreche"; und er gründet hierauf den Vorschlag zu folgendem, allerdings höchst interressanten Versuche: „Man bringe einen keimenden Saamen in die Wirkungssphäre des geschlossenen galvanisch-electrischen Kreises, und sehe zu, ob das Schoßen der Stengel- und Wurzeltriebe nicht eine Abweichung von der Zenith- und Nadir-Richtung erleide, etwa um das punctum saliens (Herz- oder Lebenspunkt) des Keimes herum, von der Verticalen ab, jedoch in der durch Ost und West gedachten senkrechten Ebene?" — Dieser Versuch wird — ich wage das voraus zu sagen — gewiß ein bejahendes Resultat liefern; aber braucht man deßhalb den Gedanken an den Richtungseinfluß des Lichtes auf den Stengelschoß ganz aufzugeben? In den Memoirs of the American Academy of arts and sciences, Vol II. P. I. p 147. findet sich ein äußerst auffallendes Beyspiel von der Stärke dieses Zuges nach dem Lichte bey den Pflanzen. „In einem Keller, in welchem während des Winters Wurzelwerk aufbewahrt wurde, und der nur oben an Einer Seite ein kleines Lichtloch hatte, war beym Ausräumen im Frühjahre, unten in einem entgegengesetzten Winkel eine Kartoffel liegen geblieben, die nun einen Ausläufer getrieben hatte, der erst 20 Fuß weit, auf dem Boden her, dann an der Wand in die Höhe und so gerade nach dem Lichtloche fortgerankt war." Auf welche Weise soll diese Erfahrung mit Burquoy's Ansicht in Einverständniß gebracht werden? —

Im Aprilhefte legt, unter andern, der Consistorial-Secretair Bechstein zu Altenburg Rechenschaft von den Resultaten seiner vollkommen gelungenen Wiederholung der Oerstedschen Versuche, mit dem vereinfachten, Gilbertschen, schon in meinem ersten Berichte angeführten Apparat ab; und erwähnt zum Schlusse auch der Wirkungen der Zamboni'schen Säule. Es ist nämlich bekannt, daß die, in der eigentlichen Voltaischen Säule, Behufs der Leitung des electrischen Fluidi, zwischen den Metallplatten liegenden, angefeuchteten Tuchscheiden eine schnelle Oxydation des Metalles und die damit verbundene Benennung des electrischen Processes veranlassen. Um diesem großen Uebelstande abzuhelfen, hatte namentlich Zamboni in Italien trockene Säulen construirt, indem er gegen 2000 Scheiben Gold- oder Silber-Papier mit schicklichen Zwischenkörpern in eine Glasröhre fest eintreibt, wodurch eine electrische Spannung zwischen den heterogenen Elementen entsteht, und zwey solche Säulen, deren eine den positiven, — die andere den negativen electrischen Pol oben hat, auf einem Brette, etwa 4 Zoll weit von einander, aufstellte. Bringt man zwischen den Polen zwey solcher Säulen ein leicht bewegliches, isolirtes, leitendes Körperchen schicklich an, so muß es zwischen ihnen oscilliren, indem es von beyden abwechselnd angezogen, electrisirt und abgestoßen wird: worauf Zamboni den artigen Gedanken eines Perpetuum mobile, einer Uhr, deren Pendel solchergestalt in ununterbrochener Bewegung bleibt, gründete. Mit einer solchen Zamboni'schen Säule also, bestehend aus 20000 sechzehn quadratzölligen Scheiben, versuchte Bechstein eine Ablenkung der Magnetnadel hervorzubringen, „allein es erfolgte damit, wie sich voraussehen ließ, auch nicht die geringste Bewegung." Denn da in der Zamboni'schen Säule, angeführtermaßen, der feuchte Leiter mangelt, so kann in ihr zwar eine electrische Spannung, nicht aber der electr. Strom entstehen, von welchem der Nachdruck den Wirkungen in der eigentlichen Voltaischen Säule (Batterie) abhängig ist. — Referent hebt diesen Umstand hervor, weil er die Richtigkeit der Ansicht, die ein wahres Strömen electrischer Materie im geschlossenen Galvanischen Kreyse annimmt, zu bestätigen scheint, welche Ströme von einigen andern Physikern geläugnet, und von noch andern, beschieden, als ein bloßer Kunstausdruck zur Bezeichnung eines entretenden, seiner Natur nach unbekannten Zustandes, angesehen wird. Ich weiß den Werth dieser Reserve recht gut zu schätzen; wenn sie aber consequent verfahren will, so muß sie den Vortrag des physischen Theiles der Naturlehre überhaupt auf eine Darlegung der experimentalen Resultate und historische Entwickelung der, zur Erklärung derselben ausgeheonnenen Hypothesen einschranken. Verfährt sie darunter streng, so wirkt sie entmuthigend auf den Dilettanten, dem die philosophische Resignation fehlt, welche nur das tiefste Studium, in Vereinigung mit den bescheidensten Erwartungen, gewähren kann. Die Vorstellung eines electrischen Stromes in dem geschlossenen Galvanisch-electrischen Kreise, gehört ursprünglich Volta, auf dessen Autorität sie Ampere angenommen zu haben scheint. Sie bewährt, wie dieß auch Gilbert anerkennt, eine sehr einfache Ansicht und einen festen Anhaltpunkt, um sich zu orientiren; und das scheint vor der Hand genug, um ihr nachzusehen, daß sie die Einartigkeit der electrischen Materie voraussetzt, ohne die Modificationen in Erwägung zu ziehen, die ihr die Theorie zweyer electrischen Materien zumuthen könnte. „Ist es einmal gewiß, daß in dem Schließungsdrathe ein solches einfaches Strömen des electr. Fluidi, wie es sich Ampere mit Volta denkt, wirklich Statt hat: so lassen des ersteren scharfsinnige Untersuchungen wenig mehr zu thun übrig, und lösen das Räthsel dieser neuen Erscheinungen zienlich so vollständig als des Magnetismus überhaupt." Leugnet man dasselbe, wozu wir nach Bechsteins Erfahrungen noch einen Grund weniger finden 6), so raubt man zwar Ampere's Beweisen

6) Der Aufsatz Bechsteins im Aprilhefte ist, obwohl in seiner Art belehrend, doch nicht magni momenti. Der Unterschied zwischen electrischer Spannung und electrischem

Digitized by Google

ihre bindende Kraft, ohne jedoch ablängnen zu können, daß seine Hypothese eine, den Anfang der Untersuchungen sehr erleichternde Fiction ist. — Dieselbe theoretische Ansicht der Sache hält auch der Professor Schmidt zu Gießen fest, welcher im Maydefte der Annalen einen Bericht seiner Nachahmung von Ampere's Versuchen ablegt, und stamentlich die Vorrichtung beschreibt, deren er sich bedient, um das Anziehen und Abstoßen von Leitern electrischer Ströme, nachdem letztere in einerley oder in entgegengesetzter Richtung fließen, statt durch die Voltaische Säule, durch eine gewöhnliche Electrisir-Maschine hervorzubringen; worüber sich indeß, ohne Kupfer, nichts weiteres, verdeutlichendes sagen läßt. Besonders interessant wird dieses Heft aber durch Darstellung einer Wiederholung des Versahrens, Stahlnadeln mittelst des Voltaischen Stroms sowohl als der gewöhnlichen Electricität bleibend zu electrisiren, dessen mein erster Bericht vorläufig auch schon Erwähnung thut. Arago, dem die Ehre dieser Erfindung, die wohl die wichtigste practische Seite dieser Neuigkeit bleiben wird, gebührt, hatte schon im Moniteur universel, Nr. 315. v. J. angekündigt, „qu'il avoit aimanté des fils d'acier en les plaçant dans des tubes de verre, enveloppés par des hélices de fil metallique, le long desquelles il avoit fait passer des etincelles electriques." (ein Ausdruck der, nach der Meinung eines deutschen Physikers, Pelin, unentschieden läßt, ob von der Contact-Electricität allein, oder auch von der gemeinen, durch Reiben erregten, die Rede sey, weßhalb sich jener Physiker, in Bezug auf letzere, die Priorität des Verfahrens zueignet). Die Versuche des Hofrathes Böckmann zu Carlsruhe, und des ebengenanten Academikers Pessl zu München, die sich hier beschrieben finden, beweisen, daß, außer dem Voltaischen Strome, auch die durch Reiben erregte Electricität zu jenem Zwecke vollkommen hinreicht. „Die Stahlnadel wird (vermittelst Entladungsschlägen aus Kleistischen Flaschen, deren Electricität durch schraubenförmige Drähte fließt, oder durch kräftige, einfache Funken) nicht allein in Glas, sondern auch in Umhüllungen von Wachstaft, Seide, Holz, Elfenbein und Papier magnetisch. Ist der leitende Drath von der linken gegen die rechte Hand, schraubenförmig um die Nadel gewunden, und sind die einfachen Funken aus dem Conductor + C, so wird das demselben zugewendete Ende der Nadel ein Süd-, das abgewendete ein Nordpol; umgekehrten Falles erfolgt auch das Umgekehrte. Wird nur die Mitte der Nadel mit Wachstaft und dieser mit dem Spiraldrathe umwickelt, so zeigen sich nach dem Schlage die Pole da, wo der Drath anfängt und endet. Spannt man den Drath geradlinig über die Glasröhre, in der sich die Nadel befindet, so wird sie durch mehrere kräftige Schläge gleichwohl nur schwach magnetisch. Endlich wurden die Pole einer Magnetnadel durch mehrere Schläge im Spiralgewinde ganz umgekehrt" (Böckmann). „Wenn gleich der Strom der gewöhnlichen Electricität hier auf eben dieselbe Weise magnetomotorisch wirkt, wie der der Voltaischen Batterie, so zeigt sich mir dennoch zwischen beyden bis jezt darin ein Unterschied, daß es mir noch nicht gelungen ist, vermittelst Reibungs-Electricität, durch den auf gewöhnliche Weise geführten Leitungsdrath, auch die Abweichungsneigung der magnetisirten Nadel hervorzurufen; gleichsam als wenn Maschinen-Electricität nicht die volle Wirkung der Voltaischen, sondern blos electro-magnetische Längen-Wirkung hätte." (Pelin). Schließlich führe ich noch das Verfahren an, dessen sich letzterer Physiker bey dem Hauptversuche bedient, weil es so einfach ist, daß es von allen Lesern, die sich nur im Besitze eines gewöhnlichen electrischen Apparats befinden, leicht selbst ausgeführt werden kann. Er wickelt nämlich zuerst eine stählerne Stricknadel in Wachstaft ein, bindet sie mit seidenen Fäden unter einem zwischen zwey Isolatoren (z. B. zwey recht trockenen Glasfäden) ausgespannten Drathe fest, verbindet das eine Ende des Drathes mit dem äußern Belege einer Leidener Batterie von 6 bis 8 Qu. Fuß Metallfläche, und befestiget das andere Ende wieder an eine Glas- oder Siegellackstange (um sie anfassen und als Ausloader brauchen zu können). Nähert man nun die Spitze dieses letzteren Drath-Endes dem Knopfe der inneren Belegung auch nur so weit, daß noch nicht einmal ein förmlicher Funke entlockt wird, so zeigt die Stricknadel doch schon einen, wenn auch nur schwachen Nordpol; windet man den Drath nachher aber schraubenlinienartig um dieselbe, und verfährt übrigens wie oben, so wird sie gleich stark magnetisirt, wenn, letzteren Falles, auch nur eine mäßig große Kleistische Flasche angewendet worden ist. —

(Der Beschluß folgt.)

Strömung ist überhaupt von dem Referenten auch in seiner Nr. 46 des Lit. Bl. befindlichen Relation über die Oersted'schen Entdeckungen nicht so deutlich auseinander gesetzt worden, daß der gegenwärtige excursus, worinn ein wahres Strömen electrischer Materie in dem geschloßnen galvanischen Kreise vertheidiget wird, Layen in der Physik verständlich seyn könnte. Auch den Umstand, daß die Ampereschen rings um die Erde in der Richtung von Ost nach West kreisenden galvanischen Ströme ihre richtende Kraft blos auf die jedesmalige untere Hälfte der Magnetnadel äußern sollen, hat Refer. nirgends berühret, ohne dessen Kenntniß doch die ganze Amperesche Hypothese von der Wirkung der Erde auf die Magnetnadel unverständlich bleiben muß. Statt des Berzelius'schen Aufsatzes hätten eher die in diesem Hefte befindliche Gilbert'sche Darstellung und Prüfung der Ermann'schen Schrift sowohl, als die zwey Schreiben des Prof. Naschig an Gilbert Erwähnung verdient; der Ermann'sche Rotationsapparat und der Poggendorf'sche oder vielmehr Saweigger'sche Multiplicator, welcher letztere so wichtig zu werden scheint, sind dem Ihnen, nebst den damit angestellten Versuchen, beschrieben.

Digitized by Google

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. Februar 1822.

Electro-Magnetismus.

Gilbert's Annalen der Physik, sechs Hefte, März bis August 1821.

(Beschluß.)

Im Juni-Hefte begegnet uns zuerst der verdienstvolle Berzelius (Secretair der Stockholmer Academie der Wissenschaften), der seine Auseinandersetzung gewisser von ihm beobachteten Modificationen bey Anstellung des Oerstedschen Versuches, mit der Aeußerung des lebhaftesten Interesse an einer Entdeckung, „welche die Vereinigung von Wärme und Licht, Electricität und Magnetismus darbietet," und mit dem Wunsche eröffnet, „daß es einst gelingen möge die Verwandtschaft dieser vier mächtigen Naturagenten zu ergründen:" in welchen Versuch Referent von Grunde seiner Seele einstimmt. *)

Nachdem dieses Heft aber einen merkwürdigen Beleg zu dem uralten Satze dar, daß unter der Sonne eigentlich nichts Neues geschieht; der Oerstedschen Entdeckungen, mit allem ihrem Glanze, ja vielleicht eben deßwegen, haben sich dieser Regel nicht entziehen können. Es findet sich nämlich hier, aus Mittheilungen des Referenten, folgende, zuerst durch das diesjährige Januarheft der Bibliothèque universelle bekannt gewordene Revindication der angeblichen Neuigkeit für einen älteren Besitzer: „Nous saisissons" heißt es l. c. wörtlich, „cette occasion, de revendiquer en faveur d'un chimiste Génois (Mr. Mojon) ainsi la découverte d'Oersted dans sa plénitude, du moins celle de l'influence de Voltaisme sur la déclinaison de l'aiguille. Voici ce qu'on lit textuellement dans le Traité sur le Galvanisme publié par le Professeur Aldini, à Paris en 1804, pag. 191, edit. in 4. „Mr. Mojon, Prof. de chimie à Gênes, qui est l'auteur du procédé suivant a bien voulu m'en faire part tout récemment. Ayant placé horizontalement des aiguilles à coudre très fines, et de la longueur de deux pouces, il en a mis les deux extrémités en communication avec un appareil à tasses de 100 verres (Bewer-Apparat: eine veränderte Einrichtung der Voltaischen Säule, von stärkerer Wirkung). Au bout de 20 jours il a retiré les aiguilles un peu oxidées, mais en même tems magnétiques, avec une polorité très-sensible. Cette nouvelle propriété du Galvanisme a été constatée par Mr. Romenesi, physicien de Trente, qui a reconnu que le Galvanisme faisait décliner l'aiguille aimantée." Die Ansprüche auf die Priorität hat also unbedenklich der Italienische Chimist; aber die Ehre der wissenschaftlichen Verfolgung und Begründung gehört Oersted.

Die außerordentliche Aufmerksamkeit übrigens, welche durch diese Erweiterung des Gebietes des Voltaismus überall erregt worden ist, hat einen andern Physiker, den Professor Pfaff in Kiel, zu einer Wiederholung des Voltaischen Fundamental-Versuches, als der Basis auch von Ampere's oben entwickelter theoretischen Ansicht, veranlaßt. „Daß" heißt es in seiner diesfälligen Mittheilung, „daß ein (in gewisser Hinsicht wenigstens) ganz neues Gebiet merkwürdiger Erscheinungen, wie es uns durch Oersted's glücklichen und schönen Fund eröffnet worden ist, die Aufmerksamkeit der Physiker besonders in Anspruch nimmt und ihre Thätigkeit vorzugsweise beschäftiget, ist in der Ordnung. Indeß sollte man dabey nicht vergessen, wie manche Probleme die ältere Lehre vom Voltaismus dieser neuen Epoche unaufgelöst übergibt, und deßhalb doppelt auf seiner Hut seyn, durch das Ueberraschende und Neue sich nicht zu einem, den Anbau des übrigen Theiles der Wissenschaft beeinträchtigenden Enthusiasmus verleiten zu lassen, der das neue Object überschätzt, und ein einzelnes Glied, welches seinen Bestand und seine wahre Bedeutung nur in dem Zusammenhange mit dem Ganzen hat, fälschlich für dieses Ganze nimmt." Dieß ist allerdings ein würdiges Motiv zur Wiederholung der Begründungsversuche von Volta's Theorie; und ich rechne auf den Dank meiner Leser, wenn ich auch meinerseits darin die Veranlassung zu einer schleßlichen, gedrängten Darstellung der Hauptmomente jenes älteren Theiles dieser Theorie finde, in Bezug auf deren bis jetzt

*) Dieser Aufsatz von Berzelius ist sehr kurz abgefertiget. Bieser. scheint alles, was nicht in das Amperesche Horn bläst, zu wenig zu achten.

Digitized by Google

ihrer betrachtete neueste Ausdehnung, das noch vorliegende Augustheft der Annalen keine weitere bedeutende Mittheilungen enthält. Volta sucht den Grund der electrischen Wirksamkeit seiner Säulen, welche, angeführtermaßen, so construirt werden kann, daß auf eine Kupferplatte eine Zinkplatte, und darauf eine angefeuchtete Tuchscheibe (ein Leiter), auf letztere wieder eine Kupferplatte, auf diese eine Zinkplatte, und darauf wieder eine angefeuchtete Tuchscheibe u. s. f. aufgeschichtet heißt, darin, daß sich zwey solche Platten verschiedenartiger Metalle, die sich, beschriebenermaßen auf einander ruhend, berühren, einander in den entgegengesetzten electrischen Zustand versetzen. Er sieht dabey, wie oben Ampere, von dem Gesichtspunkte der Unitarier aus, welche Eine electrische Materie annehmen, deren Ueberfluß in einem Körper sie mit + E, den Mangel mit — E, das Gleichgewicht aber mit o E bezeichnen. Indem also die Kupferplatte die Zinkplatte berührt, wird erstere in den electrischen Zustand — E, letztere in den + E versetzt; und der Versuch, den Volta, zum Beweise dieses Grund-Umstandes, am Goldblatt-Electrometer anstellt, heißt eben, der Voltaische Fundamental-Versuch, und ist es eben, von dessen gelungener Wiederholung hier Pfaff spricht. Nun denkt euch die, solchergestalt in den electrischen Zustand — E versetzte, erste Kupferplatte auf der Erde ruhend: bey dem, jedem Körper eigenthümlichen Bestreben nach electrischem Gleichgewicht (nach dem o E), zieht sie aus der Erde so viel electrische Materie an sich, um dazu zu gelangen. Da aber die auf ihr liegende Zinkplatte ihrerseits, durch den Einfluß ihrer Berührung, das Verhältniß der electrischen Differenz zwischen beyden, auf Unkosten der Kupferplatte, zu erhalten strebt, so nimmt sie ihr immer wieder, was diese an electrischer Materie aus der Erde zieht. Das über diesem ersten Plattenpaare liegende zweyte, von jenem ersten nur durch den feuchten Leiter getrennte Plattenpaar ist in einer gleichen Wechselthätigkeit begriffen, nur daß es seinen Bedarf an electrischer Materie dazu nicht unmittelbar aus der Erde, sondern, vermittelst dieses Leiters, aus der unter ihm ruhenden Zinkplatte empfängt, die, zur Ersetzung des Verlustes, um so kräftiger auf ihre Kupferplatte, gleichwie diese auf die Erde, wirkt. Denkt man sich ein drittes Plattenpaar hinzu, und wender das Vorgetragene darauf an, so leuchtet sogleich ein, daß die Intensität dieses electrischen Processes damit, und also überhaupt in dem Verhältniß der Vermehrung der Plattenpaare, verstärkt, und ein, von der untersten Kupferplatte nach der, die Säule oben schließenden Zinkplatte, fließender, der Erde entlockter Strom electrischer Materie erzeugt werde, den man nun vermittelst eines von dieser obersten Platte ausgehenden und zugleich mit der untersten verbundenen Metalldrathes weiter, und z. B. so über eine dadurch zu magnetisirende Stahlnadelleiten kann, wie weiter oben ausführlich beschrieben worden ist. Auch pflegt man wohl an jede dieser beyden Erdplatten, welchen man, da sie einen electrischen Gegensatz bilden, auch den Namen der Pole beylegt, einen solchen Drath anzubringen, die hiernächst, zur Beobachtung der jetzt eintretenden Kreisströmung der electrischen Materie und deren Wirkungen auf andere Körper, entweder unmittelbar, oder vermittelst dieser Körper selbst in Verbindung gesetzt werden; wonächst, wie dieß im Allgemeinen auch den Eingang meines ersten dießfälligen Berichts angedeutet worden, der Apparat geschlossen heißt. Eine der schönsten Erscheinungen, welche die Säule in diesem Zustande electrischer Kreisströmung gewährt, wird erhalten, wenn man die Schließung durch Kohle bewerkstelliget. An beyde Leitungsdräthe nämlich werden zugespitzte Kohlen-Stückchen angebracht: sobald man dieselben hiernächst bis zur Berührung nähert, so erscheint ein außerordentlich und prächtig glänzendes Licht an den Spitzen. Bey der großen Londner Batterie, welche aus 2000 viereckigten Platten-Paaren besteht und in einem besondern Gemache aufgestellt ist, aus welchem nur die isolirten Leitungsdräthe in das Zimmer gehen, wo experimentirt wird, konnte man die Kohlenspitzen, wenn sie einmal erglühet waren, bis auf 4 Zoll von einander entfernen: immer erschien noch ein äußerst glänzender Lichtstrom zwischen ihnen. Die in diesem Lichtstrom gebrachten Körper wurden stark erhitzt; ja die Hitze stieg auf einen solchen Grad, daß Diamantsplitter verflüchtiget wurden, wozu sonst die ganze Kraft der mächtigsten Brennspiegel erforderlich ist (Elements of chemical Philosophy. S. 152 ff.) Was aber, wegen der theoretischen Folgerungen, die daraus herfließen, das Merkwürdigste bey dieser Erscheinung ist, und weßhalb wir sie, unter der Menge ähnlicher, bey diesem Processe vorkommenden, herausgehoben haben: so wird die Kohle zwar entzündet, jedoch ohne daß der äußerst geringe Gewichtsverlust, den sie erleidet, in irgend einem Verhältnisse, wie es bey Verbrennungen auf anderm Wege Statt hat, mit der Intensität der Lichtentwickelung stünde. Ja! um die Vermuthung, daß das Licht im gegenwärtigen Falle kein Resultat der Verbrennung sey, über alle Zweifel zu erheben, hat man die leitenden Dräthe mit den Kohlenspitzen durch Glasröhren geführt, welche mit Gasarten, die keinen Feuerstoff, die Conditio sine qua non des gewöhnlichen Verbrennungsprocesses, gestellt waren, und gleichwohl dieselben Erscheinungen und in der nämlichen Stärke broduchte. Dieser Umstand ist dem Referenten immer als entscheidend vorgekommen, und er hat namentlich auf denselben den Vorzug begründet, den er (vergl. oben) geneigt ist, der Annahme einer wirklichen Kreisströmung electrischer Materie, im Voltaischen Apparate, die sich in jenem Lichte so augenscheinlich zu zeigen scheint, zuzugestehen.

Er hat nicht weniger interessante Thatsachen zur Rech-

Digitized by Google

fertigung seiner ebenfalls schon öfters geäußerten Ansicht von der Identität des Lichtes und der electrischen Materie, als Kraftäußerungen desselben Natur-Agenten, von dem sie nur auf andere Weise (alio modo) abhangen, beizubringen: die Schnelligkeit ihrer beyderseitigen Fortpflanzung scheint am entscheidendsten dafür zu sprechen. Die electrische Entladung, gleichwie die Voltaische Kreisströmung, kann sich durch ihre Leiter auf weite Entfernung hinaus erstrecken, ohne daß man einen merkbaren Zeitunterschied für den Eintritt der Wirkungen in den, den Ausflußquellen des electrischen Fluids nächsten und den davon am weitesten entfernten Punkten, anzugeben vermögend wäre. In Bezug auf die durch Reibung erregte Electricität ist bekannt genug, daß z. B. der Entladungsschlag der Leidener-Flasche von allen Personen, welche den Leitungskreis bilden, im selbigen Augenblicke empfunden wird, es mag deren Anzahl nun so klein oder so groß seyn, wie sie will: (Wir finden, in Priestley Geschichte der Electricität, durch Krünitz. S. 71. das Dr. Watson zu London, bey Versuchen, welche im Jahre 1747 angestellt wurden, den electrischen Entladungsschlag, mit dem nämlichen Erfolge, durch eine Verbindung von vier englischen Meilen leitete.) Mit der Voltaischen Kreisströmung verhält es sich ganz eben so; und die früheren Bände der vorliegenden Annalen theilen das Detail der diesfälligen Versuche ausführlich mit. So machte Basse zu Hameln jeden der beyden Leitungsdrähte seiner, aus 70 Plattenpaaren bestehenden Säule, erst 100, dann 2000, und dann gar 4000 Fuß lang, und fand, daß in allen diesen Fällen das Erglühen der zum Schließen angewendeten Holzkohlenspitzen, in dem Augenblicke erfolge, da die andern Draht-Enden mit den Polen der Säulen in Verbindung gesetzt wurden. Ermann in Berlin stellte gar Versuche an, um zu erfahren, was geschehen würde, wenn man eine für unendlich zu haltende, ganz freye und unisolirte Masse Wassers mit in den Kreis der Schließung zöge; wobey zur Verdeutlichung daran erinnert werden muß, daß Wasser ein guter Leiter der Electricität, *) und also eine, zwischen den Enden der beyden Leitungsdrähte liegende, von ihnen berührte Flüssstrecke, ganz wie ein verlängerndes Drahtstück zu betrachten ist. Er wählte zu diesem Ende eine Stelle in der Havel bey Potsdam, wo sich der Strom in eine breite seeartige Wasserfläche ergießt. Der eine Leitungsdraht tauchte mit dem Ende ins Wasser, der andere lief ausgespannt weit über dem Wasserspiegel weg; aber die sonstigen Wirkungen der Säule traten mit vollkommener Energie und in dem Nu ein, da auch dieser zweyte Draht in's Wasser geleitet, und solchergestalt die Verbindung zwischen ihm

*) Reines Wasser ist den Untersuchungen Gay-Lussacs und Benards zufolge ein schlechter Leiter, und wird erst zu einem besseren, wenn man es mit Säuren oder Salzen versetzt.

und dem ersteren, durch die zwischen beyden liegende und von beyden berührte, ihres Leitungsvermögens wegen, angefährtermaßen einer Drahtverlängerung gleich zu achtende Wasserstrecke vermittelt wurde. Selbst bey dieser außerordentlichen Ausdehnung des Bogens war die Wirkung auf ein angewendetes Electrometer instantan (oder der Zeitverlust wenigstens, gleichwie bey der Fortpflanzung des Lichtes, zu gering, um von den Sinnen wahrgenommen zu werden): in einem unbestimmbaren Nu erfolgte die Berührung der Wasserfläche und das Zusammenfallen des am Pole stark divergirenden Electrometers; ganz unzweifelhaften Beweise, daß das electrische Agens in seinen Wirkungen durch diese Wegverlängerung keinen bemerklichen Aufenthalt erfahren habe. —

Ein scharfsinniger italienischer Physiker, der Marchese Ridolfi zu Florenz, stellt in einem Schreiben an den Professor Pictet vom 16. Januar d. J. (Bibliothèque universelle. Januar-Heft), gestützt auf eine sorgfältige Analyse den, bey den Oersted'schen Versuchen vorkommenden Erscheinungen, die Meinung auf, daß das electrische Fluidum aus Wärmestoff und magnetischer Materie zusammengesetzt sey. Wenn es erlaubt wäre, diesen Gedanken auf den Flügeln des dynamischen Systems zu verfolgen, welches durch die Erhabenheit seiner Ansichten das Wagestück gut zu machen sucht, den festen Boden der Erfahrung zu verlassen: so ließe sich Ridolfi's Hypothese mit unserer Ansicht von der Verwandtschaft des Lichts und der electrischen Materie wohl vereinigen. Jenes System steht im Lichte: das Erhabenste in der ganzen sichtbaren Natur, ein, nicht etwa, gleich den Stoffen unserer Erde, auf diese kleine Sphäre Beschränktes, sondern das belebende Gemeingut aller Weltensysteme; mit Einem Worte, die noch freye Dehnkraft, die den ganzen Raum zu erfüllen strebt, und durch anziehende Kraft noch nicht zur Materie beschränkt ist. Jenes erhabene System, alle Erscheinungen der Körperwelt aus dem Conflicte der angeführten beyden Grundkräfte ableitend, erblickt ferner in der Wärme, nur die bereits an der Materie haftende Dehnkraft; die Wärme ist, in diesem Systeme, dem Ursprunge nach mit dem Lichte identisch, und nur im Zustande davon unterschieden: Das electrische Fluidum stellt sich also hiernach, sowohl in unserer als in Ridolfi's Hypothese, nur als eine anderwärtig modificirte Thätigkeit der die Materie constituirenden Grundkräfte, in ihren, sich bey der Weltbildung gegenseitig bedingenden Wirkungen dar; von welchem Wechselverstehen nunmehro auch die magnetischen Erscheinungen nur als ein, nicht der Natur, sondern den diesen quantitativen Formen nach, verschiedener Abhängigkeitsproceß erscheint. — Referent kennt die Einwendungen, die sich gegen dieses System erheben lassen, sehr wohl; wenn er es aber, in seiner edlen Simplicität, mit der relativen Anzahl angeblicher Urausfänge vergleicht, welche die heutige

Digitized by Google

Chymie der Erklärung aufdringt: so glaubt er die Natur zu ehren, indem er sie, in der grenzenlosen Mannichfaltigkeit ihrer Productionen, von so Wenigem abhängig macht. —

Dr. Nürnberger.

Vorrede.

— — „Ich glaube fast, daß Sie vor drey Jahren bey „Antritt Ihrer Redaction des Lit. Bl. einen kleinen Un„terlassungsfehler begangen haben. Das Lit. Bl. gab frü„her blos eine Art von bibliographischen Anzeigen, oft „ganz unmotivirte Empfehlungen, oft bloße Titel, und „nur zufällig, wohl meist ex ira et studio, verirrten sich „wirkliche Recensionen dahin. Man nahm es daher auch „nicht für ein kritisches Blatt, und außer den Buchhänd„lern überschlugen es die meisten Leser des M. Bl. Sie „haben das aber ganz anders eingerichtet, es liefert jetzt „Artikeln wichtiger, wissenschaftlicher Schriften, z. B. Aga„ve, Gauß, Biot, Paffavant, Eichenmeyers Normalrecht, „Thierisch Pindar u. v. a. m. und wissenschaftliche Beur„theilungen belletristischer Werke; es scheint also, daß Sie „damit, in quali, nicht bey dem Troße der zeitblättenden „Recensir-Miliz bleiben wollten, daß Sie ein ordentliches, „kritisches Institut, mit vorherrschender Eigenschaft mög„lichster Popularisirung wissenschaftlicher und belletristischer „Ansichten eingerichtet haben: (haben? perfectum? Ach, „wollte Gott!) und das hätten Sie gleich bey Ihrem An„tritte öffentlich erklären sollen" (ich kann's ja noch erklären) „in einer entwickelnden Vorrede," (es stand ja in der Anzeige des Verlegers, auf jedem Monats-Umschlage des Morgenblatt's!) „damit man gleich gesehen hätte, „wo Sie hinaus wollten." (Ich will aber nirgends hinaus, ich will hinein, in die Köpfe und in die Gemüther.) „Es ist aber Schade, daß der Raum Sie beschränkt, „daß Sie nicht in quanto mit den älteren Literaturzeitun„gen Maaß halten können. Kurz, ich verstehe Sie in „Hinsicht dieses Unternehmens noch nicht ganz, und bin „überzeugt, daß es vielen Andern eben so geht."

Nur Geduld! Man schreibt eine Vorrede nicht eher, als bis das Buch fertig ist. Was den Raum anlangt; so denk' ich, da einmal keine Literaturzeitung genug hat, um Alles zu recensiren (man betrachte nur die Meßkataloge), so kommt es auf etwas mehr oder weniger Raum nicht an. Die Bücher sind die Gegenstände der Kritik, aber nicht ihr Stoff, und ihr Werth bestimmt eben so wenig den Werth der Recensionen, als die Menge und Länge der Recensionen den Werth einer kritischen Zeitschrift. Die Hauptsach' ist der Raum, den so ein Blatt im Publikum durchläuft, und das ist für das L. Bl. ein ganz ansehnlicher Raum. Es kommt in so viele Hände, daß kaum noch etwas zu wünschen übrig bleibt, als daß eben soviel Augen es lesen möchten.

Müllner.

Kreuzlahm.

„Das Tübinger Lit. Bl. rekrutirt in Peucer's Ueber„setzung von Voltaire's Semiramis den Vers:

„Er mein Gemahl! Himmel! — Heil eurem Bund!

„Es ist aber eine bekannte Sache, daß in der dritten „und vierten Region des fünffüßigen Jambus auch Tro„chäen zulässig sind. So in Hamlets berühmten Mo„nolog:

„To groan and sweat under a weary life;

„ferner eben daselbst:

„No traveller returns, puzzles the will.

„Wer hat nun Recht?"

So fragt ein Anonymus, der —r (Peucer?) unterzeichnet, in der Z. f. d. elegante Welt 1821. Nr. 227. Aber ist denn Shakspeare's angezogener Monolog um seiner Prosodie willen berühmt? Rec. hat jenen Jambus in der deutschen Semiramis kreuzlahm genannt, er hat aber auch in Nr. 35. v. J. 1820. die trochäischen Anfänge des fünffüßigen Jambus, wie sie bey Schiller sehr oft vorkommen, hinkend zu nennen sich erlaubt, und angefragt, warum sie in der Albaneserin, im Monolog des Argyes:

Wäre der Zeitlauf wie der Blutlauf —
Hätte die Zukunft Angesicht und Farbe — u. s. f.

gehäuft worden sind. *)

S.

*) Er hat darauf auch bereits a. a. O. die Antwort erhalten, daß die Recensenten nicht alles wissen müssen. Aber es könnte nicht schaden, wenn sie alle wüßten, daß selbst die strengstregelte Geometrie nicht blos regulaire Künstele anerkennt. Der Arzt aus Albano hat seine guten Ursachen, warum er kurz so skandirt:

Wenn's mit dem Zeitlauf wär wie mit dem Blutlauf,
Der mit dem Daumen sich ergründen läßt —
Wenn Farb' und Angesicht die Zukunft hätte — u. s. f.

„Aber welche Ursachen?" Eine will ich allenfalls dem Rec. zum Besten geben: Er wollte bemerkt haben, daß, wenn man Aranov emendirt, anomalos zuerst ein Daktylus aus dem Glase fällt, nachmals ein Jambus. Der erste Trochäus, der sich am trockenen Bodensatze sammelt, wird groß, und wenn es endlich satt, so fließen ihm gleich ein Paar kleinere nach. Wenn man nun einem jambischen Verse vorn einen Trochäus ausgießt; so entsteht eben ein Daktylus. (Wäre der — Hatte sie —) und der Arzt will in seinem Charakter bleiben, indem er dem Parterre seine Reflexionen über die Krankheiten der Fürstenväter in gemessenen Jamben entwickelt. Leider kommen die Recensenten auf so Teufelsgedanken gar nicht, und Rec. ist gründlame Karoline Pauspondäus, der vor mehr Jahre die Alpabeserin in der Jenaischen recensirte, fand den Vers des sinnenden Cumaeers: „Wie er mich ächtet, rief er, sich tet zwar Accentuation wegen der vielen i, ohne zu bedenken, daß ein Poet der wohllautend fluchen läßt, leicht in den Verdacht kommt, das Fluchen durch Verschönerung empfehlen zu wollen, und sodann, daß der alte Cumaeer sich bereits in Henkers Hand befindet und in seiner Verzweiflung völlig schreit: als ob er am Spieße stäke. folglich in Grundtone i.

M.

Digitized by Google

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. März 1822.

Taschenliteratur für 1822.

Das Taschenbuch ohne Titel

(Leipzig b. Brockhaus XXVI und 225 S.) kündiget sich durch seinen Umschlag, besonders durch die Silhouetten von hinten auf der Rückseite, als humoristisch an, und ist vortrefflich, meisterhaft, klassisch. Das will Beweis, und Ref. führt ihn durch drey Stellen, die offenbar den Stempel des Genies tragen.

Die erste ist ein Lobgedicht auf „den weisen Hermes," den Verleger dieses Taschenbuches und Herausgeber der Zeitschrift Hermes:

Du wirst, so hoff' ich — zähmen
Der Sykophanten Brut fortan
Und der Kritik den Giftzahn nehmen:
Landfrieden sagt Apoll dann an;
Es wird sich wieder schämen
Der Cyniker, nie grämen
Sich Plato um den nackten Hahn.

Daß dir dein Vorsatz glücke,
Das wünscht der ganze Helikon:
Der Musen Chor — mit Gnadenblicke
Schaut auf dein Werk — es kennt dich schon!
Du bautest mit Geschicke
Die große Eselsbrücke
Der feinen Conversation.

Du standst klug auf der Lauer
Im Wendepunct der Völkerschlacht:
Den Zeitgeist hast, zwar nicht auf Dauer,
Durch deutsche Blätter *) angefacht,
Und jezt, troz halber Trauer,
Nimmst täglich du genauer
Der Musen heil'ges Spiel in Acht.

Du theilst der Wahrheit Schmerzen,
Die jezt im Joch ist überall,
Machst auf, das Leid ihr wegzuscherzen,
Des Auslands freyen Büchersaal,
Und weißt Licht einzuschwärzen,
Wie Priamus zum Herzen
Achills sich durch das Lager stahl.

Du führst mit goldner Ruthe
Autoren nach Elysium
Und nimmst mit kühlem Blute
Der Scribler schlechte Zucht herum:
Ja! bald wie ich vermuthe,
Der Schlimme wie der Gute
Sieht sich nach deiner Freundschaft um!

„Ja!" (fährt der begeisterte Sänger in Prosa fort) „Superis gratus et imis — bist du in der Lesewelt und wirst es bleiben; Hermes Psychopompos — wenn du so fortfährst, und bald werden deine kritischen Lagreiser als stämmiger Hochwald die Weisen zum Spazierengehen einladen. Doch Ade, beredter Atlas-Enkel." (S. 13. u. 14.)

Wo ist Humor, wenn hier keiner ist? a)

Die zweyte Stelle, aus einer Epistola de arte humoristica genommen, hat den Zweck, die Parodieen zu preisen, und lautet mit Erlaubniß des geehrten Herrn Redacteurs vom Lit. Blatt b) also:

Wenn Müllner, welcher, gleich den Speculanten
Zur theuren Zeit, ein gutes Mittelkorn
Als besten Weizen feilscht — und nun mit einem Sporn
Zuviel begabt — als größten Marktfieranten
Sich selbst präconisirt, sein Schreibepult
Patentisirt durch seine Schuld;
Wer dankt nicht den fatalen Brüdern,
Daß sie des blinden Zufalls Huld
Durch den aus Fäden der zerrissenen Geduld
Gestrickten Schicksalsstrumpf **) zergliedern,
Und ob der aus der magern Trift
Gequollne Bovist strozt von Gift —
Den Glückspilz doch zum Fliegenschwamm erniedern!

Da mit Gelächter bricht das Publikum den Stab
Ob solchen aufgedrungnen Xefen
Des Drama's, wirft die falschen Brillen ab
Und spricht heimgehend laut: „Man gab
Dem Biere seine rechten Hefen." (S. 46.)

*) Eine Altenburgische Zeitschrift, die i. J. 1813 erschien. D. Rec.

a) Mystification ist noch kein Humor; und der verhüllte Pferdefuß macht noch keinen Mephistopheles. Der Einfall des Satyrikers, seinen nicht scharf genug sehenden Verleger in dessen eignem Verlage so zu verspotten, kann nur die Schadenfreude, nicht den Kunstsinn ergötzen. M.

b) Erlaubniß vollauf! M.

**) Titel der Castelli'schen Parodie der Schuld, Leipzig b. Brockhaus. D. Rec.

Digitized by Google

Wo ist Humor, wenn hier keiner ist?[c])

Die dritte Stelle endlich, aus eben dieser Epistel genommen, mahnt die neuern Humoristen ab, auf der schmutzigen Bahn der Alten, namentlich des Horaz, Lucian und Apulejus fortzuwandern, und fährt dann so fort:

Setzt Göthe, dem wir wahrlich viel verzeihn,
Bedarf des Höllenzwangs in solchen Scherzen,
Und seine Sapphen erfordern guten Wein,
Soll Zucht manchmal den schlechten Ton verschmerzen:
Ja — man braucht nicht so frech, wie Meister Span zu seyn,
Um die poet'schen Flegeln (sic!)
Aus Götter-Hymnen auszumerzen:
Und darum, — ob aus Bronze oder Stein
Ihm Frankfurts Goldstolz wird ein Denkmal weihn, —
Ist's besser, man stellt die Apotheose
Von einem armen Erdenlose.
Derweilen er noch athmet, — ein.

Wo ist Humor, wenn hier keiner ist?[d])

Das ganze Taschenbuch ist offenbar von einem einzigen Verfasser geschrieben, der in Brotnoth zu seyn scheint, und Ref. müßte sehr irren, wenn es nicht der Pseudonymus Spiritus asper oder Simplicissimus wäre, dessen Schreibart es unnöthig macht, ihn in der literarischen Welt mit Steckbriefen zu verfolgen. Die Zeitbilder und Zeitverse S. 145 ff. handeln von Neugriechenthum, Freudeit und Juden, und sind wenigstens kräftig. Das Buch wird auch unter dem Titel: Manuscript aus Odessa, Miscellen der humoristischen Brüderschaft, erstes Bändchen, verkauft und kostet 1 Thlr. 12 gr.

N. S. Im Begriffe, diese Anzeige abzusenden, erfährt Ref., daß aus dem Taschenbuch ohne Titel ein Titel ohne Taschenbuch geworden ist, wenigstens im öffentlichen Buchhandel, indem man dasselbe in Leipzig consicirt hat.[e]) Auch bemerkt Ref., daß nicht alle Exemplare gleichlautend sind. Er hat deren zwey vor sich: in dem einen steht S. 156 ein Sonett „Hülfe von unten," und S. 158 ein „Nothschrey" (gegen die Juden), welche in dem andern fehlen, und durch „Nüsse" ersetzt sind.

Das Jahrbuch deutscher Nachspiele

herausg. von Carl von Holtei, erster Jahrgang, Breslau und Leipzig bey Groß, Barth und Comp. 295 S. 8.) will nach dem Vorworte weder die Zahl (Unzahl) der Uebersetzungen ausländischer Bagatellen vermehren, noch zu neuen Schöpfungen auffordern, sondern sich bemühen, die schon mit Glück auf der Bühne gegebenen Stücke bekannter Verfasser zu gewinnen. Ref. hat von den hier mitgetheilten fünf Stücken nur das zweyte gesehen, die Posse von P. A. Wolff: Der Hund des Aubri, und nur das vom Herausgeber (auf dessen Geschmack bey dem gegenwärtigen Unternehmen doch alles ankommt): die Farben, mit Aufmerksamkeit gelesen. Es ist ein wenig gedehnt, locker gewebt, aber sehr artig und poetisch ausgeführt. Der Styl (Kunststyl) ist der von W. Hensels Ritter Hans, die Verse (viergledrige Trochäen, gereimt) sind jedoch ungleich fließender und klarer. Dagegen fehlt die komische Kraft, welche dort in den Situationen und in der Hauptfigur liegt. Ref. glaubt, wenn dieser junge Dramatiker (er ist Schauspieler) reif wird in dem veränderlichen Theaterklima; so haben wir im Fache des feineren Lustspieles Gutes von ihm zu erwarten, und diese Hoffnung geht auch auf das gegenwärtig begonnene Sammlerunternehmen über. Für Privatbühnen unter gebildeten Ständen ist es sehr an der Zeit.

Das Vergißmeinnicht,

(Laurens erzählendes Taschenbuch) dürfen wir auch nicht vergessen, da wir nunmehro, so Gott will, am Schlusse von der Musterung der dießjährigen Taschenliteratur uns befinden. Wir werden uns aber auf keinen kritischen Bericht des Inhalts einlassen, und zwar aus folgenden Gründen. Die Verlagshandlung thut immer, als ob sie gar nicht genug von diesem Taschenbuche auftegen, der Nachfrage gar nicht genügen könnte. Damit ist es entweder eben so beschaffen, wie mit den ähnlichen Bekanntmachungen von der Verlagshandlung des Berliner Gesellschafters, oder besser. Im ersten Falle müssen wir es derselben glauben, daß das Buch ein Liebling der Lesewelt ist, und im zweyten Falle ist das wirklich wahr. In beyden Fällen müssen wir also von dem Satze ausgehen, daß wir einen Lieblingserzähler der Modewelt vor uns haben, und an solchen Autoren ist nicht gut kritisiren. Sie wollen nichts, als angenehm unterhalten, es gelingt ihnen; aber für dasjenige, was der Lesewelt angenehm seyn soll oder nicht, hat die Kunstphilosophie noch keinen Maßstab erfunden. Soll sie den für das Schöne und Erhabene anlegen? Das wäre zweckwidrig. In der Mode wie in der Liebe hat allezeit derjenige recht, welcher gefällt. Aber er hat eben darum auch viele Widersacher, die ihm leicht unrecht thun, zumal wenn seine Stellung in der politischen Welt (Z. ist unseres Wissens Redacteur einer Ministerialzeitung) nicht populär ist. Die Person wird mit dem Talente, das Talent mit dem nächsten Zwecke seines Gebrauches verwechselt, und das Kunstgericht geht

c) Das ist Sand, welchen der Dichter seinem Herrn Verleger in die Augen warf, damit er die oben angeführte Mystification nicht sehen möchte. M.

d) Herr ist weiser, er stellt in den „Flegeln." M.

e) Das wird dem Buche förderlicher seyn, als die lange, erratbrende Anzeige im Hesperus, welche den Verfasser einen Trümmer redivivus nennt, und attischen Geist in ihm findet. Wenn indessen Herr Hempel der Verf. ist; so kann an dem letztgedachten Lobspruche etwas Wahres seyn: denn etwas hat dieser Schriftsteller wirklich mit Aristophanes gemein. M.

Digitized by Google

nicht selten in ein Splitter- oder Sittengericht über. Das erklärt zum Theil die mancherley abfälligen Urtheile über diesen Erzähler, die uns in den letzten zwey bis drey Jahren zu Gesicht gekommen sind. Wir können denselben nicht durchaus beystimmen. Göthe's poetische Romanenkunst, Hermes und J. Gottw. Müllers Menschenkenntniß und Lebensphilosophie, Tieck's und Jean Paul's genialer Humor, H. v. Kleist's ernste, tragische Weltansicht, stehen ihm freylich nicht zu Gebote; aber mit Lafontaine, Kind und G. Schilling hält er die Vergleichung aus, und hundert Anderen ist er überlegen. Also, liebes Publikum, vergiß sein nicht!

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

Dramatische Dichtkunst.

Emma, ou la Promesse imprudente. Opera comique en trois actes et en prose, par Planard. Schauspieldichter hätten mehr als jede andere Art von Schriftstellern Ursache, sich mit der Oertlichkeit des Landes bekannt zu machen, wohin sie die Schöpfung ihrer Einbildungskraft zu verlegen für gut finden. Unter der Anzahl von Zuschauern findet sich, besonders in einer großen Stadt, mancher, der, von der Wiege an, die Menschen hat leben und weben gesehen, die ihm hier geschildert werden. Findet er sie mit seiner Erfahrung nicht übereinstimmend, so verliert der Dichter in seiner Meynung, wie sehr auch die Arbeit desselben der Vollendung sich nähern mag. Es fehlet ihr Wahrheit, unbedeutende Fehlgriffe des Verfassers werden anstößig, machen den kundigen Zuschauer übellaunig, und Achselzucken, mitleidiges Lächeln oder noch deutlichere Zeichen der Unzufriedenheit treten an die Stelle des Beyfalls. Einen so ungünstigen Eindruck mußte Emma nothwendig auf jeden Deutschen machen, die sich, am 9ten Juli, bey der ersten Vorstellung dieses Singstücks gegenwärtig befand. Der Verfasser hat den Vorgang desselben nach der Umgegend von Wien hin verlegt, bewiesen aber, gleich vom ersten Auftritte an, daß Oestreichs Sitten und Gebräuche ihm ganz fremd sind. Ein reicher Pächter hat zwey Söhne, wovon der eine mit ihm die Landwirthschaft treibt, der andere, Edmund, in östreichische Kriegsdienste getreten ist, sich jugendlicher Ausschweifungen ergeben, und das Geld verspielet hat, welches ihm der Vater schickte um sich eine Hauptmannsstelle zu kaufen. Wohl herrschten Mißbräuche der Art ehedem in Frankreich, wohl sah man vormals unbärtige Knaben französische Heershaufen befehligen, seit der Revolution aber, bis vor wenig Jahren noch, berechtigten nur lange Dienste oder ausgezeichnete Thaten zu Befehlshaberstellen. Daß es in Deutschland eine gleiche Bewandniß mit der Beförderung in Kriegsdiensten habe, scheinet dem Verfasser nicht in den Sinn gekommen zu seyn. Freylich mag Geburt und Gunst nicht selten zur Vertheilung der Officierstellen beytragen, nie aber wurde der Kriegsstand bey irgend einer deutschen Macht so sehr herabgewürdiget, daß man mit den Officiersstellen hätte Handel treiben sollen. Obwohl über diese Ungereimtheit dem Verfasser, gleich nach der ersten Vorstellung, die Augen geöffnet wurden, so hat er sie dennoch bestehen lassen. Ein französischer Dichter ist über solche ärmliche Rücksichten erhaben. Der übrige Plan des Stücks ist kürzlich folgender:

Edmund wagt es nicht seinem Vater wieder unter die Augen zu treten. Er lebt in Wien der Verzweiflung hingegeben, die dadurch noch vermehrt wird, daß er Emma, eine junge Waise, die der alte Pächter, mit ihrer Schwester, als seine eignen Kinder aufzerzogen hat, innigst liebt. Der Zufall will, daß, in dieser mißlichen Lage des jungen Wildfangs, eine reiche Wittwe seiner Bekanntschaft sich mit ihrem Anbeter, einem habsüchtigen Edelmanne, entzweyet, und Edmund ihre Hand anbietet, der in seiner Lage den Antrag nicht auszuschlagen für gut hält, vielmehr sich zu einer ehelichen Verbindung schriftlich anheischig macht. Jetzt kehrt er nach seines Vaters Pachthofe zurück, um bey der Verbindung seines Bruders mit Emmas Schwester gegenwärtig zu seyn. Der Vater wünscht bey der Ankunft seines zweyten Sohnes nun auch dessen Verbindung mit Emma zu beschleunigen, und beyde Hochzeiten auf einmal zu feyern. Jetzt sieht sich Edmund gezwungen ein aufrichtiges Bekenntniß seiner Verirrungen und seines unbedachtsamen Versprechens abzulegen, und seine Unbesonnenheit um desto mehr zu bereuen, da während seiner Abwesenheit Emmas Reize sich verdoppelt zu haben scheinen. Seine Verzweiflung kennet jetzt keine Gränzen, aber der Dichter läßt ihn nicht ein Raub derselben werden und den Knoten durch die unerwartete Ankunft der Frau von Palmer, Edmunds Verlobte, lösen, die nach einigen beseitigten Bedenklichkeiten endlich die Verschreibung Edmunds zurück giebt, und sich mit ihrem ersten Liebhaber vereinet. (4 Bogen Druck in 8. Preis 1 Fr. 60 Cent. Bey Barba).

(Die Fortsetzung folgt.)

Beamtenmaurerey.

(Zu Nr. 1. und Nr. 43. Jahrg. 1821.)

Erst jetzt hab' ich zufällig durch den Allgem. Anz. der Deutschen Nr. 10. 1822. erfahren, daß bereits vor Jahres-Frist ein Brockhausischer, den Zeitgenossen bezeichneter, literarischer Anzeiger folgende Bekanntmachung geliefert hat.

„Mit Bezug auf den Müllnerischen Aufsatz im Literatur-„blatte Nr. 1. vom 2. d. M. (2. Jan. 1821.) erklären wir Un-„terzeichnete hierdurch: daß wir die einzigen Freymaurer in „der, mit Inbegriff des Herrn Directors aus 11 Mitgliedern „bestehenden ersten Abtheilung des hiesigen Regierungscollegii

„sind, und daß wir bisher mit der in Weißenfels neu errichteten Loge in keiner Art von Verbindung gestanden, „ja dieselbe nie besucht haben. Merseburg d. 30. Jan. 1821.

„Krosigk, k. pr. Regierungsrath.

„Niemann, k. pr. Reg. und Medicinalrath.

„Christian Weiß, k. pr. Reg. und Schulrath.“

Im angeführten 10. Stück des Allg. Anz. 1822. hat ein, mit G. v. H. bezeichneter Ungenannter die Herren Bekanntmacher hart angefochten, den ersten Theil ihrer Erklärung eine „unsinnige Behauptung“ genannt (weil nämlich kein M. verbunden ist, sich dem andern kund zu geben, mithin auch keiner wissen kann, ob er in einem gewissen Kreise der einzige sey), und aus dem zweyten Theile die Folgerung gezogen, daß die Herren Erklärer weder MM. noch preußische Staatsbeamte seyn könnten. Er schließt seine Rüge mit den Worten:

„Je aufmerksamer man diese ganze Erklärung brachtet, um so mehr muß man bedauren, daß die Einsender „nicht Folge leisteten dem verständigen Winke des Hrn. v. „Cotta, und durch Sollicitationen bey H. Müllner zur rechten Erkenntniß der, bey der wunderlichen Bekanntmachung „gebrauchten Worte und Bekenntnisse gelangten. Vielleicht „wäre auf diesem Wege die ganze Erklärung unterdrückt, „oder nach erfolgter Berichtigung zur Presse gelangt. Gegenwärtig, da das Aergerniß einmal gegeben, steht zu erwarten, daß die erhobenen Zweifel berichtigt und die „Vorlanten zur Rechenschaft gezogen werden „mögen.“

Diese öffentliche Streitsache, obwohl mein Name genannt worden, ist mir vollkommen fremd. Hätt' ich die Erklärung der drey Herren Reg. RR. früher zu Gesicht bekommen; so wär' es allerdings möglich gewesen, daß ich gefragt hätte: ob sie sich wohl getrauten, auf Pflicht und Eid zu bethauren, daß ich nicht F. M. sey, oder: durch welches Alphabet die übrigen sieben R. R. sie überzeugt, daß sie nicht ihre BB. wären. Jetzt ist das nicht mehr nöthig, und ich habe blos in Bezug auf den angezogenen Schluß der G. v. H'schen Rüge zu bemerken: daß von einem Winke des Herrn Geh. Hofrathe Cotta von Cottendorff mir durchaus nichts bekannt geworden ist; daß ich mir nicht angemaßt haben würde, Männern, die in jedem Betracht mehr im Lichte sind, als ich, zur Erkenntniß ihrer eignen Worte verhelfen zu wollen; daß ich aber allerdings versucht haben würde, durch die Erklärung meiner Worte (im Lit. Bl. Nr. 1. 1821.) sie zu überzeugen, daß es, für das Publikum, ihrer Erklärung unmöglich bedürfen könne.

Insoferne nämlich mein Aufsatz im Lit. Bl. eine mich persönlich betreffende Angelegenheit enthält, läßt sich sein Sinn leicht in folgende Sätze auflösen.

Species facti. Ein Administrativ-Collegium, in welchem FMM. sitzen, giebt eine Entscheidung, wodurch ein Administrator seine Rechte verletzt, und seinen Widersacher, den er als F. M. kennt, in Vortheil gesetzt glaubt. Er ist subjectiv überzeugt, daß die maurerische Agape Einfluß auf die erste Entscheidung gehabt habe, und provocirt auf eine zweyte desselben Collegium.

Erste Frage. Ist er berechtiget, dem Chef, mit dem er im Verhältnisse persönlicher Bekanntschaft steht, diese subjective Ueberzeugung privatbriefsich zu eröffnen, und ihn zu besonderer Aufmerksamkeit auf die zweyte Entscheidung aufzufordern?

Zweyte Frage. Wie ist, nach den Grundsätzen der Moral, über den Fall zu urtheilen, wenn der Empfänger diesen Privatbrief dem Collegium mittheilt, und, vereint mit diesem, eine Denunciation darauf gründet?

Vergleicht man nun damit die obige Erklärung der drey (angeblich einzigen) Herren FMM; so wird man leicht finden, daß dieselbe weder etwas Wesentliches an der species facti verändern, noch auf die Beantwortung der beyden Fragen irgend einen Einfluß haben kann: denn der Mangel an Besuch einer L. schließt die Agape unter den MM. nicht aus, und da diese Bundestugend schon durch Einen M. auf die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens wirken kann; so schlägt es bey obigen Fragen gänzlich nicht ein, ob deren drey, oder mehr, im Collegium gesessen haben.

Ich halte mithin dafür, daß, in Bezug auf meinen Aufsatz wenigstens, die Erklärung der drey Herren MM. unnöthig war; allein in dem Streit' über die Frage, ob sie ein Aergerniß gegeben, bin ich durchaus unbetheiligt. Genug daß, wenn sie dergleichen gegeben hätte, mein Aufsatz nicht als dessen zureichende Ursache angesehen werden kann, eben weil derselbe jene Erklärung nicht nöthig machte. Ich wünsche daher, daß bey diesem Streite mein Name künftig aus dem Spiele bleibe; ich bitte darum, und unterstütze dieß Gesuch durch die Bemerkung, die ich bereits im Lit. Bl. Nr. 34. 1821. S. 136. ad vocem Zeitungschreiber ausgesprochen habe. Weißenfels am 6. Febr. 1821. Müllner.

Druckfehler.

In der Rec. von Cuviers Thierreich Nr. 7. Sp. 2. Z. 16. ist Sinnenstellung dadurch entstanden, daß nach Fell ein Punkt gesetzt, und das folgende Wort: Nichtwiederkäuende, mit dem Initial-N angefangen worden. Ebend. Z. 27. l. Dünnschnäbel st. Dünnenschnäbel.

In der Rec. v. Göthe's A. M. Wanderj. S. 26. Sp. 2. Z. 1. l. characterisirt st. charakterisirt. Ebendas. Z. 10. ist auch eine, aus dem Buche angeführte Stelle dadurch zu Unsinn geworden, daß st.: nach seinem Bilde prägen, gesetzt worden: nach diesem Bilde. Ebend. S. 27. Z. 25. v. u. l. junge Mannweiber st. junge Mannbilder.

In Nr. 2. Rec. von Webers Schrift ü. d. Electro-Magnetismus, Sp. 2. Z. 15. v. u. l. wirke st. wirkt. Ebendas. S. 31. Z. 9. l. genähert (approche) st. genöhrt (alimente). In dem Aufsatze: Macbeths Gesicht, S. 32. Sp. 1. Z. 7. v. u. l. reflectirenden st. reflectirens. Ebend. Sp. 2. Z. 9. gehört das Allegationszeichen nicht zu dem, in dieser Zeile anfangenden, sondern zu dem darin schließenden Satze. Z. 8. v. u. l. Glamis st. Glanis.

Digitized by Google

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 5. März 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Starkother. Tragödie von Oehlenschläger. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1821. 176 S. 8.

Dieses Gedicht darf ungeachtet des Gattungsnamens, welchen der Dichter ihm gegeben hat, nicht nach den Kunstgesetzen der Tragödie gerichtet werden, obschon diese Gesetze in Deutschland sehr liberal sind, indem sie nicht, wie in Frankreich, auf einer restrictiven, sondern auf einer extensiven Interpretation des aristotelischen Codex beruhen. Es ist vielmehr ein dramatisirtes Epos, oder, wie Fouqué diese Spielart der poetischen Production nicht unglücklich genannt hat, ein Heldenspiel. Aber es übertrifft weit alle Fouqué'schen Heldenspiele, die Ref. kennt, theils an Haltung und Reiz des scandinavischen Costums (man wird hoffentlich dieß Wort hier nicht im Sinne der Theaterschneiderkunst nehmen), theils an Mannigfaltigkeit der Darstellungsgegenstände, theils an Reichthum moralischer Unterlagen, theils endlich an Concentration der Wirkungen seiner einzelnen Partheien, von welcher überhaupt alle Annäherung dieser Gattung an das reine Drama wesentlich abhangt.

Starkother (die Mittelsylbe lang) hat als Jüngling, von einem Priester des Thor verleitet, den König Olaf auf Seeland im Bade umgebracht, dessen Bruder (Frode) auf den Thron erhoben, und die Kinder des letztgenannten, Ingild und Helga, erzogen. Vom Gewissen bedrängt, hat er mit Attila den Kriegszug gen Süden gemacht, um seine Missethat durch Heldenthaten und Heldentod zu sühnen. Er hat die Welt mit seinem Ruhm' erfüllt, die Sage hat ihn der nordländischen Volksphantasie als Halbgott dargestellt; aber den ersehnten Tod von Heldenhand (nach dem Glauben seiner Väter das Zeichen der göttlichen Vergebung) hat er dort nicht finden können, und kehrt zurück, ihn am Orte seiner Sünde aufzusuchen, ihn am Altare des Thor zu erstehen. Er findet seinen Zögling Ingild, eine gutmüthige aber unkönigliche, schwache Natur, auf dem Throne seines Vaters, den der Sachsenkönig getödtet hat, vermählt mit Thasneiden, der Tochter des Mörders, mithin in einer schmachvollen Ehe. Thusnelda (von den Seeländern Swartehamm genannt) verachtet ihren Gemahl, sie ist für den König von Schonen entbrannt. Helga ist von Ingild dem feigen Goldschmidt Fengo zugesagt, den er zum Jarlen erhoben, während ihr Herz der Liebe des jungen Seekönigs Eigil sich ergeben hat, der für den Sohn des Königs Eister auf Ugde gehalten wird. Starkother beschließt, Dännemark von der Schmach einer unheldenthümlichen Regierung, einer verweichlichten Hofhaltung, eines entehrten Königsthrons zu retten, und bey dem furchtbaren Ansehen, worin er als putativer Halbgott steht, macht ihm das nur allzuwenig Mühe, weit weniger, als für die dramatische Wirkung seines Heldenlebens gut ist. Er nimmt Fengo gefangen und sendet ihn auf sein Schiff. Er erscheint (sans trop de raison als Köhler verkleidet) in Ingilds Burg, liest seinem Zöglinge den Text, und entdeckt ihm die Untreue seiner Gemahlin. Er kämpft siegreich mit sieben Brüdern des Königs von Schonen, auf einmal, doch außer der Scene. Thusnelda ist entflohn und rückt mit einem Heere gegen den betrogenen Gatten an, der dem Krieg so sehr abhold ist, daß er sich lieber tödten, als fechten will, und daß er endlich den Thron verläßt, um bey seinem Gärtner (Trost genannt) Trost und Ruhe unter friedlichen Binnen zu suchen. Starkother giebt mit Eigil Thusnelden entgegen, schlägt sie aufs Haupt, und kehrt heim in Triumph, wo nun Ingild den Thron an Eigil abtritt, und denselben Helga verlobt. Das alles ist erfreulich genug für den Leser, aber es genügt dem Starkother nicht, der den Heldentod sucht, und notwendig finden muß, wenn einmal Tragödienartiges entstehen soll. Schon bey'm ersten Anblick Eigils geräth der alte Held in heftige Bewegung, weil er in seinen Zügen eine täuschende Aehnlichkeit mit dem ermordeten Olaf fand, der ihm jeden Vollmond um Mitternacht zu erscheinen pflegt. In der Nacht vor dem Kampfe mit Thusneiden ist Vollmond, er ist mit Eigil allein, und da die Erscheinung jetzt, zum ersten Mal seit dreyßig Jahren, wegbleibt; so ahnet er, Eigil sey Olafs Sohn. Das bestätiget denn, gegen den Schluß des Stückes, ein Herold, der des Königs Eiste Tod und dessen letztes Geständ-

Digitized by Google

niß meldet, daß Eigil nur sein Pflegesohn sey, den er den Verfolgern Olufs unterschlagen habe. Eigil ist also legitimer König von Seeland; aber er ist auch Sohn eines Erschlagenen, und fordert den Mörder, Starkother, dem er den Thron und die Verlobte verdankt, zum Rachekampfe heraus, den dieser eben so freudig annimmt, als er ihm mit altritterlicher Liebe, sonder allen Groll, geboten wird. In diesem Kampfe (ebenfalls außer der Scene) findet er das Ziel seiner Wünsche, den Tod von Heldenhand, und das Stück ist zu Ende.

Man sieht leicht, daß Starkother an und für sich ein echter, aristotelischer Tragödien-Heros ist: mit „einiger Sünde" behaftet; aber jezt reuig, tapfer und gerecht. Allein man sieht eben so leicht, woran es liegt, daß er nicht echt tragisch auf die Leser wirken kann: er ist nämlich in das Getriebe der Leidenschaften, welches der Handlung des Stückes inneres Leben geben soll, gar nicht mit verflochten, und wirkt auf das Geschick der übrigen Personen nur von außen, als ein Deus ex machina ein. Ja alles, was sich, zum Theil durch ihn, mit diesen Personen begiebt, hat auf den Ausgang seines Geschicks keine nothwendige Causalitäts-Beziehung. Der Herold von Agde dürfte nur vier Akte früher mit der Nachricht ankommen, daß Eigil Olufs Sohn sey; so könnte der Held seinen Heldentod sterben, ohne daß irgend etwas zwischen Ingild, Thusnelda, Helga, Eigil, Fengo, dem Könige von Schonen u. s. w. sich zu begeben brauchte, so wie auch wieder umgekehrt das alles sich begeben konnte, ohne daß Starkother den Heldentod starb. Dieser Mangel an Verbindung der Fabelelemente stößt gegen ein dramatisches Zwölftafel-Gesetz an, und der Dichter hätte besser gethan, wenn er seinen Stoff rein episch behandelt hätte. Starkother in seinem Kriegsleben, immer siegreich und glücklich gepriesen, und immer unglücklich, weil er den sühnenden Heldentod nicht finden kann, hätte wohl eben so gut zum epischen Helden getaugt, wie der stets tapfere und nie siegende Rinaldo in Fouqué's Corona. Seine Thaten hätten zu prachtvollen Schlachtgemälden Stoff gegeben; die nordischen Götter wären sichtbar als Lenker der Begebenheiten erschienen; in der Verfolgung seines Heroenlaufs hätte den Lesern eine moralische Karte der Welt und Uebermelt sich entfaltet; und die Liebe Helga's und Eigils, die Untreue Thusnelda's, die Trauer und Selbsterkenntniß Ingilds, kurz alle, hier als Hauptsachen behandelten Begebenheiten im seeländischen Königshause, hätten als anziehende, das Interesse an dem Geschicke des Heros immer höher spannende Episoden ein Heldengedicht geschmückt, dem die Schwierigkeit, den gerechten Zorn der Götter über eine Missethat durch Heldenthaten zu versöhnen, als eine würdige moralische Grundidee untergelegen haben würde. Sie liegt freylich auch dem Drama zum Grunde; aber sie kommt nicht genug zur Anschauung, weil wir den Helden nicht um sein Ziel ein ganzes Leben hindurch kämpfen sehen: sehen, mit dem inneren Auge. Daran hindert uns der Umstand, daß sein langer, fruchtloser Kampf um die Versöhnung mit Thor schon vorüber ist, als wir ihn kennen lernen, und nicht einmal erzählt, sondern blos erwähnt wird, nachdem wir seine Bekanntschaft gemacht haben.

Rec. urtheilt daher: Treflicher Stoff, unglückliche Wahl der Form. Aber in jeder Form behält die Poesie Raum für die Wirkungen ihrer zauberischen Macht. So auch hier, oft, vor allem am Schlusse des vierten Aktes, im Momente der Vollmonds-Mitternacht, wo Starkother durch die bloße Erwartung, den Geist des Erschlagenen zu sehen, mit dem ganzen Schrecknisse der Geisterwelt in das menschliche Gemüth eindringt; und dann wieder im Anfange des fünften, wo Ingild, im Garten des seinem Trost, über dem neugefundenen Glücke des inneren und äußeren Friedens, sein Königselend bis zur Verkennung seiner eignen Person vergißt.

Der arme Ingild! Glücklich der, der nicht
Zu solchem falschen Tand geboren ward. —
Wie weit, weit mehr, als Ingild, bin ich Herr!
Der Sommer, die Natur ist ganz mein eigen.
Wohl hab' ich nicht ein steinern Schloß, wie er,
Ich baue mir mein Haus aus grünen Zweigen.
Derweil in Zwietracht seine Mannen oft
Sich treulos gegen ihren König wehren,
Wächst mir ein goldnes Heer, ganz unverrostet;
Im Feld', und alle Lanzen blühn wie Aehren.
Das Krumme macht er doch nicht wieder gleich,
Die Bösen seine Milde nur bestimpfen;
Vom Baume schneid' ich jeden schlechten Zweig,
Um bessre tiefer in den Stamm zu impfen.
Wenn seine Flotten dort im Meere geh'n —
Ist's eine grimm'ge raubende Hyäne!.
Das Segel schwillt — da glaubst den Schwan zu seh'n —
Bald aber zeigt das Ungeheu'r die Zähne;
Dort seh' ich meinen kleinen Schiffer: Ach.
Das Eichhorn auf dem Stückchen Baumesrinde;
Als Ruder streckt den Fuß er in den Bach.
Als Segel breitet sich der Schweif im Winde.
Ach Ingild, Ingild! Erwerbsam wird nie
Unschuldig wieder, nimmer kannst du trösten!
Hier blühn die Rose, sindnen noch wie sie,
Und die ist tindlich, liebenswerth und offen;
Sie sammt mir ihren reinen Frühlingsduft,
Der Vogel singt — hier läßt sich gar nicht trauern.
Ingild! Der Bauersmann in ferner Luft
Ist glücklich, und muß innig dich bedauern.

Ein Ausländer, der so in unserer Sprache dichtet, hat an die deutsche Kritik den Anspruch zu machen, daß sie ihm sorgfältig die Stellen zeige, wo der Genius unserer Sprache ihn getroffen hat.

S. 4. „Welche Probe kannst du heißen?" (Heischen!) Es kann hier kein Druckfehler seyn, da der Dichter das Wort auf beweisen reimt.

S. 8. „Die Fröhlichkeit — die grüne Eigenschaft,
Das holde Blühn macht blühen meine Kraft."

Digitized by Google

Eigenschaft ist hier ganz unpoetisch, und selbst in Prosa würde, obwohl die Farbe eine Eigenschaft ist, doch die grüne Farbe eben so unschicklich eine grüne Eigenschaft genannt werden, als z. B. ein schwarzer Rock ein schwarzes Besitzthum, trockenes Brod ein trockenes Bedürfniß, oder der runde Hut ein rundes Nennwort.

S. 9. „dereinst geschmückt." Dereinst bezieht sich immer auf die Zukunft, nie auf die Vergangenheit, einst aber auf beyde. Es ist das dorénavant der Franzosen.

S. 40. „unter Wölfe sich geirrt." (Verirrt.)

S. 43. „Zwar oft, nicht immer." (Oft, doch nicht immer.) Das zwar kann hier eben so gut als das doch elidirt werden.

S. 52. „Ha täglich tröpfles (optativ gebraucht) ihre Augen Gift auf ihre Brust, und (dieses Gift nämlich) zehrt ihr ihre Blüthe." (Das ihre Blüthe zehre.)

S. 60. wird von einem goldnen und mit Edelsteinen besetzten Zepter gesagt: „Des goldnen, steinernen." Steinern heißt, was aus Stein gemacht, nicht was mit Steinen verziert ist, und selbst das, aus Edelstein gemachte nennt man lieber diamanten, z. B. ein goldnes Thor in diamantnen Angeln.

S. 104. „Bey Halsdans Grab will ihr der Alte warten." (Der Alt' erwarten.) Jenes würde den Sinn geben: er will ihn pflegen, soigner.

S. 137. „und spät fürchterlich nach der Erscheinung." Fürchterlich heißt, was Furcht erregt, und kann nie für furchterfüllt gebraucht werden.

Zum Schluß stehe hier noch eine artige Stelle aus der Scene, wo Thusnelda einen Flötenspieler vor Starkother spielen läßt, um den rauhen Helden zu geschmeidigen.

Schweig still, du, mit den starren Augen da,
Der mit den luftgestopften Backen glaubt,
Mit Trillern eines Mannes Sinn zu lenken.
Beym ew'gen Thor, ich fühle mehr für Kunst,
Als Ihr Eu'r ganzes Lebenlang gefühlt;
Oft aber wird die Scam' ins Meer sich senken,
Eh' ihr verstehn, des Geistes Maß dem Hopsen
Der Sklave zu gefallen, um darauf
Den Lebenskranz zu drau'n. Warum begnügt
Ihr Euch denn nicht mit dem Vorhandenen?
Sonst sang man gute Lieder bey der Harfe,
Die kräftig Herz und Muth erheiterten;
Statt daß die Schnelle, die Geschmeidigkeit
Der Finger jetzt Euch in Erstaunen setzt.
Halt ein, du hagrer fingerschmaler Pfeifer,
Wo du nichts weiter mir zu zeigen hast,
Als: wie du schnell die Löcher decken kannst.
Steck' deine Pfeife in (den) Sack! Sonst werd' ich dich
Nach meiner Pfeife schleunig tanzen lehren.

Eine altnordische Kritik der heutigen Concertmusik!

Länder- und Völkerkunde.

Briefe von einer Reise durch England, Schottland und Irland im Frühjahr und Sommer 1820 von Heinrich Meidinger. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cottaschen Buchhandlung 1821. 220 S. gr. 8.

Nach der Zueignungsschrift „flüchtige Briefe, die ursprünglich blos dazu dienen sollten, einem Jugendfreunde einige Umrisse von der merkwürdigen Insel zu geben." Wir finden aber nichts Flüchtiges daran, als etwa die Schreibart, z. B. „ihre eigene (n) Parlamentsglieder" S. 11. „keine schöne (n) Ueberstaaten" S. 25. „daß dieses manche Commitenten (accusat.) und manchen Candidaten (dat.) bedeutende Summen kostet" S. 11. „ein Schiff auf Räder (n)" S. 13. „unzulängliche (unzulässige) Wahlherren" S. 22. „die Fluth steigt noch 15 M. über die Stadt hinauf, doch ist das Wasser süß und nicht gesalzen" S. 25. (Salzig und gesalzen ist zweyerley, und ist ein Wasser süß, so versteht sich's von selbst, daß es nicht salzig seyn kann.) Daß S. 120 Edinburg die hohe Gebirgsstadt Hollands genannt wird, ist unsehlbar Druckfehler, und die umherlaufende Gallerie S. 137. (rundumherlaufende) vielleicht auch; dagegen ist das „gebucht" S. 14. (für zu Buche gebracht, eingetragen) eine nicht unebene Wörterschaffung. Der Inhalt dieser Briefe dingegen zeigt das Gegentheil von Flüchtigkeit eines Reisenden: zahlreiche, sorgfältig gesammelte, kurz zusammengedrängte, und zum Theil urkundlich belegte, geographische Notizen, wie man sie etwa einem Freunde mittheilen würde, damit er sein Handbuch der Geographie von Britannien darnach berichtige und vervollständige; Reisebeschreibung (i. e. Beschreibung der Reisebegegnisse) fast gar nicht; der eigenen Betrachtungen wenig; aber diese wenigen stets klar, meist treffend, immer plausibel. Bey der höchst anziehenden Beschreibung der Parlamentswahlen, welche dem Leser Hogarths Gemälde lebhaft vergegenwärtiget, ist die Nichtflüchtigkeit so weit getrieben, daß die darüber bestehenden Hauptgesetze im Auszuge beygefügt sind. Die Verordnung Georgs II. Kap. 30, nach welcher der Kriegsminister, bey Strafe des Amts- und Amtsfähigkeitsverlustes, während der Wahl alle Soldaten zwey bis drey Meilen weit vom Wahlplatze entfernt halten muß, steht an der Spitze, als Maaßstab für den englischen Begriff der Volksfreyheit, der für den Deutschen ein wenig zu colossal wäre. Die Freyheit der Deputirten hingegen hat der V. S. 23. durch eine Uebersetzungsflüchtigkeit stark beschnitten. Sie sind nach ihm unantastbar, „außer bey Hochverrath, bösliche n Verbrechen (felony) und wirklichem Friedensbruch." Felony will mehr sagen, als delictum dolosum.

Die Kanonen der englischen Marine (circa 230 Linien-

Digitized by Google

schiffe, 300 Fregatten, 500 kleinere Fahrzeuge) schätzt er auf 40,000 Stück. Die Engländer sollten damit einmal eine Generalsalve geben im Kanal, damit Frankreich mehr Respect bekäme vor dem allmächtigen Nachbar. Die einzige Nebenbuhlerin dieser Seemacht, Amerika, hat nach dem V. kaum erst zwölf Linienschiffe, und doch „Nebenbuhlerin“? Da muß es denn doch wohl auf die Zahl der vorhandenen Schiffe und Kanonen nicht allein bey der Sache ankommen.

Man glaubt gewöhnlich, Chinesen wären nur selten außer China zu sehen; der V. fand deren häufig unter den Säulen des ostindischen Hauses (S. 36), die als Matrosen auf englischen Schiffen dienten.

Mit dem deutschen Buchhandel will es nach S. 38. in London noch immer nicht recht fort, obgleich man die und da auf enthusiastische Verehrer der deutschen Sprache und Literatur stößt, auch Treuttel und Würz und J. H. Voße Etablissements dort haben. Dagegen scheint Deutschland Repressalien zu gebrauchen: denn mit dem englischen Buchhandel in Leipzig ist's noch viel schlimmer, wir können die englischen Ladenpreise nicht bezahlen, und es wäre zu wünschen, daß der h. Bundestag, wenn er 1823 den Nachdruck verbieten sollte, die Nachdrucker Entschädigungsweise auf die englische Literatur verwiese. Daß man in the George et vultures Tavern (S. 37.) das Morgenblatt hält, ist dem Lit. Bl. sehr erfreulich, und es hofft, dort um so fleißiger gelesen zu werden, da es von Zeit zu Zeit Uebersichten der englischen Literatur liefert; was darinnen übersehen wird, wird man in gedachter Lese-Tavern am besten zu schätzen wissen.

Die Oper ist nach S. 41 blos Dienstags und Samstags, und nur vom December bis zum Juli geöffnet. Das wird schon besser werden, wenn nur erst das englische Volk weicher, gemüthlicher, sinnlicher wird, und sich den Geschmack am Reden (im Parlament, in den Volksversammlungen u. s. f.) abgewöhnt. Bey uns, die wir Gottlob diesen verderblichen Geschmack nicht haben, geht es mit dem Singen und Musiciren viel besser, und wir denken sogar — nach Noten.

S. 72 singt der V. im Sinn der Radikalen eine kurze Steuer-Litanie ab. „Das Land ist meistens in den Hän„den der Großen. Die Pächter seufzen, so wie ganz Eng„land, unter dem Druck der Abgaben. Auf jedem Karren, „auf jedem Stück Vieh, auf allem, was der Mensch nur „besitzt, liegt ein jährlicher Tribut. Und jedes neue Jahr „bringt neue Bürden, und jeder neue Herbst bringt einen „neuen Wurm mehr in den Segen des Landmanns.“ Nun, an dieser Art von Würmern leiden die Kinder des Continents ebenfalls, und manche Aerzte behaupten, die Krankheit rühre zum Theil von den vielen abführenden Mitteln her, welche England ihnen beyzubringen wisse.

S. 143. befindet sich eine Uebersicht der Lehrstühle an der Universität Edinburg. Die Bibliothek, blos im medicinischen Fache schätzbar, ist 60,000 Bände stark, und die deutschen Bücher sind in einer großen Bodenkammer aufgestellt. Recht so! unsere Literatur muß überall in Europa obenauf seyn, und wer in Edinburg sich damit vertraut macht, von dem kann man sagen, daß er sich doch versteigt. Unter fünfzig Buchhandlungen ist die von Archibald Constable und Comp. die erste, sie verlegt das Edinb. Review, dessen Herausgeber der Advocat Franz Jeffrey ist. Das neuere periodische Werk, Blackwoods Magazine, wird dort für zu heftig gehalten. Es nun, neue Besen kehren scharf. Die ausländischen Dichter aber, namentlich Adolphus Mullner und Adamus Ohlenschlaeger, können über diesen Besen nicht klagen; er kehrt vor ihren Thüren den Unrath weg, welchen die resp. deutschen und dänischen Recensenten daselbst aufgehäuft haben.

Die Verfassung der Kirchengerichte in Schottland: General Assembly, Provincial synods, Presbyteries und Kirk Sessions, scheint einer neuen Einrichtung in Preußen zum Vorbilde gedient zu haben. Es ist eine Art von Repräsentativ- (oder Deputations-) System. (S. 150.)

Auf der Universität zu Orfort, deren Einrichtung der V. S. 202 ff. ausführlich beschreibt, darf kein Barbier oder Haarkräusler practiciren, ohne besonders — wie die Studenten — immatriculirt zu seyn. Das hängt wahrscheinlich mit der Gerichtsverfassung zusammen. Ref. entsinnt sich, daß er, als Student, einen Stiefelputzer hatte, der auch immatriculirt war (eine sogenannte alte Muse), und der sich gewöhnlich seinen neuen Kunden mit dem Argument empfahl, daß er, falls er seine Schuldigkeit nicht thäte, bey dem akademischen Senate verklagt werden könnte. Dem V. ist nach S. 202. der Unterschied aufgefallen, der dort zwischen adligen und bürgerlichen Studenten (Noblemen und Gentlemen Commoners) statt findet. Jene erhalten ihr Decret (der adeligen Studen) in drey, diese erst in vier Jahren, nach vorhergegangener öffentlichen Prüfung. Was ist daran Auffallendes für einen Deutschen? Ein alter Criminalist, der eben in *** rector magnificus war, sollt' einen Studenten immatriculiren, der die gesetzlich erforderlichen Jahre noch nicht hatte. Der Hofmeister gab zu erwägen, daß er von Adel zu einer schnellen Carriere bestimmt wäre. Recte, erwiederte der alte Carpiovianer, nobilitas et malitia supplent aetatem, und immatriculirte.

Da dieses Buch offenbar über den Zweck einer bloßen Unterhaltung hinausstrebt, und zu reich an belehrenden Notizen ist, als daß man dieselben alle im Gedächtnisse behalten könnte; so müssen wir tadeln, daß es ohne index realis gelassen worden ist, der dessen Brauchbarkeit sehr erhöhen würde.

Digitized by Google

Nr. 20.

Literatur-Blatt.

Freitag den 8. März 1822.

Staatswissenschaften.

1. Die peinliche Rechtspflege und der Geist der Regierung in England. Nach dem Französischen des Cottu frey bearbeitet von Dr. Johann Peter von Hornthal, ord. Prof. d. R. zu Freiburg im Breisgau. Weimar im Landes-Industrie-Compt. 1821. 530 S. gr. 8.

Das wichtige Originalwerk verdankt sein Daseyn den Mängeln, welche man nach wiederhergestelltem Frieden an den Schwurgerichten in Frankreich bemerkte. Die Regierung hatte Geschäftsmänner nach England gesendet, das System und das Verfahren der Jury's an Ort und Stelle zu beobachten. Unter ihnen war Cottu, der 1820 seine Beobachtungen öffentlich bekannt machte. (Paris, Nicolle.) Bey dem großen Interesse des Gegenstandes für das theils constitutionelle theils constitutionell-gesinnte Deutschland ließ sich eine baldige Uebersetzung erwarten; v. Hornthal aber hat hier etwas weit Zweckmäßigeres geliefert: eine Bearbeitung, die eine Nationalisirung des Werkes genannt zu werden verdient. Cottu beobachtete für das Bedürfniß seines Vaterlandes, und schilderte klar und anschaulich, was er gesehen hatte. Hornthal hat sich der Augen desselben für das Thatsächlichste bedient, zugleich aber, aus dem Gesichtspunct eines Deutschen, des Franzosen Beobachtungen reproducirt; er hat fast Alles, was in Cottu's Schrift blos auf die französischen Einrichtungen sich bezieht, weggelassen, und dessen Bemerkungen über den jetzigen Zustand des Schwurgerichts in Frankreich (der ungefähr eben so kläglich ist, als der dortige Zustand des constitutionellen Systems überhaupt) in einen kurzen Anhang verwiesen. Inzwischen hat er seine eignen Ansichten der Dinge keineswegs dem französischen Verfasser untergeschoben, sondern den Kapiteln theils in Einleitungen vorangeschickt, theils in Anmerkungen angehängt. Diese Anmerkungen sind von unzweifelhaftem literarischen Werthe, die besten Schriften über die englischen Staatsinstitute (von Delolme, Blackstone, Burke, Schmalz, Goede u. s. f.) sind in Verbindung mit denen über deutsche Staatswissenschaft sorgfältig benutzt, und die eignen Gedanken des Commentators athmen überall den Geist der Mäßigung wie der Freiheitsliebe. Mit einem Worte, Ref. wüßte eben kein Buch zu nennen, welches geeigneter als dieses wäre, die vielen irrigen Vorstellungen zu berichtigen, welche Anecdotenjägerey und Partheygeist über den Geist der englischen Rechtspflege verbreitet haben (besonders in Bezug auf die zwey Hauptgegenstände der öffentlichen Meynung, Jury und Preßfreyheit), und zugleich die Interessenten über dasjenige aufzuklären, was daran für uns Brauchbares seyn möchte.

Die Strafrechtspflege in England ruht auf dem Grundsatze: Der König ist Ankläger, das Vaterland Richter. Dieser Grundsatz spricht sich buchstäblich in den Formeln des Processes aus. *) An ihm hangt das ganze System in Gliedern einer logischen Kette. Der König ist der erste, geweihte, unantastbare Beamte des Staats, aber der Staat ist nicht das Vaterland, er ist das regierende Institut desselben. Soll das Vaterland richten, so muß es zu diesem Behuf repräsentirt werden, es muß die Richter stellen für den gegebenen Fall, und hier tritt die Nothwendigkeit einer Rechtsfiction ein, der Rechtsfiction einer Wahl auf Seiten des Volks und einer Annahme auf Seiten der Partheyen. Die passive Wahlfähigkeit ist gesetzlich normirt. Die active Wahl schreibt man gewöhnlich dem Sheriff der Grafschaft zu (S. 91.), aber das ist cum grano salis zu verstehen. Die Constables fertigen, jeder in seiner Gemeinde, die Listen aller Wahlfähigen, welche sodann zwanzig Tage vor Michael an den Kirchthüren angeheftet werden, und den Reclamationen der Ausgelassenen sowohl als der Verzeichneten bloß stehen, je nachdem jene Jury-fähig zu seyn behaupten, diese aber Jury-pflichtig zu seyn läugnen. Alle Verzeichneten sind, im Allgemeinen, als vom Volke erwählt zu betrachten, sobald die Listen berichtiget sind. Sie machen, so zu sagen, die schwurgerichtliche Rechtswehr der Grafschaft aus, ungefähr wie es bey uns in Deutschland

*) Auch wenn Fremde vor Gericht gezogen werden? (wo auch die Hälfte der Jury aus Fremden bestehen muß. S. 105.) M.

eine Landwehr giebt. Um die Zeit der Assisen beruft der Sheriff von dieser Rechtswehr ein, soviel nöthig sind, (für jede Assise wenigstens 23 zur großen — wenigstens 48 und höchstens 72 zur kleinen Jury) er wählt also für keinen einzelnen Criminalfall, sondern für eine ganze Gerichtssitzung. Die große Jury hat zu sorgen, daß niemand ohne Grund angeklagt werde; sie prüft, ob das geklagte Verbrechen wirklich begangen worden, und ob gegen den Beklagten hinreichende Vermuthung der Thäterschaft vorhanden sey. Dabey hat sie auch die Gefängnisse zu untersuchen, und es darf ihr kein Gefangner verheimlichet werden. Die kleine Jury hat zu sorgen, daß kein rechtlich Beklagter ungehört und unschuldig bestraft werde; sie spricht, nach vernommenem Beweis und Gegenbeweis und angehörter Vertheidigung das schuldig oder unschuldig aus, sie richtet zwischen dem König und dem Beklagten, und das (sogenannte) Richteramt hat dabey nur die gesetzliche Leitung der Procedur, und das Recht wie die Pflicht der Berathung. Die große Jury bildet sich in ihrer Kammer in eine Art von Tribunal (von wenigstens 12, höchstens 23 Personen), vor welchem die Ankläger mit ihren Zeugen erscheinen. Die von ihr als statthaft zugelassenen Klagen kommen vor die kleine Jury, die, für jede Anklage, aus 12 Personen besteht. Diese nimmt der Gerichtsschreiber aus der, vom Sheriff zu diesem Dienste gestellten Rechtswehr, dem Gesetze nach durchs Loos, in der Praxis aber nach zufälligem Belieben, meist nach der Reihe der Liste, vermuthlich weil das ausgedehnte Recusationsrecht der Partheyen die strikte Befolgung des Gesetzes hier gleichgültig macht. Die Partheyen können die ganze Liste (die ganze Rechtswehr-Mannschaft) verwerfen, z. B. wegen Verwandtschaft des Sheriffs mit einer von beyden. Sie können Einzeine aus der Liste verwerfen aus legalen Gründen, z. B. wegen erweislicher Unwahrhaftigkeit, wegen des Umstandes, daß der Sheriff den oder jenen auf Gesuch einer Parthey einberufen u. s. f. Der Beklagte kann überdieß eine gewisse Anzahl aus der Liste (bey den zwey schwersten Gattungen von Verbrechen bis 35, bey der dritten 20) peremtorisch, ohne Anführung irgend eines Grundes, verwerfen. Alle diese Recusationsbefugnisse geben fast eine Art von eigner Wahl der Schwurrichter in der Partheyen Hand, und auf jeden Fall begründet der unterlassene (oder erschöpfte) Gebrauch der Verwerfungen den Rechtsbegriff einer Annahme der vom Vaterlande erwählten Richter an Seiten der Partheyen. Die kleine Jury entscheidet nun durch Einstimmigkeit (sie wird nicht eher aus ihrer Kammer entlassen, bis sie einig ist) durch einen sogenannten Wahrspruch (Verdict), den sie entweder blos auf den Beweis der thatsächlichen Substanz der Anklage (Special-Verdict) richten kann (indem sie dem Assisengericht die Bestimmung der Strafe überläßt), oder auch auf die ganze Klage, den Rechtspunkt mit eingeschlossen. (Generalverdict). Die Berufungen und Beschwerden gehen an die Königsbank, die den Spruch nicht abändern, sondern blos den Proceß cassiren kann.

Deutsche Leser werden vor allen Dingen die Frage aufwerfen, wie es möglich sey, daß Rechtsfälle von Leuten entschieden werden können, die nicht Rechtsgelehrte sind, ohne die allergrößte Gefahr sowohl für die Unschuld als für die Gesellschaft. Cottu erklärt dieses englische Geheimniß sehr befriedigend. Die Strafgesetze und die darauf gebaute Theorie der Verbrechen sind höchst einfach. Die Criminalgesetzgebung ist fast Draconisch streng: wer das Gesetz übertritt, ist des Todes schuldig. Das Begnadigungsrecht (ein eben durch diese Gesetzstrenge im Elemente der öffentlichen Meynung fast zur Pflicht gewordenes Regal) schreitet in den meisten Fällen, auf Empfehlung der Schwurgerichte, mildernd ein. Hierzu kommt das Princip der buchstäblichen Auslegung, welches mit der Willkühr und subjectiven Meynung auch alle Schwierigkeit aus dem Geschäft der Subsumtion des Falles unter das Gesetz verbannt, zumal da diese Subsumtion im accusatorischen Processe ohnehin Sache des Klägers ist, indem das Verdict in der Regel lediglich auf das geklagte Verbrechen geht. Hat der Ankläger falsch subsumirt; so riskirt er ganz durchzufallen. (Ob und in welchen Fällen er, besser subsumirend, von neuem klagen könne, darüber giebt Cottu keine hinreichende Auskunft.) Die Strenge der Gesetze, und der Freyheitssinn der Engländer bringt nun in den Criminalproceß eine gewisse Neigung zur Milde, wovon sich bey uns (im Processe nämlich, nicht in der Strafe) gerade das Gegentheil findet. Dort sind alle Gemüther gewöhnlich für den Verbrecher, der als ein Unglücklicher betrachtet wird, und aus dem Kampfe dieser Neigung mit einem point d'honneur, welches die öffentlich entscheidenden Richter in die Hochachtung des gesetzlichen Rechtes setzen, gehen die Entscheidungen wie das Verfahren gegen den Verbrecher hervor. Was daraus an Uebeln für die Gesellschaft entsteht, erträgt die Nation um der Freyheit willen, welche sie gefährdet glauben würde, wenn die executive Gewalt im Staate (die Regierung) durch ihre Beamten die Justiz verwaltete. Es ist dort mit der gesetzgebenden Gewalt eben so, und der practische Rechtsphilosoph kann der Nation nicht ganz unrecht geben, Nach Gesetzen und Rechtssprüchen soll regiert werden, nicht durch sie. Die eigentliche Regentin im Idealstaate ist die physische Macht, Gesetz und Urtheil ihre bedingende Triebfeder und Schranke, die sie nicht füglich sich selbst setzen kann, ohne zur alleinherrschenden Person zu werden, welche die Persönlichkeit der Gesellschaft nach Belieben verkürzen und vernichten kann. Sobald die Gewalten nicht streng gesondert sind, ist auch Gefahr da, daß Gesetze gegeben, Rechtssprüche abgefaßt werden, nicht weil sie der Gesellschaft nöthig oder nützlich sind, son-

Digitized by Google

dern weil die vollziehende Macht sie gern vollziehen möchte. Es hilft wenig, daß die Ausübung der verschiedenen Gewalten verschiedenen, von einander unabhängigen Personen aufgetragen ist, sobald der Auftrag aus einer und derselben Quelle kommt, von welcher sämmtliche Beauftragte (Beamte) ihre Nahrung ziehen, oder doch sonst abhängig sind. Darum ist in England die gesetzgebende Gewalt dem Parlament, die richterliche dem Volke, die vollstreckende der Krone zu eigen gegeben, und in dieser Sönderung sieht die Nation das Palladium ihrer Freyheit, um welche sie gern auf ein wissenschaftlich ausgebildetes Rechtssystem verzichtet, wie es nur da sich gestalten kann, wo das Richteramt in den Händen des Gelehrtenstandes verbleibt.

Ist nun die Rede von Einführung einer Jury à l'anglaise in deutschen Staaten; so läßt sich aus obiger Darstellung leicht abnehmen, daß dazu noch sehr wesentliche Vorbedingungen fehlen, besonders die Constitution à l'anglaise, und es könnten diejenigen, welche Schwurgerichte wünschen (worunter bekanntlich auch v. Hornthal gehört), von ihren Gegnern (insoferne diese Geist genug zur Sophistik hätten) gefragt werden, was sie mit dem Palladium der Freyheit, ohne die Freyheit selbst — mit dem Wächter ohne den Schatz — anfangen wollten. Wollen die Juristen (welche bey weitem nicht in der Mehrzahl gute Juristen sind) aufrichtig seyn, so müssen sie antworten: „Wahre bürgerliche Freyheit erwerben.“ Und in der That, der Wächter, welcher in England den Schatz bewacht, wäre wohl nicht ganz ungeschickt dazu, ihn in Deutschland zu heben. Nur müßt' er mit den Drachen, die denselben unter der Erde hüten, sinnig zu Werke gehen. Jury als allgemeine, richterliche Behörde (die Engländer haben sie auch in Civilsachen) wird immer, selbst unter den Regierten, zahlreiche Gegner, und diese Gegner werden starke Argumente finden, besonders in der Beschaffenheit unseres, aus der Wissenschaft in die Lebensgültigkeit übergegangenen, verwickelten Rechtssystemes, welches sich denn doch so leicht nicht vereinfachen, und noch weniger popularisiren läßt, wie dieß vor allen der, keineswegs gelungen zu nennende, Versuch des großen Friedrich von Preußen beweist. Aber Jury in allen denjenigen Criminalfällen (auch Civilfällen vielleicht), in welchen die Regierung im eigentlichsten Wortverstande Partey ist, weil sie sich selbst, als vollziehende Macht, in ihren Beamten angetastet nennt — Jury z. B. in Umtriebs- Libell- und ähnlichen Sachen — diese würde wohl nur Wenigen entgegen seyn, und mit dem obenangeführten Hauptargumente um so minder angefochten werden können, da es für diese leidigen Sieben-Sachen der laufenden Zeit nicht nur keine verwickelte Gesetzgebung und Doctrin, sondern gar keine giebt, und mithin jede Behörde, welche darüber richten soll, (sich nach dem Willen der Macht richten ist kein Richten in sensu juris) ohnehin an den schlichten Menschenverstand, an das gesunde Moralgefühl, und an die unbefangene Betrachtung der Natur der Thatsache ausschließlich verwiesen werden muß. Wie wenn man damit den Anfang des Unglückens machte? Wenn man die Jury als eine neue Art von Exemtionsgericht einführte? Die Procedur ist schnell, und das will man ja in solchen Fällen. Sie ist furchtbar für den schlau berechnenden bösen Willen, der gern in die Schlupfwinkel der Jurisprudenz sich verkriecht. Das will man ja auch. Sie ist tröstlich für die Unschuld, welche beschuldiget wird, Verrath gegen die Gesellschaft angesponnen zu haben, wo sie nur die Thorheiten und Laster der Beamtenwelt aufdeckte. Das will man auf der andern Seite. Mithin wäre die Jury als Exemtionsgericht in den bezeichneten Fällen vielleicht ein Vorschlag, zu dessen Annahme die rechte und linke Seite der politischen Welt sich vereinigen könnten aus denselben egoistischen Gründen, aus welchen — doch exempla sunt odiosa. Und einmal in dieser Maaße eingeführt, bliebe es dann der Zeit und den Umständen anheim gestellt, das Exemtionsgericht zum allgemeinen auszubilden.

Das gleich wichtige Kapitel der Schrift, von der Preßfreyheit, leitet von Hornthal ein mit der bekannten Adresse des königlich preuß. Kriegsraths Gentz vom Nov. 1797, die er mit den Ansichten des k. k. Oesterr. Hofraths von Gentz in den Wiener Jahrbüchern d. Lit. von 1818 in Parallele stellt, oder vielmehr in ihrer ungeheuren Divergenz (von beyläufig 180°) darstellt. Er construirt rechtsphilosophisch den Begriff der Preßfreyheit, würdiget den Unbegriff und die practische Unzweckmäßigkeit der Censur, und zeigt dann, nach der Anleitung von Cottu's Bericht, daß die wahre, rechtliche Preßfreyheit in England wirklich existire. Die Argumente für das Recht zur Preßfreyheit hätten vielleicht verstärkt werden können, wenn er die philosophische Schlußfrethe bis in die Rechtslehre de modis acquirendi hinein verfolgt, und das Recht, durch Gedankenmittheilung Eigenthum (Vermögen im juridischen Sinne) zu erwerben, enger in die Betrachtung verflochten hätte. Dieser Gesichtspunkt ist auch politisch wichtig. Erwerbswege zu sperren oder zu erschweren, zumal für eine Menge, die jetzt so beträchtlich geworden ist, das hat für die Staatskunst vielfache Bedenklichkeiten. Schweigen müssen ist ein Uebel, welches der pflegmatische Deutsche allenfalls noch erträgt; aber schweigen und hungern, das führt leicht zu viel schlimmeren Dingen, als jemals aus dem Mißbrauche der Presse entstehen können, wenn dieser unter gesetzlich normirte Verantwortlichkeit (nach der That) gestellt wird.

Freylich hat das Normiren dieser Verantwortlichkeit große Schwierigkeiten; aber wo stegen sie hauptsächlich? In den Subjecten, die meistentheils zuviel wollen, und

Digitized by Google

zu wenig können, nämlich: feststellen, unterscheiden, erschöpfen, die allmannigfaltige Natur der menschlichen Handlungen und eine ganze künftige Weltgeschichte von möglichen Fällen in die Nußschale eines Gesetzes zusammenpressen. Das ist unmöglich, zumal da es selbst für den Rechtsphilosophen nicht leicht syn dürfte, zwischen den Territorien des Gedankens und der That die Gränzlinie so genau zu ziehen, daß man überall den Punkt erkenne, wo das Wort zur Handlung (zur Handlung im Sinne des Rechts) wird. Inzwischen scheint die einfache Jurisprudenz der englischen Rechtswehrmänner diesen Punkt so ziemlich getroffen zu haben, indem sie in Libellsachen ihr Augenmerk Vorzugsweise auf die Absicht richtet, welche nicht sowohl aus dem Inhalte der Schrift, als vielmehr aus dem Tone derselben zu folgern steht. Der Engländer z. B. der jüngst in Indien zu der Religion des Brama übergetreten, würde in England unbedenklich sein Glaubensbekenntniß drucken lassen, und darin alle Gründe entwickeln können, aus welchen er das Christenthum für eine Thorheit halte, und von der anglikanischen Kirche abgefallen sey. Dagegen würd' ein Christ, welcher den Glauben der anglikanischen Kirche mit Spott anfechten, und die Bekenner desselben, als solche, mit Schmähungen belegen wollte, einen gefährlichen Stand vor der Jury haben. Beyde Schriften könnten zwar gleich üble Folgen haben für die herrschende Religion; ja es könnte sogar die ersterwähnte noch gefährlicher syn, indem sie die Phantasie der Christen in ein, poetisch üppiger ausgestattetes, Gebiet der menschlichen Frömmigkeit lockte: aber man würde auf die Absichten der Verff. sehen; den einen, der nur seinen Abfall und seinen neuen Glauben zu vertheidigen scheint, lossprechen, und den andern verdammen, weil er die Kirche beleidiget, die Religion verunglimpft habe. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, kann der echte Rechtsphilosoph viel leisten für die Sichtung der Begriffe von der Verantwortlichkeit des öffentlichen Worts vor den Richterstühlen der Staatsgesellschaft, und auf die Sichtung scheint jetzt, wo alles Volk gegen den Preßzwang schreit, alles anzukommen. Versuche einer einfachen und gründlichen Theorie der Verbrechen, die durch Preßpublicität begangen werden können, und Entwürfe zu einer Strafgesetzgebung darüber, würden der ersehnten Preßfreyheit weit ersprießlicher syn, als alle feurigen Declamationen und philosophischen Deductionen gegen die Gedankenrichterey der Censur, und die Tendenzen-Riecherey der Politik.

Es wird nach demjenigen, was wir hier von dem Inhalte des Buches beruhet haben, nicht nöthig syn, es der öffentlichen Aufmerksamkeit noch ausdrücklich zu empfehlen. Wen aber Gottu und v. Horntal noch nicht gänglich für ihre Sache gewonnen haben sollten, dem empfehlen wir das folgende.

(Der Beschluß folgt.)

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Fortsetzung.)

(Dramatische Dichtkunst.) Le Philosophe en voyage, opéra comique en trois actes, et en prose, par Paul de Kock. Dieser Philosoph ist keiner von jenen angeseiligen, nur mit ihren Gedanken beschäftigten Männern, die sich vom Geräusche der Welt entfernen, um ungestört die Natur zu erforschen; im Gegentheil, es ist ein junger Weltmann, in Kriegsdiensten, Oberst seines Ranges, und nur in so fern Philosoph, als er, von seiner Geliebten hintergangen, den Entschluß faßt, auf immer den Umgang der Weiber zu fliehen. Er hat die Gebirge der Schweiz zu seinem künftigen Aufenthalte gewählt, und kaum seine Reise dahin angetreten, als er mit einem Waffengefährten, der das Unglück gehabt hat, in einem Zweykampfe zu siegen, und jetzt die verfolgenden Gensdarmes fliehet, in dem nämlichen Gasthofe zusammentrifft. Das Pferd dieses Flüchtlings ist vor Müdigkeit gestürzt, er demächtiget sich daher ohne Umstände des minder abgematteten Pferdes unsers Philosophen, und eilt das Schloß seiner Schwester zu erreichen. Nun aber will der Zufall, daß diese, eine junge schöne Wittwe, in eben dem Augenblicke in eben diesem Gasthofe ankommen muß. Der Bruder ersucht sie dem Reisenden einen Platz in ihrem Wagen anzubieten, um ihn mit sich auf ihr Schloß zu bringen, wo ihm sein Pferd wieder zugestellet werden soll. Der sehr verliebte Philosoph anfangs auch todt, als er dört, was im Stalle vorgegangen, so leicht beruhigtet er sich wieder, als er aus dem Munde der reizenden Amalia ihres Bruders Entschuldigung vernimmt und dört, welche beneidenswerthe Entschadigung ihm angeboten wird. Daß er sie nicht ausschlägt, versteht sich von selbst, wie nicht minder, daß der Entschluß des philosophischen Obersten, den Umgang des schönen Geschlechts auf immer zu fliehen, hier, bey diesem unberechneten Ereignisse, scheitert. Doch ehe er Amalia seine Gattin nennen kann, sind noch mancherley Hindernisse zu beseitigen, wodurch die drey Aufzüge des Stücks sehr unterhaltend angefüllet werden. Die erste Vorstellung desselben fand den 16ten August statt. Die Musik ist von Kreutz und Pradher. (4½ Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. Bey Quoy.)

La mere rivale; comédie en trois actes et en vers, par Casimir Bonjour. Die erste Vorstellung dieses mit verdientem Beyfalle aufgenommenen, und seitdem oft wiederholten Lustspiels, fand den 4ten Juli auf dem ersten französischen Theater statt. Die Idee eine Mutter als Nebenbuhlerin ihrer Tochter erscheinen zu lassen, war so neu als glücklich. Unzählige Schwierigkeiten stelleten sich der theatralischen Darstellung entgegen. H. Bonjour wollte diese Mutter, eine junge Wittwe, nicht sträflich, noch weniger lächerlich darstellen, und seine gelungene Schöpfung, wozu die Gesellschaft so wenig Urbilder liefert, trägt das Gepräge eines reinen, richtigen Kunstlerisinnes. Die Verwicklung ist ein sinnreiches Gewebe, das einen vollendeten Dichter verrathen würde, wenn man nicht wüßte, daß der junge Verfasser noch nie einen andern dramatischen Versuch gemacht hat. Der Styl ist durchaus rein und die Verse sind mit Fleiß gearbeitet. (5 Bogen Druck in 8. Preis 2 Fr. 50 Cent. Bey Ambert.)

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 12. März 1822.

Staatswissenschaften.

(Beschluß.)

II. Grundzüge eines Gemeinwesens; Beleuchtung der englischen Staatsverfassung u. s. f. von D. Johann Gotthelf Beschorner. Leipzig b. Göschen 1820. Bd. I. Thl. I. XXVI und 299 S. Thl. II. VIII und 240 S. gr. 8.

Dieses Buch ist, soviel wir wissen, unvollendet geblieben, weil der V., ein Dresdener Advokat, während der Arbeit mit Tod' abgegangen. Er hatte sich von der englischen Justizverfassung eine Ansicht aus Büchern zusammengelesen, die er S. XIV ff. verzeichnet hat, und es war sein Hauptzweck, den schrecklichen Uebeln und Ruchlosigkeiten vorzubeugen, welche die Einführung der Schwurgerichte für die deutsche Jurisprudenz seiner Meynung nach zur Folge haben müßte. So eifert er denn nun hier gegen die englische Staatsverfassung und den Charakter der englischen Nation überhaupt; gegen das Princip der buchstäblichen Auslegung und das Institut der Jury insbesondere; und trägt eine Menge Fälle und Anecdoten zusammen, welche beweisen sollen, daß England in juridischen Dingen von uns zu lernen habe, nicht wir von England. Er mag ein recht guter, altsächsischer, praktischer Christ gewesen seyn; aber zu einer Deliberativ-Stimme bey unserer großen, reformatorischen Zuryfrage hat ihm offenbar der Zeug gefehlt, und er jammert seine Sache mit soviel Ungeschick, und mit solch einer Dreyschrotsicherheit von verurtheiliger Einseitigkeit, daß er in der That die gegentheiligen Ansichten in ein weit vortheilhafteres Licht stellt, als die seinigen. Ja man kommt sogar die und da auf die Vermuthung, daß er, England tadelnd, eigentlich seinem eignen Vaterlande habe Vorwürfe machen wollen, weil man kaum glauben kann, daß er aufrichtig den Stoff seiner Rügen mit solcher Inconsequenz gewählt haben würde. Thl. II S. 123 ff. führt er, als Beleg der willkührlichen Beschränkung der englischen Theaterfreyheit, nach Wendeborn und Archenholz, an, daß der Oberkammerherr die Theaterstücke censire, und daß dieser Schillers Räuber verboten habe. Wer hat denn dieses Stück in Sachsen verboten? wer die Jungfrau von Orleans verstümmelt? wer noch ganz neuerlich die Schuld vom Repertoire gestrichen? (S. den Vorber. zur 4ten Auflage) wer hat überhaupt, in Norddeutschland, die deutsche Theaterfreyheit am allermeisten beschnitten? S. 172 führt er nach Archenholz an, daß in den Londoner Theatern nicht einmal auf den König gewartet werden darf, und knüpft an diese Anecdote (der einige andere englische Freyheitserscheinungen vorangehen) die spottische, Archenholz Worte parodirende Bemerkung: „daß, wer geringe Begriffe von Anstand, aber hohe Begriffe von Freyheit hat — sich pöbelhaft und despotisch benehmen dürfe." Er scheint von Dresden nicht nur niemals nach London, sondern nicht einmal nach Berlin gekommen zu seyn, wo im Theater vom Warten auf den König so wenig die Rede ist, und wo der Monarch dieses Warten so wenig erwartet und begehrt, daß er im Gegentheil das Publikum nicht selten in seiner eng gezirkelten Loge das ganze Stück über in Ungewißheit läßt, ob er anwesend sey oder nicht. Thl. I S. 279 führt er den Fall des Schneiders Clarey an, der, um durch die Assecuranzgelder seine Umstände zu verbessern, sein Haus angezündet hatte, und zum Tode verurtheilt wurde. Dabey ruft er aus: „Einen Angeklagten — der sein Eigenthum verbrannt und dadurch höchstens ein Polizeyvergehen begangen hat — als Mordbrenner verurtheilen! Welche verkehrte Ansichten von Verbrechen!" Hätte er denn den, in Zacharia's Annalen der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in Churſachsen erzählten, Fall nicht gelesen, wo ein Gefangener (Burghold) von den Schöppen zu Leipzig (freylich nach einem schlecht ausgelegten, altsächsischen Gesetze) zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde, weil er den Versuch gemacht, mit angezündetem Stroh ein Loch in die Thüre seines Kerkers zu brennen, um durch dasselbe zu entkommen?*) Kannte er jenes Gesetz seines Vaterlandes nicht, welches

*) Ich habe diesen Verbrecher selbst vertheidiget, und glaube hier zur Ehre meines Geburtslandes bemerken zu müssen, daß er — nicht verbrannt worden ist. Er lebt meines Wissens noch bis auf den heutigen Tag, obwohl der Fall ziemlich 20 Jahr alt ist. M.

Digitized by Google

ausdrücklich als Brandstifter auch denjenigen mit der Todesstrafe belegt wissen will, der sein Eigenthum in Brand steckt? — und das in so ferne, als die Absicht eines Incendium dabey war, von Rechtswegen, weil ja sonst derjenige straflos seyn würde, der sein ausgeräumtes Haus in Brand steckt, um die Nachbarn zu verderben! Aber nicht genug an der Inconsequenz, daß der Sache eben wegen dieser Gesetzesstrenge England tadelt; er hat in eben dem Bande, S. 35, gerade das Gegentheil über denselben Gegenstand behauptet. „Was die Engländer Freyheit nennen, was aber gesetzlose Willkühr ist, mag folgender Umstand beweisen: Sein eignes Haus anzuzünden, um die „Brandkasse zu betrügen, ist ein bloßes Vergehen, und — „liegt es frey, so daß das Verbrennen keinem andern schaden kann — so findet gar keine Strafe statt; „selbst dann nicht, wenn der Brandstifter eyweislich die Absicht hatte, die Assecurateurs zu betrügen. Diesen ist blos „nachgelassen, den Werth zu vermeigern. Colquhoun schlägt „vor, dieses Verbrechen, weil es sich so sehr vermehrt hätte, mit Transportation zu bestrafen.“

Das mag genug seyn, diese Schrift zu charakterisiren. Sie ist ein Muster, wie man über die Justizverfassung eines fremden Landes nicht schreiben muß, wenn man sie zum Besten seines Vaterlandes beleuchten will.

Alterthumskunde.

L'Italia avanti il Dominio dei Romani etc. — Italien vor der Herrschaft der Römer. Von Hrn. Jos. Micali. Zweyte vom Verf. verbesserte und vermehrte Ausgabe. 4 Bände in gr. 8. mit einem 72 Kupfertafeln enthaltenden Atlas in Folio; oder blos mit der D'Anvillischen von Tardieu gestochenen Charte des alten Italiens. Florenz 1821. Gedruckt b. G. Pagani.*)

Es sind jetzt 10 Jahre vergangen, seit in diesem nämlichen Blatte (dem Morgenblatte) die erste Ausgabe des ebenerwähnten Werkes angekündigt worden ist. Die Neuheit und Wichtigkeit seines Inhalts sowohl, als die classische Art, mit welcher der V. seinen Gegenstand behandelte, ließen uns damals die ehrenvolle Aufnahme voraussehen, die es von dem aufgeklärten Europa verdientermaßen seitdem erhalten hat. Wir haben jetzt, Dank sey es diesem vortrefflichen Werke, eine herrliche und vollständige Geschichte des alten Italiens, dessen Namen und Ruhm wir so lange stigen sehen, als es noch nicht ganz unter der Herrschaft der Römer erlag. Hrn. Micali's Werk, wir können dieß in Wahrheit versichern, hat die historische Wissenschaft bereits mit den Namen und Thaten von Völkern und Nationen bereichert, von deren Existenz man kaum etwas in den zwar mühevollen, jedoch unverdauten, Compilationen findet, die mit dem Titel von Universalhistorien beehrt werden. Dieses von uns empfohlne Werk möchte sonach zu den wenigen zu rechnen seyn, welche in allen Zeiten von den Politikern und Moralisten sowohl, als überhaupt von den Gelehrten und Alterthumsforschern zu Rathe gezogen werden sollten. Alle diese werden neuen Stoff zu Betrachtungen und nützlichen Untersuchungen in den vielen Zusätzen finden, womit der gelehrte Verfasser (der sowohl die nach der ersten Ausgabe erschienenen Werke andrer Gelehrten, als die Entdeckungen neuer und wichtiger Monumente benutzen konnte) die obenerwähnte neue Ausgabe ausgestattet hat. Von vorzüglichem Werthe scheinen uns die 10 dem schönen Atlas beygefügten Tafeln, und namentlich diejenigen, welche verschiedene etruskische Monumente der Bildhauerkunst von ältestem Style vorstellen, der dem egyptischen sehr ähnlich ist. Diese Aehnlichkeit des Stils hat schon Strabo bemerkt, der diese Kunstwerke in Etrurien und Egypten selbst gesehen, und sie vergleichend beurtheilt hat. Wir empfehlen in dieser Hinsicht hauptsächlich jenen Theil des Werks, der von der zeichnenden Kunst insbesondere (im 27sten Cap.) handelt, wo die Leser viele neue und wichtige Sachen finden werden, vorzüglich in Hinsicht auf die vom V. gut angedeutete Aehnlichkeit zwischen dem eigentlich sogenannten toscanischen Stil und dem Egyptischen, den wir gegenwärtig aus den Monumenten kennen, nämlich den 15 Fronton-Statuen des Tempels zu Egina, die in der That eine der vorzüglichsten Zierden der Gallerie von München sind. Recht sehr hoffen wir deßhalb, daß die neue jetzt angekündigte Ausgabe baldigst in dem gelehrten Deutschland bekannt werde, wo diese Studien des Alterthums in hohem Grade, und

*) Nachstehende Anzeige (denn für Kritik wird sie sich nicht geben wollen) ist für das Lit. Bl. aus Florenz eingesendet worden, in italienischer Sprache abgefaßt, und durch ein Postscript ist „il dottissimo compilatore“ (der Redacteur) ermächtiget worden, alle diejenigen Veränderungen und Zusätze zu machen, die er passlich finden wird. Da il dottissimo compilatore im vorrömischen Italien leider sehr scheint bewandert ist (der des Kunstlattes wird wohl dort wie zu Hause seyn); so kann er mit kritischen Zusätzen und Abänderungen hier nicht dienen, und giebt die Anzeige in nackter Uebersetzung. Es ist freylich eine Abweichung von der gegenwärtigen Einrichtung des L. Blattes: Bücher, die hier recensirt seyn wollen, müßen sich in der Regel persönlich stellen, und werden alsdann einem Bewanderten zur Untersuchung übergeben. Da inzwischen dieses Werk, seinem Gegenstande nach, dem gelehrten Europa angehört, und der Wunsch des Italiäners, daß Deutschland es durch Uebersetzung sich aneignen möge, sich hören läßt; so hat das L. Bl. sich bewogen gefunden, hierin dem Ausländer gefällig zu seyn; jedoch, sonder Consequenz für die freywilligen Recensenten deutscher Schriften, die sich stark vermehren.

Mäutner.

Digitized by Google

vielleicht mehr als irgendwo blühen. Nach dem verdienten Lobe, welches diesem Werke aus der Feder eines Niebuhr, Kreuzer, und andrer berühmten Gelehrten zu Theil geworden ist, ist hier der Wunsch wohl nicht am unrechten Orte, daß dieses schätzbare Werk in die deutsche Sprache übersetzt werden möge, wie es bereits ins Französische auf Veranstaltung des HH. Treuttel und Würz geschehen ist. Vor einigen Jahren wollte ein Gelehrter eine Uebersetzung besorgen, die zu Gotha in der Ettingerschen Buchhandlung herauskommen sollte. Es ist aber unterblieben, wir wissen nicht warum? vielleicht wegen der Schwierigkeit, welche die Lieferung der schönen, den Atlas ausmachenden Kupfertafeln in den Weg legt. Allein der Text des Werkes kann abgesondert von dem Atlas gehn und bestehen, (wie denn bey der gegenwärtigen Ausgabe die Anstalt getroffen ist, daß man das Werk mit oder ohne Atlas haben kann, wie es dem Käufer gefällt) und so hoffen wir, daß jene Schwierigkeit nicht mehr ein Hinderniß für die Wünsche so vieler Freunde der Wissenschaften seyn werde.

Geschichte.

1. Neue Biographie der Zeitgenossen, oder historisch-pragmatische Darstellung des Lebens aller derjenigen, die seit dem Anfange der franz. Revol. durch ihre Handlungen, Schriften u. s. w. Berühmtheit erlangt haben. Nebst einer chronolog. Tab. ü. d. merkwürdigsten Epochen und Begebenheiten von 1787 bis auf d. gegenw. Zeit. Von A. V. Arnault, ehem. Mitgl. des Instituts, A. Jay; E. Jony, Mitgl. d. franz. Akad. J. Norvins u. a. Uebersetzt und mit Anmerk. begl. von Karl Geib. Frankf. a. M. i. d. Hermannschen Buchhdl. u. Heidelberg b. J. Engelmann. 1821. Bd. 1. XIV, 68 u. 402 S. Bd. 2. 428 S. gr. 8.

Das Lit. Bl. hat in N. 1 v. J. 1821, bey Gelegenheit eines Artikels aus den deutschen Zeitgenossen, sich auf die Seite Voltaire's geneigt, welcher die Biographien dieser Art zur niederen Literatur rechnete, und Rec. mag nicht bestreiten, was dort von ihr gesagt worden ist: daß sie wenig hoher steht, als die Zeitungsschreiberey, welche meist Partheyschreiberey ist. Aber in allen irdischen Constructionen muß so Niederes seyn, um das Höhere zu tragen, und die Geschichte einer gegebenen Zeit, als eine Wissenschaft der Nachwelt gedacht, kann im Allgemeinen das Zeugniß der Zeitgenossen über die Zeitgenossen nicht entbehren, wie partheylich es auch im Besondern ausfallen möge. Da nun die Vollkommenheit aller Kenntniß von Begebenheiten zum Theil auf der Kenntniß der Personen beruht, deren Handlungen dieselben hervorbrachten oder modificirten; so haben die Biographien der Berühmten eines Zeitalters für das historische Verständniß desselben schon einzeln, um wie viel mehr also in einer übersichtlichen Zusammenstellung, ihren unverkennbaren Werth: denn die Berühmtheit einer Person ist selten etwas Anderes, als die Folge von irgend einer unmittelbaren Einwirkung derselben auf den Geist, den Geschmack, den Glauben, die Industrie, mit einem Worte auf den Zustand ihres Zeitalters, daferne wir nicht etwa das Prädikat der Berühmtheit an diejenigen verschwenden wollen, welche blos die Blicke der Curiosität auf sich gezogen haben. Nur kommt es dabey vor allen Dingen auf die Unternehmer an, und auf die Hauptidee, von welcher sie ausgehen. Der Reiz, welchen die Biographie lebender oder jüngst verstorbener Berühmten für den Partheygeist hat, der dieselben gewöhnlich um einige Jahrzehnte überlebt, ist eine Lockspeise für die speculative Buchmacherey; und ehe man sich's versieht, ist ein verlegender Redacteur oder redigirender Verleger bey der Hand, um dergleichen Biographien von Ungenannten um's Lohn schreiben zu lassen, und ein Werk anzukündigen, welches den Ruhm aller Art, und die Berühmten aller Zonen und Nationen umfassen soll; ungefähr wie die Journalisten ihre neuen ästhetischen Tageblätter als Stapelplätze „alles Wahren, Guten und Schönen" anzupreisen pflegen, welches Rec. immer für ein Zeichen unvereinbarer Planlosigkeit gehalten, und sich selten betrogen hat. Aus solchen Unternehmungen kann nicht leicht etwas für die Geschichte Erspriessliches hervorgehen; aber die vorliegende ist Gottlob keine solche. Gelehrte von Ruf haben sich als Leiter des Werkes genannt, und über Zweck, Plan und Grundgedanken in der Einleitung deutlich sich ausgesprochen. Sie drakhschlagen zwar, dem stolzen Sinne der französischen Academie gemäß, ein Celebritäts-Wörterbuch für Europa, ja für die ganze civilisirte Welt; aber sie verhehlen nicht, daß es ein französisches seyn soll, nicht blos der Sprache, sondern auch dem Geiste nach. Sie verheissen den Radikalreformers der literarischen Republik keine legem agrariam, keine gleiche Vertheilung des Raums unter die Berühmten aller Nationen. Sie gestehen, daß der französische Ruhm vier begünstiget seyn soll; aber sie rechtfertigen dessen Privilegium zur Genüge, indem sie auf eine Geschichtsepoche sich beschränken, von welcher Frankreich die bewegende Kraft, die Spiralfeder in der Uhr, oder, wenn man lieber will, der Dampf in der Dampfmaschine war. Die Revolution dieses alten Feudalstaates hat im eigentlichen Sinne Epoche gemacht in der neueren Weltgeschichte, und ein wenig Stolz darauf ist den Franzosen um so eher nachzusehen, als ihnen ausser diesem Ruhme eben nicht viel Früchte von ihren Freyheitsbäumen übrig geblieben sind. Wenn irgend

Digitized by Google

ein Parthengeist in diesen Biographien zu spüren ist, so ist es der Nationalgeist, und diesen müssen wir immer für eine Tugend anerkennen, obschon er uns fehlt. Auch hat er die VB. der neuen Biographie nicht gehindert, fremder Verdienstheit, insoferne sie dis zu ihnen gedrungen, einige Stellen einzuräumen, sich zu kosmopolitischen Ansichten zu erheben, und den Zweck im Auge zu behalten, daß diese Sammlung der Nachwelt nützen soll durch das Licht, welches sie über den Geist des, revolutionär begonnenen und constitutionell sich abschließenden Zeitalters verbreiten kann.

Kein Zweifel also, daß das Werk eine Uebersetzung verdiente, und die gegenwärtige bietet dem Tadel keine auffallenden Blößen dar. Ausdrucke wie „das Amt verwechseln" (aufschlagen), „einen Vertheidiger verweigern" (dessen Annahme verweigern), „in der fast hundertjährigen Epoche (fast 100 Jahre nach dem Zeitpunkte), da Peter der Große die Akademie mit seiner Gegenwart beehrte hatte," u. dergl. m. sind verzeihliche Flüchtigkeiten, schwer zu vermeiden, wenn man viel hinter einander weg aus dieser Sprache übersetzt, deren Vorstellungsgang man sich so leicht angewöhnt, wie die unzähligen Gallicismen beweisen, die in den Styl unserer besten Schriftsteller sich einzuschleichen pflegen. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind selten, kurz und unbrauchbar, und seine Abkürzungen des Originals für deutsche Leser meistens Gewinn.

Der erste Band enthält das ganze B. der zweyte das B. bis Bernadotte. Auf Ebenstam Daniel Beck folgt richtig Joseph Becker (der franz. Conventsdeputirte); aber Leonhard Nikolaus Becker (der Graf von Mons) kommt erst 14 Seiten später, nach Beireis, vor. Dergleichen Abweichungen von der alphabetischen Ordnung sind in Wörterbüchern ein großer Fehler, den der Uebersetzer auf jeden Fall hätte verbessern sollen. Der Druck ist für das Auge sehr bequem.

II. Biographische Schilderungen ausgezeichneter Menschen unseres Zeitalters von Samuel Baur, K. Würtemb. Dekan u. s. f. Erster Band. Leipzig b. Leopold Voß 1821. 628 S. 8.

In den Jahren 1803—1807 gab der V. sechs Bände „interessanter Lebensgemälde" u. s. f. heraus, wurde durch den Krieg unterbrochen, und nimmt hier, ermuntert durch die zweyte Auflage, welche der erste Band erlebte, den Faden wieder auf, daher denn auch der gegenwärtige erste Band einer neuen Folge den Beytitel führt: Unter- terhaltende, der denkwürdigsten Peri. des 18. Jahrh. siehender Band. Aus dem Quell der Geschichte für die Leserwelt Unterhaltung zu schöpfen, ist unverkennbar des VB. Zweck, und je häufiger jetzt die Lesesluft mit abgeschmackten Dichtungen abgespeist wird, desto mehr verdient dieser Zweck Billigung. Der V. ist der Mann, ihn zu erreichen. Er nimmt in der Wahl seiner Stoffe auf den Reiz der Mannigfaltigkeit Rücksicht. Regenten, Generale, Seehelden, Staatsmänner, Frauen, Reisende, Preisrichter, Dichter, Tonkünstler, Maler, Abenteurer, Wucherer, Verbrecher u. s. f. lösen einander ab. Wir empfehlen hier besonders Moreau und die Karschin, vor allen den Brief der letzgenannten an ihren „ungedultigen Fädeler" (ihren Mann Karsch) S. 277 ff. Den schottischen Dichter Robert Burn läßt er meist selbst sprechen. Der Druck ist bequem, reinlich und ziemlich correct.

Uebersicht der neuesten französischen Literatur.

Juli, August, September, 1821.

(Beschluß.)

Romane.

Smarra, ou les Demons de la nuit, et autres Poesies sclaves, traduites par Ch. Nodier. Bey einem mehrjährigen Aufenthalt des Verfassers in den Illyrischen Provinzen, benutzte er jeden Augenblick der Muße, die öffentliche Gelegenheit ihm erlaubten, sich mit den wenig gekannten Schätzen der slavischen Literatur bekannt zu machen, und theilet hier dem Leser einiges von seiner Ausbeute mit. Hatten doch Alle, die in den eroberten Ländern, zu der Zeit des großen französischen Kaiserreichs, Schätzen beliebet, die gesucht, andere Reichthümer, als solche, aus denselben zurückzuführen. Aber vielleicht verbirgt H. Nodier seine eigene Erfindung unter dem Titel einer Uebersetzung, oder leiset hier nach seiner Art reich verrathet, wozu er den rohen Stoff in der slavischen Literatur gefunden haben mag.

Smarra ist der illyrische Name für Alp. Der Held des Romans, Lucius, begiebt sich nach Larissa, zu der Zeit als die Zauberinnen in diesem Lande eine bedeutende Rolle spielten, und schlaft auf seinem Pferde ein. Er träumt, er befinde sich in seinem Pallaste; dort, bey einem Feste die fantastischen Begebenheiten eines seiner den Zauberern unterlegenden Freundes erzählen; betrunkene sich durch häufiges Ausleeren des vollen Bechers; schlafe endlich ein und traume — im Traume. Was er aber für schöne Scenen träumt, wurde schwer seyn in einem Auszuge anzugeben, da Traume, ihrer Natur nach, ohne Handlung, ohne Zusammenhang sind. Doch läßt H. Nodier seinen Helden auf eine höchst unterhaltende Art für den Leser träumen. Seine Dichtung ist im eigentlichsten Sinne romantisch, und wenn die Klassiker diese Art zu schreiben richtig definiren, indem sie von ihr behaupten, daß sie keine Schranken kenne, und nicht weniger die Gränzen der Regel als des gesunden Menschenverstandes überspringe, so hat Herr Nodier gewiß ein Meisterstück dieser Gattung in seinen Alp geliefert.

Diesem Traumgedichte folgt ein Aufsatz über den Rhombus dessen sich die Zauberinnen des Alterthums bedienten, und wovon hier bedauptet wird, daß er mit dem, vor etlichen Jahren, unter dem Namen Diable bekannten Spielzeuge viele Aehnlichkeit gehabt habe. Ferner ein Gesang von Sophokles Ben, der mit einem Gesange von Ossian, oder vielmehr mit einer isländischen Sage zu vergleichen ist. Dann eine Elegie, die Gattin Asmundrs, von welcher Goethe, zuerst in Herders Volksliedern, eine Uebersetzung gab. Den Beschluß macht einige, ein Serbisches Gedicht von Giorgi, der der illyrische Anacreon genannt werden darfte.

Gegenwärtiges neue Product der eleganten Feder des Herrn Nodier, ist der achte oder neunte Band seiner Arbeiten, die alle viele Leser finden, aber bedauern lassen, daß ein Schriftsteller von so vielem Geiste nicht eine höhere Sphäre für sein Talent suchet. Dasselbe ist mit einer lithographischen Zeichnung. Preis 3 Fr. Bey Pontlieu).

H—6.

Digitized by Google

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. März 1822.

Neugriechenthum.

Reise durch Griechenland und die jonischen Inseln in den Monaten Junius, Julius und August 1821. Von Dr. Christian Müller. Leipzig b. Brockhaus 1822.

Nur Wollen gilt's, um kräftig aufzustehn:
Ein Volk, das stehn will, kann nicht untergehn.
E. Pichler.

Der Verfasser vorliegender Reise — aber nicht durch Griechenland, wie auf dem Titel steht, nicht einmal durch Morea, sondern nur durch den kleinsten Theil dieser Halbinsel und die jonischen Inseln — schiffte zu Ende des Junius v. J. von Messina nach Zante, um von da, voll Begeisterung für den Aufschwung der Hellenen zu ihnen zu stoßen und ihre Freyheit gegen ihre Tyrannen verfechten zu helfen. Von da reiste er, zu Pyrgo an der westlichen Seite Morea's an's Land gestiegen, nach Kalamata, von wo er jedoch nach kurzem Aufenthalte nach Zante zurückkehrte, die jonischen Inseln durchwanderte und endlich Anfangs September in Venedig, wo er nach seinem letzten Briefe, der allein aus Venedig datirt ist, einen Theil derselben geschrieben haben will. Der Grund und die Veranlassung der gegenwärtigen Reise war nach diesem allen kein anderer, als der Aufstand in Hellas, gleichwie unser Reisender bey der öffentlichen Mittheilung seiner Briefe vorzügliche Rücksicht auf Griechenland und das Interesse an seinem Streben nach Freyheit nahm, und so wollen auch wir bey Mittheilung unserer Ansichten über vorliegendes Buch nur auf das uns beschränken, was sich auf den griechisch türkischen Kampf bezieht. Dabey ist vor allem nöthig, sich zu erinnern, daß M. in Morea eigentlich nur Kalamata gesehen hat; daß daher der geringste Theil seiner Bemerkungen auf Autopsie *) beruht; das übrige dagegen auf Mittheilungen von Engländern, die, wie er selbst anführt und wir auch ohnedem wissen, gegen die griechischen Angelegenheiten sehr feindselig gesinnt sind, sich gründet; daß auch die auf die jonischen Inseln geflüchteten Moraiten — welche die Engländer gegen die erklärte Neutralität aufnahmen, um ihren türkischen Freunden doch auch negativ zu nützen — keine gewisse Auskunft geben konnten, da die Engländer alle Nachrichten aus Hellas unterdrückten und im Gegentheile falsche Gerüchte ausbreiteten, um den Griechen der jonischen Inseln alle Lust zur Theilnahme am Kampfe zu verleiden, die selbst dann, wenn sie ja wahre Nachrichten vom Festlande wußten, diese sorgfältig verschweigen mußten, aus Furcht, ihr bestehendes Einverständniß mit Epirus, Morea u. a. von dem Späherblicke der englischen Beamten entdeckt zu sehen. Und diejenigen von den entflohenen Griechen, welche den Kampf mißbilligten, werden viel eher ungünstig von demselben, als günstig geurtheilt haben! Ferner muß man wohl erwägen, daß seit dem Monat Julius sich gar Manches geändert hat, was M. freylich nicht wissen konnte, und daß er in der Vorrede S. X. selbst gesteht, wie die Eile, mit welcher diese Briefe zum Druck befördert worden, ihm den Vortheil wiederholter, besonnener Uebersicht und Feilung versagt habe, welches Geständniß wir denn hiermit bestens acceptiren. Nicht weniger muß man bey Erwägung so mancher der griechischen Sache ungünstigen Urtheile dem Uebersalle, welchen M. mit seinen drey Reisegesellschaftern, als sie zu Lande nach Kalamata reisten, von Mainotten erlitten, und den er im fünften Briefe erzählt, einigen Einfluß einräumen. Führt dagegen jemand die hohe Begeisterung Müllers für Griechenlands Erlösung an, welche sich vorzüglich im vierten Briefe ausspricht, so kann man diesem Einwurfe den Satz: „was zu viel beweist, beweist nichts“ entgegnen. Will man übrigens auch der Begeisterung unsers Reisenden, wie sie sich durch Worte kund thut, vollen Glauben beymessen, obgleich er S. 19 seinen Entschluß, an der Sache der Griechen Theil zu nehmen, für etwas Unklug es zu erklären scheint, so liegt doch die Bemerkung nicht gar zu fern, daß seine Begeisterung, an erhabenen, lieblichen Bildern aus der Vergangenheit hängend, an dem damals gar zu irdischen Zustande der Dinge in Morea, den er sich auch nicht so vollkommen hätte vorstellen sollen, gescheitert sey. Eine Begeisterung aber, die blind ist und nicht vernunftgemäß, muß

*) Selbstsehen.

Digitized by Google

in ſich ſelbſt zuſammenfallen! Denn wie konnte M. im Julius v. J. in Morea, wo der Aufſtand zuletzt ausgebrochen zu ſeyn ſcheint, durchgängige Subordination und ſtrenge Einigkeit erwarten, da ſich der Krieg noch nicht gehörig organiſirt hatte? Wie kann man alſo über den ſo natürlichen Mangel an Ordnung, an Gerichtsbehörden und dergl. ſchreyen! Das meiſte muß hier durchaus von oben herab geſchehen, und daß die Feldherrn den Unordnungen und Grauſamkeiten der gemeinen Griechen zu ſteuren ſuchen, und ſie mißbilligen, wiſſen wir. Die Partheyen müſſen erſt austoben und auswüthen, ehe ſie ſich vollkommen organiſiren und gemeinſchaftlich gegen den gemeinſchaftlichen Feind wirken. Weiß man doch nicht die wahre Veranlaſſung des zu jener Zeit gerade an der Donau losgebrochenen Aufſtandes! Und wenn es wahr iſt, daß Verrätherey in Conſtantinopel den auf den Herbſt 1822 feſtgeſetzten Plan der allgemeinen Befreyung im März 1821 zur gezwungenen Ausführung gebracht hat; wie konnte man völlige Ordnung vom Anfange an verlangen, bey einem Volke, dem unter dem türkiſchen Joche alle freye Mittheilung zur rechten Ausführung jenes Planes benommen war! Und M. ſelbſt erklärt einmal (S. 63) hieraus den confuſen Gang der Begebenheiten! Viele Vorwürfe, waren ſie ja damals gegründet, — anders konnte es nicht ſeyn! — ſind nun beſeitigt. Viele den Griechen nachtheilige Gerüchte, — die mehrere politiſche Blätter, wie der Spectateur oriental u. a. ſchon dafür bekannte immer wiederholen, obgleich man ſie zu würdigen verſteht — ſind nur erfunden worden, um den Türken theils Rache gegen die Griechen theils Muth einzuflößen. Wenigſtens hat ſich ſo Manches, wodurch der Glaube des Menſchenfreundes an die gute Sache auf Augenblicke erſchüttert wurde, zu Gunſten der Griechen aufgeklärt. Und wenn es auch wahr iſt, was auf den Joniſchen Inſeln geſagt wurde (S. 17), daß die Griechen ſelbſt die Räuber und Kopfabſchneider machten, ſo kann dieß bey dieſem Kriege und dieſem Volke gar nicht Wunder nehmen, man müßte denn aus gewiſſen Gründen ihnen dieß ſo gar hoch anrechnen wollen. Sahen die Griechen dieß alles doch nicht beſſer in Friedenszeiten von den Türken! und ohne einigen Einfluß konnte dieß bey den gemeinen Griechen nicht ſeyn! Daß die Engländer an vielen den Griechen ungünſtigen Nachrichten ſtarken Antheil haben, ſagt Müller ſelbſt, und mußte die Unterſtützung ſo verſchiedener Art, welche jene gegen die proclamirte Neutralität den Türken zukommen ließen (S. 145. 315), und der offenbare Verrath an den Griechen durch Spione u. a. dieſe nicht vorſichtig machen gegen alles, was ihnen verdächtig vorkam? Und wie es jenen Maiwotten, denen überdieß die Zeit einen tiefen Haß gegen alle Fremde aufgeprägt hat, allerdings vorkommen konnte, da M. mit ſeinen Gefährten zu Lande nach Kalamata reiſte, nicht wie andere, zu Schiffe, und jene demnach gar leicht als engliſche Spione geraden Weges von den joniſchen Inſeln zu kommen den Anſchein haben konnten? Die abhängige Exiſtenz, in welcher die Griechen ſich Jahrhunderte lang befunden haben, und die in der letzteren Zeit das Aufblühen wiſſenſchaftlicher Cultur nur in geringem Grade milderte, ihre Schickſale ſeit der Unterjochung durch die Macedonier überhaupt mußten ihnen nothwendig eine gewiſſe Schüchternheit und Mißtrauen gegen ſich und andere aufdrücken, die die neueſten Begebenheiten wahrlich nicht zu heben im Stande waren. Die traurigen Erfahrungen, welche ſie mehr als einmal, im Jahr 1770 und ſpäter, unter Napoleon, auch 1821 gemacht haben, daß die ihnen von außen verſprochene Hülfe nur Täuſchung für ſie geweſen war, konnten ſie nur auf ſich ſelbſt und ihre eigenen Kräfte zurückführen, und ihnen gegen Fremde, beſonders Engländer, deren Grundſätze und Anſichten ſie in der Nähe kennen zu lernen die beſte Gelegenheit hatten, ſtrenge Vorſicht vorſchreiben. Seine Bemerkungen und Urtheile über den jetzigen Befreyungskampf in Hellas hat der Verfaſſer beſonders im ſechsten, ſiebenten und dreyzehnten Briefe niedergelegt; oft widerlegen ſie ſich ſelbſt oder beruhen auf ſchwachem Grunde und falſchen Vorausſetzungen. Obgleich M. mit aller Schonung über die gute Sache in ſchlechten Händen zu ſprechen ſich vorgenommen hat, ſo kann er doch nicht alle Partheylichkeit gegen die Griechen — mag ſie eine Urſache haben, welche ſie will — unterdrücken, und nicht ſelten ſtößt dem Leſer ein Zweifel auf, wie derſelbe, der in der Abſicht und mit dem Wunſche nach Griechenland gereiſet iſt, um „im Erglühen und in der hohen begeiſternden Luft an Hellas Befreyung“ auf Athens Akropolis für dieſelbe zu fallen, ſo von einer Sache reden kann, für die er alles aufzuopfern bereit war. War ſeine Begeiſterung im Anfange ſo ſtark, wie ſie es, nach den Worten zu urtheilen, geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo konnte ſie ſich zu dieſem Grad von Widerwillen unmöglich umgeſtalten! Unmögliches verlangen iſt unnatürlich! Und auf dergleichen übertriebene Anforderungen an die Griechen und aus deren Nichterfüllung entſtehende Vorwürfe ſtößt man gar oft. Hier nur Einiges, wie es uns aufgeſtoßen. M. wirft den Griechen vor, daß ſie im Julius v. J. erſt den geringſten Theil der Feſtungen Morea's erobert hätten, da die Türken darauf nicht vorbereitet geweſen ſeyen, und nichts von Fortificationskunſt verſtänden. Deſto mehr aber von der Kunſt, in Ausübung von Grauſamkeiten erfinderiſch zu ſeyn! Die Folge hat es wenigſtens gelehrt, daß aus Schonung gegen die unſchuldigen Einwohner ſolcher Städte die Griechen es auf einen Sturm nicht haben wollen ankommen laſſen. Wo ſollen übrigens die Griechen die bey Belagerung der Feſten nöthigen Kenntniſſe erlernt haben? Die wenigſten haben in der ruſſiſchen Armee gedient, oder in den ewigen Kriegen gegen den furchtbaren Ali Paſcha von Janina Erfah-

Digitized by Google

rungen eingesammelt. Wie hätten sie den damals besonders südländern, nun größtentheils beseitigten, Mangel an Artillerie ersetzen sollen? bey der Uneinigkeit, die erst später durch Ypsilanti ist beygelegt worden? Der Verfasser tadelt die Griechen, daß sie keine militärischen Kenntnisse haben, und verlangt von ihnen Thatsachen, die militärische Kenntniß voraussetzen! Wie anders, als durch Hunger konnten sie anfangs die Festungen zur Uebergabe zwingen? Seitdem der Aufstand das Ansehen eines ernsthaften und geregelten Nationalkrieges erhalten hat, seitdem in die Operationen mehr Einheit gekommen ist, haben fast alle Vorwürfe, welche man der Führung der griechischen Angelegenheiten machen konnte, ihr Gewicht verloren. Die Hoffnung eines guten Erfolgs ist in mehr als einer Hinsicht und auf mehr als einen Grund begründet, und so wird diese Hoffnung auch bey vielen Griechen, Moraiten und Kefalonioten die Theilnahme erregt haben, welche sie, nach Müllers Mittheilung S. 178, in den Monaten Julius und August nicht allgemein zeigten; wie dieß schon die auf den jonischen Inseln ergriffenen Maasregeln (S. 145. 314. 316) deutlich genug lehren. Daß viele Griechen des Landes und jener Inseln keinen thätigen Antheil am Kampfe nahmen, war natürlich, da die getäuschte Hoffnung fremder Hülfe und das schwache Selbstvertrauen, das aus Nichtkenntniß ihrer schlummernden Kräfte hervorgieng, von einem, schon wegen der Trennung, die zwischen manchen Stämmen Statt fand, und wegen des ungewissen Beginns des Aufstandes, noch nicht nationalen Unternehmen abschrecken mußte. Die Zeit hat hierin viel geändert! Den Aufstand selbst hält er für gerecht, zugleich aber für das Erzeugniß der Politik eines fremden Staates, welches letztere man wohl damals glauben konnte, so wenig jetzt jemand dieser Meynung seyn möchte, da nichts dieselbe rechtfertigt. Ueberhaupt dürfte auch derjenige Unrecht haben, der die Griechen eines freyen Entschlusses, das türkische Joch abzuwerfen, für unfähig erklären wollte. Man leie nur des gelehrten Neugriechen Coray in Paris mit großem Scharfsinne und tiefer Kenntniß seiner Landsleute geschriebene Denkschrift vom Jahre 1803, die das erste Heft des Hellenion von Dr. Iken — dem noch zwey andere folgen sollen — zieret. Mehr als wahrscheinlich ist es nach diesem, daß die Griechen ohne äußere Bewegung den Kampf für Wiedererlangung ihrer Freyheit begonnen; und dieser während so langer Zeit nicht verlöschte Funke der Freyheitsliebe, der bey den Sulioten, Paxioten, Mainotten, Kormoviten, Chimarioten, Spartanern u. a. Volksstämmen gar oft zur hellen Flamme sich erhoben und sie zu schönen Thaten entflammt hat, die sie der Vorfahren werth machten, muß in den Augen jedweder Nationen so manche Fehlen vermischen die Folge der von den Vätern, aber zugleich mit ihrem Hasse gegen ihre Unterdrücker, ererbten Sclaverey sind. Die großen Fortschritte in der Cultur, die die Griechen seit ungefähr funfzig Jahren gemacht haben, und die verhältnißmäßig größer sind, als in manchem civilisirt seyn wollenden Lande Europa's; die mancherley Begebenheiten, wie die französische Revolution (man lese nur Baudoncourt's Werk), die ihren Einfluß auf sie nicht verfehlten; andere Umstände, wie der Befreyungsversuch des edlen, unglücklichen Rhigas, dessen türkische Lieder neben ähnlichen Volksgesängen ihren Muth anfachten; (Pouqueville Reise durch Morea u. s. w. Thl. 1. S. 205.); der sich ausbreitende Handel Griechenlands; alles dieß mußte in ihnen den Wunsch nach Verbesserung ihres bürgerlichen Zustandes rege machen, wenn schon bey der unter dem Drucke der türkischen Regierung nothwendigen Unwissenheit des griechischen Volkes und der Eingeschränktheit der Mittel zur Civilisirung jene Fortschritte nicht hinreichen konnten, die Begriffe politischer Freyheit überall zu verbreiten und das Streben daenach allgemein anzuregen. Das ist einer von den Gründen, warum der, nicht im durchgängigen Einverständnisse aller griechischen Stämme und nicht nach vorgängiger allgemeiner Verabredung begonnene, Kampf nicht sogleich ein wahrer Nationalkampf ward, was denn begreiflicher Weise Müller den Griechen vorhält. Das viele Griechen den Aufstand mißbilligen, mag wahr seyn; aber rechtfertigen denn einzelne Beyspiele einen Schluß auf's Ganze, um eine gute Sache in ein schlechtes Licht zu setzen? Aber das ist das Schicksal der Griechen: sie haben das Unglück und man dürdet ihnen auch das Unrecht auf! — S. 62 behauptet er, daß die höhern Stände dießher — bis zum Julius v. J. — keinen Theil am Kampfe genommen hätten, mit dem Zusatze, der an den Ueberfall der Mainotten erinnert, „ein Paar Fürsten abgerechnet, die sich dabey vielleicht Throne zu erwerben hoffen." Das ist doch ein recht gehässiger Seitenhieb, und das konnte Mr. niederschreiben, der mit aller Schonung über die griechische Sache sprechen wollte? seine frühere Begeisterung gar nicht zu erwähnen. Später macht er mehrere griechische Fürsten namhaft, die am Kampfe Theil nähmen, obgleich dadurch freylich auch die Entscheidung des Streites erschwert werden könnte, wenn nach erlangter Freyheit jenen Fürsten daran liegen sollte, „Throne zu erwerben." Daß es den Griechen nicht an Eifer, Muth und Ausdauer fehlt, daß sie jetzt besser als 1770 (wo sie auf Rußlands Ruf zu den Waffen greifen, aber, so wie Rußland mit der Pforte Friede machte, sie auch niederlegten) wissen, was sie wollen, haben, unerachtet der Täuschung, die Fortsetzung des wahrscheinlich zu frühe ausgebrochenen Kampfes; die Befestigung einzelner Päße und Oerter, und die Verbesserung ihres innern Zustandes überhaupt, um dann desto kräftiger nach außen wirken zu können, und Beyspiele von Tapferkeit, wie die Hartnäckigkeit, mit der sie sich auf der Halbinsel von Cassandra vertheidigt haben, hinlänglich bewiesen. An Mitteln mag es ihnen nach den neuesten Nachrichten nicht fehlen; griechische Kaufleute in Rußland und reiche Griechen in Hydra und anderwärts haben zahlreiche Summen geliefert und die Flotte, der Mr. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ist fast ausschließlich Eigenthum vornehmer Griechen. Wie kann Müller sagen, daß patriotische Opfer unter ihnen unerhört wären? Weiß er das von den Engländern der jonischen Inseln? — Er sagt S. 64, was seit dem März bis zum Julius v. J. in Morea geschehen sey? Wir fragen, was haben die Türken *) bis dahin gegen die Griechen, die wenig militärische Kenntnisse, wenig Munition, Geschütz und dergl. besaßen, ausgerichtet? S. 73 scheint M. den Griechen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie von den Türken unendlich viel angenommen haben, und daß das deutige für seine Unabhängigkeit kämpfende Griechenland ein ganz anderes als das alte sey. Das wissen wir gar wohl, aber wer wird sich über dergleichen wundern! Unser Deutschland ist auch nicht das zu Herrmanns Zeiten! Die Griechen in diesem den Räubereyen ausgesetzten Lande, und da sie im Laufe der Zeit so gar oft ihren Herrn wechselten, mußten auf diese Art wohl so Manches sich aneignen, was sie von ihren Vorfahren entfernte. Bey dem Deucke und der Genausamkeit der Türken mußten sie zur Sicherung ihrer Personen und

*) „Feroces dans les camps, tremblans dans les batailles" wendet der unpartheyische Pouqueville auf die Türken an. D. Rec.

Digitized by Google

ihres Eigenthums, wie zur Behauptung ihrer Freyheit zu gewaltsamen Mitteln ihre Zuflucht nehmen! Sollten denn auch die Einzelnen ihre Ketten mit dumpfer Hingebung tragen? Und überdieß wissen wir, z. B. aus Ueberlieferungen Gemählde von Griechenland, daß die Griechen, wo sie freyer vom türkischen Joche waren, sich besser und von der Einwirkung des türkischen Characters freyer erhalten haben. Vielmehr wollen wir uns wundern, daß die Griechen, der langen und schmählichen Sclaverey ungeachtet, noch Sinn für den Ruhm ihrer Ahnen, für Kunst und Wissenschaft, der unter einer milden Regierung bey den natürlichen Anlagen der Griechen viel weiter würde, und Liebe zum Vaterlande sich bewahrt, und allein den Kampf für Freyheit und Glauben zu kämpfen unternommen haben. Das konnten nur die Griechen, die Nachkommen der Hellenen, die wir noch nach zweytausend Jahren als die Muster alles Schönen bewundern, die einst mit einem kleinen Häufleins ihre Freyheit gegen barbarische Perserhaufen bey Marathon und Salamis, bey Platäa und Thermopylä tapfer behaupteten, und eben darum verdienen die heutigen Griechen die Freyheit, weil sie frey zu seyn freben.†) Wer den ersten Schritt zur Besserung thut, von dem darf man nicht Tugenden verlangen! aber das thut man bey den Griechen, um sie dann desto mehr tadeln und in ihrer Schande in ein häßlicheres Licht setzen zu können. Ist das recht? Freylich hört man auch in diesem Buche das Lied von neuem, daß die Griechen noch nicht mündig, zur Freyheit noch nicht reif seyen, daß daher eine fremde Macht sich in's Mittel schlagen und dem Vernichtungskampfe ein Ende machen, von der Pforte für die Griechen vollständige Amnestie, billige gerechte Behandlung für die Zukunft mit Nachdruck fordern möchte, und was dergleichen mehr ist, worauf der wackere Krug in seinem letzten Worte über die griechische Sache, wie es sich gehört, geantwortet hat. Und nun gar Amnestie! Barmherzige! als ob wir nicht wüßten, daß das bey den Türken leere Worte sind! Nein! diese gravamina de futuro wollen wir der Zukunft zu erledigen überlassen, da es sich hier gar nicht darum handelt, einem fremden Staate Griechenland zu empfehlen, um ihm seine Freyheit mit erfechten zu helfen. Im Gegentheile müssen sie sich diese und ihre Verfassung selbst erkämpfen, so wie sie sich selbst mündig gesprochen haben. Eine Freyheit, die ein Volk dem andern erfechten hilft, ist oft nur ein Schatten von Freyheit, und sollte das den Griechen wiederfahren, so möchten sie leicht eine Wolke statt der Here umarmen können. Darum Glück auf! tapferes Volk der Hellenen, kämpfe muthig fort den eigenen Kampf für deine Freyheit! befreye mit eigenem Schwerte dein schönes Vaterland von den Barbaren, die es verheeren! rette die selbst mit Deiner Hand den Boden deiner Ahnen! zeige durch Thaten, daß ihr Blut in deinen Adern fließt! mache dich ihrer werth durch Thaten! Mögen auch Ströme Blutes auf den Altar der Vaterlandsliebe für die längstentbehrte Freyheit, zur Sühne deiner Helden, die nun Jahrtausende in entweihter Erde ruhen, fließen; einst wirst du dann, wenn ein schönerer Morgen nach der langen Gewitternacht über deinen freyen Gefilden aufgeht, wenn im Glanze glorreich errungener Unabhängigkeit auf Athens Akropolis das Siegerkreuz dein edles Streben den staunenden Nationen kund thut, die freyen Hände im stolzen Bewußtseyn selbstgeschaffener Freyheit dankend zum Himmel emporheben!

Wer muthig für sein Vaterland gefallen,
Der hatte sich ein ewig Monument
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,
Und dieß Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder!
So hatten aus in Kampf und Sturmesweitern,
Und stehet treu bey Tugend, Recht und Pflicht!
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,
Doch einen Heldenwillen bringt es nicht!
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen,
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen!

†) Bedenklicher Satz! Der politischen Freyheit würdig ist ein Volk nur in so fern, als es — auf ihren rechten Gebrauch sich versteht, und das kann es nicht füglich eher zeigen, bis es dieselbe hat. Man muß das Verdienen mit dem Erwerben nicht verwechseln, das Recht auf ein Gut nicht mit der Thatsache seiner Erlangung. Die Frage, ob und wonnit ein unseres Volk die Freyheit verdienen könne, ist schon darum sinnlerr, weil das Recht dazu mit dem Begriffe eines Volks schon gegeben ist. Dieses Recht ist unveräußerlich, und es ist nichts davon verlierbar, als sein Gebrauch. M.

Vertraulichkeit.

Der Herr Hofrath Reinbeck hat, in Betreff seiner im Lit. Bl. Nr. 11 abgedruckten Antikritik, Schmähungen gegen mich in eine Volkszeitung (die Neckarzeitung) einrücken lassen, die ich dem ohne meine Schuld erhitterten Autor verzeihe, seit überzeugt, daß er bey rühigerem Blute sich deren schämen wird. Da er aber meinen Aufsatz a. a. O. offenbar nicht recht verstanden hat; so will ich denselben hier rürzlich erläutern. Er klagt über den Mißbrauch privatbriefischen Vertrauens. Was hat er mit denn aber in seinem Briefe vertraut? Daß er mich selbst für den Recensenten halte, welchen er unter der Anbredung von „Infamie“ zur literarischen Fehde herausforderte; und daß nach seiner Meynung das, früher von ihm, jetzt von mir redigirte Lit. Bl. weil ich bey der Redaction desselben nicht wie er verfahren, eine „unschmiede und weberliche Erscheinung“ sey. Vertraulichkeiten solchen Inhalts, wenn sie von Leuten kommen, mit denen ich früher nie in der geringsten persönlichen Beziehung gestanden, halt' ich für sehr unzulässige Zudringlichkeiten. Solche vertrauliche Briefe werden, sprichwörtlich zu reden, in der Absicht geschrieben, daß der Empfänger sie nicht an die Wand stecken soll; und gerade darum steck' ich sie an die Wand. Es ist das beste Mittel, zu erbetern, welcher von beyden Theilen vor dem Zubette zu erröthen hat; es ist der bequemste Weg, so zudringliche Vertraulichkeiten abzulehnen. Das war der Zweck meiner öffentlichen Beantwortung der unsinnlichen Privatvertraulichkeit. Abdruck des ganzen Briefs war dazu nicht nöthig, und schien mir sogar nicht rechtmäßig, weil nicht blos der ganze Brief unsinnliche Vertraulichkeiten enthält. Auch wärd' er zu viel Raum eingenommen haben. Inzwischen hat Herr Hofr. R. den vollständigen Abdruck nunmehro gefordert, und im Intelligenzblatte steht ihm derselbe zu Diensten, sobald die Verlagshandlung mir meldet, daß er sich bereit erklärt habe, die Insertion zu bezahlen. Mir kann er das nicht zumuthen, und unentgeltlich hab' ich in diesem Falle keinen Raum im Int. Bl. im Anspruch zu nehmen. Ich kann nach „drin Pact,“ worüber der Herr Hofr. R. in der Neckarzeitung fphrieb, blos verlangen, daß die Antworten der Redaction und der Recensenten des Literaturblatts in calce der Antikritiken unentgeltlich im Int. Bl. abgedruckt werden, und dies darum besteht die Einrichtung, daß dergleichen Anfechtungen des L. Bl. mir vor dem Abdrucke mitgetheilt werden. Sie ist herkömmlich bey allen kritischen Instituten, mit denen ich jemals in Verbindung gestanden habe. Müllner.

Digitized by Google

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 19. März 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersezt von E. F. G. O. v. d. Malsburg. Vierter Band. Leipzig b. Brockhaus 1821.*)

Zwey Glaubens-Dramen, die Seherin (la Sibila) des Morgens (del Oriente), im Original: y gran Reyna de Saba, und die Morgenröthe in Copacavana, sammt einer langen enkomiastisch-erklärenden Vorrede, machen den Inhalt dieses Bandes aus, „den wir die Krone der „Sammlung des Herrn von der Malsburg nennen dürfen" So steht es buchstäblich in einer von dem Verleger sowohl redigirten als verlegten kritischen Zeitschrift geschrieben, **) und folglich dürfen wir; ja wir sollen sogar, nämlich: diesen vierten Band die Krone nennen, und wir thun es gern, indem wir dabey an das Sprichwort denken: FINIS coronat opus.

In der That wünschen wir, daß diese Morgenröthe in Copacavana (Flecken in Peru, in der Gegend von Potosi) das Abendroth, wenn nicht der Uebersetzungslust, doch der vorredneriſchen Enkomiastik des Herrn v. d. M., seyn möge. Wir können es dem Priester und Capelan mayor der Congregation von St. Pedro, Calderon de la Barca, allenfalls verzeihen, daß er im siebzehnten Jahrhunderte sein großes Dichtertalent anwendete, die spanischen Blutgräuel in Peru, diese weltgeschichtlichen Schandflecke seiner Nation und des hierarchischen Systems, mit dem Heiligenschein abzubilden, und die Spanier unter Pizarro, die ungefähr 80 Jahre vor seiner Geburt, mit Hüdner zu reden, „ganzer 7 Jahre lang nicht als Menschen, sondern als Teufel im Lande gewüthet und getobet hatten," als gottbegeisterte Streiter des wahren Glaubens darzustellen. Wenn aber im neunzehnten Jahrhundert ein deutscher Edelmann, mit Hülfe eines ungenannten, briefstellenden „Freundes," (eines literarischen Doppeltgängers unfehlbar), in langen Vorberichten sich abquält, uns religiöse Begeisterung für jene scheußlichen Unmenschlichkeiten der gemißbrauchten Christusreligion einzuflößen; dann stößt er uns eine heilige Scheu ein, unser kritisches Amt an ihm zu verwalten, weil hier die Kritik seiner Kunstansicht es kaum würde vermeiden können, Kritik seines moralischen Selbst zu werden, und mit seinem Geschmack auch sein Herz vor ihren Richterstuhl zu ziehen. Bekehrung eines Volkes mit Feuer und Schwert! Kann dieser abscheuliche Gedanke durch die Fiction, daß der peruanische Sonnendienst die Raupenhülle des Christenthums gewesen, und daß hier nur eine verklärende Entpuppung vorgegangen, (aus der Morgenröthe Maria sich entfaltet und statt der Sonne der Heiland aus ihrem Schooße entsprungen) — kann jene gräßliche, blutriesende Bekehrung dadurch zur Poesie erhoben werden?*)

Was die Uebersetzung selbst betrifft; so haben wir aus der obengedachten Zeitschrift ersehen, „daß der Herr v. d. M. unter den Augen des Publikums sich allmählig zu einem Uebersetzer des Calderon ausgebildet hat, der sich gegenwärtig mit Schlegel und Gries wohl messen kann." Wenn wir das in die Sprache des gesunden Menschenverstandes übersezten, so heißt es ungefähr: er hat drey Bände Schülerübersetzungen drucken lassen, um in einem vierten zu zeigen, daß er sich gebessert hat. Das leztе wollen wir ihm nicht bestreiten: denn wirklich haben wir in den fünf Stellen, welche jene Zeitschrift als Beweise seiner Besserung anführt, nicht mehr als sechs Anstöße gefunden. Hier sind sie:

„Von den Sonnenreichen all
Kön'gin einzig und allein." (S. 27.)

Man sagt: von all' den Sonnenreichen, oder: von den Sonnenreichen allen, und darf, um eine männliche Assonanz in a zu gewinnen, die Sprachlehre nicht ändern.

„Vielleicht fragst du nun, weßhalb
Sie denn also schreib' und rede."

Da vielleicht eben sowohl ein Jambus ist, als vielmehr, so fragen wir vielmehr, warum er denn also schreibe? und warum nicht vielmehr so: doch du fragst nun wohl, weßhalb —?

„Doch sobald der Gott verwallt."

*) Wie dies?

**) In welcher? Vermuthlich im Hermes. M.

*) Warum nicht? Poesie ist keine Moral. M.

Digitized by Google

Das läßt sich besser von kochendem Wasser, als von der Begeisterung einer Scherin sagen.

„Heil'ger Gott — — —
Welch' ein groß Geheimniß kündest, (du!)
Süße Sehnsucht aufzuregen!“ (S. 75.)

Warum denn nicht: Welch Geheimniß, das du kündest!

„Wo dämonischer Einfluß?“ (S. 306.)

Einfluß o — ? Das würde genau klingen wie: ein Fluß.

„Und der Sonn' nicht näher Einer.“ (356.)

Drey u hintereinander! Müßte die Sonne einmal apostrophirt werden; so hätten wir sie lieber doppelt apostrophirt, nämlich grammatisch und rhetorisch zugleich:

Maßlos ist das Unermeßne,
Sonn', und dir nicht näher Einer,
Weicher auf dem Throne stehet,
Als wer in dem That verweilet.

Wir enthalten uns absichtlich, andere Stellen zu prüfen, als die von jener Zeitschrift lobend angeführten. Nur an den besten wollten wir die gerühmte Besserung anschaulich machen, und diese wird ja doch die Verlagskritik ausgewählt haben?

Theologie.

I. Biblische Sympathien oder erläuternde Bemerkungen und Betrachtungen über die Berichte der Evangelisten von Jesu Lehren und Thaten. Von D. Joh. Friedr. Kleuker. Schleswig, im Verl. des K. Taubstummen-Instit. 1820. XXVIII und 512 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Wie der Titel zu verstehen sey, sagt Hr. D. K. selbst S. 111: „Den Ausdruck, bibl. Symp., wird der verständige Leser gleich selbst dahin deuten, daß der Verf. mit dem Inhalt der Urkunden der evang. Geschichte auf keine Weise in Opposition, sondern in Friede und Freundschaft stehe; mithin nicht in die Classe derjenigen zu setzen sey, welche seit einer Reihe von Jahrzehnten ihre Antipathieen gegen die Glaubwürdigkeit des Inhalts der schriftlichen Urkunden der ev. Gesch. auf mancherley Art und Weise kund gegeben haben.“ Was dann weiter gegen die speculativ-mystische Religionsfabelsprache und die sogenannte historisch-kritisch-liberale Schriftbehandlung unsrer Zeit gesagt wird, ist eben so beherzend als überzeugend, und verdient von allen, denen die Sache des evangelischen Glaubens und des ächten Protestantismus am Herzen liegt, mit Ernst bedacht und angewendet zu werden. Hr. D. K. selbst giebt in der vorliegenden Schrift einen trefflichen Beweis, wie der Theologe, ausgerüstet mit allen erforderlichen Kenntnissen und Hülfsmitteln, einfach, wahr und praktisch die Bibel auslegen könne. Die Leser finden hier eine Erklärung des Ev. Matthäi vom 1sten Cap. bis zum 12ten Vers des 16ten Cap. Dieser Theil des Matth. ist in 39 Abschnitte getheilt, und jeder Abschnitt mit steter Benutzung der Parallelstellen in den übrigen Evangelisten so behandelt, daß der Sinn desselben klar auseinandergesetzt und die Betrachtungen, die sich gleichsam von selbst daraus entwickeln, daran geknüpft sind. Die mehresten Stellen, deren Sinn in neuerer Zeit verdreht worden ist, sind auch übersetzt. Ein vorzügliches Augenmerk ist dann auf den genauen Zusammenhang, in welchem das neue mit dem alten Testamente steht, gerichtet. Es war Zweck, recht deutlich darzulegen, wie ungegründet und gezwungen so manche gepriesenen neuen Auslegungen sind; aber man würde sich täuschen, wenn man eifernde Polemik oder auch nur den Namen eines neueren Auslegers hier erwartete. Der Irrthum fällt von selbst, wenn die Wahrheit ans Licht tritt, und der Name thut nichts zur Sache. Daß auch die, welche den Evangelisten nicht andichten, was sie nie sagen wollten und konnten, manche Stelle anders auslegen werden, als Hr. K., darf nicht erst erinnert werden.

Nur allzurichtig ist die Bemerkung (S. 133): „Wollten Propheten und Apostel in unsern Tagen mit dem Ernst und der Freymüthigkeit eines Johannes und Jesus ihrem Berufe auch gegen solche Genüge leisten, von denen das feinere Gift des Verderbens ausgeht, sie würden Schwärmer, Ränkemacher, Aufwiegler, Friedensstörer gescholten werden.“ Nur die Vergleichung (S. 44) hat dem Ref. nicht gefallen wollen zwischen den Magiern, welche durch die armseligen Umgebungen Jesu zu Bethlehem sich nicht irre machen ließen, und einem frommen Pilger: „ihre Verehrung war transcendent, wie die idealische Andacht eines frommen Pilgers, der auf den verehrten Heiligthums Form und Materie nicht achtet.“ Alle, welche lernen wollen, was Jesus wirklich gelehrt und gethan hat und wie wißbegierig viele neuere Erklärungen sind, werden in diesen Sympathieen Befriedigung finden. Daher ist zu wünschen, daß Hr. D. K. nicht nur den übrigen Theil des Matthäus, sondern auch die apostolischen Briefe und die Apokalypse auf diese Art erläutere.

II. Ueber die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des historischen Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums. Zugleich ein Versuch zu besserer Verständigung unsrer theolog. Partheyen. Von D. G. J. Plank. Göttingen b. Vandenhoeck und Rupprecht 1821. XXIV und 323 S. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Unzählige — nicht blos Gebildete, sondern auch Geistliche — mögen bey dem jetzigen Streite der theolog. Par-

Digitized by Google

theyen darüber in einem peinlichen Schwanken sich befinden, ob das Christenthum eine unmittelbare Anstalt Gottes zum Heile der Menschen, und auf welchem Wege hier zur Entscheidung zu kommen sey. Um so freudiger werden Alle einem Führer, wie Hr. D. P. entgegen kommen, der 40 Jahre lang selbst den Gang der Theologie in allen Richtungen beobachtet, neben diesen Beobachtungen die Geschichte des Christenthums von dessen Ursprung an aus den Quellen unermüdet und unparthenisch erforscht, und die Kraft der Lehre Jesu aus eigener, langer Erfahrung kennen gelernt hat. Das Resultat seiner Forschungen ist: „daß die Wahrheiten der Lehre Jesu (S. 270) „nicht von der menschlichen Vernunft durch den gesetzmäßigen Gebrauch ihrer eigenen Kräfte erfunden, und auch „nicht blos aus einer einzigen ihr von Gott gegebenen „Grund-Idee abgeleitet, sondern durch eine außerordentliche Veranstaltung Gottes, oder eine Offenbarung, die in „die Classe der Wunder gehöre, zu der Kenntniß der Menschen gebracht worden seyen" und daß der sogenannte historische Beweis der einzige (S. 16 und 181) sey, der für diese Behauptung wissenschaftlich geführt werden könne. Die Beweisführung, die in 17 Abschnitte getheilt ist, athmet den gründlichen, umsichtigen, beruhigenden und versöhnenden Geist, den das Publikum an den Schriften des Hrn. Vfs. schon kennt, und nimmt auf die drey streitenden Partheyen der jetzigen Theologen stets Rücksicht, nämlich die ältern Supernaturalisten, mit welchen Hr. D. P. die oben angegebene Ansicht des Christenthums vertheidigt und deren Ultra's*); die Rationalisten in ihren verschiedenen Abweichungen, welche nur das Dasein der Vernunft Erkenntnisse als christlich annehmen und das Geschichtliche und Positive in demselben symbolisch oder mythisch erklären; (Wegscheider u. a.) und die idealistischen Supernaturalisten oder nach S. 269 die antisupernaturalistischen Rationalisten, welche (S. 12) eine blos aus der Geschichte oder Schrift gemachte Zusammenstellung der christlichen Lehre „theologisch blos als eine todte und verfaulte Geschichte" ansehen, das ganze Christenthum mit allen kirchlichen Bestimmungen seiner Lehren auf der Grund-Idee Gottes ableiten wollen und mit den Rationalisten, ungeachtet sie dieselben heftig und bitter bekämpfen, auf demselben Grund und Boden (S. 263 ff) stehen (Marheinicke, Elodius, Kanne u. a.) Mit Recht sind die Theologen nicht erwähnt, die nach ihrer eigenen Erklärung in dieser Krisis nicht ehe entscheiden wollen oder können, als bis sie sehen, wo der Sieg sich hinneigt, oder die so schwankend, obgleich mit dem Gefühle großer Autorität, sich aussprechen, daß die beyden ersten Partheyen sich dieselben wechselsweise zueignen. Durch diese steten Beziehungen mußte der Beweis eine andere Gestalt erhalten, als er noch bey Reinhard und selbst bey Stendel (Ueber die Haltbarkeit des Glaubens an geschichtliche höhere Offenbarung Gottes in Bezug auf neuere Angriffe dieses Glaubens ꝛc. Stuttg. 1814. 8.), dessen Schrift Ref. früher an einem andern Orte angelegentlich empfohlen hat und mit Hrn. D. P. hier aufs neue empfiehlt, noch hatte. Der Gang, den Hr. D. P. hier genommen hat, ist mit Uebergehung der Nebenuntersuchungen folgender. Zu dem historischen Beweise für die Göttlichkeit des Christenthums wird erfodert, daß eine Thatsache da sey, aus welcher der unmittelbar göttliche Ursprung der Lehre Jesu hervorgehet, daß diese Thatsache als vollkommen glaubwürdig erwiesen, und daß die logisch- oder moralisch-nothwendige Verbindung dieser Thatsache mit dem Glauben an die daraus abgeleitete Göttlichkeit der Lehre Jesu dargethan werde. Dann wird aus der Lehre Jesu, seinem Plane, diese Lehre zur Religion aller Menschen zu machen, den Anstalten, die er dazu traf, seinem Charakter S. 118 f. der Schluß gemacht: „der Lehrer, welcher der Welt und der Menschheit die vortrefflichste, die von der Vernunft als einzig wahr erkennbare, aber nie vorher in solcher Klarheit erkannte Religionslehre mittheilte, der so unverkennbar den „Plan und die Absicht und nur den Plan und nur die „Absicht hatte, die ganze Menschheit dadurch zu beseligen, „und der uns zu gleicher Zeit in seinem ganzen Leben das „Muster der edelsten, reinsten und vollendetsten Tugend „aufstellte, dieser Lehrer muß auch für uns nicht nur im „höchsten Grade glaubwürdig seyn, sondern er hat Rechte, „Glauben von uns zu fodern, aus denen für uns die „vollkommenste Pflicht erwächst, ihm Glauben zu gewähren." **) Nachdem Abschn. VIII. noch die Anwendung auch auf die Lehren des Christenthums gemacht worden, welche ganz außer dem Kreise des für uns Wißbaren liegen, und Abschn. IX. die Glaubwürdigkeit der Evangelisten in Anlehnung der eigenen Aussprüche Jesu dargethan ist: so wird von Abschn. X. an von dem Gewinn aus diesem Beweise in Beziehung auf die oben erwähnten Partheyen gehandelt und gezeigt, wie Supernaturalisten und Rationalisten, dann Rationalisten und die neueste idealistische Parthey sich oft näher stehen, als sie meynen. Gegen die zuletzt genannte neueste Schule erklärt sich Hr. D. P. hier

*) Ultra's taugen allenthalben nichts. — M.

**) So stark das aus der Vortrefflichkeit der Lehre hergenommene Argument ist; so schwach scheint mir das auf den Charakter des Lehrers gebaute: denn, der edelste Mensch, wenn er einmal den Plan hatte, seine ganze Ueberzeugung von dem Daseyn und der Beschaffenheit einer übersinnlichen Welt allgemein zu verbreiten, wäre das einzige Mittel zu diesem Zwecke, das Vorgeben einer höhern Offenbarung, nicht verschmähen, sobald er eingesehen, daß die Mehrzahl der Menschen unfähig ist, ihre sinnlichen Triebe aus freyem Willen einmal für allemal einer Menschensatzung zu unterwerfen, wie vortrefflich sie auch immer seyn mögte. M.

Digitized by Google

und da stark. Zum Schlusse wird (Abschn. XVII.)' denen Rath und Trost gegeben, bey denen es nach mehrern Versuchen noch nicht zum festen Glauben gekommen ist. Einige Wiederholungen waren bey dem dargelegten Ideengange des Hrn. Vfs. unvermeidlich. Nur zwey unbedeutende Erinnerungen erlaubt sich Ref. Wenn S. 254 gesagt wird, daß der Beweis aus dem Zeugniß des heil. Geistes zur Ueberzeugung eines Ungläubigen nicht benutzt werden könne, so ist doch auf der andern Seite so viel gewiß, daß in manchen gebildeten Ungläubigen, welche das Christenthum kannten, durch eine oft plötzliche Erschütterung der Seele, die Ueberzeugung gewirkt wurde; daß das vorher nicht geachtete oder bezweifelte Evangelium allein zur Seligkeit führe. S. 296 wird zugestanden, daß zwischen Supernaturalismus und Rationalismus keine Vereinigung statt finden könne; dadurch wird aber wieder aufgehoben, was S. 291 zur Annäherung beyder gesagt wird. Streit muß daher zwischen ihnen immer bleiben. Möge er nur immer mit der Achtung, die man fremden Ueberzeugungen schuldig ist, und aus reinem Interesse für die Wahrheit geführt werden! —

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Julius 1821.

(2. Jul.) Hr. Brogniart liest eine Abhandlung über die Trapp-Kalkstein-Formation am südlichen Fuß der lombardischen Alpen. Hr. Petit Thouars reicht eine vorläufige Antwort auf die in der letzten Sitzung verlesene Note des Hrn. Feburier ein. Hr. Garros überreicht einen zum Behuf alphabetischer Repertorien bequem eingerichteten Schreibtisch. Hr. Moreau de Jonnès liest eine Monographie der Gattung Anolis, eines zur Familie der Eidechsen gehörenden Reptils.

(9. Jul.) Die Akademie bestellt einen provisorischen Verwalter, für die ihr durch den Hrn. de Montyon testamentlich gemachte Schenkung, bis darüber eine königliche Ordonanz endlich verfügen wird. Der General-Director der Brücken und Straßen übersendet Muster von dem resinösen Mastir des Hrn. Vicat, mit erläuternden Bemerkungen darüber, welche die Akademie prüfen soll. Hr. von Mongery sendet zwei Abhandlungen, die eine über die americanische Artillerie und die andere über Kriegsschiffe mit Dampferädschaften. Hr. Hallé erstattet Bericht über die Schrift des Hrn. Charmeil von der Knochenerzeugung. Ein Commissionsbericht über das Werk des Hrn. Bory de Saint-Vincent über das Plateau von Saint-Pierre bey Mastricht wird verlesen. Hr. Deferon reicht eine Abhandlung ein, über die Vervollkommnung der Schrift und über einen neuen Rectegraphen. Hr. Virey liest Beobachtungen über eine neue dem Rosenstrauch verderbliche Raupenart. Hr. de Fernssac liest eine geologische Notiz über die fossilen Schaalthiere der plastischen Thonformation in der Champagne. Hr. Chevreul überreicht eine Abhandlung von verschiedenen Verbindungen des Wassers mit Stickstoffmaterien.

(16. Jul.) Hr. Hallé erstattet Bericht über des in England naturalisirten Schweizers und Kunstdrehers Fuseli (Fueßli) Anleitung zur Malerkunst. Hr. Delaroque sendet eine Handschrift, die den ziemlich bedenklichen Titel führt: Abhandlung über die Entdeckung der Ursache der Schwere und über die Urelemente (elemens indivisibles) der Materie. Hr. Bertin legt einige pathologische Merkwürdigkeiten vor. Hr. Dupetit-Thouars liest eine Abhandlung über das Mark der Pflanzen, und der Aide-Naturalist am Museum, Hr. de Lalande, giebt Nachricht von seiner auf Kosten der Regierung ins südliche Afrika unternommenen Reise.

(23. Jul.) Hr. Moreau de Jonnès liest eine Abhandlung über die Antropolithen auf der Insel Guadeloupe. Hr. Dumeril erstattet Bericht über des Hrn. Feruſſac prachtvolle Geschichte der Erd- und Fluß-Weichthiere, und Hr. Dupin einen solchen über die Annales de l'industrie.

Aus Veranlassung des Candidaten-Vorschlags für die durch Hrn. Richard's Tod in der Section für Anatomie und Zoologie ledig gewordene Stelle, ergab sich ein ziemlich seltsamer Streit. Zwar überreichte die Section den gewohnten Vorschlag, welcher die Namen der Herren Savigny, Blainville, Serres, Desmarest, Feruſſac, Moreau de Jonnès und Straus enthielt; zugleich aber zeigten die Herren Geoffroi und Latreille an, es rühre dieser Vorschlag von ihnen allein her, indem ihre beyden Collegen, die Herren Dumeril und Pinel daran Theil zu nehmen verweigert hätten. Diese erklärten hierauf, es sey die Weigerung darum geschehen, weil sie das Recht in Anspruch nehmen wollen, um die Menschen-Zergliederung (anatomie humaine) verdiente Namen in den Vorschlag bringen zu können; demnach sie dann selbst nun eine gedoppelte Vorschlagsliste überreichten; auf derjenigen der Zoologen stehen die Namen: Savigny, Blainville, Ferrussac, Audouin, Moreau de Jonnès, und Straus, auf jener der Anatomen hingegen kommen vor: Savigny, Chapissier, Serres, Magendie und Edwards.

(30. Juli.) In dieser Sitzung gieng alsdann die Wahl des neuen Academikers vor sich, und von 49 Votanten vereinbarten sich schon im ersten Scrutinium 31 auf den Namen des Hrn. Savigny, welcher in allen drey Vorschlagslisten der erste und also auch wohl geeignet war, die übrigens getheilten Ansichten des Vorschlag-Collegiums insgesamt zu befriedigen. Hr. Feruſſac las eine Abhandlung von den über der Kreide gelagerten Gebirgsarten, und Hr. Dumontin sandte eine Flasche mit unzerstörbarer Dinte, nach eigener Erfindung bereitet, worüber er sich das Urtheil der Academie erbat. Der Scheidekünstler Hr. Vauquelin, welchem diese Prüfung übertragen ward, erstattete deßhalb in einer folgenden Sitzung Bericht und bezeugte, daß in der That die Dumontinische Dinte den stärksten Säuren und Alcalien widerstehe und daß sie hinwieder auch von siedendem Alcohol und Aether nicht angegriffen werde; so daß beym Gebrauche derselben Kaufleute und Banquiers gegen jeden durch Angriff auf die Dinte verübten Betrug gesichert seyn können. Es bleibt bleibt nun übrig in Erfahrung zu bringen, ob diese Dinte sich auch lange erhält, und ob in einer etwas längeren Zeitfrist sie nicht allzuleicht schimmlicht oder zähe und dick wird u. s. w.

Druckfehler.

In der Beantwortung einer Zuschrift vom Herrn Hofrath Reinhold in Nr. 11. S. 44. Sp. 1. Z. 23. v. u. l. enthalten ist, st. enthalten. Z. 21. v. u. setze man nach suchen ein Comma statt des Commapunkts. Sp. 2. Z. 10. v. u. l. denn leider muß ich, statt denn muß ich. Z. 6. v. u. l. mich nicht anzog, st. mich anzog.

In Nr. 12., Anz. v. Diez. Alisp. Rom. S. 47. Sp. 1. Z. 27. v. u. l. Romanze st. Rumanze.

Digitized by Google

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag den 22. März 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Kenilworth. Roman nach Walter Scott von Georg Lotz. Drey Bände. Hannover in der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1821. 324, 359 u. 340 S. 8.

Dieser jüngste Roman Walter Scotts wird mit eben der Begierde durcheilt, wie die frühern, und vor lauter Eile fühlt man seine wirklich großen unnachahmlichen Schönheiten nicht ganz. Diese erfordern mehrmaliges Lesen. — Kenilworth ist sicher allen andern Romanen Walter Scotts vorzuziehen, besonders für Ausländer, da er Gegenstände berührt, die in ganz Europa bekannt sind, während die frühern Romane dieses Verfassers die, weniger im Ausland bekannte, schottische Nationalgeschichte zum Hintergrund wählten. —

Menschen aller Stände und von jeder Geistesbildung werden durch diesen Roman unwiderstehlich angezogen, weil er ächt dramatisch uns die Begebenheiten und Charaktere entwickelt. Gefühlsergießungen, Betrachtungen u. s. w. kommen äußerst selten vor, und sind auch dann nicht die glänzendste Seite des Romans. Die Charaktere erkennen wir in den bestimmtesten Umrissen, nicht durch den Verfasser, sondern durch unsere eigene Urtheilskraft, welche die Handlungen der erscheinenden Personen beachtet.

Eine Skizze eines Romans zu geben, schien dem Ref. von jeher ein Raub an dem Leser und Autor zu seyn, Jener verliert die Ueberraschung, Dieser wird vielleicht weniger gelesen, weil mancher sich an der Skizze genügen läßt. Darum nur Folgendes über einzelne Erscheinungen dieses Romans.

Er spielt zu Elisabeths Zeit in England, Graf Leicester, ihr Günstling, ist die Hauptperson, doch Elisabeths Bild wohl das gelungenste des Werkes; schön und majestätisch steht diese Königin vor uns, stete Selbstbeherrschung übend, nur im Augenblick der grausamsten Kränkung, die einem Weibe und einer Königin widerfahren kann, auf Minuten ihre Königsrolle vergessend, und sie doch schnell wieder ergreifend. Bewunderung, Achtung, ja selbst Liebe läßt diese Gestalt in unser Seele zurück.

Graf Leicester zeigt uns den mächtigen Kampf zwischen Ehrsucht und Liebe, letztere ist mehr Leidenschaft als Innigkeit, und versinkt darum in dem Abgrund der ersteren. Alles Elend des Hofstehens, allen Jammer der Fürstengunst erschauen wir in dem Spiegel von Leicesters Seele, auch, wie unendlich hoch ächtes, auf Vernunft gegründetes Verdienst, wie das eines Burleigh und Walsingham, über den Flitter glänzender Naturgaben steht.

Emmy Robsart fühlt wie ihr geliebter Leicester in gleichem Maaße Ehrsucht und Liebe. Ihr besseres Selbst wirft die erste von sich, aber zu spät, schon war durch sie ihr Untergang begründet.

Anthony Foster der Kastellan, ist eine köstliche Figur im Roman, vergebens streckt er mit dem Mantel der Frömmigkeit seine Geldkiste und den schwarzen Geiz seines Gemüths zu bedecken. Er muß sich gestehn, daß er ein Sünder sey, aber seine Tochter Janette soll rein von allen Sünden bleiben, damit er eine Seele habe, die für ihn beten könne.

Richard Varney, der böse Dämon des Romans, ist Lessings Marinelli, wo möglich noch vollendeter satanisch als dieser. Jede Figur des Werkes ist ein treffliches Portrait. Der wüste Halunke Michael Lambourne, sowohl wie der unsichtbare Schmidt Wayland und der Teufelskünstler Alasko, der an Wallensteins Seni in Thekla von Thurn (den bekannten Romane von Benedikte Naubert) erinnert. — Gar köstlich gezeichnet ist auch der alte Schulmeister Erasmus Holyday, der alberne Landjunker Blount und der ritterliche Raleigh mit seinem Protektor Lord Sussex.

Mit Lessings Kunst enthüllt Scott vor unsern Augen das Gewebe der Hofkabalen, und wie so oft die Wünsche der Obern in den Händen ihrer Untergebenen zu Verbrechen werden. —

Tressilian, Varneys Gegensatz, der gute Genius des Romans, steht gewiß hoch über Goethes Brackenburg, mit dem man ihn verglichen hat, er ist wahrlich ein Ritter ohne Furcht und Tadel. — Die Scene, wo Leicester mit allen seinen Orden behangen zu Emmy kommt, erinnert zwar lebhaft an die Zusammenkunft zwischen Egmont und

Digitized by Google

Klärchen; indessen ist die Stellung der Personen gegen einander sehr davon verschieden, da Emmy Robsart Leicesters rechtmäßige Gattin war.

Höchst interessant ist es auch, Männer mit unsterblichem Ruhm, wie Edmund Spencer, William Shakspear u. a. m. hier wie gewöhnliche Menschen handeln und wandeln zu sehen. Der Aufseher der königlichen Bären, Pimit Orson,*) ersucht in einer Bittschrift die Königin, dem Schauspieler William Shakspear das Schauspieldichten zu untersagen, weil das Volk, statt seine Bärenhatze zu besuchen, in die Komödie ginge. Lord Sussex bittet mit Ungestüm für die Bärenhatze, obgleich er einigen Stücken Shakspears seinen Beyfall nicht versagen kann. Leicester nimmt mit Freyheit Shakspears Parthei und Elisabeth, durch ihn und ihre eigene Ansicht bewogen, wirft die Bittschrift Pimit Orsons **) in die Themse, die gerade während dieser Debatte das königliche Schiff mit dem Hof trug. —

Die Zauberfeste, die Leicester der Königin zu Kenilworth gab, sind in so bestimmten Umrissen gezeichnet, und mit so glühenden Farben gemalt, daß wir selbst dabey gegenwärtig zu seyn glauben, daß aber der Name des Schlosses zum Titel des Romans gewählt wurde, können wir nicht billigen, da nicht die Geschichte des Schlosses Kenilworth erzählt wird, sondern nur ein Theil des Romans dort spielt. Aus gleicher Ursache tadelte Doctor Börne, der Herausgeber der Wage, am Leuchtthurm von Howwald den Titel. ***)

In dem Wirthshause eines Dorfs beginnt der Faden der Erzählung und führt uns mit Leichtigkeit aus ihm bis nach Elisabeths Hof. Stets erblicken wir neue Gestalten, romantische Begebenheiten, die uns an sich fesseln und doch auch zum Ganzen gehören. Scott kommt seinem großen Vorgänger Shakspear gleich an Wahrheit und Bestimmtheit seiner Charaktere, wie auch darin, daß seine Individualität untergegangen ist in dem All. †) Nirgend treffen wir ihn selbst in seinen Werken, er ist rein objectiv.

Die Uebersetzung ist geistvoll und treu, der Genius des Originals ist wahr aufgefaßt und zurückgegeben in der kurzen Weise (concise manner) der Engländer. Die Klage über einige mituntergelaufene Provinzialismen fand Ref. gegründet, doch können sie auch Druckfehler seyn und sollen den Dank nicht schmälern, den wir dem, trotz seiner Blindheit immer thätigen, geistreichen Uebersetzer schuldig sind. Die solide und thätige Verlagshandlung der Gebrüder Hahn hat auf Ausstattung des Aeußeren allen Fleiß verwandt. —*)

Merkwürdig ist, daß Walter Scott noch immer nicht als Verfasser der Romane, die wir in Deutschland unter seinem Namen lesen, aufgetreten ist, obgleich es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß wir sie ihm verdanken. Auf dem Titel eines neuen, Scott zugeschriebenen, Romans steht immer, vom Verfasser des Waverley, welches Werk man für des Dichters beste Arbeit hält. —

Einst sandte ihm eine Dame einen Korb mit Weintrauben unter der Adresse: „an den Verfasser des Waverley.“ Scott nahm einen Theil der Trauben und sandte das Uebrige mit Dank zurück. — Ein andermal wurde in Scotts Gesellschaft die Gesundheit des Verfassers von Waverley getrunken, Scott stand auf —, man glaubt er will danken, doch er sagt nur; Auch ich trinke die Gesundheit des Verfassers von Waverley. In dem Zimmer von Scotts Sekretär fand man Reinschriften der Scott'schen Romane mit Korrekturen von Scotts Hand auf dem Rand. —**) Alles stimmt darin überein, daß er der Autor aller jener Romane sey, obgleich ihre Mehrzahl von seiner Fruchtbarkeit einen übergroßen Begriff geben muß.

*) Orson Pinnit heißt er im Buche, Bd. 2. S. 132. M.

**) Orson Pinnit, S. 142. Bd. 2. M.

***) Daran thut er aber so unrecht, wie der Rec. Die willkührliche Regel, daß der Titel den Hauptinhalt bezeichnen, oder die Hauptperson anzeigen soll, hat eben so wenig haltbare Gründe, als das Beyspiel der Alten für sich. Man denke nur an Sieben gegen Theben, an die Eumenides, an die Phönizierinnen u. s. f. M.

†) Es ist noch eine große Kluft befestigter zwischen beyden. M.

*) Der Corrector desto weniger. Ueber 50 Druckfehler sind angezeigt. Auch seh' ich nichts von Ausstattung. Das Papier ist grau, doch der Druck deutsam und scharf. M.

**) Conversations-Anecdoten! W. Scott hat die Maxime, sich nur von seinen auch in der Form poetischen Werken als Verf. zu nennen; mit den Romanen hält er es, wie Johann Gottwerth Müller, der sich immerfort „Verfasser des Siegfried von Lindenberg“ nannte, obschon er längst bekannt war. M.

Dramatische Dichtkunst.

Heinrich Kleists hinterlassene Werke herausgegeben von Tieck. Berlin bey Reimar 1821.*)

Dieser unglückliche Dichter, der sein Leben durch einen schrecklichen Entschluß endete, hatte viel Talent, einen tiefen Blick in das Innere des Menschenherzens, auch den rohe Elemente einigenden und beseelenden Dichtergenius; doch war in ihm noch keine klare Würdigung des Menschen und seiner Verhältnisse zur Reife gediehen — dies bezeugen seine Werke.

Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bey Fehrbellin ist die bedeutendste seiner hinterlassenen dramatischen Arbeiten. Der große Kurfürst darin ist eine herrliche majestätische Figur, William Shakspears würdig,a) und Prinzessin Natalie eine erhabene liebliche Huldin; weniger ist Referent mit dem Helden des Stücks, dem Prinzen selbst, zufrieden.

Die Gegenliebe der geliebten Prinzessin Natalie war

a) Wie viel Seiten? M.

b) Daran fehlt gewaltig viel.

gewonnen, der Sieger bey Fehrbellin auf dem Gipfel des Ruhms und Liebesglücks, als ihm, welcher dem ausdrücklichen Kurfürstlichen Befehl entgegen, zu früh den Feind angegriffen hatte, durch das Kriegsgericht, ohne Rücksicht auf den glücklichen Erfolg des gesetzwidrigen Schrittes, der Tod zuerkannt wird. Die tiefste Verzweiflung bemächtigt sich der Seele des Prinzen, er geht zur Kurfürstin und bittet um sein Leben. Nicht hält Ref. diesen Schritt eines Helden unwürdig, hat doch der göttliche aller Helden: „Vater ists möglich, so gehe dieser Kelch vorüber," und konnte nicht der Lieb- und Ruhm-Beglückte eben in dieser Liebe, in diesem Ruhme Entschuldigung für seine Schwachheit finden, Natalia, sein Alles und der Lorbeerkranz waren ja auf Erden, wie konnte ihn der Himmel trösten?

Aber nein, der Dichter läßt den Prinzen um sein Leben, blos um das nackte Leben bitten, der Kurfürst solle ihn kassiren, Natalie möge den Schwedenkönig, den sie haßt, aufgeopfert werden, alle Zärtlichkeit für sie sey in ihm erloschen, er wolle nur leben ohne Ehre, ohne Liebe, ohne Wirkungskreis, wolle auf seine Güter am Rhein gehen, dauen und wieder niederreißen und im ewig einförmigen Kreislaufe das Leben hintreiben, der Kurfürst solle es ihm nur lassen u. s. w.

In Shakspears Cymbeline erblicken wir einen Prahler und Poltron Parolles. Um uns diesen in seiner tiefsten Erniedrigung zu zeigen, läßt ihn der Dichter durch seine eigenen, als Feinde verkleideten Leute gefangen nehmen, und zum Tode verurtheilen, Parolles bittet eben so jämmerlich wie der Prinz von Homburg um sein Leben, nur daß er nicht Ruhm und Lebensglück wie jener wegzuwerfen hatte, und eigentlich keine höhere Güter besaß als das Leben; weßhalb er dann auch mehr zu entschuldigen war als Prinz Homburg. Parolles schließt mit den Worten „sperrt mich in den tiefsten Kerker, schließt mich in den Fußblock ein, laßt mich ewig am Pranger stehn, wenn ich nur lebe, wenn ich nur lebe."

Kleist hat seinen Helden in der tiefsten Erniedrigung, gleichsam im Abgrund des Schicksals darstellen wollen, um seine Demüthigung und das daraus entstandene Aufwachen seines bessern Menschen uns vorzuführen — aber nur von Aussen muß die Demüthigung kommen, das bessere Selbst muß mit ihr zugleich erwachen. Schiller läßt Marie Stuart aufs tiefste durch Mortimers freches Anstürmen kränken, aber ihr Sinn bleibt königlich. Der Jungfrau in der Wüste ruft Raimund zu: legt den Helm ab und die Rüstung, aber sie thut es nicht. Die Liebe zum Leben ist eine menschliche Regung, deren sich kein Held zu schämen braucht, doch nicht das nackte Leben, sondern seine Güter sind begehrungswerth. Seume sagt: Wer nichts lieber hat als das Leben, der liebt das Leben nicht mehr. Selbst der heldenmüthige Posa ruft aus, als Isabellens ganze Huld ihm wird: Königin! o Gott das Leben ist doch schön! Egmont sagt: „süße, freundliche Gewohnheit des Schaffens und Wirkens": Keiner von allen will leben um des bloßen Lebens willen.

Möglich ist, daß der Mensch in seiner Schwäche unwürdige und strafbare Entschlüsse und Wünsche faßt, aber der Mensch in seiner tiefsten Erniedrigung hört auf ein Gegenstand für die dramatische Kunst zu seyn, was zu erbärmlich ist, erweckt auf dem Theater nicht Rührung, aber Unwillen.

Daß der Prinz später von seiner Heldenkraft wieder Besitz nimmt und die ihm gebotene Begnadigung ausschlägt, versöhnt das Publikum so wenig mit ihm, als eine gefallene Jungfrau je durch den tugendhaftesten Wandel ihre Schmach gänzlich ungeschehen kann.*)

Die Hermannsschlacht ist ebenfalls ein dramatisches Werk mit großen Schönheiten ausgestattet. Trefflich ist der Charakter Hermanns, die Indolenz, Eifersucht und Uneinigkeit der germanischen Fürsten geschildert, so auch die Schlauheit und stolze Zuversicht der Römer. Schauerlich schön sind die Antworten, die eine alte Wahrsagerin (Alrune oder Trude) dem im Walde verirrten Varus giebt. Er fragt sie: Woher komm' ich? Aus Nichts! ist die Antwort. — Wohin gehe ich? ruft Varus unge-

*) Das mag seyn, das Publikum des Wiener Burgtheaters scheint eben so gesinnt zu haben; aber das widerlegt Tiecks (des Herausgebers) vorwortliche Meinung nicht. Dieser Zug ist genial, es ist ein Zug an der Hülle welche die Mysterien der menschlichen Gedrechtlichkeit verbirgt, ein poetischer Beweis des Paradoxon. daß ein Held, der eben eine Batterie erstürmt hat, vor einem Knotenstocke zittern kann. Nur ist die Darstellung dieser Wahrheit hier dramaturgisch deplazirt. sie dient dem Hauptzwecke nicht, sondern sie widerstreitet demselben. Setzen wir einmal einen andern Hauptzweck, einen rein tragischen; so wird sie die Ansicht bald ändern. Der Prinz z. B. soll fallen als Opfer eines pedantischen Militärsystems, welches alle Heldentugend im blinden Gehorsam sucht. Er kämpft gegen dieses Geschick, er trotzt demselben, als er nicht mehr dessen kann, ihm auszuweichen, er geht hin, seinem despotischen Richter den Sieg des durch seine That geretteten Vaterlandes als Urtheil zu hinterlassen. Da sieht er sein Grab, der Todesschauder, das Zittern der sinnlichen Natur wirft seinen Heldengeist zu Boden, die ausgendliche Feigheit bettelt knechtisch um das nackte Leben, und der befehlshabe Herrscherstolz begnadigt ihn. Jetzt erst, mit dieser Begnadigung, ist sein tragisches Todesurtheil gesprochen. Mit dem Bewußtseyn dieser Anwandlung von Feigheit, ob sie auch aller Welt verborgen bleibe, kann er nicht leben; weil sein Muth nicht ausbricht, um das Unrecht zu ertragen, ist das Unrecht gegen ihn zum Recht geworden: er fordert nun den Tod, gibt sich ihn selbst, wenn er versagt wird, und verstummt uns mit der sinnlichen Schwachheit durch den Anblick sittlicher Stärke, die als ihre eigne, unerbittliche Richterin erhaben über alle menschlichen Tribunale hinauf tritt. Man prüfe, ob in solcher Verwindung der angefochtene Zug nicht vollkommen an seiner Stelle seyn würde. M.

Digitized by Google

duldig; ins Nichts! tönt es aus dem Munde der Akrune. Wo bin ich? fragt der Römer, durch diese Frage jede ausweichende Antwort vermeiden wollend, da erwiedert die Alte: Quintilius Varus, du stehst zwey Schritt vom Grabe. — Todesschauer umnachten Varus Muth — Waffengeschrey ertönt, seine Legionen sind umzingelt und die Hermannschlacht beginnt.

Aber was hat Kleist aus Thusnelde'n gemacht, aus unserer ehrwürdigen Stammmutter, die wir als Heldin, fast als Heilige verehren? Alle ächt deutsche Ritter und Barden müssen deßhalb seinen Manen Fehde schwören. Kleists Thusnelde ist ein ganz gewöhnliches Weib, die sich gern am Putztisch aufhält, wo Roms Legat Ventidius ihr zeigt, wie sich die Römerinnen kleiden. Von Vaterlandsliebe und Römerhaß findet sich bei ihr keine Spur, aber Hermann weiß beydes geschickt zu erregen, indem er ihr erzählt, daß die Römer den schönen deutschen Frauen Haare und Zähne nehmen wollten, um Roms Herrinnen damit zu schmücken. Nun ist ihre ganze Wuth erregt, sie feuert den Gatten an, alle Römer zu vernichten, und bittet nur um Gnade für Ventidius, weil dieser sie glühend liebe, er habe ihr neulich eine Locke geraubt, diese an seine Lippe gedrückt und geschworen, das sey sein höchstes Gut. — Hermann sagt ihr die Begnadigung des Römers zu, versichert aber, daß Ventidius Thusnelden nicht liebe. Zum Beweis reicht er ihr einen aufgefangenen Brief des Legaten an Livia, Roms Kaiserin, in ihm findet sich die geraubte Locke und Ventidius schreibt: er sende Livien einstweilen diese Probe von Thusneldens schönem Haar, sobald Hermann unterjocht sey, solle das Ganze folgen. Die enttäuschte Thusnelde athmet nun Wuth und Rache, sie bittet Hermann, ihr des Ventidius Bestrafung zu überlassen. Arminius fällt mit dem Ausruf: Thuschen, mein schönes Weib, wie rührst du mich! vor ihr nieder. Wir begreifen nicht, wie entflammte Rachsucht eines Weibes rühren kann.

Thusnelde giebt ihrer Zofe Befehl, dem Ventidius zu sagen, daß sie ihn Abends im Park erwarte. Ventidius erscheint, Thusnelde im Kleid ihrer Zofe führt ihn in einen Zwinger, schließt die Thür, und versichert, ihre Herrin Thusnelde werde sogleich erscheinen. Im Zwinger wartet eine heißhungrige Bärin auf Raub, sie umklammert den Ventidius, er schreyt um Hülfe! Höhnend ruft Thusnelde zum Ritter hinein: Ventidius! du mußt ihr sagen, daß du sie liebst, dann hält sie willig still und läßt sich die Locken rauben. — Hier sehen wir die erhabene Fürstin Thusnelde in eine gemeine Furie verwandelt. [4])

4) Gemein? Nicht allerdings. Es ist Poesie in dieser Rache. Ueberhaupt, wie auch Kleist gegen die Geschichte gesündigt haben mag durch seine Zeichnung der Thusneldagegen Kunst und Natur hat er hier nicht gefehlt. Das ganze Gedicht scheint mir aus dem Unmuth des Dichters über die Erscheinungen seiner Zeit entsprungen zu seyn. Unter diesen muß man seine deutschen Häuptlinge und seine Thusneldse suchen. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom August und September 1821.

(6. Aug.) Durch den Minister des Innern empfieng die Academie die königliche Genehmigung der Wahl des neuen Academikers Savigny. Hr. Geoffroy erfreute die Gesellschaft durch die Anzeige, daß ein lebender Zitteraal (Cyanotus electricus) aus Cayenne im Museum der Naturgeschichte eingetroffen sey. Die Herren von Humboldt, Gay-Lussac, Cuvier, Geoffroy-Saint-Hilaire und Arago wurden ermächtigt und beauftragt, die dienlich erachteten Versuche mit dem Fische anzustellen. Hr. Garroz sendet eine handschriftliche Abhandlung über die reinigende Kraft der Holzkohle. Von dem Marine-Ingenieur, Hrn. Denaur, empfängt die Academie eine Abhandlung, über ein neues Werkzeug zu Messung des Laufs der Schiffe, oder der Schnelligkeit ihrer Bewegung; und von dem Brücken und Straßen-Ingenieur, Hr. Henry, erhält sie die Beschreibung einer neuen hydraulischen Maschine zum Behuf des Wägens der Schiffe. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Abhandlung über die Organe des Niederschluckens und des Geschmacks bey den kleinzüngigen Papageyen oder indianischen Aras. Hr. Sarlandières überreicht der Academie einen Myrtenstrauch, welchen Hr. Lavallée, Landwirth in Abbeville, mittelst vielfach verknehrter und symmetrisch geordneter Zweige, künstlich in Form einer Vase gezogen hat.

(13. Aug.) Der Academie wird der Tod eines ihrer Associé libre, des Marquis de Cubières, angezeigt. Hr. Mongez liest eine Abhandlung über die Münzkunst im Alterthum und in den neuern Zeiten. Hr. Cuvier liest eine Denkschrift über fossile, den Tapirs ähnliche Knochen, und Hr. Latreille erstattet den Commissionalbericht über eine Abhandlung des Hrn. Virey, hinsichtlich einen an dem Rosenstrauch beobachteten Insectes. Der Berichterstatter hält dafür, es sey dasselbe noch nirgends beschrieben, also neu, und Hr. Virey sey zu Vervollständigung seiner Beobachtung aufzumuntern, was dann auch durch einen Beschluß der Gesellschaft geschieht.

(Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In der Anzeige des Almanach des Dames in No. 9. Sp. 1. Z. 5 u. 6 l. du parfum st. parfum, und jardin st. du jardin. Z. 16. l. le même st. de même. Sp. 2. Z. 7. l. corrompre st. corrumpre.

In der Ang. des Taschenbuchs für Damen, ebendas. S. 34. Sp. 1. Z. 25 l. vorspiegelt st. verspiegelt.

In d. Ang. v. Lembert's Taschenb. ebendas. Sp. 2. lin. ult. l. wollen wir st. wollen. S. 35. Z. 5. v. u. l. Wachter (Verfasser einer Brunhilde) st. Wachter.

Digitized by Google

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. März 1822.

Periodische Literatur.

Der Sammler

im Leben und für's Leben, eine zu Neustadt an der Orla, auf der Weimarisch-Meiningischen Gränze, erscheinende Zeitschrift, welche von Wagner verlegt, und von C. A. Schmidt redigirt wird, darf nicht mit dem Wiener Sammler, einem eleganten Unterhaltungs- oder Toiletten-Blatte, verwechselt werden. Der Sammler an der Orla (so wollen wir ihn zum Unterschiede von dem an der Donau oder an der Wien nennen) hat ungefähr die Einrichtung des ehemaligen (bey Gelegenheit des Troppauer Congresses am Schlage verstorbenen) Oppositionsblattes: voran staatswissenschaftliche, geschichtliche, juridische ꝛc. Abhandlungen; dann, unter dem Titel Tagesneuigkeiten, eine kleine, ausgewählte, mit keiner hohen Autorität complimentirende, alle fade Weitschweifigkeit vermeidende, und die Resterion ganz dem Leser überlassende politische Zeitung, gleichsam die Quintessenz der gewöhnlichen Zeitungen; endlich, in kleinerem Drucke, encyclopädische und polytechnische Miscellen. Alles auf drey Halbbogen wöchentlich, und für 3 Thlr. sächs. halbjährig. Ref. hat den Januar 1822 mit Aufmerksamkeit gelesen, und glaubt, das Blatt empfehlen zu können, besonders allen denjenigen, welche dem österreichischen Beobachter abhold sind, und zwar dergestalt abhold, daß ihnen auch sogar die Extracte daraus in andern, verständigen, unfruchtbaren und christlichen Zeitungen Uebelkeiten verursachen. Der Sammler schöpft, wie es scheint, nirgends den Unrath ab, welchen Leidenschaft, Partheygeist und Privatinteresse in den Brunnen der öffentlichen Meynung zu werfen pflegen, auch nicht in der Absicht, um den Lesern zu sagen (oder sie fühlen zu lassen): Seht, das ist Unrath! Die Abhandlungen inzwischen könnten, unbeschadet ihres scientifischen Werthes, anziehender abgefaßt seyn. Die Miscellen zeugen für das Talent der Redaction zu glücklicher Auswahl, welches man vermißt in manchem anderen der Journale, welche auf dem Felde der ausländischen (besonders der engl. und franz.) Journalistik Lehren lesen gehen. Der Sammler scheint nur die Körner einsammeln zu wollen, und verhält sich in soferne zu jenen breiten Referenten, wie ein Hamster zu einer Lehrenlieferin, die auch das Stroh mitnimmt.

Der literarische Anzeiger,

von M. Schmidt redigirt, und bey Carl Gerold in Wien erscheinend, ist nicht mit dem, in Nr. 14. 1821 angezeigten, Brockhausischen Intelligenzblatte gleichen Titels zu verwechseln, welches Buchhändleranzeigen, Antikritiken und andere Polemica gegen Insertionsgebühr liefert. Jener österreichische Anzeiger ist ein kritisches Unterhaltungsblatt, welches seinen Stoff theils aus den Magazinen der älteren Literatur, theils von dem Felde der neuesten nimmt. Es ist in den, oft mit anziehender Laune geschriebenen, Recensionen der neuen Schriften von selbstständigem Werthe, wie, unter vielen anderen, die Beurtheilungen von Goethe's Kunst und Alterthum, Silbert's Dom heil. Sänger, Oehlenschläger's Erich und Abel und Raupach's Gefesselten in dem laufenden (vierten) Jahrgange beweisen. Jene ist nichts weniger als servil, und das ist eine Seltenheit bey diesem berühmten Schriftsteller. Preis 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig.

Das literarische Conversationsblatt

hingegen, Leipzig b. Brockhaus, ist nicht zu verwechseln mit dem, ebenfalls in Nr. 14. 1821 erwähnten, von Gerold verlegten Conversationsblatte. Es ist der ungetaufte und aus der Art geschlagene Enkel des Kotzebue'schen Wochenblattes, dessen Titel es auch so lange führte, bis ein Verbot in einem großen Staate die Umtaufung räthlich machte. Mit diesem Verbote begann für dasselbe eine Reihe von ämtlichen und balbamtlichen Anfechtungen, die weit mehr Aufmerksamkeit erregt haben, als das Blatt selbst durch seinen Inhalt erwecken konnte, und zu unterhalten im Stande seyn möchte. Der Redakteur ist der Herr Verleger selbst, nicht blos formaliter, sondern auch virtualiter, wie er noch kürzlich in einer Beylage zum Monat Februar 1822 zu erkennen gegeben hat. Er hat a. a. O. erklärt, „daß er es ganz eigentlich der freyesten

Digitized by Google

„Discussion gewidmet habe, daß er, neben den sogenann„ten liberalen, auch selbst hyperaristokratische Meynungen auf„nehme, und daß er überhaupt als Buchhändler kei„ne politische Farbe kenne, sondern nur Handelsartikel zu „finden suche, die, insofern sie von seiner Behörde zulässig gefunden werden, Käufer finden, und zwar aus „dem einfachen Grunde, weil er davon Weib und Kinder „ernähren, seine bürgerlichen und Staatslasten tragen, und „als Kaufmann seine Fonds vortheilhaft benutzen müsse." Da derselbe in der That nicht zum Gelehrten-Stande gehört; so giebt diese unumwundene Erklärung, seines subjectiven Zweckes einen um so sichereren Maßstab für den Werth ab, welchen diese Zeitschrift für die eigentliche Kritik der Literatur haben kann. Insoferne die Kritik den Wissenschaften und den schönen Künsten ersprießliche Richtungen geben, und denselben Bahnen zum Ziele der Vervollkommnung ebnen soll, kann der Werth dieses Journals nur zufällig seyn, nur aus dem Zusammentreffen wenthvoller Einsendungen mit dem zulassenden Willen des Redakteurs hervorgehen. Dergleichen glückliche Zufälle haben sich aber auch bis jetzt nicht oft ereignet; vielmehr hat bey den Anzeigen wissenschaftlicher (besonders historischer) Werke meist die ertrahirende Methode in ermüdender Länge vorgeherrscht; bey der Beurtheilung der künstlerischen oder schöngeistigen Produkte hingegen hat Ref. häufig einen Mangel an Zurückführung zu den Quellen unserer Geschmacksculture verspürt, die denn doch wohl, trotz aller Nachgrabungen in dem mittelalten und romantischen Gebiete, noch immer auf dem Grund' und Boden des classischen Alterthums zu suchen sind; und endlich ist den politischen Zeitfrüchten und Parthepschriften theils zu viel Dinte, theils zu wenig Geist gewidmet worden. Es hat nicht an Freymuth, selbst nicht an Keckheit, wohl aber an Klugheit, an Feindeit, gefehlt, ohne welche, nach des Ref. Ueberzeugung, auf diesem Gebiet der guten Sache weit eher geschadet als genützt zu werden pflegt. Es wär' unbillig, diese Mängel dem selbst redigirenden Verleger zur Last zu legen, der auf die Federn seiner Schriftsteller nicht füglich anders wirken kann, als durch anständigen und prompten Ehrensold. Aber sollt' er nicht den eigentlichen literarischen Werth, den kritische Zeitschriften in der Regel der Gelehrsamkeit und der Geschmacksbildung ihrer Vorsteher verdanken, wenigstens durch einen gewissen Reiz einigermaßen ersetzen können? Ref. meynt denjenigen Reiz, der in der Leichtigkeit und in der unterhaltenden Bewegung einer geistreichen Conversation liegt, wovon ja das Blatt jetzt den Namen führt. Kotzebue z. B. hatte förmliche Recensionen gänzlich verbannt; Herr B. sollte das vielleicht auch thun. Er sollte namentlich die Art, wie einer seiner Pariser Correspondenten über die neueste französische Literatur schreibt, seinen deutschen Arbeitern als Vorbild aufstellen (unmaßgeblich versteht sich, denn Gelehrte nehmen nicht gern fremdes Maaß an, *) zumal, aus des Nichtgelehrten Hand), und da er den Vortheil hat, Aufsätze, die zu ausführlich gerathen sind, in den (ebenfalls von ihm selbst redigirten) Hermes aufzunehmen, und dadurch das „vor den Kopf stoßen" vermeiden zu können; so wärd' es ihm vielleicht in kurzer Zeit gelingen, das leicht gebaute Conversationsschiff der Tagesliteratur des schweren Ballastes zu entladen. Ja, er würde Kotzebue's Monolog (denn das war sein Wochenblatt, da er in der Regel allein darin sprach) in eben dem Maaße überbieten können, als die Meynungen, Grundsätze und Charaktere der verschiedenen Interlocuteurs, in ihrer Divergenz sich durchschneidend, von selbst eine Art von Dialog hervorbringen würden, sobald sie nur durch die bescheiden geäußerten Wünsche des Unternehmers vermocht werden könnten, über ihre Stoffe sich auszulassen, wie man converfirt, nicht wie man docirt. Dadurch würde den Lesern die Langeweile erspart werden, welche ihnen hier monatlange, systematisirte Abhandlungen über Prosodie und Metrik, und ertrahirende Kritiken in mehreren Artikeln (nach der steifen Methode des Journ. d. sav.) nothwendig verursachen müssen. Ueberdieß würde Ref. rathen, daß der Redacteur, eben weil er zugleich Verleger und nicht zugleich mit eignen Geistes-Werken im gelehrten Deutschland ansässig ist, die Ausstellung der Hall. Allg. Lit. Zeit. gegen das lit. Conv. Bl. beherzigte, wie sie namentlich in Nr. 45. Sp. 356. ausgedrückt ist, in den Worten: „Wir zweifeln, ob die Tasche des Verlegers ihre „Rechnung dabey finden werde, obschon er und seine Verfaßsartikel mit vollen Backen gelobt worden sind. „Von diesem Lobe, das sich häufig auch im Hermes und „lit. Conversationsblatte findet, haben wir oben schon starke „Proben mitgetheilt," u. s. w. Auch findet Rec. solche liberale Tendenzproclamationen, wie die, gegen die „Zwingherrschaft" anfangenden Neujahrsverse bey Eröffnung des Jahrgangs 1822 waren, wenig am Platze. Sie verwehren nur die Aengstlichkeit der Censur, und mögen im Conv. Blatte wohl manche von den Streichlücken verursacht haben, die man jetzt mit Gedankenstrichen ausgefüllt sieht. Eine davon ist wirklich spaßhaft. In Nr. 33. recensirte ein Moralästhetiker u. a. Byrons Drama Cain, und belegte sein Verdammungsurtheil mit einigen Stellen, die er zugleich englisch und deutsch mittheilte. Darunter war auch die, wo der Teufel, um Cain zu verführen, von Gott spricht. Die Censur hat hier, nach der Anmerkung S. 132., zwar das Englische passiren lassen, die Uebersetzung aber gestrichen. Hat sie denn geglaubt, daß deutsche Leser, wenn sie englisch verstehen, sicher davor sind, von Byrons Luci-

*) Ach Gott, nein! Besonders kein kurzes! M.

Digitized by Google

ser zu gottesläſterlichen Anſichten verführt zu werden? und daß ſie muthmaßt diejenigen, welche es nicht verſtehen, vor diesem Uebel zu bewahren habe? *) Inzwiſchen darf man von dieſer Anekdote nicht auf ihre Illiberalität ſchlieſſen. Sie geſtattet dem Redacteur in manchen Fällen mehr, als es ſich ſelbſt geſtatten ſollte. Dahin rechnet Ref. u. a. die Art und Weiſe, wie er bey Gelegenheit eines Angriffes, den die Allg. Zeit. auf die politiſche Tendenz ſeiner Verlagsthätigkeit unternommen haben ſoll, über die, in einer deutſchen Monarchie gegen ihn angeordnete Re-Cenſur im Extrabl. des Mon. Febr. ſich ausſpricht. Unter dieſer Re-Cenſur (er ſchreibt minder faßlich Recenſur) verſteht er nämlich das Verbot des Debits ſeiner Verlagsartikel, daferne ſie nicht von einer Behörde in dieſem Staate cenſirt worden ſind. Es iſt ihm nicht zu verargen, daß er öffentlich gegen dieſe außerordentliche Maaßregel reclamirt, die ſeinen Handel nothwendig ſehr beläſtigen muß; aber er hätte dieſes Geſchäft einer gewandteren Feder, einem mit dem Staatsrechte vertrauten Kopfe anvertrauen ſollen. Denn es galt hier, den öffentlichen Vertheidiger jener Maaßregel in der Allg. Zeit. mit Rechtsgründen zu widerlegen, nicht mit einer Aufgeblaſenheit, wie z. B. dieſe: „Ich ſelbſt hatte mich eben „falls entdalten, darüber (über das gedachte Verbot) öf„fentlich beſchwerend aufzutreten (ein impoſanter Auf„tritt!) „da ich, und dieß nicht meinetwegen,(!) allen Scan„dal (sic) vermeiden wünſchte, und den nicht vermehrt „ſehen mochte, welcher in andern Beziehungen von nam„haften Perſonen ſchon über Exceptions-Maßregeln ſeyn„den worden iſt.“ Wer erkennt hier nicht einen widernatürlich aufgedunſenen Begriff von perſönlicher Wichtigkeit, und von der Wirkung der Appellationen an das Publikum überhaupt? Wer fühlt ſich nicht zur Satyre gereizt, wenn er einen in den Staatswiſſenſchaften völlig fremden Nichtgelehrten ſich rühmen hört: „wie ſehr ich im Jahr 1817 die „in Weimar declarirte Preßfreyheit getadelt, und aufs „daraus entſpringende Unheil vorhergeſehen habe.“ Blos aus dem Umſtande, daß er über die erwähnte Re-Cenſur mit dem Organ der Einbildung philoſophirte, läßt es ſich erklären, daß er ein dagegen ſprechendes Hauptargument gänzlich überſehen hat: ſie trifft in ihrer Wirkung auch die ſchuldloſen Autoren unſchuldiger Bücher, und würde, als allgemeine Maxime aller deutſchen Staaten gedacht, der Verbreitung von Geiſteswerken unter der deutſchen Nation Hinderniſſe in den Weg legen, welche alle Nachtheile der Büchermauth überböten. So ſcheint es wenigſtens dem Ref. Das Conv. Bl. wird übrigens recht gut gedruckt, und nur das Augenpulver, Perlſchrift genannt, ſollte der Apotheker in geringeren Dozen dispenſiren. Der Jahrespreis iſt, wenn Ref. nicht irrt, 10 Thaler, der Umfang wöchentlich 3 Bogen. Die Recenſenten ſind (und das billigt Ref.) anonym, und im Fache der tragiſchen Kunſt antifataliſtiſch.

*) Oder ſieht ſie überhaupt Gefahr für die Moralität darin, wenn der Dichter den Teufel moraliſch anſchaulich darſtellt? M.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Auguſt und September 1821.

(Beſchluß.)

(20. Aug.) Hr. Jules de Malbos giebt Nachrichten über den kürzlich im Ardeche-Departement gefallnen Meteorſtein. Ein Schreiben des Doctors der Arzneikunſt, Hr. Janin de Saint-Juſt meldet der Academie, was er von dem Zitteraal im Muſeum der Naturgeſchichte beobachtet und erfahren zu haben meint. Aus dem nicht ohne Unwillen angehörten Schreiben erhellet am deutlichſten der Umſtand, daß das Thier vom Doctor oft erdroſſelt worden. Hr. Laſſis lieſt eine Denkſchrift über die eigentlichen Urſachen der epidemiſchen Krankheiten. Hr. Girard erſtattet einen Commiſſionalbericht über die neue Dampfmaſchine des Hrn. Manoury d'Ectot. Die Beſchreibung davon kann hier nicht gegeben werden; aber es rühmt der Bericht inſonderheit den bey der Maſchine angebrachten Pro-regulateur, als eine neue ſinnreiche und ſehr nützliche Anwendung, die von der ungleichen Ausdehnbarkeit der Metalle gemacht werden könne, und welche auch um ſo mehr Aufmerkſamkeit verdiene, als die Verſicherung ertheilt wird, es ſey der Pro-regulateur ein Theil der Maſchine, welcher während der zwey Jahre, in denen ſie gebraucht ward, keiner Reparaturen bedurft hat. Hr. Latreille lieſt Bemerkungen über die Meinung des Hrn. Huber Sohn, vom Urſprung und von der Abſonderung (origine et issue extérieure) des Wachſes. An die Stelle des verſtorbenen Hrn. Gregory werden für den erledigten Platz eines Correſpondenten der arzneykundigen Section, von dieſer vorgeſchlagen: die Herren Baillie in London, Bachier in Amiens, Mannoir in Genf, Fodéré in Straßburg und Lowth in Edinburgh. Aus denſelben ward in einer folgenden Sitzung Hr. Mannoir gewählt.

(27. Aug.) Durch den Miniſter des Innern erhält die Academie die königliche Ordonnanz, welche die Vergabungen des Hrn. von Montyon genehmigt. Es werden dieſelben an 4 bis 5 Millionen betragen, und ſie ſind theils zu Gunſten der Spitäler von Paris, theils der franzöſiſchen und der Academie der Wiſſenſchaften gemacht. Von Seite der letztern wurde nun eine, aus den Herren Laplace, Cuvier, Fourier, Delambre und Berthollet beſtehende Commiſſion, mit dem Entwurf eines Reglements für die Voll-

Digitized by Google

ziehung der Testamentlichen Verordnung beauftragt. Der Marschall Herzog von Albufera übersendet ein Stück von dem im Ardeche-Departement niedergefallenen Meteorstein. Hr. Arago erstattet Bericht über die Vermuthe, welche die Commissarien mit dem Zutrauen angestellt haben, bevor derselbe durch Neugierige, denen er unvorsichtig preisgegeben wurde, erdrosselt worden ist. Das nemliche Mitglied liest einen Bericht über des Schotenländers Scoresby Naturgeschichte der nördlichen Polarländer.'

(3. Sept.) Hr. Brogniart liest eine Abhandlung über die zoologischen Characteres des verschiedenartigen Kreidenbydens. Der berühmte Academiker, Hr. Johu, liest eine Abhandlung über die Eigenschaften der großen Massen des metallischen Eisens von problematischer Herkunft und über diejenigen des Eisens der vom Magnet anziehbaren Aerolithe. Durch eine Special-Commission werden als Candidaten für die erledigte Stelle eines Associé libre vorgeschlagen: der Herzog von Rochefoucault, der General Andreossy, der Graf de Beurnon, die Herren Richeard de Thury und Dartigues. Der erste der Vorgeschlagenen wurde späterhin gewählt.

(10. Sept.) Hr. Audouard liest eine Abhandlung über die Wechselfieber, Hr. La Borne theilt die Beschreibung eines neuen Aerostats mit. Hr. Chevreul liest eine Note über eine neue im Blut wahrgenommte Substanz. Hr. Guillaume Libri überreicht eine Abhandlung sur les sommes des diviseurs et sur les integrales definies, und Hr. Laplace liest eine Abhandlung, über die Anziehung Spherischer Körper und über die Repulsion elastischer Flüssigkeiten.

(17. Sept.) Hr. Despretz liest einen Aufsatz über die Dehnbarkeit verschiedener fester Substanzen. Hr. Dupetit-Thouars erklärt das Verfahren, wodurch Hr. Lavallée seinem der Academie überreichten Myrtenstrauch die sonderbare Gestalt ertheilt hat.

(20. Sept.) Hr. Cruveilhier liest eine Abhandlung über die der practischen Heilkunde aus der Anatomie und pathologischen Physiologie zufließenden Vortheile, von Hr. Petroz einen Aufsatz über das Alcali des Quinquina, die Cinchonine und die Quinine. Der Minister des Innern sendet einen neuen Bericht über den im Ardeche-Departement gefallenen Aerolith, welchen Hr. Vanquelin jezt chemisch prüft.

Si quis Camerae maledixerit.

— — — „Sie sind ja Jurist" (gewesen) „und ich „glaube gar preußischer Justizcommissarius" (in den Zeitungen; in der Wirklichkeit hab' ich's abgelehnt) — „was „sagen Sie denn zu unserem Preßgesetze" (der Brief kommt nicht aus Deutschland), „nach welchem die Deputirten-„kammer, wenn sie in Zeitschriften beleidigt wird, selbst „über die That zu richten hat?"

Ich sage, daß ich — es wird auf künftigen 27. März d. J. netto ein Vierteljahrhundert — unter dem seel. Prof. Daniel Erhard, dem nachherigen Uebersetzer und Commentator des Cod. Nap., zu Leipzig öffentlich die Thesis vertheidiget habe:

Sub lege unica Cod. Si quis imperatori maledixerit (IX, VII.) summum tyrannidem latere.

Dieses Gesetz der Imperatoren Theodosius, Arcadius und Honorius, gegeben zu Constantinopel 6. Id. August. 393, verordnet unterm Schein der größten Milde, daß, wenn jemand die Namen der Kaiser antasten, und ihre Regierung verunglimpfen würde (si quis — temulentia turbulentus obtrectator temporum nostrorum fuerit), sie selbst ausschließlich über dergleichen Fälle cognoscirem, die Worte nach den Personen wägen (ut ex personis dicta pensemus), und höchstselbst bestimmen wollten, ob sie zu übergehen oder zu bestrafen wären. Sollt' ich die Erhard'sche Thesis in Bezug auf das unbenannte Kammer-Druck-Gesetz vertheidigen; so würden mich die Opponenten bald in die Enge treiben mit dem Argumente: Tyrannidis inest quidem, sed non latet. Richter in eigner Sache! und eine Kammer! — In camera non est justitia.

Es wäre wohl deutschen Rechtsprofessoren zu empfehlen, daß sie über die legem unicam, Si quis Camerae maledixerit, Festschriften schrieben, versteht sich lateinisch, denn im Lateinischen sind die Deutschen noch so ziemlich druckfrey. Auch in dem gerühmten England ist sie gültig: „Bey Libellen gegen das Parlament oder eines „seiner Glieder ist dieß selbst, jedes Haus für sich, Ankläger und Richter in eigner Sache." (Die peinliche Rechtspflege ꝛc. in England von Dr. J. P. von Hornthal, Weimar 1821. S. 300.) M.

Druckfehler.

In der Anz. von Stäudlins Encyclop. Nr. 13. S. 52 Sp. 2. in med. sind wieder einmal die Anführungszeichen nicht ganz in Ordnung.

I. d. Anz. v. Matthissons Ged. Nr. 14. S. 54. Sp. 1. Z. 17. fehlt nach „Berge" der Punkt. Sp. 2. Z. 15. v. u. l. umgestalteten Garten st. ungestalteten. S. 55. Z. 10. v. u. l. das st. das.

In der Anz. der Stolberg. Ged. Nr. 15. S. 58. Sp. 2. Z. 4. fehlt aber. nach sagen.

In dem Aufs. Electro-Magnetismus, Nr. 16. Sp. 1. Z. 6. v. u. l. dergleichen elect. Ströme, st. der gleichen el. Str.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Freitag den 29. März 1822.

Periodische Literatur.

Der Globus

(Zeitschrift der neuesten Erdbeschreibung, nebst zugehör. Landcharten, herausgegeben von F. W. Streit und J. G. Fr. Cannabich, Bd. 1. Erstes Heft. Erfurt b. Utermann, 47 S. 4. nebst Zugabeblatt von 4 S. 4.) ist nun wirklich in Quart erschienen. Die beyden Herausgeber sind der Schul Welt schon hinlänglich bekannt; ersterer durch die vielen Karten, die er lieferte, der letzte besonders durch seinen Auszug aus Steins Geographie und Statistik. — — Nach dem Vorworte des Globus (und nach dem ersten Hefte selbst) zu urtheilen, scheint es, daß dem Publiko so eine Art Geographie (nach den beliebten neuesten Friedensbestimmungen) zusammen- (und an-?) geheftet werden soll. Karten werden auch dazu geliefert.

Referent ist der Meynung, daß Bücher, Zeit- und andre Schriften, die nicht in irgend einer Art Tüchtigeres oder Neueres liefern, als vorher schon da war, der Welt und Wissenschaft wenig frommen. Sieht er nun den Globus nach dieser Aeußerung an, so muß er nach seinem Wissen und Gewissen bekennen, daß des ersten Bandes erster *) Heft entweder besser, oder — nicht geliefert werden mußte.

Auf 47 Quartseiten wird ein mageres, lückenvolles Durcheinander gegeben, das ein Gebildeter, der ordentlichen Unterricht in der Geographie genoß, nicht nur so gut, sondern meist besser weiß. Nichts ist zu finden, das nicht schon in der Einleitung zum vollständ. Handb. d. Erdbesch. (welches in Weimar erschienen), in der Vollmerschen Ausgabe der Kantischen physischen Geographie, und an vielen andern Orten gesagt wäre; — einige Fehler ausgenommen. — Ref. kann hier nur wenige Proben geben.

§. 1. heißt es zwar: „die Geographie, Erdkunde, Erdbeschreibung lehrt diese Kenntniß in einem wissenschaftlichen oder systematischen Zusammenhange“ wo ist aber in dieser sonnsollenden Einleitung der wissenschaftliche Zusammenhang? — was ist das für ein System in diesen 19 §§? „die phys. Geogr. betrachtet die phys. Beschaffenheit der Erde im Allgemeinen,“ (also im Besondern nicht?) „als das Land, Wasser, Luft, Atmosphäre, Klima, Produkte, Bewohner.“ Wo steht in dieser Einleitung etwas von den Produkten? — §. 2. Ist denn Ritter, der S. 5. nicht genannt ist, nicht auch ein deutscher Geograph? man sagte dem Ref. es sey der größte, und ist denn Malte Brun, der freylich französisch geschrieben hat, ein Franzose? — §. 9. Seite 19. steht: „Sie (die kalten Zonen) haben einen Bogen von 47 Grad oder 705 Meilen.“ — Was heißt das? — liegt nicht jede kalte Zone innerhalb eines Kreises, der 46½ Breitengrade (oder 704 Meilen) im Durchmesser und einen Pol zum Mittelpunkt hat? **) §. 11. ist die beliebte „Kreislinie“ wieder. Wenn gleich Herr C. bey Anfertigung seines Lehrbuches der Geographie, als er die Einleitung aus Steins größerem Werke abschrieb — oder zusammenzog, — das Wort Kreislinie dort empfieng, hätte er es später doch nicht immer, den Mathematikern zum Aerger, ***) wieder bringen sollen. — Im gleichen §. findet sich S. 21. für „Süd, — Mittag“ und „und für „Nord, — Mitternacht.“ — Steht denn die Sonne um Mitternacht irgend einem Punkte der Erde im Norden? steht sie nicht vielmehr Mittags denen nordwärts, welche im Süden vom Wendekreise des Steinbocks leben. †)

*) Der Rec. hat das r unterstrichen, und scheint also die Herausgeber, welche erstes Heft schreiben, tadeln zu wollen. Aber nach Aenlung ist Heft ein Neutrum, und nur „in einigen Gegenden“ wird es als männlich gebraucht.
M.

**) Was der Globus hier sagt, kann mit der Aeußerung des Rec. ganz wohl bestehen. Die Herausgg. scheinen unter dem Bogen einer kalten Zone den Theil des circ. max. zu verstehen, von welchem der Durchmesser des Polarkreises die Chorde ist.
M.

***) Warum sollten die sich darüber ärgern? Die müssten nennen ja die Curve, in welcher $y^2 = ax - x^2$, immer so, und bewahren den Namen Zirkel ausschließlich für das Instrument, womit man sie zu beschreiben pflegt.
M.

†) Quid inde? Kann ein Wort nicht zwey Bedeutungen haben? Kann Morgen die Himmelsgegend nicht mehr bezeichnen, weil es auch die Tageszeit und den folgenden Tag ausdrückt?
M.

Digitized by Google

Solche Mißgriffe, die im gewöhnlichen Leben wohl vorkommen, dürfen in einer Einleitung zu einer Wissenschaft fehlen. Zu §. 12. S. 22. bemerkt Ref., daß er mehrere Globen kennt, bey denen wirklich die Abplattung der Erde berücksichtigt ist. Eben daselbst ist die Erklärung von Universal-General- Special- und topographischen Karten sehr unbestimmt. — §. 13. S. 25. ist „Matapan Europas südlichstes Vorgebirge." — Sollten nicht die Städte: Cadix, Osla de Leon, Medina Sidonia, Marbella, Gibraltar und das Vorgebirge Trafalgar und Spaniens südlichste Spitze noch südlicher liegen? — §. 14 S. 27. ist zu bemerken, daß die Pyrenäen (im Allgemeinen) gegen Spanien steiler abfallen, als gegen Frankreich, sonst würden sie hier in der Zusammenstellung auch nicht passen. Zum gleichen §. S. 28. die allgemeine Bezeichnung für den erdabensten Theil eines Berges ist nicht Gipfel, sondern oberster Theil des Berges. ††) Der obere Theil kann dann freylich als Gipfel, Hut, Kreuz, Platte, Forst u. s. w. erscheinen; — „halbkugelige Gipfel" aber giebt es eben so wenig als drepeckige Kugeln. §. 15. ist sehr arm und unbestimmt. So heißt es S. 34.: „Wenn sich mehrere Quellen vereinigen, so entstehen Bäche" — so?! — Wenn sich die Ausflüße mehrerer Quellen vereinigen, so entspinnt sich daraus ein Gewässer, das Rieselt, Bächlein, Bach u. s. w. seyn kann. Es entsteht ein Bach oder Fluß, wenn er aus einem See kommt, z. B. die Zavel; (die Herr. E. aber aus einem See entspringen läßt). Es entspringt ein Wasser, wenn sein Anfang eine Quelle ist. — Dieses Nichtachten und Nichtkennen der in der Terrainkunde angenommenen bestimmten Ausdrücke, durch die sich in Kürze viel sagen läßt, bringt Verirrung und Verwirrung in die Wissenschaft. So ist es denn auch möglich, daß S. 35. die Erklärung von Flußgebiet so ausfallen kann: „die sämmtlichen Quellen, Bäche und Flüße, die sich zuletzt in einen einzigen Strom vereinigen, machen das Flußgebiet desselben aus." — Das ist falsch! — Alles Land, von welchem der Niederschlag in irgend ein Wasser (Bach, Fluß, See oder Meer) gelangt, heißt das Gebiet dieses Wassers. Bey §. 15 sucht man nun wieder, wie bey §. 14, so vieles, dessen in der Erdbeschreibung häufig Erwähnung geschieht, vergebens. — Z. B. Was versteht man unter: Ufer, Rand, Strand, Küste, Gestade, Flußbett, Rinnsal, Sommerbett, Winterbett, Strombahn, Normalbreite, Flußarm, Hauptarm, Nebenarm, todter Arm; was unter Insel, Halbinsel, Erdzunge, Erdenge, Kedlef u. s. w. u. s. w. — §. 16. S. 37. ist wohl zu bemerken, daß Bosporus und Kanal keine allgemeinen Benennungen für Meerengen sind. Woher weiß Hr. E. daß die Salzigkeit des Meerwassers nach den Polen abnimmt? Ref. weiß gerade, daß die Salzigkeit dort außerordentlich groß ist, besonders im Winter, weil nur die süßen Theile des Wassers gefrieren, die salzigen dagegen übrig bleiben. Daß die Wellen sich S. 38. „den Bergen gleich erheben," ist so eine Sage; sehr selten erreichen die Wellen die Höhe von 30 Fuß. Zu S. 39. verdient angezeigt zu werden, daß der Archipelagus (das ist die Inselgruppe) im Aegeischen Meere liegt, und daß das schwarze Meer und das Meer von Asow nicht zur Mittelsee gerechnet werden. — Daß (S. 40.) der Meerbusen von Tunkin, das Tschinische (Chinesische) Meer, das gelbe Meer (Hoang-Hay) und das Japanische Meer zum Indischen Ozean gehören, wußte Ref. bisher noch nicht, er glaubte, daß diese genannten Gewäßer Theile des großen äußeren Erdmeeres seyen, welches häufig (unrichtig genug) das stille Meer genannt wird. — Seit wann führt das ganze große Weltmeer auch den Namen Südsee? — Wird denn Kamtschatka von der Südsee bespühlt? — Heißt des äußeren Erdmeeres nördlicher Theil auch Nordsee? und der mittlere Theil auch Mittelsee? Sonst — das war aber vor diesem Globus — nannten die Schiffer das deutsche Meer die Nordsee und das Mittelländische Meer die Mittelsee. — S. 42. gehört „der Fön in Helvetien," der sonst auch weiter ostwärts längs der Alpenkette bläst, zu den gefährlichen Winden. Er ist eben nicht gefährlicher als die Bise in der Schweiz. Mit §. 19., wo von den Menschen die Rede ist, wo S. 44. Afrika mit 100 Millionen Bewohnern abgefunden wird, schließt diese dürftige Einleitung.

Im Zugabeblatt sind auf vier Quartseiten einige neue geogr. und statist. Werke und Karten angegeben. Ein drolliger Druckfehler hatte S. 3 sich eingeschlichen. Coulons (Meister-) Karte von Süddeutschland nämlich ist nicht nach „ökonomischen", sondern nach astronomischen u. s. w. Ortsbestimmungen entworfen. Daß die Herren Herausgeber „darüber noch keine Recension finden" wundert Ref. Wollen dieselben gefälligst nachsuchen in den Allgem. Geograph. Ephemeriden Jun. 1816 S. 219 bis S. 226 und Neue Allg. Geograph. Ephemeriden zweyten Bandes erstes Stück (1817) S. 89 bis 99 — so werden sie finden. Eine kurze Bemerkung über diese Karte steht auch in Schroppe Katalog S. 107.

Von der Weltcharte zum Globus bemerkt Ref. — Nichts! wünscht aber nebenbey, daß bey künftigen Karten keine Raupengebirge gezeichnet und die Erscheinungen da eingetragen werden, wo sie in der Natur sich finden.

Schließlich versichert Ref., daß er weder Ursache noch den Willen hatte, den Herren Herausgebern wehe zu thun,*)

††) Wo steht das geschrieben? Bey Adelung nicht. M.

*) Bedarf es denn dieser Protestation? Viele Leser sind gewohnt, bey dergleichen Versicherungen an den Eintritt

und er bittet dieselben, nicht fehlerwegen, sondern des Publikums und der Wissenschaft halber, künftig doch etwas Gediegeneres oder — Nichts zu liefern. Tritt der erste Fall ein, so wird er sich eben so sehr über die Fortsetzung des Globus freuen, als ihm jetzt die Erscheinung dieses gehaltlosen Fabrikats unangenehm war. — Was hilft's denn am Ende, die Welt mit schlechten Büchern und Dutzendkarten zu überschwemmen? — — H. —

Theologie.

I. Darstellung der hermeneutischen Momente bey Auslegung der dogmatischen Bibelstellen von Joseph Scheill, Stadtpfarrpred. zu St. Martin in Landshut. Landshut b. Thomann. 1820. 75 S. 8. (8 gr.)

Diese Abhandlung, deren Thema von der theol. Facultät in Landshut 1816 aufgegeben war, hat dem Herrn Verf. die theol. Doctorwürde als Preis eingebracht. Sie trägt in 6 §§. das Allgemeine und Allbekannte aus der biblischen Kritik und Hermeneutik vor, und lehrt, daß der katholische Dogmatiker in der h. Schrift zwar forschen, aber keinen andern Sinn durch sein Forschen finden dürfe, als den die h. Mutter, die Kirche, festgesetzt *) und die Tradition geheiligt hat.

II. Ansichten des Glaubens, als Grundlage des praktischen Christenthums. Ein Versuch für denkende Christen. Von Mich. Wirth, Prof. am K. B. Gymn. zu Regensburg. Ulm, bey Stettin. 1821. VI und 296 S. 8. (20 gr.)

Wenn man in der Vorrede liest, (S. 11 f.), daß selbst unter Katholiken häufig eine entschiedene Abneigung gegen traditionelle und kirchliche Lehre zum Vorschein komme, und daß durch Auffassung und Darstellung der Idee und des Wesens des christlichen Glaubens der gründliche Theologe bald in den Stand gesetzt werde, zu bemerken, wie er den Glauben zu betrachten, von welchen Seiten er denselben aus der Tradition zu beleuchten und zu bestätigen habe, um ihn harmonisch mit dem Geiste der h. Schrift im ächten Sinne der katholischen Kirche und praktisch für das Leben darzustellen: so wird man versucht Hrn. Pr. W. für einen Katholiken zu halten. Dieß kann auch seyn; allein in seiner Schrift findet sich nicht die leiseste Spur, welche auf das Eigenthümliche dieser Confession auch nur hindeutete. Vielmehr wird aus der Bibel, besonders aus dem N. T. und dem Leben und Thaten Jesu einzig der Glaube nach seinen verschiedenen Beziehungen mit nicht gemeiner Klarheit und Kraft in folgenden 6 Abschnitten entwickelt und dargestellt. 1) Bestimmung und Erklärung des Glaubens nach der Ansicht des Ap. Paulus Hebr. XI, 1. (S. 9—24.) 2) Einheit und Nothwendigkeit des Glaubens an Gott und Jesus Christus. (S. 25—36.) 3) Gl. und ewiges Leben in ihrer wechselseitigen Beziehung (S. 37—125.) 4) Das Leben im Glauben (S. 126—217.) 5) Erziehung der Jünger J. zum Gl. (S. 218—274.) 6) Jesus als Vorbild des Gl. (S. 275—296.). Jedem Abschnitte sind kurz die Resultate des Dargestellten zur nochmaligen fruchtbaren Uebersicht beygefügt. Der Hr. Vf. läßt sich nirgends in philosophische Deductionen ein, sondern er stellt die Aussprüche, Parabeln oder Thaten unsers Herrn auf, und zeigt mit tiefem Blicke in den Sinn derselben, wie und warum der Glaube, als unwandelbare Ueberzeugung, zuversichtliche Erwartung und Richtung des Sinnes zum Unsichtbaren und Himmlischen, die Hauptsache im Christenthum sey und den Menschen allein zu dem Leben in Gott führe. Die Sprache ist voll, gerundet und deutlich. Nicht nur Theologen, sondern auch wahrhaft gebildete Layen werden hier Belehrung und Erbauung finden.

III. Ueber den evangelischen Glauben an Gott und seinen Einfluß auf Menschenliebe. Ein Versuch zu Beantwortung der Frage: Darf unsre Zeit, im Vertrauen auf Wahrheit und Liebe, an Vereinigung der Kirchen zweifeln? Von W. F. Hufnagel. Frankf. a. M. bey Sauerländer. 1821. XXVIII Vorr. und Inhalt. und 564 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Mit tiefer Wehmuth hat Ref. die Zueignung und Vorrede dieser Schrift gelesen. Ihr Vf., Hr. Senior H., nennt sich in jener „seit zwey Jahrzehnten so gut als stumm und „lebendig todt" und klagt in dieser, daß ihm drey Olympiaden in mitternächtlichem Trübsinn, eigenem Mißtrauen und oft gänzlicher Abwesenheit seines armen Spiritus Rector (sic) dahin geschwunden sind. Er widmet daher die wenigen Lichtaugenblicke des viel umdunkelten Lebens, ehe noch ihre Nöthe, seine rosige, schwindet, der Uebersicht seiner theologischen Zeit, welche in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts fällt, und, „nur freylich klar kaum noch," in das Jahr 1807 reicht. Er giebt daher auch nur Bruchstücke und nicht ein in allen seinen Theilen geordnetes und vollendetes Ganze. Zuerst (S. 8—174) wird die Fra

des Mohrs bey Fiesko zu denken, und die Recensenten, welche von den Autoren ohnedin für solche Mord-Mohren ausgeschrieen zu werden pflegen, sollten daher das „Herr! ich bin ein ehrlicher Mann" (Act I. Sc. 9) in jeder Weise vermeiden.
M.

*) Da braucht er ja auch weiter nicht zu forschen.
M.

Digitized by Google

ge beantwortet: welchen Glauben an Gott fand Jesus, als er in die Welt kam, die ihn nicht aufnahm? dann die zweyte (S. 175—254): welchen Glauben von der Natur und Bestimmung des Menschen fand J. unter seinen Zeitgenossen? Die Beantwortung beschränkt sich aber nicht allein auf die angegebene Zeit, sondern fängt mit den frühesten Offenbarungen in dem A. T. an und theilt die Ansichten des Hrn. Vfs. von dem, was Jesus war, lehrte und ausführte, zugleich mit. Ein dritter Theil (S. 285—564) führt die Ueberschrift: Geist des evang. Glaubens und seiner Liebe. In diesem wird auch (S. 302—429) die auf dem Titel angegebene Frage von Vereinigung dahin beantwortet, daß sie nicht in äußeren Formen, sondern nur in der Wahrheit und Liebe bestehen könne und dann eine Uebersicht des christlichen Glaubens und Wissens bis zu Anfange dieses Jahrhunderts gegeben. Außer diesen drey bemerkten Theilen ist für keinen grösern Ruhepunkt der Leser gesorgt und ein Faden, an welchem das Einzelne gereiht ist, läßt sich auch nicht finden. Selbst die ausführlichere Angabe des Inhalts (S. VIII—XXVIII) verhilft nicht zu einer klaren Uebersicht des Ganzen. Die Grundsätze, welchen Hr. Verf. hier huldigt, sind die des Rationalismus. Uebrigens wird weder der gelehrte Theolog noch der Geistliche, welche bey dem Lesen ungeachtet des etwas schweren Styles ausharren, die Schrift ohne Bereicherung für Wissenschaft und gewissenhafte Amtsführung aus den Händen legen. —

(Der Beschluß folgt.)

Carlos.

„In der Abendzeitung No. 308. vor. Jahrg. hat man „von neuem den alten Vorwurf gegen Schiller's Carlos aufgestellt, daß es ein Widerspruch sey, wenn der Prinz „Akt II. Auftr. IV. zu dem Pagen Henarez sagt: Noch „hab' ich nichts von ihrer (der Königin) Hand gelesen; und gleichwohl Akt IV. Auftr. V. aus der Brieftasche, die er dem Marquis Posa gegeben, den Brief zurückfordert, den sie nach Alkala ihm geschrieben, „und der doch wohl eigenhändig gewesen, da er ihn stets „auf seinem Herzen getragen. Der anonyme „Einsender hat dort den Wunsch geäußert, daß es einem „erfahrnen Kunstrichter gelingen möchte, hier eine genugthuende Erklärung zu geben! Lockt Sie der Ruhm nicht diese „Zirkelquadratur zu erfinden?"

Wahrhaftig nein! denn diese Erklärung ist ja mit Händen zu greifen. Man darf nur lesen, was Carlos thut, nachdem er, in heftiger Gemüthsbewegung, den Brief der Eboli gelesen hat. Er „sieht lange sprachlos, die Augen starr auf den Brief geheftet." Warum das? Will er hier etwa die Verblüffung des Liebesglücks ausdrücken? Gewiß nicht. Er zweifelt, ob der Brief von der Königin komme, vermuthlich, weil die Handschrift ihm nicht die der Geliebten zu seyn scheint. Darauf inzwischen kommt es nicht an in seinem Falle: solche Einladungen lassen kluge Frauen bisweilen schreiben, oder verstellen die Hand, der Bote soll der Gewahrsmann der Sendung seyn. Des Prinzen Zweifel betrifft blos die Frage, ob der, anscheinlich nicht von Elisabeth geschriebene Brief, von derselben komme. Das will er von dem Pagen der Königin erforschen, darum wendet er sich nun zu ihm, und fragt: Sie gab dir selbst den Brief? Der Page bejaht die Frage. Carlos wiederholt sie, und um den Knaben, den er für ein Werkzeug des Königs hält, zu fangen, thut er, als ob er glaubte, Henarez woll' ihm einen Pagenstreich spielen („Spott mit ihm treiben") und stellt sich schier kindisch an, um ihn offenherzig zu machen.

Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen;
Ich muß dir glauben, wenn du's schwören kannst.
Wenn's Lüge war, gesteh mir's offenherzig,
Und treibe keinen Spott mit mir!

Mit wem? fragt der Page, und Carlos der nun wohl sieht, daß er kein, leicht offenherzig zu machendes, Kind vor sich hat, „sieht wieder in den Brief, und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter forschender Miene." Nun macht er einen Gang durch den Saal, d. h. er sinnt auf ein anderes Mittel, aus seinen Zweifeln zu kommen. Er fragt Henarez, ob sein Vater dem Könige diene, und als er hört, daß derselbe in des Königs Dienste gegen den Feind gefallen sey, also, wahrscheinlich, der König die Waise an den Hof genommen habe, beschließt er, des Pagen Geständniß zu überraschen. Er faßt ihn bey der Hand, fixirt ihn, und fragt:

Den Brief gab dir der König?

Des Pagen Empfindlichkeit, kurz, einfach und eben darum mit allem Anstrich der Wahrheit ausgedrückt, zerstört seinen Argwohn, er liest den Brief laut, läßt seinem Entzücken freyen Ausbruch, Henarez ist sein Vertrauter und er zeichnet ihm sein künftiges Verhalten vor.

Wo ist nu alle dem ein Widerspruch? Die Sätze widersprechen sich, aber Carlos nicht, er sagt blos dem Pagen absichtlich eine Unwahrheit, deren Gegentheil er bey anderer Gelegenheit gegen Posa ausspricht. Aber warum heimlich gegen den Pagen? Warum sagt er diesem, daß er die Handschrift der Königin nicht kenne, da er sie doch kennen muß? Eben weil er sie kennt. Er hofft, den Ueberbringer dadurch zu der Versicherung zu verleiten, daß der Brief von der Königin eigner Hand sey, und ihn so auf einer offenbaren Lüge zu ertappen. Hätt' er diese Absicht nicht, so wär' er hier kindisch, er stellte sich nicht blos so: denn welch ein Peter von Liebhaber müßt' er seyn, wenn er den (ihm verdächtigen) Boten rühren wollte durch die Klage, daß er an dessen Sendung, den'm Mangel eigner Prüfungsmittel, auf's Wort glauben müsse!

Wer Schillers Memma hier nicht verliebt, der hat wahrscheinlich dies Stück selber auf der Bühne gesehen als gelesen. Dort ist Carlos freylich meistentheils solch' ein Peter, und der Leser, durch die sinnliche Anschauung prävenirt, läßt dann Gefahr zu glauben, der Dichter habe den Peter gemacht. Fata libelli!

Müllner.

Digitized by Google

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. April 1822.

Theologie.

(Beschluß.)

IV. Die Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Nebst Kritik der vom Hrn. O. Hofpr. Ammon darüber vorhandenen Theorie. Altenburg b. Hahn. 1821. XII und 220 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der ungenannte V. hat schon eine Streitschrift gegen Hrn. O. Hofpr. Ammon herausgegeben unter dem Titel: Ueber die Behauptung eines rationalen Supernaturalisten, daß für die christliche Religionswissenschaft zwar der formale, aber kein materialer Vernunftgebrauch gelte. Altenburg 1820., in welcher auch gelegentlich das Urtheil gefällt war, daß das Lehrstück in dessen Summa ꝛc. bey allem einzelnen Wahren doch total falsch sey. Dagegen vertheidigte der Angegriffene seine Theorie in dem Magazin Bd. 5. St. 1. S. 231 ff., wodurch sich der ungenannte Kritiker wieder zu gegenwärtiger Schrift gereizt fand. Sie enthält also eine Antikritik in extenso. Um dem ungenannten V. nicht eine neue Mühe zu machen, werde hier nur der Hauptinhalt treu referirt; Leser vom Fach werden dann schon wissen, wie sie mit der neuen Theorie daran sind. Im ersten Abschnitt (S. 5—42.) wird von dem Begriffe dessen, was überhaupt göttliche Eigenschaft ist, gehandelt, im zweyten (S. 43—89.) gezeigt, wie man finden solle, welche Eigenschaften Gott habe; der dritte Abschnitt (S. 81—184.) enthält die Auffindung und Darlegung der göttlichen Eigenschaft selbst, worauf noch S. 185. ein Beweis, daß das von dem Vf. über die göttliche Eigenschaft Vorgetragene ein wissenschaftliches System sey, und S. 207. eine Diatribe gegen die absoluten Identitäts-Narren folgt. Dem Vf. ist Philosophie (S. 22.) systematische Selbstkenntniß unsers Geistes. Durch seine reine Selbstkenntniß (S. 23.) wird der menschliche Geist außer sich selbst hinausgetrieben, nicht etwa in die ihm vorliegende empirische Welt, sondern über die Welt zu Gott. Dieß, wie bekannt, durch den religiösen Glauben. Der religiöse Glaube ist kein Wissen; es giebt aber ein Wissen um den Glauben, da Gott nur nach menschlichen Denkgesetzen gedacht werden kann. Philosophirend nun (S. 24.) gelangt der Mensch nur bis nahe an Gott; das Herz, d. h. Vernunft mit Sinnlichkeit führt jenen ganz hin zu diesem. Der Begriff von Gott ist nicht blos Idee, oder (als persönliches Wesen erscheinend) Ideal, sondern da er das Höchste bezeichnet, die Idee der Ideen oder das Ideal der Ideale. Eigenschaft Gottes ist (S. 26.) jede eigenthümliche und unmittelbare Bestimmung des höchsten und allgemeinsten Ideals der menschlichen Vernunft. Da Religiosität (S. 72.) nichts anders ist als Moralität in bestimmterer Art und Gestalt, nämlich durch Glauben, so lassen sich nur durch das Sittengesetz die göttlichen Eigenschaften finden. Das höchste Ideal (S. 82.), welches die Vernunft bildet, ist auch Weltideal (höchstes Gut) und besteht in Seligkeit (S. 84.), d. h. Weisheit und Glückseligkeit. Der Glaube (S. 88.) fodert, daß Gott beyde vermittele, die moralische und physische Weltordnung. Der moralischen Weltordnung (S. 92.) gehört Alles an, was in ihr an dem heiligen Theil (wenn auch nicht nimmt, so doch) hat; die nicht heilige Welt (darum aber noch nicht unheilige) ist die physische. Auf diesem Unterschiede beruht die nächste Eintheilung (S. 91.) der göttlichen Eigenschaft. Da aber das Heilige (S. 95.) schlechthin unerklärbar ist, so ist hier die Analogie Bedürfniß. Für das Verhältniß Gottes zur moralischen Weltordnung (S. 96.) paßt die Analogie des Staatsoberhauptes, für das zur physischen die eines Baumeisters. Als Herrscher ist Gott heilig, gütig und gerecht, als Baumeister nach dem mathematischen Verhältniß zu der Weltform ewig und allgegenwärtig, nach der dynamischen allwissend und allmächtig. Da beyde Weltformen durch Gott (S. 97.) Eins sind, können wir ihn Weltenvater nennen; als solcher hat er Allweisheit und Seligkeit. Dieß sind die positiven Eigenschaften Gottes. Er hat aber auch noch allgemeine Eigenschaften, welche seine wesentliche Verschiedenheit von der Welt aussagen. Sie sind negativ und werden nach den Kant'schen Kategorien aufgestellt, (S. 98.) fast eben so, wie bey Schmid (philosophische Dogmatik. §. 106.) und Heydenreich (Betrachtungen über die Phil. d. nat. Rel. B. 2. S. 221 f.). Die Kritik der Ammon'schen Darstellung hat der Vf. seiner Auseinandersetzung bald an-, bald eingefügt. Er ist der Zuversicht (S. 191.), durch dieselbe Hrn. O. Hofpr. A., wenn

Digitized by Google

auch nicht überzeugt, doch überführt zu haben, und setzt deshalb hinzu: „Wir würden es in der That gern sehen, „nicht zu einer Beleuchtung Ammon'scher Gedanken und „Aussprüche genöthigt zu werden. Was könnte es denn „der Wissenschaft für bedeutenden Gewinn bringen, wenn „man sich am Ende gar dazu, die Charakteristik eines einzelnen ihr gewidmeten Lehrers zu schreiben, entschließen „müßte, so treffend diese auch immer gerathen möchte? „Hr. A. wird also nun am besten daran thun, über diese „Verhandlung des Capitels von den göttlichen Eigenschaften; bey welcher die gezemende Achtung gegen seine Person, so viel nur immer, um der Wahrheit willen, möglich war, nicht aus den Augen gesetzt worden ist, blos „Andere öffentlich urtheilen zu lassen." Auch zu dieser Stelle enthält sich Ref. jeder Bemerkung. *)

V. Des heil. Abendmahls ursprüngliche, bedeutsame und würdige Feyer, dargestellt von Ge. Aler. Ruperti, Dr. d. Th., Gen. Sup. — zu Stade. Hannover b. Hahn, 1821. XII und 366 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Da die erste Feyer des heil. Abendmahls mit dem Paschah in der genauesten Verbindung stehet, so hat Hr. G. S. R. die ersten 15 §§. (S. 1–128.) seiner Schrift Untersuchungen über das letztere und einer ausführlicheren Darstellung aller Umstände dabey gewidmet, und sich zugleich über viele antiquarische und andere Gegenstände verbreitet, die in entfernter Beziehung zu der Hauptsache stehen oder auch nur gelegentlich erwähnt werden, z. B. über die Mahlzeiten der Hebräer und Juden überhaupt §. 9. S. 46—56., über die Zahl der Paschah-Feste, welche Jesus während seines Lehramtes gefeyert hat, §. 21. S. 63–71. Die Meynung, daß Jesus am Abende des 14ten Nisan's das Paschah-Lamm mit allen Juden gegessen habe, wird durch neue Gründe unterstützt. Der 15te §. (S. 96–128.) stellt die Nachrichten aller Evangelisten und des Ap. Paulus über das letzte Paschah-Mahl Jesu nach der Ansicht des Hrn. Vfs. in einer eignen Uebersetzung zusammen; denn er vermißt in allen Evangelien, auch dem des Johannes, die Sachen- und Zeitordnung. Nach dieser neuen (aber, wie es Ref. scheint, nicht hinlänglich begründeten) Ordnung erhält die eigentliche Feyer des heil. Abendmahls ihre Stelle zwischen den Reden Jesu Joh. XIV, 1—14. 16. 17. XV, 26. 27. XVI, 15. 18—24. und Joh. XIII, 34. 35. XV, 1—25. Aus der Vergleichung der Erzähler (§. 16.) findet Hr. G. S. R. S. 136. das Resultat, daß Matthäus, als Augen- und Ohrenzeuge, uns allein den richtigen und vollständigen Text, oder alle hochwichtigen von Jesu bey dieser Handlung ausgesprochenen Worte aufbewahrt, Paulus und Lukas aber denselben, jeder nach seiner Weise, den spätern Gebräuchen und Vorstellungen gemäß (wofür lernen wir diese in dem Zeitraume von Jesu Tode bis zu Abfassung des Ev. Lukas und des 1 Br. an die Kor. aber kennen?) etwas (S. 136.) umgeformt und erweitert haben. Nach diesen Vorbereitungen wird §. 17. der wahrscheinliche und tiefe Sinn der Darreichung des Brodes und Weines bey dem letzten Abendmahl Jesu und der Worte, die dieser sprach, S. 139. (vgl. auch S. 183.) so angegeben: „Indem ich euch diese Stücke des Paschah- oder „Brod-Kuchens mit den Worten, λαβετε, φαγετε und „den Kelch mit den Worten, πιετε ἐξ αὐτου παντες, „darreiche, so theile ich mich selbst euch mit, und ihr nehmt „mich gleichsam in euch selbst auf, so versinnliche ich dadurch „den Wunsch und die Nothwendigkeit, daß wir ganz eins werden und Einen Leib und Eine Seele, die innigste, geistige und „moralische, Gemeinschaft bilden; denn τουτο, dieses, „was ich euch reiche, (δεικτικως gesprochen, indem Jesus „mit einem Finger auf jedes Brodstück und den Wein zeigte) ἐστι το σωμα και το αἱμα μου, ist gleichsam „mein Leib und mein Blut, meine Person, ich selbst, mein „Ich, mein Geist und Sinn. Indem ich euch den Kelch „mit den Worten überreiche, πιετε ἐξ αὐτου παντες, „so rufe ich euch etwas Vieldeutiges und für euch Alle Hochwichtiges zu; denn τουτο, dieses, was ich euch jetzt zu „trinken gebe, (das τουτο ebenfalls δεικτικως gesagt) ist „mein Blut (das gleichsam selbst hier), durch dessen Genuß „ich und mein Geist euch mitgetheilt und eine geistige Gemeinschaft, von welcher sich keiner von euch ausschließen „darf, π. ε. α. π., versinnbildet wird; es ist ferner Blut, „mit dem, mit dessen Vergießung, ich dem neuen Bunde „der Liebe (καινη διαθηκη), den ihr nun schließen sollt, „und an dem Alle Theil nehmen müssen, π. ε. α. π., „die Sanction und Weihe geben will; es ist endlich Blut, „welches ich bald aus Liebe zu euch und zu den Menschen „vergießen werde (vgl. Joh. XV, 13.), damit ihr Alle, „π. ε. α. π., und mit und durch euch Viele (die jüdische „Nation und die ganze Menschheit) nicht von einer leidlichen Knechtschaft, wie einst eure Vorfahren in diesen Feyertagen, sondern von einer weit schimpflicheren, drückendern „und traurigern, der geistigen und moralischen Sclaverey, „von der Herrschaft des Irrthums, des Unglaubens und „der Sünde, befreyet werden, und dann Gott und mich, „das Wahre und Gute, kennen, lieben und schätzen lernen." Die Stelle ist etwas lang, welche hier ganz wörtlich stehet; allein Ref. konnte nicht anders, wenn er die neue Erklä-

*) Der Redacteur aber nicht. Die Maxime, den Gegner durch die Drohung zum Schweigen zu bringen, daß man außerdem dessen Charakteristik schreiben (das soll doch wohl heißen, seinen moralischen Charakter richten) werde, ist eine ganz vortreffliche — Recensentenmaxime, besonders für das theologische Fach. M.

rung den Lesern mittheilen, sich gegen den Vorwurf des Mißverstandes sichern und eine Probe von der Vorstellungsweise des Hrn. Vfs. geben wollte. Der 18te §. enthält nun (S. 140—188.) die Erläuterungen und Gründe für diese Erklärung, welche Hr. R. eine geistige und symbolisch-moralische oder noch lieber (S. 140.) eine mystisch allegorische nennen möchte. Unter den Erläuterungen werden nur die (S. 176 ff.) bemerkt, daß die Idee eines Versöhnungsmahles von jeher sehr schädlich (?) gewesen seyn soll, und daß ἐις ἄφεσιν ἁμαρτιων nicht bedeute, um Vergebung der Sünden zu verschaffen, sondern zur Befreyung von Irrthümern, wobey Joh. XX, 22, 23. verglichen wird. Die eilf Gründe, welche für diese Meynung angeführet werden, kommen zum Theil darauf zurück, daß sie dem Geiste und der von dem Hrn. Vf. neu geschaffenen Anordnung der von Johannes aufbewahrten Tischreden Jesu, der Denk- und Handlungsweise, wie der Sprache der Orientalen, dem hochwichtigen Gedanken, der versinnlicht werden soll, und der Hauptzweck des Christenthums am besten entspreche. Verwunderung erregt es aber, daß dafür auch zeugen sollen: die Nachrichten des Dionys. Areop. von dem durch Johannes gestifteten contemplativen (S. 142.) Gebetbunde, den erst Hr. Pr. Kestner in seiner Agape (m. vgl. unser Lit. Bl. J. 1820. Nr. 29—35.) entdeckt hat, der Begriff eines Sacraments (S. 154.) bey den Kirchenvätern und in der Vulgate, die Feyer dieses heil. Mahles in der ersten christlichen Kirche als eines (S. 155.) mysterii domini und sogar (S. 150.) unsere Kirchenlehre. Die letztere kennt im heil. Abendmahle keinen Leib und kein Blut Christi, der und das nur gleichsam der Leib und das Blut ist, und lehret noch weniger, daß diese heil. Handlung nur in so fern exhibitiv sey, als sie Befreyung von Irrthümern mittheile. Auch dürfte es nicht befriedigen, was S. 185. dafür beygebracht wird, daß das heil. Abendmahl höchst wichtig, bedeutsam, heilig und ehrwürdig seyn solle, wenn es auch nicht von Jesu als Religionsgebrauch für alle Christen und alle Zeiten eingesetzt wäre. Im 19ten §. (188—204.) werden noch einige neuere Ansichten des heil. Abendmahls, als von Paulus, Stephani, de Wette, Ammon, Kaiser, beurtheilt, und §. 20. (S. 204—214.) einige Wünsche und Vorschläge zur zweckmäßigen Feyer gethan. Die Anmerkungen, welche S. 219—366. angehängt sind, beziehen sich, mit Ausnahme weniger Blätter, auf die vorhergehenden §§., und enthalten literarische Nachweisungen, Erläuterungen, und Erklärungen biblischer Stellen. Von diesen letzten nur Eine. Wenn Jesus den Aposteln den heil. Geist verheißt, so soll er damit weiter nichts (S. 319. 343. 348.) sagen wollen, als: „euer eignes Forschen und Nachdenken wird euch alle nöthige und hinlängliche Aufschlüße über meine Sache und Lehre gewähren.“

VI. Lehre und Glaube der vorchristlichen Welt an Seelenfortdauer und Unsterblichkeit; mit besonderer Rücksicht auf das alte Testament. Historisch-kritisch-exegetisch dargestellt und die Gründe der neuern Philosophie angefügt von Amad. Wieşner, Dr. der Phil., Lehrer der Mathem. an der Domschule zu Naumburg an der Saale ꝛc. Leipzig b. Klein. 1821. XV und 248 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

In der ersten Abtheilung (S. 13—93.) wird in neun Abschnitten dargestellt, was die polytheistischen Völker vor Christus, Indier, Aegypter, Perser u. s. w. besonders Griechen und Römer von der Fortdauer der Seele nach dem Tode geglaubt und gelehrt haben. Die 2te Abth. (S. 94—186.) sucht zu beweisen, daß die Unsterblichkeit der Seele den Hebräern unbekannt war, und nur dunkel geahnet wurde, und stellt dann die Lehre der Apogryphen über diesen Glauben auf. Im Anhange (S. 213—248.) werden gröstentheils nach Schaller Handb. der Gesch. philos. Wahrheiten ꝛc.) die Meynungen mehrerer Philosophen der neueren Zeit über denselben Gegenstand angegeben. Man siehet auf jeder Seite die Mühe, mit welchen diese Materialien unter dem Mangel vieler wichtiger Quellen gesammelt sind. Das Resultat über die Unsterblichkeitslehre im alten Test. würde unstreitig anders modificirt worden seyn, wenn der Hr. Verf. Bengels bekannte Programme und Meteleekamp's Dissert. (vestigia doctr. de immortalitate animorum in ll. vet. instrum. obvia. Harderv. 1799. 4.) hätte benutzen können. —

VII. Die katholische Kirche. Von Franz Geiger, Chorherrn zu Luzern ꝛc. Mainz bey Müller. 1821. 13 S. gr. 8. (2 gr.)

Dieses aus der schon gewürdigten Zeitschrift, der Katholik 4ter Heft., 1821, abgedruckte Aufsatz behauptet, aber beweiset nicht, daß der Sinn einer Offenbarung sich nie durch ein Buch allein, sondern nur durch mündliche Tradition erhalten könne, daß die mündlichen Sprecher (S. 9.) von Gott selbst beglaubigte Menschen seyn müssen, und daß diese Sprecher die katholischen Bischöfe, vereint mit ihrem Haupte, oder vielmehr das Haupt vereint mit den Bischöfen sind, welche die lehrende katholische oder allgemeine Kirche ausmachen.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom November 1821.

(1. Oct.) Hr. Rieuſſec überreicht ein Instrument, wo mit die Schnelligkeit der Pferde gemessen werden kann. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire theilt die Beschreibung

Digitized by Google

einer im October 1820 zur Welt gekommenen menschlichen Mißgeburt mit, die er zu Begründung einer neuen Gattung (genre) gebraucht, welche Hyperencephale heißen soll, und Hr. Bertin liest eine Abhandlung über verschiedene organische Herzfehler.

(8. Oct.) Hr. Percy erstattet einen sehr belobenden Commissionalbericht über mehrere von dem Arzt Hrn. Cruveilher eingereichte Aufsätze, welche die Ergebnisse seiner Untersuchungen über den Croup, den inneren Wasserkopf und eine mit gallertartiger Desorganisation begleitete Kindertrankheit der Eingeweide des Unterleibs betreffen. Die Commissarien, welche eine Abhandlung des Hrn. Lassis prüfen sollten, worin darzuthun versucht wird, die sogenannten Pest- und typhosen Krankheiten seyen nicht ansteckend, sind der Meinung, die Theorie des Hrn. Lassis finde in den von ihm angeführten Thatsachen keine hinreichende Bekräftigung. Hr. Cauchy liest eine Abhandlung über die allgemeine Integration der Linear-Aequationen mit constanten Coefficienten. Hr. Schwilgué überreicht ein Uhrwerk, das die sämtlichen Cyclus und beweglichen Kalenderfeste darstellt. Hr. Rivero liest eine Abhandlung über die Verbindung der Sauerkleesäure mit dem Eisen, und Hr. Chomel theilt Bemerkungen über die Anwendung der Sulfaten der Cinchonine und der Quinine mit.

(15. Oct.) Der Minister des Innern zeigt die königliche Genehmigung der Wahl des Herzogs de la Rochefoucauld als Academicien libre an. Hr. Prony erstattet einen Commissionalbericht über den Chronographen, den der königl. Uhrmacher, Hr. Nieussec, der Academie eingereicht hatte. Der Chronograph hat Gestalt und Umfang eines großen Taschen-Zeitmessers. Das bewegliche Zeitblatt desselben macht in jeder Zeitminute eine Umdrehung, und da es am Rand in sechzig Abschnitte getheilt ist, so entsprechen diese den Zeitsecunden. Der Beobachter kann mittelst eines leichten Drucks, und mit der Vorrichtung einer metallenen Federspitze, in jedem beliebigen Moment den Anfang und das Ende des zu bestimmenden Zeitraums bezeichnen. Die Commissarien belobten die sinnreiche Erfindung, und sie glauben, dieselbe werde den Physikern und Ingenieuren sehr gute Dienste leisten. Hr. Geoffroy-Saint Hilaire liest eine Abhandlung über unregelmäßige Bildungen überhaupt, so wie über die durch Versetzung der Eingeweide der Brust und des Unterleibs in einem menschlichen Foetus beobachteten ungewöhnlichen Verhältnisse der Theile. Hr. Gallos überreicht eine bildliche (graphische) annähernde Lösung der Quadratur des Kreises. Der Ritter de Théran liest eine Abhandlung über die Zähmung und Acclimatisirung des Schaafkamels (vigogne), und von der ärztlichen Section werden für die Besetzung einer erledigten Correspondenten-Stelle vorgeschlagen: die Herren Bailly in London, Paulet in Fontainebleau, Barbier in Amiens, Lauth in Straßburg, Fodéré in Straßburg, Lallemand in Montpellier, Joseph Frank in Wilna und Vacca Berglinghieri in Pisa.

(22. Oct.) Hr. Delambre erstattet Bericht über den vom Abbe Halma übersetzten Commentaire de Theon. Hr. Fourier giebt Bericht über die merkwürdigen Versuche, welche Hr. Desprez über die wärmeleitende Kraft (conductibilité) verschiedener fester Körper angestellt hat. Die Substanzen, mit welchen diese zahlreichen Versuche sind angestellt worden, reihen sich nach der Stärke der benannten in ihnen beobachteten Kraft folgendermaßen: Kupfer, Eisen, Zink, Zinn, Blei, Marmor, Porzelan, Backsteine. Die wärmeleitende Kraft des Kupfers verhält sich zu derjenigen des Eisens, wie 12 zu 5. Aus den in der vorhergehenden Stufung bezeichneten Candidaten wird zum beikundigen Correspondenten gewählt: Hr. Paulet in Fontainebleau. Hr. Morel liest eine zweite Abhandlung über die vibrirende Eigenschaft des membranosen Systems vom Gehörorgan. Hr. Bertin reicht eine Denkschrift ein über die Verschiedenheiten, welche hinsichtlich der Oehrörmigen und arteriellen Klappen und der Krümmung der Aorta beobachtet werden, und Hr. Latreille liest eine Abhandlung über das muskalische Organ der Grillen und Tettralen, dessen Vergleichung mit jenem der Cicaden-Männchen, und über einige wesentliche Verhältnisse der Organe des Athemholens bey den Insecten, Arachniden und Crustaceen.

(29. Oct.) Hr. Maunoir überreicht eine Abhandlung von dem Muscularbau der Iris. Hr. Halle erstattet einen Commissionalbericht über die Abhandlungen von der Quinine und Cinchonine, welche die Herren Petroz und Chomel eingereicht hatten. Die Sulfaten beyder Substanzen haben, nach den Erfahrungen des Hrn. Petroz, die Quinquina als fieberstillendes Mittel vollkommen ersetzt; in Fällen, wo diese in Substanz genommen vom Magen nicht vertragen ward, sind die Sulfaten ohne irgend einen Nachtheil gebraucht worden. Sie scheinen sich eben so wirksam in neuralgischen, unregelmäßigen Anfällen, als in den gewöhnlichen periodischen Fiebern zu zeigen, und sie dürfen auch wohl in dörartigen Wechselfiebern gute Dienste leisten. Hr Chomel liefert gleichmäßige Resultate und und beobachtete eine interessante vergleichende Darstellung der Behandlung der Fieber durch's Dampfbad mit derjenigen durch fieberstillende Heilmittel. Hr. Bertholet erstattet Bericht über die Abhandlung des Hrn. Chevreul vom Einfluß des Wassers auf verschiedene feste Stickstoffsubstanzen. Hr. Dumeril berichtet über die Schrift des Hrn. Jacobson, von der Harnabsonderung einiger Thiere. Hr. Monge überreicht ein durch Hrn. Zeter nach Vorschlägen des Hrn. Amici verfertigtes Mikroscop. Hr. Geoffroy liest eine Abhandlung über die Abdärung der Placenta mit verschiedenen Eingeweiden in einer menschlichen Mißgeburt von der Art der Hyperencephalen, auch über diese Erscheinung als die Ordinate solcher Anomalie betrachtet, und Hr. Beauvel reicht Beobachtungen ein, über verschiedene im plastischen Thonboden von Auteuil neuerlich gefundene Substanzen.

Digitized by Google

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. April 1822.

Freymaurer-Literatur.

Die Freymaurerey betrachtet in ihren möglichen und nothwendigen Verhältnissen zu dem Zeitalter der Gegenwart. Für Maurer und Nichtmaurer von Carl Gerber. Schmalkalden in der Varnhag.n'schen Buchhandlung 1821. 94 S. gr. 8.

Im Jahre 1819 erschien, ohne Angabe des Druckorts, eine zwey Bogen starke Flugschrift: Darstellung der Verhältnisse der Freymaurerey zur Religion und zum Staate, die Rec. durchlaufen und unwillig aus der Hand geworfen zu haben sich erinnert, weil er darin den unreinen Geist derjenigen Bündner-Anmaaßung erkannte, die ein lichtscheues Institut der Privatwillkühr den großen, nothwendigen, unmittelbar auf einem kategorischen Imperativ der Vernunft beruhenden Einrichtungen, Staat und Kirche, nicht nur gleich stellen, sondern sogar darüber erheben möchte. Herr Gerber beschäftiget sich in der ersten Hälfte seines Buches mit einer brüderlich schonenden, kritischen Prüfung und Widerlegung jener Schrift, ohne dasjenige zu bedenken, woran ihn — sein eigner Name hätte mahnen sollen: daß hier eigentlich nichts zu prüfen und zu widerlegen, sondern blos das dicke Fell eines albernen Separatistenhochmuths tüchtig zu gerben war. Die Freymaurerey ein Bindungsmittel zwischen dem Körper (Staat) und dem Geiste (Religion)! Ein geläuterter Glaube, welcher den Religionen, da wo sie unvernünftig sind, nachzuhelfen sucht! Eine Schule der sittlichen Bildung und geistigen Aufklärung, die dem Staate nichts kostet (es wäre denn etwa einen Theil seiner Würde und seiner moralischen Macht über die menschliche Meynung)! Ein Staat, der mehr belohnt, als bestraft, und von unbesoldeten Beamten verwaltet wird! Eine Bürgschaft, glücklicher zu leben und ruhiger zu sterben! Eine Kunst, der Tugend Tempel und dem Laster Kerker zu bauen! Eine Herstellung des göttlichen Kleeblatts, welches die Grundlage des Tempels ist, welche Aufklärung heißt, welche sich in Drey Theilet, und welche die Ausbildung im Sittlichen, Wissenschaftlichen und Künstlichen (sic statt Künstlerischen) in sich faßet! Das ungefähr sind die Ansichten jener Flugschrift, und welcher Unbefangene wird sich die Mühe geben, solchen dünkelhaften und mystisch aufgedunsenen Unsinn zu widerlegen? Für Nichtmaurer von einiger Geistesbildung und Menschenbeobachtung ist das eben so unnöthig, als für verständige Freymaurer; und den unverständigen BB. kann es nicht frommen. Inzwischen giebt es deren, die nicht von Haus aus unverständig, sondern nur in ihren Begriffen von der praktisch-moralischen Weltordnung durch das Gefühl verwirret sind, welches eine schlaue Geheimnißkrämerey und ein altherkömmlicher Mysterienritus zu einer unbefriedigten Sehnsucht aufgeregt haben. Diese schwärmen für die dunkle Idee des Bundes, dessen praktisches Wesen und Unwesen sie nicht erkennen, und wo es gilt, dergleichen eifrige BB. zur vernünftigen Ansicht der Dinge zurückzuführen, da mag es allerdings zweckmäßig seyn, ihres reizbaren Gemüthes zu schonen, und mit mildernder Weitschweifigkeit Phrasen zu widerlegen, welche dem blinden Eifer derselben für ihren verhüllten Göhen geschmeichelt haben. Man muß es dem B. lassen, daß er in dieser Beziehung gut gearbeitet hat, ja sogar zu gut: denn für das Irrsal, welches er den Ultra-Maurern nimmt, giebt er ihnen ein anderes, die Anmaaßung noch besser nährendes, zurück. Er untersucht nämlich im folgenden Abschnitte seiner Schrift (von S. 38 ab) den dermaligen Zustand der Staatsgesellschaft und der Religion; findet beyde schlimm und gefährlich; meint, daß Einzelne gegen diese Uebel mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg nicht kämpfen können, und fordert nun die Freymaurerey, als eine Gesammtkraft, auf, verbessernd auf Staat und Religion einzuwirken. Davor bewahr' und doch der liebe Herrgott in Gnaden! Die Maurerey ist unstreitig eine moralisch-schöne Idee. Ein allgemeiner, kosmopolitischer Brüderbund der am hellsten denkenden, am menschlichsten fühlenden, am sinnigsten handelnden Menschen zum Behuf einer, auf alle Güter der Menschheit Bedacht nehmenden Wohlthätigkeit, sowohl gegen förmlich recipirte Brüder, als gegen die Nichtmaurer, ist ein ihnreißender Gedanke. Aber es ist eine große Kluft zwischen der Idee und ihrer Erscheinung im Leben befeste

Digitized by Google

ger. Es ist nicht die Erkenntniß des eben ausgedrückten Zweckes, nicht der moralische Antrieb, ihn zu befördern, was die Logen bevölkert. Der Reiz des Mysteriösen, die Hoffnung auf Protection eines großen Geheimbundes; die Aussicht, auf Reisen schnelle Verbindungen anzuknüpfen, Unterstützung zu finden, und im Nothfall auf die Maurerey betteln zu gehn; die verrückte Einbildung, für einige Louisd'or Recepturgeld etwas Besseres zu werden, als die, vom Maurerdünkel sogenannten Profanen; der Wunsch, in dem Männerbunde wenigstens für einzelne Zeiträume dem ehoweiblichen Pantoffel zu entrinnen; der Hang, im geschlossenen Zirkel, im bequem eingerichteten Lokal, regelmäßig eine Parthie Billiard, Whist, Boston oder L'hombre zu finden, und den Zeitvertreib des Müßiggangs mit dem Namen der (metaphorisch sogenannten) Arbeit zu adeln: das ungefähr sind die inneren Antriebe der überwiegenden Mehrzahl zum Maurerwerden. Und nach welchen Principien macht man sie? Welche Prüfungen nimmt man vor? Hat Kotzebue's Graf Hecht im „Freymaurer" nicht vollkommen recht, wenn er sagt: „Es ist noch keiner dran gestorben." Wo bleibt die Einigkeit, wo die Würde des Bundes, wenn man sieht, wie das Logenrichten Spekulationsweise betrieben, die Constitutirung bey den Hauptlogen erschlichen wird? Wie in kleinen Nestern Loge gegen Loge aufsteht, wechselseitig ihre Verwaltungen verläumdet, durch Prunkmarrenpossen, Cassino-Einrichtungen, Schmäuse, Gartenpläsirs, maurerische Kegelschießen oder Hahnschläge, und andere Frivolitäten, theils Proselyten macht, theils eine der andern die activen Theilnehmer und erhaltenden Contribuenten abspenstig macht? †)

†) Sollen denn die MM. sich nicht mehr belustigen? Gält ihnen Schillers Lied an die Freude nicht? Wären die Grundsätze des folgenden ernsten Trinkspruches (an ein schwedendes Bundesglied) unmaurerisch oder entweihend?

Die Ziele der Gerechtigkeit sind nicht
Ein leeres Spiel des schlaffen Müßiggangs,
Der nur die Zeit zu tödten sucht; sie sind
Das Miniaturgemälde einer Welt,
Wie sie die Phantasie des Weisen träumet.
Vergebens streut Moralgebot und Recht
Zum Lauf nach Einem Ziel die Menschheit zu vereinen.
Was bröd' im Großen nicht vermögen, schafft
Der Zauberstab der Lust im Kleinen. Wo
Des bürgerlichen Lebens Wirbel wird
Der Menschen Thun oft eitel Krieg und Lügen;
Steht wader und einig sind sie im Vergnügen.
Der ist kein guter Mensch, der, wo die Lust
Im Tummelreihe seine Brüder dreht,
Nicht besser ist, als auf dem Markt des Lebens.
Drum ist der Freude Kreis die bessre Welt,
Wo Friede herrschet in Gemüth und That.
Und muß sich Einer trennen von dem Bunde;
So dürfen Thränen an den Wimpern hangen.
Als wär ein Besserr aus der Welt gegangen.
Den Becher faßt, ihn auf sein Wohl zu leeren!
Es perlt der Wein, und Perlen sind ja Zähren.

M.

Allen Respect vor dem ens noumenon, vor der Idee der FMaurerey; aber die Idee kann zur Verbesserung des Staatsgesellschaftlichen und Religionszustandes nichts thun. Die Logen müßten es thun; und sieht wohl ihr Zustand darnach aus, jene Zustände von ihren Zeitübeln heilen zu können? Es kann auf jeden Fall, und selbst unter der Voraussetzung, daß die Mittel dazu vorhanden wären, darauf an, das Wie ihrer Anwendung vorzuzeichnen; aber der Grundriß, den Herr G. S. 81 ff. davon entwirft, ist ein Amalgama von Phrasen, die keinen bestimmten Sinn, viel weniger eine klare Anschauung von dem Gange der Kur geben. Er beschäftiget sich breit genug mit dem Versuche zu zeigen, daß die verlangte Einmischung der Logen in die Zwecke des Staats und der Religion unbedenklich sey, wenn sie in den gehörigen Schranken gehalten werde; aber wer soll diese Schranken bewachen? Der Arzt von so zweydeutigem Ruf' und Berufe? oder die Kranken, die er heilen soll?

„Ueberdieß legt der B. für diese Wirksamkeit eine Bedingung, die zwar auch berühmte Maurer von Aufklärung, Menschenkenntniß und Gelehrsamkeit aufgestellt haben, die aber doch kaum zu erfüllen seyn möchte, ohne das ens phaenomenon der FMaurerey in seinem Grundcharakter zu verändern. Die Maurerey soll das Geheimniß aufgeben, soll „durch That und Wort die Grundsätze bekannt machen, die ihren Handlungen zur Norm dienen." (S. 82.) Freylich wäre das die unerläßlichste Bedingung, unter welcher die unendlich überlegene Anzahl der Nichtmaurer (Million ist ihr Maasstab, während der von Tausend fast schon zu groß für einen Bund ist, der in manchen Ländern blos den Namen der FMaurerey usurpirt) — unter welcher der Staat und die Kirche den Logen eine Thätigkeit für ihre gesellschaftlichen Zwecke zulassen könnten; aber wenn sie ihren Hauptreiz aufgeben, werden sie nicht auch bald eine Kraft verlieren, welche der B. hauptsächlich in der Vereinigung Vieler sucht?

Nein, die FMaurerey lasse Staat und Religion ausser ihrem Spiele,*) und halte fest an der Ausübung derjenigen Tugend, welcher sie fast alles verdankt, was die Besten im Volk (Maurer oder nicht) an wahrer Achtung ihr zollen, und welche fast die einzige ist, die im Element des Geheimnisses gedeihet. Rec. meint die Tugend der Wohlthätigkeit. Sie erstrecke deren Ausübung (mit zweckmäßiger Prioritätsordnung versteht sich) von den Brüdern auch auf die Nichtmaurer, treibe sie möglichst in's Große durch hülfreiche Institute, verschwend' ihre Mittel nicht für die Zwecke geselliger Vergnügungen, mißbrauche die Idee

*) Die echte, sagt man, thut das auch, aber sie muß von der falschen sehr sauver zu unterscheiden seyn. da ganz neuerlich der mächtigste Monarch des Continents von Europa das Arbeiten der Logen gesetzlich verboten hat.

M.

Digitized by Google

der Bruderpflicht nicht zur Protection der Dummheit oder Unwürdigkeit; und sichere sich auf diese Weise vor dem Uebel, daß in der Erscheinung die Idee untergehe, und der „Nimbus“ gänzlich verschwinde, der (nach den Schlußworten des Vs.) sie immer umstrahlen soll, sich aber immer mehr in einen Nebel auflöst, der hier und da kaum noch die Dienste einer Gardine vor dem Fenster eines Spielklubbs zu leisten dicht genug ist.

Der Styl des V. ist nicht der beste. Z. B. S. 9: „denn wenn ein Mehr vorhanden seyn (wäre), so müßten wir, außer Körper und Geist, noch ein Drittes annehmen, und dieses Dritte müßte besonders dieser Gesellschaft eigen seyn, wodurch sie dann auch die Kraft habe (hätte, haben würde), den Körper und Geist, den Staat und die Religion, inniger zu verbinden.“ O—li.

Dichtkunst.

Kallimachus Hymnen übersetzt von Conrad Schwenck. Nebst Anhang. Berlin, bey Eduard Weber. 1821. 132 S. 8.

Hr. Schwenk hat sich durch die Herausgabe zweyer Stücke des Aeschylus bereits in der gelehrten Welt eingeführt: er scheint ungewöhnliche Kenntniß der alten Sprachen mit Scharfsinn und Gründlichkeit zu verbinden. Und so zeigt er sich auch als Uebersetzer des Kallimachus. Das wäre schon Empfehlung genug für dieses Büchlein; aber wir nennen diese Uebersetzung eine gute Uebersetzung, und als solche empfiehlt sie sich jedem Gebildeten, nicht sowohl in Hinsicht des dichterischen Werths der Hymnen, als durch die Menge mythologischer Notizen, welche sich an diese Gesänge knüpfen.

Hier folgt, was uns beym Durchlesen der Uebersetzung anstößig schien.

Hymn. an Zeus. V. 44 u. 45: — „Drum sie dasselbe
Feld Dmphalische Flur nachmals, die Kydonen benennet.“

Ohne das Original könnte man hier glauben, „sie“ bezöge sich auf Rhea, welche fortlaufend als Subject erschien; Kydonen kann Nominativ und Accusativ seyn, so wie benennet sich auf gegenwärtige und vergangene Zeit beziehen läßt. Wörtlich heißt es bey Kallimachus:

— „Drum die Kydonen
An der Folge dasselbe Gefild „das Omphalische“ nannten.“

ib. V. 65. „Lügen nur würd' ihn das, was der hörenden Ohren berührte.“

Wir lesen mit Gronovius u. a. diesen Vers im Original als Frage. Etwas lügen ist undeutsch *) und „hörenden Ohren“ klingt unangenehm.

*) Warum? „Das lügst du.“ ist sehr gewöhnlich. M.

ib. V. 94. „Vater, o Heil, Heil dir! Gieb Tugend zugleich und des Reichthums.“

Wir würden statt „des Reichthums“ sehen: mäßigen Reichthum,“ was auch dem Original angepaßter scheint, da ἄφενος von ἀτὸ ἕνος (wie Odyss. 14, 99.) abgeleitet, nur den jähelichen Gebrauch bezeichnet. „Zugleich“ fiele dann weg.

ib. V. 95. „Nicht ohn' Tugend“ ist hart.

Hymn. an Apoll. V. 1.

„Wie doch erschüttern die Aest' an dem Lorbeerbaum des Apollon!“

„Erschüttern“ st. erschüttert werden,“ „erbeben.“

ib. V. 9. „Nicht jedwetem erscheinet Apollon, sondern wer gut ist.

Orig. „Nicht jeder sieht den Gott, (ἀλλ' ὅ τις ἀσθλός) sondern wer gut ist.“

ib. V. 11—13 entstellt durch falsche Interpunction.

ib. V. 15. und an vielen andern Orten steht „ähnlich“ gezieret, statt alt (antiquum.)

ib. V. 43. „der Bogener“ ὀϊστευτὴς, sagitator.

ib. V. 47. „der dirtliche“ νόμιος.

ib. V. 55—59. „Unter des Phöbus Leitung auch ordnen der Städte Anlagen (—∪—∪)
Alle zumal, weil Phöbos sich sehr an den Städten erfreuet,
Die man baut, Grundmauern auch legete selber Apollon
Auf Ortygia's Flur, nah bey dem gerändeten Landsee.

V. 58. „Τετραέτης τὰ πρῶτα Δεμέλια Φοῖβος ἔπηξε“ fehlt ganz in der Uebersetzung. Wir übertragen diese Verse so:

„Männer bestimmten, von Phöbus geleitet, der Städte Umgrenzung;
Denn das Erbauen der Städte begünstigte, förderte Phöbus
Immer und immer, befestigend selbst zum Werke den Grundstein:
Nur vier Jahr' alt, legte schon Phöbus den Grund zu dem Baue
Auf der schönen Ortygia, nah dem gegründeten Landsee.“

ib. V. 110. „Den nicht hohlen des Wassers aus jeglichem Born die Melissen.“

Orig. Δηοῖ οὐκ ἀτὸ παντὸς ὑδωρ φορέουσι, Μέλισσαι, Rec. „Doch nicht schöpfen aus jeglichem Quell die Melissen für Deo.“

Hymn. an Artemis. V. 8 und 9.

„Gieb mir Pfeil und Bogen, o Bäterchen, nimmer den Köcher
Bitt' ich und nicht ein großes Geschoß auch u. s. w.

die griechische Figung αἰτέω τι „etwas bitten“ st. „um“ ist noch nicht bey uns eingeführt. Gleichfalls zu griechisch V. 19. ib.

„Denn selten, wann Artemis gehet zur Stadt hin.“

st. „Es ist selten, daß“ oder „A. geht selten zur Stadt hin.“

Digitized by Google

ib. V. 46. „Fürder begab sie sich nun nach den Kyklopen sich." st. zu.

Hymn. auf das Bad der Pallas. V. 22. hier ist ὁίς fehlerhaft durch zwiefach übersetzt; es muß zweymal heißen. Ferner fehlt die Uebersetzung der Verse 73 und 74 ganz. Vielleicht glaubte Hr. Sch., sie ausmerzen zu dürfen, weil sie nichts Neues enthalten. Dem ausmerksamen Leser des Kallimachos wird aber nicht entgehen, daß die Einförmigkeit, das Wiederholen der Worte und Bilder in den Versen 71–74 das Schwüle, Lautlose, die Ruhe der Mittagsstunde auszudrücken scheint; wir bitten um Gnade für die Verweisenen.

ib. V. 98. sind νόμοι durch „Bill" gegeben.

Hymn. an Demeter. V. 5.

„Weber ein Knabe noch Weib, noch Lockenumwalltes Mägdlein."

Wir würden hier ἃ κατεχεσατο χαίταν ganz wörtlich übersetzt haben: „die das Haar–herabwallen läßt," weil es ungewiß bleibt, ob bey den Alexandrinischen Thesmophorien, von denen Kallimachos spricht, den jungen Mädchen, welche das Haar noch ungebunden trugen, oder den Hetären in ihrer freyeren Tracht das Anschauen des Kalathus verboten war.

ib. V. 127. „Die Körbleinträger" αἱ λικνοφόροι „die Korbträgerinnen" um so eher, als die Thesmophorien blos Frauenfeste waren.

Im Allgemeinen ist Rec. nicht zufrieden mit den Grundsätzen, nach welchen H. Sch. den deutschen Hexameter behandelt: der Ruhepunkt mangelt zu oft; die Kraft, die Haltung, welche der Spondeus, gehörig gebraucht, der epischen Versreihe giebt, wurde entweder verbannt oder nicht erstrebt. Wahr ist es, daß wir in unserer Sprache wenig gute Muster in dieser Hinsicht haben. Ganz tadelnswerth ist die Bildung der Verse v. Hymn. II. v. 55. III. v. 223 und 238. IV. v. 15. 65. 249. 290 u. a. — Lästig ist das Auseinanderziehen der Wörter: legete, nickete, setzeten, ungefesselet u. s. w.

Im Anhang giebt H. Sch. als Vorläufer einer vollständigen Uebersetzung, ein Bruchstück aus Kointos Fortsetzung der Ilias und Homers Hymnus an Aphrodite. Die gegebenen Proben machen die Erscheinungen des Ganzen wünschenswerth. Schließlich wollen wir Hrn. Sch. auf S. 112 Zeile 4 und 5 hinweisen, wo er eine wahre Abgeschmacktheit ausspricht: wir hielten es für unsere Pflicht, sie als solche zu rügen. **) Adrian.

**) Wie lautet sie denn? Die Leser des Lit. Bl. wollen auch mit urtheilen. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom November 1821.

(5. Nov.). Es wird ein Commissionalbericht über die Reise des Hrn. de Lalande nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung verlesen. Dieser unermüdliche Naturforscher hat von seiner Reise für's Museum mitgebracht: 11527 Thierarten, worunter 1742 neue sich befinden; drey Wallthiere, Giraffen, Rhinoceros, Rilpferde u. s. w. sind von ihm erlegt und zergliedert worden. Sehr merkwürdig ist auch die Sammlung von Kopfen, welche Hr. Lalande im südlichen Afrika zusammengebracht hat, wo verschiedene Menschenstämme untereinander leben, die nichtsdestoweniger ihre Eigenthümlichkeiten beybehalten. Die Akademie bezeugte dem Reisenden ihre Achtung und Zufriedenheit. Hr. Vauquelin erstattet Bericht über des Hrn. Riveiro Abhandlung von einer zu Kolowerut, bey Belin in Böhmen gefundenen Verbindung der Sauerkieselsäure mit dem Eisen. Der Baron Mitius sendet Nachrichten über die Fortschritte der Kultur auf der Insel Bourbon. Hr. Turban gibt Anzeige eines neuen Mittels (ein Schwefelkies) zu Verbesserung der Anfeuerung, welches die Akademie will prüfen lassen. Hr. Portal erstattet Bericht über die Abhandlung des Hrn. Larrey vom gelben Fieber. Hr. Audouin liest eine Notiz über ein von ihm auf einem Wasserfarer (Dityeus) entdecktes ungeflügeltes Insekt, und Hr. Despretz liest eine Abhandlung über die Dichtheit der Dämpfe.

(12. Nov.) Hr. Arago überreicht die durch Hrn. Fraunhofer in München eingesandte Beschreibung optischer Versuche, mit dem Auerbieten auch das Instrument zu übersenden, womit die Versuche angestellt wurden. Darüber sollen Commissarien berichten. Hr. Brache erstattet Bericht über die physikalische Erdkunde des Hrn. Lamouroux, und Hr. Latreille über die Entomographie des Hrn. Fischer. Hr. Pelletan liest einen belobenden Bericht über Hrn. Bertins Schrift über den Bildungsfehlern im Herz. Zu Candidaten für die durch Hrn. Corvisart's Tod erledigte Stelle in der Klasse der Heilkunde werden vorgeschlagen: die Herren Chaussier, Desgenettes, Ballo, Bertin, Alibert, Double, Magendie und Orfila; die Klasse drückt beynebens ihr Bedauern aus, daß sie die Vorschlagliste nicht weiterhin verstärken durfte, durch die Namen der Herren Demours, Gasteller, Chaudon, Broussais und Laennec.

(19. Nov.) Hr. Ampère theilt der Akademie die höchst merkwürdigen von dem chemischen Demonstrator an der königl. Institution in London, Hrn. Farabey, angestellten Versuche über die electro-magnetischen Bewegungen und seine Ansichten über die Theorie des Magnetismus mit. Zum Mitglied der mediznischen Klasse wird aus den vorgeschlagenen Candidaten Hr. Magendie in zweyter Wahl durch Stimmenmehrheit gewählt. Hr. Moreau de Jonnés liest eine Abhandlung über die Erscheinungen der Fortpflanzung des gelben Fiebers.

(26. Nov.). Hr. Dufour sendet seinen mit handschriftlichen Zusätzen begleiteten geologischen Versuch (Essai géologique.) Hr. Vauquelin legt die Resultate seiner chemischen Prüfung der bey Aubenas am 15. Jun. 1821 gefallenen Aerolithen. Die Bestandtheile trafen wesentlich mit den bekannten zusammen, doch mit dem Unterschied, daß hier kein Nickel, dagegen Spuren von Kupfer und Pottasche gefunden wurden. Auch durch mehrere Theorie de mit Kalk und viel weniger Bittererde (magnesie), unterscheidet sich der Stein von andern Aerolithen. Nur nachsten steht er dem durch Hrn. Laugier geprüften Aerolith von Jonzac. Das darin befindliche Eisen wirkt durchaus nicht auf die Magnetnadel, woraus sich ergibt, daß das Metall durch eine andersheitige Verbindung seiner magnetischen Eigenschaft beraubt seyn muß; es dürfte dieß vermuthlich der Schwefel seyn, dessen Daseyn sich verschiedentlich verräth und somit befände sich das Eisen im Zustand des Schwefeleisens. Hr. Ferussac überreicht eine vergleichende Uebersicht der Erd- und Wasser-Beichthiere. Hr. Fresnel liest eine Abhandlung über die doppelte Refraction, und Hr Girardin theilt physiologische und heilkundige Betrachtungen über die Neger mit. In dieß jährigen Richtern über Zuerkennung des statistischen Ehrenpreises werden bestellt, die Herren Laplace, Fourier, Maurice, Coquebert und Lacepede.

Digitized by Google

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. April 1822.

Dramatische Dichtkunst.

I. Erich und Abel. Ein Trauerspiel von Oehlenschläger. Aus dem Dänischen übersezt. Schleswig im Königl. Taubstummen-Institut und Leipzig b. Tauchnitz 1821. XX und 186 S. gr. 8.

II. Erich und Abel. Trauerspiel von Oehlenschläger. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1821. 190 S. 8.

Ein ungewöhnlicher Fall: Uebersetzung und Original in Einer Sprache. Genau genommen, ist das Original freylich dänisch, und in seiner Heimath seit mehreren Jahren bekannt; aber der Dichter, der zugleich Deutschland angehört, hat es für sein Adoptiv-Vaterland nicht sowohl übersezt, als dichterisch wiedergeboren, und uns dadurch die sub Nr. I. genannte Uebersetzung, nach der Vorrede von Lowtzow in Schleswig, entbehrlich gemacht. Es bleibt ihr, nachdem wir das Gedicht vom Dichter selbst erhalten haben, kein anderer Werth übrig, als ein vorangeschickter Auszug aus der dänischen Geschichte, welcher das Verstehen der Vorfabel und einiger geschichtlicher Anspielungen erleichtert. Den macht nun freylich auch jede Geschichte Dänemarks entbehrlich, welche in der Epoche von der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts (Waldemar II. und seine Söhne) nicht allzu oberflächlich ist; aber dennoch wäre zu wünschen gewesen, daß auch Oe. seiner deutschen Reproduction eine ähnliche Einleitung vorangesandt hätte, da von diesem Theile der Geschichte nichts im — Conversationslexikon, der s. v. Eselsbrücke unserer eleganten Welt, anzutreffen ist. Zwar steht ein Erich und ein Abel darin; aber jenes ist der schwedische, der Held der früher angezeigten Auffenbergischen Tragödie, und dieses der antediluvianische, der Adamit.

Die Haupthandlung des Trauerspiels ist Brudermord. Dieser echt tragische, aber für unsere gemüthliche, frauenhafte Literaturperiode schier zu rauhe Stoff ist hier mit mildernder Kunst behandelt, und die, in dieser Darstellung mehr rührende als erschütternde, Begebenheit ruht auf guter historischer Basis. Waldemar hatte den, in der Geschichte so vieler Dynastieen vorkommenden Fehler begangen, sein Reich unter seine Söhne zu vertheilen. Erich war König von Dänemark, Abel Herzog von Schleswig. Jener, friedfertig von Charakter, verlangte vom Herzog den Lehenseid; dieser, von wilderer Gemüthsart, wollte lieber unabhängig, als Vasall des Königreichs seyn. So entspann sich diejenige Reihe von kriegerischen Zwistigkeiten, welche der Dichter sehr geschickt, ohne breite Erzählung, benuzt hat, um die feindselige Stellung der Gemüther beyder Hauptpersonen zu motiviren. Erichs Gesinnung läßt den Leser eine Versöhnung der Brüder hoffen; der bösartige, verrätherische Lauge Gudmundson, Erichs Marschall, der zu Abel überläuft, läßt ihn einen unseeligen Ausgang des Zwistes befürchten. Das spannt und erhält die Theilnahme am dramatischen Conflikt, obschon derselbe bis zu Abels ziemlich spätem Erscheinen meist nur en récit anschaulich wird. Erich, schon bey sich entschlossen, zu des Bruders Gunsten den Thron gegen das Klosterleben zu vertauschen, fordert als Pilger eine Unterredung mit Abel. Sie findet in der Grabkapelle statt, eingeleitet durch einen Monolog des verhüllten Königs.

Ich freue mich auf die Zusammenkunft,
Bereu' auch keineswegs mein Abentheuer,
Denn laue Täglichkeit zieht nur die Seele
Herunter in den Staub des Augenblicks;
Der Engel aber, der im tiefsten Herzen
Altäre baut, — flieht vor dem frechen Lärm;
Wie ein unschuld'ges sitt'ges Mädchen vor
Der wilden Gäste frechen Trinkgelagen.
Die Ehrbegier im rothen Kupferharnisch,
Mit dunkler Gluth auf Zorn-entbrannter Stirn, —
Die gauklerische Eitelkeit, die tändelnd
Sich immer selbst nur in dem Spiegel schaut;
Die Prasserey, der bitterkalte Spott,
Der alle zarte Knospen wie der Nachtfrost
Mit Reif und Eis bedeckt; — die ganze Rotte
Muß erst ermüdet sich zur Ruh begeben!
Dann steigt die Unschuld, die Bescheidenheit
Mit stiller Lamp' als fleiß'ge Schaffnerin
Erst aus des Schlosses Keller, mit den Schlüsseln,
Und macht uns ihren späten Nachtbesuch.
Was ich beschlossen, meinen lezten Willen,
Soll nicht mein stolzer Bruder noch erfahren.
Nicht glauben soll er, daß ich mit der Palme

Digitized by Google

Jetzt glänzen will, wie vormals mit dem Lorbeer.
Als Bruder reich' ich freundlich ihm die Hand,
Die Nacht verweil' ich hier — und erst wenn morgen
Ich heimgekehrt in meine Klosterhalle,
Soll er erfahren, was ich ihm bestimme.

Abel (kommt.)

Was willst du, frommer Pilger, der zum Grabe
Der seel'gen Schwester mich geladen? Sprich!
Mein Burgvogt sagt, er kenne dich; versichert,
Du kommst, um alte Freundschaft zu erneuern.

Erich.

Der Friede Gottes sey mit Euch, mein Herzog!
Ja ja, das thu' ich. Aber sagt mir erst:
Ist dieses in der That der Seel'gen Grab?

Abel.

Hier ruht Sophia, hast du sie gekannt?

Erich.

Als kleine Tochter König Waldemars!
Er hat den Hügel hier zur Burg erbaut;
Oft spielten wir im Hof zusammen draußen,
Ihr, Herzog, König Erich und Sophia.
Da war't ihr Freund; und wann mitunter auch
Ein kleiner Zwist bey Euch sich eingeschlichen,
Verstand die Schwester gleich ihn auszugleichen.

Abel.

Sie war ein Friedensengel!

Erich.

Kennt ihr noch
Den spalt'gen Stern im Fliesensteine draußen?
Noch liegt der Stein im Hof zersplittert, wie
Vor dreißig Jahren, als ein großer Ziegel
Vom Dach herabfiel, zwischen Euch und Erich,
Als eben Ihr im heft'gen Streit begriffen.
Er hätt' euch Beyde leicht zerschmettern können;
Ihr schwiegt, da trat Sophia zwischen euch,
Legt' ineinander eure Händ' und sprach:
„Ach, lieben Brüder, zankt doch nicht: Seyd einig
Und schont einander! Gott hat euch geschont."

Abel.

Wohl weiß ichs.

Erich.

Seht, ich sah die Spalte jetzt.
Mit bösem Unkraut überall bewachsen;
Ich grub' die Distel mit dem Stab heraus,
Und kommt, an diesem heil'gen Grab zu beten.

Abel (leise.)

Ich kenne seine Stimme. (laut.) Ihr habt Recht!
Die böse Nesseldistel wuchert frey
In jener Freundschaftsspalte — Wehe dem,
Der jene Distelsaat zuerst gestreut.
Sagt, König, wozu solche Mummerey?
Warum schleicht Ihr Euch in die Burg als Pilger?
Wollt etwa Ihr lebendig mich begraben?
Nehmt Euch in Acht; man fängt mich nicht lebendig,
Eh' rüttl' ich, Simson gleich, die Burgpfeiler
Und lasse mich mit den Philistern tödten.

Erich

(schlägt den Mantel zurück.)

Weil du mich kennst — Nun guten Abend, Bruder!

Abel.

Was lockst du mich in Schutt und Grabesmoder?

Erich.

Ich komm' allein zu dir mit einem Diener,
Auf Treu und Glauben, ohn' Geleit. Mein Heer
Hat sich fünf Meilen schon zurückgezogen.
Und deiner weiß, wo jetzt der König weilt.

Abel.

Wenn dem so ist, dann hast du wieder übrigt
Gehandelt, nach der alten Sitt' und Weise.

Erich.

Du hast den Eid der Treue mir geleistet.

Abel.

Aus Zwang. Erinnerst du des Eides dich,
Den einst im Kerker unser Vater schwur?
Der Papst hat dieß Gelübd' ihm leicht gelöst.

Erich.

Doch kann der Papst nicht Bruderbande lösen.

Abel.

Verschwende *) schöne Redensarten nicht
Auf garst'ge Sachen.

Erich.

Nicht mit dir zu streiten
Komm' ich. Versöhnen will ich mich mit dir.

Abel.

Versöhnen? Sind wir nicht vielleicht versöhnt?
Verbürgen zwanzig Gisseln nicht den Frieden?
Ich duld'ge dir, Herr König! willst du mehr?

Erich.

Mehr, ungleich mehr!

Abel.

Er, er, und womit, beurst
Du, soll ich dazu auch gezwungen werden?

Erich.

Mit Freyheit, deinem eignen guten Willen.

Abel.

Mit glatten Worten wirst du mich nicht fangen?

Erich.

Nein, handelnd will ich mir dein Herz gewinnen.

Abel.

Hast schon gehandelt, deinen Zweck erreicht;
In Demuth mußt' ich ja die Ruthe küssen.
Kommst du im Staatsfest angezogen heut,
Den Wolf zu bergen, der mich jüngst zerriß?

Erich.

Ich habe diesen Gruß von dir erwartet.
Und finde mich deßhalb geduldig drein.
Daß du mir zürnest, wußt' ich ja voraus;
Drum komm' ich her, um hohe Mitternacht,

*) Vielleicht: verwende, denn man verwendet auf man verschwendet für etwas.

Vor Gott und dem Gewissen mit dem Bruder
Mich zu versöhnen. Ich ertrag's nicht, kann
Dir wieder nicht so nah vorüberzieh'n,
Und deinen bittern Haß nach Dänemark tragen.

Abel.

Nach Dänemark? Und soll denn nicht der Krieg
Auf Holsteins Boden neuerdings beginnen?

Erich.

Nein, der ist heut geendet!

Abel.

In der That?

Erich.

Kann seyn, daß ich dir Unrecht sonst gethan,
Doch hab ich nimmer noch vor dir gelogen.

Abel (achtungsvoll).

Nein, das ist wahr! Das muß ich dir gesteh'n.

Erich.

Ich komme nicht zu dir, als König, Abel!
Dann könnt' ich mit prachtvoller großer Schaar,
Mit Schwertern, Fackeln meinen Einzug halten;
Allein nur komm' ich; willst du nicht als Bruder
Zum Bruder, nun wohlan: als Mensch zum Menschen.
Verachte meinen guten Willen nicht,
Den Funken, selbst in deines Feindes Brust,
Wenn er zu Gott hinauf strebt, mußt du nähren.

Abel.

So sprich denn! Was begehrest du?

Erich.

Versöhnung!
Ich kann die Spannung länger nicht ertragen.
Wir, die wir unter Einem Herzen ruhten,
Die Milch aus Einer Mutterbrust getrunken,
Wir hassen, wir verfolgen uns? O, Abel,
Empörend ist es, gegen die Natur!
Nur *) der Gedanke sträubt das Haar empor.
Von unsern Völkern trifft uns drob Verachtung.
Klopf' an die Thür jedweder kleinen Hütte,
Du findest Armuth dort, jedoch auch Liebe.
In dürft'gen Lumpen freun sich Bettlerkinder
Einträchtig bey der trocknen Brodeskruste;
Entschlummern Arm in Arm auf schlechtem Stroh,
Und lächeln doch dabey wie Engelskinder
In blauer Luft. Nur auf dem Fürstenthron
Strozt Bruderhaß in Purpur, Gold und Zobel;
Nur auf der Burg beleuchten tausend Kerzen
Des Neides faltenwelkes Angesicht;
Und während sich der Fürst ein Freyer dünkt,
Drückt ihn der Haß in schwere Sclavenketten.

Abel (mit unterdrücktem Seufzer).

Mit wahren Zügen schilderst du den Gräul.

Erich.

Und warum wütheten und kämpften wir?
Nur um die Herrlichkeit der eitlen Welt!
Und ist der König mehr wohl, als der Bettler,
Wenn blasser Tod uns mit der Sense mäht?
Blick um dich her in dieser Leichengruft!
Bescheiden ruhen sie nun Alle hier,
Die starren Hand' auf stiller Brust gefaltet.
Hier stürmen keine Leidenschaften mehr,
Auf Helm und Fahnen ruhen Staub und Moder;
Das kleinste Thier, die Motte, sizt und zehrt
In ihrer Ruh' am stolzesten Panier,
Und alle Seelen hoffen nur auf Gottes
Barmherzigkeit beym ew'gen Weltgericht.

Abel (bewegt.)

Bey Gott, du redest wie ein Christ, mein Bruder!

Erich.

Sieh, Abel, hier ruht unsrer Schwester Staub.
So lang sie lebte, kämpften wir noch nicht,
Doch als sie mit dem Ehgemahl dahin zog,
Ach, da verließ uns unser guter Engel,
Und in die Herzen fuhr der Zwietrachtsteufel.
Sie kehrte wieder! Ob sie gleich gewärtig
Der Niederkunft, verließ sie doch den Gatten.
Des Wegs Gefahr, der Jahrszeit trozte sie,
Nur um die Brüder wieder zu versöhnen.
Ach! es gelang ihr nicht — da schloß der Tod
Die edlen Augen. — Kummer brach ihr Herz.
Ein todtes Kind lag an der Leiche Brust.
Und! Bruder Abel — wir, wir sind die Mörder!

Abel.

Halt ein, — halt ein! Du füllst mich mit Entsetzen.

Erich.

Hier knie ich an dem Grab der Märtyrin!
O, Abel! komm in meinen Arm! versöhn'
Dich mit dem Bruder!

Abel.

Ich bin sehr bewegt —

Erich.

(springt auf und eilt ihm mit offenen Armen entgegen).
Mein Bruder!

Abel.

Da ist meine Hand!

Erich.

O Gott!
Gewonnen hab' ich meinen Abel wieder.
(Sie umarmen sich schweigend).

Abel (faßt sich nach einer Stille).

Wohlan, — ich bin bereit, mich zu versöhnen:
Dein Feuer, deine Worte, dein Gefühl
Sind Bürgen mir der Reinheit deiner That.
Gern reich' ich zum Vergleich auch meine Hand;
Will anspruchslos auch jezt vor dir mich beugen,
Und nur als Gabe das von dir empfangen,
Was ich zehn Jahr' als Recht von meinem Feind'
Ertrotzen wollte. Du gewährst mir also
Den alten Wunsch; erkennst nicht Schleswig blos
Als Lehn? nein — als selbstständ'ges Herzogthum?

Erich (freundlich ablenkend).

Nichts von dergleichen heute, theurer Abel!
Zu lang vergaßen doch die stolzen Fürsten

*) Besser: Schon.

Digitized by Google

Ganz, daß ſie Brüder waren; laß die Brüder
Jetzt auch vergeſſen, daß ſie Fürſten ſind.

Abel.

Das klingt recht ſchön. Ich meſſe mich mit dir
Nicht in geſchmeidiger Beredſamkeit;
Du warſt ja auf der Schule zu Paris,
Das merkt man gleich. Ich bin ſoldatiſch gewohnt
Mit Einfalt an die Sache mich zu halten;
Und ſoll ich dich mit Bruderlieb umfangen,
Muß ich auch wiſſen, ob du in der That
Im Weſentlichen deinen Sinn gewandelt.
Willſt du als Lehnmann ferner mich behandeln?

Erich.

Nein, nein! beym ewigen Gott!

Abel.

So ſchenkſt du mir
Denn Schleswig jetzt als freyes Eigenthum?

Erich.

Dräng' nicht in mich, laß mich bis übermorgen
Verſchweigen, was ich ſtill mit mir beratben.
Bey unſrer ſel'gen Schweſter Angedenken,
Du ſollſt zufrieden ſeyn.

Dieſer Rückhalt macht Abel mißtrauiſch, die Anſpielungen, welche Erich auf ſeinen ſtillen Entſchluß macht, werden von ihm mißverſtanden; da tritt Lauge Gudmundſon ein, den der König wegen verrätheriſcher Briefe verbannt hat, und von dem er noch nicht weiß, daß er zu Abel gegangen iſt, und ihm andere Briefe als corpus delicti gezeigt.

Erich (zornig beſtürzt).

Was ſeh' ich?

Abel (ruhig).

Nicht mehr deinen Reichsmarſchall.
Hier Lauge findet ſich beſchrieben drein,
Hofmeiſter jetzt auf meiner Burg zu ſeyn.

Erich (aufgebracht).

Aus meinen Augen, feiler Böſewicht!

Lauge (verbeugt ſich gegen Abel, und entfernt ſich).

Abel.

Was fällt dir ein? Spelch! Wer gebietet hier?
Ich glaubte doch auf meiner eignen Burg —

Erich (auffahrend).

Mein Lehnsmann biſt du, und mein Unterthan,
Den Schwur der Treue haſt du mir geleiſtet,
Und dennoch nimmſt du den Verbrecher auf?

Abel.

Daß du ihn haſt, iſt deine eigne Schuld,
Du kommſt ſo unvermuthet, ungemeldet.

Erich.

Iſt dieſes Lehnspflicht? Weißt du nicht, daß ich
Ihn ewig aus dem Land verbannt?

Abel.

Du haſt
Nach ſeinem Freund zu reiſen ihn geheißen.
Das iſt geſchehn. Erſcheinen darf er nicht?
Er kommt auch nicht zu dir, du kommſt zu ihm.
Bis jetzt haſt du mir nicht verboten noch
Als Herr in meiner eignen Burg zu walten.

Erich.

Sind dir die Briefe, die er ſchrieb, bekannt?

Abel.

Ich habe ſie geleſen!

Erich.

Gott! und doch?

Abel (ſtolz).

Sie kränkten deinen leicht gereizten Sinn,
Das iſt begreiflich. Ich ſeh keinen Grund
Ihn drum ſogleich im Zorne zu verſtoßen.

Erich.

Das geht zu weit.

Abel (bitter lächelnd).

Ey, fällt die Larve ſchon?

Erich.

Ha, Bruder, Bruder!

Abel (tückiſch.)

Haſt du es vergeſſen,
Wie meine Tochter, als ein Bürgermädchen
Armſelig, baarfuß faſt, gezwungen war
An deinem Lager ſich vorbey zu ſtehlen?

Erich.

Mich fürchtete ſie nicht, und reich genug
Bin ich Gottlob, ihr neue Schuh zu kaufen.

Abel (mit dem Finger drohend).

Nein, nein, du ſollſt es mir nie färber thun!

Erich.

Hier hab' ich weiter nichts mit dir zu reden.
Gib mir ein kleines Zimmer für die Nacht!
Du wirſt mir doch ein Obdach nicht verſagen?

Abel.

Nachtlager ſollſt du kriegen.

Erich (heftig).

Aber nicht
Durch Lauge.

Abel

(winkt den Knaben, die aus dem Hintergrunde mit Fackeln hervortreten.)
Zeigt dem König ſein Gemach.

Erich.

Nun gute Nacht.

(geht ab.)

Lauge (kommt lauſchend zurück).

Mein Vater, — Herzog, ſprecht.
Wie wollt Ihr, daß den König ich bediene?

Abel (mit boshaftem, argem Blick).

Thu' mit ihm, wie du willſt, du haſt die Vollmacht.

(ab).

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 30.

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. April 1822.

Dramatische Dichtkunst.

I. Erich und Abel. Ein Trauerspiel von Oehlenschläger. Aus dem Dänischen übersezt. Schleswig im Königl. Taubstummen-Institut und Leipzig b. Tauchnitz 1821. XX und 186 S. gr. 8.

II. Erich und Abel. Trauerspiel von Oehlenschläger. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1821. 190 S. 8.

(Beschluß.)

Dieses (Abels) unseelige Wort der Leidenschaft, von Lauge als Blut vollmacht gedeutet, hat über den König den tragischen Stab gebrochen. Lauge tödtet ihn auf schlauberechnete, die That in den Schein eines Unglücksfalles verhüllende Weise, so daß er sie selbst seinem Machtgeber und dessen Tochter (seiner Geliebten) verbergen kann. Mit dieser meisterhaft ausgeführten, und völlig zweckmäßig wirkenden Scene schließt der dritte Akt. Die beyden folgenden, obwohl ein Nach der That sind doch eben so wenig ein hors d'œuvre, als das Nach der That im Macbeth. Sie zeigen uns Abel schuldlos an der That: er hat mit jener Vollmacht das nicht gewollt, und Lauge bekennt es auch nicht. Aber die ewige Gerechtigkeit vollstreckt an dem Verräther ihr Amt, und enthüllt Abel, welchen Bruder er durch ein unbesonnenes Wort verloren hat. Im Kloster findet er eine Mönchskutte und eine Schrift, die Erich dort in Verwahrung gegeben hat. Die Schrift ist Erichs Vermächtniß:

Mein Vaterland! verhöhnen
Will ich nicht öfter dich;
Wenn Brüder sich versöhnen,
Dann freun die Engel sich;
Nicht sollen Opfer fallen,
Spät sich die Reue naht:
In stillen Klosterhallen
Bewein' ich meine That.

Leicht kann das Leben weichen,
Schnell ist der Erde Noth!
Doch — sollt' ich auch erbleichen,
Ich fürchte nicht den Tod.
Er wird die Sehnsucht stillen,
Gott wird genädig seyn;
Und meinen lezten Willen
Leg' ich in diesen Schrein.

Ihr lieben Unterthanen,
Ritter und Clerisey,
Laßt nicht vergeblich mahnen
Euch meine Bitte frey:
Die goldne Last der Krone
Streift meines Vaters Sohn!
Wenn ich im Kloster wohne,
Steig' Abel auf den Thron!

Nicht will ich fürder drücken
Den Bruder und das Land,
Zum Himmel mit Entzücken
Streck' ich hinauf die Hand.
Was von der Welt erwerben,
Gebiert der Zeitlichkeit.
Hüllt mich, wenn ich gestorben,
In dieses schlichte Kleid.

Wer fühlt nicht tief mit Abel, wenn er nun zum Bischof Esgar spricht:

Was verbirgst du deine Schätze?
Warum soll ich nicht Erichs Leiche sehn!
Meinst du, daß ich den Anblick nicht ertrüge?
Es freut mich, daß ihr ihn gefunden habt.
Daß er doch nicht ein Raub der Fische wird.
(mit Thränen).
Begrabt ihn christlich! denn er hat's verdient. —
Doch sehen will ich ihn mit wachen Augen
Nicht mehr; im Traume steht sein leichend Bild
Mir stets vor Augen, und die Mordwerkzeuge
Drückt schärfer seine bleichen Schläfe nicht
Als Dännmarks Königskrone dieses Haupt.
(heftiger gerührt).
Jezt will ich seine Leiche sehn!

Esgar (bittend).

O nein!

Abel (wirft das Leichentuch beyseite).

Es ist geschehn! Wie liegt er ruhig da!
Wie heiter ist das bleiche Angesicht —
Das selbst der Todesschlummer nicht entstellte.
Dank, Bischof, daß du mir die Leiche zeigtest.
Verzeihung leis' ich in den seligen Zügen.
Der Anblick löscht mit heiliger Allgewalt
Das Schreckbild aus, das mein Gewissen mir
Im schwarzen Herzensgrunde vorgegaukelt.
(Er stürzt neben die Leiche nieder).

Digitized by Google

O Erich! theuer erkauft' ich deine Krone!
Es schweben meiner Kinder dunkle Schatten,
Sophia — schwarz umschleiert — Waldemar
In schweren Fesseln, — schon um deine Bahre.
Bald folgt die Abel nach! Sein wildes Leben,
Ein Kampf mit dem Verhängniß, mit sich selbst,
Wird Strafe seyn, die nur der Tod kann enden.
O bete dann zu Gott, du Sel'ger, daß
Um deinetwillen er den Engel sende,
Um mich in deinen Bruderarm zu bringen.

Zu einigem Beleg, wie weit die Reproduction Nr. II. der, an sich nicht mißlungenen, Uebersetzung Nr. I. vorzuziehen sey, stehe hier das Testament nach Lowtzow:

Du zweite Mutter! Dännemark!
Ich reiche dir hier Trost;
Und eile zu dem Bruder;
Versöhnung such ich da.
Ich will ins Kloster gehen,
Abwaschen meinen Schlamm,
Im Klostergarten graben
Für meine eigne Schuld.

Ein Unglück kann leicht treffen —
Im Leben denk' an Tod!
Doch sollte ich auch bluten,
Was klag' ich meine Noth?
Wie Lilien soll die Seele
Zur Seligkeit erstehn.
Hier wird mein lezter Wille
In diesen Schrank gelegt.

Ihr Unterthanen Alle,
Ihr Priester, Rittersleut',
Ihr wollt in Ehren halten
Des alten Freundes Wunsch:
Schenkt Abel Dännemarks Reiche!
In meinem Klosterstand
Soll täglich Seufzen schweben
Zu Gott fürs Vaterland.

Ich wende mich vom Throne,
So schallt des Herzens Ruf,
Und strecke meine Hände
Zur Gnad' bey meinem Gott.
Was mir auf Erden frommet,
Ist nun zurück gelegt —
Im Tode will ich ruhen
In dieser Mönchestracht.

Dagegen hat Oehlenschläger auch in dieser Selbstüberdichtung eben so oft als in seinen früheren Gedichten, gegen die Regeln unserer Sprache verstoßen. So z. B. gleich im Anfange:

Dänemark, du schöner Garten
Grün im blauen Meer.
Dein dich treu die Söhne warten
Mit dem Heldenheer.

Ferner S. 69. „Um einen Wicht am Galgen baumeln (zu) sehn." Und dergl. m. Der Uebersetzer hat sie freylich meistentheils vermieden; aber dafür auch oft die Rede entkräftet. „Den niedern Schächer aufgehängt zu sehn" lautet bey ihm der eben angezogene Vers. Ein Excursus desselben berichtet Abels ferneres Schicksal, seine Thronbesteigung nach vorgängigen Debatten der Reichsräthe und Bischöfe, die auf ihn drückende Last des Verdachtes eigner Blutschuld, seinen Fall in dem Kriege mit den Strandfriesen, welche die Steuern verweigert hatten, und die Sagen von Schauern, die um sein Grab wehen.

Kriegsliteratur.

Voß gegen Perthes. Abweisung einer mystischen Injurienklage. Stuttgart bey Metzler 1822. 63 S. gr. 8.

Aktenstücke aus einem Injurienprocesse, in welchem beyde Theile, ohne Rechtsgelehrte zu seyn, die Feder selbst geführt haben. Zur Rechtswissenschaft können wir daher diese Schrift nicht zählen, wir müßten sie denn etwa als ein Beyspiel betrachten, welches lehren sollte, wie nach den Grundsätzen der Postulirkunde (Advokatenkunst) Injurienklagen weder gemacht noch beantwortet werden dürfen. Und selbst alsdann würden wir sie nur als ein Beyspiel für diejenigen empfehlen können, welche wissen wollen, wie dergleichen Rechtsfälle auch nicht vorgetragen werden sollen. Denn den Anfang macht die Verantwortung des Beklagten, und dann folgt die Klage seines Gegners, welches bekanntlich in den Akten gerade umgekehrt zu seyn pflegt. Diese Klage (des Herrn Buchhändlers Friedrich Perthes) ist in 3 Kapitel und 32 §. §. abgetheilt, und würde, von der Hand eines sächsischen Amtskopisten abgeschrieben, ungefähr 2 Buch Papier oder 48 Foliobogen füllen. Sie hebt an mit einer „Einleitung," und enthält hierauf eine „entfernte Klagbegründung" und eine „nähere Klagbegründung," woraus zu vermuthen ist, daß der Herr V. irgend einmal ein criminalistisches Werk verlegt hat, in welchem von entfernten und nächsten Verdachtsgründen (indiciis remotis et proximis) die Rede gewesen. Eine Klage ist aber kein Verdacht, sie muß (Gott sey's gedankt) fester begründet werden, proxime! und nur bey der Polizey, der geheimen besonders, wird allenfalls ein fundamentum agendi remotum zugelassen. Die Verantwortung (des Hofraths Voß) ist besser geschrieben, aber nicht kürzer und nicht juridischer. Kurz, von Jurisprudenz ist hier nicht die Rede, darum haben wir das Büchlein unter die Kategorie der Kriegsliteratur gestellt, und berichten darüber wie folgt.

Voß hat bekanntlich einen Aufsatz: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreyer? geschrieben. Darin ist, so viel wir uns entsinnen, von Herrn Perthes gar nicht die Rede, wohl aber von einem geheimen aristokratischen Römlings-

Digitized by Google

bunde, welchem Stolberg angehören sollte, und nebenbey ist dort etwas gegen den verstorbenen Claudius gesagt. Herr Perthes trat nun als Vertheidiger dieses Verstorbenen auf. Wo und wie, ist uns nicht mehr gegenwärtig. Wir finden den nichts weiter darüber vor, als im literarischen Kriegs-courier des ehemaligen Kotzebueschen Nr. Wochenblattes folgende Stelle:

„Es wird Mode, daß die Buchhändler in die Fehden „der Gelehrten sich mischen. In dem Kriege zwischen Voß „(Vater) und Stolberg nahm Herr Perthes Parthey „für Stolberg, und scheint nach des Grafen Tode die anti-„vossische Streifpartey zu commandiren. Zu Voß hin-„gegen ist (nach dem Opp. Bi. Bevl. 10.) Herr Karl Gött-„ling zu Neuwied am Rhein gestoßen, und hat proklamirt, „daß des Herrn Perthes anmaßende Behandlung des alten „Voß lächerlich sey. Dadurch (sagt er), daß man allerley „Literarisches verlegt, ist man noch nicht berechtiget, ei-„nem thatenreichen literarischen Leben, welches sich durch „ein halbes Jahrhundert ehrenvoll hindurch zieht, auf diese „Weise Hohn zu sprechen.“

Nach dieser Aeußerung des Herrn Göttling vermuthen wir, daß Herr Perthes auf die Vertheidigung des verst. Claudius sich nicht beschränkt, sondern Voß und dessen gedachte Schrift überhaupt angefochten habe. Das thaten denn auch einige Andere, und Voß gab nun ein Buch: Bestättigung der Stolbergischen Umtriebe ꝛc. heraus, worinnen er, unter anderen indiciis proximis et remotis für den Stolbergischen Bund, auch den Umstand anführte: „die vereinigte Intention hat so guten Fortgang, daß, „Stolbergs papistisch fabelnde Religionsgeschichte von oben „herab auch unter dem Volke zu verbreiten, der protestan-„tische Verleger Perthes (ohne Zweifel auf eigene Un-„kosten) eine Reise von Hamburg nach Wien unternahm, „und dort einen wohlfeilern Nachdruck persönlich verab-„redete, ja, daß er jedem in der Schweiz unbefugt nach-„gedruckten Exemplare, so empfindlich die Einbuße war, „mit uneigennütziger Aufopferung seinen herzlichen See-„gen (öffentlich!) nachrief.“

Diese beyläufige Aeußerung ist die Hauptveranlassung des obschwebenden Processes. Herr Perthes legte diese Stelle so aus, als ob sie ihn in den Verdacht bringen sollte, wissentlich im Dienste des geheimen Aristokraten- und Obscu-ranten-Bundes zu stehen, welchen Voß der öffentlichen Meynung denuncirt hatte, und bezog nun auf sich alle die Beschuldigungen, welche von demselben gegen diesen Bund vorgebracht worden waren. Jene Aeußerung, ob-wohl er die Thatsache (die Reise und ihren Zweck) nicht in Abrede zu stellen vermochte, sah er als verläumde-risch, und diese Beschuldigungen, obwohl sie nur dem Bunde gemacht und er weder als dessen Mitglied, noch als dessen wissentlicher Dienstbruder angesprochen worden war, als injuriös an. Anstatt aber sofort zur rechtlichen Klage zu verschreiten (wozu er, beyläufig, im Königreiche Sachsen nur Ein Jahr und im Königreiche Preußen gar nur drey Monate Verjährungsfrist gehabt haben würde), griff er zu einer gar wunderlichen Art von literarischer oder vielmehr typographischer Selbsthülfe. Er löste jenen Vossischen Wink auf ihn willkührlich in bestimmte Thatsachen auf, aus welchen seine wissentliche Bundes-Dienstbarkeit gefolgert werden könnte, forderte in öffentlichen Blättern jedermann und namentlich auch Voß auf, ihm diese bestimmten Thatsachen gerichtlich zu be-weisen, setzte für diesen Beweis ein volles Jahr Frist, und bot im Falle des theilweisen oder völligen Gelingens 1000 bis 2000 Thlr. Prämie an. Die spaßhafteste Preißauf-gabe von der Welt!

Voß, obschon nicht Jurist, ließ sich natürlich nicht in einen Civilproceß ein, zu welchem sein Widersacher nicht nur das Processrecht, sondern auch das Beweisthema selbst festgestellt hatte. Er schwieg, und als das Jahr beynahe abgelaufen war, reichte Herr Perthes unter ausdrücklichem Bezug auf Voßens Stillschweigen zu seinem Beweisbetret, (s. S. 30) das obgedachte Buch von einer Injurienklage bey dem Stadtamte zu Heidelberg ein.

Wir haben diesen Klaglibell (ein juridischer terminus technicus bekanntlich) mit angestrengter Aufmerksamkeit gelesen; und wenn Herr Perthes den (in jure sogenann-ten) künstlichen Beweis (probat. artific.) gelten lassen will, so getrauen wir uns, einzig und allein aus diesem Klagbüchlein zu deduciren, daß derselbe Stolbergs propa-gandenartige Autorzwecke wissentlich befördert, und dafür die Anweisung auf so viel Geldeswerth, als er durch den Absatz der Religionsgeschichte gewinnen konnte, praenumerando erhalten habe. Zu dieser Deduction wer-den wir bey weitem nicht die ganze Klage, sondern eigent-lich nur zwey Stellen daraus gebrauchen. Die eine ist sein Anerkenntniß der Anzeige von der gedachten Religionsge-schichte, worinnen (S. 63) beyde, Verleger und Ver-fasser, den Exemplaren des verbreiteten schweizerischen Nach-drucks Gottes Segen zur Begletung wün-schen: denn ein protestantischer Verleger, dem an der Verbreitung einer papistischen Schrift nicht mehr, als an seinem Gewinn, (also nicht außerordentlich viel) gelegen ist, wird seinem Nachdrucker gewiß weit eher den Galgen als Gottes Segen wünschen. Die zweyte ist des Herrn Perthes Geständniß S. 60, daß Stolberg für alle, ihm in Verlegung seinen Schriften, also auch für die frag-liche Religionsgeschichte, kein Honorar in baarem Gelde von ihm begehrt oder empfangen habe: denn ein Verleger, der das Verlagsrecht ohne Honorarverbindlich-keit erhält, schließt offenbar einen contractum innominat-um: Do ut facias (ich gebe, auf daß du verbreitest) ab, und hat im Manuscripte schon eine Anweisung auf die Vergütung seiner Mühe in Händen.

Digitized by Google

Dergleichen Artificialbeweise gelten freylich nicht viel vor Gericht; aber die Justiz sieht auch dergleichen Fälle aus einem ganz anderen Gesichtspunkt an, als die öffentliche Meynung. Jene fragt vor allen Dingen: Ist die Klage schlüssig, und ist das Klagrecht verjährt oder nicht? In dem vorliegenden Falle aber wird sie, so viel die Schlüssigkeit betrift, noch besonders fragen: Ist in der Aeußerung des Beklagten über den Kläger die absichtliche und unwahre Beschuldigung einer gesetzwidrigen Handlung (eine calumnia) enthalten? Sind dessen Aeußerungen über den angeblichen Stolbergischen Bund ehrverletzend (injuriös) für den Kläger? Sollten wir zu einem condemnatorischen Urtheile Entscheidungsgründe abfassen; so würden wir um die Bejahung dieser Fragen ziemlich verlegen seyn: denn die Reise des Herrn Perthes, die Verabredung eines Nachdrucks (von seinem eignen Verlagsartikel) und sein Segenspruch über den schweigerischen un verabredeten Nachdruck sind nicht gesetzwidrig, und überdieß wahr, nach eignem Geständnisse; und alle Injurien, welche Voß gegen den Stolbergs-Bund ausgesprochen haben mag, und welche sich doch schwerlich auf etwas Anderes, als auf die Absichten dieses Bundes bezogen haben können, treffen Herrn Perthes nur in soferne, als er nachweisen kann, daß er von Voß beschuldiget worden sey, in diese Absichten eingeweiht gewesen zu seyn und sie zu seinen eigenen gemacht zu haben. Von dem einen wie dem andern aber scheint uns Herr Perthes in seinem Klagbuche nur die entfernte Begründung geliefert zu haben.

Es versteht sich ungesagt, daß in einem solchen Kriegsbuche, wie das vorliegende, gar mancherley Curiosa vorkommen. So z. B. erfahren wir S. 6, daß der „besonnene Beurtheiler," welcher Voßens „Bestätigung" im brockhausischen Hermes angezeigt, und dabey den Verfasser persönlich angegriffen hat, Wilhelm Körte heiße, und in Halberstadt lebe. Den hat man uns auch als den Verfasser einer, bey Brockhaus erschienenen Lebensbeschreibung des unglücklichen Kotzebue genannt*), und wir haben ihn daher längst als einen Meister der Kunst bewundert, aus den Schriften berühmter Männer schwarze Farbe zu bereiten, und damit ihre Leichen anzustreichen. Kann er das auch an Lebendigen, um so besser! Ein anderes Curiosum ist komisch. Im Klaglibell steht S. 52: „Welche „Beschuldigung kann schrecklicher seyn in diesen unruhigen „Zeiten, wo das Volk nur mit Entrüstung sehen kann die „servilen Seelen, die sich zu Werkzeugen hergeben, „seine heiligen Rechte zu verkümmern?" In einer Note bemerkt der anonyme Herausgeber (Voß hat sich als solchen nicht genannt), daß der Abschreiber (des Gerichts) geschrieben habe: die sehr vielen Seelen. Wenn solche Ultras von Copisten die Servilen für sehr Viele ausgeben; was Wunder, wenn die Gegenpartheyy aus den Liberalen lieber Alle machte?

*) Conversationsnachrichten! Vielleicht eine Verwechselung, Herr Körte hat Carnots Biographie geschrieben. S. Lit. Bl. 1821. Nr. 2. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom December 1821.

(3. Dec.) Hr. Juris aus Provins übersendet eine neue Wasserwage, und Hr. Ampère stellt verschiedene neue magnetisch-electrische Versuche in der Sitzung selbst an. Hr. Geoffroi-Saint-Hilaire theilt die Beschreibung mit von einer im August 1821 im Hotel-Dieu zu Paris zur Welt gekommnen Mißgeburt, nebst anatomischen und physiologischen Angaben über die unter der Benennung Pondencephale bezeichnete Art der Mißgeburten. Der Correspondent der Academie, Hr. Lambron, meldet, er sey gesinnet die bereits in Indien von ihm gemessnen Meridiangrade mit drey neuen zu vermehren. Sein Gesammtbogen wird alsdann 12 Grade betragen; die mittlere Breite ist 15 Gr. nördl. Der Baron von Eschwegen sendet eine Pflanze, die gegen den Schlangenbiß gebraucht wird. Hr. Mengaut überreicht eine Abhandlung von dem verschiedentlichen Verfahren bey den Amputationen. Hr. Dumoulin liest eine Notiz über die gelbe Farbe des gleichnamigen Fiebers. Aus einem Bericht des Hrn. Cauchy geht hervor, daß die eingesandte Arbeit des Hrn. Autourde über die Quadraturen nichts taugt. Die Klasse des Ackerbaus schlägt als Candidaten für eine erledigte Correspondentenstelle vor: die Herren Mathieu-Dombasle in Nancy, Frederic Lullin de Chateau-Vieux in Genf, Sir John Saint-Clair in Schottland, Jaubert de Passa in Perpignan und Lair in Caen.

(10. Dec.) Der Minister des Innern meldet die königliche Genehmigung der Wahl des Hr. Magendie. Es werden der Academie überreicht: eine Abhandlung des Hr. Dutrochet über die Knochenbildung, ein Aufsatz eben dieses Naturforschers über die bey einigen Pflanzentheilen beobachteten speciellen Richtungen, eine Arbeit des Hrn. Ulmade über einige für gangrenös erachtete Krankheitserscheinungen, und eine neue Methode für den Infinitesimal-Kalkül von dem Hrn. Graß de Bucquoy. Hr. Ampère theilt einen neuen Versuch mit, welcher die stets gleichförmige Bewegung des Voltaischen Conductors durch die natürliche Bewegung der Erdkugel darstellt. Hr. Savigny erstattet Bericht über des Baron von Fernsfac systematische Uebersicht der Weichthiere. Es enthält dieselbe eine Concordanz aller bisher mehr und weniger vollständig vorgeschlagenen Systeme und ein Namensverzeichniß aller bekannten Gattungen, und sie kann darum den Naturforschern bequem seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. April 1822.

Theologie.

Evangelisch-christliche Ethik. Handbuch für Theologen u. a. gebildete Christen. Von Dr. F. H. O. Schwarz, Grz. Bad. Geh. KR. zu Heidelberg. Heidelb. bey Mohr und Winter 1821. VIII u. 480 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Nach dem V. sind uns Freyheit und Gewissen in uns mit unserm geistigen Wesen von Gott (S. 100) anerschaffen, als der in uns fortdauernde Ausdruck des göttlichen Willens. Sobald wir daher zum Selbstbewußtseyn kommen, wird uns Gott als das ewige Wesen bekannt, durch welches unser Seyn und Werden besteht, d. h. in dem wir unsre Seligkeit finden. Das in unserm Wesen ausgesprochene ewige Wort Gottes hat aber dieser in Christus am vollkommensten für die Menschheit geoffenbart. Die christliche Ethik ist nun die Wissenschaft (S. 97) von den Gesinnungen und Handlungen des Christen und ihr Erkenntnißprincip (S. 102) der durch Christus geoffenbarte Wille Gottes. Die Ethik selbst wird in die allgemeine oder reine und die angewandte getheilt. Jene stellt (S. 101 — 268) die Hauptbegriffe auf, nämlich Gewissen, als Selbstbewußtseyn vor Gott (S. 106), Freyheit als Bewußtseyn des göttlichen Willens (S. 141) oder des Gesetzes mit dem Bewußtseyn, daß man sich demselben gemäß oder zuwider bestimmen könne, und das Gute, als Einheit (S. 166) des Gewissens und der Freyheit, und zeigt ihre Anwendung. Es wird daher von dem Gesetze gehandelt (S. 189 ff.), welches das Gewissen mit Nöthigung verkündigt, von der Tugend, als der Eigenschaft des Menschen, wornach (S. 225) der Grundsatz in ihm herrscht, das Böse zu meiden und das Gute zu thun, und von dem höchsten Gute (S. 253), welches Gott selbst ist, in wiefern er sich uns geoffenbart hat. Er hat sich uns aber durch unser Gewissen, als heiligen Willen und durch Christus (S. 255) als Liebe geoffenbart. Daher ist die ewige Liebe, die in Gott ist und als heiliger Wille gebietet, das höchste Gut des Christen. Die angewandte Ethik zerfällt in die Pflichtenlehre (S. 271 — 372), welche die Religionspflichten und die gegen den Nächsten und uns selbst auseinandersetzt, die Tugendlehre (S. 373 — 415) welche die Tugenden, Trefflichkeit, Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, die Laster und den Charakter in sich faßt, und die Güterlehre (S. 416 — 486), welche als Güter der Menschen, Familie, Staat und Kirche aus dem höchsten Gute ableitet, das darauf sich beziehende Verhalten des Christen schildert, und mit der Darstellung des göttlichen Lebens schließt. Stets wird die Tugend als im Kampfe mit dem Grundbösen (S. 177), welches eben das, was die Dogmatik Erbsünde nennt, durch Freyheit zugezogen, und ein Widerwille gegen Gottes Willen seyn soll. Aus dieser Darlegung des Inhalts wird sich von selbst ergeben, in welchem Sinne diese Ethik christlich ist, und auf Neuheit in Ansehung der systematischen Darstellung Anspruch machen darf. Ein Verdienst erwirbt sie sich gewiß dadurch, daß sie aus dem Reiche der Begriffe in das Innere des Menschen mehr einführt, die Dogmatik stets mit sich verbindet, und den Weg bahnt zur Beachtung dessen, was man sonst geistliche Erfahrungen nennte. Dagegen wird in ihr nicht Alles klar, was z. B. S. 343 und 369 darüber gesagt wird, daß die Unwahrheit unter gewissen Umständen erlaubt sey und S. 360 ff., daß der wahre Christ nie auf Collisions-Fälle treffen könne. Die Anordnung des Ganzen macht manche Wiederholungen und auch Zerstückelung derselben Materie nöthig. So wird unter den Nächstenpflichten (S. 323) als erstes Gebot aufgestellt, du sollst Vater und Mutter ehren, als drittes (S. 333), du sollst die Ehe unverbrüchlich, und den Hausstand heilig halten, und dann wird von der Familie wieder S. 434 — 454 gehandelt.

Die Bemerkungen über die Sprache haben ihre Stelle in dem Abschn. von dem göttlichen Leben, in wie fern die Menschen in Gottes Reiche neben einander sind, erhalten.

Exegetische Beweise, daß in den Schriften des neuen Test., nach ihrem wahrscheinlicheren Sinne, die Bandes-Auflösung gültiger Ehen, allein für Juden, doch eingeschränkt, zugestanden, für das Christenthum aber allgemein und unbedingt verboten

Digitized by Google

werde. — Von Dan. Chyph. Ries, — Erzbisch. Regensburg. geistl. Rathe ꝛc. Mainz bey Müller 1821. IX und 152 S. gr. 8. (br. 16 gr.)

Diese sogenannte exeget. Bew. sind ein selbständiger Auszug aus derselben Vfs. Schrift: meine Privatgedanken über die Praxis der kathol. Kirche, das ebel. Band nicht auflösen ꝛc. 2ter Th. Bamb. 1817, und versuchen sehr weitschweifig eben das, was Hr. Hug bündiger, scharfsinniger und gelehrter, obwohl auch nicht überzeugend, in seiner commentat. exeg. de conjugii christ. vinculo indissolubili. Freib. 1816. versucht hat. Es läßt sich aber erwarten, daß die kath. Kirche die Satzung von Unauflöslichkeit des Ehebandes um so eifriger vertheidigen werde, je schreyender die Erfahrung wird, daß die Praxis vieler protestantischen Gerichtsbehörden der Ehe bey Scheidungen kaum so starke Verbindlichkeit als dem gemeinsten bürgerlichen Vertrage, zugesteht. Arme protestantische Kirche, die du die heilige Verbindung des Christenthums täglich so entweihen sehen mußt!

Kirchengeschichte.

I. Sophronizon oder unparth. freymüth. Beytr. zur neuern Geschichte der Staaten und Kirchen. Herausg. von Dr. Heinr. Eberh. Gottlob Paulus, Ghz. Bad. Geh. KR. ꝛc. 3ter Bd. 2tes Heft Frankfurt a. M. bey Gebr. Wilmanns. 1821. S. 109 — 230. gr. 8. (18 gr.)

Das Jahr 1821 mußte an Luther'n in Worms lebhafter erinnern. Daher wird hier mitgetheilt 1) ein Anekdoton: ein Vertrag vom J. 1521 zwischen der bischöflichen Geistlichkeit in Worms, und dieser für das Evangelium begeisterten Reichsstadt. 2) ein Abdruck aus Müller's Historien von der ev. Stände-Protestation: wie Luther auf der Wartburg gerettet wurde. 3) Der Anfang polit. kirchl. Reformen durch das reichsständ. repräsent. Reichsregiment in Auszügen aus Müller's Reichstagsstaat und Eccard's corp. hist. med. aevi. vol. 2, aus welchem insbesondere das Einverständniß zwischen Pabst Alex. VI. und dem Sultan Bajazet wegen des letztern ältern Bruder Dschem erzählt wird. 4 und 5) die Petition einiger Würtemb. Diöcesen gegen direkte Besoldungssteuer mit einigen Erläuterungen des Herausgebers.

II. Berichte über die Mission von Luisiana. Gesammelt von A. L. (äß) und N. W. (eis). Mainz bey Müller. 1821. VI. und 73 S. gr. 8. (8 gr.)

Diese Berichte sind vorzüglich aus der Notice sur l'état actuel de la mission de la Louisiane (Paris 1820) und dem Ami de la religion et du roi Jahrg. 1814 — 1821 genommen und erzählen, was der im Jahr 1815 zu Rom geweihete Bischoff Dubourg dort bis jetzt schon geleistet, und welche große Verlangen die wilden Indianer nach dem Christenthum, aber nur der katholischen Confession haben.

III. Ueber die gerechten Ansprüche der Mainzer Kirche auf das neu zu errichtende rheinische Erzbisthum. Mainz bey Müller. 1821. 22 S. gr. 8. (br. 4 gr.

Diese auf der Zeitschrift, der Katholik, besonders abgedruckte Abhandlung gründet ihre Ansprüche für Mainz auf den tausendjährigen Besitzstand, die Gerechtigkeit und die günstige Lage der Stadt.

IV. S. Ignatii epistolae. In usum praelectionum acadd. ed. Joh. Car. Thilo, Phil. D., paedag. reg. collega. Hal., libr. orphan. 1821. XII und 52 S. (6 gr.)

Da Hr. Th. in diesem Sommer Vorlesungen über diese Briefe halten, und seinen Zuhörern ein wohlfeiles Exemplar in die Hände geben wollte, so hat er den griechischen Text unverändert nach der Ausgabe von Js. Vossius (Amsterd. 1646. 4.) abdrucken lassen, und einzig die Varianten, welche Ittig in seiner Biblioth. patrum apost. angezeben hat, unter den Text gesetzt. Die Vorrede, S. IV — XI, zählet noch die Abweichungen von der Voss. Recension auf; welche sich in der Ausgabe von Th. Smith finden. Diese Ausgabe würde nach des Ref. Einsicht selbst für den beabsichtigten, lobenswerthen Zweck gewonnen haben, und nicht viel theurer geworden seyn, wenn es Hrn. Th. gefallen hätte, noch in kurzen Prolegomenen das Nöthigste über die Aechtheit, die kürzere und längere Recension und die verschiedenen Ausgaben dieser Briefe beyzubringen.

V. Luther auf dem Reichstage zu Worms 1821. Erinnerung an jenen großen Tag, bey Gelegenheit seiner hundertjähr. Gedächtniß-Feyer. — Von Joh. Geo. Zimmer, ev. Pfarrer. Heidelberg bey Mohr und Winter. 1821. VI und 110 S. gr. 8. (geh. 12 gr.)

Hr. Pf. Z. bedarf keiner Entschuldigung, daß er seiner Gemeinde die merkwürdigsten Umstände vom Luthers Aufenthalte in Worms bey einer so wichtigen Veranlassung in Erinnerung bringt. Er benutzte die bekannten Quellen, und eine handschriftliche Chronik dieser Stadt von M. Friedrich Zorn. Ein eigenernes Convolut von Reichstags-Akten, das nach sichern Anzeigen in dem städtischen Archive vorhanden war, ist daraus gänzlich verschwunden; es ließ sich bey dem sorgfältigsten Durchsuchen auch nicht mehr die geringste Spur

Digitized by Google

davon entdecken. Der Anhang (S. 98 — 110) enthält noch eine kurze Nachricht von der Gründung und dem Fortgange der Reformation in Worms.

Freymaurer-Literatur.

Die Freymaurerey. — Ein Aufsatz in den Caricaturen des Heiligsten von Henrich Steffens, Theil 2. Leipzig bey Brockhaus 1821. S. 665 — 694.

In dem Büchlein: Drey einfache Grundbegriffe der ältesten ꝛc. Freymaurerey, vom Grafen C.... nos, ächtem Maurer der höchsten Grade und Mathesserritter, (Breslau bey Schöne) steht S. 80 geschrieben: „Der den wahr„haft göttlichen Funken in großem Maaße besitzende Steffens braucht nur noch die Wolke über dem Heiligthum (von Eckartshausen) zu lesen, so ist er, unge„weiht, ächter Maurer.“ Und S. 81 heißt es: „Herrn Steffens Urtheil über die Maurer ist das non plus ultra, „wohin ein Uneingeweihter gelangen kann.“ Die Maurer der niederen Grade werden hoffentlich vor dieser Recension aus dem höchsten Grade sich in Demuth beugen, wenn sie auf Stellen stoßen, wie die folgenden.

„Das wahre Geheimniß verbirgt sich in seinen Wer„ken, durch diese ist es offenbar und dennoch verschlossen.“ (Das soll doch wohl heißen: das Werk verkündet das Daseyn des Geheimnisses ohne dessen Wesen zu enthüllen?) „Das Geheimniß der Freymaurerey ist schon des„wegen kein's, weil es für die Welt ein äußeres ist.“ (S. 674.)

„Keiner hat diese unbestimmte Unendlichkeit des ver„weinten Geheimnisses entschiedener herausgehoben, ja „mit großartigerer Ironie behandelt, als Lessing, (was „hat denn Goethe im Groß-Cophta gethan?) und nichts „würde mir unbegreiflicher seyn, als wie die FMM. sich „auf ihn berufen könnten, wenn es mir nicht klar wäre, „daß die Gesellschaft selber eine Ironie der Zeit „mit einem geringen Geschlechte wäre.“ (S. 681.)

„Kein wahrhaft geistreicher Mann kann in unseren „Tagen Freymaurer seyn, obgleich noch einige so bestehen „mögen.“ (S. 665.)

„Die zweyte Klasse (von der ersten, den auf irdischen Vortheil speculirenden MM., hat Steffens eben „gehandelt) besteht aus solchen Menschen, die das Ge„heimniß des Lebens und seine Lösung außer sich suchen, „und beydes durch die Freymaurer zu finden hoffen. Wie „es auch mit den Geheimnissen der Verbindung beschaffen „sey, so viel ist gewiß, daß sie diese Täuschung nicht blos „buldet, sondern auch gestissentlich unterhält. Eine völlig „offene Erklärung, daß man nicht dergleichen von der Ge„sellschaft zu hoffen hat, würde sie aufheben, denn dieser „Irrthum erhält die Gesellschaft.“ (S. 685.)

„Das sie sich der Polizey entdeckt? — Was geht das „uns an? — Ja, desto schlimmer, wenn die Obrigkeit im „Laude durch ein Geheimniß der Art mit einigen Bürgern „verbunden wäre, mit den übrigen nicht. (Hört! Hört!) „Die Zeit ist gekommen, wo die Freymaurer sich vor der „Welt, nicht blos vor der Obrigkeit, zu enthüllen haben. „Obnehin ist jene Enthüllung, so lange die Gesellschaft „geheim bleibt, sehr zweifelhaft, und daß eine jede hohe „Behörde, als solche, den höchsten Grad hätte, kaum „glaublich.“ (S. 687.)

„Die eigentlichen MM. sind die Seeligen, „die in innerer bleibender Unmündigkeit von einer Stufe zur „andern getragen werden. Einem solchen ist es, als griffe „man nach dem Heiligsten selbst, wenn man die seltsame „Puppe, ausgefüllt mit Hechsel, Mährchen und Roman„zen, die seine Liebe an sich gezogen hat, mit frechen Hän„den zerreißt, um die lächerlichen Eingeweide der Welt zu „offenbaren;

„Der immerfort am schalen Zenge klebt.
„Dem nie die leere Hoffnung schwindet.
„(Der) Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
„Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.“
(S. 688.)

„Wer an dem erwachten Geiste in Wissenschaft und „Kunst auf irgend eine bedeutende Weise Theil nimmt, „kann die Thorheit nicht begehen, ein Freymaurer zu „werden. Die Gesellschaft erwächst aus Schwächlin„gen, und aus der ersten Klasse, die gar nicht einmal „ihr angehört. (Herr St. meint die Spekulations„maurer, z. B. die Schauspieler, die ihrer Reisen wegen „MM. werden.) Wenige bedeutende Geister werden noch „durch die Täuschung gelockt, und schnell enttäuscht.“

„Diesen Rest einer Verirrung früherer Zeiten, die „doch selbst als solche einige Bedeutung hatte, (St. setzt „die Entstehung der modernen Maurerey in die Zeit des „17ten Jahrhunderts, wo die politischen und religiösen Gäh„rungen in England den Gebildeten und Leidenschaftslosen „ein geheimes Asyl der Toleranz, einen kosmopolitischen „Gebrauch statt des zerrütteten politischen, eine allge„meine, tolerante Vernunftreligion statt der dahrenden „Kirche, wünschenswerth machte) müssen wir, so geringe „wie er ist, dennoch für schädlich erklären. Denn wie „Klubs und öffentliche Gesellschaften mit ihrem Lärmen „und Getreibe das stille Leben der Familien unter einan„der, so stört dieses gränzenlose Gespenst die natürlichen „organischen Vereine, und lenkt den bildenden und vereini„genden Trieb des Staats (der bürgerlichen Gesellschaft) „von seiner wahren organischen Stelle ab. (Hört! Hört!)*). „Es ist unvermeidlich — und nicht auf Gelaxsch brauchen „wir zu hören, um zu wissen, was mit Nothwendigkeit „aus der Süddaftigkeit der menschlichen Natur folgt — „es ist unvermeidlich, daß unter den Menschen, durch ihre „Gemeinheit verbunden, deren Verbindung durch das „Geheimniß einen Reiz erhalten hat, ergere Vereine „sündhafter Art sich bilden, die die Schlechten und das „Schlechte fördern, die Guten und das Gute verdrängen „wollen. (Falsch! Ref. kennt zwar Logen, die das thun **), aber keine, die es wollen; sie werden blos durch schlechte Mitglieder, durch nichtswürdige Ehrwürdige — Venerables — dazu gemißbraucht.) Es ist endlich unmöglich, daß die großartige Publicität, die einige Rettung des öffentlichen Lebens in allen seinen Richtungen, jemals gehemmen kann, (soll sie denn das?) so lange wir leben müssen, daß ein solches Zerrbild eines leeren „Geheimnisses unter uns spukt.“ (S. 691.)

Am Schlusse erklärt der V., daß er zwar einen Kampf um die Sache wünsche, aber er verlangt einen ebenbür-

*) Und leyt! leyt! z. B. die Artikel über Beamten-Maurerey im L. Bl. u. a. a. O. M.

**) Der Ref. auch. M.

Digitized by Google

tigen, benannten Gegner, den er nicht zu finden hofft. „Denn so sehr ist das Ansehen der Freymaurerey (nur von „Deutschland spricht der V.) gesunken, daß ein geist„voller Mann, der einen wissenschaftlichen Ruf zu wagen „hat, diesen an die Vertheidigung des hohlen Gebäudes „nicht wagen wird."

Der V. scheint sich verrechnet zu haben. Ref. hört (gesehen hat er's noch nicht), daß ein Beamten-Maurer (etwas ganz Anderes, als ein maurerischer Beamter) von großer Gelahrtheit und Genialität, zwar nur ein blauer (abenteuramtischer) Maurer, aber im ägyptischen System der denkenden Köpfe wenigstens ein Ritter des weissen Orients (vom 40sten Grade), vielleicht ein Sehr Weiser des zweyten Chaos (vom 50sten Grade), oder wohl gar ein Groß-Ritter des weißen Adlers (vom 65sten Grade des Misraim) *) den schwer beleidigten Fehdehandschuh bereits aufgehoben hat. Mag man denn kämpfen, Ref.. welcher von der Freymaurerey blos darum, weil sie eben nicht zeitgemäß ist, weder so gering, wie der profane Steffens, noch so theosophistisch, wie jener unberlicher Lobredner und ächter Maurer der höchsten Grade, Graf von C.... wos, denken kann — Ref. gedenkt, eine bewaffnete Neutralität zu behaupten, und hat sich daher größtentheils auf Proben aus der Breslauischen Kriegsproklamation beschränkt. Nur so viel will er hier noch von Meynung hinzufügen, daß das abgetragene Argument gegen die Freymaurerey, ihr Geheimniß sey ein Nichts, ihm eines so geistreichen Mannes, wie Steffens, kaum würdig zu seyn scheint. Es gibt überall nichts geheimnißvolleres in der Welt, als eben das Nichts; das Nichts ist das wahre Räthsel der Welt, die gemacht ist aus Nichts, und die scharfsinnigste der mathematischen Wissenschaften, die Analysis des Unendlichen, beschäftiget sich unaufhörlich damit, von dem noch so ziemlich begreiflichen Begriffe des Unendlichkleinen aus, in das Geheimniß des Nichts einzudringen, welches die wahre Bolke über dem Heiligthum, oder vielmehr das Heiligthum selbst ist. Wäre also die Maurerey in ihrem innersten Wesen ein Nichts; nun, so wäre sie wenigstens von dem Urstoffe der Welt, und will man sie ein hohles Nichts nennen, so muß man auch gestehen, daß sie ein Etwas ist, wo sich Allerley hineintragen und dann wieder herausholen läßt, ohne daß dabey das Gefäß, da es per hypothesin Nichts ist, irgend einen Schaden leiden kann. So ein Faß ist viel werth in einer Zeit, wo fast kein anderes Faß Wasser, und keine Feder Dinte halten zu können scheint, und man soll' es daher nicht gestissentlich zerschlagen wollen, sondern vielmehr neue Reifen darum legen, da die alten wandelbar geworden sind. 70.

*) Wenn doch der Herr Ref. gefällig bedacht hätte, daß von 10.000 Lesern des Lit. Bl. kaum Einer (und dieser Eine vielleicht ein Franzos, der in der deutschen Sprache noch im ersten Grade arbeitet) in die Rangordnung des ägyptischen Systems eingeweiht seyn kann. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom December 1821.

(Beschluß.)

Hr. Dupetit-Thouars erstattet Bericht über einen Aufsatz des Hr. Chabrier, welcher einige Verhältnisse der Oenothera tetroptera betrifft, einer Pflanze aus Neu-Spanien, die sich neben anderm durch die Erscheinung einer schnell und bey Sonnenuntergang vorübergehenden Blüthe auszeichnet. Es rührt daher der in Deutschland diesen Pflanzen gegebene Name der Nachtkerzen. Hr. Chabrier glaubt nun weiterhin an den blendend weissen Blumen der Oenothera einen hohen Grad der Reizbarkeit bemerkt zu haben, der sie in den Stand setzt, die Saugrüssel der Sphinxart, welche im Grund des Kelchs ihre Nahrung sucht, so stark zu pressen, daß sie diese Insecten, welche doch die stärksten unter den Lepidopteren sind, gefangen festhalten, obgleich ihr Saugrüssel unstreitig sehr glatt ist und in eine Spitze ausläuft. Hr. Dupetit-Thouars zählt ähnliche an andern Pflanzen wahrgenommene Erscheinungen auf, und untersucht hernach, ob die von Hrn. Chabrier gegebene Erklärung wohl die richtige seyn dürfte? Er zweifelt daran, und er will den Sitz der Reizbarkeit eher im Saugrüssel des Insectes, als in der Pflanze suchen. Den Erzählungen einiger Reisebeschreiber zufolge, werden gewisse Affenarten so gefangen, daß man Samenkörner, die sie gerne speisen, in ein enghalsiges Gefäß bringt, worein sie mit der Hand langen, eine Faust voll Körner fassen, diese aber nicht wieder zurückziehen können. Ihrer Raschhaftigkeit mehr als ihrer Klugheit folgend, werden sie ein Opfer der ersteren. Wofern die Thatsache richtig ist, ließe sich auch annehmen, die plötzliche Erscheinung des Jägers veranlasse eine krampfhafte Zusammenziehung der Hand, die den Affen unmöglich macht, sie zu öffnen und zurückzuziehen. Zum Correspondenten der landwirthschaftlichen Section wird aus den vorgeschlagenen Candidaten Hr. Lullin de Chateauvieux von Genf gewählt, und von der botanischen Section werden für eine ihrer Correspondenten-Stellen vorgeschlagen: die Herren de Lille in Montpellier, Pavon in Madrid, Devaux in Angers, Sprengel in Halle, Turner in London, Pratero in Lissabon und Schwägerchen in Leipzig. Aus diesen ward alsdann Hr. de Lille gewählt.

17. Dec. Es werden der Akademie überreicht: eine Abhandlung über die Zugmaschinen (machines tractoires) von dem Schiffbau-Ingenieur Hrn. Moreau; eine Arbeit über die vergleichende Anatomie von Hrn. Somme; und ein Aufsatz von Hrn. Chabrier über den Apus pisciformis. Hr. Moreau de Jonnès liest eine Abhandlung über die Erdbeben in Westindien.

24. Dec. Der Wundarzt der Garnison von St. Pierre auf Martinique, Hr. Gupon, sendet eine Abhandlung über den Blutegel der Antillen, der unter den Augenlidern und in den Nasenhöhlen des Crabier des montagnes gefunden wird, und über den Scorpion der Antillen. Hr. Constant Prevost liest eine geologische Abhandlung über die Felsen (falaises) der Normandie. Aus einem Bericht des Hrn. Cauchy erhellet, daß eine von Hrn. Walzh eingesandte Demonstration von Newtons binomi der Größe nichts taugt. Hr. Dumeril erstattet Bericht über eine Abhandlung des Hrn. Desmoulins vom Zustand der Haut und der Zellstoffe unter der Haut im gelben Fieber, eine zwar noch unvollständige, dennoch aber merkwürdige Arbeit.

31. Dec. Hr. Poisson liest zwey Abhandlungen, die eine über die Vertheilung der Wärme in den festen Körpern, die andere über die Integration der equations lineaires aux différences partielles. Hr. Chaumard theilt Bemerkungen mit, wozu ihn die neuesten Briefe des Hrn. Caillaud veranlaßten, über den weissen und den blauen Strom und über die Ruinen von Meroe. Hr. Latreille berichtet über Hrn. Audouins noch unvollständige doch aber werthvolle Beobachtung eines ungeflügelten Insektes auf einem Wasserkäfer.

Digitized by Google

Nr. 32.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. April 1822.

Flugliteratur.

Briefe des Deputirten Michael Wahrmann. 1822. Ohne Druckort.

Der Landtags-Deputirte M. Wahrmann beginnt hier (Ref. hat von der vermuthlich periodischen, Flugschrift nicht mehr als zwey Briefe, 24 S. 4. vor sich) die Erzählung seiner Reise nach der Residenz. Er ist zur Deputirtenkammer als Ersatzmann einberufen. Für wen? Man könnte wünschen: für einen in Ruhestand versetzten Professor, der in der Kammer zu freymüthig docirte, und von der Kammer selbst ausvotirt wurde. Das könnte zu interessanten Beleuchtungen des Kammergeistes im repräsentativen Deutschland führen. Aber nein, Herr M. Wahrmann ist einberufen als Ersatzmann für seinen verstorbenen Freund Krahfuß. Das könnte freylich auch zu ebenmäßigen Beleuchtungen der Krahfüße und Wahrmänner, und zu einer populairen Erklärung der Erscheinung führen, daß in den Kammern gewöhnlich die linke Seite Recht hat, und die rechte Seite Recht behält. Aber noch zur Zeit läßt sich nicht beurtheilen, wo der V. dieser Briefe eigentlich hin will, ob er in der Kammer der politischen Gelegenheits-Autoren mit der linken oder mit der rechten Seite zu stimmen gesonnen ist. Nur so viel ist klar, daß er über das konstitutionelle sowohl als über das antikonstitutionelle Treiben in Deutschland Witz machen und überhaupt mit Laune schreiben will, es koste was es wolle. „Unser Wagen steckte fest, trotz der elec„trischen Batterie, womit mein Wagenführer die „letzte Muskelkraft der Pferde anzuspannen versucht hatte." (S. 7.) „Wenn ich manchmal die oberen Schneidezähne „blicken lasse; so geschieht's weder aus Bosheit, noch aus „Eitelkeit, da ich mir den allerbesten an einem „harten Kalbskopf weggebissen habe." (S. 8.) „Mein Gesellschafter schien sich zum Gesetz gemacht zu ha„ben, aus jedem Vorfalle eine Nutzanwendung zu ziehen, „wie ein Jude aus einem unbeschnittenen „Dukaten." (Ebendas.) „Mit diesen Worten zog er (der Schneider, welcher dem Deputirten in die zu enge gerathenen Beinkleider helfen will) ein Pomadenbüchslein „aus der Tasche und rieb sich damit die Finger ein. Herr! „schrie ich in der größten Wuth, bleib' er mir mit seinen „Schmierereyen vom Leibe! Weiß er, ins Henkers Namen, „nicht, daß ein Deputirter sich durch nichts in der Welt „schmieren lassen darf?" (S. 9.) Diese Proben werden genügen, den Humor kenntlich zu machen, welcher hier zu haben ist. Jean Paul, Börne, v. Lang, ja sogar Spiritus Asper Simplicissimus und Compagnie führen ihn bekanntlich in besseren Sorten.

Unterhaltungs-Literatur.

Graf Jenoni. Seitenstück zu Siegfried von Lindenberg und s. f. von Jocosus. Leipzig bey Hartmann 1822. Bd. I. XX und 284 S. 8. Bd. 2. VIII und 190 S.

Der berühmte komische Roman J. Gottw. Müller's hat zu seiner Zeit verschiedene Nachahmungen erzeugt, welche vergessen worden sind, wie sie es verdienten. Das vorliegende Seitenstück wird vielleicht das nämliche Schicksal haben; aber ohn' es zu verdienen. Es besitzt den wesentlichsten Theil von dem Werthe des Vorbildes, aber nicht dessen vollen Reiz. Die Romane aus den Papieren des braunen Mannes (wie sich Müller nannte) sind eine Schule der Menschenkenntniß und moralischen Lebenskunst. Sie lesen heißt mit den Personagen derselben leben, und zwar in keiner phantastischen oder idealen Welt, sondern in einer realen, die in allen ihren Grundzügen der wirklichen Welt so ähnlich sieht, wie ein Ey dem andern. Der Leser sieht sein eignes Leben, sieht die Thorheiten, Schwächen, Laster und Tugenden seiner eignen Bekannten in Müller's biographischen Dichtungen kopirt, oder findet umgekehrt (je nachdem er früher diesen Schriftsteller las, oder die Welt beobachtete) diese in jenen wieder. Der Biographiendichter hat ihm nur die Augen gestärkt, das Gemüth empfänglicher gemacht, das Interesse gespannt, und die Beobachtungsgabe eines edlen, klassisch ausgebildeten, durch Wissenschaft der Macht des Egoismus entrückten Geistes geliehen. Unser Jocosus, so viel aus diesem ersten Versuche sich abnehmen läßt, steht ihm

Digitized by Google

nicht nach an Bildung, Einsichten und Kenntnissen; an Lebenskraft und Wahrheit der Darstellung: aber er ist minder glücklich gewesen in der Wahl des Stoffes, und minder freygebig in der Ausstattung desselben mit denjenigen Reizen, die zugleich auf das Gemüth und auf das Zwerchfell wirken. Sein Graf Zenoni ist allerdings ein Siegfried an gutmüthigem Junkerthum; aber es fehlt ihm sowohl die drastische Komik, als die innere Größe, und der Vf. weiß das, mindestens den letzt genannten Umstand, recht gut, er gibt es zu verstehen in mehreren Stellen, und es scheint, als ob er der wirklichen Welt, wie sie heut zu Tage ist, absichtlich habe näher treten wollen, indem er seinen Helden moralisch gehaltloser zeichnete. Man vergleiche mit dieser Vermuthung desjenders Kap. 38, wo der Vorleser dem Grafen Veranlassung gibt, sich selbst mit Lindenberg zu vergleichen. Der ebenerwähnte Vorleser ist kein Bartholomäus Schwalbe; es ist ein sehr gebildeter und redlicher Intendant, aber bey weitem nicht ein Wildmann, wie er in Müller's Herren von Waldheim gezeichnet ist. Lebensklugheit mit Rechtschaffenheit gepaart ist sein Charakter; Wildmanns innere Gottlichkeit in der unscheinbaren menschlichen Schale ist nicht vorhanden, und auch nicht ersetzt durch einen anderen Reiz für das Gemüth, obschon die kurze und glückliche Liebesgeschichte des Zenoni'schen Geschäftsführers Kap. 34 und 45 auf eine geschickte Weise eingeflochten worden ist. Die Nebenfiguren, mit Ausnahme der moralisch widrigen Haushälterin, treten wenig hervor in der Handlung des Romans, die überhaupt von sehr geringer Bewegung ist. Doch wird dieser Mangel durch rasche und geistreiche Schilderungen ziemlich gedeckt, und Episoden wie Kap. 27 sind geeignet, in Werken dieser Art die Stelle der Haupthandlung nothdürftig zu vertreten. Der neue Siegfried, ein Stockpreuße, erlebt die norddeutsche Franzosen-Ueberschwemmung von 1806 und stirbt im J. 1811 eines zwar natürlichen, aber durch räuberischen Einbruch veranlaßten Todes. Edwin, der natürliche Sohn des Grafen, vom Intendanten gebildet, erlebt als Assessor eines Finanzkollegium eine alltägliche, aber gut erzählte Liebesgeschichte (ungefähr wie Müller's Emmerich), nimmt den Abschied und reist nach Italien. Ein und zwanzig Briefe, in den Jahren 1813 bis 1821 an den Intendanten geschrieben, machen eine (auch auf dem Titel angegebene) Beylage des Buches aus, deren künstlerische Tendenz dem Rec. nicht ganz klar geworden ist. Sie scheinen nicht erdichtet zu seyn, und sollen vielleicht die Reflexion des Lesers von der Kleinwelt des Buches auf die neuesten Bewegungen in der Großwelt lenken. Doch sind gerade diese Politica nur ganz leicht und discret berührt. Ueber andere Dinge läßt der Briefsteller, Deutschland von Italien aus beobachtend, sich viel deutlicher vernehmen, z. B. in dem Briefe aus Ariccia vom Jul. 1818.

„Eines sonst wackern Freundes erstes und bis jetzt ein„ziges Schreiben (von Leipzig aus) an mich war gefüllt, oder, „ich sage vielleicht richtiger, zum größten Theile beseelt von „jener neueren, katholischen Religiosität. Wie aber die„ser auch darauf verfällt, wird mir wirklich nicht recht „klar, doch scheint jenes Unwesen gar gewaltig in den Köp„fen vieler Menschen zu spuken. W. (endt?) schreibt mir „unter andern auch, daß in einem gewissen K. „eine „schöne Dichterblume aufblühe." Nun diese „leibhaftige, elephantenmäßige Carrikatur läuft jetzt, alt„deutsch gekleidet, hier zum Schrecken aller Völ„ker herum. Seit acht Wochen hält er sich auch in Ari„cia auf, und die Mütter ziehen — Sie glauben mir, daß „es so ist, — bey seinem Anblicke die Kinder zurück, da„mit er diesen nicht Böses anthue. Auch heißt er hier un„ter dem gemeinen Volke nur — il mago. Möge er sich „in Acht nehmen, daß nicht, zufälliger Weise vielleicht, in „seiner Anwesenheit einmal ein Unglück geschieht — sein „Leben wäre alsdann gewiß gefährdet. Etwas Abscheuli„cheres und mehr die Sprache Schändendes, als seine „Dichterwerke, ist mir aber bis jetzt noch nicht vorgekom„men, und in Gesellschaft gehn sie hier zuweilen zur Be„lustigung von Hand zu Hand. Für diesmal trägt das „Schild von Cotta, und so wie hier Klang, Biegsamkeit „und Rhythmus der edlen, deutschen Sprache mißhandelt „sind, muß doch selbst einem Deutschen seine eigne Sprache „barbarisch klingen. Diese Dichterblüthe gehört nun aber, „und, wie sich versteht, nicht weniger grell durch ihre „Kleidung, zu den sogenannten Alt-Deutschen, von „denen, glauben Sie es wohl? schon viele so wahnwitzig „sind, Schiller's und Goethe's Werke als gehalt„los und fade zu erklären."

Die elephantenmäßige Carrikatur, der altdeutsche Maßgus des italienischen Pleb's, hat bekanntlich jetzt orientalisches Costume angezogen, und seine Unzufriedenheit mit dem grauen Tage in Deutschland, die er mit so vielen Sanguinikern der Jahre 1814 und 1815 theilt, auf den poetischen Polstern des (Goethe'schen) Morgenlandes wegzusingen und wegzutrinken versucht. Auch unser Jocosus scheint die Last dieser Unzufriedenheit zu fühlen, und sein Zenoni ist vielleicht, was den Antrieb betrift, ein Versuch, sie auf eine, für die Unterhaltung ersprießlichere Weise wegzuscherzen. Aber — —

Der graue Tag scheint immer grauer bey uns zu werden, wenn es anders wahr ist, was dem Rec. ein Besucher erzählte, der immer voll literärgeschichtlicher Neuigkeiten steckt, und diesen Roman auf des Rec. Tische fand.

„Haben Sie den Zenoni schon gelesen?"

Ja. Er hat mich sehr angenehm unterhalten, und ich werd' ihn empfehlen.

„Dazu weiß ich ein wirksames Mittel, welches außer„halb des Buches liegt."

Welches?

Digitized by Google

„Kennen Sie den Jocosus?“
Nein.
„Er iſt — er war vielmehr — Beamter in einem „Duodez-Staate, und man hat ihn, dieſes Buches we„gen, ſuſpendirt, ja ſogar wegen der darin enthaltenen „demagogiſchen Grundſätze in einen Kriminalproceß ver„wickelt.“

Nach dieſer Eröffnung hatte Rec. nichts eiligers zu thun, als den Roman noch einmal zu leſen, um zu erfahren, ob er für deſſen demagogiſche Tendenz denn wirklich ſo ſtaarblind geweſen. Er las ihn nun, wie ein Kriminalrichter, fand aber durchaus nichts Demagogiſches darinne, außer etwa den Einfall Kap. 20, daß der alte apanagirte Reichsgraf Zenoni, in der Beſorgniß, noch einmal zur Regierung des Ländleins zu gelangen, dem Intendanten befiehlt, ihm etwas über die Regierungskunſt vorzuleſen, worauf ihm der Lector Brunſtücke von Seume und von Moſer (Ueber Regenten, Regier. und Miniſter) mit einem höchſt beſchämenden und einleuchtenden Kommentar zum Beſten gibt. Dieſer Dialog iſt ganz im Geiſte des Siegfried von Lindenberg geſchrieben, und wenn er nicht zu lang wäre, würd' ihn Rec. hier unbedenklich als Probe der präſumtiven Demagogie des Verfaſſers mittheilen. Wenn Herr Jocoſus verurtheilt werden ſollte; ſo wäre Rec. ſehr begierig, die Entſcheidungsgründe zu leſen. Doch am Ende hat ihn ſein literärgeſchwätziger Beſuch wohl nur zum Beſten haben wollen. So weit ſind wir denn doch wohl nicht in den grauen Tag hinein, ſelbſt nicht in den Staaten, die der Vf. des Siegfried Ländleinchen nannte, und in welchen alles, auch die Demagogie, als Diminutivum erſcheint.

Der Stern der Liebe.

Unter dieſem Titel hat Hr. D. Adrian ein kleines franzöſiſches Gedicht von Herrn Sylvain Blot im Alm. d. Dames. 1822. p. 216, L'étoile de Vénus, in freyer Ueberſetzung wieder gegeben, im M. Bl. Nr. 21. Das wollen wir hier ein wenig kritiſiren, da das Lit. Bl. einmal die Maxime proklamirt hat, daß man nicht gerade ein Buch zu ſeyn braucht, um darinnen kritiſirt zu werden.

Sie ſprach zu mir: „Wenn Dämmerſchein
Des Thales Blüthenpfad umhüllt,
Der Abendſtern den Blau entquillt,
Dann harre, Säßgeliebter, mein.“

Ein glücklicher Anfang! Der Stern, welcher dem Blau entquillt, überbietet das matte Original: Quand de Vénus luira l'etoile, um 100 Procent, und wir möchten es faſt auch dem ſpäteren: presse-toi d'écloire, astre d'amour, vorziehen, weil das Sichtbarwerden der Sterne bey einbrechender Nacht viel zu ſchnell vor ſich geht, als daß man es mit dem Aufblühen der Blumen ohne Zwang vergleichen möchte. Sie ſcheinen in der That aus dem Firmament hervor zu quellen; wo eben noch keiner war, da findet das zurückkehrende Auge, wenige Sekunden ſpäter, einen funkelnden Tropfen aus dem geheimnißvollen Borne des Weltlichts.

Wohl oft entſagte ſie dem Kreis
Der muntern Schweſtern in dem Saal,
Und kam zu mir in's Blüthenthal
Auf ſtillen Wegen, ſchüchtern, leis.

Warum nicht treuer? z. B.:

Wohl oftmals täuſchte ſie den Kreis
Der täpf'gen Zeugen in dem Saal,
Und kam zu mir in's Blüthenthal
Getreu dem Worte, ſchüchtern, leis.

Die témoins alarmants ſind im Original gar ſehr am Platz, ſie berühren leiſe, im voraus, den Hauptmoment, die Pointe des Liedes, die Wachſamkeit der Mutter. Die „ſtillen Wege“ ſind kein Erſatz für das: fidèle à ses engagements, wo ein guter Tonſetzer den vollen Ausdruck der übergenten, von der Treue gerührten Liebe hineinlegen würde; mit den ſtillen Wegen kann er nichts anfangen, als daß er mit einem Pianissimo die muntern Schweſtern contraſtire. Dagegen iſt das Triviale: Au rendez-vous elle est venue, durch das Bild der Schüchternheit und Behutſamkeit wahrhaft veredelt worden.

Noch eh' vom nahen Thurm der Ton
Der Abendglocke nieder klang,
Aus duft'ger Bläue Venus drang,
Harrt' ſehnend ich der Holden ſchon.

Harrt' ſehnend iſt ſehr hart klingend. Warum denn nicht: Harrt' ich der Holden ſehnend ſchon? Zwiſchen dem zweyten und dritten Verſe vermißt man ein Verbindungswort, welches die beyden Theile des Vorderſatzes zuſammenhalte; man würde z. B. in Proſa ſagen: Noch eh' die Abendglocke tönte, und Venus am Firmamente ſichtbar wurde; harrte ich ſchon u. ſ. f. Auch thut hier die Wiederholung des Bildes vom Hervordringen aus der Bläue, das Anklingen an das Entquellen der Geſtirne, nicht wohl.

Die Nacht bricht an. Des Zweifels Raus,
Sich ſtürmend nun mein Buſen bebt;
Sie kömmt, ſie kömmt! doch nein, es bebt
Der Abendwind nur in dem Laub.

Brav! bis auf die Mahnung an Schillers Braut: „Er „iſt es nicht, es war der Winde Spiel, die durch der Pa„nie Wipfel ſauſend ſtreichen.“

Digitized by Google

Doch jetzt — beflügelt scheint ihr Fuß:
O wonnereicher Augenblick!
Sie kömmt, sie naht! des Himmels Glück
Umwehet mich in ihrem Gruß.

Dann spracht sie: —
(spricht sie! Denn wo wäre hier der Grund, aus dem vergegenwärtigenden Tempus in das Imperfektum zurückzufallen?)
„Harr' in Zukunft nicht.
Ich komme heut zum letzten Mal.
Die Mutter ahnt zu meiner Qual — —
O wenn du wüßtest, was sie spricht!"

Aeußerst matt und schleppend gegen das Original, wo der Liebhaber die Stimme der Geliebten hört, qui tremble et qui l'appelle, und wo der Leser gleichsam sieht, wie des Mädchens hochschlagende Brust in den Armen des Geliebten der überstandenen Angst sich entladet:

„Non, non, je ne reviendrai plus!
Ah, si tu savais (me dit-elle)
Tous les dangers que j'ai courus!
Ma mère....." — Un doux baiser l'arrête;

Dieser Kuß à propos durfte hier nicht unübersetzt bleiben. Selbst ein deutscher Liebhaber kann es nicht bis zu den platten: „O wenn du wüßtest, was sie spricht!" kommen lassen; oder, wenn er es dahin ließ, so muß er auch fragen: Was spricht sie denn? Zweifelt sie an meinen ehrlichen Absichten? u. s. f.

Man tröstet die Geliebte leicht!
Ich ordnete ihr dunkles Haar,
Da fast der Tag gekommen war,
Und aller Sterne Glanz erbleicht.

Erbleicht könnte hier leicht für das Präsens gehalten werden, wo es fehlerhaft wäre; aber freylich war das schwer zu vermeiden.

Und wie ich trauernd sie umfing,
Und von der langen Trennung sprach,
Blickt sie dem Stern der Liebe nach:
„Heut' Abend!" sagte sie und ging.

Wie viel zarter der Franzos! Er spricht nicht von der langen Trennung:

Silencieux et tristement
Je la tiens alors embrassée;
Elle devine ma pensée....
„A demain," dit-elle en partant.

Wie viel correkter zugleich! Er wechselt nicht mit dem Präsens und Imperfektum ab. Und wie kann das Mädchen dem erbleichenden Sterne der Liebe nachsehen? Wenn die Venus Abendstern ist, wie hier vorausgesetzt wird, so ist sie früh, wenn die Sterne vor dem kommenden Tage erbleichen, längst untergegangen, und wird erst (falls heil Wetter ist) künftigen Abend wieder sichtbar, unfern der untergegangenen Sonne. Das scheint der Franzos (obschon sein à demain nicht chronologisch *) richtig ist) wohl gewußt zu haben:

Ce soir la reverrai-je encore?
Je l'attends; presse toi d'éclore,
Astre d'amour! tes feux chéris
Du bonheur sont pour nous l'aurore.

Warum also nicht lieber:

Und als ich schweigend sie umfing
Und Trau'r aus meinen Augen sprach,
Erriett sie, was das Herz mir brach:
„Heut' Abend," sagte sie, und gieng.

Bringt sie der Abend mir zurück?
Gestirn der Lieb', eil' aufzuglühn!
In deinem stillen Feuer blühn
Des Morgens Rosen unserm Glück. — ?

Herr D. A. wird den Sinn dieser Rügen nicht verkennen. Strenge, scharf in das Einzelne gehende Kritik ist eine Begrüßung des Talentes, und von ihrem Nutzen für den zahlreichen Chor der Sänger, die kaum zu ahnen scheinen, welche Forderungen an kleine, einzeln erscheinende Gedichte gemacht werden können, sind wir so überzeugt, daß wir wünschten, es könnten ganze Musenkalender so recensirt werden. **)

*) Aber poetisch wahr ist es doch? Die Zeit hat für die Liebende still gestanden während des tête à tête, sie glaubt sich noch an dem nämlichen Tage, an welchem sie kam. M.

**) Gott woll' uns behüten! M.

Druckfehler.

In Nr. 17, wo von den electro-magnetischen Versuchen die Rede ist, hat der Setzer den Recensenten Sp. 1. Z. 16. in einen Versuch, statt in einen Wunsch, einstimmen lassen.

In Nr. 18. S. 72. Sp. 1. Z. 1. v. u., in dem Aufsatze Beamtenmaurerey, steht Administrator statt Administrirter (administrirt), also wieder einmal das diametrale Gegentheil.

In der Anz. von Mesdingers Briefen ꝛc. Nr. 19. S. 76. Sp. 2. Z. 10. v. u. lese man: daß er von Adel, und zu einer schnellen Carriere bestimmt wäre. In der Anz. des Cotta, Nr. 20. Sp. 1. Z. 16. v. u. l. Thatsächliche st. Thatsächlichste.

Digitized by Google

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. April 1822.

Geschichte.

Das Königreich Neapel in historischer, politischer und literärischer Hinsicht. Verfaßt vom Grafen Gregor Orloff, Russ. K. Senator. Mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Amaury Duval, Mitgl. der K. Franz. Akad. d. Wissensch. Aus dem Französischen übersetzt von Belmont. Zwey Theile. Leipzig bey Hartknoch 1821. XIV, 408 u. 448 S. gr. 8.

Der Werth des Originals, welches den bescheidenen Titel von Mémoires führt, ist unter den Historikern allgemein anerkannt worden. Der Graf O. schrieb es in Neapel selbst, 1816 und 1817, weniger in der Absicht, eine Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes zu liefern, als sich politischen Betrachtungen über die vorzüglichsten Begebenheiten hinzugeben. A. Duval stattete es mit Anmerkungen aus, die es zum Charakter eines echt historischen Werkes erheben, wo ihm derselbe noch abgieng, und so vereiniget es nun Eigenschaften, die es zu gleicher Zeit den Politikern und den Geschichtsforschern empfehlen, besonders zu einer Zeit, wo Neapel eine große Rolle in dem Drama des ersten Jahrzehends nach Napoleon übernommen und — umgeworfen hat. Bücher, wie Völker, haben ihr Fatum. O's Manuscript hatte Glück, indem es in die Hände eines Herausgebers wie Duval kam, und Duvals Edition hatte wiederum Glück, indem sie unter die Feder des obgenannten Uebersetzers gerieth. Die Uebersetzung liest sich wie eine gute Urschrift. Druck und Papier sind sehr gut, nur ist jener sehr incorrekt, welches bey der langen Erratenanzeige mit der Eile entschuldiget wird, welche die neueren Ereignisse in Neapel räthlich machten. In diesem Fehlerverzeichnisse ist indessen noch manches übersehen, z. B. der Historiker Castelnau, Bd. I. S. 257, doch haben wir nichts Sinnstörendes gefunden.

Das Werk ist übrigens nicht blos für Gelehrte vom Fache anziehend. Vieles, und vor allen das vorletzte Kapitel (Murats Regierung) wird auch diejenigen fesseln, welche in der Geschichte ihrer Zeit eine betrachtungsvolle Unterhaltung suchen. In der Charakteristik dieses unglücklichen Regenten hat Orloff bey weitem Alles übertroffen, was uns bis jetzt darüber zu Gesicht gekommen ist. Sie trägt den Stempel der reifsten Einsicht und Menschenkenntniß, der unparteyischsten und rücksichtlosesten Wahrheitsliebe.

Kriegswissenschaft.

Die Schweiz aus dem Europäischen Standpunkte. Aus dem Französischen. Stuttg. und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1821. 107 S. gr. 8. (Mit einer Karte.)

Die Veranlassung zu dieser Schrift hat die bekannte Aeußerung des Generals Sebastiani in der franz. Deputirtenkammer, Sitzung vom 17. Jun. 1820, gegeben, daß Frankreich, wenn es in einen ernstlichen Krieg mit Deutschland verwickelt würde, genöthiget wäre, die Schweiz zu besetzen, um sich der Flußgebiete des Rheins und der Donau zu bemächtigen, und seine eigenen Gränzen durch Bedrohung der feindlichen zu decken. Der ungenannte Verf. bietet alles auf, was die Kriegsgeschichte, Strategie und Politik an Argumenten liefern kann, um zu beweisen, daß diese Maaßregel unter allen Umständen eben so fehlerhaft seyn würde, als im Jahre 1799 der Einfall der Franzosen in die Schweiz gewesen. Ref. ist dadurch keineswegs überzeugt worden, und hat nie deutlicher, als bey Lesung dieser Schrift, den Sinn des Satzes erkannt: Wer zu viel beweist, beweist nichts. Wenn zwischen zwey feindlichen Ländern a und b ein neutrales x liegt; so hat allezeit a ein natürliches Interesse daran, a + x zu machen, damit b nicht b + x mache, und dazu empfiehlt sich die Prävention als das natürlichste Mittel. Wahr ist freylich, daß, wenn diejenigen Grenzen von a und b, welche durch x von einander getrennt werden, gleich schwache Defensionalpunkte sind, eine strenge Neutralität von x beyden Theilen gleichen Vortheil gewähren würde; aber wer bürgt für die Behauptung dieser Neutralität? und auf wessen Seite ist der strategische Nachtheil, wenn sie ver-

Digitized by Google

lezt oder gebrochen wird? Zunächst doch gewiß auf Seiten desjenigen Landes, welches sich — darauf verließ. Die Gründe, sie zu respektiren, können also im Kriegszustande, der nun einmal kein Rechtszustand ist, nur gesucht werden, entweder in den militärischen Schwierigkeiten, die Occupation von x durchzusetzen und zu behaupten, oder in den politischen Nachtheilen, welche dieselbe dem occupirenden Theile bringen könnte. Jene aber hangen ab von der Macht und der Zeit, welche der eine Theil auf diese Occupation verwenden kann; diese von den Interessen anderer Staaten an dem fraglichen Kriege, und werden überdieß in den meisten Fällen durch den Sieg entweder aufgehoben oder compensirt. Mithin ist es unmöglich, die Fehlerhaftigkeit der Prävention im Allgemeinen, für alle denkbaren Fälle, zu erweisen, es wäre denn aus dem Gesichtspunkte desjenigen Völkerrechts, welches leider nur als philosophische Wissenschaft existirt. Aus diesem Gesichtspunkt aber ist sie so klar, daß es gar seltsam herauskommen würde, ein Buch darüber zu schreiben.

Merkwürdig ist des Vs. Aeußerung S. 99 über die „Heerstraße, welche sich durch die Schweiz zieht, und „welche unter verschiedenen Formen alle alten Verlegen„heiten und Gefahren gewiß wieder von neuem herbeyfüh„ren wird." Er will, daß dieses „Denkmal der Bona„parte'schen Macht" hinweggeräumt werde, denn — „man „hat gezeigt, daß diese Straße dem Handel nicht fromme, „der von Genua aus seine Richtung über den Mont-Cenis „nimmt. Eine andere Rücksicht, als die auf reisende Eng„länder und die Wirthe in Wallis wäre also nicht übrig. „Wollte man für diese die kostbare Straße unterhalten, „die der täuschenden Leichtigkeit wegen, welche sie den Ar„meen vorspiegelt, den europäischen Frieden immer be„drohen wird?" Nach dem Princip, worauf diese Ansicht ruht, würde Europa seinem politischen Frieden alle seine Kunststraßen, ja sogar alle seine Communicationsmittel aufopfern müssen, insoferne sie auch den Armeen Vortheile zu bringen geeignet sind. Wir sehr haben nicht z. B. die Posten, die Gasthöfe, die schiffbaren Flüsse, die Brücken, die Zeitungen u. s. f. das Kriegführen erleichtert!

Die Uebersetzung ist sehr gut. Selten stößt man auf Fehler, wie S. 45: „auf diese große (n) Begebenheiten." Auch der Druck ist meist correkt und bequem; und obschon Ref. das Hauptthema des Vs. nicht für erwiesen anerkennt, so wünscht er doch dem Buche wegen vieler, dabey zur Sprache gebrachten Dinge, viele Leser, besonders in der Schweiz, welcher der V., ohne ihr Gerechtigkeit zu versagen, manchen heilsamen Besserungswink giebt, z. B. über das „Söldlings-System."

Neugriechenthum.

I. Griechenland und dessen zeitiger Kampf in seinem Ausgang und seinen Folgen betrachtet. Von Carl Gerber. Schmalkalden bey Varnhagen 1821. 47 S. gr. 8.

Für die Griechen, auf Veranlassung des ultralegitimen Unsinnes, den der Pseudonymus Marquis von Champagne gegen einen Artikel der Lausanner Zeitung vom Mai 1821 in die Welt gesendet hat. Der Kampf der Hellenen ist gerecht — es ist wahrscheinlich, daß sie sich eine völkerrechtliche, nationelle Selbstständigkeit erkämpfen werden — und es ist nicht abzusehen, wie dadurch das politische Gleichgewicht von Europa gestört werden sollte: das ist in nuce der Inhalt der Schrift, die mit den Worten schließt: „Das gebe Gott, der mit uns Allen sey!" Der Marquis von Champagne und Consorten würden gewiß eben so gern, wie die ganze vernünftige Christenheit, Amen dazu sagen, wenn die Griechen sich hübsch in voraus anheischig machten, nach errungenem Siege die unumschränkte Monarchie zu ihrer Regierungsform zu wählen *). Daß ihr Name, ihre Sprache, ihr Grund und Boden, an die altgriechischen Freystaaten mahnen — das ist es, was ihrer Sache bey den Marquis so großen Schaden thut.

II. Vier Gedichte den Griechen gewidmet. Ansbach 1821. (nach dem Vorberichte vom Prof. J. Ch. G. Zimmermann.)

Wir wünschen, daß jede Zeile dieser Gedichte, sobald dieselben in Morea angekommen seyn werden, sich in eine bespannte Kanone verwandeln möge, jedes Wort in eine Muskete und jeder Buchstabe in eine scharfe Patrone. Sie werden dann gewiß eine Wirkung hervorbringen, weit stärker, als diejenige gewesen ist, die wir bey'm Lesen empfunden haben. Inzwischen wollen wir Eine Batterie, von sechs Piecen, hier auf die christlichen Türken in Deutschland abfeuern.

Doch Verachtung zugeschworen
Sey dem herzlos kalten Thoren,
Der, ein Anwald der Barbaren,
Eure heil'gen Rechte schilt;
Türkisch Joch, so sanft und mild,
Der verdient es zu erfahren.

Ein deutsches Volkslied, in diesem Tone gehalten, würde jezt großen Beyfall finden.

---

*) Der Senat der Centralregierung in Argos soll, nach der Berliner Löschpapiernen, Nr. 25, darüber wirklich eine feyerliche Declaration zu erlassen willens seyn.

M.

Digitized by Google

Dramatische Dichtkunst.

Ezzelino, Tyrann von Padowa. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Kruse. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1821. 162 S. 8.

Wenn das deutsche Theaterpublikum von diesem Stücke nicht entzückt wird, so weiß es selbst nicht mehr, was es eigentlich will. Will es einen Tyrannenspieler auf seinem Paradepferde sehen? Hier steht ein solches Roß gesattelt und gezäumt. Ezzelino da Romano III. ist nicht blos ein Titulartyrann (wie Oedipus tyrannus), sondern ein wirklicher: vom Wirbel bis zur Zehe nichts als Haß gegen seine Feinde, besonders gegen den edelgesinnten Azzo da Este, der einen Theil der Bundestruppen gegen ihn anführt und ihm Padowa abnimmt; nichts als Rachgier und Despotensinn. Er hat nur Eine schwache Seite, wo die Tugend ihm beykommen kann: er pikirt sich, ein Worthalter zu seyn, und das eben bringt ihn um die Lust, den Markgrafen Azzo und dessen Sohn Scipio zu verderben, welcher letztgenannte seine (Ezzelino's) Nichte Angiolina liebt, und mit dieser Beere von dem Tyrannen in die Falle gelockt wird. — Will das Publikum Romantik, als da sind Sagen, Talismane, Nekromantie, mystischen Fatalismus? Das alles ist hier zu finden. Das Stück könnt' eben so gut das Schicksals-Schwert heißen: denn an solch einem vergifteten Eisen hangt die ganze Katastrophe. Fragst du, wie, lieber Leser?

Es sey gewagt! Ich will es dir vertrauen. (:)
In fruhrer Zeit, als noch die Eltern lebten,
Und unser Haus im höchsten Glanze stand,
Fiel es der Mutter ein, die, reich an Gütern,
Sich eines schönen Alters freu'te, zu erforschen,
Welch ein Geschick einst, in der Zeiten Lauf,
Ihr Haus befahren (erfahren) würde; deßhalb nahm
Sie Zuflucht zu der Astrologen Kunst.
Doch Unheil brohend, furchtbar kam die Antwort:
Die Macht durch Blut erworben, muß durch Blut
Auch untergehn; das Schwert, das einst die Väter
Zum Fürstenrang erhob, bringt Untergang
Dem letzten Sproß des sterbenden Geschlechtes.
Darauf erstarrt die Mutter, daß sie starb;
Ihr folgte nach der Vater und die Brüder.
Nachher verlor auch ich mein Weib, den Sohn,
Das alte Schwert in meines Schlosses Trümmern,
Und zweifelnd stand nur ich, der Letzte, da,
Da stieß ich einmal auch vor vielen Jahren
Auf einen hochbetrübten Nekromant.
Der vielen Freunden wahrhaft wahrgesagt.
Ich reichte ihm die Hand, auch mir der Frage,
Ob auf dem Schlachtfeld einst den Tod ich fände?
Stets (Gott) immerhin getrost nur in die Schlachten,
Ein Schwert kann dich verwunden, doch nicht tödten;
Der Wurm, der dir das Herz zernagt, heißt Gift!

Dieses Schwert befindet sich in den Händen eines jungen, träuterkundigen Einsiedlers, der Verwundeten gern beysteht. Ihm ist gewahrsagt, daß, wenn das Schwert entblößt wird, es ihm selbst den Tod bringt. Doch kann er es dem Scipio da Este nicht versagen, der das seinige eingebüßt hat, und eben seine Geliebte befreyen will, die um seinetwillen im Kerker des Tyrannen schmachtet. Nachdem das geschehen ist, sendet er es (S. 120) an seinen Vater mit der Bitte, es dem Bruder Guido (dem Einsiedler) zurückzugeben. Dieser verwundet damit den Ezzelino, aber — o Wunder! — die Verwundung, statt zu tödten, wird eine glückliche chirurgische Operation. Ezzelino hat einen hartnäckigen Schaden, ein Flechtgewächs, unter dem Arme, welches für die Zukunft seinem Leben Gefahr droht; und als Bruder Guido nun die Schwertwunde untersucht, findet er:

Ihr seyd gerettet! Wunderbar getroffen
Seyd Ihr von einem edlen Arm, mein Herr!
Gewiß in einem sachten Streit begriffen.
Den Euch auf solche Art Gott hochbelohnt;
Denn jenes inn'ren Uebels gift'ge Wurzel,
Ist durch das Schwert so glücklich durchgeschnitten,
Als hätt's ein kunsterfahrner Arzt gethan,
Gereilt seyd ihr durch den gemess'nen Stich,
Und neues Leben blüht Euch aus der Wunde.

Diese Rettung erfährt aber Ezzelino zu spät. Er hat bereits, im Unmuth über seine Niederlage, Gift genommen, in der Hoffnung, dadurch auch seinen Feind Azzo zu tödten, dem er den Becher zutrank, und der sterbend den Tod seines Sohnes und seiner Geliebten sehen soll, welche ein Tyrannendiener zu vergiften übernommen hat. „Heilig wild, fast (warum nur fast?) in Verzweiflung" springt er auf, ergreift den Becher von neuem, und fordert von Azzo, daß er Bescheid thue. Da ruft Guido ahnend: „Halt! es ist Gift!" und der Tyrann durchbohrt ihn mit dem fatalen Schwerte, worauf sich denn findet, daß Guido sein leiblicher Sohn gewesen ist, den er todt geglaubt hat, den aber die Mutter (die vor Schreck über den nekromantischen Orakelspruch gestorben war, vid. supra) ihm unterschlagen hat durch einen Diener, welcher S. 156 erzählt:

Ich habe früh der Mutter Wunsch vernommen,
Der Gräul-erfüllten Nähe seines Vaters
Ihn zu entziehn; wie flohn! Ich trieb ihn lange
Aus Noth verborgen, später nur aus Wahl;
Bey jeder seiner Uebelthaten schwur ich,
Auf's neu den Eid; des Sohnes schöne Seele
Rein zu erhalten von des Vaters Schuld!
Wär' ich in deinen Kerker nicht gerathen,
Dir hätte nie sein reiner Blick begegnet!
Drum wegen dieses schaudervollen Mordes
Flieg' mich nicht an; durch deines Schicksals Wurf
Hast du das Blut aus deinem Blut vergossen!
Der reine Geist, der immer fremd dir war,
Kehrt jetzt mit Sehnsucht zu der Mutter wieder.

Romantischer kann das Publikum eine Schicksalstragödie unmöglich verlangen. — Will es aber endlich, schauluftig

Digitized by Google

wie es ist, Handlung, d. h. Kampf, Glückswechsel, Edelmuth, Theaterstreiche? Daran ist hier der reichste Ueberfluß. Bald ist Scipio da Este oder dessen Vater in Ezzelino's Gewalt, bald umgekehrt; bald handelt das Haus Este großmüthig gegen Ezzelino, bald zeigt sich dieser wenigstens im buchstäblichen Worthalten ritterlich. Das Muster eines geschickten Theaterstreichs aber liefert Azzo S. 107. Als er, unerkannt, den Ezzelino aus den Händen von Meuchelmördern rettete, gab dieser ihm einen Ring mit dem Versprechen, unter allen Umständen denjenigen zu schützen, der ihm denselben bringen würde, und alle Gaben des Schicksals mit ihm zu theilen. Als nun Scipio in des Tyrannen Gewalt ist, kommt Azzo selbst, ihn zu befreyen, weil Ezzelino früher auch versprochen hatte, Scipio und Angiolina zu verbinden, wenn sein Vater freywillig sich in seine Hände gäbe. Ezzelino ist sehr froh, den Feind nun in seiner Macht zu haben, an dem er seine Rache kühlen will; aber bevor er das Mädchen frey geben, hat er noch kein Recht an Azzo, und läßt Becher bringen, um das Gastrecht zu ehren. Azzo zögert zu trinken, Ezzelino sezt Verdacht einer Vergiftung bey ihm voraus, und proponirt ihm Tausch der Pokale. Azzo läßt nun unvermerkt den Ring in den seinigen fallen, und als Ezzelino ihn ausleert, findet er das Kleinod, und sieht sich nun in der Schlinge seines gegebenen Wortes gefangen, er darf die Person seines feindlichen Erretters nicht antasten. Dieser Theaterstreich ist echte romantische Poesie: mit den Lippen, die das Wort gegeben, muß der Tyrann das gegebene Pfand finden.

Hier hat also das Publikum alles, was es nur irgend an einer Tragödie verlangen kann: Handlung vollauf, Tyranney, gewahrsagtes Schicksal, Sohnesmord, Selbstmord, Stammesuntergang; und bey alledem doch einen glücklichen Ausgang, wie ihn sonst nur die Comödie gewährt: denn die Liebenden, deren Noth das Hauptinteresse des Stückes ausmachte, erreichen das Ziel ihrer Wünsche, nachdem der Tyrann, der sie daran hindern wollte, seinem nekromantisch festgestellten Schicksale hat erliegen müssen.

An eine so durchaus theatralische Composition darf die eigensinnige Dramaturgie ihren Maaßstab nicht anlegen. Wer das Stück sieht, oder auch, wer es schauend zu lesen versteht, den wird es sicher unterhalten, und er kann alsdann über die Frage, ob es ihm auch gefallen dürfe oder gefallen habe, kunstphilosophiren und geschmacksurtheln so viel ihm beliebt. Wir an unserem Theile lassen Leser, Zuschauer und Stück in Frieden, und haben es blos mit dem Verfasser zu thun. Wir schließen: wer so gut fühlt, weiß, und hervorzubringen versteht, was von der Bühne herab auf den rohen oder halbcultivirten Geschmack der gewöhnlichen Theaterbesucher anziehend zu wirken pflegt, der hat die Fähigkeit, auch dem guten, reifen, ausgebildeten Geschmacke Genüge zu leisten, und kann diese Fähigkeit entwickeln, indem er seinen eignen Geschmack gut macht (durch die Propfreiser von classischen Fruchtbäumen), reif werden läßt (im Sonnenscheine bewährter Meisterwerke), und ausbildet (durch Studium der Kunstgesetze). Diese entwickelte Fähigkeit aber, sich bey'm Dichten leidhaft an die Stelle eines Parterre von gutem, reifen und ausgebildeten Geschmack zu versetzen, nennen wir Talent. Noch steht bey Herrn K. diese Pflanze nicht in der Blüthe, aber wir glauben, hier Spuren von Vegetation wahrgenommen zu haben, besonders in der Charakterzeichnung und in der Fabelerfindung. Es ist dem V. gelungen, seinen Tyrannen durch einen einzigen, glücklichen Zug (das Worthalten) der menschlichen Antheilnahme fähig zu machen, so daß sein Untergang uns Mitleid einflößen könnte, wenn er als Folge des Kampfes zwischen Gut und Bös im Menschen, zwischen Freyheit und Nothwendigkeit, dargestellt worden wäre. Und in der Schicksalsfabel, obwohl sie hier, wo die Liebenden den Hauptantheil in Anspruch nehmen, nur als eine Episode erscheint (die Liebenden konnten auch ohne diesen Schicksalsknoten leicht glücklich oder auch unglücklich gemacht werden) — in dieser Schicksalsfabel athmet — athmet wenigstens — eine tragische Idee, die Idee der verhüllten Gerechtigkeit: der Tyrann, der den Feind und dessen Sohn verderben wollte, wird unwissend der Mörder seines eignen Sohnes, wird es mittelst des Schwertes, womit seine Herrschsucht einst Blutgräuel ausübte, und geht selbst unter durch die Rache, die er an ungerecht gehaßten Feinden nehmen wollte.

Dagegen ist die Diction des Herrn K. poetisch arm, schwach an Wirkung auf die Phantasie; und der Dialog hat eine Bewegung, die er weniger vom innern Leben, als von dem meist schnellen Gange der äußeren Handlung zu empfangen scheint. Er gleicht ungefähr dem Feldherrn Borso da Overo S. 13 der — „von Cremona langsam nordwärts sich bewegt, um mit zwey anderen schnell sich zu vereinen." Der Cäsurlose Sechsfüßler S. 7. z. 4. v. u. fällt dem Setzer zur Last, der die Weese falsch abgetheilt hat. Eben so vielleicht die übelconstruirte Phrase S. 27: „Den einzigen ich je empfing" (den ein'gen, den ich je empfing), und gewiß der Sinnstörer S. 51: „beim Feind" statt dem Feind. Nicht so hingegen der Sprachfehler in dem Verse S. 42:

Um dich zu retten oder mit dir (zu) sterben.

Das „woran ermahnst du mich?" S. 49 ist nicht das beste Deutsch. Man ermahnt zu, man mahnt an etwas. Doch dergleichen Flecken werden nicht bemerkt auf den Brettern, denen wir dieses Erzeugniß unbedenklich empfehlen.

Digitized by Google

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. April 1822.

Lexicographie.

Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, in Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. A. Binzer. Altenburg bey Hahn 1822. Ersten Bds. erste Abthl. A bis Alpz. 368 S. gr. 8. gespalt. Col.

Die erste Lieferung desjenigen gemeinnützigen Werkes, welches, durch die heftigen Angriffe des Verlegers vom Conversationslexikon gegen den Unternehmer, noch vor seinem Beginnen unter dem Namen des neuen Conversations-Lexikons bekannt geworden ist. Diese conversative Benennung entspricht aber, wie man nunmehro deutlich sehen kann, ihrem Gegenstande sehr wenig: denn nach vorliegender Abtheilung zu urtheilen wird dieses populäre encyclopädische Werk zu jenem wild aufgewachsenen und zum großen Theil aus der factiösen Fermentation der laufenden Zeit hervorgeschossenen Glückspilze der niederen Literatur ungefähr so sich verhalten, wie Schellers lateinisches Lexikon zu dem Wort- und Sachregister über einen einzelnen lateinischen Autor. Ref. besitzt die neueste Ausgabe des Conv. Lex. nicht; aber er findet eben in dem lit. Anz. des Conversationsblattes eine Specification der sämmtlichen Artikel, welche die angekündigte „neue Folge" des Conversationslexikons in ihrer vorstehenden ersten Lieferung enthalten soll. Es sind deren, vom Anfange bis zu den Alpenstraßen, nicht mehr als Einhundert und zehn Stück. Hier sind ihrer, in derselben Strecke der alphabetischen Combination, über 10,000 — sage: Zehntausend enthalten. Das wird den Lesern deutlich machen, was Ref., mit obigem Gleichnisse sagen wollte. Beyde feindliche Erscheinungen können zwar in der Handelswelt mit einander collidiren; aber in der literarischen sind sie keine Rivale. Das Conv. Lex. dient weit mehr der Neigung der Zeit, als dem literarischen Bedürfnisse der Nation: planlos und blind greift es aus dem Gebiete der ernsten Wissenschaften dies und das heraus, geht im Didaktischen in eine ganz unlexikographische Breite, behandelt die Interessen der Gegenwart factiös (daher die häufigen Verbote der Bücherpolizey gegen einzelne Artikel oder Abtheilungen) und theilt mit der gewöhnlichen Conversation der halbcultivirten Welt selbst die beyden Cardinal-Untugenden: Médisance und Unbestand, so des Urtheils, wie der Gegenstände der Erörterung. In jeder neuen Auflage verschwinden Artikel, um anderen Platz zu machen, und andere, von anderen Verfassern überarbeitet, kommen in anderer, nicht immer besserer Gestalt zum Vorschein. Die Besitzer der älteren Auflagen laufen Gefahr, ihr Besitzthum durch die Supplementbände nach und nach zu einer Bibliothek anwachsen zu sehen, für die Vervollständigung mehr als für das Werk selbst auszugeben, und, wenn sie erfahren wollen, daß sie irgend einen Artikel nicht darin finden können, in zehnerley Anhängen und Supplementbänden, in jedem besonders, nachschlagen zu müssen. Die Besitzer der neueren Auflagen hingegen müssen entweder auch die älteren kaufen, oder auf diejenigen Artikel verzichten, welche durch die neueren Tagesgegenstände aus dem gemessenen Raume verdrängt worden sind.

Das ist unzertrennlich von der ephemeridischen Tendenz, und wohlberechnet für die Wünsche der conversirenden, gern beleseu thuenden Modewelt. Von diesen Wünschen scheint das vorliegende Werk wenig Notiz nehmen zu wollen, sondern vielmehr auf das ernste Bedürfniß der Gelehrten, Geschäftsmänner, Künstler, Kaufleute und selbst der Professionisten zu calculiren, welche in einem encyclopädischen Lexikon kurze und bündige Elementarauskunft über dasjenige suchen, was in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben wirklich besteht, von Dauer zu seyn verspricht, seine ausgebildete Technologie hat, und mit einem Worte mehr gebraucht, als begehrt wird. Dieses Gebiet ist unendlich reicher an Gegenständen, als die tägliche Conversation. Die Verlagshandlung ist, nach dem Vorberichte, auf die Nothwendigkeit gefaßt, 200,000 Artikel zu liefern, seine ausgebildete Technologie hat, und mit einem Worte mehr gebraucht, als begehrt wird. Dieses Gebiet ist unendlich reicher an Gegenständen, als die tägliche Conversation. Die Verlagshandlung ist, nach dem Vorberichte, auf die Nothwendigkeit gefaßt, 200,000 Artikel zu liefern, die nach dem Maaßstabe der ersten Abtheilung etwa 20 Bände füllen möchten, und wovon je 3 und 3 Bände 5 Thlr. Subscription kosten. In jedem Vierteljahre wird eine Abtheilung, wie die gegenwärtige, versprochen.

Das Publikum pflegt bey solchen Unternehmungen vor allen Dingen zu fragen, ob bereits eine merkantile Basis

Digitized by Google

da ist, welche den Fortgang bis zum Tj. verspricht. Ref. zweifelt nicht daran, da schon von dieser ersten Abtheilung, nach dem vorgedruckten Subscribentenverzeichnisse, gegen 1700 Exemplare bestellt waren. Er glaubt, die eigentliche kritische Beleuchtung noch zurückhalten zu müssen, weil der Vorbericht sagt, daß erst nach dem Schlusse des ersten Bandes eine Darlegung der, die Redaktion leitenden Principien, erfolgen werde. Inzwischen hat er überall Veranlassung gefunden, von diesen Principien sehr vortheilhaft zu denken, besonders im geschichtlichen Fache: er empfiehlt zur Probe die Artikel: Alexander und Ali Pascha. Man wird dort ein wenig mehr finden, als Alexandern den Großen und den Ali Pascha von Janina. Die Alexander und Ali marschiren Regimenterweise auf, und so geschlossen, daß man die lexikographische Taktik loben muß. Es fehlt freylich auch nicht an langen Artikeln, Aegypten z. B. füllt 6 Blattseiten; aber sie sind gewöhnlich auch reich an Inhalt. Der mathematische Artikel Aehnlichkeit ist mit populärer Klarheit und Gründlichkeit gearbeitet; aber wozu unmittelbar vorher der Artikel: Aehnliche Dreyecke, wobey lediglich auf den nächstfolgenden verwiesen wird. Ueberhaupt taugt die Methode nicht viel, die Gegenstände nach dem Anfangsbuchstaben ihres Adjectivs einzuordnen. Sie ist vielleicht durch den Redakteur des Conv. Lex., welcher das gegenwärtige Unternehmen im Anfange leitete, auf dasselbe übergegangen, und wird hoffentlich im Fortgange aufgegeben werden. Zu billigen ist, daß Wörter aus fremden Sprachen, die häufig in germanisirter Form vorkommen, z. B. Affoibliren, Affranchiren, Alliiren, Allelokleronomie, (Erbverbrüderung) und dergl. übersetzt und mit Betonungszeichen versehen worden sind; aber wie kommt der Ausdruck: à l'extremité, unter das A? Und wozu der, lediglich auf Monolog verweisende, Artikel: Alleinrede? Das deutsche Wort ist Selbstgespräch, und Alleinrede ist ein schielender Purismus; dies Wort deutet blos auf den Fall hin, wo jemand allein redet (z. B. der Prediger auf der Kanzel), nicht wo er mit sich selbst spricht. Doch möchte im Allgemeinen die Aufnahme der Erfindungen der Sprachreiniger, wie albern sie auch immer seyn möchten, nicht zu tadeln seyn: denn je wunderlicher sie sind, je mehr bedürfen sie einer Erklärung, wie z. B. das Wort Allheil für Universalmittel und viele a. m. Unter den etymologischen Artikeln zeichnet sich der kurze: Almanach, vortheilhaft aus neben den vielen Versuchen zur Erklärung dieses Wortes.

Voran steht ein Verzeichniß der Mitarbeiter, worunter Fries, Gelpke, von Hoyer, Krause (für Freymaurerey), Nürnberger, Wahl (s. Mathematik) de Wette und andere vortheilhaft bekannte Namen mehr. Einige sind zugleich Mitarbeiter am Conv. Lex. (nach der Liste von 1819 Bd. 10. S. XIII.), und unter den, am Schlusse erwähnten „mehreren Ungenannten" mögen aus jener gar wunderlich assortirten Gesellschaft (wo Friedrich Gleich neben Gilbert und der landflüchtige *) Hempel neben v. Hormayr steht) noch manche würdige Männer sich befinden, welche blos darum sich hier nicht genannt haben, weil sie fürchten müssen, von dem Unternehmer des Conv. Lex. als Ueberläufer behandelt, und öffentlich geschmäht und verunglimpft zu werden, nachdem dieses schon andern widerfahren ist.

*) Das war er ja damals noch nicht, als das C. Lex. diese Liste publicirte. M.

Unterhaltungs-Literatur.

I. Eduard Müllers Leben bis zu seiner Verheirathung. Herausgegeben von F. W. Gilling. Leipzig b. Kollmann. 1821. 284 S. 8.

Wenn wir nicht sehr irren; so ist der V. dieses Romans ein Student oder junger Candidat, welcher hier sein Erstlingswerk zur Schau ausstellt. Er schreibt gut, stellt lebhaft dar, und erfindet wohlfeil aber reichlich, was er eben von Begebenheiten braucht, um Leser von mäßigen Ansprüchen leidlich zu unterhalten. Mit Empfindsamkeit oder mit Philosophie langweilt er uns nirgends. Von Mysticismus ist keine Spur; alles geht höchst natürlich, doch keineswegs unlenksam her. Der Held, welcher seine Geschichte selbst erzählt, von der Heirath seiner Eltern an bis zu seiner eignen, spricht auch S. 270 die Grundidee des Romans aus: Alte Liebe rostet nicht. Die Ausführung trägt den Charakter einer Lustigkeit, die vielleicht bey reiferer Ausbildung des Geschmacks Humor werden kann. Doch ist durch eine getrennte Liebe, und durch den Tod einer Geliebten, auch für die thränenseligen Gemüther notdürftig gesorgt. Kurz wir wissen eben nichts an der Geschichte zu tadeln, als den Ausschnitthändler, bey welchem die Braut des Helden den Stoff zu dem schwarzen Kleide gekauft hat, in welchem er sie S. 230 auf dem Sopha findet. Denn nachdem Herr Eduard Müller das Geständniß ihrer Gegenliebe empfangen und sie umarmt hat, tritt die Tante mit fünf jungen Damen ein; und obwohl die Liebenden sofort bey'm ersten Geräusch auseinander flogen, so wird er doch von den Ankömmlingen ausgelacht. Warum? „Meine linke Wange verrieth, daß ich an Min, „na's jungfräulichem Busen geruht, denn sie hatte die „Farbe des Kleides angenommen." Mag das Kleid von Seide, oder von Merino, oder auch von Cassimir gewesen seyn, immer ist klar, daß der Schnittkrämer sie betrogen hatte. Gute Schnittwaare darf nicht abfärben an der Wange eines Liebhabers, selbst wenn er ein wenig transpiriren sollte.

Digitized by Google

II. Die Vermählung. Ein Nachtstück von Gustav Jördens. Leipzig b. Kollmann 1822. 174 S. 8.

Ein höchst einfacher Stoff, mit nicht gewöhnlichem Geschick und nicht ohne manchen poetischen Anflug ausgeführt. Der junge Graf Florentin wird von seinem Vater in dem Hause eines Barons eingeführt, in der Hoffnung, daß ihm die Tochter des Barons, die schöne Kamilla, Neigung einflöße, und eine Vermählung der jungen Leute beyde Häuser verbinde. Florentin ahnet diese Absicht; und theils darum, theils weil er Kamilla's angeborne Majestät und anerzogene, gemessene Haltung für Gemüthlosigkeit nimmt, widersteht er dem Eindrucke, welchen sie auf sein Herz macht. Erst fern von ihr, auf einer Bildungsreise nach Italien, lernt er fühlen, daß er sie liebt, kehrt mit der Hoffnung auf ihren Besitz zurück, und findet sie als Gattin seines Vaters wieder, der auf der Basis wechselseitiger Hochachtung eine Verbindung selbst geschlossen hatte, die er durch seinen Sohn nicht zu Stande zu bringen hoffen konnte. Allein mit ihr, vermag er seinen Schmerz und dessen Ursache nicht zu verbergen. Nach diesem Geständnisse fliehet er, sucht auf dem Felde der Ehre den Tod, wird verwundet, und stirbt, nach einem erhebenden Gespräche mit seinem geistlichen Freunde, in dem Augenblicke, da Kamilla an sein Krankenlager tritt. Sie folgt ihm bald nach, und er ruht in der Gruft zwischen zwey geliebten Müttern, von welchen ihm eine das Leben gab, die andere den Tod. Die Ausführung ist angiehend, raschen Ganges und voll Wahrheit. Doch fehlt der Charakteristik von Kamilla's Vater sowohl das ästhetische Motiv als das Interesse. Seine Liebhaberey für Schmetterlinge giebt nichts für den Hauptzweck her, als etwa den Doppelsinn des Namens Unglücksvogel. Funks Lustigkeit auf dem Brocken ist mit mehr Zwang als Geschmack gezeichnet, und Florentins Traum von der zerdrückten Seifenblase giebt ein zu kindisches Bild, als daß er die Wirkung eines tragischen Hebels thun könnte. Der Maler Eugenius scheint blos da zu seyn, damit er nach Florentins Tode mit der Entdeckung, daß er des alten Grafen natürlicher Sohn sey, gleichsam aus den Wolken falle, um den verwaisten Vater über den Verlust des legitimen Sohnes zu trösten, zu welchem Behuf er ihm auch gleich eine Schwiegertochter mitbringt. Angehängt sind Gedichte aus Florentins Brieftasche, die zwar nicht eben schlecht sind, aber auf den Stoff des Romans gar keinen Bezug haben.

Neugriechenthum.

Constantinopel im Jahre 1821. Herausgegeben von J. W. A. Streit. Leipzig 1822.

Die blutigen Scenen, die sich seit dem Ausbruche des Krieges zwischen Griechenland und der Pforte in Constantinopel mehr als einmal erneuert haben, sind hier von einem Augenzeugen, der selbst nahe an der Todespforte sich befand, dargestellt. Ihnen Wahrheit und Treue abzusprechen, ist nicht der geringste Grund vorhanden; im Gegentheil verbürgt die natürliche, ungekünstelte Schreibart die Aechtheit der Darstellung *). Freylich mag theils so manche schaudererregende Scene den Glauben, als sey alles Wahrheit, bey menschlich fühlenden Lesern schwankend machen, und einen gewissen auf den Wunsch, es möchte nicht so seyn, gegründeten Unglauben entschuldigen; theils wird eine gewisse Partey, der nur daran liegt, die Ausbrüche des rohen, blutdürstigen Charakters der Türken zu bemänteln, auch hier vielleicht die übertriebenen Grundsätze eines groben Scepticismus in Anwendung bringen wollen: aber das Publikum lese, und urtheile selbst. Wir sind keinesweges blind gegen die Türken eingenommen; aber sie sind, wie der Prinz von Ligne richtig bemerkt, voll von Widersprüchen und die Masse ist ein rohes, barbarisches Soldatenvolk, dessen natürliche Leidenschaften durch den von der Religion gebotenen Fanatismus sie zu Teufeln in Menschengestalt umschaffen. Die Haare stehen dem Leser zu Berge, wenn er erfährt, mit welchen schmerzlichen Martern die Türken vor den Augen des Sultans unschuldige Griechen, Frauen und Kinder, langsam getödtet haben. Um und für sich schon ist der Aufstand der Griechen rechtmäßig, aber er wird es mehr noch durch die grausame Behandlung von Seiten ihrer Feinde. Und doch! was hat man für Grundsätze hören! was hat man sehen müssen! Dieser Herrschaft suchen die christlichsten Staaten nicht mit vereinten Kräften das griechische Volk je eher je lieber zu entziehen!**) Dieser Regierung, die, während der heiligsten Versprechungen, den Unruhen Einhalt zu thun, solche Grausamkeiten duldet, kann man noch Glauben beymessen! Doch man suche nicht bloße Blutgemälde und Marterbilder in dem Büchlein. Neben der furchtbaren Nacht, von der sich beym Lesen dieser Darstellung das Gemüth umhüllt findet, schimmern ihm einzelne liebliche Sterne im wohlthätigen Glanze entgegen! Von so vielen Zügen der heldenmüthigsten Aufopferung für Vaterland, Religion und Freyheit, der höchsten Standhaftigkeit bey den gräßlichsten Martern, der kalten Todesverachtung einzelner Griechen, wird der gefühlvolle Leser sanft bewegt werden.

---

*) Diese Bürgschaft ist schwach. Giebt es keine bessere in der Persönlichkeit des Zeugen? M.

**) Sollen sie denn gleich marschiren lassen? Wer von der Politik irgend etwas Gutes erwartet, der muß vor allen Dingen Geduld haben. M.

Digitized by Google

Ungedruckte Literatur.

Sylla und der Paria.

„Fast gleichzeitig sind auf den hiesigen Nationalbüh„nen“ (in Paris) „zwey Tragödien von Bedeutung und „Wirkung erschienen: Joup's Sylla, und der Paria von „Delavigne. Sie sollten das erste auf das Theater Ihrer „Nation übertragen,“ (wo ist das?) „denn es ist in ge„wisser Beziehung ein leiblicher Vetter“ (cousin germain) „Ihres Yngurd. Joup's Sylla ist, um alles mit einem „Worte zu sagen, ebenfalls ein Napoleon, wie er seyn „sollte, wie der Geist der Kunst ihn wünscht; obschon von „einer ganz anderen Seite aufgefaßt. Die Kraft dieser „Tragödie, das, was Sie tragische Größe nennen, hat „ihren Sitz einzig in dem Charakter des Sylla: ruhmge„krönter Feldherr, allmächtiger Dictator, steht er auf den „Trümmern der Freyheit Roms, und ist Tyrann, weil er „die Sklaven verachtet, die vor ihm zittern. Da trifft „er bey einem seiner Opfer, dem proscribirten Claudius, „auf eine Seelengröße, die ihm imponirt, sein Leben, sein „Wandeln über Leichen, die seinem Ehrgeize zum Opfer „fielen, geht an seinem erschütterten Geiste vorüber, und „reif wird der große Entschluß in ihm, der Dictatur zu „entsagen, und statt seines Willens das Gesetz wieder auf „den Thron zu erheben. Er thut dieses in einer schönen „Scene, eben so ergreifend, was' ich zu sagen, als die„jenige ist, wo Ihr schuldloser, durch Testament auf den „Thron berufener Usupator Yngurd sterbend die Krone dem „legitimen Alf übergiebt, für Ihre Landsleute seyn mag,“ (damit hat's gute Wege!) „doch ermahnt er die Römer in „zwey Inhaltschweren Versen, ihn niemals anzuklagen „(accuser), daß er ihnen die Freyheit zurückgegeben habe. „Das ist also ein Napoleon, nicht nur wie die Kunst ihn „liebt, sondern wie auch diejenigen Franzosen ihn begehrt „hätten (auroient desiré), welche darüber klagen, daß er „kein Washington gewesen ist.“ (Der liebe Gott erschafft dergleichen Leute selten.) „Auf eine andere Weise, und „von einer ganz anderen Seite hat Herr Delavigne „durch seinen Paria auf die herrschenden Ideen und Empfin„dungen der Nation zu wirken gewußt. Sein Held ist ein „junger Krieger aus der verachteten, fast den Thieren gleich„gesetzten, letzten Caste der Hindous, welcher, seine Ge„burt verhehlend, durch Kriegsthaten bis zum Verlobten „der Königstochter sich emporschwingt, hier durch seinen „eigenen Vater verrathen, und dem unbeugsamen Geburts„stolze der Braminen zum blutigen Opfer gebracht wird. „Es ist natürlich nicht die Größe der Begebenheit, welche „in diesem Stücke den Franzosen gefällt, sondern deren „Beziehung auf die Epoche, in welcher sie sich befinden „oder vielmehr in welche sie sich zurück versetzt sehen. Ihr „Beyfall gilt der lebhaften Darstellung von der Abscheu„lichkeit des Kastenvorurtheiles, des Geburtsstolzes, und „sie sind entzückt über ein Gemälde, dessen Gegenstand „sie hassen. Die tragische Moral liegt nicht in der Hand„lung, sondern in der öffentlichen Meinung, und ihre Ge„müthserhebung ist nichts, als das Aufstehen einer Oppo„sitionsbank gegen das herrschende System. Für eine „echte Tragödie kann das Werk aber kaum gelten, denn „es ist weder die Handlung, noch der Held, noch sein „Geschick und sein Untergang erhaben. Würde man nicht „in Deutschland dasselbe fühlen?“ (Ich glaube, ja.) „Wenn „das weinende Lustspiel (comédie larmoyante) des Herrn „von Kotzebue, die Sonnenjungfrau, damit endigte, daß „Cora dem grausamen Gesetze des religiösen Aberglaubens „zum Opfer fiele, würde das allein eine wahrhafte Tra„gödie daraus machen?“ (Nein.) „Das alte National„theater scheint mir demnach über das neue, wo der Ba„ria debütirt hat, den Sieg davon getragen zu haben, und „ich wollte wetten, daß Herr Joup's Sylla Sie lebhaft anre„gen wird,“ (nous verrons) „obschon Sie der romantischen „Gattung vor der classischen den Vorzug zu geben scheinen.“ (Gott bewahre! Alle Gattungen sind gut, außer der lang„welligen.)

M.

Braunbier.

—„Das gestrenge Literaturblatt ist sehr mild gewesen „gegen Herrn Lotz, als den Uebersetzer des Kenilworth „von Walter Scott: es hat ihm keinen einzigen der gro„ben Uebersetzungsfehler aufgestochen, welche der Hes„perus in No. 58 gerügt hat, z. B. daß Hr. L. aus „dem schwarzen Bären (black bear) braunes Bier, „aus einem Gurgelschneider (cutter) ein Kriegsfahr„zeug, aus Ueberbleibseln Reliquien, und aus einer „schönen Frau in the case eine schöne Frau im Käfig „(cage) gemacht. Sie können den milden Herrn Recen„senten“ (Herr? wenn's nun eine Dame gewesen wäre?) „aufmerksam darauf machen, wenn es einmal die Gelegen„heit giebt.“

Es ist so eben geschehen, Herr Brummbär!

M.

Zur Nachricht.

Der am 12. März vom Niederrhein abmarschirte Freywillige ist eingetroffen, soll einrangirt werden, muß aber, der vielen Vorderleute wegen, Geduld haben, da er sich nicht zum Einschub qualificirt. Den Namen des Absenders (sammt voller Postadresse) erbitt' ich mir gelegentlich etwas weniger preußisch calligraphirt.

M.

Druckfehler.

In No. 23. Ang. v. Matth. Claudren, Sp. 2. Z. 21. l. übersetzen st. — setzten.

In No. 24. S. 95. Sp. 1. Z. 24. l. Cymbeline st. Cy mbeime. (Wenn doch die Herren Recc. sich gewöhnen wollten, die Eigennamen mit lateinischer Schrift am Rande zu wiederholen.)

Digitized by Google

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. April 1822.

Historiographie.

Geschichte von Baiern aus den Quellen gearbeitet von Andreas Buchner (Prof. d. Gesch. am k. b. Lyceum zu Regensburg). Regensburg 1820, 21. Mit 2 Charten und 4 Tabelle. 8.

Von der Unwahrheit der Behauptung, daß die Zeit, wo ein Volk sich am fleißigsten mit seiner eigenen Geschichte beschäftiget, mit der Zeit seines politischen Verfalles, wenigstens seines Sinkens zusammentreffe, giebt das Königreich Baiern einen sprechenden Beweis. Welcher Staat, welches Volk in Deutschland befindet sich jetzt wohl in einer blühendern, kräftiger auftretenden, für das Beste empfänglicheren Lage als Baiern? Wo steht Volk und Regierung (die einzige Bedingung und Grundlage alles wahren Staatswohles) in harmonischern Einklang und durch das Medium einer trefflichern Verfassung in größrer, wechselseitiger Sicherstellung als in Baiern? Schreiber dieses ist kein Baier, aber er kennt und achtet das Land und seine Verhältnisse. Wie indeß auch Andere hierüber urtheilen mögen, uns geht hier nur des Landes Geschichte an, und schon nach einer flüchtigen Umsicht in der Literatur der deutschen Staatengeschichte muß man eingestehen, daß fast kein deutsches Land in den letzten funfzig Jahren so viel für seine Geschichte gethan hat, als eben Baiern; ja in gewisser Hinsicht könnte man behaupten, daß zu viel dafür geschehen ist, indem man sich besonders über seine Vorzeit in Untersuchungen eingelassen hat, die keinen entscheidenden Erfolg haben können, und dieß zum Theil mit einem Hyperpatriotismus, mit einer Heftigkeit und Streitsucht, die dem besonnenen Gange und der guten Sache der Forschung nur einen schlechten Dienst erweisen konnten. Wurde auch bey diesem Streite mancher sonst achtbarer Geschichtsforscher kein Blut (aber desto mehr Dinte) verspritzt, so blieb doch, wie es fast bey allen gelehrten Kämpfen geht, eben ein jeder bey seiner Meinung, und keiner gedachte des großen Wortes unseres Schlözers: „Fangt doch die Geschichte an, wo wirklich die Geschichte anfängt!“

Ist es nicht zu läugnen, daß Deutschland erst dann eine seiner Nation würdige allgemeine Geschichte des deutschen Volks und Reiches bekommen kann, wenn alle einzelne Gebiete desselben erst gründlich historisch durchforscht, aufgeklärt und beschrieben worden sind, so hat Baiern in Vergleich mit andern Staaten seine Schuld wohl mit am meisten abgetragen. Während Männer, wie Feßmeier, Gemeiner, Aretin, Lang, Lipowsky, Lori, Mannert, Pallhausen, Stumpf, Westenrieder, Zirngibl, Zschokke u. a. m. die bairische Geschichte ganz oder nach einzelnen Zeitabschnitten behandelten, haben auch die meisten einzelnen Provinzen und Hauptbestandtheile der Monarchie, und fast alle ihrer bedeutenden Städte ihre Geschichtschreiber gefunden, wenn auch nicht jede, wie Regensburg einen Gemeiner aufzuweisen hat. Aber wie sehr ist dadurch die Domaine der Landes-Geschichte erweitert und cultivirt worden; welche Marken sind damit in das feindliche Land der Unwissenheit und Ungewißheit hinein erobert worden!

Irrig ist auch die Meinung, daß durch irgend ein anerkanntes Hauptwerk die Geschichte eines Landes abgeschlossen werden könnte. Täglich kommen noch neue Materialien, Hülfsmittel, Specialuntersuchungen, Ansichten und Meinungen hinzu, deren Benutzung, Sichtung, Verarbeitung unerläßlich ist; und wie die historische Kunst selbst fortschreiten kann und muß, erweitert sich auch chronologisch genommen das Gebiet der Geschichte täglich und jährlich. Wer uns also einwenden wollte, daß es eines neuen Werkes wie des anzuzeigenden nach Zschokkes allbekanntem Werke nicht bedürfe, oder wohl gar, daß es eine Iliade nach dem Homer schreiben hieße, den bedienen wir auf seine unhistorische Einwendung mit der Bemerkung, daß er höchstens nur erst ein Rekrut bey Clios Fahne sepn könne, und das zwar ein fauler, der ein neues Manöuvre nicht einlernen will, weil er an dem alten Schlendrian eben schon sich angestrengt hat. Nebendey kommt noch in Betracht, daß Zschokkes Werk vorzüglich in den frühern Theilen mancher Verbesserungen nach Form und Inhalt fähig ist, wie diese besonders K. H. v. Lang durch ein eignes Schriftchen *) in den zwey ersten Büchern nachgewiesen; jedoch darüber

*) K. H. v. Lang Bemerkungen zu H. Zschokkes bairischen Geschichte 1stem und 2tem Buch. München 1813. 4.

Digitized by Google

noch in seiner neuesten Schrift *) sein früheres Urtheil dahin ergänzt hat; „daß, ob er wohl den ersten Band für „ein schwächliches Kind gehalten, ihm dennoch der zweyte „Band ein Junge geschienen, der sich noch erkräftigen könn„te, und daß er nun in dem dritten und vierten Bande „einen trefflichen Jüngling vor sich sehe, dem er in Absicht „der neuern Geschichte von Baiern, so weit nicht von ei„ner einzelnen, sondern von einer zusammenhängenden „ganzen Behandlung die Rede ist, keinen vorzuziehn wüß„te.“ Ein solches Urtheil von einem genauen Kenner und scharfen Forscher der bairischen Geschichte, dem die meisten Urkunden des Reichs durch die Hand gehen mußten, um jetzt in vier Quartbänden Regesta Bavarica in kritischen Auszügen (in drey nebeneinander fortlaufenden Rubriken, bairische, fränkische und schwäbische Urkk.) auf Kosten des Staats erscheinen zu können, mag wohl sein Gewicht haben.

Doch nun zu unserm Buchner zurück. Ref. gesteht, daß er unaufgefordert noch kein Urtheil über dieß Buch abgegeben haben würde, theils weil ein Schluß vom Einzelnen aufs Ganze (dessen kleinster Theil nur erst vorliegt) immer mißlich ist, theils weil Ref. wenn er den Recensenten machen wollte, deswegen einen höchst ungleichen Kampf bestehen würde, indem der Gegner nur seine halbe Stärke zeigt, und die andere Hälfte im Rück- und Hinterhalt behalten hat. Wer weiß also, (und es ist alles dafür zu wetten) ob nicht auf den scheinbar schwächsten Punkten der ostensiblen Fronte gerade der stärkste Nachdruck in der Reserve bestedt, und der nur auf einen offenen und ehrlichen Streit gefaßte Criticus überflügelt und dadurch überwältigt würde. Die Sache liegt nämlich so, Hr. Buchner läßt sein Werk Buchweise erscheinen; das erste Buch enthält auf 302 S. gr. 8. die älteste Geschichte Baierns vom J. 600 vor Christi Geburt bis 788 nach Chr. G. — Das zweyte Buch (240 S.) enthält Baiern unter den Carolingern vom J. 788 — 911; (und nach diesem Maaßstabe möchte das Ganze, wenn der Plan nicht verändert wird, leicht auf 10 — 12 Bücher oder 6 — 8 Bände anwachsen). Nun hat Jedermann auf dem Titel gelesen: „aus den Quellen bearbeitet“ und fragt somit den Rec., wo sind die Quellen? In den Noten 1 — 490 zum ersten Buche, und 1 — 518 zum zweyten Buche. Wo sind aber diese Noten? unter dem Text, hinter dem Text? Weder vorn noch hinten, weder unten noch oben, sondern vorerst noch im Schreibepult des Verfassers, also in der Reserve. Daß sie vorhanden sind war Ref. überzeugt, auch ohne noch die Versicherung, am Schlusse des zweyten Buches, gelesen zu haben, daß der Verf. sie auf Verlangen produciren werde. Ueberall nun, wo Ref. als Rec. am liebsten angreifen möchte, steht nun so eine Notenzahl gleichsam als Schildwache da und ruft ihr Wer da? und Halt! und läßt merken, daß sie geladen habe. Was soll nun der arme Criticus, der dem Verf. auf den Hals gehetzt wird *), oder aus natürlichem Antrieb das gelehrte Wild aufspürt, machen? Etwa eine Faust in der Tasche? oder soll er auf seinem Posten an Etios Tempel respektvoll, und ohne nach der Losung zu fragen, das Gewehr präsentiren, wenn ein solcher novus intrat tua templa sacerdos.

Doch die Sache hat auch ihre sehr ernst-bedenkliche Seite. „Die Kosten, (sagt die Vorrede) welche auf Auffertigung des Anhanges (der auch die Noten enthalten soll) an Buchdrucker und Kupferstecher zu verwenden wären, darf ich noch nicht wagen, indem nicht einmal die Hälfte des Betrags durch die Subscription gedeckt ist, und ich den größten Theil meines Vermögens schon für Anschaffung der Quellen und Aufsuchung der im Lande zerstreuten Alterthümer geopfert habe. Sollte indeß der Verkauf des ersten Theils so viel eintragen, als zur Bestreitung der Kosten erforderlich ist, so wird auch der Anhang unverzüglich nachfolgen, und zwar ganz wie er im Manuscript vorliegt, mit den im Text angezeigten 490, die Beweisstellen enthaltenden Noten, mit den Abbildungen der im Umfang des Königreichs vorhandenen römischen Denkmaler, und mit zwey das römische und agilolfingische Baiern vorstellenden Landkarten“ (diese sind auch nebst einer Tabelle, die eine treffliche Uebersicht der Regenten jener Zeit, ihrer Familien, der geistlichen und weltlichen Territorien und ihrer Vorstande in 48 Spalten giebt, richtig beym zweyten Buche geliefert worden.) Was die Abbildungen der Alterthümer anlangt, so wäre Ref. fast der Meinung, sie ein für allemal wegzulassen, weil sie das Werk ungemein theuer machen müssen, oder wenn ja noch Kupfer seyn sollen, lieber dafür, was eine höchst dankenswerthe und das Werk noch weit lehrreicher machende Zugabe seyn würde, mehr ähnliche Karten von Baiern in seinen verschiedenen Hauptabschnitten z. B. vor und nach 1156, um 1180, (wobey den Hrn. v. Lang Karten zu seinen Abhandlungen über Baierns Länderbestand in den Denkschriften der Akademie benutz werden könnten) um 1255, dann die Landsberger Theilung von 1349, dann 1400 für die Pfalz (wenn nämlich, wie Ref. hofft, auf die Rhein-Pfalz mit Rücksicht genommen wird), dann 1777 oder 1779, 1803, 1805, 1809 ꝛc. 1814 oder besser 1816; was jedoch durch Bemerkung mehrerer Veränderungen auf Einer Karte sehr vereinfacht werden könnte. (Sollte dies aber durch verschiedenartige Punktirung der Gränzen geschehen, so wünschte sie Ref. deutlicher, als die der Gau- und Bisthümer Gränzen auf der zweyten Karte.) Allerdings ist es schlimm, daß sich

*) K. H. v. Lang Geschichte des bairischen Herzogs Ludwig des Bärtigen zu Ingolstadt. Nürnb. 1821. 8.

*) Gehetzt? Böse Metapher! Der Redakteur ist der Förster, die Recensenten sind die Schützen, und werden angestellt, nicht gehetzt. S. Lit. Bl. 1821. Nr. 41.

M.

Digitized by Google

noch so wenig Pränumeranten und Abnehmer gefunden haben, weil vielleicht eben noch sehr vielen Liebhabern der bairischen Geschichte das Zichokkische Werk, von dem jetzt eine verbesserte Auflage erscheint (nur daß ja der Verleger Wort hält, die bedeutenden Verbesserungen für die Besitzer der ersten Auflage besonders abdrucken zu lassen!) schwer im Beutel liegt. Allein dadurch lasse sich doch Hr. Buchner nicht abschrecken, und gebe vor allem seine Noten, und lasse damit seine Schildwachen abfeuern, und dann wo möglich nach einem etwas beschränktern zusammengedrängtern Plane die Fortsetzung, des Ref. nummus imus ex esse wenigstens für ein Exemplar soll ihm nicht entstehen; und so werden manche denken, wenn sie das Werk erst weiter fortgeschritten und eine Beendigung möglich sehen.

Wenn Ref. es bey der Darstellung der Geschichte eines Landes als Pflicht betrachtet, daß Volk und Staat gleichmäßig behandelt, daß das Wechselverhältniß beyder genau beobachtet und gezeichnet, und daß alle Entwicklungen, Fort- oder Rückschritte des erstern in Hinsicht seiner religiösen, intellektuellen, physischen, technischen Kultur u. s. w. unpartheyisch angegeben, daß mit einem Worte innere und äußere Geschichte gleich sehr berücksichtigt werden, damit jene unglückseligen publicistischen Methoden Geschichte zu schreiben, jene abgeliebten Staats- und Reichshistorien (sie spuken leider noch hin und wieder!) ganz verdrängt werden — so scheint der Vers. den meisten dieser Bedingungen redlich Genüge leisten zu wollen. Freylich ist der leidige und kritische Zeitpunkt der unseligen Theilungen und Bruderbefehdungen in bairischen Landen von dem Vers. noch lange nicht erreicht, (wo es bey manchen Historikern Baierns von Geburts- Trauungs- und Todesjahren wie auf einem Kirchhof von Leichensteln-Inschriften wimmelt, und das Volk gar nicht da zu seyn scheint.) Doch wir trauen ihm zu, daß er diese Klippe glücklich umschiffen wird.

Aber der Vers. hat auf einer andern Seite seinem gewählten Titel nicht entsprochen. Er verspricht eine Geschichte von Baiern und legt es darauf an eine Geschichte der Baiern zu schreiben; und das, dünkt uns, ist ein gewaltiger Unterschied. Zugegeben, daß die Boyer die wahren nicht blos Land-, sondern auch Nationalvorfahren der heutigen Baiern gewesen sind, wozu die weitläuftige Schilderung der Thaten Gallischer Völker in Italien von 690 vor Chr. an, „bey denen Boyer gewesen seyn können," in Italien, Griechenland und Klein-Asien, und Gallien die weitläuftigen Erörterungen über Ostgothen, Longobarden und Franken, deren ganze Geschichte fast eingewebt ist, während, was wichtiger und ortgemäßer gewesen wäre, die Frage ob die Ambronen, wie von den meisten geschieht, an die Amber im heutigen Baiern gesetzt werden können, ganz übergangen wird.

Indeß es geschieht, wie es scheint zur Verherrlichung des bairischen Namen und die Geschichten der Kama und Chiomara lesen sich ganz gut, und könnten manchen Tragiker mit Stoff versorgen. Ja der Vers. hat es gar keinen Hehl, daß es ihm um den Ruhm der Nation zu thun gewesen sey, und ruft S. 22 in freudigem Hochgefühl aus: Welche ein Ruhm für die Baiern, von einem Volke abzustammen, welches, obgleich nur eine Handvoll Menschen (mißt man die Völker wie Erbsen mit den Händen und ein Volk eine Handvoll? schon ein Volk Rebhüner macht ja mehr aus!) *) doch wagt, der großen Völkerzwingerin Roma die Spitze zu bieten, und die unüberwindlichen Legionen zu besiegen. (Als Gegenstück dazu lese man in Feßmaiers Geschichte von Baiern folgende Stelle S. 54: „Was liegt uns aber an den Bojern, es ist völlig unerweisbar, daß die Baiern von ihnen abstammen. Welche Ehre wäre es aber auch, abzustammen von Männern, die ihre Riesenarme vermietheten, gegen die freyen Deutschen zu kämpfen, als Sklaven des Despoten des Erdballs?") „Nach unserer Meinung knüpft sich die Geschichte eines Landes an das Land, also von Baiern an Baiern; hic Rhodus, hic salta! Ueberdem ist es mit dem Patriotismus in der Historiographie eine mißliche Sache, und dieser Dämon (darum noch kein Kakodämon!) hat besonders in dieser Geschichte schon herzlich viel Unfug angerichtet. Bald sollen die Boyer lieber gleich deutschen Stammes, bald zwar Balten aber gar nicht Vorfahren der heutigen Bewohner Baierns seyn. Bald waren sie den Ostgothen und den Alemannen unterworfen, bald nicht; bald hatten sie von den Franken unabhängige, bald lehns-, und zinsabhängige Fürsten, wenn man sie auch eben jetzt nicht mehr mit dem ehrlichen Abensberger Johann Thurmaier von Boyus, diesen von Alemannus Herenius und so durch 10 Generationen hinauf von Noah, der Thuiscon zeugte, ableiten will. Auch hat es jener Patriotismus nicht vertragen wollen, daß das älteste bairische Gesetzbuch schon so früh von den Franken dictirt worden sey, während man sich hätte freuen sollen, schon so früh ein „lovales" Volk zu seyn. So giebt es noch in der Urgeschichte der Baiern eine Anzahl Differentialpunkte, an denen man bald wie an Probirsteinen in dem Historiker seinen Mann erkennen kann.

Nach dem Verf. waren die Boyer keltischen Stammes, wanderten theils aus Italien, theils aus Böheim (Bojenheim) in das Land zwischen den Alpen und der Donau (welche celtisch: tiefer Strom bedeuten soll, und die menschenleere Wüste zwischen Bannonien und dem Bodensee [de sorte Bojorum] im Norden begränzte) ihre nachherige Sitze ein, und verlieren ihren Namen nebst 46 andern Völkerschaften unter den Gesammtnamen der Noriker und Rhätier. Aber

*) Nulla enim umquam tam exigua manus tantas oper prostravit. Vid. Corn. Nep. Milt. I. 6.

M.

Digitized by Google

400 J. lang giebt es keine Nationalgeschichte dieser Völker, nur der Römer Werke und Thaten daselbst machen das Land bekannt und berühmt. Was der Verf. über dieser Anlagen und besonders über die Heerstraßen und Vertheidigungslinien (den Pfalgraben oder die Teufelsmauer) sagt, gehört zu dem Gründlichsten, was Ref. darüber gelesen hat; da der Verf. hier als Augenzeuge und persönlicher Untersucher spricht. Doch war dies schon aus einer frühern Schrift Buchners: Reise auf der Teufelsmauer, Bruchstücke aus der Bairischen Geschichte Regensb. 1818 und 1821 8. 2 Hefte, die wir damit verglichen haben, bekannt; nur die Bemerkung, daß die römischen Heerstraßen so breit wie unsere Kunststraßen gewesen, war uns neu, indem wenigstens die ältern italienischen nicht allein schnurgerade, allen Hindernissen trotzend (ein Bild von Roms Vergrößerungspolitik) sondern auch ziemlich schmal waren, indem damals die Römer noch weniger Reiterey und Fuhrwerk hatten. Nur die Thürme Zahl auf der Teufelsmauer von mehr als 200 Meilen Länge (?) ist in den frühern Werke auf 150 und jezt auf 200 angegeben. (Vielleicht sind in den lezten 3 Jahren noch 50 dazu gewachsen.) Unter römischem Joche blieben die Bojer 400 Jahre; sie giengen aber nicht unter, sondern erhielten sich, und konnten im fünften Jahrhundert zur Selbstständigkeit des Namens und des Landes gelangen, nur daß sie dann bey Priscus und Jordanes unter dem Namen der Bajobares vorkommen, welche völlig identisch mit Bojoarier und Bojer sind. (Bekanntlich ist dies ein Hauptstreitpunkt der Geschichtschreiber; und wenn unser Verf. dabey blos dem alten Aventin folge sollte, so hat er sich gegen Zschokke I. 38 und Mannert (die älteste Geschichte Bajoariens, Nürnb. 1807. 8. S. 105) zu vertheidigen, von denen der lezrere geradezu sagt: „Aber „schwerer finden spätere Schriftsteller Verzeihung, welche „bis auf unsere Tage, mit völliger Beseitigung der sich „aufdrängenden Schwierigkeiten, der Stimme des alten „Aventins blindlings folgen. Der Annahme steht nicht „blos die Wahrscheinlichkeit, sondern auch die Möglichkeit „entgegen u. s. w.“) Dagegen ist Mannert und Zschokke der Meinung, daß die Bajoarier aus den Resten der Scyren, Rugier, Turcilinger und Heruler hervorgegangen sind, und hierauf den Namen Bajoarier angenommen haben.

Nach der Völkerwanderung und Roms Fall kamen die Bojer unter der Ostgothen Herrschaft, (während sie Mannert S. 116. als ein völlig freyes Volk unter eigenen Königen unabhängig von den Ostgothen annimmt, und Gemeiner Geschichte der altbairischen Länder Regensb. 1807. 4. S. 5. freylich auf den Eingang der bairischen Gesetze sich stützend, nur die Gothen Herrschaft über Baiern bis Theodorichs Tod 526 und dann sogleich der Franken Herrschaft anführt.) Der Verf. nimmt an, die Franken wären mit den Bojern oder Bajoariern in heimliche Unterhandlung getreten, und hätten ihren Abfall von den bisherigen Herrschern den Gothen begünstigt, und darum dem bairischen Dux Garibald geschmeichelt, und ihm eine königliche fränkische Gemahlin gegeben. Genug ihm ist Garibald König v. Baiern, aber nicht von den Franken eingesezt, und damit muß das bairische Gesezbuch (Theodericus, rex Francorum (†534) ipso autem dictante jussit conscribere legem Francorum Alamannorum et Bajoariorum et unicuique genti, quae in ejus potestate erat) weit spätern Ursprungs seyn, wie auch schon Mederer und Wiarda angenommen haben. Herr Buchner bleibt uns darüber seinen Beweis schuldig.

Sehr verdienstliche Abschnitte in dem Werke unsers Verf. sind die über die innere Geschichte des Volks, nur daß freylich für ältere Zeit die Quellen ziemlich trübe und dürftig fließen. Sehr gegründet scheint die Bemerkung, daß die sechs edeln Geschlechter der Baiern ihre Vorzüge von sehr alter Zeit her hatten, und vielleicht Regentenfamilien verschiedener Stämme gewesen waren, wie auch Mannert a. a. O. S. 121 meint, aber auf den Beweis, daß die bairischen blau und weißen Wecken im Wappen weist und schon eine Auszeichnung der Bojischen Krieger unter den Merowingern gewesen sey, sind wir begierig. In der dritten Abthl. des 1. Buchs S. 147 sieht nun der Verf. aus allen Kräften Baierns und seiner agilolfingischen Regenten völlige Unabhängigkeit von den Franken durch, und die beyden Hauptbeweise dagegen, die Bestellung des Herzogthums durch die Franken, und die Gesetzgebung werden patriotisch genug torquirt, bis sie Beweise dafür werden. Daher müssen wir annehmen, daß der Verf., der sein Mss. der Akademie der WBW. in München vorlegte, und von ihr mit großem Lobe zurückerhielt, (s. Vorrede) dort wohl auch die Noten und Beweise für seine Behauptungen eingereicht haben wird. Das, was den andern für völlige Unterwerfung Baierns unter das Frankenreich gehalten wird, erklärt der Verf. blos für einen Staatsvertrag, und räumt erst 749 völlige Frankenherrschaft über Baiern ein, die aber nur kurz vorübergehend war. Auch Tassilos letzte Schicksale werden einseitig erzählt; man sieht ja aus den Quellen, den Annal. Nazar., welche hier authentisch sind, da L. in diesem Kloster schmachtete, wie gezwungen er alles thun mußte. Die Hauptgegenstände mußten natürlich nun für den Verf. die erste schriftliche Legislatur und die Ausbreitung des Christenthums seyn, und wobey nicht zu übersehen ist, daß durch die römischen Bischöfe die Freyheit der Kirche statt des sonst einreissenden Sektengeistes gerettet wurde.

Das zweyte Hauptstück jedes Buches wird der Beschaffenheit des Landes und Volkes gewidmet; und hier hat der Verf. sehr fleißig gesammelt und zusammengetragen. Bemerkung verdient die Ansicht I. 257, daß die Einwohner des Landes wohl nicht alle von einerley Abkunft waren; doch machten die Abkömmlinge der alten Bojer die Mehrzahl aus; zu ihnen kamen zeitig einige Stämme der Sueven z. B. die Burier (Erbauer der auf Beuren endenden Worte) und von den Ostgothen vertriebenen Alanen, daraus scheinen die Bajobari, oder nach der vermuthlich richtigern Lesart Bajoburi, hervorgegangen zu seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 36.

Literatur-Blatt.

Freitag den 3. Mai 1822.

Historiographie.

Geschichte von Baiern aus den Quellen gearbeitet von Andreas Buchner (Prof. d. Gesch. am k. b. Lyceum zu Regensburg). Regensburg 1820, 21. Mit 2 Charten und 1 Tabelle. 8.

(Beschluß.)

Das zweyte Buch behandelt die Geschichte Baierns unter den Carolingern 788—911. Statthalter, missi regii, Markgrafen und Grafen unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, deren Geschichte überflüssig weitläuftig mit hereingezogen wird. Noch wird in einer langen Note 124 eine neue Ableitung die Abstammung des Pfalz- und Markgraf Luitbold, Stammvater der Scheyern und Wittelsbacher untersucht, und gegen die gewöhnliche Meinung (vom Herzog Ernst) vom Graf Engildeo versucht. Das ganze Buch ruht schon auf mehr historischem Grund und Boden, und in dem Culturabschnitt von S. 161 an sind eine Menge Angaben enthalten, welche für die spätere innere Organisation Baierns die historische Grundlage bilden, z. B. S. 184 die Entstehung der Hofmarks- und Dorfgerichte. Die Bemerkung, daß unter den Carolingern die Hälfte Baierns den Geistlichen theils eigenthümlich angehörend, theils dienstbar war, bestätigt sich S. 211 durch Beyspiele von dem ungeheuern Traditionsumfang, indem z. B. Freysingen unter Karl dem Großen nur 98 und 123 J. später schon 690 Schenkungen hatte. Lagen auch die Güter im ganzen Lande zerstreut, so wußten sich doch die Bischöfe durch vortheilhafte Täusche bestens zu arrondiren.

Ehe wir unsere Anzeige schließen, müssen wir noch einige Behauptungen des Verf. herausheben, an welchen unser historischer Glauben scheitert, wenn sie nicht etwa gründlich in den Noten belegt worden sind. I. Buch. Ist Marc-Aurel wirklich zu Windobona gestorben? Sind die gothischen Thoringer wirklich die Thüringer? (Wir hätten die Hermunduren für ihre Vorfahren gehalten). Sind die Longobarden (die doch wohl ihren Namen von der langen Börde im Lüneburgischen haben) wirklich celtischer Abkunft, weil sie mit den Bojoariern ohne Dolmetscher redeten? Konnte 533 zwischen den Franken und Thüringern noch ein Krieg ausbrechen, da den gründlichsten Untersuchungen zufolge um diese Zeit nicht allein das Reich Thüringens schon zerstört, sondern auch König Hermanfried schon ermordet war? Warum wird unter K. Dagobert die Ermordung von vielleicht 30,000 Bulgaren durch die Bayern („Dagobertus Bajoarios jubet, ut Bulgaros illos cum uxoribus et liberis interficerent“ Predeger chron. c. 72) verschwiegen, die einen Beweis von Baierns Abhängigkeit von den Franken geben würde? Wie mag der Verf. S. 229 von Gedenmünsen der christlichen Religion sprechen?[b]) Wo bleibt (S. 277) bey den Gerichten der charakteristische Umstand, daß jeder nur von Seines Gleichen gerichtet werden konnte, und die Existenz der Urtheilfinder oder Schöffen? — II. Wie kommen S. 38 Obotriten nach Dacien? Kann man zu einem Reiche, welches S. 59 zwischen Olmütz, Basel, Hamburg und Trient verzeichnet wird, noch Unterungarn und Croatien hinzurechnen? Warum erhält noch immer K. Heinrich I. den abgeschmackten Beynamen: der Finkler? Woher weiß der Verf. daß Karl d. Gr. 80 Mill. Unterthanen gehabt, und seine Fahnen an den Ufern der Weichsel und Oder habe wehen lassen? Wie kann endlich der Vf. 2—300 Meilen an die hunnische, böhmische und dänische Gränze rechnen? Doch genug davon. —

Endlich muß Ref. außer einer redlichen Anzahl unangezeigter Druckfehler noch eine Anzahl Schreibfehler bemerken, die das an sich lobenswerthe Werk verunstalten. Wer sagt wie S. 191: „mit Fäusten, mit Säbeln (?), mit Schildern, mit ganzem Körpers massen ward gekämpft?“ Schreibart wie Abtretten, vortrestich, Völkerstromme, abtrünig, Trümer, colosal, sämmentlich, erweißlicher Massen, Heerscher, andauernsten, Vormunder, Eheen, hat etwas zu wenig oder zu viel und wird kaum zu rechtfertigen seyn. Ferner schreibt der Verf. Bythynien, Dyndymische Göttin, Thrann, Dionisius, Panonien, Markomanen, Palmira, blinder Römer Haß (ohne gewöhnlich). Auch Sprach-

b) Warum nicht? Das Wort bezeichnet ja wohl auch das Unerforschliche, diese Eigenschaft legen wir Gott selbst bey. M.

Digitized by Google

formen, wie: „beptraten die Brüder“; „anerkannte ihn“; „aus seiner Gemahlin geborne“; „Reichnisse des Unterthanen“; „während dem Zeitraum, oder Kampfe“; „wegen dem Volke“; „vermöge welchem Gesetze“; „ein Commentar in die drey Bücher Salomons“; „innerhalb die Linie stehn I. 82“; und eine Menge undeutsche Wörter: ein parates Mittel II. 178; genireu I. 54; vigiliren 131; exittren 129; marschiren 217; K. hielt es für convenient 238, vigilant 131, speculiren; er allirte sich S. 133, möchten selbst einem, der mehr als bloßer Mikrolog in seinen Urtheilen ist, auffallen. —

Ref. möchte damit dem Hrn. Verf. lieber einen Beweis seiner Aufmerksamkeit auf dieß Buch, welches bey manchen Schwächen (und welches hätte deren nicht?) wirklich empfohlen zu werden verdient, als Anlaß zu Mißvergnügen gegeben haben c), und freut sich Voraus auf die Fortsetzung. —

c) Ey was! Fiat justitia et pereat mundus.
M.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Tagebuch. Vom Verfasser der Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig b. Gottfr. Basse. 1822. 198 S. 8.

Eine Folge-Schrift der in Nr. 7. angezeigten antigöthischen Wanderjahre, welche keinen Zweifel mehr läßt über die (dort vermutheten) Absichten des ungenannten Vs. Es gilt, Göthe's Kunst vor ein Sittengericht zu ziehen, und sie in einen Proceß zu verwickeln, ähnlich demjenigen, welchen Aristofanes in den Fröschen, V. 1005 — 1097 der Poesie des Euripides an den Hals geworfen hat. Kennen unsere Leserinnen diesen Rechtshandel? Er geht in der Unterwelt vor, zwischen Euripides und Aeschylos, die um den poetischen Ehrenthron an Pluton's Seite rechten.

Aeschylos.

Du, sieh mir Bescheid, weshalb doch wohl ist ein dichtender Mann zu bewundern?

Euripides.

Der Geschicklichkeit halb, und der sittlichen Zucht, und weil wir bessere Bildung

Darbieten dem Volk in den Städten umher.

Aeschylos.

Wenn nun nicht solche du darbotst.

Nein, Brave vielmehr von edlem Sinn zu durchaus Armseligen umschuft;

Was bekennest du dich werth zu erdulden dafür?

So beginnt Aeschylos zu plaidiren. Er rückt dem Gegner unter anderen auch die mannsüchtige Fädra vor.

Euripides.

Hab' etwa denn nicht nach wirklicher Sag' ich das von der Fädra gedichtet?

Aeschylos.

Nach wirklicher, wohl; doch bergen ja muß Bösartiges, wer ein Poet ist,

Und nicht vorziehn, noch zeigen dem Volk. Denn sieh, um mündige Knäblein

Zu verständigen, sind Lehrmeister bestellt; den Erwachsenen aber die Dichter.

Ja durchaus liegt nutzbares Reden uns ob.

Euripides fragt im Fortgange des Streites, was er denn geschadet habe.

„Du hast (antwortet Aeschylos)

— — Redefluth und nichtigen Schwall sie gelehret,

Der leer ringsum die Palästren gemacht, und kläglich zerscheurt die Gefäße

An Jünglingen so redseliges Mauls, ja selbst die Matrosen verführt hat,

Daß entgegen man spricht dem Oberbefehl. Nein, das ich lobete, wahrlich,

Da konnten sie nichts als: Zwieback! schreyn, und laut ausrufen ihr Hurrah.“

Darin giebt Dionysos, der in diesem Processe den Instruenten macht, dem Aeschylos Recht:

„Nun schwatzt man darein, und rudert nicht mehr,

„Bald schifft man hinauf, bald wieder hinab.“

Aeschylos.

Welch Unheil denn nicht stiftete der?

Hat Kuppelnde nicht auf der Bühn' er gezeigt —

— — — — — — —

Und daher nun ward unsere Stadt

Voll von des Gerichts schreibfertigem Schwarm,

Und schamlos jurenden (?) *) Volksäfflein u. s. w.

Wenn man alles zusammenfaßt, was der ungenannte Parodist gegen Göthe's Dichtungen zu Markte bringt; so läuft es ungefähr auf die nämliche Moralästhetik hinaus; und aus den Fröschen also können des berühmten Dichters Verehrer (selbst Frösche meistentheils, die sich für Sänger, und ihr ewiges Brekekekex koax koax für göthische Poesie halten) mit Beruhigung ersehen, daß die Waffen, womit jetzt ihr Meister bekämpft wird, eben so wenig neu, als für den Dichterruhm gefährlich sind; sobald sie nur erwägen wollen, daß diese Waffen, selbst in den Händen eines Aristofanes, die Unsterblichkeit des Euripides nicht haben umbringen können; um wie viel weniger mithin wer-

*) Nach Weicker: schranzenmäßigen Volksäfflein. Obige Stellen sind aus der neuesten, Voss'schen Uebersetzung.
D. Rec.

Digitized by Google

den sie, in den Händen eines trockenen Moralpoetikers, gegen den ruhmgekrönten Meister vom Stuhle vermögen! Zwar sollte man glauben, daß Schiller in seinen ästhetischen Abhandlungen die Markscheidung zwischen Moral und Kunst für immer festgestellt, und diejenigen Rigoristen, welche die natürliche Freyheit des Genius in die Schranken gewöhnlicher, pädagogischer Nützlichkeit bannen wollten, gänzlich zum Schweigen gebracht haben müßte. Aber daran ist, wenn man die Welt kennt, niemals zu denken; auch der Freystaat der schönen Künste wird ewig seine Loyalen und seine Servilen, seine Betschwestern und seine Mißionärs haben.

Mit den letztgenannten hat unser Pseudo-Meister eine gewisse Aehnlichkeit. Das Völkleins der Dichter von seinem Geschmack an der Freyheit zu belehren, ist unverkennbar sein Zweck; aber in der Wahl der Mittel ist er weit klüger, als die Mißionärs in der Kutte zu seyn pflegen. Sorgfältig vermeidet er das Ansehen, als ob er die Poesie irgend einer Macht unterwerfen wollte, die höher wäre, als sie selbst. Er erhebt sie vielmehr zur höchsten, welche in dem irdischen Leben waltet, er stellt sie weit über alle Philosophie, (S. 24. 122. 148. u. a. O. m.) er macht sie zur Gottheit der intellectuellen Welt, und sucht sie durch den Stolz auf eine himmlische Glorie von dem Drange nach dem Genuß irdischer Freyheit zu heilen. Nichtsdestoweniger merkt man bald, daß er die Heidin, Poesie, von dem Throne ihrer Universalmonarchie herabziehen, und die fünf weltlichen Dichtermusen, Melpomene, Thalia, Kalliope, Erato und Polyhymnia, als Leibeigene für den Dienst des Christlich-Heiligen vindiciren will.

Nun, wir haben eben nichts gegen diesen frommen Eifer (zèle, nicht fanatisme), als daß er, wenn nicht blind ist, doch auf Einem Auge nicht gut in die Ferne sieht. Es ist historisch gewiß, daß die Poesie älter ist, als die christliche Religion; man müßte denn die Geschichte poetisch widerlegen wollen, z. B. mit der poetischen Hypothese des Calderon in der Morgenröthe von Copacavana, daß das Heidenthum nur die Raupenhülle des Christenthums sey. Ist sie nun aber älter, als das Christenthum, so folgt, daß sie nicht als Leibeigene des letztgenannten geboren seyn kann, und nur die geborenen Leibeigenen thun gut, wie man zu sagen pflegt. Die freygeborne Muse, wie gute Dienste sie auch in vielen Fällen der Religion leisten mag, würde doch derselben bald gefährlich werden, wenn sie mit ihrem unbezwinglichen Erschaffungs- und Bildungstriebe von der sogenannten höheren Kritik ausschließlich in diesen Kreis gebannt würde. Statt das Christentdum in seiner reinen Geistligkeit zu verherrlichen, würde sie es leicht umschaffen, und den Glauben des Herzens an das Unbegreifliche und Unanschaubare in eine Religion der Phantasie verwandeln, wo die Gestalt der Idee, der Ton dem Gefühle sich unterschiedt, und die einfache, überſinnliche Welt in dem fünffeitigen Prisma der sinnlichen Natur in eine Mannigfaltigkeit von farbenspielenden Bildern sich zerspaltet. Wem es gegeben ist, der Lesung von Schillers Göttern Griechenlands in die Seele des unsterblichen Dichters zu blicken, der wird uns verstehen; und wer Gelegenheit gehabt hat, die Wirkungen zu beobachten, welche Klopstocks Messias hervorzubringen pflegt, der wird uns Recht geben. Wie dort das Bedürfniß der sinnlichen Natur eine ausgestorbene Phantasiereligion zurückforderte, so schuf es hier eine neue; und wir müßten uns sehr irren, wenn die Messiade, die so viele Kunstsinnige für den Mythos der Erlösung begeisterte, einen einzigen wahrhaft gläubigen Christen (im Sinne der heil. Schrift) erzogen hätte. Die Poesie ist eine geborne Lügnerin, und selbst der Glaube, den sie fordert und hervorbringt, ist eine Lüge, ein innerer optischer Betrug, eine Verwechselung des Reiches der Möglichkeit mit dem der Wahrheit, der moralischen Nothwendigkeit mit der Consequenz einer schönsprechischen Willkühr. Es ist ein ganz anderer Glaube, den die Religion (ein wohlthätig verhüllter Spiegel der blendenden Sonne der Wahrheit) von dem Christen fordert und ihm einflößt.

Die oben erwähnte Klugheit in der Wahl des Hauptmittels, welche unserem Mißionär auszeichnet, bewährt sich auch in der Wahl der Art und Weise, wie es der Arzt dem kranken Publikum einzugeben sucht. Göthe's Celebrität ist gleichsam der Löffel, dessen er sich dazu bedient, und Wilhelm Meister die entlehnte Etikette seiner Phiole. In dem vortrefflichen Tagebuche ist von Göthe sehr selten die Rede. Meisters Wanderjahre werden sehr kurz (in der Einleitung S. 17) recensirt, nicht ohne Humor, und mit sarkastischem Witz. Von der Gesammtheit der Göthe'schen Schriften aber wird nur S. 146 in dem Gleichniße gesprochen, welches Friedrich der III. von der österreichischen Monarchie gebrauchte: A, E, J, O, U, i. e. Allerley Erdreich ist Oesterreichs Unglück.

Im übrigen ist es bemerkenswerth und fruchtbar an mancherley Folgerungen, daß eben wieder Wilhelm Meister die Seite ist, auf welcher die Festung von Göthes Ruhm' angegriffen wird. Als die bekannten Xenien die literarische Republik in Gährung gesetzt hatten, erschien de dato Pesth, eine Flugschrift: Leben, Thaten, Meinungen, Schicksale und letztes Ende der Xenien im Jahre 1797, worinnen sich eine Menge ungesalzener Epigramme auf diesen Roman, dessen Personagen und ihren Urheber findet, z. B. S. 27:

Sage uns, hast du denn wirklich das Ende vom Meister geschrieben?

Wahrlich, wir glauben es nicht, steht gleich dem G — — davor.

Ja es ist S. 89 sogar eines zu lesen, welches man für das Ey halten könnte, aus welchem die Quedlinburgi-

Digitized by Google

schen Wanderjahre sammt dem Tagebuche gekrochen, indem es den leitenden Hauptgedanken beyder Schriften gleichsam in nuce enthält:

Was Natalie wohl aus Meister noch endlich gebildet,
Da der Dichter aus ihm gar nichts zu machen verstand!

Es giebt mehr als eine Stelle in beyden Büchern, welche die Vermuthung anregen möchte, daß der ungenannte Verf. ein alter Widersacher Göthe's ist, welcher die abgeprallten Kugeln wieder aufgelesen, sein Geschütz von neuem damit geladen, und (wir müssen es gestehen) diesmal besser gerichtet hat. Es ist nicht unmöglich, daß er die Bastion der Wanderjahre wirklich bezwinge, da sie unstreitig verschiedene Winkel hat. Auf jeden Fall gebührt ihm der Ruhm eines geschickteren Belagerers, als derjenige war, welcher einst mit der Hanswurstpeitsche in der Hand auf die Bastion Berlichingen Sturm lief, und durch den „Hanswurst mit dem hölzernen ....." der Aristofanes dieses Euripides werden wollte. Unser verlarvter Held ist allem Ansehen nach vom corps du genie, wenn auch eben kein Dichtergenie. Das erhellet schon daraus, daß er die Festung auf der Romanseite (fast immer die schwächste am Fort der modernen Dichterberühmtheit) angreift, nicht, wie der heilige Clodius in seinem Buche von Gott in der Natur ꝛc., auf der Tragödienseite (Faust), wo der Teufel selbst für den Belagerten streitet.

Hummel.

— „In meinem neu angeschafften Conversations-Lexikon, fünfte Auflage, ist im neunten Bande eine Lücke, „die Seitenzahl springt von 576 gleich auf 579 und die „Wörterordnung von Strontianerde auf Strophe." (Ein bloßer Druckfehler in den Seitenzahlen, der im Anfange des folgenden, 38sten Bogens sich dadurch compensirt, daß 593 und 595 zweymal vorkommen.) „Noch „toller ist's im vierten Bande. Nach S. 545 auf der „linken Seite des Blattes, folgt die Seitenzahl 550, „und aller Zusammenhang des Sinnes fehlt. Eben so „kommt nach S. 551, dito auf der linken Blattseite, „die Seitenzahl 548, und dann wieder nach S. 549, dito „auf der linken, die Zahl 546, und eben so nach S. 547 „die Seitenzahl 552. Hier kann kein Buchbinderfehler seyn, und Sie würden, da dies Buch seines unverdienten Rufes halber von so manchem Unbemittelten „mit Anstrengung angeschafft wird, sich ein Verdienst erwerben, wenn Sie das Ungebührniß rügten, daß die „bausbäckigste deutsche Buchhandlung, das Haus par „excellence, von welchem ich mein Buch unmittelbar bezogen habe, sich nicht scheut, defekte Exemplare „zu verkaufen." (In meinem Exemplare, freylich einem Freyexemplare auf Schreibpapier, findet sich von dieser Verwirrung keine Spur, wohl aber in einem andern auf Druckpapier, welches ich nachgesehen habe. Es ist aber kein eigentlicher Defekt, nicht einmal eine sogenannte Hummel — bourdon, faute d'imprimerie que commet un Compositeur lorsqu'il omet un ou plusieurs mots —; der Setzer hat blos die Columnen des 35stens Bogens dergestalt versezt, daß die Seitenzahlen nicht in ihrer Reihenfolge gebunden werden können. Man hat wahrscheinlich diesen Grobfehler erst während des Abdrucks bemerkt, und für die späteren Abdrücke verbessert. Freylich hätten die verdruckten Bogen sofort in die Maculatur geworfen werden sollen; aber es waren ihrer vermuthlich nicht viel, und minima non curat praetor.)

M.

Antikritisches Donnerwetter.

Der Hamburgische Briefsteller des Morgenblattes hat in Nro. 50 über ein am 26. Jan. statt gefundenes Schneegewitter Bericht erstattet, und hinzugesezt: Mir fiel der Anfang von Müllners König Yngurd ein, wo eine ähnliche, ja ganz gleiche, Naturscene beschrieben wird, die mir bis dahin immer unnatürlich und unglaublich vorkam. Darüber schreibt mir ein spashafter Freund: „Sie müssen gestehen, daß dieser Correspondent, „welcher bisweilen auch über das Theater berichtet, wenn „schon kein starker Meteorolog, doch ein redlicher Theaterrecensent ist, welcher öffentlich seinen kritischen Zweifel „aufgiebt, nachdem ein antikritisches Donnerwetter denselben niedergeschlagen hat. Wenn doch die Natur auf „ähnliche Weise Oehlenschlägers trefflichem Hirtenknaben „zu Hülfe kommen wollte, welcher blos darum auf der „deutschen Bühne durchfällt, weil es den Leuten unglaublich vorkommt, daß die Leiche eines Knaben siebenzig Jahre „lang frisch geblieben seyn soll durch die Kraft des Bergsalzes, in welchem sie gelegen hatte. Gleichwohl ist ein „ähnlicher Fall, nach Schubarts Erzählung in der Nachtseite der Naturwissenschaft, wirklich da gewesen."

Es ist auch da gewesen, daß die Sonne, der Mond, und die Venus zu gleicher Zeit sichtbar am Himmel gestanden (namentlich zu Ende des Decembers 1821 und des Januars 1822, wo die Erscheinung selbst von Leuten aus der Volksklasse bemerkt wurde, weil Venus eben ganz nahe an dem Mondhorne vorbey gieng); aber wenn ein Landschaftsmaler seinen Himmel auf diese Weise decorirt, so ist nichts gewisser, als daß von 100 Beschauern 99 ihn der Unnatur beschuldigen werden, und darunter vielleicht 98 Kunstrichter. Das ist nun einmal so, und wird dabey bleiben trotz aller antikritischen Donnerwetter, die man dagegen erheben möchte.

M.

Digitized by Google

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 7. Mai 1822.

Erbauungs-Literatur.

Gedanken einer frommen Gräfin. Vom Verfasser der (After-) Wanderjahre. Auch unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Zweyte Beylage. Quedlinburg und Leipzig b. Basse. 1822. 230 S. 8.

Kaum haben wir W. Meisters Tagebuch angezeigt, welches die erste Beylage zu den Wanderjahren ausmacht; so ist der rüstige Verfasser schon mit dieser zweyten da. Sie ist ein Gegenstück der „Bekenntnisse einer schönen Seele" im 6ten Buche des W. Meister, und abgesehen von der, hier ungemein leise auftretenden, polemischen Tendenz, ist das Seelengemälde sehr gelungen zu nennen. Die fromme Gräfin ist die Nichte der göthischen schönen Seele, dieselbe, welcher der vielliebende W. Meister durch eine unziemliche Umarmung ein diamantenes Kreuz gegen die Brust gedrückt, und dadurch unwillkührlich den Weg des Heils angedeutet hatte. Sie ist eine höchst liebenswürdige Liebhaberin Jesu geworden, von einer Reinheit, Klarheit, Innigkeit, Zufriedenheit und Demuth, welche selbst einen entschiedenen Freygeist rühren und ihn zu dem Geständnisse zwingen könnten, daß die Christusreligion wenigstens als eine Poesie des Herzens im Stand' ist, den Menschen sonder allen Mystizismus, sonder alle wollüstige Buhlerey mit dem Unsichtbaren, in einen Zustand von stiller Seeligkeit auf Erden zu versetzen. Wie aber die Schilderung ihrer Gemüthslage vor und nach dem Abendmahl hat etwas Hinreißendes, und durchdringt alle Fibern des Herzens mit der wohlthätigsten Wärme. Unsere Fromme scheint freylich ein wenig zu weit zu gehen im Begriffe der christlichen Entsagung, wenn sie S. 10. meint, daß man auch „in „Betreff des Verstandes allen Anspruches auf Wissen, Kennen, Urtheilen, Denken," sich entäußern müsse. Aber sie versteht unter dem Anspruche nicht den Besitz oder Gebrauch dieser Fähigkeiten, sondern den Stolz, das Vertrauen darauf. Sie selbst weiß gar Manches, wovon unsere überbildeten Frauen sich nichts träumen lassen; sie kennt die Welt und das menschliche Herz, sie denkt oft scharf, überall schön, und sie urtheilt meistentheils so specios, daß es unseren Lesern Vergnügen machen wird, wenn wir ihnen zur Probe Einiges aus ihren frommen Recensionen mittheilen.

S. 32. spricht sie von der Unchristlichkeit des Adels-Instituts, nämlich der Geburtsadeligkeit.

„Gerade wir Begünstigten sollten zuerst auf die Auf„hebung dieser Hindernisse unseres vollen Christensinnes „dringen; denn wir und die Unsrigen leiden am meisten „dadurch." (Was denn?)

„Den Dichter Fouqué halte ich gar nicht für dem Hei„lande abgeneigt, ich lese vielmehr seine Schriften gern, „und freue mich, daß wenigstens ein großer Schriftsteller „seine Werke so verfaßt hat, daß wir Frauen sie ohne Er„röthen lesen können; aber daß er nicht demüthiger gegen „seinen Erlöser ist, und etwas mit dessen Reiche Streiten„des (den Feudalgeist meint sie) so immer und immer „darstellt und preiset — gleich als ob die fleischliche Geburt „alles und die heilige Taufe nichts entschiede, und als ob „Gottes Gaben dem Körper nach forterbten, nicht aber „Gnadengeschenke für seine Kinder wären — das mißfällt „mir gänzlich." (Uns auch, und noch aus mehreren Gründen, aber — „er kann nicht anders, und Gott helfe ihm!" wie er selbst gebetet hat.)

Von Novali's Werken sagt sie S. 46: „Im Gan„zen haben sie mir nicht zugesagt. Das meiste war und „blieb mir unverständlich, und selbst das Verständliche er„schien mir wie eine Frucht, die nach voller Reife lieblich „geworden wäre, aber zu früh vom Baume fiel. Auch „seine Sehnsucht nach dem Glauben ist wohl nicht bis „zum ruhigen Frieden des Findens gekommen."

Das vollkommenste Buch nächst der heiligen Schrift ist ihr nach S. 106 das bekannte von Thomas a Kempis. „Wenn die Bibel der Ruf Gottes an uns ist, „so möchte ich sagen, dieses Buch sey die Antwort „darauf."

S. 113 bricht die fromme Kunstrichterin den Stab über Werther und den Baron Eduard in den Wahlverwandtschaften. „Ihr Mißverständniß des heiligsten Ge-

Digitized by Google

„fühle, der Liebe, ist so entsetzlich, daß es gewiß nur in „einem ganz gottverlassenen Herzen möglich ist. — Uebrigens „mag es sehr gut seyn, daß ein gewandter und bey so „vielen beliebten Dichter zwey so abschreckende Menschen „recht anschaulich geschildert hat. Wenn irgend eine Mut„ter nöthig fände, ihren in's Leben tretenden Sohn vor „den Gefahren der inneren Verderbniß zu warnen, so könnte „sie ihm nur diese zwey Beyspiele vorstellen.“ (Dazu möchten wir nicht rathen, wenn der Sohn nicht schon ein vollendeter Frommer ist; und ist er es, wozu die Warnung?)

S. 130 erklärt sie sich gegen die neuen Liturgien, Kleidungen der Geistlichen und dergl. Sie meint, damit sey die Sache (der Heilung der Kirche) am unrechten Ende angefaßt, und darin hat sie Recht, aber — ach! — man sieht bald, wo sie hinaus will: „Ich wüßte nicht, wie „man unruhig darüber werden könnte, wenn den Seelen„hirten der Stab in Hand gegeben würde, der ihnen ge„bührt, und den die andern Beamten, mindestens über „das arme Volk, gar nicht sanft zu gebrauchen wissen. „O, wie wenig sind wir Protestanten das geworden, „was wir werden wollten, die Nachfolger der Christen in „den ersten 400 Jahren!“

Wir haben schon oben, bey Gelegenheit des Werther und der Wahlverwandtschaften gesehen, daß unsere Fromme eine Ketzerin in aesthetisis ist. S. 207 zeigt sich dieß noch deutlicher. „Es ist doch wirklich zu bedauren, wenn große „Dichter, Männer, die mit dem Schönen so vertraut sind, „nichts als die Formen zu veredeln gelernt haben, und die „eigentliche, wesentliche Schönheit so empfindlich mißver„stehen. So scheint mir der Fall mit dem berühmten „Göthe zu seyn. (Uns nicht.) Daß er ein großer Dichter „geworden wäre, wenn sein eignes Herz sich nicht „unüberwindlich gezeigt hätte, gebe ich gerne zu; denn in „allen Stücken, welche nicht das Herz und seine heilige „Würde und Verklärung angehen, scheint er's wirklich ge„worden. Nun aber kommen mir seine Arbeiten und die „einzelnen Personen, die er darin schildert, wie Statuen „aus Gyps vor. Auf den ersten Blick sehen sie sich an, „wie himmlische Erscheinungen — und doch sind sie nichts „weiter, als Erde.“ Ist unsere erdichtete Fromme wohl etwas Besseres? Schaut nicht aus ihrer kritischen Unschuld die sündliche Neigung hervor, alle weltliche Dichtkunst zu verdammen, und mit dem Dichter darüber zu rechten, daß er nicht überall in seinen Personnagen ihr frommes Ebenbild abconterfeit hat?

Inzwischen ist ihr auch Tiedge's Urania nicht ganz echt (S. 224), und wenn sie (S. 225) Schillers Glocke lobt, als ein Bild des Lebens von der Geburt in's zeitliche Leben bis zur Geburt in's Höhere: Kindheit, Jugend, Familie, Schicksale und Tod; so meint sie doch, nun hätte erst als Schluß, das Schönste kommen sollen, nämlich die Auferstehung. Sie hat nicht bedacht, daß die Glocke dem Menschen nicht weiter läutet, als bis in das Grab. Zur Auferstehung wird die Posaune geblasen. Mit einem Worte, die Gräfin ist höchst liebenswürdig in ihrer Gottseligkeit; aber die Gottseligkeit muß nicht weltliche Dichter recensiren wollen. Sie läuft Gefahr, sich dadurch noch weit mehr zu compromittiren, als durch ihre Kartoffelschmäuse. (Siehe S. 150.) Das gräfliche Ehepaar nämlich will einmal christliche Enthaltsamkeit üben, speiset daher Kartoffeln, und trinket reines Wasser dazu. Das ist eine christliche Tugend zum Spas, eine Kinderey, die dem Ernste der Religion mißfällt in allen Fällen, wo das Fasten nicht positiver Cultus ist.

Uebrigens möchten wir wohl wissen, wie Fouqué's, Novalis, Göthe's, Tiedge's und Schiller's fromme Recensentin über Tieck und über Werner urtheilte. Es ist befremdend, daß sie weder den einen noch den andern zu kennen scheint. Was ihren Herrn Vater anlangt; so hat ihm bekanntlich Fouque ein ritterliches: Visir auf! zugerufen, und wenn uns ein kleines Plagiat aus einer (noch ungedruckten) Gegenstrophe erlaubt ist; so rufen wir: Kappzab!

Daß unter diesen Umständen Göthe geschwiegen hat, ist in der Ordnung. Wenn aber das Morgenblatt in No. 69, bey Gelegenheit einer Vorpublikation aus Kunst und Alterthum, von dem Lautwerden über die Alterwanderjahre spricht, und es rühmet, ja sogar es eine rührende Antikritik nennt, daß der „Hochverehrte,“ ohne auf jene Lautwerdenden zu achten, blos zu seinen älteren Freunden spreche: Ihr verstandet mein Inneres! — so können wir darinne dem Morgenblatte (obwohl man es gemeinhin für unseren Principal hält) keineswegs beypflichten. Es vermag und durchaus nicht zu rühren wenn ein Dichter sein: Ihr habt mich verstanden! denen zuruft, die ihn vergöttern (obwohl es sonst ganz natürlich ist), und der hochverehrte Dichter hätte dieß wenigstens in dem Augenblicke nicht thun sollen, wo er eben auf eine, so viel Aufsehen erregende Weise angegriffen wurde. Er achtete zwar immer mit Recht die Anläufe seiner Feinde gering; aber daß er den Weihrauch seiner blinden Anbeter nicht noch geringer achtete, das ist für diejenigen die ihn sehend lieben, zu beklagen.

Historiographie.

Geschichte des englischen Parlaments seit seiner Entstehung i. J. 1234 bis 1798, nebst der Charta magna von Britannien, von Ludwig Bonaparte,

Digitized by Google

mit Napoleons eigenhändigen Anmerkungen. Uebersetzt von C. Ph. Bonafont. Sondershausen und Nordhausen b. Voigt. 1821. 360 S. 8.

Nach dem Vorberichte befindet sich das Original-Manuscript dieses Werkes in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand. Bey Gelegenheit des Verkaufs der Bücher des Bischoffs von Vercell, Almoseniers des vormaligen Königs von Holland, verschaffte sich der (ungenannte) Herausgeber eine Abschrift davon. Nach seiner Versicherung ist der Plan von Ludwig Bonaparte entworfen, die meisten Kapitel sind von ihm selbst geschrieben, und die Anmerkungen von Napoleons eigner Hand. Barère hat einige Lücken ausgefüllt, und einige Kapitel hinzugefügt, deren republikanisch derben Styl der Herausgeber mildern zu müssen geglaubt hat, um den Wahrheiten ihres Inhalts „durchzuhelfen.“

Das Buch enthält mehr, als der Titel sagt. Es ist eine Geschichte der englischen Staatsgewalt überhaupt, zusammengesetzt aus biographisch-charakteristischen Skizzen der englischen Regenten, Usurpatoren und Parteyhäuptern, aus deren Wechselwirkungen und Kämpfen die, jetzt so viel besprochene und gepriesene, englische Constitution hervorgegangen ist. Als historisches Werk betrachtet, hat es zwey Hauptgebrechen: es fehlt fast überall an chronologischer Bestimmung der Begebenheiten, und die Personencharakteristik zeigt sich als vorherrschende, die rein historische Darstellung der Handlungen denachtheiligende, Lieblingsneigung des Verfassers. Es ziemt dem Geschichtschreiber eben so wenig, als dem Epiker, die Charaktere seiner Helden und Nebenpersonen weitläuftig zu beschreiben; denn in so fern er sie nicht selbst gekannt hat, selbst ihm des Lesers Glaube an die Richtigkeit seiner Auffassung, und in jedem Falle verkümmert er demselben den Genuß der Geistesthätigkeit, aus den Handlungen der Personen sich ihre Charaktere selbst zu entwickeln, und sie nun gleichsam mit eigenen Augen anzuschauen. Der Autor setzt sich dadurch oft in Zwiespalt mit dem Leser, der aus den erzählten Begebenheiten anders folgern, sie aus anderen psychologischen Conjecturen erklären möchte. Sein Glossator Napoleon ist häufig in diesen Fall gekommen, und es ist in Bezug auf das ganze Buch wahr, was er S. 12 angemerkt hat: „Unser Bruder Ludwig wird nie „ein Held, noch ein König, dieses Namens würdig wer„den. Er schreibt ziemlich gut, aber er ist bey gewissen „Stellen ein wenig dunkel.“ Diese Dunkelheit ist hier meistentheils Folge der langen Charaktersti[illegible] von welchen auch der Uebersetzer S. 179 bemerkt hat, daß sie lang weilen. Das thun sie allerdings, gleichviel, ob sie der Begebenheit vorangehen oder nachfolgen: denn im ersten Falle will ja der Leser eben die Begebenheiten lesen, um die Handelnden selbst zu charakterisiren, und im zweyten hat er es bereits gethan, der Autor kann ihm nun nichts mehr bieten, als was er entweder schon selbst gefunden hat, oder was er nicht billigen kann.

Unzweifelhaft wird der Verlust an Interesse, welchen das Werk dadurch erleidet, reichlich durch das subjectiv Charakteristische der Anmerkungen Napoleons ersetzt, und es ist ärgerlich, daß der Uebersetzer uns durch abgedroschene und triviale Rügen gegen den unsterblichen Glossator in dem Vergnügen stört, diesen Denkungsweise im Spiegel seiner eigenen Worte anzuschauen. Die lacunische Art, wie Napoleon einzelne Züge von Herrscherkraft und Regierungstalent hervorhebt, welche der Autor verkannt zu haben scheint; und wie er bey jeder Gelegenheit auf Unumschränktheit Einer Macht im Staate als auf die unerläßlichste Bedingung der Ruhe dringt, lassen uns klare Blicke in sein Inneres thun, und überzeugen beynahe, daß weniger seine Leidenschaften, als seine Erfahrungen und seine Ansichten der Staatengeschichte, ihn zum Ultramonarchen machten, daß sein Despotismus mehr politische Maxime, als egoistischer Trieb war.

S. 109 macht er zu den Worten Stanley's an Heinrich den VII.: „Vernichtet tausend kleine Tyrannen, und „gebt uns einen guten, einen weisen, einen friedlichen „König!“ die Glosse: „Hätte Ludwig XVI., der ein guter „und friedliebender König war, Räthe gehabt, wie der „kluge und muthvolle Stanley, und hätte er 1788 ihren „Rath befolgt: so war die Revolution um 100 Jahre verspätet, und die aus ihrem Versall sich erhebende, unumschränkte Monarchie hätte sie vielleicht auf unbestimmte „Zeiten entfernt; allein der Enkel Heinrichs IV. war nichts, „als friedliebend und gut.“ Wohl wahr! Ein kühner Schlag auf das Haupt des Ungethüms der Feudalität (die Nap. S. 22 verschwörungssüchtig nennt) hätte damals vielleicht alles umgestaltet, und die physische Ohnmacht im Staate (das Volk) wäre zu einer Macht des Königs geworden. Aber nachdem das Volk diesen Schlag gethan, und der Zeitgeist wider die unbeschränkte Herrschermacht sich erklärt hatte, war es da noch — war es für Nap. noch Zeit, der Despotie einen Thron zu bauen? „Carl (I.) hatte vergessen,“ sagt der V. S. 140, „daß der König, welcher in „allen übrigen Theilen Europa's der höchste Richter ohne „Einspruch ist, in England nur als des Königs erste Magistratsperson betrachtet wird.“ Napoleon glossirt: „Nach „diesen Grundsätzen, die immer die besten seyn „werden, mußte er so unumschränkt seyn, als irgend ein Monarch, der die Krone getragen hat.“ Innerhalb der Schranken des Vernunftrechts und der Gesetze! Das überfah er; aber es entschuldiget ihn die Wahrheit, die er S. 158 ausspricht: „Die Fehler, welche man in „hohen Stellen begeht, sind nicht immer willkührlich: sie „sind oft unglückliche und unvermeidliche Folgen unglückli„cher Verhältnisse, in denen man sich befindet.“ Eine

Digitized by Google

feine Bemerkung macht er S. 157 über Cromwel und Montrose: „Der Eine glich den griechischen, der Andere „den römischen Helden.“ Der Ueberſetzer fragt dabey: „Wem gleicht wohl der Bemerter??? Weder den „römiſchen noch den griechiſchen Helden!!!“ Dazu gloſſirt Rec.: Wem gleicht wohl der Ueberſetzer? Den deutſchen Zeitungsſchreibern von 1814.

S. 198 ſpricht der Verf. von den Sekten-Eiferern, „die zum Himmel keinen anderen Weg kannten, als den, „der ihnen von Heinrich VIII. und von Eliſabeth bezeich„net war, und gegen die römiſche Kirche einen Abſcheu „nährten, den man nur bey denen wahrnimmt, die mit „dieſer Glaubenslehre unvollkommen oder gar nicht bekannt „ſind.“ Hier recenſirt Napoleon: „Mein Herr Bru„der iſt ein vortrefflicher Katholik. Er hätte ſein Werk dem „heil. Vater zueignen können.“

Genug zum Beleg, daß die Gloſſen ſehr intereſſant ſind. Die Ueberſetzung iſt fließend, aber nicht correct. Der Ueberſ. ſcheint (und auch ſein Name läßt es vermuthen) kein Deutſcher zu ſeyn. „Wenn er den Kampf ver„meidet (vermieden) hätte.“ S. 12. „Bevor der „Streit zur Thätigkeit gelang“ (in Thätlichkeit übergieng.) Druck und Papier ſind ſchlecht.

Neugriechenthum.

ΗΘΙΚΗ ΦΑΝΤΑΣΙΑ. ΗΤΟΙ ΣΤΙΧΟΥΡΓΙΑ ΠΡΟΤΡΕΠΤΙΚΗ ΠΡΟΣ ΤΟΥΣ ΕΛΛΗΝΙΚΗΝ ΦΙΛΟΜΑΘΕΙΑΝ.

Dieſe zehn neugriechiſche Gedichte, die im Jahre 1819 von einem uns unbekannten Dichter dem Prof. Krug gewidmet, in Leipzig erſchienen und gegenwärtig in einer geringen Anzahl wieder aufgelegt worden ſind, beweiſen hinlänglich das eifrige Streben der Neugriechen nach wiſſenſchaftlicher Bildung, das freylich noch nicht allgemein werden konnte. Sie ſind alle moraliſchen und philoſophiſchen Inhalts, wie das ihnen vorgeſetzte Motto aus der heiligen Schrift: οὐκ ἐν ἄρτῳ μόνῳ ζήσεται ἄνθρωπος lehrt, und gewiſſermaßen eine Dankſchrift an Deutſchlands edle Männer, die ſich der geiſtigen Erziehung der Neugriechen angenommen haben, vornehmlich an Prof. Krug, auf welchen auch zwey Epigramme vorgedruckt ſind. Deutlich genug iſt der Wunſch ausgeſprochen, dem unter den Neugriechen herrſchenden Mangel an Cultur zu ſteuern, davon als Hauptgrund die geringe Bildung der meiſten Geiſtlichen angegeben wird; ſie preiſen in edler Sprache und ſchönen Gedanken den Umgang mit den Wiſſenſchaften und die Ausbildung des Geiſtes, des beſſern Theils im Menſchen. Und iſt es nicht der erſte Schritt zur Beſſerung, wenn man ſeine Schwächen einſiehet und bekennt? Es iſt aber auch nicht bey dem erſten Schritte geblieben; daß es ihnen Ernſt iſt mit ihrer Bildung, haben ihre Fortſchritte auf dem betretenen Wege bewieſen. Die Philoſophie iſt die beſte Bildnerin des Sittlichen im Menſchen, ſie muß den Charakter der Neugriechen von ſo manchen Auswüchſen, die Wirkung der langen Sklaverey ſind, reinigen, und darum müſſen ſie erſt frey werden, und wieder ein Volk, Bürger eines Vaterlandes ſeyn. Die Philoſophie iſt auch bis jetzt die hauptſächlichſte, bey weitem aber nicht die einzige Beſchäftigung der Neugriechen geweſen; ſie beſitzen Ueberſetzungen fremder Werke über Philoſophie und eigene Lehrbücher, wie das von dem früher in Leipzig ſtudirenden D. Kurnas in Smyrna über deutſche Philoſophie, von Demetrius Darbaris, Σοφίας Ἀπάνθισμα Wien 1811) das treffliche Lehren der Moral und Philoſophie enthält, u. a. m. Sie ſind auch nicht unbekannt mit der ſchönen Literatur der Deutſchen und Franzoſen, ſie kennen und ehren Schiller, Körner, Gellert, Lichtwer, Voltaire, den großen Friedrich u. ſ. w.; und von vielen trefflichen Schriften beſitzen ſie längſt gute Ueberſetzungen. Mit den unſterblichen Werken ihrer Ahnen werden ſie auf Lyceen und Gymnaſien, ſo wie durch Ausgaben derſelben mittelſt eigener Druckereyen bekannt. Und alles dieß geſchah während der drückendſten Tyranney! Aber ſie lernten ſich durch den Culturzuſtand anderer Nationen kennen, und ihr Streben nach höherer Ausbildung ward ihnen Bedürfniß, ſo wie auch ihre politiſche Herabgeſunkenheit ihnen nach und nach fühlbar und unerträglich wurde. Eins folgte aus dem andern, wie dieß die ſchätzbare Denkſchrift Coray's in das hellſte Licht ſetzt. Mit einem Worte: die neugriechiſche Nation, in harter Schule langer Abhängigkeit geprüft, entlud ſich ſchon länger der Feſſeln der großen Unwiſſenheit, und begann mit raſchen Schritten den Weg zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung! Möge eine baldige Erkämpfung der politiſchen Freyheit ihr Streben nach Vervollkommnung deſſen, was ſchön und wahr und gut und das Edlere im Menſchen iſt, mit herrlichen Früchten krönen!

Druckfehler.

Der Verleger von Kleiſt's hinterlaſſenen Werken, welche in Nro. 21. S. 94 angezeigt worden, heißt nicht Reimar, ſondern Reimer.

Schmidt, nicht Schmitt, heißt der Redakteur des in Nro. 25. angezeigten literariſchen Anzeigers.

In dem Aufſatze: Si quis Camerae etc. - Nro. 25. S. 100. Sp. 2. Z. 25. l. Tyrannides ſt. Tyrannidis.

Digitized by Google

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Freitag den 10. Mai 1822.

Freymaurer-Literatur.

Maureriſches Handbuch oder Darſtellung aller in Frankreich üblichen Gebräuche der Maurerey ꝛc. ꝛc. Durch einen (Von einem) Veteran der Maurerey. Mit 31 Kupfertafeln. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig im Magazin für Induſtrie und Literatur. (Ohne Jahrzahl.) VIII und 320 S. gr. 8.

Eine mit Anmerkungen begleitete, treue, aber hie und da ein wenig ſteif gerathene Ueberſetzung des 1820 erſchienenen Manuel Maçonnique ou Tuileur de tous les rites pratiqués en France. Dieſer franzöſiſche Ziegelſtreicher*) iſt nach ſeinem, S. V. deutlich ausgeſprochenen Zwecke eine Eſelsbrücke für Maurer, die ſich in den franzöſiſchen Logen erbauen wollen, und verdient in dieſer Beziehung das Lob einer großen Vollſtändigkeit und zweckmäßigen Anordnung.

Im Vorberichte ſagt der Verfaſſer: „Wir fürchten „nicht, daß man uns den Vorwurf machen werde, als „hätten wir die Geheimniſſe des Ordens entdeckt, und den „Profanen Mittel an die Hand gegeben, ſich in die Logen „einzudringen“ (ſich einzudrängen hätte der Ueberſ. ſchreiben und ſein Setzer ſetzen ſollen); „in dieſer Hinſicht „iſt ja Alles ſchon geſagt, die Aufdeckung längſt mitgetheilt, und in der Maurerey ſind keine Geheimniſſe mehr vorhanden.“ Dieſe Entſchuldigung wird diejenigen deutſchen Maurer, welche am Narrenſeile der Hoffnung laufen, daß ihnen doch endlich einmal Früchte vom verhüllten Baume höherer Erkenntniß in die Mäuler fallen werden, weit eher gegen den Verf. und den Ueberſetzer aufbringen, als beſchwichtigen. Inzwiſchen glaubt Ref. daß dieſelbe, wie für Frankreich, ſo auch für Deutſchland gültig ſeyn müſſe, nachdem das deutſche Volksbuch, Converſationslexikon genannt, in einem ſeiner wenigen wahrhaft preiswürdigen Artikel alle Aufſchlüſſe gegeben hat, die über den Maurerbund im Allgemeinen ſich geben laſſen, und welche vollkommen hinreichen, die Erſcheinung der modernen Freymaurerey (vom Anfange des 18ten Jahrhunderts an) ohne die Vorausſetzung irgend eines eigentlichen Geheimniſſes zu erklären. Wenn und wo — ſeit James Anderſon, welcher aus der alten, eigentlichen Bauverbrüderung eine metaphoriſche machen half — die Logen Geheimniſſe hatten, da waren es immer fremdartige, die in den Falten ihres weiten Ritualmantels ſich verkrochen, hinter ihren geſchloſſenen Thüren und Fenſterläden ſich verſteckten, und von da aus auf den Bund ſelbſt, oder auf die ſogenannte profane Welt, zu wirken ſuchten. Dieſen Ritualmantel (dem es, beyläufig geſagt, gar nicht ſchaden könnte, wenn ſich wieder einmal ein James Anderſon fände, um ihn auszuklopfen, abzukehren, und die MM. an eine geſchmackvollere Drapirung deſſelben zu gewöhnen) — dieſen von der Zeit, der Thorheit und der Unwiſſenheit vielfältig beſtändten, befleckten und beſtickten Ritualmantel offen vor den Augen der beſorgten Regierungen und des mißtrauiſchen Publikums zu entfalten, das hält Rec. in alle Wege für ſehr gerathen: theils weil es die Maurerey vor den Verfolgungen einer, alles Geheimthuende verfolgenden Zeit zu ſchützen geeignet iſt, theils weil es den Mantel vor der Hand wenigſtens an die freye Luft bringt und vor dem Verſtocken bewahrt. In dieſer Hinſicht wäre zu wünſchen, daß das Beyſpiel unſeres franzöſiſchen Veterans auch von deutſchen Veteranen nachgeahmt würde, zumal da jener, wie wir gleich ſehen werden, leicht zu überbieten iſt.

Er hat auf die angez. Vorrede einen Verſuch über die FMaurerey folgen laſſen, welcher um wenig beſſer iſt, als eine gewöhnliche Logenrede. Der B. Redner ſucht die Wiege der FMaurerey in den ägyptiſchen Myſterien. Er iſt ſehr billig! Es giebt MM., die das Inſtitut von Adam herleiten, und darinnen einen Behälter zur Aufbewahrung des Wiſſens verehren, welches dem erſten Menſchen nach ſeiner Vertreibung aus dem Paradieſe übrig geblieben iſt. (S. Lit. Bl. 1820. No. 53. Sp. 2.) Schade, daß dieſes Wiſſens ſo wenig geweſen! Und ſeltſam, daß die Logenredner, ſo viel Ref. weiß, noch nicht auf den Einfall gekommen ſind, die Wiege der Maurerey bey den Präadamiten aufzuſuchen: das Inſtitut ließe ſich alsdann

*) Der heißt meines Wiſſens tuilier, nicht tuileur.

M.

Digitized by Google

als die hermetisch verwahrte und aufbewahrte geistige Quintessenz dieses problematischen Urvolkes darstellen, welches man bekanntlich erfunden hat, um die Spuren einer, uns fast beschämenden, hohen Kultur des fernsten Alterthumes zu erklären. Diesem Zwecke entspricht die Annahme eines solchen Urvolkes nur um so besser, wenn man es mit der verbindet, daß es sein tiefes Wissen durch einen geheimen Bund auf Adam und seine Descendenten gebracht habe*).

Doch wir lassen unseren historischen Zeigelstreicher bey seinen ägyptischen Mysterien, von denen er S. 3. weiter spricht, wie folgt: „Was für Hindernisse bey der Ein„weihung zu bekämpfen waren, können wir aus dem schö„nen Gemälde im siebenten Buche der Aeneide beur„theilen, wo Virgil seinen Helden im Unterreiche dar„stellt" (das geschieht bekanntlich im sechsten Buche); „und noch zu den Zeiten Augusts ist dieses Gemälde als „malerische Darstellung von den Prüfungen der alten Ein„weihungen angesehen worden." (Ist's möglich?) „In „Apulejus goldenem Esel findet man die treffendsten „Darstellungen über die (von der) Natur dieser Prüfungen „im Einzelnen." (In der Zauberflöte sind sie in Musik gesetzt.) „Sie waren so furchtbar, daß, wie man sagt, „Orpheus ihnen unterlag, und daß er nur durch die melo„dischen Accorde seiner Leier Gnade fand." (Daher die heutige Maurerpoesie!) „Wollen nun MM. hierüber eine „Vergleichung anstellen, so müssen sie die eben angezeigten „Werke lesen; sie werden erkennen, daß die jetzt üblichen „Prüfungen Nachahmungen jener alten sind, welchen aber „die Aspiranten zu unterwerfen, weder der Zustand un„serer jetzigen Kenntniße, noch die Verhältnisse der Einzel„nen zu der Gesellschaft erlaubt."

Einverstanden ist der B. „mit der ganzen Welt" darinne, daß außer der sogenannten blauen Maurerey (die nur in den drey ersten Graden, Lehrling, Gesell, Meister, arbeitet) alles Hinzugefügte neuerer Erfindung ist. Er schreibt es theils den Tempelherren, theils den hermetischen Philosophen, theils dem Judenthum zu, und in der That, vom letzteren finden sich selbst in der blauen Maurerey noch einige berlinerblaue Spuren vor. Er nennt die Stiftung die eigentliche Niederlage der wahren katholischen (i. e. allgemeinen) Religion, und preist endlich die Wohlthätigkeits-Anstalten des Bundes, „deren Auf„führung aber die MM. kränken würde, weil es einer ih„rer ersten Grundsätze ist: die Hand, welche giebt, sorg„fältigst zu verbergen." Unstreitig ist die Wohlthätigkeit die beste Seite des Bundes; aber warum rühmt er sich deren so oft? Zur Vertheidigung gegen andere Vorwürfe des profanen und selbst eines Theiles vom eingeweihten Publikum nützt das eben so wenig, als z. B. das Spielen zum Besten der Armen die Schauspieler in den Augen des Vorurtheiles entsündiget, welches von den Handlungen Einzelner in eben dem Maaße immer wieder genährt wird, in welchen die Ausübung es abzehrt. Läßt die Unterdrückheit der Armuth nicht als Hauptzweck der Maurerey sich erweisen; so bleibt die öffentliche Meinung, die große Masse, immer bey ihrer mißtrauischen Wachtelfrage: Die cur hic? und allgemeine Phrasen über die Löblichkeit aller maurerischen Bestrebungen, wie sie S. 14 stehen, geben darauf keine genügende Antwort. „Was löb„lich ist, verbirgt sich nicht," denkt die profane Welt in ihrer Beschränktheit, und gerade der Umstand, daß das offenbar Löbliche des Bundes, die Wohlthätigkeit, sich nicht verbirgt, bestärkt das Volk in seinem Mißtrauen.

Die nun folgende Einleitung in die „Aufdeckung aller Gebräuche" enthält eine kurze Beschreibung der vier Systeme: des schottischen, des französischen, des ägyptischen, und der Schwester- oder Adoptions-Maurerey, auch Orden der Glückseligkeit genannt. (Die letztgenannte mögen profane Leser nicht mit den fälschlich sogenannten Schwesterlogen verwechseln, d. h. mit den Maurer-Cassino's, zu welchen die BB. ihre Frauen mitbringen und sie Schwestern nennen.) Hierauf folgt ein Abriß der Regeln für das Aussprechen des Hebräischen, worinnen der B. eben kein großes Licht ist, und dann kommt er zu den Gebräuchen der genannten Systeme, namentlich der 33 Grade des schottischen, der 7 Grade des französischen, der 90 Grade des ägyptischen, und der 5 Grade der Adoptions-Maurerey. Er giebt die Gebräuche meist in folgender Ordnung an: Titel des Grades, Logendekoration und Erleuchtung, Titel der Beamten, Zeichen, Berührung (oder Griff), Schlag (oder Klopfen, welches er durch musikalische Noten versinnlichet), Schritt, (der in den Kupfertafeln durch Fußtapfen anschaulich gemacht wird) Appelzeichen (oder Hülferuf), Alter, Zeit der Arbeit, Bekleidung, Heiliges Wort, Paßwort. Nach dem 3ten Grade des schottischen Systems schiebt er eine „Nachricht über die blaue oder Abonhiramitische Maurerey" ein, und trägt, mangelhaft genug, die vom Salomon'schen Tempelbau hergenommene Allegorie sammt der (in der Bibel nicht gegründeten) tragischen Fabel von Hirams Ermordung vor. Dann handelt er von den Tafellogen der blauen Maurerey, welches er auch bey den folgenden Graden beobachtet, insoferne deren Tafellogen ein besonderes Ritual haben. Es wäre aber wohl kaum nöthig gewesen, überall den üblichen Jargon (in welchem z. B. das Tischtuch Schleier, die Serviette Fahne, der Teller Ziegel, das Messer Schwert, das Glas Kanone, der Wein starkes Pulver, der Branntewein Knallpulver u. s. w. heißt), nebst den Commandoworten bey dem Feuern der Gesundheiten, den Wiße-

*) Vielleicht giebt uns das Archiv der Urwelt von Baltenstalt und Krüger (Quellenb. d. Vasse) bald die Nachricht, daß man unter der Erde, auf präadamitischen Todtenäckern, maurerische Insignien gefunden. M.

Digitized by Google

legen derjenigen Nichtmaurer bloß zu stellen, welche es dem Ernste des Bundes unangemessen finden wollen, daß er eben sowohl seine eigne Sprache habe, wie z. B. die Jagd, welche das Blut Schweiß, die Ohren Löffel u. s. w. nennt, um nicht in den Ausdrücken mit dem Schlächterhandwerke zusammenzutreffen. Auch handelt er S. 35 von dem Grade des Past-Master, als einer, in den 33 Graden des schottischen Systems nicht mit eingerechneten Ergänzung des Meisterrechtes. Am Schlusse der Enthüllung des ägyptischen Systems trägt er auch die Gebräuche der vier letzten Grade (87 bis 90) nach, wie sie in dem Ritual: Arcano arcanorum enthalten sind, welches in Frankreich nicht anerkannt ist, sondern für apogryphisch gehalten wird.

Bey dem 21. Grade des schott. Systems: der Noachit oder preußische Ritter, wo der „Ritter Commandeur Lieutenant (M. v. St.) Friedrich II. als den Stifter repräsentirt," sagt der Verf.; „der Saal muß so „eingerichtet seyn, daß er sein Licht durch ein einziges Fenster, vom Mondschein bekommt; denn nur dieses Licht „darf in der Loge scheinen, weshalb diese auch nur zur „Zeit des Vollmondes gehalten werden kann." Das heißt mehr maurerisch als logisch gesprochen: denn wo nur Mondschein gefordert wird im Zimmer, da ist nicht eben Vollmond nöthig.

Die französischen Titulaturen hat der Uebersetzer im Durchschnitt glücklich übertragen, wie seltsam auch, für profane Augen, folgende z. B. sich ausnehmen mögen: Königliche Art, Anführer der Stiftshütte, Prinz von Merci (warum nicht: von Dankeschön?), Commandeur des königlichen Geheimnisses (schott. Syst. vor Friedrichs Reform Grad 25), Auserwählter des Unbekannten, (von Perignan) Vollkommener Baumeister-Meister (ägypt. Syst. Gr. 27.), große königliche Arche (warum nicht, wie im Schott. Syst. königlicher Gewölbbogen?), Clavi-Maurerey — Mimirer, Wäscher, Anbleser, Schmelzer, (warum nicht Schlüsselmaurerey?), Hochweiser Israelitischer Prinz, Souverain der Souveräne, Großinquisitor Commandeur, Gesellin (Grad 2. der Adopt. M.), Auserwählte, erhabene, oder Souveräne berühmte Schottin. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Von der Adoptions-Maurerey sagt er S. 16: „Auch „die Damen bildeten Gesellschaften nach Art maurerischer „Logen, wo giebt es wohl eine Tugend, die ihnen fremd „wäre? Da man in der Maurerey mit Handlungen der „Wohlthätigkeit sich beschäftigte, so konnte ihr sühlbares „(empfindsames) Herz diesem Zuge nicht widerstehen; „auch sie wollten daher Mysterien." Das klingt fast, als ob die Mysterien der MM. bloß eine Art von Einrichtung wären, die man nach Belieben selbst machen, oder sich anschaffen könnte. Uebrigens finden die Leser, welchen die (in Deutschland wenig bekannte) Sache noch fremd ist, hier mancherley Anregendes. S. z. B. giebt es in den Logen der Glückseligkeit eine eigene Kammer des Nachdenkens (welches den Glückseligen immer zu empfehlen ist); das Paßwort des ersten Grades ist — Eva, und das heilige Wort heißt Feir Fear, — was man durch „Akademie oder Schule der Tugenden erklärt." (Man thut wohl daran.)

S. 303 giebt der V. einen Abriß der jüdischen Kalenderkunde, kurz, aber auch gebrechlich. Er scheint in den Mysterien der mathematischen Chronologie nicht bis zum Meistergrade gekommen zu seyn. So z. B. vermengt er S. 304 den Begriff des Mond-Cirkels (des Cyklus von 19 Jahren, nach dessen Ablauf die Neu- und Vollmonden wieder auf die nämlichen Tage des Julianischen Kalenders fallen) mit dem Begriffe der güldenen Zahl, welche bekanntlich, in Bezug auf ein gegebenes Jahr, angezeigt, das wievielste es in dem laufenden Mond-Cirkel ist. Doch sind die Tafel für MM. brauchbar. Zuletzt folgt ein index realis, und die Kupfertafeln, worauf auch maurerische Alphabete dargestellt sind. Manche profane Leser werden auch denen auf Taf. XXVII. mit Verwunderung abnehmen, daß sie schon als Schulknaben mit maurerischen Schlüsseln gespielt haben, z. B. mit dem, wo die Buchstaben in den Fächern von vier, sich rechtwinkelig kränzenden, Parallelen stehen, und man sodann, um einen Buchstaben mystisch auszudrücken, dessen Fach abmalt und seinen Ort darinne mit einem Punkte bezeichnet. Ref. wenigstens entsinnt sich aus seiner Quartanerzeit, daß, unter dem Vorwande, ihm seinen Namen auf Hebräisch in den Donatus schreiben zu wollen, ein eingeweihter Primaner ihm in dieser Hieroglyphenschrift hineinschrieb: ex libris stultissimi N. N. „Und solcher Chiffrenschrift bedienen sich französische MM.?" Warum nicht? Die Leichtigkeit der Entzifferung beruhiget die profane Polizey. Die Recensenten, welche ihre Namen gleichsam in die Hieroglyphik vom Groß-Auserwählten Ritter Kadosch (ägypt. Syst. Grad 65 und schott. Grad 30 Tab. XXVIII.) verbüllen, indem sie statt der Anfangsbuchstaben eine arabische Ziffer unterschreiben, sind viel gefährlicher für den Literaturstaat, als die blauen (adonhiramitischen) MM. für den wirklichen.

Den letztgenannten, bey deren überwiegender Mehrzahl es in den Köpfen wirklich ziemlich blau aussieht, indem dieselben an Sach- und Formenkenntnissen leer sind, wie die blaue Luft, kann dieses Buch gute Dienste thun. Auch den BB., welche sich auf die historische Prüfung der sogenannten Ordensgeschichten legen, wird die leichte Uebersicht der verschiedenen Riten willkommen seyn, indem sie ihren Conjecturen mancherley Stützpunkte gewährt. Nicht selten zeigen die divergentesten Abweichungen noch Aehnlichkeiten, die auf den gemeinsamen Quell dieses großen, mysteriösen Ordensstaates (er ist gleichsam

Digitized by Google

ein aus Oeden bestehender Orden, wie ein Völkerstaat ein aus Staaten bestehender Staat ist) hinzuweisen geeignet sind. Nur muß der Geschichtsforscher dabey behutsam gehen, und nicht vergessen, daß ähnliche Benennungen und Gebräuche allein zum Beweis einer Blut-Verwandtschaft zweyer Institute nie hinreichen. S. z. B. hat das ägyptische System seinen weißen, schwarzen, und rothen Adlerorden, (Gead 38 und 39) und wer je die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache besuchte, wird dort mancherley maurerische Gebräuche gefunden haben. Gleichwohl haben die politischen Adlerorden in Preußen und die gedachte Gelehrtengesellschaft mit der FMaurerey keine nähere Verwandtschaft, als diese mit den Präadamiten.

Der V. hat übrigens mit Absicht (s. S. 24) diejenigen MOrden, „die sich außerhalb des allgemeinen Systemes befinden, und nur an einlichen Orten bekannt (sollte heißen thätig) sind" von seiner Beleuchtung ausgeschlossen. Daß darunter, neben den Christusrittern, den unbekannten Philosophen, den Spaltern und dergl., auch die Köhler (Carbonari) und die Hetäristen sich befinden, werden die politischen Kannengießer sehr bedauren.

Unterhaltungs-Literatur.

C. M. Wielands Briefe an Sophie von La Roche, nebst einem Schreiben von Gellert und (noch einem) von Lavater. Herausgegeben von Franz Horn. Berlin bey Christiani 1820. VIII und 367 S. 8.

Hr. Horn hat bey der Redaktion dieser Briefe „die sorglichste Besorglichkeit" angewendet, um seiner Seele wehe zu thun und dem Charakter des berühmten Todten nirgends nachtheilig zu werden. Zu dem Ende hat er gestrichen, und Namen weggelassen. Das ist recht freundlich von ihm, nur hätt' er auch die besorgliche Besorglichkeit haben sollen, alles dasjenige zu streichen, was ohne allen literarischen Werth ist, und dem Leser die langweiligste Langeweile macht. Und dessen ist erstaunlich viel! Hr. H. scheint von dem Nutzen und von dem Vergnügen, welche für das Publikum aus solchen Nachlässen berühmter Männer geschöpft werden können, sich gar keinen begreiflichen Begriff gemacht zu haben, der ihn bey der Auswahl hätte leiten können. M. s. z. B. die Briefe 18, 59, 60, 77, 120, 131, 132 a) u. v. a. m.

Ueberhaupt ist es um die Herausgabe solcher Privatbriefe eine wunderliche Sache. Welches Recht hat der Empfänger b), dem Publikum zu übergeben, was für das Publikum nicht geschrieben worden ist? Welches Recht der Herausgeber, der von dem Empfänger sie empfing? Man setzt sich hinweg über diese bedenklichen Bedenklichkeiten, indem man die Sache als eine Huldigung betrachtet, welche der Celebrität dargebracht wird, und den Nutzen rühmt, den die Welt daraus schöpfen kann. c) Aber in den meisten Fällen steckt die leidige Buchmacherey dahinter.

Der angehängte Brief von Gellert ist nicht an Wieland gerichtet, hat auch keinen Bezug auf ihn, und Herr H. hat denselben nicht nur bereits im Leipziger Frauenzimmer-Almanach f. 1819, sondern auch hier die Bevorwortung wieder abdrucken lassen, die ihn dort begleitete. Der Brief von Lavater ist durchaus unbedeutend. Druck und Papier sehr gut.

a) Diese hätten freylich alle wegbleiben können; aber die meisten liest man gern, wenn sie auch nichts für die literarische Welt Wichtiges enthalten. Den Baschkirenfreunden z. B. ist der Brief zu empfehlen, wo Wieland die Achtung bestreitet, was mit er 1806 von dem in Weimar eingerückten Feind unter Murat behandelt worden war.

b) Auch der literarische Staat hat seine Verjährung.

c) Von den vielen französischen Briefen Wielands, deren Styl theils deutsch-französisch, theils sonst incorrect ist, hätte unbeschadet dieses Nutzens blos eine Uebersetzung gegeben werden sollen. Die „besorglichste Besorglichkeit" hätte sorgen sollen zu verhüten, daß die Franzosen nicht Gelegenheit erhielten, über das Französische eines großen deutschen Schriftstellers sich aufzuhalten. M.

Baumann.

Ein guter Dichter wie Fouqué sollte sich entweder hüten, mit seinen guten Freunden in schlechten Versen zu briefwechseln, oder er sollte den guten Freunden streng untersagen, die schlechten Verse drucken zu lassen. In den Hamburgschen Originalien Nr. 20. sind' ich eben wieder eine, so Gott will alkaische, Ode dieses Feudalpoeten, worinnen es u. a. heißt:

So — während schlau man giftiges Flugwort ringt.
Zu scheiden Fürst und Ritter und Bürgersmann.
Und ihn, der Aehren kräftgen Baumann. —
Lächeln die Treuen (les fonux?) und halten fest sich.

Einen Bauer den Baumann der Aehren zu nennen, das kommt mir gerade so vor, als wenn man einen Estaffetten-Postillon einen Reitmann der Briefe nennen wollte. Uebrigens schließt die Caewiß nicht für den Druck bestimmte) Ode mit der Freundschaftsversicherung an den Empfänger:

Bürger und Ritter hält Hand in Hand fest!

In diesem copulirten Gegensatze geht am Ende noch der ganze Dichter Fouqué unter. Er kann keine Strophe mehr dichten, ohne seinen Ritter stand zu erwähnen, und diese Schwachheit widert mich dergestalt an, daß ich ihn taufen möchte: den Reitmann *). B.

*) Der geehrte Einsender ist ein Streitmann! — M.

Digitized by Google

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 14. Mai 1822.

Dichtkunst.

Abraham und Elieser sein Freund und Knecht. Lyrischer Cyklus in fünf Rapsodien von Joseph Glatz, Professor und Nachprediger in Sigmaringen. Constanz b. Forster. 1820. 93 S. 8.

Dieses biblische Idyll ist durchaus dramatisirt. Es ist theils in vierglied[r]igen, meist reimlosen Jamben:

Welch (er) Kummer (,) Sara (,) drückt dein Herz!
Da schmerzlich, wie des Todes Stachel
Durchsticht er deines Herzens Wand;
Wenn schon der Leib ein Spiel der Lüften (den Lüften oder der Lüfte!)
Den Abschiedskuß auch nicht mehr fühlt,
So ranken sich der Trennung Leiden
Doch um der Seele Flügel sich — (S. 3.)

theils in Hexametern:

Denn ein himmlisches Antlitz leuchtet auf ihrem Gesichtern.
Und der Frömmigkeit Rosen entsielen den Reden der Gäste — (S. 26.)

theils in Prosa abgefaßt:

„O nie, mein Habel, ist ein unseliger Gedanke der Liebe „in meiner Brust aufgestiegen. Zwar ist mein Herz weich „wie Wasser, aber nie hatte ich Ursache (,) Klagen der „mißkannten und verschmähten Liebe anzustimmen.“ (S. 58.)

Auch die Kritik, sonst hart wie Eis, thaut auf, und wird „weich wie Wasser,“ wenn die Sonne solch einer frommen und durchaus wohlgemeinten Poesie darauf scheint*). Aber welcher Staarblinde hat denn die Correkturbogen gelesen? Die Druckfehler sind zahllos, S. 39 unter andern „bereitet Sara die quikende Speise.“ An vielen mag die Handschrift freylich Schuld haben, und deßwegen wünschen wir, daß der Dichter besser schreiben lerne.

*) Sie hätt' etwas früher aufthauen sollen: das Buch ist von 1820. M.

Unterhaltungs-Literatur.

Paradies und Welt, oder Liebe und Schicksal. Ein Roman von Joseph Hillebrand, Prof. d. Philosophie in Heidelberg. Th. 1. XVI u. 415 S. Th. 2. 373 S. 8. Mainz, bey F. Kupferberg. 1822.

Wenn der ächte Roman dem Gebiet der Poesie angehört; wenn er dazu beytragen soll, Gesinnungen zu veredeln, den Verstand zu beschäftigen, das Herz zu rühren; wenn wir in ihm das vollendete Leben und die Fülle desselben erblicken; wenn die Verhältnisse der Menschheit durch ihn umfassend dargestellt werden, wenn wir die geheimsten Falten der Natur des Menschen darin aufgedeckt sehen, ein lebendiges, klares Bild des menschlichen Charakters und praktische Lebensweisheit in ihm suchen und finden sollen; — dann gehört der vorliegende Roman, trotz seines vielversprechenden Doppeltitels, und trotz dem, daß er von einem Professor der Philosophie an einer unserer berühmtesten Hochschulen geschrieben ward, — nicht in die Reihe der durch Inhalt, Handlung, Darstellung, Entwickelung, blühenden Styl, Zweck und Wirkung ausgezeichneten Schriften dieser Art, obwohl er hundert und abermals hundert seiner Brüder und Schwestern weit hinter sich zurück läßt. Das Bedürfniß eines Romans, welcher den eben angegebenen Forderungen wo nicht durchgängig, doch größtentheils entspräche, ist seit der meteorähnlichen Erscheinung von Göthe's Wilhelm Meisters Lehr- (nicht Wander-) Jahren, zwar tief und oft empfunden und ausgesprochen, leider aber durchaus nicht befriedigt worden.

Nicht rechten wollen wir mit dem Verfasser, ob der acht lange Seiten füllenden Vorbemerkung. Des Ueberschlagens wegen gewiß nicht geschrieben, benimmt sie, wir fürchten es, jedem Unbefangenen fast den Muth, weiter zu lesen. Eine gehelmte Vorrede soll's seyn, zum Schutz und Trutz gegen Alle, die es dem Vf. übel nehmen (?) möchten, daß er — einen Roman geschrieben habe! War er wirklich überzeugt, daß „lange Vorerinnerungen nir-

Digitized by Google

gends weniger „an ihrer Stelle sind, denn (als) bey solchen Geisteswerken.“ — warum tischt er uns denn in dieser langen Vorrede so viel Wunderliches auf, was besser ungebraucht geblieben wäre? Ist es z. B. wohl irgend Jemanden im Ernst eingefallen, ein Urtheil zu fällen, welches den Vf. auszurufen nöthigt: „Wandelt nun der Schön„geist gar auf dem leicht beweglichen, schlüpfrigen (?) Bo„den der Romankunst; so gilt er vollends für einen verdor„benen Studenten, (!!?) wie die Schauspieler häufig (?), „der nicht tauglich seyn kann, in Reihe und Glied der „wissenschaftlichen Triarier (?) zu erscheinen!“ Wahrlich! es wäre der nachsichtigsten Kritik ein Leichtes, den Hrn. Professor, solcher Behauptungen halber, ad absurdum zu führen; denn damit würden wir uns begnügen, ohne ihm, wie er S. XII. zu fürchten scheint, „die Haut über die Ohren zu ziehen!“

Doch wir gehen zur Betrachtung des Kunsterzeugnisses selbst über.

Der reiche Legationsrath Bergstrom nimmt seine Dimission, zieht aufs Land, wo er Herr des Dorfs Thalheim und Besitzer eines Schlosses, genannt das Paradies, ist. Diesen Namen erhält es am Einzugsfeste des Regenten, denn Huldigungsmahle, weil es, o Wunder! in Rücksicht auf Lage und Umgebungen, Aehnlichkeit mit dem „asiatischen Kopfeden“ (sic) des Dr. Gottwalt hat. Mit seiner adelstolzen Frau, einer gebornen von Ehrensteig, hat Bergstrom zwar einen Sohn und eine Tochter gezeugt, aber nur die Tochter, Amalie, lebt noch. Dagegen findet er eines Abends, an der Thürschwelle hingekauert, einen vierjährigen Knaben, Eduard, dessen er sich väterlich annimmt und ihn durch den schon genannten Dr. Gottwalt sehr sorgfältig erziehen läßt, während Amalie eine treffliche Erzieherin in der Person der Mayenfeld erhält. Eduard wächst mit Amalien auf, und beyde haben noch Pfarrers Nannchen und den Sohn des Försters Eichhof, Karl, zu Gespielen. Sehr bald werden Amalie und Eduard, so wie Karl und Nannchen von einander angezogen. Der Erzieher merkt nichts und die Erzieherin begünstigt es. Da wirft die Schwägerin des Leg. R., die Kanzlerin von Ehrensteig, ihre Augen auf Amalien, um für ihr geckenhaftes Söhnchen in Zeiten eine reiche Frau zu fischen, und bringt ihn deßhalb so oft als möglich in Amaliens Nähe. Zu gleicher Zeit wird Eduards Charakter seinem Adoptivvater von der Leg. Räthin und ihrer Schwester, mit Hülfe des Ehrensteigischen Erziehers Schlangenbiß, auf jede mögliche Weise, durch allerhand grobe Intriguen verdächtig gemacht und seinem Herzen entfremdet, Dr. Gottwalt zum Weggehen gebracht. Da erscheint Obrist Bergstrom zum Besuch bey dem Bruder Leg. Rath, und bringt, da er ein Mann von hellem Blick und gesundem Verstande ist, fast Alles wieder ins alte Gleis: die Kanzlerin aber veranstaltet ein glänzendes Fest in ihrem Hause in der Residenz, wobey es auf Amaliens Vorbereitung zu dem gewünschten Verhältnisse mit Franz von Ehrensteig, so wie nebenher auf empfindliche Demüthigung Eduards abgesehen ist. Beydes schlägt fehl. Nun geht des Obristen Urlaub zu Ende. Ihm zu Ehren wird ein ländliches Fest veranstaltet. Amalie stürzt, bey der Rückfahrt aus dem Kahne ins Wasser; Eduard rettet sie und der Bund ihrer Herzen wird durch dieses Ereigniß, zwischen ihnen beyden wenigstens, unauflöslich geschlossen. Doch nun reiset der Obrist ab, mit ihm der Schutzgeist Eduards. Der Leg. Rath geht mit seiner Frau in ein Bad; Amalie bleibt zu Hause und liest mit Eduard — die Geschichte Abälards und Heloisens, muß aber plötzlich mit ihrer Erzieherin auch ins Bad, wohin sie Franz von Ehrensteig geleitet. Sie soll nun jetzt schon von den schwachen Eltern an ihn verkuppelt werden, zeigt sich aber nichts weniger als geneigt dazu, correspondirt dagegen durch Hülfe der Erzieherin um so fleißiger mit Eduard. Diese Correspondenz wird durch eine abermalige grobe Intrigue entdeckt, und Amalie in eine Pensionsanstalt zu einem alten adelichen Fräulein, einer Tante von ihr, in einer entfernten Residenz, gebracht, um sich dort eines besseren zu besinnen, Eduard aber dadurch anständig entfernt, daß man ihn auf eine Universität schickt. Nun erscheint der Vetter von Ehrensteig in der Residenz als Kammerherr und Gesandter, und trägt Amalien sein Geckenherz an; die Tante schürt, die Mutter befiehlt, der Vater zürnt; sie aber schreibt an den Herrn Vetter einen kalten Absagebrief, desto wärmer dagegen und sogar einmal in Versen, bey Mondenschein, an Eduard. Dessenungeachtet werden, mit abermaliger Hülfe gemeiner Schurkereyen, alle Anstalten zu Amaliens Verbindung mit Ehrensteig getroffen, welche jedoch durch Amaliens, von der Mayenfeld unterstützte, glückliche Flucht in der Nacht vor dem bestimmten Ehrentage vereitelt werden. Unterdessen wird Eduard auf der Universität durch elende Machinationen in Händel verwickelt, relegirt, vom Adoptivvater verstoßen, weil man ihm auch Amaliens Entführung ausbürdet, erlebt hierauf allerhand Fata mit seinem gleichfalls auf jede mögliche Weise chicanirten Jugendfreunde Karl Eichhof, zieht in den Krieg, rettet dem Obristen das Leben, zeichnet sich sonst noch aus und wird zum Major, der Obrist zum General befördert. Amalie kehrt inzwischen mit der Mayenfeld zu den bekümmerten aber bekehrten und versöhnten Eltern zurück. Die Leg. Räthin stirbt; der Fürst stirbt, und mit seinem Tode stürzt — die Kanzlerin war seine Maitresse — das Ehrensteigische Glück zusammen. Sein Nachfolger übt Gerechtigkeit am kanzlerischen Hause, giebt dem Leg. Rathe Beweise seines Zutrauens und bedient sich seines Rathes. Der General Bergstrom und der Major Eduard, haben unterdessen ihren ehrenvollen Abschied genommen, kommen ins Paradies, Ersterer heirathet die Mayenfeld, von welcher es nun klar wird, daß sie 20 Jahre früher

Digitized by Google

seine Geliebte und Eduards Mutter war; Eduard heirathet Amalien, Karl Eichhof Nannchen Segenspruch, Dr. Gottwalt schmachtet in den Fesseln der Liebe zu einem Mädchen, dessen Eltern im Kriege verunglückt sind, und der Leg. Rath schließt mit dem Toast: (S. 373.)

„Es blühe das Paradies und empfange die Schuldlosen; die Schuldbewußten mögen der Welt angehören nun und für immerdar!" —

Unsere Leser bemerken leicht, daß man das regelrecht Geformteyn dieſem Roman nicht abſprechen kann, und wir erwähnen nur mehr bey der Charakterzeichnung, dem Gange der Handlung und dem Style, das was uns dabey angeſprochen oder abgeſtoßen hat.

Sehr anziehend dargeſtellt iſt der Held der Geſchichte, Eduard. Er fällt durchaus nicht aus ſeiner Rolle, ſein kräftigmännlicher Charakter iſt gut gehalten und durchgeführt. Faſt als Ideal erſcheint die reizende, liebewarme Amalie; zartfühlend und tiefempfindend ohne ſentimental, gebildet ohne überbildet zu ſeyn; ſehr fromm ohne Bigotterie. Deſto ſchwächer erſcheint ihr Vater, dem Rohre gleich, das der Wind hin und her weht; wahrhaft bemitleidenswerth, faſt verächtlich die Mutter. — Dem gelehrten Erzieher Dr. Gottwalt, dem faſt alle Menſchenkenntniß abgeht, würden wir keinen jungen Menſchen anvertrauen; die Erzieherin Mavenfeld aber möchte ſchwerlich ihres Gleichen unterm Monde finden. Wie mag ſie's aber angefangen haben, die Mutter gegen Eduard ſo lange zu verläugnen? Mit dem ehrwürdigen Pfarrer Segenſpruch haben wir uns bald befreundet, ſo wie den jungen Eichhof ſehr lieb gewonnen; er iſt das treuſte Bild des treuſten Freundes. Dagegen kann der Satansengel Schlangenbiß nur Ekel und Abſcheu, ſein gedankenhafter Zögling Franz von Ehrenſteig aber, obgleich er vom Pagen faſt zu ſchnell zum Rittmeiſter, bald darauf zum Kammerherrn und endlich zum Geſandten befördert wird, nur Unwillen erregen. Grell gezeichnet iſt die alter Weiblichkeit Hohn ſprechende Kanzlerin, übermüthige Maitreſſe des Fürſten; und der Fürſt! — wir wünſchen dem kleinſten wie dem größten Lande keinen ſolchen Schwächling, kennen auch keinen, bey dem dieſer oder jener Zug wieder zu finden, dieſe oder jene Maxime anzutreffen ſeyn könnte. Aber welcher Regent, er beherrſche eine Grafſchaft oder ein Kaiſerreich, er ſey ſo beſchränkt, ſo ſchwach und ſtumpfſinnig als möglich, gewinnt wohl — wir laſſen den Hrn. Prof. Hillebrand ſelbſt ſprechen — „ſeinerſeits die Ueberzeugung, daß er in Sachen der Regierung an ſich — „eine taube Nuß ſey??" u. ſ. w.

Der Profeſſor der Philoſophie dürfe ſich, daß man ihn nicht alles Ernſtes in Anſpruch nehme wegen dieſer und ähnlicher Stellen, (Th. 1. S. 117. 218. Th. 2. S. 5—7. S. 247.) aus welchen man mit Leichtigkeit, nichts Geringeres ableiten könnte, als — hochverpönte (demagogiſche) Grundſätze, die man jetzt überall wittert. Freylich wird kein Unbefangener an dergleichen Abgeſchmacktheiten denken; aber der Vf. laſſe einen Diplomatiker wie ſeinen „Schlangenbiß" oder „Apfelkern" darüber gerathen, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß der öffentliche Ankläger gegen ihn auftritt. Die übrigens (S. 143 ff.) ausgeſprochenen Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts, ſo vortrefflich ſie ſind, gehören wohl auch nicht in einen Roman, wenigſtens ſucht ſie Niemand darin. Der Gang der Handlung iſt im erſten Theile oft ſchleppend, gedehnt und ſchwerfällig; im zweyten Theile, vorzüglich in deſſen zweyter Hälfte, allzu raſch, faſt übereilt; dort, wahrer Schneckengang, hier, geſtreckter Galopp. Doch verſteht es der Vf. meiſterhaft, Knoten zu ſchürzen und zu löſen, und das Intereſſe feſt zu halten bis zur Entſcheidung. Faſt zu hart iſt indeſſen der Kampf des guten Princips mit dem böſen, der Kampf der Schuldloſen mit den Schuldbeladenen, der Tugend mit dem Laſter, während die heilloſe Intrigue hier und da doch zu grob und zu gemein erſcheint, wie das Stehlen des Ringes, der Briefe und Papiere, die Briefeöffnung, Unterſchlagung oder Verfälſchung, Verbrechen, deren ſich nacheinander Franz von Ehrenſteig, ſein Führer Schlangenbiß, deſſen Kreatur Apfelkern, und ſogar die Mutter Amaliens ſchuldig machen!

Den Styl betreffend, ſind wir völlig außer Stande ihn durchgängig fließend, blühend oder ſonſt anziehend zu nennen. Schwerfällige Wendungen, oft verunglückte poetiſche Schilderungen, unverſtändliche Sätze, Seitenlange Perioden, wechſeln ab mit Parentheſen, gedrechſelten Phraſen und wenig ſagenden Tiraden, die Geduld des Leſers und wohl noch mehr die der Leſerin auf eine gefährliche Probe ſtellend. Vorzüglich ſind Parentheſen von jeder möglichen Länge die Lieblingsfigur des Verf.; es gibt einzelne Perioden, in welchen man deren zwey, drey, einmal ſogar vier antrifft. (Th. 2. S. 154.)

So iſt z. B. die Schilderung des Speiſeſaals (Th. 1. S. 17.) gewiß eine verunglückte poetiſche zu nennen, denn eine waldbekränzte, grüne, blühende Wieſe bedürfte dieſer Beſchreitung wahrlich nicht. Zu den (für die Mehrzahl) völlig unverſtändlichen Sätzen aber, bey welchen 5co Leſern etwa 495 nicht wiſſen, was ſie leſen, möchte wohl der philoſophiſche gehören, den mr S. 35 mit geſperrter Schrift gedruckt leſen: „Bilde nicht dein Ich in das Bildungsſubſtrat hinein, ſondern dieſes, als ein eigned Ich, in die ganze Welt!" — Ferner fehlt es nicht an ekelhaften, häßlichen Bildern S. 37, 38, Th. 1., wo es heißt: „indem er, (der Leg. Rath) ſeine „Pfeife, in deren Kopfe eben ſein Daumen noch beſchäftiget war, das Gehirn hinabzuknetenl!] wegſegte." — Rec. ſah ſich hier genöthigt, das ganze Buch eine Zeit lang wegzulegen, weil es ihm doch ein wenig wunderlich dabey zu Muthe ward. —

Digitized by Google

Wenn es (nach S. 62. Th. 1.) eine heilige Architektur giebt, so muß es nothwendig auch eine unheilige geben; und wenn in fast allen (?) neuen Kirchen einem Tanzlustigen unwillkührlich das Trippeln ankommt, weil er „einen Ballsal sieht" — so hätte der Vf. ganz gewiß der heiligen Architektur einen Dienst erwiesen, wenn er einige von diesen Kirchen näher bezeichnet hätte. Oder sollen die Kirchen nicht freundlich aussehen? — Das wirklich nicht sinnreiche Mährchen, S. 68, wäre besser weggeblieben. — Wie mögen ferner wohl die, übrigens nicht unwahren, Aeußerungen über das Thun und Treiben „der Regierungen" in den Mund der Erzieherin kommen? (S. 218) und wer sind (S. 269) „die deutschen Hofprediger, die den Glauben verloren haben in der philosophischen Erstürmung des Himmels"? Wehe ihren Gemeinden! Der Hr. Prof. hätte besser gethan, sich in offene Fehde mit ihnen einzulassen, damit man wisse, wo solche Unholde hausen. — Ein mehr hinkendes Gleichniß, als das sehr unedle mit dem „akademischen Wagen" (Th. 2. S. 18.) giebt es kaum, so wie es fast keinen größern poetischen Unsinn geben dürfte, als den S. 39 abgedruckten: „Wie jeder Stern sich freuete (?) in die perlenhelle Flut (der Thränen Amaliens) seine Strahlen zu senken, um reiner das eigene Bild zu schauen"!!! Ein solches Kompliment hat man selbst der Mutter Gottes noch nicht gemacht! Dagegen begreift man es kaum, wie der galante Romandichter an einem andern Orte sagen konnte: „die Vernunftsonne soll bey Weibern eine seltene Erscheinung seyn" (?) —

Als wahre Musterbriefe können übrigens in ihrer Art gelten, Amaliens (bey Mondschein geschriebene) Briefe, so wie sich die von Eduard an Amalien gerichteten sehr gut lesen lassen.

Noch bemerken wir, daß der Vf. öfter den Sprachgebrauch nicht beachtet, öfter auch wohl seine eigene Rechtschreibung geltend gemacht hat. Er braucht beleben, statt erleben, Besonderung statt: Absonderung; er schreibt: jechlicher, ungestümmen, des Ziegenhirts, u. s. w.

Zur Würdigung dient es ferner zu bemerken, daß der Roman: Paradies und Welt — das Paradies ist das Schloß zu Thalheim, — die Welt, das Uebrige außerhalb des Schlosses — gewiß mehr Glück machen würde, wenn er nicht so viele völlig fremdartige Stoffe enthielte, und mehr aus einem Stück gegossen wäre.

Daß zuletzt nicht mehr als sechs Herzen vereinigt werden, ist in der Ordnung; auch wird die poetische Gerechtigkeit an der Kanzlerin, an ihrem Sohne, an Schlangenbiß und Apfelkern, obwohl nicht gerade zu streng, geübt.

Auf Druck und Papier hat die Verlagshandlung genügende Sorgfalt verwendet.

(lg.)

Porträts.

„Im Lit. Bl. ist so oft von den Almanachskupfern „die Rede gewesen, warum denn nicht auch von den Weimarischen Porträts der vorzüglichsten deutschen Dichter „und Gelehrten, welche C. Müller herausgiebt?" (Die sind ja nicht in Taschenformat, sondern in Lebensgröße, das gehört für das Kunstblatt.) „Ich finde die 10 Stück, „die ich bis jetzt besitze, Klopstock, Wieland, Göthe, Schiller, Lessing, Kotzebue, Huseland, Oberthür, Herder „und Winkelmann, vortrefflich." (Was Wieland, Göthe, Schiller und Kotzebue betrift, ich auch: denn davon hab' ich die Originale gesehen, und die Porträts sind sprechend ähnlich.) „Daß sie in Zeichnungsmanier gestochen sind, „auf lichtem Grunde, nicht völlig ausgeführte Platten, „wie die kleineren im deutschen Ehrentempel, das gefällt „mir eben daran. Ein gestochenes Portrait auf dunklem „Grunde kommt mir vor, wie ein Marmorbild, todt, „kalt, gleichsam absichtlich beleuchtet und vor eine schwarze „Fläche gestellt, um recht in's Auge zu fallen. In dieser Zeichnungsmanier hingegen erscheinen sie mir auf „meinen Wänden wie elfeische, durchsichtige, im Lichte „wandelnde Schatten, farblos, nur an ihren Umrissen „und Gesichtszügen erkendbar. Ich wünschte sehr, daß „der Künstler die Gallerie vermehrte," (wenn sie abgeht, wird es sicher nicht ermangeln) „sey es mit Todten oder „mit Lebenden; nur daß er auch immer nach guten Gemälden von verbürgter Treue arbeite. Ich fürchte nur, „der geringe Preis von 1½ — 2 Thlr. wird die Kosten ihrer Einsendung und Rücksendung nicht abwerfen, und „es wird überhaupt schwer halten, die Besitzer dazu zu „bewegen, da Gemälde durch das Reisen nicht besser werden." (Gemälde freylich nicht, aber Maler wohl, und ich höre, daß sein Sohn einer ist.) „Für Literatoren „und Künstlerfreunde, die nicht, wie unser .....r, „Mosen und die Propheten haben, um ihre Lieblinge, das „Stück zu 20 Friedrichsd'or, für ihr Studierzimmer malen zu lassen, ist die Fortsetzung zu wünschen, und man „sollte Unterstützung des Unternehmens hoffen, wenn man „bedenkt, was alljährlich für die verkrachten Bilderkalenderchen ausgegeben wird."

Ja, die sind Mode. M.

Opertext.

Poet.

Ich dichtet' einen Opertext;
Ein Blatt, das meinen Text betlert,
Und nicht bewiesst, daß er taugt.
Mein Opertext, das ist infam.

Recensent.

O Eitelkeit, gieb dich zur Ruh!
Hör' auf, den Redakteur zu quälen!
Ein Lob kann deinem Text nicht fehlen:
Dein Text ist ärger als du. R—t.

Digitized by Google

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag den 17. Mai 1822.

Akademische Literatur.

Oehlenschläger's kleine vermischte Schriften. Erstes Bändchen. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1821. 130 S. 8.

Zwey offizielle Festschriften des Professors Oehlenschläger in Copenhagen, so ganz baar an allem scientifischen und künstlerischen Werthe, daß wir kaum begreifen, wie Herr George Loy, der sich als Uebersetzer genannt hat, auf den Gedanken hat verfallen können, das deutsche Publikum, welches der Dichter Oehlenschläger sich erworben hat, mit diesen mißlungenen Pflichtprodukten heimzusuchen, und sogar eine Sammlung damit zu beginnen. Wir sind überzeugt, daß Oe. diese Aufsätze, welche wahrscheinlich beyde in lateinischer Sprache geschrieben sind (von dem einen ist es nach S. 110 gewiß), nicht für würdig gehalten hat, einer fremden Nation in ihrer Muttersprache mitgetheilt zu werden: denn sonst würd' er uns dieselben ja wohl selbst übersetzt haben, da er unserer Sprache bis zu dichterischem Gebrauche mächtig ist. Wir wollen daher auch den Inhalt unangefochten lassen, und uns blos an die Uebersetzung halten, in welcher wir auf nachbemerkte Schnitzer gestoßen sind.

S. 5. „auf seine übrige (n) Eigenschaften." Siehe Hepse's Kl. d. Grammatik S. 163.

S. 7. „eine fruchtbare (reiche, ergiebige) Ernte der Zeiten." Fruchtbar nennt man die Felder, nicht die Ernten.

S. 17. Aeschylus „der den Husen der Thespis verachtete." Entweder den Wagen, oder die Hefen, und auf jeden Fall des Thespis.

S. 23. Terenz „gewann auf diese Weise den Beyfall der griechisirenden Vornehmen, als (wie) Plautus den der Nation."

S. 28. Ovid's „leichte Sprachfähigkeit lernen wir daraus kennen, daß er in Tomi getisch gelernt haben soll." Die Gabe, leicht zu fassen, kann nicht füglich eine leichte Fähigkeit genannt werden.

S. 29. „Cato (Catul) und Properz." Hoffentlich ein Schnitzer des Setzers.

S. 31. „Hierzu können wir noch folgende legen, (zählen, rechnen) Alcäus, Simonides, Calimachus u. s. f." Wer wird denn die Porten legen?

S. 33. „als tapferer Krieger, Staatsmann und Gesandte." Gesandter!

S. 34. „in einem temporirten (temperirten) Clima." Wahrscheinlich nur Druckfehler.

S. 44. „ein allzu fühlbares (empfindsames) Herz." Fühlbar hat nur passive Bedeutung, und ein fühlbares Herz, in obigem, activen Sinne, ist nicht besser, als ein hörbares Ohr.

S. 45. „wo Camoens, während er das traurige Amt „hatte, Verwalter vom Nachlaß der Verstorbenen zu seyn, „das treffliche Gedicht Luisiaden, Vasco de Gama, „deren Zug und Thaten er mit prächtigen Beschreibungen „von Ostindien und dessen Eingebornen verband, und das „Ganze verherrlichte, indem er es auf naive und kühne „Weise mit römischer Mythologie vermischte." Dieser Satz giebt grammatikalisch gar keinen Sinn.

S. 53. „Daß Calderon an die Seite, ja, wie es den Anschein hat, selbst über Shakspear gestellt werden soll, so würde es wohl schwieriger seyn, uns hievon zu überzeugen." Welch ein Kauderwelsch! An die Seite — wessen? Shakspeare's. Ueber wen? über Shakspear. Warum also nicht: daß C. dem Sh. an die Seite, oder sogar über denselben gestellt werden soll, davon uns zu überzeugen, würde wohl schwieriger seyn.

S. 82. „Und ist nicht der Herbstwald mit seinen gelben Blättern unter dem Gönner oft anziehender für den Mahler" u. s. f. Wie kommt der Gönner in den Wald? Wir begreifen das nicht, obschon Oe. von Goethe spricht, der er hier wie einen Mäcen (d. h. sehr schal) lobpreiset.

S. 87. „von den verfallenen Ruinen des Hargebirges trat (trabt?) Ritter Stollberg ernst und begeistert auf seinen (m) Pegasus nach Griechenland."

S. 106. „Unternehmungen, durch welche große Tugenden geboren und das Vaterland gesichert wird." Die Tugenden werden geboren, und der nachfolgende Singular, wird, kann den elidirten Plural nicht ersetzen.

S. 108. „Die ersten göttlichen Vorstellungen, die Kriege, die Völkerwanderungen, gaben Gelegenheit zu Festen." Was versteht Herr Loh unter den göttlichen Vorstellungen? Ohne das Original können wir das Räthsel nicht lösen.

S. 121. „Denn so wie Michael Angelo das heidnische „Pantheon, als leichtes Gewölbe zur Zierde über seine „Kirche setzte, so hob Luther wieder die ganze katholische „Pracht in die Luft, als ein zweytes leichteres Pan„theon auf die starke Grundmauer der Gebote und des „Evangeliums." Dito unverständlich.

S. 122. „Einsicht in die meisten Wissenschaften und Künsten." Entweder den, oder Künste!

S. 128. „ihre kräftigste Heldenthat äußerte." Man äußert Meinungen, Heldenthaten vollbringt man.

S. 130. „man die Kennzeichen entbehren, die Zeitalter einander gleichen, und alles — zurücksinken würde." Ein eben so fehlerhafter Gesammtgebrauch des Hülfszeitwortes, wie S. 106. Die dritte Person des Singular, wo ein Satz vorhergegangen ist, der sie im Plural erfordert.

Herr Loh, als Herausgeber einer guten Zeitschrift gekannt, auch als launiger Erzähler und selbst als Dichter geschätzt, scheint seit einiger Zeit das Uebersetzen ex professo zu treiben; damit er sich nicht gewöhne, es nachlässig, wie eine Profession zu betreiben, haben wir uns für verpflichtet geachtet, es hier einmal streng mit ihm zu nehmen *).

*) Haben aber vergessen, daß der Mann blind ist, mithin aus dem Munde des Vorlesers übersetzen, und die Uebersetzung dictiren muß. M.

Neugriechenthum.

Von und für Griechenland. Von O. von Deppen und H. von R. Herausgegeben von C. von Z—g. Berlin 1822 bey Petri.

Neben gutgemeinten Worten für die Griechen und ihre Sache aus dem Munde deutscher Männer finden wir hier Schlachtgesänge und andere patriotische Lieder aus Hellas, die der Uebersetzer von einem Hellenen erhielt. Schade nur, daß das Original nicht beygedruckt werden konnte! Da, nach der Vorrede, die Handschrift, welche es enthielt, verloren gegangen. Die Rede für das Wohl des griechischen Volkes, in einem Kreise biederer Deutschen gehalten, — ein Erzeugniß des Augenblicks — ist Beweis für die reine Theilnahme des Redners am Schicksale der Griechen, aber unbedeutend und eigentlich planlose Zusammenstellung einzelner guter Gedanken. Ebenso ist die kurze Erwiederung auf einige den Griechen gemachte Vorwürfe (S. 20 f.) von geringem Werthe, obgleich in der Wahrheit begründet, und nur Ununterrichtete können den Griechen glückliche Anlage und Sinn für wissenschaftliche Bildung, die sie durch die unglaublichen Fortschritte seit kaum 50 Jahren zur Genüge bewiesen haben, und von denen uns der gelehrte Dr. Iken in seinem Hellenion genauere Rechnung ablegen wird, absprechen. Sehet Euch um in Europa, mehr als ein Volk werdet Ihr finden, das in freyer Selbstständigkeit auf einer verhältnißmäßig niedern Stufe der wissenschaftlichen Cultur steht, als die griechische Nation, die in schrecklicher politischer und religiöser Sklaverey kaum Gelegenheit hatte, sich höhere Kenntnisse zu verschaffen. Aller Anfang ist schwer! oft aber ist, einen Anfang zu machen, schöner, als dem Ziele näher seyn! Und es gebe in Europa keine geistigen Pygmäen und Schlaraffen? stellt diesen die Griechen gegenüber, prüfet nicht allein das; Was? sondern das Wie? unter welchen Umständen? Dann urtheilet! Der den Hellenen nicht absprechende Patriotismus, der in den neuern Zeiten oft in hellen Flammen sich entzündete, mußte, bey dem in ihnen still fortglimmenden Funken poetischer Talente, sie, wie in den alten schönern Zeiten den Tyrtäus, zu Kriegesgesängen begeistern. Bekannt sind die Lieder des unglücklichen Rhigas, — das berühmte Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων hat Hang in der Minerva 1822 trefflich übersetzt — die durch die natürliche Einfachheit und Erhabenheit der Sprache bald zu Nationalgesängen wurden, und im Munde der Landleute und Hirten die Echo der vaterländischen Gebirge mit lieblichen Tönen erweckten. Hohen poetischen Sinn und Stärke der Gedanken verrathen auch die Lieder, die uns in einer hoffentlich treuen Uebersetzung hier mitgetheilt werden; vorzüglich ist das Kriegslied auf der Flotte, (S. 18 u. 19) das unsers Körners Geist athmet und sich auch durch eine edle Sprache in der Uebersetzung auszeichnet. Aecht klassisch in Hinsicht der Gedanken sind die Lieder S. 26 und 34; das letztere, von einem gewissen Mavraros aus Paros, ist eines Spartaners der alten Zeit würdig und die That ist die einer Mainottin oder Suliottin. Von demselben Mavraros ist auch die am Ende mitgetheilte, in der Hauptsache wahre, auf die jetzigen Begebenheiten sich beziehende, Romanze; „Das treue Paar", die von einer feurigen Phantasie und kräftigem Geiste zeugt, wenn gleich manche Einzelnheiten hier störend sind. Es ist gewiß sehr rühmlich, und Deutsche immer mehr mit der fortschreitenden Cultur der Hellenen, die — besonders die Dichtkunst — durch den gegenwärtigen Krieg einen hohen Aufschwung erhalten muß, zu befreunden, und von dieser Seite betrachtet ist vorliegende Sammlung mehrerer von der schaffenden Kraft der Neugriechen zeugenden Produkte ein schätzbarer Beytrag zur Literargeschichte der Hellenen und ein nicht unwichtiges Aktenstück in dem Rechtshandel gegen die, welche die Griechen so gern zu Barbaren machen. Wir kennen die Literatur derselben viel zu wenig, ihren

Digitized by Google

Geiste nach, und ahnen vielleicht nicht, was wir finden werden. Wie schön sind z. B. die im Morgenblatte 1822 Januar mitgetheilten erotischen Lieder von Athanasios Christopoulos aus Constantinopel! welche liebliche, harmonische Sprache! welch' anacreontischer Frohsinn!

senem rediisse putares,
Cui rosa, ver et amor vinaque carmen erant

Ueber das, was S. 23 über die nach Hellas ziehenden Nichthellenen nicht ohne Leidenschaftlichkeit, also nicht durchgängig wahr, gesagt ist, wollen wir unsere Ansichten unterdrücken, da denjenigen, welche in diesem Falle sich befinden, auch einzig und allein über einen solchen Entschluß ein Urtheil zusteht. Wer einen Beruf, die Freyheit eines schmählich unterdrückten Volkes mit erkämpfen zu helfen, in seiner Brust fühlt, keine Verpflichtungen auf sich hat, gegen wen sie auch seyn könnten, der entscheide selbst in dritter Instanz vor dem Richterstuhle seines Verstandes über sein Vorhaben! Sollte das dort Bemerkte ein Seitenhieb auf Krugs bekannten Aufruf seyn, so machen wir nur darauf aufmerksam, daß blos ein arges, bey der Klarheit des Ausdrucks kaum erklärbares, Mißverständniß in demselben eine Aufforderung zum Kreuzzug wider den Christenfeind finden konnte, wogegen Krug selbst sich gerechtfertigt hat. So, wie er ist, kann Krugs Vorschlag nur gebilligt werden! aber es gehört zum Zeitgeiste, in dem Besten und Edelsten etwas Schlimmes zu finden. Uebrigens bemerken wir nur noch, daß der Redner S. 12 ganz allgemein, wenn auch in anderem Bezuge, sagt: süß ist es und entzückend, zu sagen: „auch ich war dabey, auch ich focht mit in dem Kampfe für die Freyheit!" Darum: πάντα δοκμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε!

Arzneigelahrtheit.

Kritisch-etymologisches medicinisches Lexikon für die in der Sprache der Aerzte am häufigsten vorkommenden Wörter griechischen Ursprungs; entworfen von L. A. Kraus, Dr. Philos. et Medic. leg. Göttingen und Wien 1821. 8. XVI und 666 S.

Dieses Lexikon führt ein doppeltes Motto.

Das erste lautet:

Pfuscher kannst du ohne Griechisch werden,
Aber, glaub' mir, nie ein sichrer Arzt.

Einem solchen, den größten Theil der jezt lebenden Aerzte zu Pfuschern stempelnden Ausspruche kann Ref. nicht beystimmen; aus den nämlichen Gründen, welche P. Frank (mediz. Poliz. 6. B. 1. Th. 554 S.) angeführt hat. Eher in gewisser Hinsicht dem Ausspruche des zweyten Motto:

Non laudem merui. Vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Denn wer sich das Ansehen geben will, als verstehe er die griechische Sprache, der studiere sie. Ein Vorhemdchen macht noch keinen gentlemen. Warum wollen wir dem Bettler behülflich seyn, den Reichen zu spielen? Warum den ungebildeten jungen Leuten, deren so viele sich jezt auf die hohen Schulen, und in die eigens für sie eingerichteten Arztfabriken drängen, das Studium der Heilkunde so maulrecht machen? Ex hac vera disciplinae medicae tenuitate, sagt E. Platner, (quaestion. physiolog. pag. II.) haec orta est pernicies, qua non poterat capitalior generi humano accidere, ut tardissimi quique atque hebetissimi homines ad artis salutaris studium se conferant, qui omni alii rei addiscendae se impares sentiant, — ut ex tonsorum atque pharmacopœorum tabernis indies plures migrent ad academias, qui doctores cupiunt creari — et creantur. Vera nonnunquam creatio ex nihilo. Ref. ist kein solcher Pedant, daß er die griechische und lateinische Sprache, weil einige medicinische Schriften darinnen verfaßt, und eine Menge Kunstwörter daraus entlehnt sind, deßwegen dem Arzte für schlechterdings nothwendig halten, oder gar glauben sollte, diese Sprachen machten für sich schon die Gelehrsamkeit aus. Allein die moralischen Eigenschaften, die von einem Arzte verlangt werden, sind nur bey sorgfältig erzogenen, und in Anwendung ihrer Geisteskräfte von Jugend an vielseitig geübten Menschen zu suchen, und das Studium jener Sprachen, wenigstens der einen davon, ist, wenn es nicht in Wortklauberey ausartet, nächst der Mathematik, das vortrefflichste Bildungs- und Uebungsmittel des Geistes, macht mit den lautersten Quellen des gründlichen Wissens und des guten Geschmacks bekannt. Wer einer von diesen Sprachen, noch besser, wer beyder mächtig ist, oder doch war, (denn ein Instrument kann, wenn es seine Dienste gethan hat, allenfalls verloren oder weggeworfen werden,) der giebt den Beweis einer guten wissenschaftlichen Erziehung, einer nicht müßig verlebten Jugend, und der Bekanntschaft mit dem Geiste der besten klassischen Werke des Alterthums. Insofern also Hr. Dr. Kraus sein Lexikon für angehende, des Griechischen unkundige Aerzte und Wundärzte bestimmt, und diese dadurch der Mühe, jene Sprache gründlich zu erlernen, überheben will, thut er der Unwissenheit Vorschub, und verdient, wie er in dem zweyten Motto selbst zu verstehen giebt, kein Lob. Ein desto größeres gebührt ihm als Etymologen und als Kritiker. Ref. läßt zwar den Nutzen des Etymologisirens an seinen Ort gestellt seyn, zumal wenn es in Spielerey ausartet, und man etwa z. B. die Leidenschaft von Leiden schaffen, den Krieg von etwas kriegen oder abkriegen ableiten will.

Es kann jemand ein sehr braver Baccalaureus seyn,

Digitized by Google

ohne zu wissen, daß dieses Wort von basso cavalliére, (ein kleiner Cavalier,) abstamme; ein andrer als Saucischen-Esser seines Gleichen suchen, ohne zu vermuthen, daß das Wort saucisse von dem englischen sâusage, und dieses von dem deutschen Saufad, (eine Magenwurst,) entsprungen sey *). Allein dem menschlichen Geiste ist die Wißbegierde eigen, er will einmal den Grund und die Ursache aller Dinge, die Wahrheit, το ἀτυμον wissen, und diesem Triebe nach Erkenntniß der Welt verdanken die Mathematik und die Philosophie, die Physik und die Wortforschung ihren Ursprung. Wem sollte es daher nicht angenehm seyn, wenn er von Hrn. Dr. Krause erfährt, das Wort agrippa stamme von ἀγριος ἱππος ab, perinaeum von περιτείνον, der verlängerten Form von περιν und πηρα, anus von ἀ (privativ.) und νεῦς, (im Sinne einer gewissen deutschen Redensart,) Mars von Ἄρης und dieses durch Uebergang des Spiritus lenis in m (wie umgekehrt in der preußischen Armee das Commandowort arsch von marsch) von ἀρασσω etc. Wer, der Irrthum und blinden Wahn hasst, sympathisirt nicht mit ihm, wenn er die der griechischen Sprache aufgebürdeten Accente befehdet, und unrichtig gebildete Kunstausdrücke, z. B. achlis, algia, aegylaps, anchylops, anchyloblepharon, alexiterium, coretadialysis, corenectomia, coretonectomia, coretotomia etc. mit der Bemerkung rügt, daß 1 Dutzend Orden, womit behangen mancher Professor das Katheder besteigt, noch keinen Sprachbeherrscher machen. Uebrigens hält zwar der V. selbst sein Lexikon nicht für vollständig; stündlich kann er, seiner Versicherung nach, mit einem Nachtrage von 2000 — 3000 guten, und von doppelt so viel schlechten Wörtern aufwarten. Man sieht aber doch nicht recht den Grund ein, warum er manche Wörter, die in den Schriften der Aerzte häufig vorkommen, z. B. in autocheiria, autocratia, amygdalae, amylum, araeometer, atecnia, asclepieion, bothryocephalus, branchiostegus, chondropterygius, coreoncion, chamomilla, caryophylli, cetaceum, chamaedrys, chamaepitys, colchicum, derm(at)ologia, dasymeter, deuterochlorinas, euporiston, euphorbium, erysimum, glycine, goniometer, hymenoptera, hemiptera, halysis, hysteroplasma, helminthochortos, hyssopus, helenium, hypericum, hydrochlorina, hydrostasis, istrotechnica, iodine, lepidoptera, laparotomia, morphium, malissa, nosasologia, oxynomenon, orthopedius, palaiologia, photometer, pyrethrum, pachydermata, sarcologia, strychnomania, strongylus, serpyllum, stizolobium, telangiectasia, tanacetum, thyreophyma, nicht zu gedenken derer, welche seltner angetroffen werden, z. B. apochema, byne, colloboma, dionysiacus, galiencon, gonyancon, hierarnotos, hysterophyse, phoxos, rhinoptia, rhinophonia, rhopalosis, rhysema, rhicnosis, simus etc. zurückgehalten hat, indessen andre weit weniger gebräuchliche fast auf jeder Seite vorkommen. Einigen Aufschluß darüber scheint er S. 569 zu geben. Die täglich zu Hunderten einlaufenden Aufforderungen, sagt er daselbst, zwingen mich zu Ende zu eilen, und einiges für andre Gelegenheiten, allenfalls für einen Nachtrag, zurück zu legen. Nun, wir gratuliren; und wünschen, daß um die medicorum Graecorum opera, welche Hr. Prof. Kühn zu Leipzig herausgiebt, ein gleiches Gerüste entstehen möge.

S.

*) Warum nicht gar! Saucisse kommt von sauce her, und das ist etymologisch mit dem Lateinisch sal, nicht mit der deutschen Sau verwandt. M.

Flugliteratur.

Friedrich Weissers satyrische Blätter. Stuttgart bey Sattler 1822. *)

Nachdem das Lit. Bl. in Nr. 42. 1821. Herrn Weissers „neueste poetische und prosaische Werke" epigrammatisch recensirt, und insonderheit die, gegen F. Rind und F. Horn darin vorkommenden Schimpfgedichte sammt den Ausfällen auf St. Schütz, Bürger, den „Herrn von Göthe" u. s. f. gerügt hatte, war es vorauszusehen, daß in den nächsten neuesten Werken dieses Reimschmied's und Prosaschneiders auch der Herr Redakteur des Lit. Blattes das tragische Schicksal erfahren würde, unter dessen satyrische Geisel zu fallen: **) er und F. Horn sind die Helden dieser Blätter, aus welchen selbst das brockhausische Conversationsblatt (Nr. 75), so sichtbar auch es über die Erscheinung sich freut, Stellen oder Namen anzuführen sich ausdrücklich geschämt hat. ***) Der Witz auf Herrn Prof. Horn ist lediglich aus dem Reim-Lexikon geschöpft, und der Angriff auf den Hrn. Red. des Lit. Bl. ganz nach den brockhausischen Flugschriften, Müllneriana, entworfen, um derentwillen der würdige Verfasser als Injuriant verurtheilt worden ist. Rec. würde dieser Liter. Misère hier gar nicht zu gedenken wagen, wenn er nicht aus der Zufertigung des Buches an Seiten der Redaktion schließen müßte, daß der Hr. Red. seiner Stellung in der lit. Welt hinlänglich sich bewußt ist, um dergleichen Schmähungen zu verachten. ****)

*) Wie die? M.

**) Das ist ein sehr erträglich tragischer Schicksal. M.

***) Unzeitige Scham! M.

****) Ey Gott bewahr! Ich schicke sie, und die Sammlung derselben ist eine Liebhaberey von mir, dürfte ich den Herrn Rec. bitte, mir das Wort ja zur nächsten Messe unbeschmutzt zurückzusenden. M.

Digitized by Google

Nr. 41.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 21. Mai 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Die Gefesselten. Dramatische Dichtung in fünf Abtheilungen mit einem Prolog von D. Ernst Raupach. Leipzig b. Cnobloch 1821. 220 S. 8.

Der Vf. hat in einem Briefe, welcher — hoffentlich mit seiner Erlaubniß — im Morgenblatte 1821. Nr. 266 abgedruckt worden ist, gegen einen Vorwurf, den man dieser Dichtung gemacht hat, mit den Worten sich vertheidiget: „Wenn ich zeige, wie behutsam der Mensch seyn „muß mit Verfügungen in seinen letzten Stunden, weil „er dadurch in das veränderliche Leben Unveränderliches „trägt, was also der Natur des Lebens zuwider, feind„selig und zerstörend wirken muß, wenn ich das zeige, „heißt das Casuistik dramatisiren?“ Hiermit hat er den Standpunkt angedeutet, aus welchem er den Hauptgedanken, das Thema dieser Tragödie, beurtheilt wissen will; und, auf seine Gefahr! wollen wir ihm darin zu Willen seyn.

Der König von Schottland sitzt im Prolog auf seinem Sterbesessel. Er ist bekümmert um das Geschick seiner zweyten Gemahlin Margaris und ihres unmündigen Kindes Malcolm. Dazu hat er auch guten Grund: denn er hat seine erste Gemahlin, die Schwester des mächtigen Grafen Lenox, um Margaris willen verstoßen, sie ist in der Verbannung vor Gram gestorben, und er hat seine mit ihr erzeugte Tochter, Rosamunde, selbst nach dem Tode der Mutter nicht vor sein Angesicht gelassen. Da der tapfere Robert Kenneth Graf von Angus, sein Blutsverwandter, diese Rosamunde liebt; da der Knabe Malcolm wegen des zweydeutigen Rufes seiner Mutter von den Großen des Reichs nicht für allzulegitim gehalten wird, und da die Besetzung des erledigten Thrones eigentlich von der Wahl der Magnaten abhangt: so ist es in der That wahrscheinlicher, daß sofort nach seinem Tode Angus mit Rosamunden, als daß Malcolm jemals den Thron besteigen werde. Aber eben darum ernennt der sterbende König den Grafen Angus zum Reichsverweser während Malcolms Minderjährigkeit, bittet denselben, das Kind bey seinem Rechte zu schützen; und Angus, gerührt durch dies Vertrauen, schwört ihm:

An meinem Busen soll der Knabe liegen,
und kämpfend will ich sterben oder siegen,
ihm zu bewahren seines Vaters Reich;
auf Schottlands Thron soll nie ein andrer sitzen,
und soll' ich all mein Herzblut drob verspritzen.
Und halt' ich nicht, was ich ihm jetzt verbürge,
soll Welt und Nachwelt fluchen meinem Namen;
dem Leibe sey hier Grabesruh verwirkt,
der Seele Frieden dort!

Der dankbare König, von Angus Liebe zu Rosamunden unterrichtet, empfiehlt ihm nun auch, diese aus dem Dunkel der Verbannung zu ziehen, und segnet ihn sterbend als seinen Eidam.

Das wäre denn die erste, „unbedeutsame“ letztwillige Verfügung, die wir für sehr klug und selbst für edelsinnig zu halten versucht sind. Suchen wir die zweyte. Margaris, die uns in einem Gespräch mit ihrer Erzieherin (einer kupplerischen Phädra-Amme) einen nichtswürdigen Charakter und Lebenswandel nebst dem Umstande enthüllt, daß sie des Grafen Angus begehrt hat, und von ihm verschmäht worden ist — Margaris glaubt, daß Angus seinen Schwur nicht halten werde, und der Graf Lenox glaubt das Nämliche. Er hat zum Behuf der Königswahl die Reichsstände für Rosamundens Bräutigam gestimmt, obschon seine Gattin meint, er hätte sie für Rosamunden stimmen sollen, auf daß die erwählte Königin den König wählen möchte. Aber weder dies noch jenes kann zum Heile führen. Rosamunde, Jahre lang von den Kummerthränen ihrer unglücklichen Mutter gebadet, ist von derselben ausersehen worden zum Werkzeug ihrer Rache an Margaris, zur Verdrängung des Knaben Malcolm aus der königlichen Erbschaft; sie hat der Sterbenden auf die Hostie schwören müssen, „dem geliebten Robert ihre Hand „nicht zu geben, bis er auf Schottlands Thron siege, oder „doch, wenn er dazu nicht gelangen könnte, nur unter der „Bedingung, daß er mit dem Sohne der Verhaßten in den „Kampf auf Tod und Leben gienge,“ i. e. ihn nie in den ruhigen Besitz der Krone kommen liese: denn daß er warten soll, bis das Kind Malcolm mit ihm persönlich fech-

Digitized by Google

ten kann, wird doch wohl ihre Meinung nicht gewesen seyn. Als Eidespfand hat sie eine Locke der Tochter mit in's Grab genommen, und so den romantischen Gespensterschauer dem Schwure schlau zum Hüter bestellt. Das ist denn die zweyte, „unbehutsame“ letztwillige Verfügung, und man sieht leicht, daß ihrer gerade zwey seyn mußten, um einander wechselseitig unbehutsam zu machen. Das führt nun, wenn wir den Vf. von dem oben beschriebenen, eignen Standpunkte aus beurtheilen sollen, schon vorläufig zu der Frage, ob er sein Thema nicht besser an Einer, an und für sich unbehutsamen, Sterbedisposition ausgeführt haben würde, wenn es ihm darauf ankam, durch seine Dichtung Sterbende zur Behutsamkeit im Testiren zu begeistern. Doch wir werden bald sehen, daß es ihm auf etwas Anderes und Würdigeres angekommen ist.

Die Entdeckung von Rosamundens Schwur macht im ersten Akte (ein wenig früh!) die Peripetie der Tragödie. Angus hat seinen guten Namen einlich dafür verpfändet, daß Malcolm König seyn soll; Rosamunde ihre Locke für das Gegentheil. Das war unbehutsam, war ein gewagtes, die sittliche Freyheit, die wahre Tugend gefährden, des Spiel mit dem Verheißungsworte: man muß niemals unbedingt beschwören, zu thun, was zu der Zeit, wo es gethan werden soll, pflichtwidrig seyn kann. Aber eben darum ziemt es, dramaturgisch, dem Heldenpaar einer Tragödie gar wohl, und der kleine Fehltritt, die aristotelische Amartia, gewinnt den Liebenden die menschliche Theilnahme; es kommt nur darauf an, daß sie dieselbe sich zu erhalten, und sie zu steigern wissen. Und wie fangen das unsere Liebenden an?

Rosamunde, wohl wissend, daß Angus Wort halten muß (denn was er versprach, war und ist keiner Pflicht entgegen, wenn die Stände, mit ihrem Wahlrecht, nichts wider Malcolms Erhebung auf den Thron haben), verzichtet auf das Glück der Liebe (S. 53), und beschließt, der todten Mutter Wort zu halten. Damit hat sie, wie die Zuschauer nun einmal sind, auch auf die Theilnahme (am Schicksal ihrer Liebe) verzichtet, und kann dieselbe nur wieder gewinnen, wenn sie wankt, um der Liebe willen. Das thut sie aber nicht, im Gegentheil; sie geht viel weiter, als sie nach dem Buchstaben ihres Eides brauchte. Sie läßt sich durch ihre Verwandten, Graf und Gräfin Lenox (letzt genannte ist eine shakspearisch grobe Person, die S. 35 ihren Gemahl einen alten Sünder schilt) — sie läßt sich bestimmen, so zu handeln, als ob sie geschworen hätte, nicht blos, dem Angus zu heirathen (Nichtkönig) ihre Hand zu versagen, sondern auch, sie einem Andern zu geben, dafern er nur statt des Malcolm König werden würde. Sie verlobt sich dem Grafen von Lancet, der mächtig genug scheint, den Malcolm zu verdrängen, und macht blos noch in honorem ihrer Liebe zu Angus die Clausel, daß er nur einmal in seinem Leben sie wieder sehen solle: am Altare. Ja, sie folgt sogar dem Heere, welches nun ihr Verlobter vertragsmäßig gegen den Reichsverweser und Normand Angus in's Feld führt. „Das ist eine matte Liebe!“ fühlt hier, trotz allen rednerischen Ausbrüchen der innerlichen Glut, die gemüthliche Welt, und giebt Rosamunden auf. Was ihr auch begegnen mag, so lange sie bey dieser Handlungsmaxime bleibt, hat sie keine Theilnahme, kein Mitleid zu fordern, zumal da sie der sterbenden Mutter zum Werkzeug für das unedle Geschäft der Rache sich verschworen hat.

Angus fängt es besser an, sich bey den Zuschauern in Gunst zu setzen. Da er hoffen kann, daß Rosamunde sich von der Auflöslichkeit ihres Gelübdes überzeugen lassen werde (er selbst scheint S. 83 und 87 überzeugt zu seyn, daß die Todte selbst die Erfüllung nicht mehr wollen kann), und das giebt ihm freyere Hand, der Liebe unbeschadet, nach dem Gesetze der Ehre zu handeln. Die Stände wählen ihn zum König; er schlägt es aus, und thut wohl daran: das Gegentheil würd' ihn verächtlich machen, da er hier blos in Gefahr ist, durch Pflichterfüllung den Besitz der Geliebten zu verlieren. Aber die Stände verwerfen Malcolm, den sie für einen Bastard halten. Angus besteht darauf, daß Malcolm König sey, droht ihnen, das Recht des Knaben mit dem Schwerte (also im bürgerlichen Kriege) zu vertheidigen, und hebt die Sitzung auf. Darin geht er ein wenig zu weit, wie er schon im Schwure zu weit gegangen war. Der Verf. hat zwar in dieser Scene das Wahlrecht der Stände in diplomatischen Nebel zu hüllen gesucht. Angus gesteht es ihnen zu in thesi, beruft sich aber quoad praxin auf ein Herkommen, nach welchem allezeit der Sohn des verstorbenen Königs zu wählen sey (S. 59), und läßt die Replik des Lenox, daß im Falle der Unmündigkeit des Sohnes auch schon der Bruder oder der Vetter erwählt worden, ohne alle Antwort, wodurch er sie stillschweigend einzuräumen scheint. Doch wie es damit auch beschaffen sey, er hat kein Recht, gegen das wahlbefugte Reich das Schwert für Malcolm zu führen, und was er an Achtung gewann, indem er die Krone ausschlug, das verliert er wieder, indem er auszuführen droht, was er für Unrecht erkennen muß, obwohl er unbesonnener Weise es geschworen hat. Und ach! er verliert es ohne dramaturgische Noth. Er dürfte nur den Ständen sagen: „Euer Entschluß, Malcolm der Thronfolge für unfähig zu erklären, macht mich nothwendig „zum Verbrecher; ich muß entweder meineidig werden, „oder den Brand des Krieges in den Schooß meines Va„terlandes werfen. Da ihr mich zum König wollt,“ und „da ich euch als Reichsverweser die nämlichen Dienste leis„ten kann; so laßt es bey des Königs Willen, laßt es wes„nigstens vor der Hand dabey!“ interim aliquid fit.“ Die Stände müßten entweder die Hauptkörpschaft selbst seyn,

Digitized by Google

oder sie müßten auch unbehutsam geschworen haben, wenn sie so verständigen Gründen nicht nachgeben wollten. Und dadurch verlöre das Drama nichts, nicht einmal die Spiralfeder der äußerlichen Bewegung, den Krieg, welchen nun der ständisch bestätigte Reichsverweser nur mit um so besserem Rechte gegen Rosamunden und ihren Verlobten führen würde.

Dieser so vernunft- als liebeswidrige Krieg endiget billig sehr kurz. Angus überfällt das Heer, Lanerk fällt, und Rosamunde sieht S. 159 sich in des Siegers Armen, nicht wissend, was sie anders thun soll, als — abgeben. Inzwischen macht Margaris den Versuch, Rosamunden vergiften zu lassen. Dies bringt Angus Entschluß, an seinem Eide fest zu halten, zum wanken; ganz Liebe, erscheint er vor Rosamundens Ruhebette, und spricht so begeistert als vernünftig:

Laß ruhen die Todten — laß ruhen, Kind!
wir sollen sie ordnen und herrschen auf Erden?
wie mögen sie Führer des Lebens werden?
ist das gebrochene Auge nicht blind?
Ich habe gemessen, verglichen, erwogen,
ich habe gesonnen, geprüft und gedacht:
ein finsterer Kreis ist uns Leben gezogen,
wohin noch keiner hat Licht gebracht.
Drum bab' ich die Furcht auf immer entlassen,
die Geister schrecken mich färder nicht;
und will mich der Schauder des Grabes erfassen,
so kenn' ich dagegen ein mächtig Gewicht:
das ist Dein wieder entwölkter Blick,
das ist die Lose, die wieder sprießt,
das ist Dein Busen, der wiederum glückt.
Dein Auge, das wieder Sonnenlust genießt.
Laß fahren, Geliebte, Dein Bangen und Zagen;
der Riedel des Jammers ist niedergetraut:
o! laß Dein freundliches Lächeln mir sagen,
ich halt' im Arme die glückliche Braut.

Über die Liebe hat von diesem momentanen Siege keine Frucht. Nachdem die Giftmischerin Margaris verbannt ist, disputiren des Helden eidlich gefesselten Gewissen und sein strenges Ehrgefühl acht Seiten lang mit der Liebe und mit der gesunden Vernunft (S. 190 ff.) und nachdem sein Sänger Oslar ihm eine Romanze von 7 Strophen vorgesungen hat, kommt er zu dem Entschlusse, dieser Erdenmacht von widerstrebenden Trieben und Pflichten durch den Tod zu entfliehen, und die Geliebte mitzunehmen. Sie bittet ihn auch bald darauf selbst darum, Arm in Arm stürzen sich beyde ins Meer, nachdem Angus zuvor Malcolm dat zum König erklären lassen, und einen anderen Reichsstand zum Reichsverweser an seiner Stelle.

Das Resultat ist demnach, daß beyde Theile ihren Eid umgehen, also virtualiter brechen, und stellen wir uns wieder in mehrerwähnten autokratischen Standpunkt des Dichters, so hat er uns eine ganz andere Unbehutsamkeit der sterbenden Testatoren anschaulich gemacht, als er gewollt zu haben scheint: beyde hätten ihre Leute auch schwören lassen sollen, vor der Erfüllung des Schwures sich nicht selbst umzubringen.

Diese Wahrheit der Cautelarjurisprudenz wäre nun aber eine so unwürdige, kleinliche, untragische Moral, daß wir sie unmöglich für die Grundidee halten können, welche der Dichter hier ausführen wollte.

Nicht viel besser steht es um diejenige, welche ein unbarmherziger Lobhudler und sehr unbehutsamer Freund unseres Bd. in der Zeitung f. d. elegante Welt 1822. Nr. 35. demselben untergeschoben hat. „Treue dem geschwornen Eide! (sagt er) ist das Losungswort der Gefesselten.“ Hätte der Dichter diesen Hauptgedanken anschaulich machen wollen; so würd' er kaum eine unzweckmäßigere Katastrophe haben ersinnen können, als den frey beschlossenen Selbstmord, wodurch die Eidgefesselten der schwierigen Erfüllung ihrer Eide sich entziehen: Rosamunde, indem sie Malcolm im ruhigen Besitz der Krone läßt; Angus, indem er vor seines Mündels Volljährigkeit sich außer Stand setzt, „des Vaters Reich demselben zu bewahren,“ wie er geschworen hatte. (S. 17.)

So wie der Dichter seine Fabel gestellt hat, läßt sich kaum irgend eine andere Moral daraus ziehen, als diese: Schwört nicht in den Augenblicken der Gemüthsbewegung unbesonnene Versprechungseide, die eure Pflichten verwirren, eure moralische Freyheit ansheben, den Keim eures inneren Lebens zerstören, und eure irdische Glückseligkeit vernichten können. War dieses die Meinung des Dichters; so hat er dauphäschlich darin gefehlt, daß er die sittliche Freyheit, von der Macht der Liebe unterstützt, nicht kräftig genug antringen ließ gegen die Fessel der unbesonnenen Gelübde. Er hat die Fessel zu stark, den gefesselten Freyheits- und Glückseligkeits-Trieb zu schwach gemalt. Die gefesselte Freyheit klagt nur *), während allein die

*) Aber sie klagt doch nicht weinerlich, z. B. S. 93.

Rasch wie der Sturm vom kahlen Bergeshaupt
den dürren Staub, und aus dem Waldgehege
die dürren Blätter jagt, so fuhrenten wir
die Wort' aus unserm Munde, nicht bedenkend,
daß Worte nicht versinken, wie der Sand,
das Worte nicht verwehen, wie das Laub.
Besinnung, wie man eine Hand voll Heller
dem Bettler zuwirft, der im Armutwinken
ein abgeriebnes Sammerstück beginnt;
so werfen wir jetzwordrem, der das alte
bekannte Liedlein uns von Edelmuth
und Herzensgüte singt und Lieb' und Treue,
klugs einen ganzen Strauß Verheißungen
aus wohl gepaarten Redeblumen zu.
Und wenn das Schicksal dann aus solchen Reden,
die wir verschwendet, wie ein junger Prasser,
uns eine Kette schmiedet, und damit

Digitized by Google

Scen vor dem Ehebruche handelt. Das macht das Drama schwach; giebt der Lyrik ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht, und entnervt die Katastrophe, welche viel wirksamer seyn würde, wenn der Dichter die Liebenden beyde bis auf den Punkt geführt hätte, wohin er im 5ten Akte den Helden kommen läßt: auf den Punkt, ihre Gewissensruhe eines dem andern aufopfern zu wollen. Die moralische Unmöglichkeit auf beyden Seiten, dieses Opfer anzunehmen, würde die gemeinschaftliche Flucht aus den irdischen Schranken in das Gebiet der übersinnlichen Freyheit weit besser motivirt haben, als die Klagen über das Dunkel auf Erden und die Sehnsucht nach dem jenseitigen Lichte: eine Lieblingsidee unseres Dichters, die er schon in der Erdennacht (einem früheren Stück) allzu sehr über seinen Genius hat herrschen lassen.

Wenn es inzwischen die Composition nicht ist, womit die Gefesselten ihre Leser fesseln können; so wird doch der Dichtergeist, welcher in der Diction sich abspiegelt, und das Gemüth, welches in dem Rhythmus wieder tönt, nicht ohne anziehende Wirkung bleiben. Reich an Gedanken, kräftig im Gefühl, kühn und meist glücklich in Bildern, läßt der Dichter den vollsrigen Gesangstrom bald mit mäßigem, bald mit starkem Gefälle dahin rauschen. Die Scenen abgerechnet, wo er ohne Frucht wie ohne Grund nach Shakspearescher Derbheit strebt (zwischen Margaris und Sara, Lener und seiner Gemahlin), hält er sich vom Niedrigen stets entfernt, und den weichen Geschmack, den das Rührspiel und die neuere Aftertragödie in das Gebiet der tragischen Kunst gebracht haben, streichelt er nirgends. Er wird daher, selbst wenn er künftig glücklicher in der Fabelerfindung, im Dialog, und in der dramaturgischen Oekonomie seyn sollte, selten das Glück haben, Schauspieler zu finden; aber an Lesern wird es ihm hoffentlich niemals fehlen.

---

und sklavisch fesselt an ein fremdes Wollen;
so langen wir, wie böse Doggen thun,
wahnsinnig heulend, schäumend an der Kette,
und beißen drein, und schaffen nichts damit,
als daß wir endlich selber uns erwürgen.

Hier spricht Klingus die obige Moral sehr kräftig aus.
M.

Marathon und Leipzig.

In der Zeitung f. d. elegante Welt 1822. Nr. 27 ff. hat F. v. Fouqué auf die ihm eigne Manier den antigöthischen Verfasser von Wilhelm Meisters Wanderjahren und Tagebuche angefangen, unter andern so:

— — — — — Ja, selbst den herrlichen Siegstag:
Leipzig! griffest du mir an mit verletzender Hand!
Marathon stände da höher? Wo strahlt' auf Marathons Fluren
Heiliges Zeichen voran, so wie auf Leipzigs Gefild?
Lützen und Kulm und sonst noch manch Treffen, — es sahe die Heiden
Sinken in schweren Tod, als ihm noch Hellas gesaynt.

In diesem Falle dürfte sich die gesunde Vernunft für den Unedelmuthigen Aftergothen wenden. Marathon hat eine Handvoll Griechen das zahllose Heer der Perser auf die Schiffe jagen; Leipzig sah fünf Nationen die neugeworbene Armee eines kühnen Eroberers aus dem Felde schlagen, und für das heilige Kreuz (für den ächtlichen Glauben) wurde dort, so viel wir wissen, nicht gefochten. Selbst die Folgen dieses Siegestages scheinen auf der einen Seite der römischen Hierarchie, und auf der andern den Türken, günstiger zu seyn, als dem wahren Christenthum, welches nicht in pigoten Kreuzphrasen besteht, und von dem Eroberer nicht um des Ritterfeudalismus willen gestiftet worden ist.

Uebrigens ist auch der Antigöthe in seiner Antwort (Nr. 28 und 29) sehr fromm, und proklamirt im Grunde nichts Geringeres, als einen heiligen Krieg gegen die öffentliche Meinung, welche Göthe's Dichtergenius ehrt, ohne sich um seine Frömmigkeit zu kümmern. Mit Recht singt daher ein Tertius interveniens (Schütz in Halle) in Nr. 39:

Heil Euch, Ihr Frommen, wandelnd in dem Herrn!
Der Kirche seyd Ihr Held und Priester beyde!
Allein vom böhren Dom strahlt Orpheus Stern,
Die Lyra, gleich herab auf Evrst wie Heide.
Die Poesie ist Aller, wo das Licht! —
Drum gilt es Euch ein Urtheil über Göthen,
Den Dichter, der zur ganzen Menschheit spricht,
So seyd nicht Ritter, Priester, — seyd Poeten.

Auffallend ist an der Erscheinung des Fouqué-antigöthischen Briefwechsels der Umstand, daß Fouqué in seinem Anfange that, als ob er das Buch von anonymer Hand zugeschickt erhalten hätte, und als ob er den Verfasser der falschen Wanderjahre durchaus nicht errathen könnte; da doch gleichwohl dessen Antwort, gleichzeitig mit dem Anfange, in der Eleganten erschienen ist. Wie hat denn Fouqué das Mspt. seines Anfanges in des Unbekannten Hände gebracht? Wer ist Vermittler dieser Correspondenz gewesen?

Offen zu reden, wir vermuthen hier fromme Umtriebe. Auch der Heilkon hat heut zu Tage seine Missionaires und die Präfekten und Nuncs der Literatur haben Ursache, wachsam zu seyn. Klingt es nicht genau, wie eine ästhetische Missionspredigt, wenn der Antigöthe sagt:

Und ach, da soh ich einen unsere Priester
Der unberührten wahrlich keinen, einst
Erzogen hier, mit uns des Tempels pflegend,
Noch trägt er äußerlich den ernsten Schmuck,
Worin der Reine dient dem Allerreinsten,
Die Demuth war der stolzen Stirne fern;
Noch wand der Kranz sich um sein Haupt, doch schon
Geborren von der innern trüben Glut.
Der stand am Eingang, wie Prometheus tief,
Und deutete den Gaffenden die Aufschrift
Des eig'nen Bau's und seine unsre Ordnung.
Und jauchzend rief das Volk: er spricht Orakel,
Verständiger, als droben jener: Last
Uns weise seyn, und hier des Tempels warten!
Und unverständig in der Schuld gezogen
Bringt es nicht Gott mehr, nein der eignen Frage,
Dem Unsichtbaren nicht, nein der Gestaltung,
Dem Ew'gen nicht, nein dem Vergänglichen,
Dem Heiligen nicht, nein der geschmückten Sünde
Sein segenloses Opfer. — —?

Digitized by Google

Nr. 42.

Literatur-Blatt.

Freitag den 24. Mai 1822.

Dichtkunst.

Friedrich Kind's Gedichte, Erstes Bdchen. 308 S. Zweytes B. 312 S. Drittes B. 318 S. Viertes B. 302 S. 16. Zweyte, verbesserte und vollständige Auflage. Leipzig 1819 bey Hartknoch.

Wenn die Erzeugnisse eines Dichters oder Schriftstellers überhaupt eine längere Zeit hindurch von seiner Nation mit so entschiedenem Beyfalle aufgenommen wurden, daß man ihn nicht mit Unrecht einen Liebling derselben nennen konnte, so beweist dies zwar nicht, daß jene Produkte Meisterwerke waren, oder daß sie das eigenthümliche Gepräge des Genius dieses Volkes in hoher Vollkommenheit an sich getragen, sondern nur, daß der Dichter oder Schriftsteller wohl verstanden habe im Geiste der Zeit für seine Mitwelt zu dichten und zu schreiben, d. h. daß er den Gang, den die Bildung der Nation genommen, und die Stufe derselben, auf der sich diese eben befunden, so wie die Art des dadurch erzeugten Bedürfnisses geistiger Erholung genau erkennend, seine Werke so ausgearbeitet habe, daß sie, in Inhalt und Form dem ersteren angemessen, das letztere auf die erwünschteste Art zu befriedigen vermochten. Ist der Dichter, um hier bey diesem stehen zu bleiben — da wir es jetzt mit einem solchen nur zu thun haben — wahrhaft Dichter oder Künstler, so wird er, wenn er auch absichtlich oder unwillkürlich d. d. durch das Individuelle seines Wesens bestimmt, dem Zeitgeschmack huldigt, und von ihm das Gesetz zu empfangen scheint, dennoch sich nicht der Herrschaft dessen entziehen, was als höchste Macht im Gebiete der Kunst waltet. Dieses Gesetz ist das Ideal, entsprungen aus dem Begriffe der Menschheit im edelsten Sinne des Wortes, wo es die reinste, und geläutertste Vereinigung des Geistigen mit dem Sinnlichen, des Unendlichen mit dem Beschränkten, des Gedanken mit dem Gefühle bezeichnet. Ein Kunstwerk, das nicht aus einer Idee hervorgegangen, und zu einer Idee zurückführet, ist vielleicht ein bewundernswerthes Produkt in Hinsicht auf Alles, was die Afterkunst mit der wahren gemein hat, Colorit, Leben, Haltung, Wahrheit der Natur u. s. w. allein nie wird es der edlern Menschheit genügen, und noch so sehr gepriesen von einer jener Afterkunst huldigenden Zeit wird es die Achtung doch nie erringen, die nur dem Edlen gebührt. —

Der Dichter — von dessen zahlreichen Werken wir hier nur vier Bände vermischter Gedichte anzuzeigen haben — gehört wohl unstreitig zu den geschätztesten seiner Nation, oder zu den Lieblingsdichtern derselben, wie dies die wiederholten Ausgaben mehrerer seiner Werke beweisen, allein er ist auch ein wahrer Dichter, wie man, wenn auch nicht aus allen, doch aus vielen ja den meisten seiner Produkte darthun kann. Wie ist er nun, da er das letztere ist, auch das erstere geworden, denn nicht zu verkennen ist es wohl, daß das Streben nach dem Ideal gerade nicht der Hauptcharakter der Zeit ist, in der wir leben, und es auch nicht war in den letzten beyden Decennien, in welche unsers Dichters bedeutendste Wirksamkeit fällt. Die Antwort auf jene Frage liegt in der Individualität desselben. Wenn in einem Zeitalter die Genüsse verfeinerter Sinnlichkeit den Hauptgegenstand des Strebens der meisten Menschen ausmachen, wenn man zwar geistige so wie körperliche Anstrengungen nicht scheut, so bald es die Erreichung jenes Ziels gilt, sie aber keinesweges selbst als Genuß betrachtet, sondern vielmehr als nothwendige Uebel ansieht, deren man nicht überhoben seyn kann, will man anders in den Besitz der Mittel kommen, wodurch sich ein weicher, üppiger Lebensgenuß erkaufen läßt, dann wird man auch gewiß von denen, die man nur als Beförderer geistiger Erholung betrachtet, den Künstlern nicht sowohl einen energischen, kraftvollen, aufregenden Charakter, von ihren Werken nicht Gedanken fülle, Erhebung über das Leben, Erweckung des Bewußtseyns der höhern Menschheit im Gemüthe des Betrachtenden oder Genießenden fordern; sondern wünschen, daß man auch hier jene angenehme, schmeichelnden Eindrücke empfange, die man doch zuletzt für das Höchste irrdischer Glückseligkeit hält. Daß man, besonders in der letzten Zeit, auf der Bühne das Grausenhafte so gern zu sehen scheint, widerlegt jene Behauptung keinesweges, denn es ist am Ende nur Hang zur Zerstreuung, zur Abwechselung und zum Rausch, der jene Neigung erzeugt

hat. Empfinden will der Mensch immer lieber als denken, geschmeichelt seyn lieber als aufgeregt zur Selbstthätigkeit, daher in dem Bilde des Malers immer weit Mehrere das Colorit, der Ausdruck, die Gruppirung und dergl. als der Gedanke und die Zeichnung anziehen wird. So auch in der Poesie. Das Angenehme, Reizende, Anmuthige, das der Empfindung Schmeichelnde, oder das heiter Unterhaltende und geistreich Zerstreuende wird in einem bequemen, Genuß des Lebens vorzüglich schätzenden Zeitalter, auch im Gebiete der Dichtkunst dem mehr zum Geiste Sprechenden, energisch Ergreifenden, Erhebenden, oder kraftvoll Aufregenden, vorgezogen werden. Friedrich Kind's eigentliche Sphäre ist nun aber offenbar keineswegs das Letztere. Er ist vielmehr ein lieblicher, anmuthiger, ja wenn man will auch wohl reizender Dichter, d. h. ein Dichter, der sich dahin zu neigen scheint, in seinen Erzeugnissen durch einen, wenn auch verfeinerten, und vergeistigten materiellen Reiz das zu ersetzen, was ihnen hier und da an Tiefe des Gedankens und Würde der Empfindung mangelt. Er breitet zuweilen eine Art von Prachtgewebe, um eine an sich weder edle noch eigentlich schöne Gestalt, und der Geist ruht oft lange, indeß die Phantasie sich in dem lockenden Blumengarten ergeht, welche der kunstgewandte Sänger vor ihr ausbreiten weiß. Wir wollen damit jedoch keineswegs behaupten, daß er nicht ein wahrhaft edler Dichter sey, oder daß seine Kunstbildungen der niedern Kunst aus schließend angehörten, vielmehr sind wir überzeugt, daß er auch da, wo seine Schilderungen fast verführerisch, oder zu üppig werden, keineswegs der Sinnlichkeit huldigt, sondern diese nur zum frischen Leben des Bildes im Ganzen für erforderlich hält, indeß möchten denn doch der weiche Flaum reizender Glieder, die Fülle des knospenden Busens, die schneeigen Hügel mit den von Cos angehauchten Blüthen und dergl. m. manchmal zu Rath hervortreten, um nicht wenigstens bey manchem Leser den Verdacht der Lüsternheit zu erwecken. Er scheint hier Aehnlichkeit mit Wieland zu haben, und seine sonst edle Muse, die ihr hohes Antlitz wohl auch in frommer Begeisterung den Sternen zuwendet, ahnet gewiß nichts Arges in den Spielen mit irrdischem Reiz. Daß Fr. K. aber ein wahrer Dichter sey, daß ihm folglich das Gemeine, Niedrige an sich nie Gegenstand für seine künstlerische Thätigkeit werden könne, beweist er gerade da am meisten, wo er sich dem Gebiete der gemeinen Kunst nähert — denn nie betritt er das Gebiet des Schlüpfrigen, und der materielle Reiz des Bildes wirkt durch die Verklärung des edlern Gemüths gemildert niemals so, daß er die Begier wecken könnte.

Aus dem, was wir bisher bemerkt haben, wird der Leser von selbst den Gegenstand erratben, den der Dichter am öftersten und liebsten zum Gegenstande seiner Darstellungen wählt. Es ist die Liebe. Allerdings ein würdiges Thema der Dichtkunst so wie der Kunst überhaupt, denn sie ist ja selbst die Poesie des Lebens. Allein da der Dichter sie seltener als den Stamm und die Wurzel betrachtet, worauf und woraus sich die Blüthen der höhern Menschheit entfalten, sondern sie vielmehr meistens als die lockende Frucht schildert, welche als Ziel und Preiß dem Kämpfenden vorschwebt, und jede Anstrengung der Kraft und Tugend lohnt, so war es kaum zu vermeiden, daß, so verschieden auch der Art nach die Seelenzustände und Empfindungen seyn mochten, die der Sänger lebendig und seelenvoll schilderud in den mitfühlenden Herzen entstehen läßt, eine gewisse Einförmigkeit oder Eintönigkeit entstehen mußte, welche durch allen Zauber der Darstellung nicht gehoben werden konnte. Wir sehen die sehnende, trauernde, beglückte, entsagende Liebe, wir geben uns gern dem Zauber hin, womit uns das oft wie aus Blüthendufte gewebte Lied umhaucht, allein auch der lieblichste Hyazinthenduft wirkt endlich abspannend oder schlummererregend. Indessen besitzt der Dichter in der Darstellung eine so hohe Virtuosität, daß dadurch jedes einzelne Gedicht eine solche Macht über die Phantasie und das Gemüth ausübt, welche den öfter-wiederholten Genuß doch fast immer neu macht, ja, wenn man längere Ruhepunkte im Lesen eintreten läßt, was man auch eigentlich soll, die Erinnerung früherer Wirkung kaum noch hervortritt.

Unter der Darstellung, welche wir als einen Hauptvorzug Fr. Kind's gepriesen haben, verstehen wir aber den ganzen Reichthum der Mittel, den die Kunst ihren Eingeweihten zu weiser Benutzung anzubieten hat, so wie diese Benutzung selbst. Bilderschmuck, Kraft, Anmuth, Zierlichkeit, so wie Gewandtheit und Geistigkeit der Sprache, verbunden mit Melodie und Wohlklang des Verses, geschickte Wahl des Zweckmäßigsten zu Erreichung der beabsichtigten Wirkung und eine Grazie, die ihren ätherischen Schleyer bald verhüllend, bald das Verhüllte nur desto reizender hervorhebend, um die Gestalten webt, verräth eine Meisterschaft, wie sie, außer Wieland nur wenige Dichter erreicht haben. Die Form aber, in der sich der Dichter am glücklichsten zeigt, ist die Erzählung und das Lied. Durch jene hat er sich auch als Schriftsteller in ungebundener Rede schon längst einen bedeutenden Rang unter den deutschen Erzählern erworben, und in den hier anzuzeigenden vier Bänden von Gedichten kommt viel vorzüglich zu nennendes in dieser Art vor, wenn schon nicht zu verkennen seyn möchte, daß ihn zuweilen die Leichtigkeit, womit er die Mittel der Darstellung zu handhaben weiß, ein wenig über die Grenzen hinausführt, innerhalb welchen das so wirksame Nicht zu viel liegt. Er überläßt sich dann gern einer zu ausführlichen Malerey derjenigen Dinge, die nur Beywerk des Gemäldes sind, wenn sie schon der Phantasie eine angenehme Unterhaltung gewähren, und hemmt dadurch das schnelle Fortschreiten der Handlung. Das

Digitized by Google

Lied dagegen tönt meistens aus der ergriffenen, tiefbewegten Seele, ergreifend und bewegend hervor, und stimmt zu Wehmuth oder Lust, Rührung oder Freude in sanft verschmolzenen Accorden.

Jezt zu einer kleinen Wanderung durch den vor uns ausgebreiteten Blumengarten.

Des Dichters Morgengebet im Freyen sprechen wir voll Andacht und Rührung mit, und erfreuen uns den fromm gehaltenen Legenden und Darstellungen aus der biblischen Geschichte, wenn auch manche, z. B. Christus als Gärtner nur versifizirte Umschreibungen der biblischen Geschichte zu nennen seyn möchten, wobey der Dichter dem Gegenstande keine neuen oder originellen Ansichten abzugewinnen gesucht hat. Die recht brav erzählte Legende der Mönch und das Vögelein scheint den Sinn der Bibelstelle doch nicht deutlich genug zu erklären, die Parabel möchte eher ein Räthsel zu nennen seyn, und in dem Baumeister möchte der Schluß nicht allein durch den Inhalt erklärt und bestimmt werden, da nicht sowohl das Maas der Kräfte sondern die Art der Wirkung hier in Betrachtung kommt. Die Passionsblume scheint nicht beendigt. Man hofft einen noch gewichtigern Schluß. In des Dichters Sommernacht entwickelt sich eine glänzende, bilderreiche Phantasie, allein es scheint an verkaufender Einheit und höherer Bedeutsamkeit zu mangeln.

Die Erzeugung der Romanze, durch Apoll und Venus und zwar vermittelst der Ueberlistung der leztern durch erstern kommt Rec. nicht poetisch, und signifikant genug vor. Im Pygmalion scheint der Belebungsmoment nicht kräftig genug hervorgehoben, so wie überhaupt des Leeren zu viel in der Dichtung. Schlegels Pygmalion möchte doch diesen übertreffen. — An Pärs, trefflich; bedeutsam und tief, in der Form vorzüglich. Der Rausch dagegen nüchtern, trotz der üppigen Bilder. Der unterirdische Saal auch als Mährchen wohl zu dunkel. Es scheint nur Allegorie, und die Deutung zu willkürlich.

Die Legende vom großen Christoph dagegen ist voller Anschauung, ächt plastisch gearbeitet und dabey tief gemüthlich; das wunderbare Grab dagegen, enthüllt gleich dem Kornengel einen ungemeinen Zauber der Farben, allein der tiefere Gehalt, das was den Geist anspricht und befriedigt, fehlt. Der Christabend, wahrhaft rührend, zeigt uns den Dichter in einem seiner schönsten Schöpfungsmomente; dagegen der erste Kuß wohl das bestätigen möchte, was wir oben über den materiellen Reiz so mancher Gedichte des Verf. bemerkt haben. Wenn der Dichter den Kuß besingt, so muß sich der entzückten Seele neben dem Erdenparadiese auch der Himmel eröffnen, und das Herz nicht wissen, in welcher Welt es schlägt. Das Räthsel in Wielands Manier trägt nicht ganz das Gepräge seiner Freyheit, doch ist es leicht und anmuthig gebildet, besonders gut versifizirt. Dem lebendig ausgemalten, und ergötzlich behandelten Jahrmarkte von Knofelingen steht nichts als eine die mannichfachen Bilder verknüpfende Hauptidee. An die Tonkunst findet sich dagegen S. 263 ein herrliches Gedicht, der Schluß ist besonders voll tiefer Empfindung. Ihm steht Medora würdig zur Seite, und beweist, daß der edle Dichter das wahre Vaterland der Kunst kennt, und dort so einheimisch ist, wie auf der schön geschmückten Erde. Mehreres, wie die fremde Durchlaucht, welches in das Gebiet des Heiter-Naiven zu rechnen ist, darf wohl gelungen genannt werden, und sezt den Beruf des Verf. zu dergleichen Bildungen außer Zweifel.

In dem zweyten Bändchen findet sich eine Perle von seltenem Werthe. Schillers Grab. Es scheint Rec. das Seelenvollste was den Manen des Unsterblichen dargebracht worden. Dagegen stößt man hier auf Manches, dem man wohl mehr Kraft und Tiefe wünschen möchte, wie dem Sonnenaufgange und Dante's Haupte. Lezteres verräth zwar große Anstrengung, allein es ist doch etwas matt geblieben, und in dem erstern ist wohl der Malerey zu viel. Es ist eine Art philosophischen Gedichtes, in welcher Gattung der Dichter überhaupt nicht eben vorzüglich glänzt. Der Junker Rosenwart, Willigard das Fäbulein, haben etwas Zartes, weich Rührendes, was wohlthuend anspricht.

Im dritten Bändchen tritt uns die Frauenschöne zwar willkommen, und einladend entgegen, allein aller farbenreichen Malerey ohngeachtet hat das Gemälde etwas Kaltes behalten. Man muß, wenn es ansprechen soll, den belebenden Funken selbst hineinhauchen. An andern Orten hat der den Frauen so holde Dichter ihren Zauber ganz anders besungen. Der Todtenschädel auf dem Schlachtfelde ist dagegen einfach, edel, und voll Tiefe. Die Ruinen des Waldschlosses erinnern nicht zu ihrem Vortheile an Matthissons Elegie ähnlichen Inhalts. Der Liebesring dagegen eine sehr gelungene Erzählung mit höchst befriedigendem Schlusse. Der Todtentanz scheint uns zu grauenhaft für die poetische Wirkung. Ein größeres Gedicht in Neun Abtheilungen, das Nachtmährchen, ganz in Wielands sinnlich lüsterner Manier, jedoch nicht seine Anmuth und pikante Freyheit erreichend. Auch scheint es uns ein wenig zu unklar in der Erzählung, allein reich an Bilderschmuck. Camoens und sein Neger ist dagegen einfach und doch nicht schmucklos, und rührend am Schlusse.

Im vierten Bändchen eröffnet den Reihen ein wahrhaft schönes Gedicht Madonna della Sedia, die Entstehung des berühmten Bildes ist hier feinger werth behandelt. Die Mutterliebe dagegen erscheint als unpoetisch

Digitized by Google

durch Beybringung der vielen Anekdoten, welche nur zusammengestellt sind. Wie wahrhaft poetisch hat Conz dieses Thema behandelt unter gleicher Aufschrift in seinen Gedichten. Die drey Krüge sind dagegen wahrhaft rührend, und ächt dichterisch. Die Kerzen ernst, wehmüthig, tief empfunden. Das versorgte Kind, sehr ergreifend durch die treffliche Darstellung, aber dem Inhalt nach fast zu peinlich. Eine Abtheilung, von Räthseln und Charaden schließt diesen Theil, der auch Mehreres recht Gelungnes im Fache des Naiven enthält, wie das Grübchen im Kinn.

Hätte Rec. überall seine Ansicht durch Gründe, bis zur Ueberzeugung des Lesers und Autors ausgeführt, unterstützen wollen, so hätte er ein Buch schreiben müssen, ja er fürchtet vielleicht für eine Anzeige in diesem Blatte schon zu umständlich gewesen zu seyn, allein er glaubte so viel, als er dargelegt, wenigstens dem von ihm als Dichter und Menschen gleich hochgeachteten Verfasser schuldig zu seyn, und nicht weniger sagen zu können, um den Leser dieser Anzeige zur Prüfung der hier aufgestellten Ansichten einzuladen. Mögen beyde bedenken, daß nur ein Individuum gesprochen, wenn auch gewiß eine ira et studio der eigenen Ueberzeugung gemäß, und nicht, ohne oft zu bedenken, was und wie es sprechen wollen. *)

XX.

*) Es hat alles wohl bedacht.
Aber zu viel Complimente gemacht.

M.

Jugendliteratur.

Petite Bibliothèque française et allemande à l'usage des Instituts des deux Sexes, ou lectures choisies, tirées des auteurs des deux nations etc. pour servir de suite aux ouvrages de l'Abbé Mozin sur les deux langues. Tomes I — XII. Stuttg. et Tüb. chez J. G. Cotta. 1820. 1821. (Ladenpreis 1 fl., Subscriptionspreis 36 kr. für den Band und 6 fl. für alle 12 Bde.)

Warum der würdige Verf. diese Bibliothek für die Jugend eine französische und deutsche genannt hat, ist nicht wohl einzusehen, da dieselbe keinen einzigen deutschen Aufsatz enthält. Viele sind zwar aus dem Deutschen (nach p. VI. Tom. I. meistentheils par Mr. l'Abbé et Chevalier Henri, Professeur des belles lettres à Jena übersetzt), aber alle französisch, und fürwahr nichts weniger, als deutsch französisch. An den Rücksichten, welche bey der Auswahl genommen worden, ist durchaus nichts zu tadeln, als die Breite, womit sie in dem Vorberichte dargelegt worden sind. Sie zeugen von dem richtigsten Takte in der Musik der Pädagogik, die man sonst wohl in Deutschland so abentheuerlich zu verschnörkeln pflegt, als ob es gälte, in der Ueberbildung und Verbildung der Jugend mit derjenigen Bildung des Geschmacks Schritt zu halten, für welche unsere Opernmusik zu arbeiten scheint. Alles ist hier geeignet, sowohl dem Gemüthe und dem Geiste zu nähren, indem es anzieht und unterhält, als anzuziehen und zu unterhalten, ohne daß es durch allzustarken Reiz für Gefühl und Einbildungskraft Schaden bringen könne. Die Sprache ist im Ganzen leicht, fließend, einfach und rein. Die wenigen Anstöße, welche Ref. gefunden hat, auf einem Raume von ungefähr 4000 Seiten, kaum der Rede werth.

Tom. II. p. 186. ist die Metapher: die gefiederte Stimme (die Stimme eines Raben) durch voix emplumée wohl etwas zu germanismenartig wiedergegeben. Tom. IV. p. 152 trifft man auf ein gros village. Das wäre buchstäblich: ein dickes Dorf, und wenn auch in demjenigen Style, in welchem diese Erzählung (Pachter Martin) geschrieben ist, es nach dem Genius der französischen Sprache nicht unbedingt verwerflich seyn möchte, das Wort gros von Dingen zu gebrauchen, welche blos auf der Ebene großen Umfang haben; so scheint es doch hier bedenklich, da die deutsche Jugend, welche Französisch lernt, nur allzuleicht gros mit grand verwechselt. Für deux paires de pigeons (p. 153.) würde Ref. couples geschrieben haben, wegen der Union par amour ou par mariage. Die Ueberschrift des Feenmährchens Tom IX. p. 133: La belle au bois dormant (die im Walde schlafende Schöne), würde den Sinn geben: Die Schöne im schlafenden Walde. Sur peine de la vie (bey Lebensstrafe, p. 136) sollte wohl heißen: sous peine de mort. Man sagt ja: sous (nicht sur) les peines de droit, gleichwie: sous — nicht sur — condition etc. Tom. X. p. 125, in der aus Kotzebue's Rosen des Malesherbes bekannten Erzählung, kommt der Ausdruck vor: fleurir sa danseuse, statt la parer de fleurs. In dieser rein activen Bedeutung ist das Zeitwort fleurir dem Ref. noch nicht vorgekommen. Das disait-il pag. 130, im Laufe einer narrationis facti, sollte wohl dit-il heißen.

Zahlreiche Druckfehler sind am Schlusse des I. und II. Bandes angezeigt, warum nicht auch bey den folgenden Bänden? Sie fehlen auch in diesen nicht, z. B. Tom. IX. p. 29. guérit st. guéri, fernet distiner und dergl. mehr. Unangezeigte Druckfehler sind in Jugendschriften doppelt fehlerhaft.

Die Erzählung Tom II. p. 245 hebt an: Hausse, né dans la Basse-Saxe, avait peu d'attachement pour sa patrie. C'était alors un défaut de la nation Allemande, si divisée entre tant de petits princes et de magistrats de petites villes etc. Les choses ont bien changé (pas trop bien, leider!), tous les Allemands ne sont plus qu'un grand peuple et la puissante Allemagne est leur patrie. Wollte Gott, daß dem so wäre! Doch vielleicht wird es so, wenn die Jugend auferzogen wird in dem Glauben, daß es so ist.

Digitized by Google

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 28. Mai 1822.

Neugriechenthum.

Betrachtungen über Türken, Griechen und Türkenkrieg von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin 1822 bey Maurer.

Wer Fouqué kennt — in neuerer Zeit meinen wir, vornehmlich aus seinen Gedanken bey Gelegenheit der Ermordung Kotzebue's und bey Napoleons Tode — weiß, wie stark und deß seine Begeisterung ist für alles Große, Schöne und Gute, so wie sein Unwille heftig über das, was sich mit der Würde des Menschen nicht verträgt. Mit tiefem, religiösem Sinn vereinigt sich in ihm Stärke des Gemüths und Erhabenheit der Gedanken, und so mußte ihn wohl die edle Hoheit des griechischen Befreyungskampfes innig ansprechen. Den Wunsch, über denselben seine Ansichten zu vernehmen, welchen Rec. langst in der Stille gehegt hatte, rechtfertigt die Erwartung, welche jene Betrachtungen befriedigt haben. Sie enthalten manch kräftiges Wort, der Erfüllung und Beherzigung werth, und zeichnen sich durch Unparteylichkeit aus, auf besonnene Ueberlegung sich stützend. Der Gesichtspunkt, von dem aus Fouqué einen allgemeinen Türkenkrieg — denn darum drehen sich fast einzig seine Betrachtungen — ansiehet, ist gewiß der einzig richtige, wenigstens in Ansehung des Resultates. Er betrachtet die Sache erst von der historischen Seite und geht davon aus, daß die Provinzen, welche die Pforte bis zum Jahre 1821 in Europa inne gehabt habe, von den christlichen Mächten theils durch ausdrückliche Verträge als ihr rechtmäßiges Eigenthum anerkannt, theils ihr stillschweigend zugestanden worden seyen, und daß die Mächte Europas selbst, beym Ausbruche des Krieges, mit der Pforte in Friedensverhältnissen gestanden hätten, indem schon vorher die durch die Gewalt des Schwertes in Europa sich festsetzenden Osmanen, lange nach diesem Festsetzen, und nachdem man sie geraume Zeit hindurch für den Erbfeind des christlichen Europa gehalten und als solchen bekriegt hatte, in den europäischen Staatenbund aufgenommen worden seyen. Nach diesem allen behauptet nun Fouqué allerdings mit Recht, daß kein europäischer Staat beym Ausbruche des Krieges rechtlich bevollmächtigt *) gewesen sey, den sich Auflehnenden gegen ihre Oberherrschaft Hülfe zu leisten. Erst als Vermittelung und Fürsprache der europäischen Mächte fruchtlos gewesen sey, als im Gegentheil ein blutdürstiger Taumel des Divans sich bemächtigt habe, Kirchen entweiht, Geistliche ermordet, Unschuldige in die Sclaverey geführt, die Vorstellungen der christlichen Botschafter verhöhnt, die Verträge gebrochen worden seyen, habe Gott die Ungläubigen dahin gegeben in ihres wilden Herzens Gelüste! sey der Krieg wider sie gerecht, nothwendig, wenn es je einer auf Erden wäre! (S. 19.) Durch den hier nur kurz entworfenen, bey der bekannten Erschlaffung der Pforte am zweckmäßigsten scheinenden, Plan leidet der Gang des Herrn von Voß bedeutende Modifikationen, der aber auch, wenn er so einfach wäre, wie der des Baron Fouqué, die bizarre Natur eines Traumes verlieren würde. Fouqué erwartet aber, daß die in durchgängiger Einheit gegen den treulosen Barbaren handelnden Mächte des heiligen Bundes den errungenen Sieg nicht engherzig für die eigene Vergrößerung nutzen, sondern mit freudiger Anerkennung den tapfern Griechen ihr eigenes Vaterland überlassen würden, um sich darin als unabhängiges, selbstständiges Reich dem europäischen Staatenbunde anzuschließen, unter einer selbstgewählten Form. Was über die Verhältnisse des Einzelnen und seine Theilnahme am Kampfe gesagt wird, gründet sich auf die strengste Beobachtung des Rechts, wenn gleich es anmaßend wäre, die Begeisterung für die Griechen, die durchaus nicht unnatürlich ist, solchen Vorschriften der kalten Ueberlegung unterordnen zu wollen. Wer freylich in seiner Begeisterung für den klassischen Boden das alte Hellas im neuen ernstlich wiedererstehen zu sehen meint, den bedauert man, lächelt wohl auch über ihn und belehrt ihn, daß leider! die schöne Zeit der hellenischen Vorwelt vorbey ist, und so nur einmal in der Geschichte leben kann! — Dieß ist der Gang der Betrachtungen Fouqué's der Hauptsache nach. Wir tadeln daran nur, daß

*) Bevollmächtiget? Soll wohl heißen befugt.

M.

Fouqué fremden Mächten die Befreyung Griechenlands zu empfehlen scheint; da die Griechen sich ihre Selbstständigkeit selbst erfechten werden und müssen*), um, wie billig, von den europäischen Mächten sie blos anerkennen zu lassen, und damit diese die frey seyn wollenden Griechen gegen die ungesetzliche Macht der Pforte nur schützen **). Denn wir begreifen ferner nicht, wie Fouqué den Türken ein Recht über die unterjochten Griechen einräumen kann, aus dem Grunde, weil europäische Fürsten die türkische Macht in Europa anerkannt haben. Wie hängt die Anerkennung der Pforte mit dem Rechte derselben auf die Oberherrschaft über die Griechen zusammen? Wie kann aus jener etwas zum Nachtheil eines dritten Volkes folgen? Oder soll die Verjährung einen Rechtstitel abgeben? Weder das Eine noch das Andere beruht auf triftigen Gründen. Und wäre auch die Herrschaft der Türken über die Griechen vom Anfange an rechtlich begründet, so hat doch die Behandlung dieser, von Seiten jener, die stets allem Staatszwecke zuwider gewesen, jenes Recht aufgehoben, da sie sogar die Unterwerfung unter die türkische Herrschaft stillschweigend durch ihr Verhältniß als Volk zu dem türkischen Volke verweigert haben ***). Des Rechtes, dem türkischen Joche sich zu entziehen, haben sie sich nie begeben, und mit Unrecht nennt sie daher Fouqué sich Auflehnende gegen ihre (immer gesetzlos handelnde) Oberherrschaft, da sie schon allein nach strengrechtlichen Grundsätzen keine Rebellen sind. Wären sie das je gewesen, so wären sie es auch noch, da das nunmehrige Verhältniß der Pforte gegen europäische Mächte, deren Verträge sie gebrochen, hier nichts ändern kann. Dieser Bruch kann, nach Fouqué, die europäischen Mächte, nur zu einem Kriege gegen die Pforte, nicht für die Griechen, die ja eben nach Fouqué gegen ihre Oberherrschaft sich auflehnen, veranlassen.

*) Das müssen sie freylich selbst thun, wenn eine ordentliche Selbstständigkeit herauskommen soll; aber die Beyhülfe gleichzeitiger Kriege ist doch auch nicht zu verachten. M.

**) Rec. scheint mir hier nicht consequent. Er behauptete eben, daß die Griechen sich selbst freymachen werden und müssen. Können sie das, so werden sie auch selbst ihre Freyheit beschützen können. M.

***) Non liquet. M.

Dramatische Dichtkunst.

Dido. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eduard Gehe. Leipzig bey G. J. Göschen 1821. 91 S. 8.

Unser Dichter ist von dem interessanten Mythos von Carthago's berühmter Erbauerin, wie ihn Justin uns giebt und Virgil zu einer der trefflichsten Episoden der Aeneis benutzt hat, hier und da abgewichen.

Am Todesjahrestage ihres von der Hand des barbarischen Bruders gefallenen Gemahls, Schäus, kränzt Dido sein Grabmal mit Blumen noch vor Sonnenaufgang. Carthago's Bürger haben sich in der Nähe versammelt, um Zeugen dieser Todtenfeyer zu seyn. Dido bemerkt sie, und hält eine kurze, doch wohlgesetzte Rede an sie, mit Rückblicken auf die Vergangenheit, mit Hinweisung auf die Zukunft, und mit gutgemeinten Ermahnungen zur Eintracht. (S 3 — 9.) Im Begriff sie zu entlassen, kömmt ein Bote (Gesandter) des Königs Jarbas, Frieden bietend, wenn sie sich in Zeit von 24 Stunden mit ihm vermählen wolle, Krieg verkündend, wenn sie dieß verschmähe. Sie schlägt die dargebotene Königshand aus, verleiht sich, Angesichts ihres Volks, mit dem Schatten des Schäus, weihet sich den Rachegöttern, wenn sie jemals in den Arm eines zweyten Gatten sinken sollte, und nimmt die Herausforderung zum Kriege an. Aber der Feind ist nicht nur schon vor den Thoren, sondern in der Stadt (!) „Schon rauchen Tempel, fließet Blut!? Pheron sieht beydes aus der Ferne, und daher bewehren sich Alle in Hast. Dido stellt sich an die Spitze ihrer Treuen, vertreibt siegreich den Feind, erhält aber vom Jarbas selbst einen Schlag auf den Helm, von welchem sie betäubt niederstürzt. In demselben Augenblicke, durch einen Sturm auf seiner Fahrt nach der neuen Heimath an den Punkt der Küste, wo das Gefecht vorfällt, verschlagen, ist Aeneas ans Land gestiegen, fällt den Tiger (Jarbas) über seiner Beute, und Dido erwacht gerettet in seinen Armen. Tiefbewegt erzählt Aeneas sein und seiner treuen Creusa Schicksal, aber — „Wenn (wem) eine Welt in Flammen untergeht, — das Liebste mit, welch' neuer Schmerz könnt ihn — Erschüttern?" (S. 10 — 31.) In Dido's Brust ist dagegen die unbezwinglichste aller Leidenschaften aufgewacht; sie läßt sich's — zu deutlich fast für ein Weib und eine Königin — merken; denn S. 36 (mit halbem Blick auf Aeneas) „— — unsre Heimath ist, wo man uns liebt", was jedem Unbefangenen noch klarer wird aus der Heftigkeit, mit welcher sie einlenkt, und den nicht längst erst angekommenen Retter ihres Lebens zur Fortsetzung seiner Reise anreizt. Sie entdeckt sich hierauf ihrer Amme, und, gestärkt durch deren Reflexionen, sehr geeignet die Flamme der Liebe anzufachen, wagt sie einen abermaligen Versuch auf Aeneas, welcher an dem Festhalten des Helden an seiner ersten Liebe scheitert. Nun schreibt Aeneas; unbegreiflich fällt es nun erst wie Schuppen von seinen Augen; er sieht und hört nun erst, was sich ihm längst aufgedrungen haben mußte, und bey Dido bricht die schlecht verhaltene Flamme der Leidenschaft hochaufgehend aus, besänftigt sich aber wieder im Umsehen. Sie giebt in Thränen den Wunsch zu erkennen, den einzigen Sohn des Aeneas, den Askan, zurückzubehalten, doch — „Alles kann — der Mann entbehren, seine Kinder nicht!" worauf sie ihm

Digitized by Google

bittet: — „Vermähle Dich nicht wieder!“ Doch auch diese Bitte ist vergeblich, zwar —

— — — — Noch ist
Kein Band geschlungen — wenn mich nicht die Pflicht
Des Völkerwirten —

worauf sie drohend erwidert:

— — — —
Ins Brautgemach der Liebe stürmen wird
Mit Mordstahl und Gift und Schwert und Dolch
Der Schatten (!) der unglücklichen Elissa! — *)

so wie sie bey seiner endlichen Abfahrt die Götter um ihre Blitze anruft, die Flotte zu vernichten. Nun ist's Nacht, der Sturm heult, das hohle Meer braust, und ein ehrsamer aber höchst prosaischer Tyrier erklärt diesen Aufruhr der Elemente mit einem mächtigen Hiatus durch die Worte: (S. 76.)

Ja, alles hat auf Erden seinen Grund! —

Meron giebt darauf die Verirrungsgeschichte der Dido bis zu Aeneas Abfahrt und seine Ansichten darüber zum Besten, und belehrt uns, weshalb das Volk so erbittert sey. (S. 77 — 79.)

Sie brach des Landes Sitte, herrschen will sie,
Die selbst sich nicht beherrschet, richten uns,
Die selbst zu richten. Sprechlich ist das Volk.
Das Klag' erhebet wider seinen König.

Freylich, wo solch moralisches Zartgefühl im Volke herrscht, steht es schlimm um die Liebschaften der Machthaber. Anna erscheint zunächst, erzählt, wie Dido für ihre Verirrung büße, und ihr andeutungsweise habe „einen Scheiterhaufen zu richten,“ und fährt fort: (S. 82.)

Sie aber nahm die Feder (?), heil'ge Zeichen
In eine Rolle schreibend, rufend dann:
„Wenn ich zu reden aufgehöret, rede
„Zu meinem Volke.“ Jetzt in des Pallastes
Geräumige Gedächte ruft sie Euch.

Das Volk leistet augenblicklichen Gehorsam (das aufrührerische, gährende?), *) doch ehe es noch eintritt, monologisirt Dido sehr erhaulich, faßt den Entschluß freywillig zu sterben, will sich mit dem zurückgebliebenen (?) Schwerdte des Aeneas durchbohren, ruft aber plötzlich (S. 85.)

Halt! was war das?
Noch Gottverfluchte Flammen? Schwärmerey
Der Lieb' im Tode noch? (Warum nicht??) *)

zertritt hierauf das Schwerdt, ergreift ihren eigenen „leuchtenden“ Stahl, segnet die Stadt, stürzt nieder, entsagt dem Leben, erhebt sich, harangurt die nun erst eintretenden Bürger, übergiebt dem Meron ihr Testament, läßt das Volk — (das erbitterte, höchst unzufriedene) dessen Festhaltung beschwören, (Meron, erfährt der Leser, ist zum Nachfolger darin ernannt) — veranlaßt das Volk zum nochmaligen Schwur, (S. 90) macht dasselbe mit ihrem Verbrechen bekannt, fragt: —

— — — Wer hebt
Vom tiefen Sturz mich glorreich auf? — Der Tod!
Wer straft, wer richtet mich! (?) — Blick her, ich selbst! —

ersteht sich, sinkt, am Scheiterhaufen lehnend, halb zusammen, Meron ruft: Halt ein! das Volk: Wehe! Wehe! Dido aber schließt mit den Worten: „Ich fehlt' als Weib und sterb' als Königin! — “

Die Heldin des Stücks erscheint durch ihre, man könnte sagen allzugroße, Treue tugendhaft genug, ist auch daneben mit den Flecken weiblicher Schwachheit zur Genüge tättowirt, allein unser Mitgefühl und Mitleid wird weniger erweckt und festgehalten, als z. B. bey der Sappho und ihrem Schicksale, obgleich dieses wie jenes, wo nicht wegen völlig verschmähter doch wegen nicht erwiederter Liebe, herbeygeführt wurde. Diese geringe Theilnahme scheint den psychologischen Grund in dem Unwillen zu haben, den man einigermaßen darüber empfindet, daß Dido der ewigen Liebe nicht fähig ist. Daher scheint es denn aber auch ein eben so gewagtes als schwieriges Unternehmen von Hrn. Gehe gewesen zu seyn, die Fabel von der Dido zu einem Trauerspiel verarbeiten zu wollen. Wir fürchten, er werde wenig Dank von seiner Lösung dieses Problems haben, trotz aller Anstrengungen und trotz des Aufwandes von Phantasie und Gefühl, die ihm dieses Geisteserzeugniß gekostet haben mag. Dido wird wegen mancher trefflichen Bilder, wegen manchen gelungenen Stellen, unter andern S. 5, 12, 13, 14, 41, 42, 43, als dramatisches Gedicht bey dem Leser, der mit damaliger Zeit und Sitte vertraut ist, nicht mißfallen, und von ihm nicht unbefriedigt aus der Hand gelegt werden; aber auf den Brettern — sollte sie jemals aufs Repertoir kommen, und sollten dieß die wirklich zu gedrängt und zu schnell hintereinander folgenden Scenen gestatten — wird, fürchten wir, und kann sie zwar durchfallen, aber nicht gefallen. Und warum nicht? — Weil sie den Zwecks des Trauerspiels: Beherrschung, Sichtung, Läuterung der Leidenschaften, Uebung und Stärkung des Gemüths, beym großen Publikum deshalb verfehlen wird, weil dieses unmöglich mit ihr sympathisiren kann [d]. Jn

a) „Was hat der Rec. gegen den Schatten?“ könnte der Dichter fragen. Wenn ich den Tadel recht verstehe, so geht er gegen den Umstand, daß der Schatten (das Gespenst) nicht blos mit Wehelaut, und nicht blos mit Schwerdt und Dolch kommt, sondern auch mit Gift. M.

b) Warum nicht? Sah Rec. nicht sogar in Prosa, daß auch unzufriedene Völker gesprochen?

c) Weil sich's nicht ziemt für eine Wittwe, die den Schatten des Gemahls sühnen will.

d) Die Gedrängtheit und die Schnelligkeit der Scenen würde vielmehr den Bühnenerfolg fördern, wenn nur überhaupt das Theaterpublikum mit einer Liebe des beidn sympathisiren könnte, die nicht ein wenig neusappho sch ist.

Digitized by Google

diesem Falle bleibt dem Dichter vielleicht nichts weiter, als der leidige, vom Menschenkenner Lichtenberg dargebotene Trost: die Competenz des Publikums zu bezweifeln, und es seines — in dem Mangel an Theilnahme liegenden, Tadels halber — für völlig unfähig zu halten, über ein Werk des Geistes wie dieses Trauerspiel urtheilen zu können. — Uebrigens haben die Personen, ausgenommen Aeneas und Anna, allzugroße Aehnlichkeit mit und unter einander; eine spricht und denkt fast wie die andere.

Unbeachtet kann es endlich nicht bleiben, daß die häufigen Elisionen und dadurch entstehenden Härten, nicht ohne störende Wirkung sind. Ausgänge wie: S. 14. „furchtbar'n Eid" — S. 40. „Wie Kön'gin?" — S. 56. „Gern, o Kön'gin." — S. 77. „Die Kön'gin," — ferner, Zusammenziehungen: S. 10. „Wie Lydiens Tieger wild" — — S. 30. „Den Trau'gen traurig — — S. 36. „Die Sonne La:tiums," — — — u. s. w. dürften nicht zu loben, und Bilder wie S. 9:

— — „Wer ist zu thun;
Noch mancher Berg zu beugen."

oder gar wie S. 39:

„Fall' an mich, Schaam! wirf mich zu Boden, reiß
Die Wurzeln aus des zahmen — schrecklichen
Gefühls, — — (seit wann ist die Schaam ein wildes Thier?)

nicht zu vertheidigen seyn. Auch kann man S. 22. bey „Himmelsblau und Erdengrün" — sich kaum erwehren, an Berliner-Blau und Bremer-Grün zu denken.*)

Druck und Papier sind übrigens correkt und gut, wie man es von dieser Verlagshandlung nicht anders erwarten konnte. ig.

*) Wenn man nämlich ein Färber ist, ein Papierfärber, ein Recensent! M.

Taschenliteratur für 1822.

Das dramatische Sträußchen

von J. F. Castelli (Jahrgang 7. Wien bey Wallishauser) hat dem Ref. große Unterhaltung gewährt. In dem Lustspiele, Gleiche Schuld, geräth ein Ehemann mit seiner Gattin in einen kleinen häuslichen Zwiespalt, und verbietet ihr den Umgang mit einer gewissen Frau von Reigen. Die Gattin klagt über Thranney, und der Mann antwortet S. 9: „Du bist durchaus Frau deines Willens, „nur diese Frau von Reigen mißfällt mir ganz und gar." Frau deines Willens, statt Herrin oder Meisterin deines Willens, ist sehr artig gesagt, es liegt ein Anerkenntniß der weiblichen Souveränität darin, daß der Ehemann die Wörter, Frau und Herrin, hier als völlig gleichbedeutend betrachtet. Schade nur, daß, wie die Frau von Reigen S. 14. sehr richtig bemerkt, „solche Männer jetzt seltsam." Auch dieses Wort ist wiederum sehr treffend gewählt; selten sind dergleichen Männer nicht; aber das ist eben seltsam. Das zweyte Lustspiel, die seltsame Lotterie, (ein hübscher junger Mann spielt sich selbst im Lotto aus, und seine Geliebte besetzt alle 90 Nummern) ist, als Erfindung betrachtet, eben so selten, als jene Gattung von Ehemännern. Das dritte, die Tauben, muß von unglaublicher Theaterwirkung seyn: denn als S. 201. der Vorhang aufgezogen wird, welcher, seltsam genug, über einem Taubenhause hängt, sieht man darinnen „sechs junge Mädchen gruppirt." Das vierte endlich, die Puppe, ist „eine „freye Nachbildung des Vaudeville, la petite soeur von „Scribe und Melesville, (beyläufig zwey Namen, die für Vaudevillen-Schreiber selbst ein Lobehn nicht besser ersinnen könnte) „worin das kleine Wunderkind Leontine Fay „ganz Paris entzückt hat." Da das Wunderkind „mit 9 Jahren" ist; so stehet ihm sein Trotz gegen die Tyranney der Sprache, womit es S. 225 sagt: ich verbiethe (verbitte) mir das Duzen, weit besser an, als er dem Herrn Bearbeiter kleiden würde, und als er S. 244 und 261 den Herrn Obersten kleiden will, wenn er sagt: „der „Mensch ist Niemand (kein) Anderer, als — — und: „da Sie erst zwey und ein halbes Monath auf der Fe„stung gesessen sind." Von dem wesentlichen Inhalte sämmtlicher Dramen schweigt Ref., um die neugierigen Leser desto mehr anzulocken, und die überbildeten nicht abzuschrecken.

Jupiters-Monde.

„In dem literarischen Conversationsblatte Nr. 86. „findet ein kritischer Brief von einem gewissen Eduard „an eine gewisse Maria, die er höchst kindlich: Schwe„sterchen, liebes Schwesterchen, anredet, und zwar, um „ihr die neueste Anthropologie von H. Steffens „in Breslau anzupreisen. Darinnen (worinnen? in der Anthropologie oder im Briefe?) heißt es unter andern so: „Jupiter hat drey glänzende Streifen um sich, das „deutet auf einen werdenden Ring, der Ring auf wer„dende Monde, und fünf vollendete Monde kreisen schon „um den vollendeten Stern. — Wer muß denn den „fünften Mond entdeckt haben? (Vielleicht der Seher, „und der Correktor hat ihn übersehen.) Ich sehe deren „nur vier, und sind' auch nicht mehr in Bode's Tafeln „über die Stellung der Jupiter-Trabanten."

„Was die Streifen betrifft, welche bekanntlich grau „sind, so hab' ich dieselben immer für die optischen Fol„gen einer molekenartigen Verdichtung der Atmosphäre, um den Aequator dieses Planeten herum, gehalten, und kei„neswegens für den Stoff zu einem Ringe à la Saturn. „Wie gefällt Ihnen die neue Hypothese des Conv. Blatts?"

Sehr wohl, besonders des Saturn wegen: denn da dieser schon einen ausgebildeten Ring, und zugleich auch Streifen hat; so kann er sicher seyn, daß, im Fall er seinen Ring verlieren sollte, ihm ein anderer nachwachsen wird, ungefähr wie den Kindern die Zähne.

Daß die Jupiter-Streifen nicht glänzend sind, schadet dem Glanze der Hypothese nicht. M.

Digitized by Google

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag den 31. Mai 1822.

Freymaurer-Literatur.

Drey einfache Grundbegriffe der älteſten und einzig ächt gebliebenen Freymaurerey. Aus den kürzlich auf Coppern ausgegrabenen Ueberreſten des Tempel-Ordens entnommen. Nebſt einer heiligen Reliquie: „Der Charakter des Maurerbundes.“ und einem Schlußgebet des Autors; worin der reine Endzweck des Ordens, in welchem alle Hieroglyphen ſich auflöſen, endlich einmal (nun, dem Himmel ſey Dank!) deutlich ausgeſprochen iſt. Vom Grafen C....nos, ächtem Maurer der höchſten Grade und Maltheſerritter, bey ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande (wozu Rec. Glück wünſcht) allen Brüder-Maurern und Kreuzfahrern von 1821 (sic!) zum Wegweiſer, dem Fürſten von Hohenlohe (Schillingsfürſt) ſo wie der Geiſtlichkeit aller Confeſſionen aber gewidmet, ſie zu ihrem einigen (einzigen) Zwecke zurückzuführen: mit Beziehung auf Herrn Prof. Steffens und ſein Buch: Caricaturen des Heiligſten. Breslau b. Schöne. Ohne Jahrzahl. 84 S. gr. 8.

Was auch die Profanen von der Leerheit der Maurerey ſagen mögen; Ein Geheimniß liegt es gewiß im Schoße des Ordens, nämlich die Frage: Welche Maurerey iſt die ächte? Und das iſt ein vortreffliches Geheimniß für einen geheimen Bund: denn jedes Mitglied kann ſo viel, als es davon weiß, unbedenklich, verrathen, ohne daß das Geheimniß jemals Gefahr läuft, enthüllt zu werden, und jede Sekte, oder wenn man lieber will, Section des Ordens, jedes Syſtem, jeder Grad, jede Loge kann es im Nothfalle ausſchließlich beſitzen, ohne daß es irgend einer anderen fehle.

Dasjenige, welches unſer tempelritterlicher Hochmaurer enthüllt, iſt nichts, als die ſogenannte Theoſophie, bekanntlich eine myſtiſche Wiſſenſchaft, zu welcher man gelangt, wenn man die heilige Schrift und die Theologie mit Phantaſie ſtudiert. Seine echte Maurerey iſt ein phantaſtiſches Chriſtenthum, eine Art von apokalyptiſcher Religion. „Erfahret durch mich, Ihr jüngern, nach „Wahrheit dürſtenden Brüder-Maurer, ihr nach Geheim„niß hungernden Adamssöhne alle, daß es kein ander Ge„heimniß giebt, als der (n) einfache (n) Begriff der drey„einigen Gottheit Jeſu und ſeiner Menſchwerdung; kein „ander Heilmittel für die Dunkelheit, ſo unſern Verſtand „hindert, den höheren Sinn der Bibel zu begreifen, als „den Genuß des heiligen Abendmahls“ u. ſ. f. S. 8. Seine „auf Coppern ausgegrabenen“ drey einfachen Grundbegriffe der Maurerey ſind nichts anderes, als eine, der gnoſtiſchen ähnliche, Dreyeinigkeits-Lehre auf die myſtiſchen Vorſtellungen von Emanation und Reflution (Aus- und Rückfließung) gebaut. Seine „heilige Reliquie“ iſt eine nebelnde Lobpreiſung der Reinheit und Heiligkeit des Ordens, der ſich hier (S. 18.) ſogar rühmt, kein von allem Gaukelwerk und Poſſenſpiel zu ſeyn.

Unter den „Kreuzfahrern von 1821“ verſteht unſer V. nach S. 13. die für die Sache der Hellenen glühenden Jünglinge. Da er nach dem Titel eben aus dem Morgenlande zurückgekommen iſt, ſo darf es nicht befremden, ihn ſehr türkiſch geſinnt zu finden. Die Hellenen ſind Nachkommen Amaleks, von welchem es heißt: Verflucht ſey Amalek und ſein Same. Die Türken hingegen ſind durch Ismael Söhne Abrahams und der Hagar. Daher ruft er den Kreuzfahrern von 1821. zu: „Eilet, verſöhnet „und ehret die Bibel, ehe ihr zu Gunſten der Söhne Ama„leks, ohne ein Glaubensfundament zu haben, gegen „Männer fechtet, die unter dem Namen Allia denſelben „Gott anbeten, den die Juden Jehovah und die Chriſten „Jeſus Chriſtus nennen; die auf ihrem Coran feſter ſte„hen, als wir auf der Bibel, die wenigſtens die Religion „kennen und ehren, für die ſie bis auf den letzten Mann „fechten werden.“ Und weiter S. 14: „Fahret hin, ihr „Modern Deutſchlands, reinigt euer Vaterland von eu„rer Unglück bringenden Gegenwart. Laßt euch eure von „Wolluſt entnervten Gliedmaßen, wie billig, zu Gunſten „derjenigen brechen, denen wohl war, die mehr Geld „hatten, mehr Schuld genoſſen, noch mehr Einfluß auf die

Digitized by Google

„Regierung ihres Schutzlandes besaßen, als Israels Nachkommen in Europa. An drey Tausend ihrer, in Deutschland Aufklärung studierende Jünglinge brachten „durch eure Schuld diese Pest aus dem Norden in ihre „glückliche Heimath.“

Der Herr Maltheserritter ist, wie man sieht, dem Studium der Aufklärung sehr abhold, und es scheint, daß ihn seine drey einfachen Maurerbegriffe zu dem Systeme des bekannten islamitischen Beobachters in Deutschland geführt haben. Das wird viel dazu beytragen, die Maurerey der höchsten Grade der öffentlichen Meynung zu empfehlen. Inzwischen stehn die Hydrioten noch in einiger Gunst bey dem türkischen Malteser, denn sie sind „die gerettesten Ueberreste der alten „Illyrier, die allein unter den Griechen edel blieben, „weil sie auf ihren Schiffen den Pestdauch des Festlandes „nicht einathmen.“ Mit diesen zur See zu fechten räth er den Kreuzfahrern, aber — „Hütet euch, zu Lande zu „fechten, bedenkt das Schicksal der sogenannt heiligen „Schaar, und seyd überzeugt, daß der Djerit, vom nervigt herkulischen Arm des ungeschwächten Sohnes der „Wüste geworfen, eure gelehrten Brillen samt eure (n) „blöde (n) Augen und aufgeblasene (n) Köpfe (n) auf die „weiteste Entfernung durchbohren würde, und daß das „edle arabische Roß, im leichten Lauf kaum den Grashalm „beugend, keinen Respekt vor der Schnelligkeit eurer schwe„ren Kanonenstiefeln, auf entnervten Schenkeln mühsam „fortgeschleppt, noch Scheu vor dem Klirren des ge„waltigen Sporns zu empfinden fähig ist.“ Wenn der Herr Graf durch Universitäts-Städte reisen sollte; so dürfte es rathsam seyn, das Autor-Incognito beyzubehalten.

Den berühmten Fürsten von Hohenlohe redet er in einem Hirtenbriefe S. 63 mit den Worten: „Erleuchteter Fürst! Gesalbter Priester des Herrn!“ — Doch ist er nicht ganz mit ihm zufrieden, weil derselbe zu oft von Kirche und Religion spricht, die doch nur Menschliches sind, und mit der „ächten Maurerey, der rein biblischen Religion ohne Menschensatzung“ (S. 71) sich nicht messen können. Auch tadelt er S. 66, daß der Fürst, durch sein hülfreiches Herz sich verleiten lasse, „auf die „Menge, auf den rohen Haufen wirken zu wollen, ohne, „nach dem Vorbilde des Erlösers, auf den Antrieb des „Geistes zu warten, und nur die zu heilen, die Gott „durch ihn heilen wollte.“ Das ist in der That das beste Mittel, alles Mißlingen von Kuren zu vermeiden; aber die Welt hat auch sehr unrecht, von Mißlingen zu reden, wenn der Fürst probirt, ob Gott durch ihn heilen wolle, und der Erfolg zeigt, daß Gott nicht will.

Das Schlußgebet schließt S. 79 so: „Vermehre, o „Herr, in's Unendliche deine dreyeinige unerschaffene Eins, „durch Anziehung aller nach deinem Bilde erschaffenen „Nullen.“ Profane Denkkünstler werden lachen über den Gedanken, daß Gott nach dem Bilde der Eins Nullen erschaffen habe; aber der echtmaurerische Sinn der Phrase hat eine unendliche Tiefe. Um den Uneingeweihten eine Ahnung davon zu geben, will Rec. sie an die Weise in der Schuld erinnern:

Wird der Stab zum Ring gebogen,
Und der Pol zum Pol gezogen;
Müssen sie flugs mächtig fassen.
(So wird aus der Eins die Null.)
Aber immer will der Ring,
Wie gespannten Bogens Stahl,
Wieder auf zum Stabe schnellen.
(Will die Null, der Mensch, sich wieder
Grade, wie die Einheit stellen)
Und was Eins ist, will sich lassen.

Wer sieht hier nicht eine hochmaurerische Darstellung der Schöpfung des Menschen nach dem Ebenbilde Gottes? Sollte der Dichter daran etwa selbst nicht gedacht haben; so sieht er daraus, daß die Poeten auch unwillkührlich der theosophischen Maurerey als Offenbarungswerkzeuge dienen müssen, gleich wie es Göthen in den Wanderjahren mit Barnhagen von Ense ergangen ist, nach seinem eignen Geständnisse in Kunst und Alterthum.

Eben so ergeht es im Anhange des vorliegenden Buches dem Prof. Steffens mit unserem Maltheser. In dem Verdammungsurtheile, welches jener in den Caricaturen des Heiligsten über die gangbare Fmaurerey ausgesprochen hat, findet dieser die Apologie seiner ungangbaren, theosophistischen, die auf dem Umschlage des Buches, durch den magischen Schlüssel, sich als eine Satzung der Clavi-Maurerey zu erkennen giebt. In der Anleitung zum Gebrauch dieses Hauptschlüssels kommt S. 76 unter andern die Stelle vor: „Laßt euch durch den „so nöthigen Klop-stock nicht würde machen, und lernet „endlich seinen Messias verstehen.“

O—lli.

Reiseliteratur.

1. Die Rheingegenden von Mayn̈z bis Cöln von Gerning. Wiesbaden bey Schellenberg 1819. 3 fl.
2. Lahn- und Mayn-Gegenden, von Emds bis Frankfurt von J. J. von Gerning. Wiesbaden bey Schellenberg 1821. 2 fl. 24 kr.

Der unermüdliche Taunusbeschreiber, Herr v. G., giebt uns hier zwey Werke über denselben Gegenstand. Nr. 1. ist begleitet mit vortrefflichen englischen Kupferstichen. Die Leichtigkeit und die flüchtige Ausarbeitung, womit diese beyden Reisebeschreibungen fabrizirt sind, könnte Entschuldigung in dem mühvollen und wichtig-po-

Digitized by Google

litischen Standpunkt finden, den der Herr Verfasser bey dem Bundestage (?) in Frankfurt einnimmt.

Wir stimmen übrigens gern der Kritik bey, die der Verleger des Werks auf dem Umschlage desselben giebt, indem wir eine gewisse Art von Genialität dem Verfasser nicht absprechen wollen; höchst originell ist die Naivität, womit er sich in der Vorrede über den geringen Ehrensold, den sein Verleger ihm giebt, — (Herr von Gerning hätte bey diesem geringen Ehrensold dafür sorgen sollen, daß diese Werke nicht zu unverhältnißmäßig hohem Preise feilgeboten würden) *) — ausspricht, so auch sein Ernst, womit er es abndet, daß seine Bücher von andern Schriftstellern benutzt werden, und Herr v. G. dadurch — wie er sagt — mißhandelt wird; doch sein Aerger steigt aufs höchste bey der Erwähnung, daß Demian in seinem Handbuch für Rheinreisende die Fabriken, Handwerker u. s. w. angegeben wissen will. Die Richtigkeit dieses Tadels scheint jedoch Herr v. G. gefühlt zu haben, indem er uns nun sogar S. 209. Nr. 2. erzählt, daß Frankfurt 136 Schneider-Meister u. s. w. besitzt. (Interessant wäre es zu wissen, ob stets so viel Schneider in Frankfurt waren?) Wenig Tact finden wir darin, daß der Verfasser, indem er das Werk Nr. 2. einer geistreichen Königstochter, seiner Gebieterin, zueignet, dennoch beynahe auf jeder Seite Unwillen und geknnte Eigenliebe durchblicken läßt, so daß man glauben möchte, das ganze Buch sey allein als Ableiter des Unzufriedenheit des Hrn. v. G. geschrieben.

Eine gebildete Sprache findet man in beyden Werken, jedoch würden wir das Spielen mit Worten tadeln, so auch das Jagen nach Wörtchen; Letzteres fällt besonders dann unangenehm auf, wenn der Jager keine Flinte besitzt. Einige Beyspiele mögen hinreichen unsere Behauptung zu unterstützen, z. B. S. 60. Nr. 1. der sanfte Krumstab vormals, und der Gradstab jetzt. S. 13. Nr. 1. Substruktion und Obstruktion, Bäder und Antiquar in der Anmerkung, spielen so gegen einander, daß hervor gehen könnte, der Herr Verfasser habe über die in Substruktion liegenden Bäder zu Wiesbaden, antiquarische Obstruktionen erhalten. S. 70. Nr. 1. Welche Unwürdigkeit, den trefflichen Abt Bernhard von Clairvaux einen Champagner Abt zu nennen. S. 92. Nr. 1. Sagen und Sägen. S. 105. Nr. 1. Cometenfündfluth. S. 184. Nr. 1. Dort und Hier und Dortrecht, ohne allen Zusammenhang. Diese rheinischen Wegweiser hätten sich auch die Wiederholungen aus der Geschichte, Medizin, u. s. w. ersparen können, Gegenstände welche hundertfach schon gedruckt sind; freylich mußte bey der Lage des Buchhandels in Deutschland und dem schmählichen Tagelohn, den die Buchhändler geben, der Verfasser sein Werk nach der Bogenzahl abmessen. Vorrede S. XII. in Nr. 2. Seite 29 in Nr. 1. wird der Verfasser durch seine gebrauchten Diminutiven, Esselchen, Kapellchen, zu gemüthlich.

Um den zu bestreitenden Gegenständen Beywörter zu geben, geräth der Verfasser oft in unverständliche Phrasen, z. B. warum erhebt sich S. 57. Nr. 1. Mainz mit klagenden Thürmen? Warum ist der Godesberg S. 176. Nr. 1. räthselhaft? Vielleicht dadurch, daß Herr v. G. behauptet, in Godesberg lebten Abkömmlinge von Griechen? —

Wenn wir Herrn v. G. Unmuth, den er in und über Cöln und dessen Bewohner empfand, annehmen, so herrscht in dem Werke Nr. 1. eine Gutmüthigkeit und freundliche Gesinnung, wodurch uns der Verfasser lieb geworden.

Wir müssen noch den bösen Schalk tadeln, welcher S. 4. in der Anmerkung Nr. 1. den Verfasser mystificirt hat. Es ist nämlich nicht gegründet, daß Steine der 22. Legion in dem römischen Bade zum weißen Löwen in Wiesbaden gefunden worden sind, eben so wenig römische Kämme, Schröpfköpfe und Warzendeckel; diese letztern Gegenstände wurden zur Täuschung für einen in Wiesbaden angestellten Beamten in das Bad gelegt; Herr v. G. hätte sich namentlich nicht durch den Warzendeckel sollen täuschen lassen, der in dieser Form eine ungefähr 50 Jahr alte in Würzburg gemachte Erfindung ist. S. 51 in der zweyten Anmerkung Nr. 1. sieht der Herr Verfasser einen Stein mit Runenschrift in Mayna; hätte derselbe flar gesehen, so würde er einen Stein aus christlicher Zeit mit fremdartigen Schriftzeichen darin entdeckt, jedoch gefunden haben, daß bey diesen Zeichen an Runen nicht zu denken ist.

So spricht S. 108. Nr. 1. der Verfasser seiner antiquarischen Scharfsichtigkeit selbst das Urtheil, wenn er das jetzige Andernach für das römische Antenacum (Ante-Neshum vor der Notte) ausgiebt; Lage dieses, wo Herr von Gerning es hinfezt, so müßte es Post Nethum (hinter der Notte) heißen. Auch ist es ungegründet, daß in Cöln Spuren einer Wasserleitung, die nach Trier führen soll, sichtbar sind. S. 201. Nr. 1. Wir möchten den Verfasser bitten uns zu sagen, wo er die Kunde S. 30. Nr. 1. her hat, daß die alten Deutschen gemauerte Götzentempel gehabt haben, mit runenartig verziertem Gestein?

So poetisirt sein Geist, 8 bis 10 zusammengelegte Basaltstücke auf dem Remigius Platze zu Bonn, zu einem Basaltfelsen, auf welchem sich eine Ara erhebet. S. 179. Nr. 1.

Doch da das Werk historisch und antiquarisch zu wenig bedeutet, und bald durch die Fluth der Modeschriften verschlungen seyn wird, so wollen wir uns auch mit gründlichem Tadel nicht länger aufhalten, dem Herrn von Gerning zugebend, was er S. 241. Nr. 2. zum Troste seines Verlegers sagt, daß seine Werke, — wahrscheinlich der

*) Das kann der Verfasser nicht hindern. M.

Digitized by Google

Leichtigkeit wegen, — nicht als Verlagsbley liegen bleiben werden. —

In dem Werke Nr. 2. finden wir sehr schätzbare Notizen und mühvolle Zusammentragung alles Geschichtlichen sowohl der Taunusbäder, als auch der kleinen und großen Städte in den Laha- und Main-Gegenden. — Das kommt daher, weil dem Verfasser (Vorrede IX.) kein litterarischer Pachter in den Weg trat. Es bleibt stets ein verdienstliches Werk zusammenzutragen, sobald man nicht selbst schaffen kann! — Doch hätte der Herr Verfasser darum nicht so viel Rühmliches in den Vorreden beyder Werke sagen dürfen: die Resultate und Quintessenzen wären von selbst in die Augen gefallen! — In diesem Werke erscheint uns die Sprache weniger gezirt und spielend, es herrscht mehr Ernst, — leider aber auch viel Galle darin. — Diese politischen Ansichten wünschten wir aus beyden Werken fort, sie sind veraltet, steif; besonders unpassend und abgeschmackt die Spielereyen mit Napoleon Bonapartes Namen, und ein Bundestags-Gesandter (?) sollte nicht von Konstitutionsfieber u. d. g. sprechen *). S. 208. Nr. 2. So auch finden wir es nicht anständig, daß der Herr Verfasser uns S. 179 in der Anmerkung erzählt, daß in Homburg deßhalb ein Heldengeschlecht erwachsen sey, weil das Homburger Schloß mit römischen Mauersteinen gebaut worden ist. S. 9. Nr. 2. erfahren wir, daß die Nassauer-Alterthums-Gesellschaft **) zu Stande gekommen sey, — mit einem erbitterten Zusatze, daß Nassau sortan für diese und nicht für fortschleppende Fremdlinge Alterthümer in seinem Schooße bewahre, und S. 240 wird dieser Gesellschaft zum Troste erzählt, daß bis daher meist leeres Stroh gedroschen sey, weil nur ewige (?) gemeine Töpfe u. s. w. gefunden wären, jetzt aber gehe die Sonne auf. Auch wir freuen uns dieser neu aufgehenden Sonne, besonders da diese Gesellschaft in Herrn v. G. ihren Präsidenten besitzen soll, der gewiß nun seine so viel an- und ausgedeuteten Insekten und sonstiges Geflügel untergebracht haben wird, denn diese waren die Brücke, über welche der Staat gehen mußte, welcher einen solchen Alterthumsmann besitzen wollte! Dieses viel- und klein-beinigte Geschlecht erhält in diesem Buche, wo es möglich ist, Erwähnung. Z. B. S. 218. figuriren Gerningsche Schmetterlinge und Insekten zuerst als Frankfurtische Sehens-Merkwürdigkeiten. Gleich darauf (S. 220) folgen: der herauf- und heradlassende Bundestag; die rosigen Wangen und seelenvollen Augen der Frankfurterinnen; die mauterlicher werdenden Sachsenhäuser, welche es aber nicht bis zu den „Maydengelm" hätten bringen können; u. s. w. Wir behalten es uns vor, über diese zu errichtende Alterthumsgesellschaft in Nassau, bey passender Stelle ausführlicher zu sprechen, den schönen Sinn hochanerkennend, womit die Kunst und Wissenschaft fördernde Nassauische Regierung alles Gute und Schöne unterstützt. Daher erscheint des Verfassers erste Anmerkung S. 240 höchst unpassend, worin er sich als Antiquar, Kunstfreund und Stifter dieser Gesellschaft nennt, doch bitter gegen Nassau wird, wahrscheinlich weil er seine verschiedenartigsten Sammlungen verkauft wissen will, und dieser Staat die hohe Kaufsumme nicht dafür wird geben wollen. Man muß das Gute fördern auch ohne auf eigene finanzielle Verhältnisse Rücksicht zu nehmen! Was soll einer Stadt wie Wiesbaden die Unzahl nachgemachter egyptischer Idole; Schmetterlinge, Insekten; einige gute römische Bronzen, Münzen, dagegen aber viele nachgemachte aus wohl bekannten italiänischen und französischen Fabriken, — welches freylich noch viel schwerer zu beurtheilen ist als ein Würzburger Warzendeckel; — Gegenstände, mit denen der Herr Verfasser (Seite 240) 30 Hefte füllen könnte!

S. 242 zählt uns der Verfasser die verschiedenen Gemälde-Sammlungen in Frankfurt auf, und kömmt S. 244 auf die Seinige; manches treffliche Stück ist darunter — wir haben oft Gelegenheit gehabt, sie zu sehen; — doch am bewundrungswürdigsten ist bey dieser Sammlung — die Taufhandlung! —

„Der eigentliche Obscurantismus ist nicht, daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, sondern daß man das Falsche in Kurs bringt." *)

*) Warum denn nicht? Aerzte reden gern von Krankheiten, gesetzt auch, daß ihre Patienten eben nicht daran laborirten. M.

**) Wunderbar genug erzählt uns die preuß. Staatszeitung vom 5. März o. c. ..daß jetzt die Erfindung der Nassauischen Alterthumsgesellschaft mit ihren zwey Direktoren (der Eine Hr. von Gerning) gemacht sey. Aus diesen Büchern scheinen wir es schon früher abnehmen zu können, daß deren Verfasser bereits erfunden ist! — D. Rec.

*) Taufhandlung? Obscurantismus? Ich verstehe nicht, was der Rec. hier sagen will, und wünsche, daß die Leser gleichfalls keinen wissen. Die Herren Deutschen sollten und da, wo sie wider den Verfasser schreyen, nicht blos für ihn reconviren, sondern so, daß es dem Publikum möglichst verständlich sey ohne das Buch. Dieses Citat, ein eben nicht sehr sinnreiches Paradoxon aus Goethes K. und Alt., macht hier die Meinung des geehrten Rec. nicht deutlicher. M.

Druckfehler.

In der Anz. von Steffens Freymaurerey Nr. 31 S. 123. Sp. 2. Z. 20. v. u. lies: Sündhaftigkeit st. Sündhaftigkeit. S. 124. Sp. 2. Z. 9. v. o. lies: maurerischer Beamter st. maurerischer Bamter.

Digitized by Google

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 4. Juni 1822.

Dichtkunst.

I. Gedichte von L. Tieck. Zweyter Theil *). Dresden b. Hilscher 1821. 279 S. 8.

Gedichte über Musik, 17 an der Zahl, machen die Ouverture dieses zweyten Theils. Eines darunter lautet so:

Wenn die Anker streicht brechen, (!)
Denken du so sehr vertrauft,
Dir dein Glück so fichet schaukt,
Zornig nun die Wogen sprechen, —
O so laß das Schiff den Wogen,
Mast und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe dir nur selbst gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirst du sehn're Laude seyn:
Sprache hat dich nur betrogen,
Der Gedanke blieb verlogen,
Bleibe hier am Ufer stehn.

Da hier natürlich nur von der guten Musik, und nicht von derjenigen die Rede ist, welche den Geschmack betrügt und das Gefühl beklagt; so sind auch wir geneigt, ihr den Rang vor der Sprache und vor dem Gedanken einzuräumen. Ja, Sprach' und Gedanke kommen uns in diesem Augenblicke, wo wir eben diese Gedichte über Musik beurtheilen sollen, so unzureichend und zweckwidrig vor, daß wir dieselben lieber in Musik recensiren möchten, um allen den Anstößen auszuweichen, die man nur allzuleicht giebt, wenn man Gedanken in Worte einkleidet.

An dem Kopfweh der Gedanken
Fühlet sich die Menschheit kranken.
Von dem Denken kommt das Schwanken,
Kommt das Schweifen aus den Schranken,
Und die Sprache führet zum Zanken.
Im Gefühl nur lebt das Schöne,
Unartikulirte Töne

(Ob sie der Verstand verhöhne)
Machen, daß der Mensch sich sehne,
Ohne daß er weiß, nach was;
Und sich doch, die Wimper naß
Von der süßgesalznen Thräne,
Freudig und zufrieden wähne.

Girret, wie die Tauben girren;
Solche Liebe kann nicht irren.
Singet, wie die Finken singen,
Schlagt, wie Nachtigallen schlagen;
Das wird nimmer Haß euch bringen,
Niemand wird euch drob verklagen;
Wenn nur kein Gedanke drin,
So verschwinden alle Plagen,
Und der Geist versinkt im Sinn.

Doch dem Sinn wächst nun Gefieder.
Und dem Thier unmittelbar
Wird die Gottheit offenbar.
Zu dem Menschen nicht hernieder
Sinkt der Himmel; doch durch Lieder,
Wenn nur kein Gedanke drin,
Wird der Ahndungsschwangre Sinn
Halb und bald zum Geiste wieder,
Und die Kindlein, die nur fühlen,
Dürfen in dem Himmel spielen.

Drum mit Recht preist Ludwig Tieck
Deine Zauberey, Musik!

Er preiset sie freylich in weit kunst- und salbungsreicheren Versen; aber die Materie seines Lobes wissen wir eben nicht besser in's Klare und Kurze zu bringen, als durch obige Gedenkreime. So sehr wir jedoch mit dem Dichter über den Vorzug der Musik vor der Sprache einig sind; so wenig glauben wir, daß die Sprache, wenn auch einmal die Musik darin gepriesen werden soll, durch Vokalenverschlauchungen wie S. 5:

Zur spielenden Glorie wird der Himmelsbogen —

übellautend, oder gar, wie S. 23, unverständlich gemacht werden darf;

*) Die Anzeige des ersten s. L. Bl. 1821. Nr 83. M.

Digitized by Google

Wann du erbeßt den schönen Ton zum Singen,
Und den tiefen goldnen Klang drein gießet,
Von Clara's Zaubermund ein Feuer fließet,
Seh' ich die Himmelsgeister lieblich ringen.

Da „gießet" denn doch einmal die dritte Person ist; so bleibt es uns grammatikalisch dunkel, wer den tiefen goldnen Klang drein gießet, und die grammatikalische Dunkelheit hat auf das Uhnungsvermögen keine poetische Wirksamkeit. Vielleicht ist der Setzer dran schuld; der zweyte Vers ist trochäisch, und wer weiß, ob nicht nach Und ein einsylbiger Nominativ ausgelassen ist, den wir nicht errathen können. Echte Poesie athmet in dem Gedicht, der Garten, S. 24. Die Irr-Philosophie des Egoisten S. 230 ist treffend in wenigen Zügen dargestellt. Ergötzlich ist der Humor in dem Gedicht, die Umgänglichkeit. Die Vögel klagen darüber, daß der Mensch auf sie Jagd macht.

Ist das die Art mit uns zu sprechen?
Uns armen Vögeln den Hals zu brechen?
„Verständlich ist doch diese Sprache"
(So ruft der Mensch) sie dient zur Sache.
In aller Natur die Sprache regiert,
Daß eins mit dem andern Kriege führt.
Man kann am besten raisonnirt und beweist,
Wenn eins vom andern wird aufgespeist.

Wirklich geben die Menschen in der Staatsgesellschaft ungefähr auf diese Weise mit einander um. Aus „Thalia's Wehklage in Deutschland" S. 270 wäre der Schluß zu einem neuen Motto der Berliner Theaterkritiken im M. Bl. zu empfehlen:

Glanz von Lichtern
Aus Epaulietten.
Bengals Feuer.
Bunte Wände
Ohne Ende,
Die so theuer. —
Ach! und gar Costum.
Deutscher Bäumen Ruhm,
Macht mich völlig dumm.

V. Des D. M. Ausonius Mosella, mit verbessertem Texte, metrischer Uebersetzung, erklärenden Anmerkungen, einem kritischen Commentar und historisch-geographischen Abhandlungen von Ludwig Trost. Hamm, b. Schulz- und Wundermann. 1821. XXVI u. 248 S. 8.

Der Titel dieses Büchleins könnte, wie man sieht, einfacher und bescheidener seyn; sobald wir aber über den Titel weg waren, fanden wir, daß H. T. viel bescheidner ist als er aussieht. Wir haben vieles aus dem Werkchen gelernt, unsere Ansicht über Mancherley berichtigt, und nur wenig Tadelnswerthes gefunden, und dieses besteht in Folgendem:

Es zeigt sich zu viel gelehrter Prunk. Zwar ist die Zumuthung stark, wenn man von einem Philologen fordert, eine Reminiszenz aus den Alten, eine Parallelstelle, wenn sie auch gar nicht von Belang wäre, wenn gar auch nichts durch sie erwiesen würde, für sich zu behalten; aber man sollte doch endlich klug und haushälterisch zu werden lernen: sunt certi denique fines, wie Horaz sagt und diese Gränzen sind: die Stelle, die erklärt und dessen Gedult, der belehrt werden soll.

Wenn man ferner die vielen Hinweisungen auf die alten Dichter, auf Geschichtschreiber alter und neuer Zeit, auf Archäologen und A., und dann wieder die Erklärungen von Dingen sieht, die man dem Schüler nicht erklärt, sondern sie seinem Verstande zu finden überläßt; so ergiebt sich, daß Hr. T. kein bestimmtes Publikum vor Augen hatte, und Allen Alles seyn wollte — der sicherste Weg, den Wenigsten nützlich und den Meisten langweilig zu werden. Jene Prunksucht, und diese Universalität erzeugen eine unausstehliche Breite, die alles aufzählt, was nur irgend herbeyzuschaffen, und alles giebt, was nur möglicherweise einzupassen ist.

Was die metrische Uebersetzung betrifft, so ist dieses die schwächste Seite des Hrn. Trost; unter zehn seiner Hexameter ist gewöhnlich nur Einer regelrecht gebaut: wir wählen aufs Gerathewohl S. 11, welche V. 23 — 30 enthält, um unser Urtheil zu rechtfertigen:

Sey, o Fluß, mir gegrüßt, berühmt durch Fluren und Pflanzen.
Dem der Belge die Stadt des Kaisersitzes verdankt:
Flüß, von Hügeln begrenzt, von blühenden Reben erdustend.
(Was erduftet hier? der Fluß oder die Hügel? Ausonius sagt klar:
„Amnis odorifero jugo vites consite Baccho.*)
An dem grasenden Ufer begrenzt von grasigen Wiesen;
Wie das Meer auch beschifft; doch abwärts strömend, dem Flusse
Gleich; auch ähnlich dem See, durch deine gläserne Tiefe;
Selbst erreichen auch kannst in eilendem Laufe den Bach du,
Kannst zum reinlichen Trunk den kühlen Quell übertreffen.*)

Ausonius steht zwar, was Eleganz und Musik des Metrum's betrifft, weit hinter Virgil; darin aber brauchte der Uebersetzer dem Original eben nicht grade allzu treu zu folgen.

Abgesehen von diesen Schwächen hat diese Ausgabe

*) Wenn, wie es scheint, der Mer. den Gebrauch der Trochäen statt der reinen Spondäen tadelt; so hat er das Beyspiel der besten deutschen Dichter gegen sich. Wir haben der Beyspiele so wenig, daß unsre Hexameter fast immer daktylisch klingen müßte, wenn man die trochäischen Füße nur am Ende zulassen wollte. M.

Digitized by Google

des Ausonius viele Vorzüge; der Text ist kritisch behandelt, manches mit Glück und Scharfsinn verbessert, und die historisch-geographischen Notizen und Abhandlungen sind so interessant, daß wir das Werkchen besonders denen auf das angelegentlichste empfehlen, welche die Rhein- und Mosel-Gegenden auf eine nützliche Weise bereisen wollen.

D. A.

Neugriechenthum.

I. Die unfehlbare Besiegung der Ottomannen. Ein politisch-militärischer Plan von Julius von Voß. Berlin 1821.

Den angehängten großen Plan zur allgemeinen Ausrottung der Türken, erklärt der Verfasser selbst für einen Traum. Nun, Träume sind Schäume. Mehr als wichtig ist in Bezug auf diesen Plan der Vorschlag, den Rec. irgendwo gelesen zu haben sich erinnert, den Herrn v. Voß zum Generalissimus der antiottomannischen Heere zu ernennen, und ihm den Studiosus Clod als Generaladjutanten zuzugesellen. Die Ansicht, die diesem Vorschlage zum Grunde liegt, leuchtet nicht undeutlich hervor. Der mit wieder Kenntniß der Kriegskunst scharfsinnig dargelegte Plan nimmt sich auf dem Papiere gut aus, und mag wohl in der Idee ausführbar scheinen, aber — — doch still! nichts mehr von dem großen Plane selbst! — Voran aber gehen chronologisch-geschichtliche Bemerkungen über das alte Griechenland, so wie über das griechische Kaiserthum und die Türken vor und nach der Eroberung desselben, wohl geeignet, einen lehrreichen Ueberblick über die Geschichte jenes Landes von Jnachus bis auf Mahmud II. zu gewinnen. Man findet ferner belehrende Ansichten über den Charakter und die Kriegskunst der Türken, die Verfassung der Pforte und ihr Verhältniß zu den Griechen, über die Schwierigkeiten eines Krieges gegen die Türken in ihrem eignen Lande; — aber man mag noch so unbefangen alles dieß lesen und darüber denken, man wird finden, daß der Verfasser nicht immer mit Unbefangenheit und nicht wahr urtheilet. Nur einige Beyspiele. S. 22 stößt man auf die Behauptung, daß das Regiment der Türken gegen die Griechen gelind gewesen sey, indem eine andere Regierung einem unterworfenen Volke anderer Religion und Sitten nicht so viel eingeräumt haben würde! Welch Raisonnement! Weil der Sultan den Griechen einzelne Vorrechte, aber für ungleichere Summen! gestattete, kommen auf der andern Seite die vielen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, die man sich gegen unschuldige Geschöpfe erlaubte, die Nichtachtung der Menschenrechte in der Türkey in keine Rücksicht? Wie gar daß man den Griechen jene Rechte ungestand, damit Hr. v. Voß, und wer nicht noch? darauf seine Behauptung von der Gelindigkeit des Regiments in Constantinopel gründen konnte! Uebrigens sollte es uns wahrhaft leid thun, wenn wir, um die grausame, empörende Behandlung der Griechen erst zu beweisen, auf die Regierungsgeschichte der Sultane seit der Eroberung Constantinopels, etwa, wie man sie gegenwärtig in Sickler's Anastasia lesen kann, oder auf einzelne Beyspiele verweisen müßten. Die Türken und ihre Macht schildert der V. so, wie man erwarten muß von einem General, welcher durch seinen Kriegsplan Ruhm einzuernten gedenkt. Aber was offen am Tage liegt, muß man nicht läugnen wollen. Daß die Türken nicht mehr die der vergangenen Jahrhunderte sind, lehrt ein flüchtiger Blick in die Geschichte und auf die Landkarte; seitdem sie ihrer Eroberungssucht und dem durch den Koran gebotenen Systeme der Christenausrottung und der Verbreitung ihrer Religion mit dem Schwerte nicht mehr mit gutem Erfolge nach außen hin huldigen konnten, sind sie nicht mehr die kräftigen Naturmenschen; die Macht des Sultans in seinem eignen Reiche ist durch einzelne Paschas gar sehr geschwacht worden, und an Despoten für den Mangel an Energie der Regierung — ein Beyspiel für die geringe Energie des jetzigen Sultans führt Voß S. 25 selbst an — ist das Jahr 1821 nicht arm. Die Amuraths und Solimans sind leere, aus der Vergangenheit herüberschimmernde Schattengestalten! So gehöret auch die S. 26 gerühmte Hingebung des Mamelukenns unter den Oberherrn und „der, den jetzt von Sultan übermachten Strang ehrerbietig küssende Pascha" in eine längst entflohene Zeit. Oder weiß Hr. v. Voß es besser? Sind diese Bemerkungen auch Träume? Und nun solle gar „die Nähe der Türken an den Griechen, zu welcher kein weichlich gewordenes Volk aufgelegt seyn dürfte, gegen die behauptete Entartung derselben und eben daher für die noch übrige Furchtbarkeit der Ottomannen." (S. 26.) Was doch Hr. v. Voß alles meint! Die ehemalige Grausamkeit und Rohheit dieses barbarischen Volkes bewirkt sie, die der religiöse Fanatismus nicht mehr zu jener politischen Stärke, jener energischen Todesverachtung des funfzehnten, sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts umzugestalten vermag. — Mächtig mögen sie immer noch seyn — aber doch immer ein großer Unterschied zwischen Sonst und Jetzt! —

II. La vierge héroique, roman grec de ces dernières époques. Par P. G. A Paris chez Pelicier, Libraire 1821.

Es ist dieß gleichsam eine Scene aus der ersteren Hälfte des Drama, dessen Entwickelung der gefühlvolle Zuschauer mit banger Ahnung entgegensiehet, eine schöne Episode, die statt stürmischer Affekten sanfte Empfindungen erregt, und angenehmen Totaleindruck hinterläßt. Der Grund des Romans — Zeitumstände und Ort — beruht in der Wirklichkeit; nur die das Gemälde belebenden Figuren scheinen Kinder der Phantasie zu seyn, aber nicht ohne

Digitized by Google

Wahrscheinlichkeit erfunden. Die Namen sind ja stets etwas äußerwesentliches; Wahrscheinlichkeit in der Erfindung der Daten neben Wahrheit der Charakteristik und der Situationen vermag uns zu entschädigen für streng historische Wahrheit, wenn diese nicht selbst Zweck ist. Und wer wollte den hier aufgestellten Charakteren des Sardar, der Helene, des Mauali und Mehemet Ali Wahrheit absprechen? wer wollte etwa behaupten, daß den Türken aller Edelmuth, wie wir ihn an Mehemet Ali sehen, fremd sey? Discite justitiam! Das Buch ist reich an ergreifenden, wie an rührenden Situationen, und wird durch manch glücklich geführtes Raisonnement anziehend und belehrend. So sind die Urtheile über den Charakter der Griechen (S. 13.) und Türken, (S. 83. 89) einzelne Gedanken über das unmenschliche und ungesetzliche System der türkischen Regierung, über die Nothwendigkeit der Intervention der europäischen christlichen Mächte, dem Morden der Griechen Einhalt zu thun, als welche durch die empörende Hinrichtung des Patriarchen und anderer Geistlichen, durch die Zerstörung christlicher Kirchen geboten würde, (S. 46.) — durchgängig wahr, und geben dem Buche neues Interesse für den, der nicht allein nach leerer Unterhaltung jagt.

III. Constantinopel und die Dardanellen. Eine historisch-statistisch-topographische Beschreibung. Leipzig 1822, bey Leopold Voß.

Von diesem Buche ist bereits eine zweyte Auflage erschienen, — ein Beweis, daß man wohl thut, den Zeitgeist in Ehren zu halten. Es scheint eine Compilation aus verschiedenen Werken über die Türkey zu seyn, und liefert in einer ziemlich ausführlichen, aber nicht durchgängig systematischen Darstellung eine lehrreiche Schilderung des Charakters und der Sitten der Türken, der Verfassung des Reichs und der Hauptstadt desselben, so wie der Dardanellenschlösser. Die Charakteristik der Griechen (S. 46) welche Ignoranz und Uebelwollen, vorzüglich englischer Reisenden, mit den schwärzesten Farben geschildert haben, stimmt mit der des Herrn v. Hammer, dem seine vieljährigen Erfahrungen volle Glaubwürdigkeit geben, in seinem Werke: Constantinopolis und der Bosporos 1822. Thl. 2. S. 392 fast überein, und mag im Ganzen auch mit der Wahrheit übereinstimmen, wenn man anders, mit Unterscheidung der Griechen in der Hauptstadt und deren in den Provinzen, letztere mit einem einzigen Maaßstab messen kann, da die Verschiedenheit der einzelnen Völkerschaften auch Verschiedenheit in den Sitten und Charakteren nothwendig herbeyführen mußte. Mit einem einzigen Pinselstriche die Charakteristik der Griechen malen zu wollen, ist lächerlich heut zu Tage, eben so wie es dieß zur Zeit des geistigen und politischen Flors der alten Griechen war. Aber an solchen Pinselstrichen fehlt es nicht, wie ja das Wahre und Gute nie ohne Opposition bleibt! Das haben auch die griechischen Angelegenheiten bewiesen. Was Constantinopel selbst anbelangt, so besitzen wir in jenem Hammerschen Meisterwerke die gelehrteste und ausführlichste Beschreibung desselben, wo alles mit historischer Genauigkeit abgehandelt wird. Ueber die politische Schwäche der Pforte, so wie über das barbarische System der Verwaltung und Verfassung jener Länder findet man wahre, besonders von gewissen Leuten zu beherzigende, Worte. Die Darstellung der türkischen Kriegskunst zeigt uns ihre Vorzüge und Nachtheile, zumal letztere, wenn man die europäische Kriegskunst dagegen hält.

Zeitgeschichte.

Geistesreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrhundert. Winterthur in der Steiner'schen Buchhandlung. 1822. 8. X u. 182 S.

Der Inhalt dieses Werkchens ist ungefähr folgender: Viele haben sich in der neuern Zeit heimlich und öffentlich dem Protestantismus entgegengestellt; die Behauptung, daß er unbefriedigend und schwankend sey, ist ungegründet, in den Zeitverhältnissen aber liegt es, daß so Mancherley nachtheilig auf ihn wirkt: dahin gehört, daß man überhaupt gegen die Religion gleichgültig ist; daß es der Jugend an religiöser Bildung fehlt; daß moralische Verderbtheit eingetreten und die moralische Erziehung vernachlässigt ist; daß unsere Zeit physisch und geistig entkräftet und abgestumpft ist; daß jeder neu und originell seyn will; daß die Phantasie ein Uebergewicht erlangt hat, und man sich in Kunst und Wissenschaft zum Tändeln neigt; daß Romane, Politik und Geschichtschreibung dem Ultramontanismus, dem Un- und Aberglauben dienstbar geworden, und endlich, daß der Egoismus der Unterrichteten, und die Pflichtlosigkeit vieler Geistlichen der wahren Fortbildung hemmend entgegen treten. Zum Anhang fügt der Verf. über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse, welche Vereinigung er der Vorsehung und der Zeit überlassen wünscht.

Was der ungenannte Verf. will, tritt überall edel und kräftig hervor; das Gemälde, welches er von unserer Zeit entwirft, ist lebendig und großentheils sehr wahr; die reine Alpenluft des gesunden Verstandes wehte den Ref. überall an; allein Täuschungen sind in jenen lustigen Höhen nichts Unmögliches und so geschieht es dem Verf., daß er in den Niederungen so Manches dunkler, schwärzer sieht, als es wirklich ist, und daß er nicht selten griesgramlich in unsre Thäler herabblickt. Für Lob und Tadel Belege zu geben, würde uns zu weit führen. Der Styl könnte zuweilen sorgfältiger seyn. Druck und Papier sind vorzüglich.

Digitized by Google

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag den 7. Juni 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Aristofanes von Johann Heinrich Voß, mit erläuternden Anmerkungen von Heinrich Voß. In drey Bänden. Braunschweig b. Vieweg 1821. 424, 324 u. 382 S. gr. 8.

Heinrich von Kleist klagt in einem vertraulichen Briefe, welchen L. Tieck in der Vorrede zu dessen hinterlassenen Werken (s. Lit. Bl. Nr. 24) bekannt gemacht hat, bitterlich darüber, daß die Frauen der modernen Welt durch ihr Eindringen in das Schauspielhaus und auf die Bühne das Drama verdorben, und neben dem der Griechen schier zunichte gemacht haben. Diese, dem weichen Geschlechte gemachte, harte Beschuldigung sind wir geneigt, zu überbieten: denn wir fühlen, dem Vossischen deutschen Aristofanes gegenüber, daß die Frauen auch das Recensiren verdorben haben. Nicht genug, daß sie die Bühne (nicht selten in Männerkleidung) betreten und das Schauspiel ohne Verkleidung besuchen; sie lesen auch alles Dramatische, lesen sogar kritische Blätter, und man weiß kaum, wie man einen deutschen Aristofanes recensiren soll, ohne ihre Unschuld, Sittigkeit, Gemüthlichkeit, Zartsinnigkeit — mit einem Worte, ohn' ihre holde Weiblichkeit zu verletzen; besonders in diesem Literaturblatte, dem es in seiner Ehe (wir wählen diesen figürlichen Ausdruck nicht aus Hoffarth, sondern wegen des darinnen mitbegriffenen Begriffes der Zufriedenheit und Einigkeit, den charakteristischen Kennzeichen aller heutigen Ehen) — dem es in seiner Ehe mit dem Morgenblatte schier von Nöthen seyn will, die Götter um eine ovidische Verwandlung (der Männlichkeit in eine Weiblichkeit) anzuflehen. Gleichwohl kann dasselbe diesen Aristofanes nicht füglich unangezeigt lassen; unsere Leserinnen müssen ihn wenigstens sehen, denn es ist ein Prachtdruck, und während sie an diesem typographischen Reize sich erfreuen, mögen sie erlauben, daß wir über den Inhalt unseren männlichen Lesern (kein leeres Epitheton, es sind gewiß auch weibliche Männer darunter) Einiges in das Ohr sagen.

Eine Verdeutschung des Aristofanes für gebildete Stände (im Sinne von dem Titel des Morgenblattes), ist nicht wohl denkbar. Wie sehr auch immer der Uebersetzer nach Popularität ringen möge; er wird es zu keiner Ueberdichtung dieses Komikers für die deutsche Nation bringen, er wird ihr allenfalls das Original verständlicher, aber nicht vom Teller weg (vom Blatte weg) genießbar machen können; man wird, mit anderen Worten, die Uebersetzung immer studieren müssen. Nur Annäherung an das Ziel einer verständigen Popularität ist hier zu hoffen, und dieser scheint Voßens Uebersetzungsmanier im Allgemeinen hinderlich zu seyn: denn es ist nicht zu verkennen, daß er häufig, anstatt das Griechische in das Deutsche herüber zu tragen, dieses in jenes hinüber trägt. Diese Manier wird den Leser auch hier nicht selten stören, und ihn abhalten, dem hochverdienten Veteran vor denjenigen, welche vor ihm einzelne Stücke des Aristofanes übersezt haben, besonders vor Wolf und Welker, unbedingt den Vorzug zu geben. Gleichwohl hat er sie, unserer Meinung nach, im Ganzen sämmtlich übertroffen, und ist in dem Bestreben, die wirkende Kraft des Originals zu erreichen, oft bis zur Verwunderung glücklich gewesen. Wir haben die Wolken und die Frösche verglichen, und diese beyden Stücke werden uns einige Belege für unsere Meinung leihen.

In den Wolken sucht Sokrates dem Strepsiades die Phänomene der Natur, Regen und Donner, aus den mikrokosmischen Erscheinungen seiner Verdauung zu erklären.

— — — An dir selbst will ich's dir erläutern.
Wohl hast du an Panathenäen dich schon voll Suppe gefüllt, daß sich Aufruhr
In dem Magen erhub, und wilder Tumult ihn hindurchrumpumpelte plötzlich? (V. 385.)

Dieses kecke Zeitwort ist eine Tonmalerey, welche dem διεκορκορύγησεν des Originals vollkommen entspricht, ja in der Wirkung auf das Ohr dasselbe fast noch überbietet. Wolfs Uebertragung:

Und vernahmest du nicht gleich Bauchaufruhr mit gewaltigen Knurren und Prasseln?

leistet das bey weitem nicht. Das Prasseln ist um so we-

Digitized by Google

niger am Platz, da es eine Vorstellung antecipirt, die erst Strepsiades in seiner gleich folgenden Antwort (in dem bekannten πάξ, παπάξ παπαπάξ und παπαπαπάξ) ausmalt. Auch in dieser Antwort hat Voßens Vorgänger das χέζω allzu schon übertragen:

Drauf, eil' ich hinaus, dann donnert's wie Papapappax völlig wie jene.

Mit dem Hinauseilen wird für die Decenz durchaus nichts gewonnen, zumal wenn man sich den Moment auf der Bühne denkt, wo der Beschreiber da bleibt. Alles, was hier gethan werden konnte, war die Vertauschung des eigentlichen Ausdrucks mit einem figürlichen; und Voß hat übersetzt: „Drauf, drück' ich los," wobey der Deutsche leicht an die Entladung einer Flinte und ihren Wiederhall denken wird; wenn er schon weiß, daß Aristofanes daran nicht gedacht haben kann.

Später, in der grammatischen Lection, welche Sokrates dem Strepsiades ertheilt, hat Wolf den Hahn (ἀλεκτρυών) in einen Staar umgeschaffen, vermuthlich weil er einen Vogelnamen wählen zu müssen glaubte, der, wie der griechische Hahn, kein Femininum hätte. „Wie nennst du das Weibchen?" fragt Sokrates. „Staar und wieder Staar", antwortet der Schüler, und in der Antwort des Lehrers: „Sie heißt die Staarin", geht die komische Kraft des Originals größten Theils verloren. Voß hat den Wiedehopf gewählt. Wir sehen zwar nicht recht warum, da er weiter unten, V. 845, wo Strepsiades die Lection einem Dritten wiederholt, der Urschrift wörtlich treu geblieben ist: Hahn und Hähnin (statt Henne); aber daß die Wiedehöpfin weit komischer klingt, als die Staarin, läßt sich nicht verkennen, und man könnte versucht werden, zu wünschen, daß Voß sie auch später der Henne vorgezogen hätte. Inzwischen bringt er dort beyde zu Markte, und weiß die Hinderniße, daß im Deutschen der Hahn sein Femininum in der Henne hat, und daß der Theateranschauung hinlänglich unterscheidet, sehr geschickt zu entfernen. Feidippides nennt den zweyten Vogel, den ihm Strepsiades zeigt, Henne, das ἄμφω ταυτό bleibt nun weg, und St. antwortet blos:

O rede doch nicht so lächerlich!
Nichts mehr von Henne! sondern diese heißt hinfort
Hähnin, wie die Regel Wiedehöpfin sagten lehrt.

Der Spaß gewinnt dadey, daß hier nicht blos ein neues Femininum geschaffen, sondern auch zugleich ein gangbares abgeschafft wird. Die Lächerlichkeit der sokratischen Grammatik wird verstärkt durch den Umstand, daß der Schüler die empfangene Regel nicht blos wiederholt, sondern gleich auf einen Fall ausdehnt, wo sie, wegen des vorhandenen Femininum, offenbar eben so überley als unrichtig ist.

Wir waren begierig, zu sehen, wie Voß später, bey dem Πυγὴν μικράν, κωλὴν μεγάλην, wo Wolf das ganz *) unverständliche „ o * o sehr groß, und * i * i sehr klein" (das sehr ist hier überdies Flickwort) substituirte, sich aus der Sache gezogen haben würde. Er übersetzt: „Hinteres groß, und Vorderes klein," das ist zwar nicht deutlicher, ja es kann sogar den Rathenden irre leiten; aber es giebt doch, statt der gar nichts verrathenden Mittel-Buchstaben, vollständige Wörter, die etwas Oertliches bezeichnen. Indessen sehen wir den Grund nicht ein, warum Voß, der in vielen anderen indecenten Stellen unbedenklich scapham scapham genannt hat, gerade hier so scheu, und nicht wenigstens eben so dreist gewesen ist, als Göthe in den Scenen auf jenem Walpurgisballe der Hexen im Faust, wo lediglich das Auge der Leserinnen durch Abbreviaturen geschont wird, über deren Sinn nicht der geringste Zweifel seyn kann. Es giebt nun einmal Fälle in der Kunst, wo die Natur mit der Convenienz sich auf keinen Vergleich einlassen darf, und das Züchtigen des Aristofanes ist fast überall zu tadeln, wenn es auch nicht eben so weit getrieben wird, als es die französische Ueberseyerin der Wolken, Demoiselle Lefevre (Dacier), getrieben hat.

In den Fröschen, V. 90, wo Welker von den Jüngelchen spricht, welche Tragödien schreiben, „geschwäziger mehr wie ein Stadium, als Euripides," dünkt uns Voß deutlicher und zugleich richtiger mit seinen „Bürschelchen, vor Euripides mehr als weiten weit geschwäziger." Auch ist uns V. 96 sein „Poet voll Zeugerkraft" kräftiger vorgekommen, als Welkers „schöpferiger Dichter," und V. 93 sein „Musenhain von Schwalben" besser als Welkers „Museen der Schwalben." Dagegen möchten wir, V. 95, das letztgenannten Ausdruck: „die Tragödie nothzüchtigen" dem Voßischen „andrunzen" vorziehen, der Verständlichkeit wegen. Zwar ist das von Brunnen abstammende Zeitwort andrunzen (anwäßern, arroser) nach Adelung ursprünglich ganz anständig gewesen; aber es hat diese Bedeutung, welche hier einen sehr guten Sinn geben würde, verloren, und in der Pöbelsprache mancher Provinzen eine andere angenommen, welche hier nicht passen will, da man eine Handlung damit ausdrückt, welche zum Zeichen der Verachtung gebraucht zu werden pflegt. Dagegen ist die Phrase: eine Kunst, eine Sprache u. s. f. notzüchtigen (i. o. ihr Gewalt anthun) so klar als gangbar, und hier eben von ausreichender Stärke. V. 126 steht, bey sonst überaus sorgfältigem

*) Nicht so ganz! Ein einziger Consonant dient zum Schlüssel für beyde Voßische Abbreviaturen. Uebrigens hat bekanntlich Wieland mit den Waden sich geholfen. M.

Digitized by Google

Drucke, gefeiert statt gefriert und V. 815 hohdhuschig st. hochhuschig. V. 250 giebt Voß eine Schaumanschoppelung für Welkers Wasserbullenzischen. Da die Wasserblasen, welche von den Fröschen aufgetrieben werden, nicht zischen, sondern wirklich poppeln; so mag es den Fröschen (welche a. a. O. singen) wohl vergönnet werden, sich dieses selbsterschaffenen Naturwortes zu bedienen, zumal da es griechische Frösche sind. Wären es niedersächsische; so hätten sie füglich an dem, von Adelung s. voce Boll erwähnten bollern bleiben können.

Den deutschen Schauspielern empfehlen wir die Anmerkung von Heinrich Voß zu V. 305. Dort spricht der Gracioso Xanthias:

Alles steht noch gut mit uns;
Und fröhlich rufen, wie Hegelochos dürfen wir:
„Nach Sturm und Brandung hebt ein Windspiel Wellchen nur.“

Dieser Hegelochos war ein tragischer Schauspieler, der in den Vers des Euripides: — hebt ein Wind Spielwellchen nur, ein Windspiel hatte hinein laufen lassen, welches zugleich ein (Pronunciations-) Pudel war. Er wurde dafür von den Lustspieldichtern lange nachher noch namentlich verspottet, und — mußte sich's gefallen lassen. Das mag die deutschen Hegelochen trösten über die sprachmeisterlichen Theatercorrespondenzen der Tagesblätter. Die Poeten hingegen, denen die Direktionen das Honorar zu schmälern trachten, mögen ihren Trost im V. 368 finden, wo der Chor dem Agyrrios, der, „was Lohns den Poeten gebührt, als Redner hämisch benagt hatte“ ein Pereat singt.

V. 837 nennt Euripides den hochtrabenden Aischylos einen „unüberschwabaren, prahlgebundaustönenden.“ Bey Welker ist es unbesprechsam und Klingklangdündeltönend. Jenes Beywort giebt einen falschen Sinn, dieses hingegen ist verständlicher, als das Vossische. Wenn aber bey Welker Dionysos dem zornigen Aischylos vorwirft:

Du schreist, wie ein angesteckter Stechreichbaum sogleich;

so ist Vossens Verdeutschung:

Du stracks, wie Stechreichholz in der Glut, so knatterst du,

ungleich deutlicher und bildgerechter.

Umgekehrt ist der Fall bey V. 1347:

Flugs, auf die Gesäng' ihm, o bey den Göttern dich gewandt!

heißt es bey Voß, kaum faßlich, bey Welker ganz klar:

Drum zu den Liedern, bey den Göttern! wende dich.

V. 1282 würden wir statt: „Mühe nur nicht zugefügt“ vorgezogen haben: Nur die Müh' nicht noch vermehrt. Den Dativ V. 1293: „Dem Held (en)“ halten wir für unrichtig. Daß Voß kein Anti-Eisist ist, versteht sich; aber daß er überall, in der Declination des Adjectivs ohne Artikel, den eisistischen Genitiv: manches Mannes, kühnes Muthes u. s. f. dem gebräuchlicheren: manchen Mannes, kühnen Muthes, vorzieht, können wir nicht billigen. Zwar ist Heyse in s. Grammatik S. 353 auf seiner Seite; aber wir würden doch lieber das s am Adjectiv für den Fall aufheben, wo das Substantiv keins hat; wir würden decliniren: manchen Mannes, manches Menschen u. s. w.

In den Acharnern hatte Voß u. a. auch A. W. Schlegel zum Vorgänger, der in den Vorlesungen über dram. Kunst und Lit. ein Bruchstück davon übersetzte. Schlegel hat V. 406 das witzige Spiel mit den Worten Tragödie und Trygödie (Trauerspiel im gemeinen Komödiantentone, von Trux, Hefen) ignorirt, wahrscheinlich, weil er glaubte, daß es im Deutschen unverständlich seyn würde. Voß hat es beybehalten, er läßt den Kefisofon Trygödie statt Tragödie sagen, und der Witz wird in der Note erklärt. Schade, daß es noch nicht Mode ist, unsere bürgerlichen Trauerspiele und Schauspiele Trygödien zu nennen. V. 421 sagt Voß: „doch ach! bey den Knieen fleh' ich dir,“ Schlegel aber besser: „Fußfällig anflehn muß ich dich.“ Auch können wir V. 425 den unglückbaften Greis (der bey Schlegel unglückseelig ist) nicht loben, und in dem bewalteten Kies (Wespen V. 1531) vermuthen wir einen Druckfehler.

Den Titel der Ekklesiazusen hat Voß durch Weiberherrschaft übersetzt. Schlegel hat ihn bekanntlich paraphrasirt: Die Weiber in der Volksversammlung. Der Vossische Titel ist geeignet, die Frauen zur Lektüre einzuladen, und wir wollen ihnen dieselbe nicht widerrathen, am wenigsten der konstitutionell gesinnten Dame von Berlin. In unserer konstitutionellgesinnten und zugleich weiblichen Zeit ließe dieses Stück wohl gar eine Nationalisirung zu. Aber das verwandte Satyrspiel, Lysistrata, möchten sie sämmtlich doch lieber so lange ungelesen lassen, bis sich eine Leferre dafür gefunden haben wird. Daß übrigens diese Uebersetzung des ganzen Aristofanes ein großer Gewinn ist für unsere Literatur, bedarf keiner Erwähnung, und das Versprechen von Heinrich Voß, daß bald ein vollständiger Kommentar nachfolgen soll, „enthaltend die gehörigen Einleitungen in jedes Stück, tiefere Erörterung des Inhalts mit Belegen, „und des gewählten Grundtextes Rechtfertigung und nöthige Erklärung,“ wird utiliter acceptirt.

Literärgeschichte.

Grimm's und Diderot's Correspondenz von 1753 bis 1790, an einen regierenden Fürsten Deutschlands gerichtet. Brandenburg bey Wiesike. 1820. VIII u. 484 S. gr. 8.

Da der Ankauf des bänderreichen und theuren Originals; Corresp. littéraire etc., nicht jedermanns Sache ist;

Digitized by Google

so hat der Herausgeber (er unterzeichnet S. VIII: Der Verdeutscher der Sevigné) ganz wohl daran gethan, aus 20 Alphabeten einen Auszug von ungefähr 30 Bogen zu liefern. Auch ist er in der Auswahl der Gegenstände im Durchschnitte ziemlich glücklich gewesen, indem er, einige abgedroschene Anekdoten abgerechnet, meistentheils mit Berücksichtigung auf die literärischen und politischen Interessen der Gegenwart extrahirte. Aber seine eignen Anmerkungen unter dem Text, in soferne sie nicht auf literägeschichtliche Nachweisungen sich beschränken, sind größtentheils die Beschränktheit und die Plattheit selbst. S. 116 wird im Text das Vorurtheil der französischen Dramaturgie, daß auf der Bühne kein Blut vergossen werden soll, durch eine geistreiche Erklärung der hier einschlagenden, so oft mißverstandenen Stellen des Horaz bestritten. Unser Bearbeiter (oder Auszügler, wenn man lieber will) vertheidiget es, und womit? Mit dem Veto des Horaz:

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;

und mit dem Umstande, daß Oedip bey Sophokles nicht vor den Zuschauern die Augen sich aussticht. Hatte der Verdeutscher der Sevigné nicht Verstand genug, den Unterschied einzusehen, der z. B. zwischen der Ermordung des Posa in Schillers Carlos und zwischen den erwähnten Thaten des Grausens statt findet? Eine Anzahl Kinder auf der Bühne abschlachten, menschliche Gliedmaßen kochen, sich die Augen ausbohren — was hat das mit dem Erstechen, Erschießen oder Vergiften in dramaturgischer Beziehung gemein? Ist es denn dort der Anblick des Blutes, der unserm Geschmack verletzt? Und wenn er es wäre, sieht man denn das Blut, wenn eine tragische Person durch Schwert, Dolch, Schuß oder Gift auf der Bühne umkommt? S. 133 rügt er, daß mehrere vornehmthuende Deutsche den französischen Ausdruck, mystificiren (für verspotten) brauchen, „ungeachtet sie einen weit sinnvolleren deutschen dafür haben, nämlich: dünseln." Das Sinnreiche dieses niedrigen Ausdrucks kann doch wohl nur in dem Namen Hans gesucht werden, und nur ein grammatischer Hans kann in diesem deutschen Zeitworte die Form des Frequentativum übersehen.*) S. 162 macht der Briefsteller sich auf eine geistreiche Weise, über Dorat's Gedicht, das Turteltäubchen, lustig, und spricht von der Dichterlein-Hede, die nichts weiß, nichts lernt, sich um die Muster des Alterthums nicht kümmert, und sich Unsterblichkeit zu extrillern sucht. Dazu macht unser Herausgeber die Anmerkung: „Merkt euch das, ihr deutschen Kanarienvögel, Zeisige „und Spatze in den Taschenbüchern und Musenalmanachen." Aehnliche, geistleere Noten über die politischen Reformatoren, über Kotzebue's Dramen und dergl. finden sich S. 196, 227 u. f. f. Zu der Stelle S. 312, wo Lady Montague diejenigen Dichter lächerlich findet, welche ihre Dramen für vollkommen halten, weil sie dieselben nach der Pendeluhr des Aristoteles gerichtet haben, notirt der große Alterthumskundige: „Nur Schade, daß Aristoteles keine Pendeluhr hat." Wenn er doch mit des Aristoteles Erklärung des Begriffes Metapher sich bekannt machen wollte! Den Vers aus Chapelain auf der neuen Mauer von Paris:

Le mur murant Paris rend Paris murmurant,

übersetzt er S. 451 so:

Paris durch Mau'r vermau'rt macht mau'n (!) und murr'n Paris.

Uebrigens declinirt er: den Präsident (en), *) und construirt: die fast nämlichen, über die Theorie selbst des Magnetismus, u. s. w. Druck und Papier sind zu loben.

*) Non liquet. Es läßt sich auch von dem Diminutiv: Hänslein, Häusel, ableiten. M.

*) Wo? S. 395. Z. 2. v. u. hat er wenigstens den Genitiv: des Präsidenten, richtig. M.

Höflich.

Autoren.

Für den allerstärksten Magen
Giebt der Koch den Pfeffer klein;
Tadel können wir vertragen,
Aber höflich muß er seyn.

Nachtwächter.

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Eure Wage wägt zu fein.
Keiner gilt hier für geschlagen,
Der so klug ist, nicht zu schreien.

Druckfehler.

In der Anz. von Buchners Gesch. v. Baiern, Nr. 35. S. 140. Sp. 1. Z. 3. steht sprachwidrig: über dieser (l. diese) Anlagen. Z. 17. steht weniger (l. weniger). Z. 18. steht gang sinnlos: die Thürme Zahl (l. der Thürme Zahl). Z. 5. v. u. steht eben so: die (der) Beiden Herrschaft. Nr. 36. Sp. 1. Z. 12. steht: eine neue Abkürzung die (der) Absonnung, u. Z. 13. l. Markgrafen st. Markgraf. u. Stammvaters st. Stammvater.

In der Anz. v. W. Meisters Tagebuch Nr. 36. S. 144. Sp. 1. Z. 13. muß es heißen: da sie (die Bastion der Wam derjahre) verschiedene todte Winkel hat. „Verschiedene Winkel." wie hier gesetzt worden, giebt keinen Sinn. Winkel hat jede Bastion. todte Winkel aber heißen die angreifbaren, unbestrichenen Winkel des Werkes. In dem Aufsatz Hummel, a. a. O. Z. 20. v. u. steht Seitenzeit (— zahl), und Sp. 2. Z. 7. v. o. steht Columnen st. Columnen.

(Ich will es noch erinnern, daß der Setzer selbst das Wort setzen nicht mehr ohne Fehler setzt, wenn ihm nicht eine fleißigere Correctur gesetzt wird.) D. Red.

Digitized by Google

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 11. Juni 1822.

Landwirthschaft und Garten-Cultur.

Freia, oder Geist der Landschaftbildnerey. Ein Bildungswerk für nationalen Wohlstand und höchste Schönheit der Genüsse. Als Programm des größern Werkes. Von C. H. Nebbien, Wirthschaftsrath. Weimar, in der Hoffmannschen Buchhandlung 1822 kl. Fol. 116 Seiten. Mit 5 Steindr. und 2 Tabb. Pr. 3 Rthlr. Sächß. oder 4 fl. rhein.

Hätte sich He. Nebbien begnügt, einige (S. 27 ausgesprochene) längst anerkannte Wahrheiten in Rücksicht auf Bodenbesitz und Bodenbenutzung, Erwerbsfreyheit und allgemeinen Wohlstand, deutlich, faßlich, bündig, ansprechend, eindringlich und mit Beyspielen belegt, in diesem seinem beginnenden, der höhern Landwirthschaft und Garten-Cultur gewidmeten, Werke vorzutragen, und den Machthabern ans Herz zu legen; hätte er es verstanden, oder durch mächtigen Einfluß dahin zu bringen vermocht, große Güter- und Länderbesitzer in sein Interesse zu ziehen, und sie über ihr wahres Beste zu belehren: er würde sich des Dankes der Mit- und Nachwelt in einem hohen Grade zu erfreuen gehabt haben. Aber — er beginnt sonderbar, fährt dunkel und unverständlich fort, und endet lächerlich! O tribus Anticyris caput insanabile! rufte Rec. unwillkührlich aus, als er sich abgemüht hatte, Hrn. Nebbiens Höhe zu erreichen, seine Fülle zu erschöpfen, die Kühnheit seiner Wünsche zu fassen. Beym ersten flüchtigen Durchblättern hätte er fast das ganze Werk für einen einzigen Druckfehler gehalten, denn es schien von einer Unzahl solcher ärgerlich-lächerlichen Verstöße zu wimmeln. Er sah und las: „Werk, Wellen, Welt, Wiege, Wissen, Witz, Wohlstand, Winzer, Wein und Wahrheit; Fervirung, Forstand, Fetter u. s. w.“ und traute seinen Augen kaum, bis er, als geneigter Leser, endlich von Hrn. Nebbien ersucht wurde, (S. 4.) „unsere“ (die Nebbienschen) „Ansichten — für europäische Kunsteigenthümlichkeit und das für diesen Zweck unumgänglich „nothwendige Bedürfniß einer urthümlichen Wurzelhaftigkeit (!!) und Klangbarkeit teutscher „Sprache zuvor kennen zu lernen, bevor er unsern (von „Hrn. Nebbien getroffenen) Tausch des f statt den (des) w, „(und das Wegwerfen des w) in allen teutschen Wörtern „so geradezu verdammt.“ Da nahm Rec. sein voreiliges Verdammungsurtheil zurück, beugte sich tief vor dem Reformator und las, aufgelöst in Bewunderung wirthschaftsräthlicher Bescheidenheit, folgende Zeilen: „Es ist eine „achthundertjährige Gewohnheit, gegen die wir uns erheben, wer aber Gefallen an Gröben (?) hat, dem wird „ein erstes System für die Kunsteigenthümlichkeit des „europäischen (?) Lebens überhaupt, als der Widerspruch aller vorausgegangenen Zeiten, folglich als die Aere „der ganzen Raum- und Zeitgeschichte aller Forzet-Jahrtausende zu denen der Zukunft (u. s. w.) erscheinen müssen. Wir liefern dieses System. (!!) Der Fortbildungstausch (??) des f ist mit demselben wesentlich „verbunden.“ (!!) u. s. w. S. 5. erlaubt er sich in seiner Originalität, den ehrwürdigen Sprachforscher „Adelung „und Konsorten“ (!) die eigentlichen Fersteinerer jenes klang- und geistlosen Schlenders „in unserm Sprachbaue“ zu nennen, (z. B. Vetter zu schreiben (patruus) anstatt wie He. Nebbien: „Fetter“ (!)) den alle Welt tadelt (??) und den doch Niemand verlassen kann (?) noch will. S. 10. ruft der Vf. aus: „Wie gebildet klingt nicht: „Fforstand, „Fforsen, Fetter (patruus!) Feinde“ u. s. w.) Wie barbarisch dagegen: „Forstantida, Felison, Fettro, Fianta“ (u. s. w.). Rec. glaubt heute noch das Gegentheil, vorausgesetzt, daß Hrn. Nebbiens Behauptungen nicht ironisch gemeint seyn sollten, da eine Sprache durch die in ihren Wörtern öfter vorkommenden Vokale, keineswegs nebbienisch-barbarisch, sondern wohlklingend, singbar und einschmeichelnd erscheint. Uebrigens ist Hr. N. S. 13. am Schluß der drey Bogen langen Fordemerkung wenigstens „von dem wärmsten Wunsche belebt, dem Leser mit einem faßlichen und bequemen Fortrage entgegen zu kommen,“ und hat sich bemüht, „in dem Werke selbst die strengste Ordnung und Uebersicht zu legen.“ In das Werk müßte es unmaßgeblich heißen, auch ist dieser wärmste Wunsch offenbar nur ein unerreichter frommer geblieben, ob er sich

Digitized by Google

gleich weiter hin damit schmeichelt, daß man ihn — „im Weiter und Oesterliesen recht gut ferstehen v rde. Das Wegwerfen des w und den Einkauf des f gegen das v glaubt Hr. Nebbien durch das Beispiel der ältesten allemannischen, gothischen und fränkischen Schriften zu rechtfertigen, und füllt deshalb drey Quartseiten mit solchen sonst mit F jetzt mit V geschriebenen Wörtern. Ohne nun im geringsten zu den „ächten Lebenssonnen" zu gehören, von welchen der schlichte praktische Landwirth (Hr. N.) die Verfruchtung und Reife seiner Mühen wünscht, glaubt Rec. doch, seinem an die Kritik gerichteten Zurufe: Seyd also strenge und gut! möglichst Genüge geleistet zu haben, denn man kann schwerlich strenger gegen Hrn. N. seyn, als wenn man ihn selbst sprechen läßt, so wie das größte Wohlwollen gegen ihn dadurch offenbar wird, daß man ihm das Wort gönnt. Aus §. 2. der allgemeinen Ansichten (S. 15.) scheint es hervorzugehen, daß Hr. N. ein verunglückter Oeconom ist, in welcher Rücksicht ihn Rec. zwar aufrichtig bedauert, dabey jedoch den Wunsch nicht bergen kann, er möge die Masse seiner Kenntnisse und seine wahrhaft superlunarische Forschungs- und Vergleichungsgabe nicht ferner auf Urbarmachung des „Gemüthsbodens der Zeit" verwenden, denn es ist eine gar zu undankbare Arbeit! Welcher theoretische oder praktische Nutzen soll daraus hervorgehen, daß Herr N. (S. 42.) „den Bildungsgang, die Bildungsstufen des Bau-Werks und des Feldes, „die alten Völkerstämme, Wohn- und Tempelstyle der Thier, u. s. w., so wie die Garten-Güter-Pflüger- und „(mirabile dictu!) die Förstersitze der Güter in Betrachtung zieht?"

Das bisher Mitgetheilte möge den Rec. entschuldigen, daß er von dem Inhalte der §. 61 — 140 incl. von der entschieterten vaterländischen Symbolik der Länder und Völker, von deren Bildung rücksichtlich ihrer Genüsse und Erwerbe oder ihren Urbildungen, u. s. w. endlich sogar von der Erlösung im Sinne des Vf. nichts zum Besten giebt, da man Herrn N — s Werk entweder lesen und sich durcharbeiten, oder es sehr bald weglegen muß. Indessen möge noch eine Stelle aus dem Fülhorn des §. 141. hier Platz finden, welche wörtlich also lautet: „Nimm also schützendweise, mächtig-zerfließendes Leben (ist dies nicht eine contradictio in adjecto?) die Einheit-Leiter (?) deiner Herrlichkeit hin. Nimm diesen schwachen Cnt ourf deiner weltbildnerischen Kunsteigenthümlichkeit, mit nährender Liebe auf!" —

Sehr gern schlösse Rec. nun diese Anzeige, wenn er es nicht für eine Gewissenssache hielte, den Leser auf den umfassenden Plan des Werks und auf die Ausstattung dieses Progeamms (142 — 176) noch ganz besonders aufmerksam zu machen. Es soll nämlich nebenher noch: Ein Bildnerbuch zu dem Werke Freia, oder Geist der Landschaft Bildnerey, d. h. ein Band mit Kupfern oder lithographirten Abbildungen erscheinen, wahrscheinlich deutsch und französisch, denn der Titel in letzterer Sprache ist schon bedruckt. „Livre formateur à l'ouvrage nommé Freia, autrement: Esprit de formation de la paysage." *) — Pränumeriren oder Subscribiren kann man auf das ganze Werk, doch sind Zehn Thaler Sächsisch das Minimum; höhere Summen werden in infinitum angenommen. Solche Einsendungen erhalten den ehrenvollen Titel der „schutzbezeugenden" (S. 89.) und die Namen solcher ferdrten Gönner werden dem Werke vorgedruckt, ja sogar die Bildnisse etwaiger „höchster und hoher Schutzer und Schützerinnen sorangestellt." (Das wird von erwünschter Wirkung seyn!)

Im §. 150 erfahren große Güterbesitzer, daß das Wort: „Wirthschaftrath für Hrn. Nebbien kein Amttitel, sondern „ein Beruftitel sey, (also höchstselbst creirt!) daß er sich „getreuete im Jahre (aber leider nur noch!) einige „Jahre, den Güterserbesserungen höherer Art, eines Ortes, wo man ihn für solche zu ziehen ferner „beehren möchte, widmen kann." Sie erfahren zugleich, daß „die besten, bisher praktisch gelesteten Daten seiner „Lehre in Ungarn liegen, aber son den geistvollen Gesten dieses schönen Landes, durch die Umtriebe einiger „Selbstsüchtlinge, wenig erkannt sind." (S. 90.) — Die 5 Steindrücke enthalten figürliche Darstellungen des germanischen Bildungsganges, der germanischen Landschaftbildungsstufen, des germanischen Götterkreises auf 31 Wolken und eine (verzeichnete) Hertha. Die beyden Tabellen aber enthalten eine Simbildung der Länder und Völker, welche man nothwendig selbst einsehen muß, da sie eines Auszugs nicht fähig sind.

Vergebens aber würde sich Rec. nach einem Schlüssel zu all' diesen Rathseln umgesehen haben, wenn ihm nicht das Glück zu Theil worden wäre, eine officielle, d. h. eigenhändige Mittheilung des Hrn. Wirthschaftraths zu Gesicht zu bekommen, worin es wörtlich heißt, daß

„Teutschland, — wozu es allein die Anlage hat — „wenn es das Griechenland der Welt und Zukunft seyn wird, sich zum höchsten Erwerbe kehren" werde!

Wenn das wahr ist, oder als richtig anerkannt wird, dann will Rec. glauben, daß nicht Hrn. N. während seiner angeblich zwanzigjährigen Arbeit, sondern ihn, Recensenten, während des Lesens und Beurtheilens dieses Werks, die Tarantel des mystischen Unsinns gestochen haben müsse. — lg.

*) De la paysage? Will Hr. N. auch die französische Sprache reformiren, und das männliche gegen das weibliche vertauschen?
M.

Digitized by Google

Dichtkunst.

Auswahl des Besten aus Friedrich Rochlitz sämmtlichen Schriften. Vom Verfasser veranstaltet, verbessert und herausgegeben in 6 Bänden. 4ter, 5ter und 6ter Band. 404, 422 und 312 S. 8. Züllichau bey Darmann 1822.

Obgleich der Verfasser nachfolgender Anzeige nicht derselbe ist, von dem die Nr. 83. des v. Jahres befindliche der drey ersten Bände dieser Auswahl herrührt, so trägt er doch kein Bedenken das Urtheil und die Ansicht desselben von dem schriftstellerischen Charakter des Autors in jeder Hinsicht zu unterschreiben, mit der Versicherung, daß ihm auch in den hier anzuzeigenden drey letzten Bänden Nichts vorgekommen ist, welches im Ganzen eine Beschränkung oder Modificirung jenes Urtheils begründen könnte; die Leser werden daher ersucht, jene Nummer des L. Bl. gefälligst nachzusehen, damit wir hier den Raum sparen können. Auch in dieser zweyten Lieferung herrscht viel Mannichfaltigkeit. Es wechseln Darstellungen in Prosa, mit eigentlichen Gedichten, allein wir finden auch den Verfasser auf einer Bahn, auf der wir ihn in den ersten drey Bänden nicht fanden, wir meynen im Gebiete der Geschichte, und gerade die beyden historischen Aufsätze im 4ten und 5ten Bande, jener Brutus dieser Camilla Cäffarelli überschrieben, sind es, welche als das Vorzüglichste, vielleicht der ganzen Auswahl, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Der erstere, Brutus, zerfällt in zwey Abtheilungen, in Umrisse eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60 — 44 vor Christus, und eine Lebensbeschreibung von Marcus Livius Brutus. Man erkennt sehr bald, daß der Verf. mit besonderer Vorliebe, großer Sorgfalt, und durchgängig gleicher Anwendung des ihm zu Gebote stehenden, bedeutenden Talentes gearbeitet hat; auch findet man, ohne daß Citate darauf hindeuten, gegründet, was er selbst über das von ihm nie vernachlässigte Studium der Geschichtsquellen in der Vorrede dazu sagt. Beyde Theile dieses höchst anziehenden Aufsatzes sind, was die Darstellung betrifft, man kann wohl sagen, mit frommem ernstem Gemüthe, mit einem scharfen Blicke ins Innere der Herzen sowohl, als in das Getriebe der politischen Welt jener Zeit, und mit jener heitern Unbefangenheit und Geistesruhe gearbeitet, die, ihres Stoffes ganz Meister, unverleitet durch den Glanz des Einzelnen nie dem Gemälde an Haltung und Totaleindruck entzieht, was vielleicht ein falsches Streben ihm durch Farbenglanz hätte ersetzen wollen. Dabey aber ist das Einzelne, welches hier von so großer Bedeutung erscheint, keineswegs vernachlässigt, vielmehr sind manche Partheien für sich wieder kleine höchst befriedigende Gemälde zu nennen, z. B. die Schilderung Cäsars und des Pompejus S. 8. der Beschreibung der pharsalischen Schlacht S. 35. die Scenen in der Hauptstadt Lycien, Xanthus. S. 114. die Züge von Edelmuth während der Greuelscenen unter den Triumvirn. S. 108. in der Note und andere. Was wir oben von dem ernst frommen Sinn gesagt haben, womit der Verf. seinen Stoff behandelt, zeigt sich am deutlichsten in der Darstellung der Veranlassung zu Cäsars letztem Erscheinen im Senat, wo auf eine höhere Weltregierung treffend und sinnvoll hingedeutet wird; Cäsars Glück, Geist und Charakter erinnern sehr oft an Napoleon, so wie Pompejus wohl mit Moreau in Beziehung auf den mächtigen Nebenbuhler sich vergleichen ließe. Die Darstellungsweise des Verf. ist recht eigentlich pragmatisch. In dem Aufsatze Camilla Caffarelli, der mehr einem Romane gleicht, da hier die Liebe die Hauptrolle spielt, der aber wie jener eine bedeutende Weltbegebenheit, nämlich die Verwandlung der Republik Florenz in ein Herzogthum unter dem letzten der Medicäer, im Hintergrunde zeigt, entfaltet der Verf. wieder sein Talent für tief eindringende Entwickelung interessanter Seelenzustände und ihrer Veranlassungen. So sehr auch hier das Einzelne in der Darstellung vorherrscht, so überschreitet es doch nirgends die Grenzen der künstlerischen Nothwendigkeit, und indem es die Anschaulichkeit erhöht, fesselt es zugleich fortwährend die lebhaftesten Theilnahme des Lesers. Geschichte auf diese Weise behandelt muß durchaus jeden gebildeten Leser unterhalten.

Unter den übrigen Darstellungen in Prosa scheinen Rec. besonders hervorzutreten: Der Roman meiner Jugend, aus den Papieren der heitern Großmama, eine Art von Bekenntnissen einer, man kann wohl auch sagen schönen Seele. Die Großmama erzählt die Geschichte ihrer Liebe wirklich mit anmuthiger Heiterkeit, auch mit tiefem Blick in das menschliche Herz zur Zeit der ersten freyen Regungen desselben, nur scheint es, daß sie einförmig zu subtil psychologisire, auch mitunter etwas zu breit werde. Einige komische Züge sind wirksam, allein etwas karrikirt ohne Noth.

Der Besuch im Irrenhause ist sehr interessant wegen der hohen Anschaulichkeit, womit das Innere eines durch fremde Schuld zerrütteten Gemüthes dargestellt wird. Das Interesse wird dadurch erhöht, daß die Schuldigen die eigenen Eltern des Unglücklichen sind.

Clementine von Aubigny stellt schöne Züge von Seelengröße und Heldenmuth in einfacher, aber eindringlicher Schilderung auf, ohne alle sentimentale Malerey. Der Aufsatz zeigt recht befriedigend, welche ungeahneten glücklichen Folgen eine edle That haben kann, auch ohne den zunächst beabsichtigten Zweck.

Die Carmeliterinnen zu Eppersheim anziehend durch den sanft elegischen Ton, der über dem Gan-

Digitized by Google

zen schwebt, und den erhebenden Schluß. Die Darstellung hätte indeß wohl gedrängter gehalten werden können!

Sami, im 5ten Bd., mild ansprechend, belebt durch den dem Verf. eigenen heitern Humor.

Die Opfer, eine Aufgabe. Der Zusatz soll das Unternehmen diesen Stoff zu bearbeiten entschuldigen; daß er gemacht wurde, ist gut, allein ob er wirklich entschuldigt? noch zu bezweifeln, denn für Frauen wenigstens möchte manche Hindeutung doch wohl zu gewagt seyn.

Die Ehescheidung, welche zeigen soll, wohin Mangel an Vertrauen in dem innigsten aller menschlichen Verhältnisse führen kann, ist durch zu feine Ausspinnung etwas trocken geworden. Ein Gleiches ließe sich wohl auch von dem kleinen Schauspiel: Die Freunde, behaupten. Der Dialog wird hier oft gar zu analytisch raisonnirend, wenn schon nicht zu läugnen, daß die Idee des Ganzen sehr ansprechend und befriedigend ausgeführt ist.

Die Skizzen im 4ten Theile sind eine Fortsetzung der unter gleichem Titel in der ersten Lieferung enthaltenen und in der Anzeige davon schon mit gebührender Auszeichnung bemerkten Aufsätze. Sie enthalten fast alle kleine Gemälde solcher Situationen, welche entweder durch seltene Verkettung der Umstände, oder durch die Art, wie sich edle Charaktere in gewissen Lebenslagen zu nehmen, und zu äußern pflegen, interessant werden. Hier kommt dem Verfasser besonders seine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens, so wie sein Talent für Ausmalung solcher Details, zu Statten, welche dem gewöhnlichen Blicke meistens unbeachtet entschlüpfen. Ausgezeichnet haben uns unter dem hier mitgetheilten die Treue und die Vorrede ohne Buch, letztere besonders wegen ihrer rührenden Naivität, gefchienen.

Die Fragmente aus dem Leben eines Tonkünstlers sind uns unbefriedigend in Beziehung auf die Geschichte, aber voll feiner Bemerkungen über Musik, vorzügliche ernste Musik erschienen.

Poetische Darstellung in gebundener Rede scheint weniger dem Talente des Verf. zuzusagen. Er muß einen freyern Raum zu Entfaltung seiner Gemälde haben; die enge Grenze des Verses macht, daß man ihm das Bewußtseyn der Beschränkung anmerkt. Der Flügelschlag der Phantasie ist wie gebunden. Indessen verdienen eine ehrende Auszeichnung auch in dieser Gattung die geistlichen Lieder. Hier athmet wahre Frömmigkeit, sie sind von ächt christlichem Geiste beseelt, und erheben sanft und stark das Gemüth zu dem Ewigen, Allliebenden.

Sollte nach dieser letzten Lieferung die Kritik ihre Rechnung mit dem achtungswerthen Verfasser abschließen müssen, wie er sie mit dem Publikum abgeschlossen haben will, so könnte sie wohl sagen: R. ist ein Schriftsteller, der, was er gedacht und empfunden, — und er denkt als ein freyer selbstständiger Geist, und empfindet als ein wahrer Mensch — in der seiner Individualität angemessensten Form auf eine Art darzustellen weiß, in der sich Wahrheit und Schönheit auf erfreuliche Weise durchdringen, und der, weil er frey ist von allem Streben nach Effekt, und doch ein reines Ideal in der Seele trägt, dem er mit Ernst und Eifer nachstrebt, keinem Wechsel der Mode oder des Zeitgeschmacks unterworfen seyn kann. Seine Darstellungen müssen gefallen, so lange der gute Geschmack nicht ganz verschwunden ist; das Aeußere der 6 Bände macht der Verlagshandlung Ehre. Der Druck ist bequem und nett, so daß das Auge nicht über Gebühr angestrengt zu werden braucht, wie leider bey so manchen andern niedlichen Produkten der Presse in unsern Tagen.

F. s.

Unterhaltungs-Literatur.

Kritischer Bocksprung von Dresden nach Prag. Ein neues Capriccio, als Gegenstück des Katersprunges. Von Adolf v. Schaden. Schneeberg b. Müller 1822. 242 S. 8.

„Ich weiß recht wohl, die deutschen Recensenten werden schreiben: die Arroganz des Herrn von Schaden „kennt gar keine Gränzen mehr! — Schreibt (.) Bürschchen! was ihr wollt, eine einmal gefaßte Idee gebe ich „nicht auf, nach Euch frage ich den Henker und so lange „das Lesepublikum an meinen eigenthümlichen, wenn auch „bizarren Methoden, Gefallen findet, steht die Spielpartie stets zu meinem Vortheile.“ So der V. S. 213. Er beurtheilt sein Spiel nicht ganz richtig. Der Vortheil wird nicht blos so lange auf seiner Seite seyn, als seine Sprünge dem Lesepublikum gefallen; sondern vielmehr so lange, als es dieselben liest. Ihr Charakter ist, wie wir bereits bey Gelegenheit des Katersprunges (in Nr. 6) gezeigt haben, Mediocrance. Diese gefällt selten, im eigentlichen Sinne des Wortes, aber sie hat mit Hinrichtungen, Stiergefechten, Hahnenkämpfen und einer gewissen Klasse von Freudenmädchen den Vortheil gemein, daß sie, auch ohne zu gefallen, immer ihre Liebhaber findet. Inzwischen scheint uns der V. nicht auf dem rechten Wege, um der seinigen die Liebhaber zu erhalten, welche sie gefunden haben mag. Mehr noch, als im Katersprunge, hat er es hier an dem Gewürz des Witzes, der Ironie u. s. f. fehlen lassen, und bey aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände ermüdet die Einförmigkeit des Tones. Vom Professor Jahn erzählt er S. 18. eine entehrende Anekdote, die gegen den Erzähler empört. Jahn ist ein Unglücklicher, ein Gefangener, ein Waffenloser. „Rade zu brechen“ (zu radebrechen) „Oehl von Madagascar“ (Macassar) „Analogitäten“ (Analogieen) „Tenarn“ (Tenare) u. s. f. sind vermuthlich Druck-Böcke.

Digitized by Google

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Freitag den 14. Juni 1822.

Sternkunde.

Lehrbuch der Astronomie, von Joseph Piazzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Johann Heinrich Westphal. Mit einer Vorrede des Herrn Hofrath Ritter Gauß. Berlin, Reimer, 1822. 2 Theile gr. 8.; zusammen X und 316 Seiten, mit 4 Kupfertafeln.

Während der Osten unseres unglücklichen Welttheiles unter der Geißel eines Vernichtungskampfes seufzt, der an alle Gräul der barbarischen Jahrhunderte erinnert; während der Westen mit unaufhaltsamen Schritten den Entsetzen eines Bürgerkrieges entgegeneilt: zuckt das Herz des gewaltigen Körpers unter den Wehen eines stilleren aber nicht weniger hartnäckigen Meinungszwistes, der sich zwischen der finsteren Gewalt des Herkommlichen, und der, oft gut gemeinten, oft zweydeutigen Tendenz eines Bilderstürmenden Neuerungs-Eifers erhoben hat. Die tiefere wissenschaftliche Forschung kann nicht aufkommen vor dem gewaltigen Interesse, das die Zeit ihren Fragen in den Mund legt; und die Freuden einer gemüthlichen Häuslichkeit, in welcher die Musen Schutz suchen, müssen der Bekümmerniß weichen, die solche Umstände über alle Verhältnisse verbreiten. —

Nun wohlan denn! so laßt uns am Sternenhimmel suchen, was uns die Erde jetzt so schmerzlich versagt. Das vorliegende neue Lehrbuch der Astronomie erhält eine große Empfehlung durch die Namen, die es an der Stirne trägt. Giuseppe Piazzi, einer der ausgezeichnetesten jetzt lebenden Astronomen, geboren im Jahre 1746, wurde im Jahre 1781 als Professor der Astronomie zu Palermo angestellt, reiste einige Jahre später nach Paris und London zum Einkaufe astronomischer Instrumente, und rüstete mit denselben seine Sternwarte zu Palermo aus, die jetzt mit für die vorzüglichste in Europa gehalten wird. Er ist es, der am 1. Januar 1801 den neuen Planeten Ceres entdeckte. Dieß Lehrbuch erschien im Jahre 1817, unter dem Titel Lezioni elementari ed uso del real osservatorio di Palermo, und war zunächst für des Ms. astronomische Vorlesungen bestimmt. Es hat das Glück gehabt, in die Hände eines Uebersetzers zu fallen, der schon anderweite Verdienste um die Astronomie besitzt; und unser würdiger Gauß schließt die Empfehlung der Arbeit, in der von ihm herrührenden Vorrede, mit der Hoffnung, „daß sie beytragen werde die Befreundung mit einer Wissenschaft zu befördern, die so vielfachen Stoff zu edler und kräftiger Geistesnahrung darbietet."

Der erste Theil handelt in drey Büchern: Von den ersten Beobachtungen und den daraus herfließenden Resultaten (17 Abschnitte); Von den Vorkenntnissen der jetzigen Astronomie (5 Abschnitte); Von den Sternen (8 Abschnitte). Aus der, dem 1sten Buche vorangeschickten, kurzen Einleitung, die sich gegen die sonst übliche Eintheilung der Astronomie in die sphärische, theorische und physische erhebt, müssen wir Einen Punkt ganz ausheben. „Jene Eintheilung" sagt der V. „erschwert das Studium der Astronomie. Beobachtungen, Resultate und Theorie durchkreuzen sich gegenseitig, so, daß man nicht einen Schritt in dem einen Theile thun kann, ohne zugleich die andern vor Augen zu haben. Will man sich der Beobachtungen bedienen, so muß man Resultate und Theorie voraussetzen; diese letzteren aber überzeugen nicht ohne die ersteren. Deßhalb können die drey Theile nicht ganz getrennt werden; man muß sie vielmehr auf eine solche Art verbinden, daß sie sich gegenseitig erläutern und unterstützen, und bald diese, bald jene den Weg zur Verständniß der andern eröffne. (So wahr dieß alles ist, so kennt Referent doch ein Muster consequenter Durchführung eines Systems der Astronomie nach der hier verworfenen Eintheilung, nämlich: Schubert's theoretische Astronomie. 3 Bände, 4to. Petersburg, 1798.) Es scheint als ließe sich dieß nicht besser erhalten, als indem man zuerst einen allgemeinen Abriß alles dessen giebt, was etwann einer, der schon längere Zeit und aufmerksam den Himmel beobachtet hätte, geben könnte; daß man dann das Hauptsächlichste über Instrumente und Rechnungen mittheilte; und hierauf endlich jede Materie für sich, mit Beziehung auf jene, nun bekannten Sätze abhandelte." Somit ist der Geist der in diesem Lehrbuche befolgten neuen

Digitized by Google

Methode bezeichnet, und wir machen die Leser des 2. Bd. mit einigen Einzelheiten bekannt, welche nicht ausschließlich den Astronomen von Fach interessiren möchten.

„Obgleich" heißt es im dritten Abschnitte des ersten Buches, welches sich mit der Gestalt der Erde beschäftiget, „die Rundung der Erde in unseren Tagen etwas allgemein Bekanntes ist, so hat es doch große Schwierigkeiten gehabt, und Jahrhunderte sind verstrichen, ehe diese Meinung auch nur von den unterrichtetesten Personen angenommen worden ist. Selbst die früheren Griechischen Weltweisen waren so weit davon entfernt, daß sie sich geraume Zeit hindurch nur auf das unmittelbare Zeugniß ihrer Sinne verließen, und der Erde keine andere Gestalt beylegten, als diejenige, welche sie uns auf den ersten Blick zeigt, und keine andere Grenzen, als den Ocean, in welchem Helios täglich seine Gluthen lösche." Nun, die Aufklärung in Ehren! aber poetischer war das:

„Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Sternenlos ein Feuerball sich dreht.
Leuchte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät." —

Und übrigens ist auch nicht abzuläugnen, daß die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und den Gegenfüßlern, wenn sie auch als ein schlechterdings Nothwendiges dem Verstande gleich einleuchtet, von den Sinnen doch mit großer Hartnäckigkeit zurückgewiesen wird. Diesen nützt es nichts, zu sagen: „daß wir mit der Erde ein Ganzes sind, daß wir nur einen Theil von ihr ausmachen, und überall gegen sie hingetrieben werden; daß es ferner in dem Raume, in welchem die Erde schwebt, kein absolutes Oben und Unten giebt, sondern die Füße nur immer unterhalb des Kopfes sind." Referent fängt's darum anders an: In einer unendlich- oder wenigstens sehr großen, kreisrunden Allee spazierend, würde man vor- und hinter sich à perte de vue immer in eine unendliche Gerade hinausschauen *), ohne jemals eine, von der Krümmung abhängige Stellungsveränderung wahrzunehmen. Das leuchtet Jedermann ein, weil ein mäßiges Umfangsstück eines sehr großen Kreises, für die Sinne, allemal mit der Sehne zusammenfällt. Denkt man sich aber hiernächst, unter dem Bilde dieser Allee, einen Erdmeridian, auf welchem ähnlichergestalt alle solche Möglichkeit der Wahrnehmung einer Krümmung, woran die Sinne, in diesem letzteren Verstande, doch eigentlich den Begriff ihres Oben und Unten knüpfen, wegfällt; und zieht ferner in Betracht, daß in keinem Punkte dieses Meridians eine fremde Kraft auf uns einwürkt: so wird die Sache sogleich sinnlich einleuchtender. b) —

„Von den Cometen," heißt es Abschn. 7., „hat man lange geglaubt, daß sie sich erst bey ihrer Erscheinung bildeten; die Unwissenheit zählte sie zu den Meteoren, der Aberglaube betrachtete sie als Zeichen des göttlichen Zorns. Die besseren Einsichten der neueren Astronomie haben eine so eitle Furcht vernichtet; wir wissen jetzt, daß die Cometen, so gut wie die Planeten, dauernde Glieder der großen Kette sind, welche alle Theile des Weltalls zusammenhält. Ihre Anzahl ist groß, und fast in jedem Jahre entdeckt man neue. Von 117 sind bereits die Bahnen berechnet, und von 5 ist der Umlauf bekannt." Wir haben die Stelle ausgehoben, weil die abergläubische Furcht vor den Kometen doch noch in einigen Köpfen spukt, welche nicht erwägen, daß, wenn diese Furcht gegründet wäre, der Himmel, aus tausenderley Gründen, jetzt gar nicht aufhören müßte, von Cometen zu blitzen. — Der 17. Abschnitt beschäftiget sich, in dem Umfange des bezeichneten Planes, mit dem Planetensysteme. „Obgleich Ptolemäus (der berühmteste Astronom des Alterthums, der im zweyten Jahrhunderte nach Christo zu Alexandrien blühete, und dessen Werk über das Weltsystem, welches unter dem Titel der später davon genommenen Arabischen Uebersetzung Almagest bekannt genug ist, meine Leser am leichtesten aus Bode's deutscher Bearbeitung: Ptolemäus Beschreibung der Gestirne und der Bewegung der Himmels-Sphäre, — kennen lernen), verführt durch den Sinnenschein, noch immer angenommen hat, daß die Erde ruhe; so fehlte es doch auch bereits unter den Griechischen Weltweisen nicht an Leuten, die das Gegentheil zu denken und zu behaupten wagten. Pythagoras, Philolaos, Aristarchos, lehrten, daß sich wirklich die Erde bewege, Sonne und Fixsterne dagegen aber in Ruhe seyn. Es ist schwer auszumachen, ob sie durch eigenes Nachdenken auf diese Meinung geführt worden, oder sie vielleicht aus der Nacht alter Traditionen herausgesucht haben. Bey der fast unwiderstehlichen Macht, mit welcher sich die Sinne jenem Resultate des unbefangenen Nachdenkens widersetzen, erhält Bailly's Hypo-

a) Non liquet. Die Allee würde vor vie hinter uns immer begränzt, geschlossen, d. h. so erscheinen, als ob die beyden Baumreihen, in einem sehr spitzen Winkel zusammenlaufend, sich berührten. M.

b) Ich glaube nicht; denn schon die „unendlich große Kreislinie" geht nicht in das Anschauungsvermögen hinein. Eben so wird auch das stetige Fortrücken des Stundenzeigers einer Taschenuhr, welches die Sinne verneinen, durch den Gedanken einer, bis zum Anschein völligen Stillstandes gehenden Langsamkeit der Bewegung zwar dem Verstande begreiflich, aber nicht anschaulich, nicht „sinnlich einleuchtend." Ueberdies erklärt obige Ansicht den Umstand nicht, daß uns, wenn wir auf offener See uns befinden, das Convexe nicht blos eben, sondern concav erscheint, indem wir, nach allen Seiten hin, gegen den Horizont bergauf zu schauen und zu fahren wähnen. M.

Digitized by Google

these von der Existenz eines Urvolkes Gewicht, bey welchem die Astronomie, gleich den übrigen Wissenschaften, bereits auf einer hohen Stufe der Ausbildung gestanden haben, welches aber sammt seinem Namen und seinem Wissen, seinen Entdeckungen und seinen Erfindungen, durch die große, unseren Erdball betroffene Revolution verschlungen worden sey.“ Diese Ansicht (die Hypothese der Präadamiten) bietet in ihrer Entwickelung freylich sehr viel Interessantes dar; es ist aber nicht viel Dank damit zu verdienen, und dem guten Peyrere (einem Französisch-Jüdischen Gelehrten, der sie vor fast 200 Jahren geltend machen wollte, und, um dieß ruhiger thun zu können, seinen Glauben mehrmals veränderte), hat sie weiter nichts als Gefängniß, Verbrennung seiner Handschriften, und die nachstehende Grabschrift:

„Le Peyrere fei git, ce bon Israelite,
Huguenot, Catholique, enfin Praedamite;
Quatre religions lui plurent à la fois,
Et son indifférence étoit si peu commune,
Qu' après quatre-vingt ans, qu'il eut à faire un choix,
Le bon homme partit et n'en choisit pas une.“

eingebracht; was freylich nicht eben zur Nacheiferung reizt, und lebhaft an den Rath erinnert, den Mephistopheles Faust giebt:

„Das Beste was du wissen kannst *), darfst du den Jungens doch nicht sagen.“

Das zweyte Buch handelt: Von den Kreisen; Bögen und Winkeln an der scheinbaren Himmelskugel; den Instrumenten; den Fehlern, denen die Beobachtungen unterworfen sind; der Zeitmessung, und endlich, den Beobachtungen und Aufgaben, welche der astronomischen Rechnung zu Grunde liegen. Ist es nun gleich weder zulässig noch Plan gemäß, in den engen Grenzen unserer Blätter, auf jeden dieser Abschnitte folgerichtig einzugehen; so wird doch auch ein fortgesetztes nur fragmentarisches Benutzen hinreichen, von der Reichhaltigkeit und dem Werthe desselben wenigstens einen Begriff zu geben. — Der dritte Abschnitt namentlich hat in diesem doppelten Bezuge noch durch Hinzufügung der schönen Erklärung gewonnen, die Gauß in der Theoria motus corporum coelestium (vergl. Nr. 17. v. J.) von der Aberration giebt. Man versteht unter Aberration oder Abirrung des Lichtes bekanntlich diejenige scheinbare Ortsverrückung eines Gestirns, welche davon abhängig ist, daß das Gestirn nicht von einer ruhenden, sondern von einer, unterdeß in progressiver Bewegung begriffenen Erde aus beobachtet wird. „Sie entsteht daher, daß mit der ganzen Erde sich das Fernrohr bewegt, während der Lichtstrahl dessen optische Axe durchläuft. Der beobachtete oder scheinbare Ort eines Himmelskörpers wird aber durch die Lage der optischen Axe des Fernrohres bestimmt, indem dieselbe so beschaffen ist, daß der von Jenem herkommende Lichtstrahl auf seinem Wege beyde Enden dieser Axe trifft; diese Lage ist aber von der wahren des Lichtstrahles im Raume verschieden.“ — — — — — *)

Der vierte Abschnitt beschäftiget sich mit der Zeitmessung; und der Gegenstand ist abermals verwickelt genug, um d. B. die Klarheit, mit welcher er sich darüber verbreitet, zu einem besondern Verdienste anzurechnen. „Die Zeit“ so erklärt er sich, „ist nichts anders als der Eindruck, welchen der Zwischenraum, den wir zwischen vergangenen und gegenwärtigen Dingen finden, auf uns macht *). Der Wechsel, oder die Folge unserer Gedanken giebt hiervon eine sehr klare Vorstellung: die Erinnerung an diejenigen, welche wir hatten, das volle Bewußtseyn derer, welche wir haben, sind zwey sehr bestimmte Epochen, und was sie trennt, ist die Zeit. Zur Messung dieses Zwischenraumes ist nichts schicklicher, als die Bewegung. Ein Körper kann offenbar nicht zu gleicher Zeit an mehreren Stellen seyn; er kömmt von der einen zur anderen nur indem er die dazwischen liegenden berührt. Wenn wir gewiß sind, daß er in jedem Punkte der Linie, welche er durchläuft, von derselben Kraft getrieben wird; so muß seine Bewegung gleichförmig seyn, und die Theile der Linie können als Maaß für die Zeit, welche der Körper zur Durchlaufung gebraucht, angewendet werden. Im Allgemeinen kann jede Bewegung, wenn sie nur unveränderlich oder beständig ist, was als ein wesentliches Erforderniß für jedes Maaß betrachtet werden muß, zur Zeitmessung dienen. Die Astronomen gebrauchen drey Arten derselben: Die scheinbare Bewegung der wahren Sonne, der mittleren Sonne und der Sterne; die erste giebt wahre, die zweyte mittlere, die dritte Sternzeit.

Freylich kann, genau genommen, die wahre Sonne nicht als Zeitmaß genommen werden, weil weder ihre Bewegung von Westen nach Osten gleichförmig ist, noch

*) Schreibt bey Seite! Die Hypothese verdient alle mögliche Beachtung; und diejenigen unserer Leser, welche hartnäckig genug sind, sich durch Peyrere's Schicksal, an welches manche der letzten Maaßregeln freylich sehr ironisirt erinnern, vom Neuen nicht abwendig machen zu lassen, finden einen Wegweiser in die Präadamitische Welt an Ballenstedt: die Urwelt. Quedlinburg, Basse, 1818. M.

*) Was der Rec. hier weiter aus dem Buche anführet, das' ich vorgelassen zu müssen geglaubt, weil es ohne Figur nicht verständlich ist. Uebrigens ladet er bey dieser Gelegenheit zur Vergleichung seiner, 1820. Nr. 94. versuchten Erklärung ein, und citirt Biela's Astron. B. 4. S. 144. samml. Lalande §. 2803. Fig. 234. M.

c) Diese Erklärung will nicht recht auf den Begriff einer künftigen Zeit passen. M.

um Aequator vor sich geht, dessen Punkte allein, unter denen aller größten Kreise, bey der täglichen Bewegung gleichförmig fortrücken. Nichts destoweniger ist sie aber ganz allgemein als Zeitmaaß angenommen, weil sie durch ihre Rückkehr zum Meridian den Tag, durch die Rückkehr zum Aequinoctium aber das Jahr bestimmt. Die Zwischenzeit zwischen zwey, auf einander folgenden Mittagen giebt den astronomischen Tag, während der bürgerliche Tag den Zeitraum vom Aufgange der Sonne bis zu deren Untergange begreift. (Letzterer Zeitraum führt eigentlicher den Namen des natürlichen Tages, wogegen der bürgerliche Tag von einer Mitternacht bis zur nächsten rechnet). Man theilt den astronomischen Tag in 24 Stunden, welche von einem Mittage zum nächstfolgenden gezählt werden. Diese können nun zwar, wie sich aus der oben erwähnten Ungleichförmigkeit der Bewegung der wahren Sonne, in einem, gegen den Aequator geneigten Kreise ergiebt, nicht gleich seyn; indeß bringt dieß für den bürgerlichen Gebrauch keine Unbequemlichkeit hervor, und für den astronomischen gleicht man alles bequem und sicher durch die Einführung einer (eingebildeten) mittleren Sonne aus. Weil nämlich die wahre Sonne nicht dazu taugt, die Zeit genau zu messen, so hat man daran gedacht, sich an ihrer Statt, einer anderen zu bedienen, die von ihr abhängt, und deren Bewegung auf dem Aequator immer gleichförmig ist. Man nimmt deßhalb eine zweyte Sonne, welche die Ekliptik mit gleichförmiger Bewegung aber in derselben Zeit, als die wahre, mit der sie überdieß im Frühlings-Aequinoctio zusammentrifft, durchläuft; und ferner eine dritte Sonne an, die sich ebenfalls gleichförmig, aber im Aequator bewegt, und in demselben immer eben so weit vom Frühlingspunkte entfernt ist, als jene zweyte in der Ekliptik. Die zweyte Sonne hebt die, durch die ungleiche Bewegung der wahren Sonne bewirkte Unregelmäßigkeit auf; und durch die dritte wird die andere, aus der Neigung der Ekliptik gegen den Aequator entspringende Ungleichheit beseitiget. Es ist also einleuchtend, daß diese dritte Sonne, welche nun aber die mittlere heißt, die Zeit ganz so bestimmt, als die wahre Sonne thun würde, wenn ihre eigene Bewegung von Westen gegen Osten gleichförmig und im Aequator vor sich ginge. Von einem Mittage zum andern wird die Zwischen-Zeit immer gleich groß seyn, und eben dieses wird auch bey den kleineren Theilen, in welche dieselbe getheilt wird, Statt finden. Man nennt diese Zeit mittlere, und es beginnt in derselben der Tag mit dem Durchgange der mittleren Sonne durch den Meridian, und endigt mit dem nächstfolgenden Durchgange (mittleren astronomischen Tag). Das dritte Zeitmaaß endlich wird von den Sternen genommen; da diese ihren Ort nicht verändern, und die Erde sich mit stets gleichförmiger Bewegung um ihre Axe drehet; so kommt jeder Punkt derselben bey einer neuen Umwälzung nach und nach wieder in die, durch die Axe und die Sterne gehenden Ebenen, durch welche er schon bey den früheren Umwälzungen gegangen ist, darum mißt die Zwischenzeit zwischen zwey, auf einander folgenden Durchgängen desselben Sternes durch denselben Meridian, genau die Dauer einer Umwälzung der Erde; und diese immer gleiche Dauer dietet ein unveränderliches Maaß der Zeit dar, und bildet Sternzeit" (Von dem, aus Präcession der Aequinoctien entspringenden, feinen Unterschiede zwischen Sternzeit und Zeit der ersten Bewegung, welcher täglich etwann ½ Tertien austrägt, wird hier abgesehen). — Referent wünschte fast, — woran er jedoch bey der Gewöhnlichkeit des Gegenstandes leider zu zweifeln Ursache hat, — daß einige seiner Leser ganz unbekannt damit wären, um Ihnen die Frage vorzulegen: ob er Ihnen nun aus der gegebenen Erklärung vollkommen klar geworden sey? [d]) Ist dieß, so ist auch der Triumph der Darstellung, die sich überall einer gleichen Klarheit befleißiget, gemacht, und er hat dann zu ihrem Lobe nichts hinzuzufügen. —

(Der Beschluß folgt.)

---

d) Ich zweifle sehr. Die drey Sonnen geben für das Auge der Uneingeweihten ein verwirrliches Licht.

M.

Dichtkunst.

Hundert vierversige Fabeln von J. F. Castelli. Wien b. Armbruster 1822. 199 S. 8.

Theils Uebersetzung, theils Nachahmung der Cent Fables de quatre vers chacune, die ein Herr Moüessaut in Paris herausgegeben. Ref. besitzt dieses Buch nicht, wettet aber 10 gegen 1, daß folgende Fabel von Herrn Castelli's eigner Erfindung ist:

Einen Komiker suchte ein Leu sich zu seinem Theater;
Schnitt Gesichter die Menge, den Platz zu erhalten, ein Kater.
Freund, sprach der Leu, wir stehst du nicht an, loben gleich dich die Katzen,
Wahre Komik besteht nicht in Sprüngen und Fratzen.

Auf jeden Fall ist die Langversigkeit dieser vierversigen Fabel sein literarisches Eigenthum. Ref. erinnert sich, auf einem Possentheater in Wien einen Helden gesehen zu haben, mit einem Säbel, der das ganze Theater bedeckte, und von dem er behauptete, daß derselbe eine halbe Meile weit haute. Diesem Säbel sind Verse, wie der obige dritte, vergleichbar, und zum Theil auch der Geist, der in diesen hundert Fabeln steckt.

Digitized by Google

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 18. Juni 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Sophronia, oder die Eroberung des heiligen Grabes, Drama in vier Aufzügen von Wilhelm Gerhard. Magdeburg in der Creutz'schen Bhdlg. 1822. 162 S. 8.

Die Leser kennen ja wohl Cronegk's nicht vollendetes Trauerspiel, Olint und Sophronia, dessen Stoff aus Tasso's befreytem Jerusalem entlehnt ist. Seine Sophronia ist ein weiblicher Heiland in verjüngtem Maasstabe. Christus starb für das Menschengeschlecht; sie will sterben für die Christen in Jerusalem, die der heidnische König sämmtlich tödten zu lassen geschworen hat, daferne man ihm nicht den Uebelthäter entdeckt, der das Palladium seiner, von dem Kreutzesheere bedrodeten Herrschaft, aus der Moschee entwendet hat. Ohne zu wissen, daß Olint, ein heimlicher Christ und ihr Anbeter, dieses Wagstück vollzogen, giebt sie sich als Thäterin an, und Olint, um sie vom Tode zu retten, bekennt nun die Wahrheit. Daraus entsteht zwischen beyden ein Wettkampf von Tugend, der in soferne sehr ungleich zu nennen ist, als nur Sophronia wahrhaft edel und beynahe göttlich handelt, Olint aber mehr seiner irdischen Liebe, als dem Beyspiele des Erlösers folgt. Inzwischen hat Cronegk alles aufgeboten, in seinen beyden Hauptpersonen die Macht der christlichen Religion über die Antriebe der sinnlichen Natur in ein glänzendes Licht zu stellen, und in den vier Akten, welche er uns hinterlassen hat, sind alle zweckmäßigen Veranstaltungen getroffen, um in dem fünften die Bibel ihren Triumph über den Koran feyern zu lassen. Der Sultan ist über den Disput Sophroniens und Olints um den Tod so erstaunt, daß er mit den Worten abgeht:

Ich bin zu sehr von Wuth und Zweifel eingenommen.
Ich eil' in den Pallast, um zu mir selbst zu kommen.

Die von Olint verschmähte, eifersüchtige Princessin Clorinde wird am Schlusse des vierten Aktes von Sophroniens christlicher Beredsamkeit bis zu dem Wunsche hingerissen:

O möcht' ich doch den Gott, den du verehrest, kennen!

Es fehlt nur noch, daß auch der heidnische Zelot Jemenor die Siegel vor der Tugend der beyden Christen streiche; so ist Cronegk's Grundidee (eine nahe Verwandte von der in Voltär's Alzire) glücklich ausgeführt, wie auch immer das Schicksal der Liebenden sich wenden, ob ihnen Rettung oder Untergang zu Theil werden möge.

Wie hat nun unser neuer Sophroniendichter die erwähnte Grundidee, die auch in Tasso's befr. Jeruf, die Moral dieser schönen Episode ausmacht, zur Anschauung zu bringen gesucht? Man urtheile selbst.

Nicht Olint hat das Palladium entwendet, sondern der Magier Jemen, ein Renegat; und zwar in der Absicht, die Christen, und vor allen den ihm verhaßten Patriarchen zu verderben. Sophronia ist Tancreds Schwester, Pflegetochter des Patriarchen. Die Princessin Zaide ist Tancreds Geliebte, und aus Liebe zu ihm bereits Christin geworden. Die Gefahr, in welche die beyden Liebenden gerathen, wird, als sie am dringendsten ist, dadurch abgewendet, daß Zaide mit der Nachricht hereinstürzt, der sterbende Jsmen (er war eben bey einem Sturme der Kreuzfahrer auf die Stadt blessirt worden) habe seine Schandthat bekannt; und die Rettung des tugendhaften Heldenpaares, nebst der Glückseligkeit der Retterin, werden dadurch vollendet und gesichert, daß die Franken Jerusalem erobern, und der barbarische Sultan sich erstich.

Die Ausführung steht mit dieser Composition auf gleicher Stufe der poetischen Rangordnung, und wir sehen keinen sonderlichen Gewinn für die dramatische Literatur dabey, daß ein Mann von Talent für die leichteren Gattungen der Poesie, aus der leidigen Sucht nach Theatercelebrität, den gegebenen Stoff einer guten christlichen Tragödie (von glücklichem Ausgange) zu einem gewöhnlichen und an Wirkung sehr schwachen Rettungsdrama verarbeitet hat.

Digitized by Google

Sternkunde.

Lehrbuch der Astronomie, von Joseph Piazzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Johann Heinrich Westphal. Mit einer Vorrede des Herrn Hofrath Ritter Gauß. Berlin, Reimer, 1822. 2 Theile gr. 8.; zusammen X und 316 Seiten, mit 4 Kupfertafeln.

(Beschluß.)

Das dritte Buch, welches den ersten Band beschließt, handelt die Lehre von den Sternen in 8 Capiteln ab, von welchen wir das 5te: Parallaxe der Sterne, das 6te: Eigene Bewegung der Sterne, und das 8te: Eigenthümlichkeiten der Sterne, für unsern Zweck auszeichnen. Es giebt Nichts, was geeigneter wäre, uns die erhabensten Begriffe von der Unermeßlichkeit des Weltgebäudes beyzubringen, als was hier von der vollkommenen Unbemerklichkeit einer jährlichen Parallaxe der Fixsterne angeführt wird. „Wenn der Durchmesser der jährlichen Bahn der Erde (d. h. eine gerade Linie von mehr als 40 Millionen geograph. Meilen Länge) nicht geradezu ein Punkt ist, in Vergleich mit der Entfernung der Fixsterne, so müssen diese nothwendig in den verschiedenen Zeiten des Jahres an verschiedenen Orten des Himmels erscheinen." Um jene ungeheure Weite nämlich verändern wir, binnen 6 Monaten, unsern Ort im Weltraume, und sind also gewissen Sternen dann um so viel näher. Dessenohngeachtet erscheinen sie uns zu allen Zeiten des Jahres von gleicher Größe und in unveränderter Stellung gegen einander; Gesichtslinien von den beyden Endpunkten der großen Axe nach demselben Fixsterne werden mit unsern schärfsten Instrumenten vollkommen parallel gefunden, „gleichsam als wenn dieser Instrumente Kraft gar nicht zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht werden könnte, um sie zur Bestimmung jener ungeheuren Entfernung anzuwenden."

Wenn meine Leser jetzt, wo Venus am Abendhimmel blizt *); nach Sonnenuntergange, in einem so gelegenen Baumgange spazieren, daß Ihnen der Planet zur Seite ist; so wird er immer mit Ihnen fortzugehen, es wird ihm jeder neue Baum zu entsprechen scheinen, weil nämlich die verhältnißmäßig viel zu geringe Länge des Baumganges gegen die Entfernung der Venus von uns, in keinen sinnlich bemerkbaren Betracht kömmt: eben so mögen Sie sich die große Axe der Erdbahn als einen, 40 Millionen Meilen langen Baumgang vorstellen, in dem Sie spazieren, — Sie werden einen Fixstern immer mit sich fortgehen, jedem neuen Baume entsprechen sehen; letztere gänzliche Unbemerkbarkeit eines endlichen Zurückbleibens des Fixsternes hat ihren Grund eben in dem Mangel jährlicher Parallaxe. (Von dem, weiter oben, entwickelten Einflusse der Aberration u. s. f. sehe ich hier ab.)

„Cacciatore in Palermo wollte zwar durch sehr sorgfältige Beobachtungen die Rectascensionsparallaxe (d. i. die durch die Parallaxe hervorgebrachte Aenderung in der geraden Aufsteigung) des Polarsternes zu 1′ 19″ gefunden haben; aber Carlini zu Mailand zeigte, daß dieß, den besten andern Beobachtungen geradezu widersprechende Resultat seinen Ursprung in einer, durch die Sonnenstrahlen bewirkten Abweichung des Instrumentes gehabt habe. — Angenommen aber wirklich, daß die absolute Parallaxe des Polarsterns 2″,5 betrage, so wäre seine Entfernung von uns immer noch so groß, daß das Licht (welches bekanntlich nur 16′ gebraucht, um den Durchmesser der Erdbahn zurückzulegen) von ihm zu uns erst in 1 Jahre und 106 Tagen gelangen würde." Die menschliche Einbildungskraft erliegt dieser Vorstellung! —

Ein nicht geringeres Interesse bieten die, in dem folgenden Capitel entwickelten Betrachtungen über die eigene Bewegung der Sterne dar; eine Erscheinung, deren Grund die berühmtesten Astronomen, ein Mayer, Herschel u. s. w., in einer fortrückenden Bewegung unseres ganzen Sonnensystems *) gesucht haben; woraus, nach Maaßgabe des dafür anzulegenden größeren Maaßstabes, eine Säcularparallaxe der Fixsterne entspringen muß. Piazzi bringt hier eine Tafel solcher Eigen-Bewegungen mehrerer Fixsterne bey, und führt Umstände an, welche selbst den entferntesten Verdacht eines Irrthums benehmen. Auch läßt sich schon a priori voraussehen, daß keine Kugel des Himmels in absoluter Ruhe ist, da die Bewegung zur Erhaltung aller Sonnensysteme und ihrer Wechselbeziehung unentbehrlich zu seyn scheint. „Mag man unsere Planeten betrachten, die wir in Kreisen sich bewegen sehen, oder mag man die Gesetze der allgemeinen Anziehung befragen; immer wird Alles dahin führen, anzunehmen, daß auch die Sterne in beständiger Bewegung sind, indem sie sich entweder alle um Einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, oder einige um diesen, andern um jenen bewegen; und da ihre ungeheuren Entfernungen uns dennoch die Sterne selbst sichtbar werden lassen: so können diese Entfernungen uns auch wohl

*) Der Herr Vf. hat nicht bedacht, daß sie zu der Zeit, wo diese Anzeige zum Drucke kommt, nicht mehr am Abends himmel blizen wird; vielleicht schon wieder am Morgenhimmel.
M.

*) Man vergleiche Biot: Sur le mouvement de translation du système planetaire, in den Additions zum dritten Bande der Astronomie, S. 214 sqq. der zweyten Auflage.
R.

Digitized by Google

nicht verhindern, jene mit ihnen, der Größe nach in einem vergleichbaren Verhältnisse stehenden Bewegungen zu bemerken. Die Sonne ist aber auch ein Stern, und von den andern nur durch ihre geringere Entfernung von der Erde verschieden. Die Bewegungen, welche wir beobachten, hängen also sowohl von den besonderen der Sterne selbst, als von der Fortrückung unseres eigenen Systems ab. Welche Verwicklung von Bewegungen also! und wird es den Fortschritten einer vervollkommneten Astronomie jemals gelingen, so genügend von einander zu sondern?"

Solchergestalt sind wird auf den Schlußabschnitt des ersten Bandes, welcher sich über die andern Eigenthümlichkeiten der Sterne ausläßt, vorbereitet; und d. V. verdient unsern besondern Dank, wegen der behutsamen Auswahl, mit welcher er von diesen Eigenthümlichkeiten, wohin die Beschaffenheit des Fixstern-Lichtes, das Funkeln, die Farben, die Lichtänderung, die Größe, die Zahl, das Erscheinen und Verschwinden einiger, die Doppelsterne und Nebelflecke gerechnet werden, und über welche tausenderley verschiedene Hypothesen ersonnen worden, „nur dasjenige beybringt, was noch die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat."

Was das Licht der Fixsterne anbetrifft, „so zeigt der bloße Anblick, daß dasselbe ein eigenthümliches, und nicht, gleich dem Monden- und Planeten-Lichte, ein nur von der Sonne erborgtes sey"; und der Zeitpunkt, in welchem Referent dieses schreibt, und wo, unter Milliarden von Fixsternen gleichzeitig die beyden hellsten Planeten, Venus und Jupiter, am Himmel funkeln, ist recht dazu gemacht, um sich davon zu überzeugen. „Das Licht, welches die Fixsterne verbreiten, ist unendlich lebhafter: man sieht deutlich, daß sie den Quell desselben in sich selbst haben;" — und Alles führt darauf, sie als eben so viel Sonnen zu betrachten, deren jede also auch einem Planetensysteme Wärme, Licht und Leben zusendet, damit es keinem Theile des unendlichen Himmelsbaues daran gebreche:

. . . . the glorious Architect
In this His universal Temple, hung
With Lustres, with innumerable Lights
That shed Religion on the Soul; at once
The Temple and the Preacher! O how loud
It calls Devotion! Daughter of Astronomy!
An undevout Astronomer is mad. *)

Young's Complaints, Night 9. v. 764.

*) . . . . Du preiswürd'ger Architect,
Der du im Tempel deiner Herrlichkeit
Zahllose Fackeln angestellet!
Wach, Seele, dich zur Andetung bereit!

„Das Funkeln oder Zittern der Sterne aber rührt von der Kleinheit ihres scheinbaren Durchmessers und von der Beschaffenheit unserer Atmosphäre her. Die Lichtstrahlen, welche durch dieselbe gehen, und sich auf mannichfache Weise immer von neuem brechen und biegen, zeigen den Punkt des leuchtenden Gegenstandes niemals an demselben Orte, von welchem sie ausgegangen sind. Wenn also der ganze Gegenstand nur ein Punkt ist, so wird er in einem fortwährenden Zittern erscheinen; und dieß ist gerade der Fall bey den Fixsternen, die sich uns nur als leuchtende Punkte darstellen. *)

Die verschiedene Farbe des Lichts der Sterne, darinselbst sehr merkwürdige Veränderungen vorgehen, indem Sirius z. B., der jetzt bekanntlich ganz silberweiß aussieht, sich zu den Zeiten der Griechen röthlich zeigte, wird hier auf das Brennen der Sonnen und den demnach anzunehmenden „größeren oder geringeren Grad der Verbrennung" bezogen; eine Hypothese, gegen welche sich Referent an einem andern Orte (Nr. 72 des Jahrganges 1820 d. Bl.), erklärt hat. Giordano Bruno (um den, i. e., angeführten Autoritäten auch eine ältere beyzufügen), in einer Schrift de Infinito universo et mondi, Venedig, 1584, stellt viel würdigere Ansichten von der physischen Natur der Sonnen auf; welche Behauptungen aber auch eine von den Ursachen wurden, weshalb man ihn Anno Christi 1600, zu Rom verbrannte. Ob man das wohl heut zu Tage wieder riskiren möchte? — Da wollt' ich lieber die Sonnen brennen lassen. —

Ueber die Größe der Fixsterne lassen uns unsere directen Untersuchungen in einer fast völligen Ungewißheit: „Herschel hat mit einem guten Fernrohre den scheinbaren Durchmesser der Bega auf weniger als 1″ reducirt. Wäre der scheinbare Durchmesser der Fixsterne würklich 1″ und die jährliche Parallaxe eben so groß, so würde der wahre Durchmesser dem Halbmesser der Erdbahn gleich seyn; aber die Parallaxe ist vielleicht größer als jener scheinbare Durchmesser, und also läßt sich hieraus nichts folgern." Am sichersten wird man's wohl auf dem Wege der Analogie treffen, wenn man die Fixsterne, auch in Absicht ihrer Größe, mit unserer Sonne vergleicht. „Die Anzahl der Sterne ist unendlich: Herschel hat deren in einer einzigen Viertelstunde, auf einem Streifen von nur 2° Breite, 116000 gesehen; nichts destoweniger übersteigt aber unser

Wer hört den Priester wohl, wer kann den Tempel sehen,
Ohn' Andachtsvoll zum Herrn der Welten aufzustehen! —
Der Sternenhimmel hat die Religion geboren,
Und nur am Wahnwitz ist sein Flammenwort verloren.
R.

*) Referent erinnert sich, diese Erklärung des Blitzens der Fixsterne schon in Hooke's Micrographia restaurata gelesen zu haben. R.

Digitized by Google

Gedanke diese Grenzen, sucht immer neue Welten, sucht das Ende und sucht es immer vergebens.“ Daher sagt Haller in seinem Gedichte über die Ewigkeit:

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wenn ich von der grausen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich zieh sie ab und du liegst ganz vor mir. —

„Das bekannteste Beyspiel von der Erscheinung und allmähligen Wiedervorschwindung eines Sterns hat sich im Novbr. 1572 ereignet, wo sich im Bilde der Cassiopeja auf einmal ein Stern mit einem solchen Glanze zeigte, daß er selbst am Tage sichtbar war. Im folgenden Monate fing er an abzunehmen. Im März 1574 hatte er sich den Blicken wieder entzogen.“ Bezweifeln läßt sich die Sache nicht, da Tycho selbst diesen Stern beobachtet hat (Elémens d'Astronomie, par Cassini, p. 73. wo mehrere ähnliche Fälle angeführet werden *); aber eine genügende Erklärung mögte schwer zu geben seyn. Referent nimmt an, daß der Bildungsproceß der leuchtenden Materie in den Sonnen-Atmosphären durch besondere Umstände zu einer dergestalt vergrößerten Intensität gesteiget werden könne, um selbst sonst nicht sichtbare Sterne auf eine gewisse Zeit sichtbar zu machen. „Unter jener ungeheuren Masse von Sternen trifft man auch auf solche, die, durch Fernröhre beobachtet, in zwey, drey, und noch mehrere getheilt erscheinen, und darum den Namen der Doppelsterne führen; Herschel hat deren über 700 beobachtet“ (Lichtenberg, Magazin III. 178 setzt die Zahl gar auf 900.) Sie verdienen die Aufmerksamkeit der Astronomen ganz besonders, weil sie uns, wie schon der große Tobias Mayer und nach ihm Herschel (On the Parallax of the fixed stars, übersetzt in Schröters Astronom. Beyträgen. Berlin, 1788) gezeigt hat, vielleicht einstmals zur Kenntniß der Fixstern-Parallaxe verhelfen, indem, unter der Voraussetzung, daß der Doppelstern aus einem großen und einem sehr kleinen, vermuthlich also viel weiter entlegenen Sterne bestehe, angenommen werden darf, daß der letztere gar keine bemerkbare Parallaxe hat, und die Parallaxe des ersteren also unmittelbar aus den Veränderungen in dem beobachteten scheinbaren Abstande geschlossen werden kann. „Die Nebelsterne endlich zeigen sich als weiße Lichtflecke am ganzen Himmel; sind aber, mit äußerst wenigen Ausnahmen, nur durch Fernröhre erkennbar, durch deren Hülfe sie auch, zum Theile, in zahllose Sammlungen kleiner, ganz dicht zusammengedrängter Sterne aufgelöst werden.“ Herschel z. B. versichert, daß sein lichtvolles, 20-füßiges Telescop, die ganze Milchstraße, die man als Einen, den Himmel Gürtel-ähnlich umringenden Nebelfleck betrachten kann, ganz in eine unendliche Menge solcher kleinen Sterne auflöse. „Dagegen giebt es andere Nebelflecke, z. B. einen im Gürtel der Andromeda, der sich auch durch seine Schönheit auszeichnet, und selbst mit bloßen Augen erkannt werden kann, in welchen man, selbst mit der stärksten Vergrößerung, keinen Stern unterscheidet.“ Die Natur derselben wird also, gleich den übrigen, hier angedeuteten Geheimnissen des Firsternhimmels wohl die Haupt-Aufgabe einer Astronomie künftiger Jahrhunderte bleiben. Mit Rechte dürfen wir von der Königin der Wissenschaften die Lösung auch dieser Räthsel erwarten, da sie sich an der Hand ihrer Mutter, der Mathematik, auf einer endlosen Schlußleiter bereits zu einer kaum verhofften Höhe erhoben hat; „tantum series juncturaque pollet.“ Diese Erfolge der Mathematik scheint aber auch schon das graue Alterthum geahnet zu haben; und als Pythagoras für Erfindung seines bekannten Lehrsatzes, den Göttern ein Dankopfer von hundert Ochsen (Hekatombe) darbrachte, hatte er im Geiste wohl schon die einstigen Früchte dieses Lehrsatzes, der immer noch eine Hauptgrundlage aller analytischen Geometrie ausmacht, vorhergesehen. Freylich zittern, wie die Neckar-Zeitung, die das bey der Ausgedrängtheit ihrer Verbindungen wissen kann, in ihrer dießjährigen No. 24, auf diese Veranlassung erklärt, seit jenem Opfer alle Ochsen, wenn sie nur von einer neuen Wahrheit hören; aber wer kann den Ochsen helfen!

Dr. Nürnberger.

*) Die Berliner Sammlung astronomischer Tafeln giebt, B. 1. S. 212 — 218, auch ein ausführliches Verzeichniß neuer und veränderlicher Sterne, in welchem S. 212 unten, ausführlicher von dem oben erwähnten gehandelt wird. Schon Plinius d. Ae. in seiner Historia naturalis II. 26 erzählt, daß Hipparchus durch Erscheinung eines solchen neuen Sternes zur Entwerfung des ersten Fixstern-Verzeichnisses veranlaßt worden sey. „Atque haec“ sagt er, „in causa fuit, cur Hipparchus ausus sit, rem etiam Deo improbam annumerare posteris stellas, sideraque ad normam expangere, organis excogitatis, per quas singulorum loca et magnitudines signarel, coelo in haereditatem cunctis relicto.“ —

Zahme Xenie.

Unseres Unsern Autoren-Gott!
Ein kritischer Schlagbaum sperrt jeglichen Steg.
Aber sey du nur an Rudem' erst recht groß.
So läuft du bequem darunter hinweg.

Apotheker, ungereimt, aber anklingend.

Willst ein Zeitblatt du verlegen,
Meng' dich in den Zwiespalt nicht;
Es taugt nicht, wenn der Apotheker
Sich selbst in die Recepte mischt.

Digitized by Google

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag den 21. Juni 1822.

Periodische Literatur.

Der Aehrenleser

eine neue Danziger Zeitschrift, die mit dem Okt. v. J. begonnen hat, ist bereits in Nr. 99. v. J. 1821 in wenigen Zeilen angezeigt worden, mit der Bemerkung, daß die, damals vorliegenden, zwey Probeblätter zu einer Charakteristik des Unternehmens noch nicht ausreichten. Jezt liegen uns ungefähr ein Schock achtspaltige Nummern vor, und zwey Titelblätter, welche uns auf ihrer linken Seite mit dem Plane des Herausgebers bekannt machen. Umfang — provisorischer versteht sich — wöchentlich zwey Nummern. „Die Tendenz der Zeitschrift ist die „größte Mannigfaltigkeit, indem sie sich über al„les verbreiten wird, was zur Belehrung, wie zur Unter„haltung sowohl ernster als scherzhafter Art dienen kann.“ Das ist eine recht bequeme Tendenz für den Herausgeber, aber nicht für den Recensenten, welcher die Frage: Quo tendis? untersuchen soll. „Sie will nicht blos auf dem „niedrigen Standpunkte der gewöhnlichen Unterhaltungs„blätter verweilen, sondern auch wissenschaftliche Aufsätze „werden gerne in sie aufgenommen, sobald man sowohl „vermöge ihres Inhalts als wegen ihrer Form erwarten „darf, daß sie allgemeines Interesse erregen werden.“ Löblicher guter Wille; aber wir können die Redaktion aus eigner Erfahrung versichern, daß dergleichen wissenschaftliche Aufsätze verzweifelt schwer zu haben sind. Wir brauchen sie bey'm Lit. Bl., welches auch nicht gern auf dem niedrigen Standpunkte eines blos belletristischen Wegweisers verweilen will, höchst nöthig; wir zahlen ein sehr anständiges Honorar, welches dem bey Gelehrtenzeitungen üblichen mehr als gewachsen ist: aber nichts destoweniger haben wir mit dem Wissenschaftlichen unsere ganz besondere liebe Noth, bald wegen der Leser, bald wegen der Recensenten, bald wegen des Morgenblattes. „Ursprüng„lich soll sie (die gedachte Zeitschrift nämlich) ihre Mitar„beiter unter Preussens Schriftstellern haben, und hoffe „daher, daß es ihr auch aus diesem Grunde nicht an In„teresse mangeln werde.“ Recht patriotisch; aber Zeitschriften in Preußen, von Preußen, und für Preußen, sind nach einer vielfältigen Erfahrung außerordentlich sterblicher Natur. Es ist uns schon begegnet, daß sie wieder verblichen sind, wenn unsere Anzeigen davon uns eben gedruckt vor die Augen kamen *), und wir wünschen, daß es uns hier nicht eben so gehen möge. Eine leidliche Erzählung von Fouqué, und eine gründliche Kritik von Houwalds Bild von einem Ungenannten, sind in den bisherigen Nummern so ziemlich alles, was uns das Gegentheil hoffen lassen könnte **). Die Kritiken neuester literarischer Produkte werden, ungefähr wie in der Eleganten, eingestreut, sind aber freymüthiger. Der Empfehlung anrüchiger Schriften, wie z. B. Casanova, Taschenbuch ohne Titel und dergl. sollten sie sich billig enthalten. Ein Herr Laroche recensirt hier bisweilen das Danziger Theater, und bey dieser Gelegenheit auch ein wenig die dramatische Literatur. Weiß er keine dankbarere und angemessnere Beschäftigung? Und kann er diese nicht wenigstens ohne conversationsblättliche Persönlichkeiten betreiben? Das würde gut seyn. Der Preiß des Jahrgangs 5 Thlr. sächsisch.

Der Rheinisch-westphälische Musenalmanach

von F. Raßmann hat mit 1822 sein zweytes Jahr angetreten. Wir haben in Nr. 80. vor. Jahrg. die literärgeschichtliche Gründlichkeit des Inhalts und Namen-Verzeichnisses daran gerühmt, und auch dießmal hat sie uns erfreut. Die Pseudonymin Heimchen zirpt uns mit sinniger Frühlingslustigkeit entgegen; sie hat ihren Afternamen gut gewählt. Aber das Schicksal hat für den Verf. des kleinen, artigen Liedes, die erste Rose, eine wahrhaft bizarre Namenswahl getroffen: er heißt Heinrich Wilhelm Piepmeyer. Für einen Justizkommissär (das ist er nach dem Inder) hat das nichts zu sagen; aber der Dichter Piepmeyer? Das geht so wenig an, als der

*) Z. B. die Berliner (blaue) Monatsschrift. Lit. Bl. Nr. 32. 1821, die am Hegel'schen Monarchismus und an der Göthlichkeit eines nur allzufrühen Todes gestorben.

D. Rec.

**) Die Blätter vom Ende des April und vom Mon. Mai, die mir eben zu Gesicht gekommen, enthalten des Guten mehr, und die Zeitschrift verspricht, besser zu werden, als ihr Plan.

M.

Digitized by Google

Dichter Schreyvogel, es erzeugt zu viel schlechten Recensentenwitz, der Dichter P. muß sich für die literarische Welt umtaufen, so gut wie es der Magister Lämmermeyer in Künstlers Erdenwallen gemußt. Wir bestehen darauf, ja wir taufen ihn gleich selbst um, und gleich wie Schreyvogel, der geschätzte Spätlänger, sich West genannt, so nennen wir Herrn Pieymeyer, der uns die erste Rose, das Bild der Morgenröthe gebracht, einmal für allemal Ost. Der Herr „Pfarrer im Dorfe Lieme bey Lemgo," Pustkuchen, sollte sich auch umtaufen; wenn er sich Wilhelm Wanderer nennte, so würden wir das weit eher billigen, als daß er hier S. 193 den Polarstern in einen Polstern umgetauft hat. Wir tadeln das nicht blos darum, weil ihn die Lesesüchtigkeit etwa mit Polstern (coussins) verwechseln könnte, sondern darum, weil Hr. P. durch die Beybehaltung des üblichen Namens ein Flickwort erspart haben würde. Wenn er in dem Verse:

Will ruhn, als wie des Polsterns Silbersunken,

das überflüssige als wegließ, so hatte der Polarstern Raum:

Will ruhn, wie des Polarsterns Silbersunken.

Der Pseudonymus Pinkernelle hätte sich lieber, das r in p verwandelnd, und die Buchstaben versetzend, Nelkenlippe nennen, und in dem Sonett S. 53 das Gleichniß besser arrangiren sollen. Wie der Rhein sich vom Felsen stürzt, sich sammelt, und stolz fortzieht, „mit ungeschwächtem Muth; so auch der Mann." Der Muth gehörte nicht in die Vorstellung des Stromes, sondern in den Begriff des Mannes. Der Schlußvers ist unklar:

Nur der ist groß, der gleich und kräftig endet.

Der Gedanke scheint ungefähr derselbe zu seyn, welchen Ungarn in den Worten ausspricht;

Wer kleiner stirbt, als er gelebt, ist hin
In diesen flüchtigen Gesichtskreis Sinn;

aber gleich enden könnte ja auch heißen: sogleich, sofort enden. Gottfr. Bueren hat S. 111. eine Variation der horazischen Ode: Donec gratus eram tibi, beygetragen, worin es heißt:

Seelig, als mich erkorene
Jungfrau du nur umfingst,
Mir nur geschworene
Lieb' an klebende Lippen hingst.

Soll Horaz diese klebenden Lippen verantworten? *)

*) In dieser ganzen Ode, (9, III.) kommt nichts so Klebriges vor, am wenigsten in der hier variirten Strophe:

Donec non alia magis
Arsisti, neque erat Lydia post Chloen,
Multi Lydia nominis
Romana vigui clarior Ilia.

M.

Die Auferstehung Griechenlands von demselben Dichter (S. 173.) ist dagegen ein recht braver Posaunenstoß, den wir Herrn Messows langwieriger und mühsamer Wiedergeburt Griechenlands (S. 175.) vorziehen. Tief rührend und religiös erhebend ist das kleine Gedicht von Heilmann, in des Kindes Sterbekammer (S. 17.), auch des Herausgebers Greis und Weinstock spricht das Gemüth an. Ueberhaupt ist viel Gutes in dem Almanach, das Beste aber haben die prosaischen Erzählungen dafür gethan, indem sie alle daraus weggeblieben sind. Sie verderben in den Blumenlesen der Lyrik ihr Spiel, wie die Pumpernickel, Donauweibchen und Freyschützen dem Drama im Theater. Das Aeußere ist das Kleid der Armuth, welches die Poeten tragen müssen, weil Zeus bey der Vertheilung der Erde sie vergessen hat: blaues Couvertpapier, keine Kupfer, kein Schnitt; aber correkter und schärfer Druck.

Helvetischer Almanach für das Jahr 1822. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 266 S. in 12. mit 6 Kupfern.

Es ist dieser Spätling unter den Almanachs auch im gegenwärtigen Jahr um die Mitte des Aprils erst ausgegeben worden, gleichsam um zu zeigen, daß er keinen Nebenbuhler habe, und keine Mitwerbung scheuen dürfe. Eben so sichert der planmäßige und gediegene Inhalt dieses schweizerischen Jahrbuchleins entsprechende Dauer, indem der vorliegende vierundzwanzigste Jahrgang nunmehr die erste Reihe der topographisch-statistischen Darstellung der XXII Kantone der Eidgenossenschaft vollendet; wir sagen die erste Reihe, weil hoffentlich eine zweyte ungesäumt eröffnet wird, die ein nothwendiges Erforderniß ist, worin diese werthvolle Reihe lebendiger Gemälde ihre treue Vollständigkeit und Frischheit fortgehend behalten soll.

Das Jahrbuch für 1822 ist das dritte, der Beschreibung des jetzigen Kantons Bern gewidmete Bändchen; theils ziemte solche Auszeichnung dem größten und volkreichsten Kanton, theils machte das crescit eundo sich auch hier geltend, indem die späteren Bearbeitungen eindringender, umfassender und gründlicher, als manche frühere geliefert wurden. Des Kantons Verwaltung ist es, welche dießmal in den fünf Abschnitten, des Justiz- und Polizeyfachs, des Kirchen- und Schul-Wesens, des Finanzzustandes, der Kriegseinrichtungen und der Verhältnisse zum Bundesstaate, vorgetragen wird, denn die Topographie hatte der Almanach für 1820 und die Statistik des Kantons derjenige für 1821 geliefert. Der Verfasser, Hr. Professor Wyß in Bern, hat für seine Arbeit manche eben so zuverlässige als bisher verschlossene Quelle zu benutzen vermocht; doch ist es der Abschnitt des Kirchen- und Schulwesens, den er, weil hier von seinem eignen Wir-

Digitized by Google

kungskreiſe die Rede war, mit beſonderer Vorliebe behandelt hat, und der daher auch über einen Dritttheil des Bändchens füllt.

Der zuvor völlig reformirte Kanton Bern hat, durch den Zuwachs des größten Theils vom vormaligen Bisthume Baſel, ſiebenzig katholiſche Pfarreyen erhalten, und er iſt dadurch ein gemiſchter oder paritätiſcher Kanton geworden. Merkwürdig genug erhielt er damit auch wieder ſeine vor etwa zwey Jahrhunderten, aus Eifer für die ausſchließlich auerkannte Kantonsreligion, vertriebenen Wiedertäufer, die ſich in des Bisthums Berge geflüchtet hatten, und ihren Ueberzeugungen treu geblieben waren; ihre Zahl ſteigt auf 300 an. Wenn ihr Glaube ſich in 200 Jahren nicht geändert hattr, ſo verhielt ſich's anders mit der Politik der Regierung, welche dieſe durch Arbeitſamkeit, Wirthſchaftlichkeit und Rechtlichkeit ſich empfehlenden Menſchen nunmehr beſſer zu ſchätzen wußte, und ſtatt dieſelben nochmals zu vertreiben, vielmehr durch eine ganz neue Verordnung ſie der Verbindlichkeit ihre Kinder taufen zu laſſen enthebt, und ihren Lehrern die Lehrfreyheit unter ihnen ſelbſt giebt, ſo lange ſie Andersglaubende nicht zu ſich hinüberziehen wollen. Ein Gegenſtück der ſtillen Wiedertäufer bildet eine Sekte wilder Religionsſchwärmer, welche viel in der Bibel leſen, aber nur das, was ihnen unverſtändlich iſt, oder ihrer verdorbnen Phantaſie eine giftige Nahrung darreicht. „Zu ſchwärmeriſchen Verirrungen (ſagt Hr. Wyß) hat das Volk ſich von Alters her geneigt, wie dieß die Geſchichte voriger Zeiten und auch die neueſten Erfahrungen beweiſen, und bekannt iſt, wie Viele in unſern Tagen der einzige Irrlehrer Unternehmer zu den gröbſten Ungereimtheiten verführt hat. So war (1802) eine ſolche Schwärmergeſellſchaft zu Amſoldingen bereit und feſt überzeugt worden, die Welt werde auf den Oſtermontag untergehen; und der Anfang dazu beym Münſterthurm zu Bern geſchehen, worauf mehrere ihre Habe entäußerten oder aufgehrten, und ſich dann zahlreich zur Betrachtung des Weltſturzes in Bern einfanden, bis die Polizey ſie in Gewahrſame nahm, um den Irrlehrern dieſer verderblichen Bethörungen auf die Spur zu kommen. So brachte eine ähnliche Zuſammenrottung (1807) zu Rapperswyl einen betagten Mann ums Lehrn, indem Alle auf ihm herumtraten. Ehrn ſo ereigneten ſich noch ganz neuerlich zu Rueggisperg und in der Gemeinde Gſteig bey Interlachen unter den Sektirern ſehr ärgerliche Auftritte. Es iſt unglaublich, wie dieſe Leute die Bibel verkehrt auslegen, wie ſie dir unvernünftigſten Begriffe daraus herleiten, und ſelbſt unſittliche Handlungen mit ihren Ausſprüchen beſchönigen wollen. Eine ſtete Wachſamkeit der Seelſorger und Gemeindevorſteher wird erfordert, um dem Unweſen gleich bey ſeinem Entſtehen zu wehren, und den Zerſtörungen des nagenden Wurmes zuvorzukommen."

Was von der in den Schulen des Kantons allmählig Eingang findenden Einrichtung des gegenſeitigen Unterrichts geſagt wird, verdient Beachtung. Einzelne Pfarrer und Privaten betreiben die Sache, und ſenden dafür Schulmeiſter nach Freyburg in des Pater Girard Muſterſchule. Merkwürdig iſt das Urtheil von Eltern, deren Kinder zu einer Schule gehörten, wo der Pfarrer und der Schulmeiſter daſjenige von der neuen Methode, was für ſie paßte, eingeführt hatten, ohne irgend Jemand zu ſagen, daß es etwas Neues ſey, oder einiges Aufſehn damit zu machrn. Nach einigen Monaten äußerten ſich nun die Eltern gegen ihren Seelſorger, wie ſehr ſie ſeit einiger Zeit mit dem Schulmeiſter zufrieden ſeyen; er ſtrenge ſich viel mehr an, die Kinder giengen lieber zur Schule und lernten weit mehr als ſonſt. „Freylich (ſetzt Hr. Wyß hinzu) dürfen dieſe einzelnen Erfahrungen nicht als unumſtößlicher Beweis gelten, daß alſo die Lancaſteriſche Methode die beſte ſey, und überall ſolche Wirkungen hervorbringen werde, denn was ein für ſeinen Gegenſtand beſeelter Mann zu Stande bringt, das gelingt nicht Jedem, der meynt, die bloße Form werde es erwirken; des Hercules Keule thut nicht in jeder Hand ihre Wunder." Ueber die Anſtalten in Hofwyl wird ein ſehr rühmliches Zeugniß erſtattet. „Ihrem edelgeſinnten und liebedenkendrn Stifter wurde es klar, daß er durch eine geiſtvolle Erziehung der Jugend höherer Stände kraftvoll auf das Wohl der Menſchheit einwirken könne, und er richtete ſeine Anſtalt, immer mehr ſie erweiternd, dieſem Zwecke gemäß ein. Sein Ruf drang über Europa hinaus, und ſtets befinden ſich mehrere Jünglinge aus Nordamerika's vereinigten Staaten unter ſeinen Zöglingen, um in der alten Welt Weisheit zu lernen, da die neue vorzugsweiſe nach Gold ſtrebt."

Dyß Almanachs Ausſtattung iſt nicht ſchimmernd, aber ſeiner Beſtimmung entſprechend und niedlich. Vier Landſchaften, welche mit dem erhabenen den idylliſchen Charakter vereinbaren, aus dem Haslithal und von den Ufern des Thuner- und Brienzer-Sees, ſind von Hegi in Zürich ſchön geſtochen; der Wiedertäufer bezeichnende Kleidertracht iſt in coloritem Bilde dargeſtellt; und ſtatt der Karte des Kantons Bern, welcher der vorige Jahrgang enthielt, wird ein ſehr verbeſſertes Kärtchen des Kantons Luzern (zum Jahrgang 1804) nachgetragen.

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, vom Januar und Februar 1822.

Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire lieſt Bemerkungen über verſchiedene Hirnſubſtanztheile, welche bey menſch-

Digitized by Google

lichen Mißgeburten, die für hirnlos galten, und darum Anencéphales genannt wurden, sind angetroffen worden. Hr. Desmarets liest eine Abhandlung über die fossilen Schaalthiere, und Hr. Ampère liest einen Aufsatz, Rotation eines Magneten, welcher nur um seine Axe drehen kann, durch die Wirkung eines mit beyden Endtheilen einer Voltaischen Säule in Berührung stehenden Metalldraths.

(14. Jan.) Hr. Brogniart, der Sohn, liest eine Abhandlung über die Classifikation und Anordnung der fossilen Thiere überhaupt, Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Denkschrift über die Verdauungs-Organe der kopflosen Mißgeburten, und Hr. Fourier eine Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der algebraischen Analyse.

(22. Jan.) Ueber ein vom Minister des Innern eingesandtes neues geodesisches Instrument soll Hr. Mathieu die erforderliche Prüfung vornehmen. Hr. Fresnel überreicht einen Nachtrag seiner Abhandlung über die doppelte Refraction. Hr. Gaetano Rosina sendet eine mit Mustern der erhaltenen Produkte begleitete Abhandlung über den mittelst des Eisenoxids gesesstigten (solidifié) Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff. Hr. Bourgeois liest eine Abhandlung über die Diffraktion, Hr. Cauchy eine solche über die Reihen-Entwicklung und über die Integration der differentiellen Equationen, und Herr Geoffroy-Saint-Hilaire theilt seine Untersuchungen mit, über die Ernährung der ungedornten Leibesfrucht durch den Darmkanal und ihre große Aehnlichkeit mit der Ernährung des gedornten Thiers.

(28. Jan.) Hr. Laugier liest Bemerkungen über den letztjährigen Aerolith von Juvenas; es wird ein Auszug der Arbeit des Naturforschers Hr. Reboul über die Pyrenäen gelesen, Hr. Delambre erstattet Bericht über die von Hr. Halma besorgte Ausgabe des Ptolomäus und der übrigen alten Astronomen, und Hr. Philibert Fontanelles überreicht eine Geschichte des Pemphicus.

* * *

Aus Aix (les bains) in Savoyen schreibt der Doktor Vidal unterm 27. Febr. über das Erdbeben vom 19. Febr. (1822) neben anderm folgendes: Wir haben am 19. d. um 8 U. 45 M. Vormittags hier ein sehr starkes Erdbeben verspürt, dem ein Getöse vorausging, welches einem über die Straße rollenden schweren Lastwagen einigermaßen gleich kam; seine Dauer mochte 6 bis 8 Sekunden betragen. In Aix selbst ist nur ein Schornstein eingestürzt, dagegen sind in den umliegenden Dörfern alle Kirchengewölbe mehr und weniger beschädigt worden; manche Häuser sind übel zugerichtet, so das Schloß St. Grod, zwey Meilen nordwärts von Aix, dessen vier Ecken vom übrigen Gebäude völlig getrennt wurden; auch die Abtei Hautecombe ist wesentlich beschädigt. Sobald ich den Erdstoß verspürte, gieng ich zur Quelle der Schwefelbäder; noch hatten diese keinerley Veränderung erlitten, und erst 37 Minuten später fingen sie an milchig zu werden, und eine Menge kleiner weißlicher Flecken, auch kleine Stückchen von Stalaktiten, zu führen; ihre Temperatur stieg nicht über 33° R. Auch ihr gewöhnlicher Schwefelgeruch und ihr Geschmack waren minder stark; zwey Stunden nachher kehrte die Wärme von 34° zurück, und sie wurden wieder allmählich heller; um 5 Uhr Abends hatten sie ihre gewöhnliche Temperatur, welche ist 34°½ beträgt, erhalten; und bis 6 Uhr Morgens waren sie noch immer etwas trüb geblieben. Die sogenannte Alaunquelle hatte keinerley Veränderung erlitten. Am 1. November 1755, zur Zeit des Erdbebens von Lissabon, ist die völlig gleiche Erscheinung hier wahrgenommen worden, indem nämlich die Schwefelwasser sich trübten, und der weißliche Bodensatz, den sie in dem Badsaßen zurücklaßen, nach etlichen Stunden aschfarb ward. Wie dieß auch jetzt geschah; wogegen die Alaunbäder unverändert blieben. Mein Großvater, der davon Zeuge war, glaubte in dem letzteren Umstand einen Beweis zu finden, daß die Bäder ungleiche Quellen hätten, was eben noch nicht geradezu daraus folgern dürfte, — seit dem 19. verspürten wir noch wiederholte kleine Erdstöße, sonderheitlich einen bedeutenden am 21. um 4 Uhr Nachmittags; indeß haben die Bäder dabey keine Veränderung erlitten. Mir dünkt, die vom Wasser mitgeführten Stoffe (die ich jedoch nun chemisch prüfen werde) möchten anders nichts seyn, als die von den Wänden der gewölbten Räume in denen das Wasser läuft, durch die Erschütterung losgerißenen Theilchen; auch finden sich die weißlichen Flocken gar häufig in unserm sogenannten Schwefelwasser.

* * *

(4. Febr.) Hr. Perry erstattet Bericht über eine Reihe Steindruckbilder von Glieder-Amputationen des Hr. Maingault, deren Darstellungen natürliche Größe haben, und sich durch Reinheit wie durch Genauigkeit empfehlen. Noch hatte, sagen die Commissarien, die Lithographie bisher nichts so vollkommnes und ausdrucksames geliefert. Hr. Fourier liest Bemerkungen über die verschiedenen, die mathematische Theorie der Wärme umfassenden Abhandlungen des Hr. Poisson, die neuerlich mit der Aufschrift Theorie analytique de la chaleur (ein Quartband. Paris, 1822) zusammengedruckt erschienen sind. Hr. Brice meldet, er habe ein neues uranographisches Instrument in der Bibliothek deponirt. Hr. Contarini legt der Akademie verschiedene, die bey der Kadasteraufnahme in Italien angewandte Methode betreffende Bemerkungen, zur Prüfung vor.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Freitag den 28. Juni 1822.

Reiseliteratur.

D. Heinrich Hase Nachweisungen für Reisende in Italien, in Bezug auf Oertlichkeit, Alterthümer Kunst und Wissenschaft. Leipzig bey Brockhaus. 1821. 14 Bogen kl. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

Bey der Unzahl von Schriften über Italien fehlt es doch gar sehr an gehörig vorbereiteten speciellen Untersuchungen, wie sie nur dem Gegenwärtigen möglich sind, und wie sie allein den Entfernten zu belehren geeignet seyn können. Tausende von Reisenden ziehen alljährlich aus den verschiedensten Beweggründen über die Alpen und meist alle werden sie bald von klassischer Erinnerung, von Kunstgenüssen, von südlichem Himmel und neuem Leben zu einem solchen Taumel hingerissen, daß sie kaum von den einzelnen Eindrücken eine bestimmte Rechenschaft sich zu geben wissen. Wohl ist eine solche Begeisterung lobenswerth, sie ist aber nicht die Stimmung, welche ruhigen Untersuchungen die Materialien zu liefern geschickt ist; und doch gehen aus solchen flüchtigen Eindrücken die meisten unserer Reisebeschreibungen hervor. Aber auch der ernsteren Absicht stellen sich bey jeder einzelnen Arbeit Hindernisse entgegen, deren Bekämpfung oft den schönsten Theil der Zeit und Kraft hinwegrafft. Wie selten lernt der Reisende, ehe er eine geraume Zeit in Italien zugebracht hat, erkennen, worauf es ihm eben bey seinen Vorbereitungen ankomme. Und Quellen und Hülfsmittel liegen so zerstreut, daß er vielleicht die wichtigsten für eine einzelne Nachforschung erst zu spät auffindet. Diese Arbeiten, die jetzt ein jeder für sich machen muß, könnten nun allerdings wohl dem künftigen Reisenden großentheils erspart werden. Ueber jeden Gegenstand des Alterthumes würden alle Stellen der alten Schriftsteller, in denen er erwähnt wird, angeführt werden müssen, auch auf die Historiker des Mittelalters und neuerer Zeiten verdiente verwiesen zu werden, wenn diese uns entweder über die Schicksale belehrten, denen der Gegenstand unterlegen hat, oder wenn ihre Erzählungen demselben ein besonderes historisches Interesse zu geben geeignet wären. Diesen Quellen gegenüber wären die Vermuthungen der Neueren als Hülfsmittel anzuführen, ihre verschiedenen Meinungen zu klassificiren und immer nur solche zu nennen, die entweder neue Behauptungen oder Beweise aufgestellt haben. Für die Kunstwerke wäre eine genaue Verweisung auf die Hauptschriftsteller, wie Winckelmann, Vasari, Baldinucci u. s. w. nothwendig und nächstdem müßten die Monographien und Lokalschriften in möglichster Vollständigkeit angeführt werden. Auch eine Nachricht, ob und wo ein jedes Kunstwerk abgebildet sey, wäre erforderlich. Naturmerkwürdigkeiten, bibliographische und statistische Nachrichten wären auf gleiche Weise zusammenzustellen, und das Ganze wohl am besten geographisch zu ordnen. Es leuchtet ein, daß eine solche Arbeit getheilt werden müßte; so schwer als sie vielleicht scheinen mag, wäre sie aber doch nicht, da doch ein jeder in seinem Fache ohnehin zu einem ähnlichen Ziele strebt. Die Wichtigkeit derselben leuchtet aber jedem ein, der nur einigermaßen Gelegenheit gehabt, zu beobachten, wie viele und wie wichtige Gegenstände fast von jedem Reisenden übersehen werden. Wie viel wäre nicht schon mit einem geographischen Repertorium des Vasari mit Angabe dessen, was vernichtet wäre, oder den Ort verändert hätte, geholfen! Der Versuch der Art hinter den beyden Bologneser Nachdrücken ist zu mangelhaft, als daß er irgend gerechnet werden könnte. Zur Sammlung der betreffenden Stellen der Klassiker ist schon viel gethan in den Werken von Addison, Cluver, aber besonders von Alberti, und in einzelnen Monographien fast erschöpfend. Als Muster kann Nibby's foro romano angeführt werden. Eine solche Arbeit glaubte nun Ref. nach dem Titel und nach einigen Anzeigen in gegenwärtigem Buche zu finden; allein er fand sich völlig getäuscht, und allerdings hätte sie auch nicht in so wenig Monaten angefertigt werden können, und auf 14 Bogen Platz gehabt. Der Vf. erwähnt fast nie einzelne Kunstwerke und Inschriften u. dgl., sondern ganze Gebäude und Sammlungen bleiben das höchste Detail, zu dem er herabsteigt. Ueber diese führt er die ihm bekannt gewordenen Werke dem Titel nach an, ohne von ihrem Inhalt Rechenschaft zu geben, oder sie danach zu ordnen. Klassiker, Geschichtsschreiber und größere kunsthistorische Werke, den

Digitized by Google

Cleognara ausgenommen, werden gar nicht erwähnt. Auch unter dieser Beschränkung wäre das Unternehmen immer ein nützliches zu nennen gewesen, und die Aufgabe hätte den Vorzug sehr geringer Schwierigkeit gehabt. Fast in jedem Marktflecken in Italien ist wenigstens ein Mann, der einen Theil seines Lebens damit zugebracht hat, sich von dem zu unterrichten, was über seinen Wohnort behauptet und gedruckt ist. Die Sammlungen solcher Leute stehen bey der ausserordentlichen Gefälligkeit der Italiener jedem einigermaßen empfohlenen oder sich selbst empfehlendem Fremden offen, und können ihm fast ohne Ausnahme sehr nützlich werden; denn auch Denkmale aus Zeiten, die sich der Vorliebe der Italiener nicht erfreuen, werden ihnen Gegenstand besonderen Interesses, wenn sie ihrem Wohnort angehören, und dadurch ihrem patriotischem Eifer Beschäftigung darbieten. Freylich pflegt es nicht die Sache deutscher Reisenden (die hierin durch gelehrte Engländer sehr beschämt werden) zu seyn, jene Männer aufzusuchen; denn theils wissen sie wohl, daß ein oberflächlicher Italiener auch in eignen Angelegenheiten es mit deutscher Gründlichkeit nicht aufnehmen könne; theils läßt sich ja Alles ohne irgend genirt zu seyn, (und das ist doch ein Hauptvortheil des Reisenden) aus dem Munde eines Platzbedienten eben so gut, wohl gar in gebrochenem Französisch vernehmen. Ja, es wird dieser für sein Trinkgeld auch noch die transalpinische Gelehrsamkeit bewundern, und vielleicht noch manche andre gute Nachweisung zu ertheilen bereit seyn, die der kunstliebende Marchese oder Conte freylich nicht gegeben haben würde. Dafür haben diese Reisende allerdings den Vortheil, nicht zu hören wie letzterer über ihres gleichen sich auslässt, und nicht zu sehen, eine wie schlechte Figur ihre Reisebeschreibungen in der Bibliothek des Italieners machen würde, der sonst das Ausländische so gern aufnimmt, wenn es nur irgend gut ist, und in der Stollberg, Swinburne, Millin u. a. schwerlich fehlen werden.

Was nun die Schrift des Hrn. Dr. Hase betrifft, so kann man ihr nicht abstreiten, daß sie sich frey von wälschem Einflusse zu erhalten gewußt hat, ja sie ist vielmehr auf ächt deutschem Boden gewachsen, und zwar wie die Vorrede zu verstehen giebt, großentheils auf dem der Dresdner Bibliothek. Man sollte nicht glauben, daß in einer Schrift, die nichts als Namen und Titel enthält, so viele und so grobe historische Verstöße sich finden könnten, und Referent kann wieder nicht annehmen, daß er einen auch nur irgend bedeutenden Theil derselben in diesem Buche entdeckt habe, da die Nachweisungen des Hrn. Hase durchaus keine unterhaltende Lektüre gewähren, er also nur hat bemerken können, was beym Durchblättern ihm auffiel, und das konnte wieder nur sehr wenig seyn, da Ref. theils nie in diesem Sinne gesammelt, sondern mehr die Bekanntschaft der Sachen selbst als der Bücher-titel gesucht hat, und da ihn theils das Unglück betrift, ein paar Tagebücher abgerechnet, alle seine in Italien gemachten Sammlungen zu entbehren. Dieß zur Entschuldigung der großen Unvollständigkeit nachstehender Rügen.

(Der Beschluß folgt.)

Das französische Bücherwesen.

Wir haben aus den englischen Parlaments-Verhandlungen vernommen, wie wichtig der literarische Verkehr in den brittischen Reichen ist. Lord Russel führt davon folgendes an:

„Seit 40 Jahren hat sich die Bevölkerung und der Reichthum unserer Insel fast wunderbar vergrößert; im Jahr 1782 führten wir für 15 Millionen Pfund Sterl. Waaren aus, in diesem Jahre für 40 Millionen. Der Handel mit Geist und Wissenschaft hat sich verhältnißmäßig eben so gehoben, wie der mit dammwollenen Stoffen. Ich kenne einen Schriftsteller, der für den Verkauf seiner Werke schon eine Summe von 80,000 Pfunden gezogen hat. Ein Buchhändler hat mich versichert, daß er Jahr für Jahr an 5 Millionen Werth von Büchern absetze. Er hält 60 Ladendiener, beschäftigt 250 Buchbinder und zahlt für Anzeigen, die er in die öffentlichen Blätter einrücken läßt, jährlich 5500 Pf. Sterl. Ferner wurden im Laufe des vorigen Jahres, nach zuverlässigen, von mir eingezogenen Nachrichten, in England 23,600,000 Zeitungs-Exemplare verschlossen, in London allein 11,000,000. Im Jahr 1752 kamen nur 72 Zeitungen und periodische Schriften heraus, heutzutage 284. Bedenken Sie, welche Masse Licht durch sie bis in die untersten Klassen verbreitet wird!"

Eine ähnliche in mancher Beziehung noch genauere Uebersicht über den französischen literarischen Verkehr gewährt das Annuaire de l'imprimerie *), aus welchem wir folgende Notizen entheben:

---

*) Annuaire de l'imprimerie et de la librairie françaises contenant, 1) le personnel de l'administration; 2) la legislation complète sur la presse; 3) la liste des imprimeurs, des libraires, des bouquinistes, des fondeurs en caractères, des graveurs, des marchands d'estampes et de cartes geographiques, des fabricans de presses, des imprimeurs en taille douce et des imprimeurs lithographes; 4) le tableau exact des bibliothèques du Royaume, celui des journeaux, ecrits et feuilles périodiques; 5) l'indication des diverses proprietés; 6) le tableau general des principales foires de l'Europe; 7) le départ des courriers. Paris, Baudouin, frères. 8°. 1821.

Digitized by Google

Die Gesetzgebung über die Presse beruht auf dem Dekret des National-Convents v. 19. Jul. 1793, auf dem Dekrete von Napoleon v. 1. Germin. 13, 5. Febr., 14. Dec. 1810, 2. Febr. und 14. Okt. 1811, und dem Dekret des Königs, 21. Okt. 1814, 27. März und 8. Okt. 1819, 17. Mai und 9. Juni 1819, 21. März 1820, und was die neuesten Verhandlungen noch verordneten.

An öffentlichen Bibliotheken besitzt Paris: 1) Die königliche Bibliothek mit mehr als 700,000 gedruckte Bände, und 70,000 Manuscripten; 2) Bibliothek von Monsieur mit 150,000 gedruckten Bänden, und 5000 Manuscripten, 3) Bibl. d. St. Geneviève 110,000 gedruckte Bände, 2000 Manuscripte; 4) Bibliothek Magazin 92,000 Bände, 3000 Manuscripte; 5) Bibliothek der Stadt Paris 20,000 Bände — sämmtlich alle Tage für's Publikum geöffnet; außer diesen bestehen in Paris und in den Departements folgende zugängliche Bibliotheken, worun die vorzüglichsten: die Privat-Bibliothek des Königs in den Tuilerien, in Fontainebleau, St. Cloud, Trianon, und Rambouliet; die Bibliothek des gesetzgebenden Körpers, Staatsrathes (30,000 Bände), des Instituts der Invaliden (20,000 Bände), des Cassations-Hofes (ehmalige Bibliothek der Advokaten- und der Polytechnischen Schule). —

Unter dem Minister des königl. Hauses stehen 10 Bibl.

—	—	—	— Innern	—	22	—
—	—	—	— Kriegs	—	12	—
—	—	—	— Justiz	—	5	—
—	—	—	— Auswärtigen	—	1	—
—	—	—	— Seewesens	—	6	—
—	—	—	— Finanzen	—	2	—

Die Pairs- und Deputirten-Kammer besitzt jede eine Bibliothek, und die letzte enthält 30,000 Bände.

Unter den Buchdruckereyen steht die königl. oben an, wegen ihrer Ausdehnung und vortrefflichen Einrichtung, sie druckt die Memoires des Instituts und alle andre literarische Werke, welche der König zur Belohnung oder Aufmunterung bekannt machen läßt, umsonst. —

In Paris befinden sich 79 Buchdruckereyen, 18 Steindruckereyen, 38 Schriftgießereyen, 616 Buchhändler, 84 Bücherröthler, Antiquarien, 201 Buchbinder, 16 Buchhefter, 6 welche die Bücher in Lagen zusammentragen, 2 Bücherwiederherstiller, 390 Kupferstecher, 11 Holz-Schneider, 17 Landkartenstecher, 17 Schriftstecher, 17 Stempelschneider (v. Buchstaben), 9 Musikstecher, 127 Kupferdruckereyen, 140 Kupferstichhändler, 11 Landkartenhändler, 59 Musikhändler, 43 Papierhändler im Großen, 9 Pappdeckel-Fabrikanten, 6 Fabrikanten gefärbter Papiere, 4 Pergament-Gerber, 6 Druckerschwärze Fabrikanten, 4 Pressen-Fabrikanten, 2 Schreiner für Pressen, 3 Druckgeräth-Handler.

Tag- und periodische Blätter.

Politische Tagblätter (11): Moniteur (112 Fr.); Gazette de France; Journal de Paris; le Constitutionel (72 Fr.); Journal des Debats; le Courrier français; la Quotidienne; Journal du Commerce et de l'Industrie; le Drapeau blanc; l'Etoile du Soir; le Regulateur.

Ungiftblätter (4): Journal general des affiches, Affiches Parisiennes; — univers.; Prix courant des marchandises en gros.

Halbperiodische Werke (10): L'Ami de la Religion; Le Défenseur; Lettres Champenoises; Lettres Normandes; L'Intrépide; L'Observateur; L'Organisateur; Le Parachûte monarchique; Le Pilote européen, O Contemporaneo, obra politica et litteraria.

Religiöse Journale (3): Chronique relig.; Archives de Christianisme au 19 Siècle, Annales protestantes.

Wissenschaftliche Journale (9): Annaes das Sciencias, das Artes et das Letras, par huma Sociedado de Portugueses residendes em Paris; Annales de Chimie et de Physique; Annales des Mines; Annales encyclopédiques; Annales françoises des Sciences et des Arts; Bibliothèque physico-économique; Bulletin des Sciences; Journal de Physique, de Chimie, d'Histoire naturelle et des Arts; Journal des Savans.

Literarische Journale (15): Bibliographie de la France; Annales de la Littérature et des Arts; Archives de la Littérature et des Arts; Conservateur littéraire; Courrier des Spectacles, de la Littérature et des Modes; Galignagni's Repertory of english litterature; Hermès classique; Journal général de la Littérature de la France; Journal général de la Littérature étrangère; Journal des Théâtres, de la Littérature et des Arts; Le Lycée français; Le Mercure royal; La Minerve litteraire; Revue encyclopédique; Tablettes Universelles.

Rechtswissenschaftliche Journale (22): Annales maritimes et coloniales; Annales de Législation et de Jurisprudence du Notariat; Bulletin des Contributions indirectes; Bulletin des Douanes de France; Code des Contributions directes; Journal de l'Enregistrement des domaines et des forêts; Le Contrôleur de l'enregistrement et des domaines; L'Écho des Tribunaux français et étrangers; Guide des Contribuables, des Créanciers et des Pensionnaires de l'Etat; Journal général de Législation et de Jurisprudence; Journal des Audiences de la Cour de cassation; Recueil général des Lois et Arrêts en matières civile, criminelle, commerciale et de droit public; Journal du Palais; Jurisprudence du Code civil; Journal des Avoués; Journal des Cours publics de Jurisprudence, Histoire et Belles Lettres; Journal des Notaires et des Avocats; Jurisprudence annuelle et spéciale des Huissiers; Jurisprudence commerciale; Jurisprudence communale et municipale; Recueil des Causes célèbres; Thémis.

Digitized by Google

Medicinische Journale (14): Annales du Cercle médical; Annales du Magnétisme animal; Bibliothèque du Magnétisme animal; Bibliothèque germanique, Nouvelles medico-chirurgicales; Bibliothèque médicale; Bibliothèque ophtalmologique; Bulletin de Pharmecie; Gazette de santé; Journal complémentaire du Dictionnaire des sciences médicales; Journal de médecine (Nouveau); Journal de Pharmecie et de Sciences accessoires; Journal général de Médecine française et étrangère; Journal universel des Sciences médicales; Revue médicale, historique et philosophique.

Journale für die Künste und Gewerbe (12): Annales de l'Agriculture francoise; Annales de l'Industrie nationale et étrangère; Annales des Arts et Manufactures; Annales du Musée et de l'École des beaux-arts; Bulletin de la Société d'encouragement pour l'industrie nationale; Cours d'agriculture pratique; Journal d'Euterpe; Journal de Guittare; Journal hebdomedaire de Musique; Mémoires du Muséum d'histoire naturelle; Mémoriel universel de l'Industrie française des Sciences et des Arts; L'Observateur de l'Industrie et des Arts.

Militärische Journale (2): Journal Militaire officiel; Archives françoises.

Journale für die Erziehung (3): Journal d'Éducation; Un Quart d'heure de lecture; Journal des Villes et des Campagnes.

Geographische Journale (2): Annales (Nouvelles) des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire; Journal des Voyages, Découvertes et Navigations modernes.

Mode-Journale (3): Journal des Dames et des Modes; l'Observateur de l'Industrie et des Modes; l'Observateur des Modes.

In den Departements befinden sich: 25 öffentliche Bibliotheken mit mehr als 1,700,000 Bänden, worunter Troyes (mit 50,000 Bänden), Aix (72,670), Marseille (31,500), Dijon (36,000), Besançon (53,000), Toulouse (30,000 und 20,000), Bordeaux (105,000), Tours (30,000), Grenoble (42,000), Arras (34,000), Strasbourg (51,000), Colmar (30,000), Lyon (106,000), Le Mans (41,000), Versailles (40,000), Amiens (40,000);

613 Buchdruckereyen, 26 Steindruckereyen, 5 Schriftgießereyen, 1025 Buchhändler, 192 Papierfabrikanten.

Tagblätter und periodische Schriften erscheinen in den Departements nur 27.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Januar und Februar 1822.

(Beschluß.)

(11. Febr.) Der Minister des Innern verlangt von der Akademie die Ernennung von Commissarien für die Prüfung der Senkwagen (pèse-liqueurs), welche die Herren Gay-Lussac und Benoit der Regie der indirekten Abgaben vorgeschlagen haben. Der Auftrag hiefür wird den Herren Berthollet, Thenard, Chaptal, Arago und Charles ertheilt. Die Herren Lamé und Clapeyron senden eine Abhandlung über die Festigkeit der Gewölbe und sonderheitlich über ihren Bruchpunkt. Hr. Brongniart liest eine Abhandlung über einige Süß-Wasser-Erdschnecken in der Schweiz und in Italien. Hr. Fouries erstattet Bericht über den von Denderah nach Paris gebrachten Thierkreis, worin er beyläufig die ausnehmende Genauigkeit rühmt, welche die in der Description de l'Egypte enthaltende Zeichnung der HH. Jolois und Villers darbietet, von der man sich durch eine sorgfaltig angestellte Vergleichung neuerdings versichert hat. Hr. Tadde liest eine Abhandlung, welche Beyträge zur nähern Kenntniß der Quecksilberfalze und ihrer Verhältnisse zu einander liefert.

(18. Febr.) Hr. Sorlin liest eine Abhandlung über die Trigonometrie und Gnomonik. Von Hr. Double wird eine Abhandlung über die Anwendung der Chinsulfate in verschiedenen Krankheiten gelesen, und Hr. Ampère theilt ein Schreiben des Hr. Ballif über die seit geraumer Zeit von diesem Naturforscher beobachteten trocknen galvanischen Säulen mit. Er will ein Stillstehen derselben bemerkt haben, zur Zeit der Erdbeben, wenn diese auch in weiter Entfernung von Paris statt hatten.

(25. Febr) Von verschiedenen Mitgliedern werden Nachrichten über das zu Lyon u. s. w. am 19. Febr. verspürte Erdbeben mitgetheilt. Hr. Biot hat dasselbe zu Paris im Observatorium des Collège de France gleichzeitig verspürt; die Schwingungen desselben waren ihm und seinem Sohne sehr fühlbar, und sie dauerten etwa zwey Sekunden. Die Richtung der Bewegung gieng nach Hrn. Biots mündlicher Angabe in der Akademie, von Süd-Süd-West nach Nord-Nord-Ost. In einer schriftlichen Note drückt er sich aus, sie habe ihm von Süden nach Norden zu gehen geschienen; die Beobachtung des Hr. Arago auf der Pariser Sternwarte hinwieder zeigt, daß die Richtung von Süd-Süd-Ost gen Nord-Nord-West gieng. Auf diese Abweichungen wird hier einzig nur darum aufmerksam gemacht, um zu zeigen, daß man gegründetes Mißtrauen in alle Angaben über die Richtung der Erdstöße setzen soll, wenn dieselben von Beobachtungen der Instrumente ausgehen. Hr. Latreille erstattet einen Commissionalbericht über die Abhandlung des Hr. Desmarest von den Crustaceen. Er rühmt den Fleiß und die Sorgfalt der Arbeit, welche so viel geleistet hat, als bey des Verfassers beschränkten Mitteln zu leisten möglich war, und er hält solche des Beyfalls der Akademie werth. Hr. Portal liest eine Abhandlung über die typhosen Fieber und Hr. Desmoulins eine Denkschrift über die geographische Vertheilung der Thierarten.

Digitized by Google

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 2. Juli 1822.

Reiseliteratur.

D. Heinrich Hase Nachweisungen für Reisende in Italien, in Bezug auf Oertlichkeit, Alterthümer, Kunst und Wissenschaft. Leipzig bey Brockhaus. 1821. 14 Bogen kl. 8. 1 Rthlr. 12 gr.

(Beschluß.)

Von den historischen Kenntnissen des Vfs. giebt die Aeußerung S. 46, „daß Andreas Pisano sich um den Preis mitbewerbend Broncethüren aufstellte," keinen hohen Begriff. Dem Ref. wenigstens war nicht bekannt, daß Andrea Pisano, der 1330 nach 22-jähriger Arbeit die jezt südliche, damals östliche Thür des Baptisteriums vollendete (wie Vf. schon auf der 5ten Seite des Lanzi hätte lesen können) noch um 1400 mit Brunelleschi, Ghiberti, Donatello u. A. in den berühmten Weltstreit, der, schon als eine der schönsten Stellen im Vasari, so allbekannt ist, sich eingelassen habe. Nicht viel gebessert wird diese Meinung durch ein paar gelegentliche Aeußerungen S. 8. und 10, wo die unter dem Namen sententia de finibus bekannte Inschrift (Haubold. Institt. Jur. Rom. liter. T. I. Lps. 1809. p. 290) als zwey verschiedene angeführt wird, einmal bey Gelegenheit ihres Fundortes, und dann bey dem Pallaste, in dem sie aufgestellt ist. Das ärgste dabey ist aber, daß dieses Responsum zweyer Juristen, (Minucieis und Rufeis), noch dazu von bezweifelter Aechtheit, an der ersten Stelle als „zu den ältesten uns erhaltenen Gesetzen des römischen Volks gehörend," erwähnt wird! Statt der an der zweyten Stelle angeführten Abhandlung von Walkenaar, die grade gar nichts zur „Erklärung" dieser Inschrift enthält, ist wegen weiterer Notizen der Vf. zu verweisen an Gravier description des beautés de Gênes. 1819. 12. p. 39. Als Gegenstück davon verdient bemerkt zu werden, daß Vf. S. 152. nach Art des Büchleins, als alten Namen von Velia in Parenthese Vigiliae sezt. Ein rein römischer Name; also hält der Vf. die berühmte phokäische Pflanzstadt für eine römische Kolonie? Hätte auch der Vf. vergessen, aus Cicero's Schriften den Aufenthalt zweyer Freunde des leztern und seiner selbst als eine der blühendsten großgriechischen Städte zu betrachten, so hätte ja die von ihm selbst angeführte freylich auch nicht fehlerfreye Müntersche Schrift ihn in einem eigenen Abschnitte S. 20 — 22 belehren können, daß unter Velia's vielen Namen Vigiliae denn doch nicht vorkommt. Allein Ref. hat sich nur zu oft überzeugen müssen, daß Vf. von den Büchern, welche er anführt, selten mehr, als den Titel kennt, sonst würde er sie nicht ausschließlich bey den auf dem Titel genannten Orten; sondern auch bey denen, über die jene Bücher sonst bedeutende Aufschlüsse enthielten, erwähnen. So also z. B. namentlich das lehrreiche Viaggio pittorico nicht nur p. 43, sondern an allen darin abgehandelten Orten; so die lettere Perugine nicht blos p. 169 bey Perugia sondern p. 167 bey dem gar nicht angeführten Spello und p. 70 oder 172 bey dem ebenfalls übergangnen Città della Pieve; so Guattanis Roma descritta ed illustrata nicht allein p. 76, sondern auch bey Otricoli p. 165 und bey dem p. 74 fehlenden Sutri u. s. w. Wenn man aber sich mit den bloßen Büchertiteln begnügen will, so ist eine solche Arbeit in der That leicht genug, und Auktions-Kataloge können dazu allenfalls als hinreichende Materialien betrachtet werden. Doch p. 35 scheint es, will uns Hr. H. mit seinen historischen Kenntnissen aussöhnen, denn die Freundin des 7ten Gregors wird ganz kurz mit einem „die berüchtigte Gräfin Mathilde" abgefertigt. Wir lassen ihm seine Meinung, erinnern uns aber lieber an die Eigenschaften, welche Dante ihr beylegt: Bella donna, ch' a' raggi d'amore si scalda. —

Nach der Geographie des Vfs. finden wir p. 162 Sulmona nach Abruzzo ultra statt citra und p. 164 Teramo nach Abruzzo citra statt ultra versezt. Ebenso bereichert der Vf. Italien um zwey neue Orte, indem er p. 162 Candio und 160 Siponto (Namen die aus bloßer Modernisirung der Alten entstanden sind,) als neue Orte erwähnt, während in der Wirklichkeit an die Stelle des lezteren das benachbarte Manfredonia, an die des ersteren aber Arienzo oder ein benachbartes Dorf getreten sind. Doch die Ansprüche auf Genauigkeit muß man bey unsrem Vf. aufgeben: so wird z. B. p. 146 Gioëni's allbekannte Litologia Vesuviana einem Cav. Giovanni zugeschrieben; so steht

Digitized by Google

p. 168 Giumbar statt Giunta, so wird p. 157 ein Ort Palo in Calabria citra, der wenigstens dem Ref., der jene Provinz ziemlich durchstreift hat, so unbekannt ist, daß er eine Verwechselung mit Paola vermuthet. Sonst ist ihm kein Palo, als das 24 M. westl. von Rom in der Nähe des Wirthshauses Monterone, an die Stelle des alten Alsinas getretene, Kastell dieses Namens bekannt. — Auch gegen die Stellung einzelner Orte läßt sich viel einwenden. So gehört Chiusi p. 69 nicht in die Maremma von Populonia und Volterra, sondern zum Chianathal, an dessen Eingange es liegt, also p. 172. Auch Monte Alcino gehöret seine Stelle hinter Siena p. 68 und nicht p. 70 u. s. w.

Unvollständigkeiten dem Vf. nachzuweisen, verbindet sich kaum der Mühe, denn theils wäre hier der Raum viel zu eng, theils sind über die Merkwürdigkeiten der Hauptstädte so viele Arbeiten vorhanden, daß es, auch bey einem besseren Buche, nicht schwer fallen könnte, eine bedeutende Anzahl von Nachträgen zu liefern. So erwähnt Ref. absichtlich seine der größeren Städte, und beschränkt sich nur auf einen kleinen Theil von Mittel-Italien, um den Vf. auf ein paar Dutzend der wichtigsten und bekanntesten ihm entgangenen Schriften, welche diesen Bezirk betreffen, aufmerksam zu machen. Er braucht kaum zu erwähnen, daß er gern erböthig ist, diese Nachträge mindestens zu verdoppeln, sobald er sich erst wieder im Besitz seiner Papiere sehen wird.

So fehlen denn über die architektonischen Merkwürdigkeiten von Rimini p. 179 grade die beyden Hauptwerke: Luigi Nardi, Descria. enliqu. architett. con rami dell' arco di Augusto, ponte di Tiberio e Tempio Malatestano di Rimini: Rim. 1813. f. und Fossati temple de Malatesta de Rim. Archit. de L. Bart. Alberti. 1794. f. Wenig südlicher für Arezzo (p. 172) fehlen nicht nur die durch ihre Anmerkungen höchst wichtigen, Rime Idrecciole des Canonico Angelucci, sondern auch dessen 1819 erschienene und größtentheils aus jenen entlehnte Guida di Arezzo, es müßte denn letzteres Buch mit dem Titel memorie istoriche gemeint seyn. Dann wäre solches aber auch wegen der von Fossombrone mitgetheilten und mit einer Karte begleiteten Nachrichten bey dem Chianathal zu erwähnen gewesen. Ueber das bey nachbarte, aber im Register vergessene Chiusi ist das Sendschreiben des versl. Peruginer Akademie-Direktors Orsini an den Doktor (jetzigen Bibliothekar) Canali Sopra il sepolcro del re Porsenna. Perugia 1800. 8°. eben sowohl vergessen als des Canonico Giov. Batt. Pasquini, von Vermiglioli mit Bemerkungen des Florentiner Architekten Rosso, 1818 zu Perugia herausgegebene Abhandlung Sopra un sepolcreto etrusco. Auch sucht man vergebens nach Nachweisungen über die an den etrurischen Alterthümern höchst reichen Sammlungen des Erzbischofs, und Lorenzo und Flavio Paolozzo (Vater und Sohn) aus denen schon Micali einige Basreliefs abgebildet hat, während doch wenigstens das viaggio pitt. T. V. p. 128 — 42 anzuführen gewesen wäre. Ueber das auffallende, aber freylich um 100 Seiten in unserm Buche davon getrennte, Chianathal sind die Abhandlungen des Francesco Dini und des Padre Odoardo Orsini unerwähnt geblieben. Doch wir folgen der Heerstraße und begleiten den V. p. 168 nach Perugia. Hier vermissen wir die schätzbarste und ausführlichste neuere Schrift über die Kunstblüthe dieser Stadt, wir meynen Bald. Orsinis ausführliche vita di Pietro Perugino, die uns in der That von dem Vf. derselben, der freylich den Akademienstand nie abzuschütteln vermocht, doch einen weit vortheilhafteren Begriff giebt, als die langweilige Guida. Mit Unrecht wird übrigens derselbe p. 169 als ein Gegner Mariotti's mit seinen letztere pittoriche Perugine aufgeführt, da diese Schrift Orsini's nichts weniger als feindlich, sondern nur in freundschaftlicher Erwiederung und Ausführung der Mariottischen Bemerkungen besteht. Ferner fehlt Giambatt. Vermiglioli's Abhandlung über Pietro Perugino's bekannten Brief. Es fehlt (angebl.) desselben Gelehrten Streitschrift sui pregi e le prerogative di Perugia. P. 1809. 4°. veranlaßt durch den Wetteifer mit den Spoletinern, in Betreff des Sitzes der Präfektur. Es fehlen Orsini Dissertaz. coll' antico tempio di S. Angelo di Perugia. P. 1792. 8. sowohl als, Spazzacammino di Porta S. Angelo. Es fehlt endlich des erwähnten Canali Schrift über Buchdruckerey in Perugia, die erst kürzlich die zweyte Auflage erlebt hat. Von dem Peruginer Berge herabgestiegen, sehen wir uns am Eingange Umbriens vergebens nach Diocle Alfsjano P. A. l'Umbria vendicata, Perugia 2°. VI. 4°. um. Einige Miglien weiter, in Assisi, vermissen wir wieder das einzig erträgliche Buch über das Sacro Convento: Fr. M. Angelus F. m. a Rivoterto. Annalas collis paradisi, s. sacri conv. Assisiensis hist. libri 2. ed. Fr. Fr. Ant. Fel. Carosini. Mic. Faliscor. 1704. Von demselben Jahre und Druckort ist p. 168 eine Schrift eines Aug. Franc. Maria von Hrn. H. angeführt, und, bey seiner Art zu citiren, wäre es wohl möglich, daß er die erwähnte gemeint hätte. Ueber den sogen. Mausoleum fehlt wieder die Hauptschrift: Giov. Antolini. Il Tempio di Minerva. in As. confront. colle tav. di Palladio. Milano 1803 Fol. So wie die kleinere P. m. Aless. Pardini Ristretto di notizie del tempio e venerab. Comp. di Sta. Maria di Min As. 1735. 8. Unter den übrigen Alterthümern fehlt auch Nic. Ant. Cattani's Abhandlung über die Aqua di Mojano. Der Streit über den Geburtsort Properzens, den namentlich Bevagna und Spello mit Assisi führen, ist gar nicht erwähnt, obgleich außer den zerstreuten Aeußerungen der Philologen

Digitized by Google

auch das P. Pol. Ciatti Parodosso storico, che Proporzio sia da Perugia. Per. 1628 anzuführen gewesen wäre. — Ein anmuthiger Weg führt uns vor dem Clitumnustempel vorüber (wo wir uns umsonst nach der, auch schon bey Addison verwandenden, Schrift von Weinbrenner: Ueber die wesentlichen Theile der Säulenordnungen. Tüb. 1809. 4. umsehen) durch das fruchtbare Thal nach Spoleto (p. 166), wo der vergessene Saverio Minelli mit seiner wettläuftigen historia antiqua Spoletina uns entgegentritt, auch der Abbate Bettoli vermißt seine 1809, bey der schon bey Venezia erwähnten Veranlassung, herausgegebene Streitschrift Sui Pregi di Spoleto. Begreiflicher findet man es, daß dem Verf. des Cav. Fontana sehr vollständige und über das ganze (dem regno meneboni) kraftmenische Departement sich erstreckende Sammlungen von antiquarischen und Kunst-Nachrichten, die jedem gebildeten Fremden offen stehen, entgangen sind. Auch jenseits der Somma vermissen wir p. 166 den Terni des jungen Ricardi wackere Schrift über die Marmorkaskade, welche auch bey den äolischen Höhlen von Cesi anzuführen gewesen wäre. Bey Letzteren ist überdieß p. 166 Hrn. H. der Name des Mss. der Letters of several parts etc. in der Feder hängen geblieben. Ref. kann hinzufügen, daß es Matthews war. Von hier aus weiß Ref. dem Vf. nicht mehr zu folgen, denn auf der einen Seite will das p. 166 ganz vergessene Rieti mit Aldus Manutius in Sallenga's Thesaurus T. I. 773 aufgenommener Schrift: De Reatina urbe agroque angeführt werden, auf der andern verlangen die Ruinen des Umbrischen Carsula mit der Schrift: Corsoli redivivi Macerata 1800. 4. ihr Recht, und weiterhin gegen das Meer wünscht auch Fossanella mit dem an Notizen reichen Gedichte des Professors Campanari und mit der interessanten Nachricht in der zweyten römischen Ausgabe des Dante T. IV. p. . . . die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Rom und Neapel müßte Ref. ohnehin versprochenermaßen überschlagen, und, wo sollte er ein Ende finden, wollte er nur die wichtigsten Schriften über die neapolitanischen Provinzen nachtragen, welchen, (die Umgebungen der Hauptstadt abgerechnet), zusammen nur 9 Seiten (p. 155 — 64) gewidmet sind. Wie es aber damit bestellt ist, kann man daraus ersehen, daß Giuf. Antonini's Lucania (Nap. 1795. 2 Bde. 4.) fehlt, die doch auch dem vom Vf. (p. 152) angeführten Münter (a. a. O. p. 15) bekannt war, und wohl als die bedeutendste einheimische lokalschrift jener Gegenden gelten kann. Ohnehin fürchtet Ref., durch die Menge von Buchertiteln, seinen Lesern langweilig geworden zu seyn, er bricht also mit der doppelten Erklärung ab, daß er erstens weder zur Zahl der Reisebeschreibungen über Italien bereits hergezählen, noch solches in Zukunft zu thun denkt, und daß er zweytens das Buch des Hrn. H. auch in Italien zu sehen bekommen, sondern dies reizende Land noch vor dessen Erscheinen verlassen hat. Jenes, weil Hr. H. ohne diese Versicherung dem Ref. vielleicht Einseitigkeit zu Gunsten einer eignen Arbeit zutrauete; dieses, weil Ref. widrigenfalls vorgezogen hätte, ein eignes Buch als eine Recension zu schreiben. — Der Zweck dieser Zeilen war nur: perchè si tema ufficio non commesso, wie Dante sagt, und vielleicht wären sie gar nicht geschrieben, hätte nicht eine vermuthlich gut gemeinte und in einer Zeitschrift desselben Verlegers abgedruckte Beurtheilung (Jahrs 1821. p. 1108 — 12) durch ihr höchst unpassendes Lob den Ref. überzeugt, es sey seine Pflicht zu einer richtigeren Meynung über Hr Hs. Buch beyzutragen.

In wiefern übrigens Hr. H. auf das erwähnte Lob stolz zu seyn Ursache habe, möge er und die Leser aus einem Pröbchen beurtheilen. Der Rec. (Z. O.) führt, um doch etwas dem Buche hinzuzufügen, nachträglich den Eustace an, den übrigens Hr. H. schon aus Münter (a. a. O. S. 16. 17. 73.) als einen ausgezeichneten Schriftsteller hätte kennen müssen; bey dieser einzigen Anführung indeß begeht er folgende Fehler: 1) dieß der Mann nicht Eustache, sondern John Chetwood Eustace. 2) War er kein Engländer sondern ein Irländer, der erst vor einigen Jahren bey einem zweyten Aufenthalt in Italien zu Neapel gestorben ist. 3) Hat er kein Reisehandbuch, sondern ein Classical tour through Italy geschrieben, das sich zu nichts weniger als zu einem Reisehandbuch eignet, denn theils sind neuere Kunstwerke ganz vernachlässigt, und von langen politischen und antiquarischen Raisonnements verdrängt, theils behandelt der Vf. das Zusammengehörige an sehr verschiednen Orten. So kommen z. B. die Nachrichten über Rom in drey, die über Neapel in zwey verschiedenen Banden vor, und die Reise von Rom bis Foligno ist zweymal beschrieben. Ueberhaupt giebt der Vf. nur eigne Bemerkungen, größere oder geringere Dauer des Aufenthaltes mußte also natürlich die Gleichförmigkeit, die ein Reisehandbuch erfordert, aufheben. 4) Ist es nicht mit Holzschnitten oder Kupferstichen ausgeziert, wie etwa Vasi's Itinerario, sondern blos dem zweyten Bande sind, um die Entstehung der Basilikenform zu erklären, einige Pläne und Durchschnitte römischer Kirchen beygefügt. 5) Besteht das Werk nicht aus zwey oder drey Bänden, sondern aus vier starken Oktavbänden. 6) Ist der Preis des Originals nichts weniger als billig, denn es kostet an Ort und Stelle 2½ Pf. St., (ein Preis, der freylich verhältnißmäßig immer noch geringer ist, als der des H.-schen Buches.) wohl aber ist in Livorno 1817 bey Masi ein Nachdruck mit einigen Zusätzen erschienen, der für 30 Franken verkauft wird. Wer übrigens auch tadelnde Aeußerungen über dieses, in der That vortreffliche Werk (zu dem Hoare ein Supplement in zwey Bänden geliefert hat) kennen zu lernen wünschte, würde auf die Anmerkungen

Digitized by Google

zum vierten Gesange von Byron's Childe Harold zu verweisen seyn. — Indeß zweifeln wir nicht, daß Hr. F. D., der, seiner Anslage nach auch in Italien war, uns mit seinen Beobachtungen über jenes Land beschenken wird, welche nun freylich, wenn sie an Genauigkeit dem erwähnten specimen gleichen, den Rec. in eine eigne Verlegenheit setzen könnten.

Was nun aber Hrn. H. betrifft, so versichert Ref., sich völlig überzeugt zu haben, daß, wenn derselbe die in seinem Buche angeführten Sonetten auch in dem jenseits des Titels liegenden Theile gelesen, und mit Nutzen aus denselben ausgerüstet, die Alpen abermals überstiegen haben wird, um an jedem Orte sich so lange aufzuhalten, als sein Reichthum an Merkwürdigkeiten es erfordert, er nicht allein dort jedem gebildeten Italiener höchlich willkommen seyn, sondern auch bey seiner Rückkunft von niemand angelegentlicher, als von Ref. gebeten werden wird, die Resultate seiner Reise bekannt zu machen.

R . . r.

Staatswirthschaft.

Quelle est dans l'état actuel de la France et dans ses rapports avec les nations étrangères, l'extension que l'industrie dirigée vers l'intérêt national, doit donner aux différens genres d'inventions qui suppléent le travail des hommes par le travail des machines? par J. J. Paris, ancien sous-préfet etc. etc. Paris 1821. chez Mad. Huzard, rue de l'Epéron No. 7. in 8vo.

Eine den 27sten Aug. 1822 von der Gesellschaft für Ackerbau, Handel, Wissenschaften und Künste des Departements der Marne gekrönte Schrift.

Nach den eigenthumlichen Eigenschaften der Maschinen, sollen sie mit wenig Kosten Vieles hervorbringen, mit Vollkommenheit und Schnelligkeit ausführen. Der Nutzen der Maschinen ist demnach viel zu bedeutend, als daß man nicht in allen Manufakturen auf Vermehrung solcher Hülfsmittel hätte denken sollen. Indessen wer ihre Einführung öfter mit Umständen verbunden, die an der Nützlichkeit ihrer Anwendung zweifeln liessen. Diese nachtheiligen Umstände, ob sie wohl nur zeitlich sind, die aber auf armen und arbeitsbedürftigen Tagwerkern lasteten, haben hie und da so lebhaften Eindruck gemacht, daß man alle Erfindungen, welche Menschen Arbeit ersehen, entfernt zu sehen wünschte. Verschwindet aber nicht die diesem Wunsche zu Grund liegende Furcht, wenn es im Gegentheil erwiesen ist, daß die Maschinen die Masse der Arbeit vermehren, und am Ende eine noch viel zahlreichere Menschenmenge in den Manufacturen beschäftigen werden? Geschichte und Nachdenken beweisen diese Wahrheit einstimmig bis zur höchsten Evidenz. Noch mehr, die mechanischen Erfindungen vermehren schnell den Reichthum, sie verbessern das Schicksal aller Classen, ja ich wage selbst zu behaupten, daß sie eines der mächtigsten Mittel der Civilisation sind. Das Gegentheil behaupten, wäre eben so viel, als die wesentlichen Dienste läugnen, welche der Pflug, die Schiffe, die Pressen und Dampfmaschinen den Menschen geleistet haben. War der Zeitpunkt, wo der Mensch aus seinem untergeordneten Standpunkt sich erhoben hat ein anderer, als der, wo er die Thiere, wo er das Pferd, diese lebendige und gelebte Maschine, sich dienstbar machte? Scheint der Erfinder des Pfluges nicht den Spruch des Himmels widerrufen zu haben, welcher den Menschen verdammte mit seinem Schweiß die undankbare Erde zu tränken? Hat er durch das Uebermaß von Früchten, die durch denselben gewonnen werden, nicht vielen Menschen die Möglichkeit gegeben, sich den Wissenschaften und Künsten zu widmen? Hat die Erfindung der Schiffe allenfalls die mit dem Fortbringen der Waaren beschäftigte Menschenzahl vermindert? Hat sie nicht im Gegentheil die Gewerbe, den Handel und diejenigen, die sie treiben, bis an's Ende der Welt verbreitet und vermehrt? Hat die Buchdruckerpresse, die so viel arbeitet, als zweyhundert Abschreiber, nicht den interessantesten Handel begründet, und unter dem Menschengeschlechte fast eine moralische Umwälzung zu Stande gebracht? Haben die Dampfmaschinen, deren eine oft mehr Arbeit verrichtet, als Tausende von Menschen, haben sie der Classe der Tagwerker in England Schaden gebracht? Haben sie nicht in Verbindung mit so vielen andern Erfindungen der Mechanik, die von dort ausgingen, die Früchte des Landbaues und der Gewerbe vermehrt, und dieses Land zu dem reichsten, bevölkertsten und fürstlen aller Länder gemacht?

Keine Frage scheint uns jetzt wichtiger und größere Interessen zu berühren, als die wegen der Maschinen und der andern Erfindungen, welche die Arbeit abkürzen. Der Verfasser dieses Memoire hat sie ihrer ganzen Ausdehnung nach, sowohl in Rücksicht auf den Reichthum im Allgemeinen, als in's besondere in Rücksicht auf Frankreich und seine Verhältnisse mit dem Auslande behandelt. Er hat keine Schwierigkeit umgangen und alle gelöst. Unmöglich kann eine bessre Analyse dieses Werkes, das ganz gelesen werden muß, hier gegeben werden.

Das natürlich folgende Schluß-Resultat, das aus demselben zu ziehen ist, daß der Anwendung der Maschinen die größte Ausdehnung gegeben werden müsse, weil diese Instrumente die Menschen aller beschwerlicheren körperlichen Arbeiten entheben, weil sie alle anderen Arbeiten erleichtern, weil sie den Reichthum vermehren, dem Armen Wohlstand bereiten und so das eigentliche goldne Zeit-Alter der Erde bereiten.

Digitized by Google

Nr. 53.

Literatur-Blatt.

Freitag den 5. Juli 1822.

Heilkunde.

Sammlungen für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten (.) Herausgegeben von Dr. Maximilian Jacobi, Königlich Preußischem Regierungs- und Ober-Medicinalrathe. Erster Band. Mit zwey Steinabdrücken. Elberfeld 1822. Schönausche Buchhandlung. XII und 484 Seiten in Octav mit dem Motto: **Und wahrhaft über sich selbst erhebt den Menschen denn doch nur sein Herz, welches das eigentliche Vermögen der Ideen ist. — Jacobi an Fichte.**

Eigene und fremde, neue und alte Erfahrungen in der Absicht hervorgehoben und mitgetheilt, um das Gebiet der psychischen Heilkunde durch reine Beobachtung so wie durch genaue Ausmittelung und allgemeine Verbreitung das für die Wissenschaft Gewonnene anzubauen, ist der Zweck, welchen sich der achtungswerthe Herr Verfasser bey Herausgabe dieser Sammlungen für die Heilkunde der Gemüthskrankheiten vorsetzte. In dem vor uns liegenden ersten Bande findet der Leser zuerst eine Einleitung von 123 Seiten, worin allgemeine Ansichten über die Irrenheilkunde, und die, bey dem Studium derselben zu beobachtende Richtung dargelegt sind; sie verdankt ihre Entstehung zunächst dem vom Herrn Verfasser empfundenen Bedürfnisse eines Leitfadens, der bey den zu verfolgenden Untersuchungen immer wieder zu der einfachsten Naturbeobachtung zurückführte, und zum Festhalten an dem selben gleichsam nöthigte: während er zugleich das Ordnen der vorhandenen, und sich immer mehr häufenden Erfahrungen erleichterte. Wenn auch gleich der einsichtsvolle Herr Verfasser seine Arbeit, nur zu bescheiden, für nichts als das Bruchstück eines Versuchs angesehen wissen will; so bietet dieselbe doch einen sehr gehaltvollen Aufsatz dar, worin überall gründliche Kenntnisse, Erfahrung, Menschenliebe und Verstand hervorleuchten.

Da in dem zweyten Aufsatze die Beschreibung der Irrenanstalt für Quäcker bey York in England aus dem Englischen des Samuel Tuke übersetzt, und mit Bemerkungen des Herrn Jacobi versehen, folgt: so enthält diese Einleitung eine kurze Uebersicht über die Bestimmung und die Geschichte dieser Heilanstalt, welche, als solche, einen bedeutenden Ruf erlangt hat und fortwährend behauptet. — Die Mittel, wodurch dieses möglich wurde, liegen in Umständen, welche selten auf lange Zeit, ununterbrochen zu vereinigen, und in Häusern dieser Art einzuführen seyn möchten: es sind keine anderen, als die ernste religiöse Gesinnung, die Wohlwollen, das verständige Maaßhalten in jeder Hinsicht, der Geist der Ordnung, der Gesetzlichkeit und der Nüchternheit, die durch die Vorsteher in der ganzen Anstalt herrschend geworden sind, und welche, indem sie auf den Brennpunkt der Humanität, und zugleich auf diejenigen kranken Organe und organischen Kräfte, die, soweit die Beobachtung der Erscheinungen reicht, mit den psychischen in einer nothwendigen und sich wechselseitig bedingenden Beziehung stehen, auf eine specifische Weise wohlthätig einwirken, den Kranken der Gesundheit und auf diesem Wege sich selbst, und dem freyen Gebrauche seines Willens wiedergeben. — Da bey kömmt hier die somatische (von σωμα Körper) Behandlung durch Arzneymittel so gut wie gar nicht, und die durch diätetische im engern und weitern Verstande sehr wenig in Betracht; — nur das häufig angewandte warme Bad (jedoch nur bey Melancholischen) hat darauf einen bedeutenden Einfluß: — Brechen erregende, abführende und narkotische Medicamente werden nur zur Entfernung einzelner Zufälle benutzt.

Diese allgemeine Ansicht von der Behandlung in der genannten Irren-Anstalt, führt den denkenden Verfasser zu vielen äußerst scharfsinnigen Betrachtungen über die verschiedenen, gegen Geisteskrankheiten angerühmten Heilverfahren, von der eigentlich rein psychischen Methode anfangend, durch die lange Reihe von mancherley empfohlenen Arzney- und Hülfsmitteln hindurch.

Die Heilung der Irren, allein auf psychischem Wege, scheint meist für den Arzt unthunlich zu seyn. Denn ohne krankhafte Störungen im Organismus giebt es keine Seelenstörungen, deren sich der Arzt annehmen könnte; und diese Störungen beziehen sich lediglich auf die Aeußerung

Digitized by Google

der Gemüths- und Verstandeskräfte, in so ferne dieselben von einer gewissen Beschaffenheit der Organe abhängig sind. Demungeachtet kann auf den Irren psychisch eingewirkt werden. — Aber die Gesetze, wonach der Arzt hier handeln muß, sind uns unbekannt; Erfahrung, Menschenkenntniß und Genie müssen ihn leiten. Daß der verdiente Verfasser die groben Mißgriffe derb rügt, welche sich hier und da in die Behandlung der Irren rücksichtlich sehr schmerzhafter und den Organismus angreifender Mittel eingeschlichen haben, war dem Referenten eine sehr erfreuliche Erscheinung, und wird es jedem Menschenfreunde seyn, der nicht Zucht-, Quäl- und Marter-Häuser, sondern Heilanstalten für die Geisteskranken wünschen muß. Ein Eden erschien ja selbst einem vernunftlosen Irren, der vorher in einem solchen Quäl-Hause den Gebrauch seiner Füße für eine Zeit lang eingebüßt hatte, die Retreat bey York, wie Tuke erzählt!

Auf diesen lesenswerthen Aufsatz folgt dann Tuke's Beschreibung der Retreat für Quäker bey York in England, so weit dieselbe allgemeines wissenschaftliches Interesse hat, mit zahlreichen und sehr interessanten Bemerkungen des Herrn Regierungsraths Jacobi versehen, von Seite 124—264. Als ein gewiß unschädlicher und doch oft sehr nothwendiger Zwangs Apparat für Wahnsinnige gefiel dem Referenten die, S. 213—219 beschriebene Bettgurte, welche der Oberaufseher des Retreat erfunden hat: der in seinem Bette damit befestigte Kranke kann sich dabey ohne Anstand umwenden und ungehindert auf die Seite legen, was den armen Leidenden oft die größte Erleichterung bringt. Refer. wird diese Gurte ungesäumt in der ihm untergebenen Anstalt zu benutzen suchen.

Esquirol's Abhandlungen von den Seelenstörungen aus dem Dictionnaire des sciences médicales, im Auszuge mitgetheilt (von Seite 265—484) schließen diesen ersten Band; doch ist von den Abschnitten dieser Abhandlungen, die von dem Heilverfahren handeln, nur sehr wenig aufgenommen. Da Referent diese Abhandlungen selbst nicht nur mehrmals mit Muße im Original gelesen, sondern die wichtigste derselben „über die Narrheit" mit seinem Freunde und Collegen, Herrn Medicinalrath Wittmann, deutsch bearbeitet, und mit reichlichen Zusätzen begleitet, vor längerer Zeit zum Druck abgegeben hat, — dessen Vollendung hoffentlich bald entgegen zu sehen ist; so kann derselbe um so mehr versichern, daß der vorliegende Auszug dem besondern Zwecke des Herrn Regierungsraths Jacobi vollkommen entsprechend, und so wie Tuckes Schrift, vortrefflich übersetzt ist. Referent sieht mit Vergnügen der baldigen Fortsetzung dieser Sammlungen entgegen, und wünscht überhaupt der Wissenschaft Glück, wenn dem würdigen Verfasser auch künftig ärztliche Verhältnisse zu Theil werden, die sein nützliches Unternehmen fördern, und denselben der Menschheit in der schwierigen Sphäre der Gemüthskrankheiten recht ausgebreitet zu nützen, in den Stand setzen.

Die beyden Steinabdrücke stellen die Irrenanstalt für Quäcker bey York im Grundplane, und im Baurisse des ersten Stocks, vor.

Renard (in Mainz.)

Anthologie.

Naturscenen und Gemälde aus Scott's und Byron's Dichtungen; gesammelt von C. M. Bläsing. Elberfeld bey Schönian. 1821. 192 S. 8.

Bekanntlich sind die Engländischen Dichter starke, Byron und Scott unter den neuern aber gute Landschaftsmaler; die düstere Kraft des Ersteren und die Wahrheit und Gemüthlichkeit des Zweyten sprechen jeden an; und so wäre der Gedanke nicht tadelnswerth gewesen, vorzügliche Stellen aus ihren Werken auszuheben, und gestreicht zusammenzustellen, entweder in der Ursprache, oder in einer treuen und schönen Uebertragung. — Mit dieser Voraussetzung nahm Ref. obiges Büchlein in die Hand, hoffend, etwas Neues (wozu sonst ein neues Buch?) oder etwas Gutes (wozu sonst überhaupt ein Buch?) zu finden. Die billige Erwartung sah sich aber getäuscht. Hr. C. M. Bläsing, oder wie wir wahrscheinlicher annehmen dürfen, der Verleger selbst (der Beyspiele sind ja jetzt mehrere, daß solche Herrn sich auf den Dreyfuß setzen, nicht nur wider Willen des Gottes, sondern auch zur Langweile der Menschen) hat unter jenem Namen Bruchstücke aus den bis jetzt erschienenen Uebersetzungen von Byron's und Walter Scott's Werken, nebst Notizen über den Karakter dieser Dichter (letztere fast wörtlich aus Adrian's Versuch über Byron's Leben in B's Erzählungen, und aus Storl's Vorrede zu seinem Fräulein vom See) abgeschrieben. Die gegebenen Uebersetzungen sind mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, von Th. Hell, Caroline Pichler, Adrian, Storl, Henriette Schubart, A. vom Nordtern und A. Wagner. Wäre die Auswahl aus den Uebersetzungen der genannten Dichter geschmackvoll, geistreich, so ließe sich das wohlfeile Büchlein denen empfehlen, welche die vollständigen Uebersetzungen nicht kaufen mögen oder nicht kaufen können: allein z. B. auch das Beste aus Adolph Wagners Uebertragung von B's Manfred ist nicht geeignet, dem Leser ein Bild Byron'scher Poesie zu geben, oder dem Dichter Freunde zu gewinnen: Storl's Uebersetzungen stehen, den Karakter und die Anmuth der Scott'schen Gemälde betreffend, noch unendlich weit hinter dem Originale, und Henriette Schubart hat in ihren Balladen den Ton der lieben, kräftigen, alten Lieder ganz und gar verfehlt. — S. 152. wird eine Uebersetzung von Byron's Gefangenem von Chillon gegeben: ist es ein Versehen, oder ein Kunstgriff, daß der Name des Ueber-

Digitized by Google

scheers nicht genannt ist? Derselbe ist Wyß d. j. und die Uebersetzung steht in den Alpenrosen für 1819. Caique anum.

Der Herausgeber droht mit einem zweyten Bande: da dessen Erscheinen aber von dem Beyfall abhangen soll, den dieser erste findet, so können wir fast beruhigt seyn, daß der Corsar sich, wenigstens mit dieser Flagge, nicht mehr auf dem deutschen Büchermeere zeigen werde.

Länderkunde.

La Suisse ou tableau historique, pittoresque et moral des Cantons helvetiques, mœurs, usages, costumes, curiosités naturelles, etc. Par Depping, membre de plusieurs sociétés littéraires. Avec 16 gravures de costumes, paysages, etc. Quatre Tomes. Paris, à la libr. d'Alex. Eymery. 1822. Zusammen 790 Seiten in 12.

Diese Beschreibung des Schweizerlandes ist von einem Deutschen für Franzosen geschrieben. Hr. Depping hat dazu die besten und neusten, gutentheils deutsche Quellen benutzt. Norrmann's und Ebel's Werke sind vielfältig zu Rathe gezogen, manches ist aus den Reihenfolgen des helvetischen Almanachs und der Bridelschen Etrennes helvetiques gezogen; Ukert's Handbuch des schweizerischen Staatsrechts ist dem politischen Theile zum Grunde gelegt; auch kleine Schriften, Reisebeschreibungen, Tagblätter sind nicht unbeachtet geblieben; aber diese Materialien wurden zu flüchtigen Abrissen und Gemälden verarbeitet, wie man sie in Frankreich gerne lesen mag. Der Zweck war, von dem wirklichen Zustande der Schweiz eine vollständige Uebersicht für französische Leser zu liefern, und dieser ist durch gute Anordnung und anziehende Schreibart erfüllt. Neues dürfen deutsche Leser in dem Buche nicht suchen, und wem es um gründliche Berichte zu thun ist, der wird sich an die Quellen halten, denen hier einzig nur Bruchstücke entnohen wurden; historische, topographische, statistische, politische und Sittengemälde, selbst die Ausstattung des Buches, wir meinen die sechzehn Kupfer desselben, sind ohne Ausnahme den helvetischen Almanachs abgeborgt und ziemlich schlechte Copien ungleich besserer Originale.

Das Land, welches er beschreibt, hat Hr. Depping zum Theil wenigstens, auch selbst bereist; er legt eine gewisse, doch gar nicht enthusiastische und noch weniger affectirte Vorliebe für dasselbe zu Tag, die auf der Bewunderung seiner Naturschönheiten und auf der Achtung des National-Charakters der Schweizer beruht; dieß hindert ihn nicht, viele Gebrechen des Landes, wirkliche oder angebliche, freymüthig zu tadeln, und Rückschritte wie Vorschritte mit Unbefangenheit anzudeuten. Die Ordnung des Buches ist diese, daß nach einer Einleitung (auf 50 Seiten) worin von der Schweiz im Allgemeinen gehandelt wird, die XXII Kantone der Reihe nach einzeln aufgezählt und, je nach ihrer Größe und Bedeutsamkeit, in mehr oder minder ausführlichen Darstellungen geschildert werden.

Wir gehen nun zu einigen Einzelnheiten über. Der fremde Kriegsdienst der Schweizer wird als eine entehrende und beklagenswerthe Nationalsitte bezeichnet, obgleich der erprobten Treue und Tapferkeit ihrer Lohntruppen Gerechtigkeit wiederfährt. Ein Ergebniß vieler Jahrhunderte konnte die Sitte nicht auf einmal verschwinden; sie befindet sich jedoch in fortschreitender Abnahme und in wenigen Jahren dürfte sie völlig erloschen. Wo vom Arbeitsfleiß und Handelsverkehr der Schweizer die Rede ist, drückt sich Hr. Depping also aus: „Die Schweizer sind ein gewerbfleißiges Volk. Sie haben sich auf mehrere Industriezweige gelegt, deren Ertrag aber für reichere Länder bestimmt ist, als Helvetien; denn mit ihren Waaren und Natur- oder landwirthschaftlichen Produkten kauft die Schweiz, was ihr mangelt. Seitdem der Handels-Egoismus alle europäischen Völker befallen hat, finden die Schweizer alle Mauthen geschlossen, wohin sie sich auch wenden mögen, obschon sie selbst den Grundsätzen des freyen Handelsverkehrs treu geblieben sind. Vortheilhaft bringen sie ihre Soldaten noch an; aber die fremden Mauthen wollen entweder ihre Käse, Uhren, Mousseline, Seidenzeuge u. s. w. nicht durchlassen, oder erschweren die Ausfuhr durch hohe Eingangsgebühren. Die diplomatischen Kabinette bezeugen stets in schönen Erklärungen den warmen Antheil, den sie an dem Wohlstand des schweizerischen Freystaats nehmen; aber Thatsache ist es, daß sie durch die Schwierigkeiten, die sie seiner Ausfuhr entgegen stellen, seinen Gewerbfleiß lähmen; daraus entsteht ein Stillstand im Handel und Industrie, der im Innern der Schweiz viel Armuth verursacht." In den Staatsverfassungen der Schweizerkantone sind es vorzugsweise die Wahlgesetze für die Stellvertreter in den souverainen Räthen, welche des Verfassers Unwillen rege machen und ihn zu nicht unbegründetem wenn auch mitunter etwas übertriebenem, vielfachem Tadel reizen. Gewiß ist, daß in den größeren Kantonen dasjenige Gleichgewicht in der Stellvertretung der Bestandtheile des Gebiets sowohl als auch der politischen Meynungen und verschiedentlichen Interessen, welches durch die Wahlformen der Mediationsverfassungen (in den Jahren 1803 bis 1814), gutentheils erzielt und gesichert war, durch die Künsteleyen und seltsamen Verwicklungen, welche zur Zeit des Wiener-Congresses (1814) in diese Wahlformen gebracht und mitunter ganz eigentlich eingeschwärzt wurden, ist verrückt und zerstört worden, so daß

Digitized by Google

allenthalben ein mehr oder weniger anstößiges und nachtheiliges Uebergewicht einzelner Elemente und Interessen, am einen Ort der aristokratischen und am andern der demokratischen sichtbar geworden ist. Die wunderliche Vereinbarung des Fürstenthums und der Republik in dem neuen Schweizerkanton Neuenburg veranlaßt Erörterungen, die für den Ton des übrigen Buches beynahe zu ernst werden. Hier ist es nicht nur die, allen Gemüthsarten des Systems der Stellvertretung widerstreitende Wahlform, welche getadelt wird. „Eine gar viel schlimmere Einrichtung noch (sagt Hr. Depping) findet sich im Zustigwesen dieses kleinen Staates. Dem Staatsrathe ist die Instruktion der Kriminal-Processe überlassen, und die Kastellane oder Gerichtshalter sind mit der Vertheidigung der Angeklagten beauftragt. Ich meyne, in der Türkey selbst könne nicht schlimmer für den Schutz der Beklagten gesorgt seyn. Doch herrscht überhaupt noch so viele Sittlichkeit im Lande, daß man nur selten über eine so fehlerhafte Gesetzgebung zu klagen Anlaß hat." Wenn der Verf. sich übrigens wundert, wie man im Kanton Neuenburg an einem Orte Bürger seyn könne, wo man nicht wohnt, wie man selbst auch mehrere Bürgerrechte zugleich besitzen könne, und wenn er hierin eine nochmalige Eigenthümlichkeit dieses Ländchens zu finden glaubt, so ist er in völligem Irrthum, und zeigt eine gänzliche Unkenntniß der Verhältnisse der Bürgerrechte (bourgeoisies) in der Schweiz, die mit der Theilnahme an Gemeindeeigenthum wie mit der Pflicht des Armenunterhalts enge verbunden sind; denn was er von Neuenburg meldet, das findet in den übrigen Kantonen auch statt. Das Grabeau *) (Besugniß zur Ausmerzung von Regierungsgliedern) des Sechszehner-Collegiums in Bern, ist als ein gegen freysinnige Männer gerichteter Ostracism geschildert, und die Verfassung von Freyburg wird eben so wenig geschont. Was den Irrthum veranlassen konnte, dem nach Hr. Depping meldet, das bekannte Relief der innern Schweiz vom General Pfyffer in Luzern, befinde sich itzt im dortigen Kapuziner-Kloster, können wir nicht errathen.

*) Wenn ich recht lese — grabeau —; so ist das eine recht artige Wortform. Grabeau heißt, en terme d'Epiciers-Droguistes, soviel als eribluro, Spreu, waggefeierter Stand und Unrath. M.

Stirn.

„Der Herausgeber des Conversationsblattes spricht in „einer Beylage vom 7. Mai auf der 6ten Spalte den „Wunsch aus: daß die Directionen (?) oder die „Redactionen der öffentlichen Blätter wachsamer gegen die Leidenschaften seyn möchten. „Unbegreiflich ist es ihm, wie in anderer Hinsicht ehrenwerthe oder sonst so betrachtete (!) „Personen, welche Eigenthümer (sic) solcher „Blätter sind, sich dazu hingeben und ihre eigene persönliche Ehre dabey prostituiren können. (sic) Er verbeißt demnächst einen Beweis, daß „auch das Institut der Allgemeinen Zeitung, „welches einige ihn betreffende Artikel von der Ehe aufgenommen, den gehässigsten Privatleidenschaften und niedrigsten Verfolgungen geöffnet „sey. Man muß gestehen, daß diese Strafpredigt etwas „ganz besonders Erschütterndes und Zerknirschendes hat in „dem Munde vom Eigenthümer des Hermes-Pischepempes, in dem Munde vom Herausgeber und resp. Verfasser mehrerer, wegen pasquillartiger Persönlichkeiten „confiscirter Schriften z. B. des Hempel'schen Taschenbuchs „ohne Titel, der Müllneriana, des Apollo der Leuteopfräder *) u. s. f. in dem Munde eines Mannes endlich, „welcher wegen druckschriftlicher Injurien gerichtlich bestraft „und zu öffentlicher Abbitte verurtheilt worden ist." (Fatum! Fata libelli!) „Ich würde wünschen, daß Sie „auf diesen charakteristischen Zug im Lit. Bl. aufmerksam „machten, wenn ich nicht besorgen müßte, daß es den angefochtenen Eigenthümer der Allg. Zeit. verletzen „konnte."

Das wollen wir gleich sehen. Ich dispensire denselben für diesen Fall von der Bedingung unseres Vertrags, nichts zu streichen, und wette darauf, daß er nicht streicht, weil er weiß, daß der Eigenthümer eines Hauses nicht das Haus, und er selbst weder die Allgemeine Zeitung noch das Lit. Bl. ist. M.

*) Dieser ist meines Wissens nirgends confiscirt, und wär' er es irgendwo, so wär' es unrecht. Diese kleine Schrift (des Herrn Prof. Krug) enthält eine anständige Satyre gegen mich (s. Lit. Bl. 1820. No. 47.), welche mich nicht verletzt, und meine Achtung für den Verf. vermehrt hat. M.

Druckfehler.

In der Anz. der Gesellsch. d. engl. Part. Nr. 37. S. 147. Sp. 1. Z. 21. steht irrig: Parlorbesitzern, für: — pter.

In der Anz. des Mann. Handb. Nr. 38. Sp. 1. Z. 15. v. u. l. oder sein Setzer, st. und s. S. Ebendas. S. 151. Sp. 2. Z. 25. v. o. steht ganz sinnstörend tränzenden st. kreuzenden. Z. 19. v. u. steht der st. Eben das selbst S. 152. Sp. 1. Z. 7. v. o. steht ganz unverständlich: S. Z. B., statt: So z. B.

In dem Aufsatze: Bauman'n. Nr. 38. heißt es in dem angeführten Verse von Fenimore ganz sinnlos: „man (l. man ch) giftiges Fluchwort ringt."

In der Anz. der Gesellsch. Nr. 41. S. 163. Sp. 1. Z. 12. v. u. l. Erdenmacht, st. Erdenmacht. Ebend. S. 164. Z. 19. v. o. ist wieder könt ait Ein Wort zu lesen. Ebendas. S. 162. Sp. 2. Z. 17. v. o. l. so giebt ihm das, st. und das giebt ihm. (Ein bessern Fehler ist der Setzer unschuldig, er steht im Mspt.)

In d. Anz. v. Kind's Geb. N. 42. Sp. 2. Z. 12. v. u. fehlt ein Comma nach Künstlern. Z. 10. v. u. l. Gedankenfülle st. Gedanken fülle. Ebend. S. 167. Sp. 1. Z. 9. v. o. lies der — st. den Legenden. Ebend. in der Anz. der Petite Biblioth. S. 168. Sp. 2. Z. 12. v. o. l. sind kaum, st. kaum.

Digitized by Google

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 6. Juli 1822.

Biographie.

Leben Johann Georg Jacobi's. Von einem seiner Freunde. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1822. 178 S. 8.

Wenn der Kranz der Ehren, welchen hier eine edle und freundliche Hand dem Andenken des liebenswürdigen Dichters geflochten hat, eine Lobrede heißen kann, so hat sie damit nichts desto minder auch jeder Forderung Genüge geleistet, die an den Biographen gestellt werden mag. Sie hat in treuem Bilde den Charakter des trefflichen Mannes in seiner Entstehung, allmäligen Ausbildung und in der vollendeten Entwicklung gezeichnet; sie hat nur wissenswerthe und anziehende Einzelnheiten von den Schicksalen und Verhältnissen seines Lebens gemeldet, und in den untermischten Betrachtungen so wie in der würdigen Haltung der ganzen Schrift, hat sich nicht allein der treue Freund, sondern auch der verwandte Geist, und der gelehrte Altersgenosse des Gefeierten zu Tage gelegt; so daß nicht unterscheiden, sondern treffend und wahr, am Schlusse des kurzen Vorwortes die Hoffnung des Verfassers sich aussprechen mochte: „Es solle dieses kleine historische Gemälde den Freunden des Verewigten angenehm, und den vielen Schülern, die er bildete, ein bleibendes Erinnerungsmahl ihres ehrwürdigen Lehrers seyn, so wie die Hypomnemata oder Denkwürdigkeiten des Sokrates, aufgezeichnet von Xenophon, den Schülern dieses weisen Meisters zum Vorbilde für ihr moralisches, bürgerliches und literarisches Leben einst gedient hatten.“

Im Eingange wird von der Familie und von denjenigen ihrer Glieder zumal, welche auf Geist und Bildung Johann Georg Jacobi's bedeutenden Einfluß hatten, das Erforderliche erzählt; von seiner Kinderzeit, und von den Jugendjahren bis zum Aufenthalte in Göttingen waren erwünschte Nachrichten, von ihm selbst aufgezeigt, unter seinem Nachlasse vorhanden. Dem beengten und unfreywilligen Verhältnisse in Halle mit Klop ward Jacobi eben so bald als erwünscht durch Gleim entrückt. „Bald bildete sich in Halberstadt eine wahre Schule der Humanität unter Gleim's Einfluß und Mitwirkung, in welcher unendlich vieles Gute zur Kultur der schönen Wissenschaften und Veredlung der Sprache vorbereitet und gethan wurde. Nach und nach fanden sich neben Jacobi dort zusammen Michaelis, Clamer Schmidt, Jähns, Saugershausen, Benzler u. s. f. Es war ein Verein der besten hoffnungsvollsten jungen Geister, die sich dem Dienste der Musen zur Beförderung des Guten und des Schönen gewidmet hatten.“ Die akademische Lehrstelle in Freyburg erweiterte sprterhin Jacobi's rühmlichen Wirkungskreis. Mit umfassender Sachkenntniß, mit Scharfsinn und Gründlichkeit hat der Biographe den damaligen Zustand dieser Hochschule, und was Jacobi in Verbindung mit andern vorzüglichen Männern dort leistete, geschildert. Von jenem heißt es u. a.: „Seit dem Jahr 1623, wo die Jesuiten zum erstenmal in Freyburg eingeführt wurden, hatten sich dieselben nicht nur der untern Gymnasialklassen, sondern auch der philosophischen und theologischen Lehrstühle ausschließend bemächtigt, und sie dis zu ihrer Austreibung im J. 1773 behauptet. Sie hatten über alle Geister eine weitgreifende Herrschaft befestigt; denn aus ihren Schulen und aus ihren Lehrbüchern gieng die Elementarbildung des Volkes aus, und mit ihr die höhere wissenschaftliche, die moralische und religiöse in alle Stände, weil man damals keine Auswahl hatte, anderswo, als bey ihnen, pädagogischen Unterricht zu nehmen.“ Und von Jacobi's Wirken wird neben anderem gemeldet: „Nach einem kurzen Zeitraum erwarb er sich durch seine Lehre in den schönen Wissenschaften, und durch das neu belebte Studium der alten Klassiker bleibende Verdienste. Außer den theoretischen Vorträgen hatte er ein besonderes praktisches Collegium errichtet, in welchem die Talente vieler fähigen Jünglinge aus allen Fakultäten in Hinsicht auf Reinheit der Sprache und Richtigkeit des Gefühls für das Schöne und Wahre entfaltet und ausgebildet wurden. Eben so unverkennbar war es auch, daß Jacobi auf die Gesammtheit der akademischen Zuhörer nicht allein wissenschaftlich vortheilhaft, sondern auch zur Verschönerung ihrer Lebensweise und ihrer Sitten mit Glück gewirkt habe. Da wo er das menschliche Herz ansprach mit seiner milden wohlwollenden Beredsamkeit, da sprach sich jene mitis sapientia Lmli aus,

Digitized by Google

und nie schied er von seinem Lehrstuhle, ohne den vortheilhaftesten Eindruck auf die Gemüther gemacht zu haben." Ein rührender Beweis hiefür ist das hier erzählte Anekdoton von seiner letzten akademischen Vorlesung und die Schlussrede an seine Zuhörer. In horazischem Geist und Maasse werden die köstlichen Herbstferien geschildert, welche der alternde Dichter, so lange Schlosser lebte, in Emmendingen, in spätern Jahren bey von Ittner'n (seinem wirklichen Biographen) in Heitersheim gefeyert hat. Seine Gedichte theilen sich nach zwey Zeiträumen, deren erster die Gesänge der Jugendjahre, der zweyte die des vollendeten Mannes begreift. Jene sind durch veränderte Zeiten und Geschmack meist ausser Curs gesetzt; vielleicht nicht auf immer (meint der Biograph), „denn gewiß ist, daß in den letzten Decaden des verflossenen, und in den jüngsten des laufenden Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der Welt näher auf Streite über Politik und auf Waffengetümmel gelenkt ward; es bedurfte der Weckung grosser Leidenschaften zu Kämpfen, welche für Freyheit, Heerd und Altar geführt wurden; die sanfteren Empfindungen mußten zurücktreten, die griechisch-idealische Welt der Dichter verschwand, man schöpfte das Hochgefühl des Muthes nicht aus den Sängern der Liebe, die das Herz nur weich machten, wohl aber stählte man es an den unsterblichen Schriften des Plutarchs, des Xenophon, des Thucydides und der erhabenen griechischen Tragiker, welche die männliche Kraft zur Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung entflammten. So war der Gang des menschlichen Geistes! Daher wird man mit dem holden Frieden doch auch wohl zu sanftern Gefühlen zurückkehren." Von dem gesammten Dichterleben Jacobi's aber wird das schöne Zeugniß abgelegt: „Entsprossen in einem durch Moral und Religion gebildeten Volke hatte er das Eigenthümliche, daß er von seiner schönen Jugend an, bis zu seinem ehrwürdigen Greisenalter die Poesie nicht wie eine profane Kunst, sondern wie einen heiligen Beruf, wie ein aufgetragenes Werk betrieb, und seine edle Sprache nur zur Beförderung des Schönen, Guten, das die Griechen mit Kalokagathie bezeichneten, verwendete. In seinem Innern hatte sich eine eigne Welt gebildet, und er führte in dieselbe gute Menschen, die ihn verstanden, zum Mitgenusse ein. Er war Dichter und belebender Nationalsänger, wollte auch nichts anders seyn. Selbst das bürgerliche Amt, welches er in der zweyten Hälfte seines Lebens noch übernahm, würde er nie angenommen haben, hätte es ihm andere Pflichten auferlegt, denn die er selbst so gern als edler Menschenfreund und Verkündiger schöner Lebensweisheit ausübte."

Periodische Literatur.

Der Apologet des Katholicismus. Eine Zeitschrift zur Berichtigung mannigfaltiger Entstellungen des Katholicismus. Für Freunde der Wahrheit und der Bruderliebe, herausg. von Dr. Gratz, Prof. an der kath. theol. Facultät der Univ. zu Bonn. Viertes Heft. Mainz bey Kupferberg 1822. 125 S. gr. 8. (12 gGr.)

Viele Leser unseres Lit. Bl. haben gewiß mit großer Theilnahme die Wunderheilungen des Fürsten von Hohenlohe und die Behauptungen des Hrn. v. Haller, zu der Verheimlichung seines Uebertrittes zu dem kath. Bekenntnisse von der vorgesetzten geistlichen Behörde ermächtigt zu seyn, als Zeichen der Zeit beachtet, und sich über diese Erscheinungen ein festes und gründliches Urtheil zu bilden gesucht. Um so willkommener wird es ihnen seyn, darüber auch die Stimme eines Mannes aus der kath. Kirche selbst zu vernehmen, der durch seine gründliche Gelehrsamkeit eben sowohl, als durch seine Wahrheitsliebe rühmlich bekannt ist. Darum werde dieser Apologet, an dem nur das auszusetzen ist, daß er auch in das Gebiet einer bittern Polemik überschweift, in seinem vierten Hefte hier angezeigt, da dessen Inhalt das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt.

Zuerst theilt Hr. Dr. G. in 8 Briefen (S. 3 — 34), welche auch mit einem besondern Titel in den Buchhandel gekommen sind, seine Ansichten über „Hohenlohes Heilungen" mit, an deren Spitze das Motto steht: Prüfet die Geister! In dem Vorworte werden die Grundsätze angegeben, die Hr. Gr. bey seiner Prüfung dieses Geistes geleitet haben: „Dem Vf. ist das Heilige gewiß heilig; aber daß man das Heilige zum Spektakel mache, „mag er nicht wohl leiden, indem er glaubt, daß hinter „religiösen Spektakeln das, was der Menschheit erspriesslich ist und ihr noth thut, sich nicht finde. Das wahre „Gute ist helle, mild und stille, sonst wäre es das Gött„liche nicht. Zugleich ist der Vf. überzeugt, daß nichts „dem öffentlichen Wohl nachtheiliger werden könne, als „der Mißbrauch des Heiligen. Die Religion in den Händen der Schwärmer (Ref. muß noch hinzusetzen: der Po„litiker, die sie zu Erreichung ihrer eigennützigen Absich„ten mit kalter Berechnung mißbrauchen) wird eine Brand„fackel und ein Mordschwerdt. Uebrigens kann der Vf. „ehrlich und redlich versichern, daß ihn gewiß kein Vorur„theil leitete, aber wohl nähere Erfahrung, die er „sich als einstiger akadem. Lehrer des Fürsten in Ellwangen „(im J. 1814 — 1815) verschaf (sic.)" Freylich kann sich Hr. G. nicht bergen, daß manche (Ref.: die römischen Curialisten mit ihren Schmeichlern und Söldnern) diese Briefe nicht günstig aufnehmen werden; aber als gerader Mann, den auch nie ein Titel geblendet hat, sucht Hr. G. auch nicht seine Ehre, sondern die Ehre der Katholiken zu schützen vor Vorwürfen, „die man denselben „leicht machen möchte, wenn man durch Stillschweigen

Digitized by Google

„Mißbräuche zu billigen scheint.“ Zuletzt führt Hr. S. noch als Beweis der Ruhe, mit welcher er geprüft und geschrieben habe, den Umstand an, daß er das Individuelle des Fürsten nicht näher berührt habe, obwohl er es gewiß näher, als manche Andere kenne. Der erste Brief setzt aus einander, wie nothwendig bey vorgeblichen Wunderheilungen die Ausmittelung des wahren und vollständigen Thatbestandes sey, weil die Natur oft unbemerkt an der schnell eintretenden Herstellung des normalen Gesundheitszustandes gearbeitet habe, große Anstrengungen oft schnell heilen, und chronische Krankheiten zu ihrer Zeit augenblicklich verschwinden. Bey der Wundersucht so vieler Menschen werde sowohl der Krankheitszustand als die Heilung übertrieben. Zu dieser Behauptung giebt Hr. S. einen Beleg aus seiner eigenen Erfahrung. Ein kath. Geistlicher, der vom Schlage getroffen war, und ein Fell auf dem rechten Auge hatte, rühmte, durch Mark. Michel's Gebet geheilt zu seyn. Als der Hr. Vf. sich selbst nach dem Gesundheitszustande erkundigte, so sagte der Geistliche: „ja er meyne (ipsissima verba), daß er „auf dem linken Fuße besser stehen könne, „und meyne, daß er etwas besser sehe; das „Fell sey aber noch auf dem Auge, und werde „wohl so bleiben.“ Der zweyte Brief giebt zu, daß der Fürst von H. einige Kranke ganz, andere halb geheilt habe, führt aber aus seiner Erfahrung auch wiedee Beyspiele von solchen an, die nach der Heilung kränker wurden oder gar gestorben sind. Daraus, daß Gott nicht bald heile oder gar durch Heilung tödte, wird die Folge gezogen, daß die Heilungen des Fürsten nicht als Wunder angesehen werden können, sondern auf physischem Wege bewirkt worden sind. „Schon der Ruf eines Wunderthäters wirkt. Auch möchte selbst der Fürstentitel des Wundermannes nicht ohne Einfluß seyn. Man sieht ja nur „zu deutlich, daß sogar gelehrte Berichterstatter in etwas „von diesem Titel geblendet waren: was kann man vom „Pöbel erwarten, dem schon das prangende Ritterkreuz „imponirt?“ Der dritte Brief beweiset, daß der Erhörung des Gebets bey den Wunderkuren keine Mitwirkung eingeräumt werden könne, da der Glaube an Gebetserhörung, so ächt menschlich und christlich er auch ist, den natürlichen Gang der Dinge nicht ausschließt, und es daher schwer ist, bestimmt nachzuweisen, daß die Befreyung von einer Krankheit unmittelbare Folge des Gebetes ist. „Der Glaube, „heißt es S. 17, an eine stattgefundene Gebetserhörung „kann blos die stille Sache der subjektiven Ueberzeugung „seyn. Daher mißfallen mir die Miraikeltrompeter, die „eine reine Sache des Herzens zum öffentlichen Schauspiele „machen a). Je geneigter viele waren, den Fürsten einen Wundermann zu nennen, um so zweckmäßiger wird im vierten und fünften Briefe an das Schwankende in dem Begriffe eines Wunders erinnert, und aus der Geschichte dargethan, daß solche Heilungen weder neu noch selten sind. „Wozu also der Lärm, als wenn sich das Unerhörteste zugetragen hätte? Wer hier stark posaunt und „posaunen lassen will, der verräth entweder Unkenntniß „der christlichen Kirchengeschichte oder eitle Absichten.“ P. Gaßner leistete vor 30 Jahren eben das, was in unsern Tagen der Fürst von H. leistet, und mehr, als dieser je leisten wird, weil er sich mehrerer und stärkerer Aufreizungsarten bediente und zuverlässig, obwohl unwissend, durch den Magnetismus wirkte. Zu allen Zeiten kann man auch, besonders von Wallfahrtsorten her, an welchen bey vielen die religiöse Exaltation auf das höchste gesteigert wird, von wunderbaren Heilungen hören, und man würde die Wahrheit lästern, wenn man alle diese Erzählungen für baare Lügen oder bloße Täuschungen halten wollte. Um gegen andere nicht ungerecht zu seyn, muß man sogar zugestehen, daß unter Protestanten, selbst unter Heyden, dergleichen Heilungen durch religiöse Exaltationen nicht unerhört sind. Der sechste Brief hebt nun das Schauspielerische in der Handlungsweise des Fürsten H. noch besonders hervor. Die Cebarmungen Gottes können kein Jahrmarkt seyn; daher muß es mißfallen, daß die Heilungen auf öffentlichen Plätzen und unter großem Zulaufe unternommen wurden. Eben so anstößig ist das Eilen von einem Kranken zu dem andern und die bestimmte Zusicherung: Geh, dein Glaube hat dir geholfen! Dadurch nimmt das Ganze das Ansehen von Zauberformeln an, die man nur in der Eile daher sprechen darf, um jedem Hülfe zu gewähren; allein die Gebetserhörungen unterliegen nach der Lehre der Schrift und der Kirche gewissen Bedingungen, und der Fürst bedürfte einer höhern Erleuchtung, um zu wissen, ob jeder Kranke den erforderlichen Glauben habe. „So heilig mir, fährt Hr. S. fort „S. 27, die Gebetserhörung im Jesu Christi willen ist, „und so fest ich glaube, daß schon so manches fromme Gebet eines Kranken erhört wurde: so scheint mir doch die „Formalität des Fürsten H. eine Entheiligung, eine „Prahlerey. In unsrer Kirche hat man noch nie die „Gebetserhörung auf diese Weise behandelt. Man hat „immer für andere gebetet; aber keinem ist eingefallen, „die Erhörung sogleich auszusprechen, sondern man hat „in frommer Demuth erwartet, ob das Gebet nach der „göttlichen Weisheit wohl werde erhört werden.“ Nachdem Hr. S. so weit geschrieben hatte, erhielt er die Erklärung des Fürsten aus Brückenau, über welche sich der siebente Brief sehr frey erklärt. „Bisher hatte ich blos „die Ansicht, daß der Fürst die gute Sache etwas schwärmerisch und nicht heilig und zart genug behandle. Aus der „Erklärung geht aber hervor, daß er die gute Sache zur „Herabwürdigung seiner Zeitgenossen und zur Anfachung

a) Mir auch. M.

Digitized by Google

„des Fanatismus benutzt. Zugleich blickt durch den „durchsichtigen Mantel der Demuth ein beiliger Stolz hervor, der die eigene Person „zum Orakel der Zeit zu erheben sucht. Auf „diese Weise nimmt die Sache eine Wendung, die jeder „vernünftige Katholik mit mir bedauern wird, und zwar „um so mehr, als man nur gar zu gern jeden Fehltritt „eines Katholiken der ganzen Kirchengesellschaft anrechnet. Ich kann nicht bergen, daß ich unvermeidliche Gefahren voraus sehe, wenn H. oder andere den in dieser Erklärung bezeichneten Weg verfolgen sollten.“ Der Fanatiker kennt das wahre gläubige Leben nicht, und ist eben so wenig im Stande, dasselbe zu befördern; gleich wohl brandmarket er Alles als Unglauben, was nicht seines Sinnes ist. Auch ist es stark, wenn ein Mann von 29 Jahren aufsteht, und alle seine Zeitgenossen der Verdorbenheit beschuldigt. „Das kann nur ein hämischer „Bußprediger thun, der sich auf den Altar „stellen will,“ und nicht weiß, daß die Menschen zu allen Zeiten die nämlichen waren, nur etwa in andern Formen. Aber selbst dadurch, daß unsere Zeitgenossen die jugendlichen Schwachheiten des Fürsten nicht ausposaunen und dem Publikum vergrößert darstellen, geben sie einen offenbaren Beweis, daß sie nicht ganz verderbt sind. Wenn die Erklärung des Fürsten, daß er selbst ein schwacher, sündhafter und der Gnade Gottes unwürdiger Mensch ist, „nicht die Sprache der duckischen Demuth ist, so gehört er ja selbst unter die Kinder des Sittenverderbnisses, und hätte dann nicht den Stein gegen seine „Mitmenschen aufheben sollen.“ Uebrigens tadelt Hr. S. noch in diesem Briefe an der oben erwähnten Erklärung, daß im fünften Punkte derselben etwas Proselytenmacherey durchschimmere, und an dem Bildnisse des Fürsten, dessen Auge die passende Stellung habe, daß es das Ordenszeichen auf der Brust darstelle. Hr. S. findet es eben so unschicklich, als wenn einige Bischöffe mit dem Kommandeurkreuze am Halse pontificiren. Da endlich der Fürst wiederholt versichert, keinen irdischen Lohn, keinen Beyfall, kein Lob der Menschen zu suchen: so will Hr. S. ehrlich glauben, „daß das jugendliche Streben „des F. v. H. nach einer Bischoffsstelle jetzt erloschen ist.“ Zuletzt wird im achten Briefe noch gerügt, daß der Fürst, mit Umgehung des vorgesetzten Bischoffs, Ordinariats, seine Sache unmittelbar nach Rom vor das Kirchenoberhaupt gebracht hat, und die Weisung von daher wegen ihrer Umsicht gerühmt. Eine auch jetzt noch sehr lesenswerthe Beylage dieser Briefe sind die Hirtenbriefe, welche die Erzbischöffe von Prag und Salzburg gegen Gassner zu seiner Zeit erlassen haben. Jener wird im Auszuge, dieser vollständig mitgetheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Columbus.

„Der Herr D. Friedrich Pustkuchen, welcher ein Ideal „der Staats-Oekonomie (Schleswig 1821.) herausgegeben hat, wird im lit. Conv. Blatte Nr. 109 spottweise ein neuer Columbus genannt, und sein Recensent „stellt zu seiner Widerlegung, unter andern, wörtlich den „folgenden Satz auf:

„Ein Capitalist, der 100,000 Thaler im Vermögen „besäße, und jährlich 10 Procent davon verzehre, würde, wenn er auch 5 Procent Zinsen von seinem Capitale zöge, dasselbe in 20 Jahren, und, wenn er „keine Zinsen zöge, in 10 Jahren gänzlich verlieren.

„Diese Behauptung scheint mir ein ganz artiges „Specimen von der Arithmetik des Recensenten. Was „meinen Sie?“

Ich meine: Wer jährlich nur den zehnten Theil (10 Procent) von seinem jedesmaligen Vermögen verliert, der kann sein Vermögen niemals ganz verlieren, weil ihm nach dem Verlust von Einem Zehntheil allezeit noch neun Zehntheile übrig bleiben müssen. Besitzt er aber heute 100 Thaler, und muß er davon in jedem Jahre 10 Thaler abgeben; so ist er damit in 10 Jahren fertig. Denn hat er jedoch nicht jährlich 10 Procent von seinem jedesmaligen Vermögen, sondern den zehnten Theil desjenigen Vermögens abgegeben, welches er im ersten Jahre besaß; er hat im letzten Jahre von seinem wirklichen Vermögen nicht 10 Procent, sondern 10 Prodecem (100 Procent) verloren, und wer das verliert, behält allemal nichts. Mathematisch zu reden, liegt der Unterschied beyder Fälle darin, daß im ersten das Vermögen in geometrischer — im zweyten aber in arithmetischer Progression vermindert wird. Eine absteigende geometrische Progression kann aber niemals bis auf Null kommen, eine arithmetische muß dahin kommen, sobald sie so viel Glieder bekommt, als wie vielmal ihre Differenz in dem Werthe des ersten Gliedes liegt. Man schreibe von einer Linie die Hälfte ab, und so immer fort; niemals wird man auf gar nichts kommen; denn so lange noch eine Hälfte weggeschnitten werden kann, muß auch eine übrig bleiben. Aber man schneide von einer noch so langen Linie jedesmal einen Zoll ab; so ist man am Ende damit, wenn man so viel Zoll weggeschnitten hat, als sie enthielt. Quod erat demonstrandum. Herrn D. Pustkuchens Conversationsrecension hat es vielleicht seinem Sache nur an der Deutlichkeit des Ausdrucks fehlen lassen. Die Anwendung, die er davon gemacht, wird darüber leicht Auskunft geben.

M.

Digitized by Google

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 9. Juli 1822.

Periodische Literatur.

Der Apologet des Katholicismus. Eine Zeitschrift zur Berichtigung mannigfaltiger Entstellungen des Katholicismus. Für Freunde der Wahrheit und der Bruderliebe, herausg. von Dr. Gratz, Prof. an der kath. theol. Facultät der Univ. zu Bonn. Viertes Heft. Mainz bey Kupferberg 1822. 125 S. gr. 8. (12 gGr.)

(Beschluß.)

Mit eben der freymüthigen Wahrheitsliebe, als die Briefe über den Fürsten H., ist der Aufsatz: über Hr. v. Haller's Religions-Simulation (S. 51 — 66) abgefaßt. Ref. hat schon bey der Anzeige des Haller'schen Briefes in dem Lit. Bl. des v. J. (Nr. 85) auf das Entehrende aufmerksam gemacht, das in dem Benehmen dieses Neubekehrten für ihn selbst und für seine neue Kirche liege, und freuet sich deßhalb um so mehr, daß ein Mann, wie Hr. D G., sein Urtheil über jenes Benehmen öffentlich ausspricht. Es ist zweyerley, was der Hr. Vf. an dem Bestreben des Hrn. v. H., seine Religionsveränderung zu verbergen und noch länger verbergen zu wollen, rügt, nämlich dieses Bestreben selbst, und der absichtlich bewirkte Schein, als sey er dazu durch bischöfliche Dispensation berechtigt worden. In Hinsicht auf das erstere erinnert Hr. G., daß selbst die laxesten Casuisten es nicht billigen, daß ein zur kath. Kirche Uebergetretener bis an sein Sterbebette äußerlich in der protest. Kirche bleibe, und es nicht nur von Mangel an christlicher Resignation, sondern auch von einer kleinlichen Gesinnung zeuge, daß Hr. von H. bey Ausführung dessen, wozu er sich im Gewissen verbunden glaubte, so verborgen und heimlich gehandelt hat, als hätte er eine Schandthat begangen; er findet es auffallend, daß Hr. v. H., da er zu seinem großen Leidwesen entdeckt ist, so groß von sich spricht, als wenn sein Beyspiel eine große Menge nach sich ziehen werde. „Die Katholiken, „setzt er hinzu, müßten es wahrhaft bedauern, wenn sie „lauter solche feige Candidaten bekämen, die bis an ihr „Lebensende den kath. Glauben nicht öffentlich bekennen „wollten. Wozu *) solche verborgene Mitglieder? Wir wollen nichts Heimliches. Alles Heimliche zeigt keine gute „Sache an. Wer den Muth nicht hat, sich öffentlich zu „uns zu bekennen, der ist unsrer nicht werth. Die ehrliche Sache unsrer Kirche fordert Oeffentlichkeit." In Hinsicht auf die bischöfliche Dispensation wird bemerkt, daß Hr. v. H. sich darüber nicht deutlich ausspreche, und dadurch den Bischof von Freyburg in den öffentlichen Verdacht setze, als hätte dieser ein unmoralisches Benehmen begünstigt. Wäre dieß klar erwiesen, so würde Hr. G. dieß auch öffentlich rügen, da die Würde des Amts hier nicht zur Nachsicht auffordern kann, und jeder Kirchenangehörige in einem solchen Falle nicht nur das Recht, sondern die Obliegenheit hat, die Ehre der ganzen Kirchengesellschaft zu retten. Weil das Verfahren des Bischofs nicht erwiesen am Tage liegt, und die Nachsichtliche fordert, daß Hr. G. das Beste vermuthe; so erklärt er nur aus den Lehren und Redensarten der alten Casuisten die Aeußerung des Hrn. v. H.: der Bischof hätte ihm von der Möglichkeit einer Dispens des öffentlichen Bekenntnisses seines neuen Glaubens auf unbestimmte Zeit (pour un temps indeterminé) gesprochen. Nach jenen Casuisten ist eine äußerliche Verläugnung des Glaubens in keinem Falle erlaubt, allein die Verpflichtung, den Glauben auch durch Worte und Thaten öffentlich zu bekennen, z. B. die Messe an Sonn- und gebotenen Feyertagen zu hören, kann auf einige Zeit nachgelassen werden. Wie Hr. v. H. die vom Bischof auf unbestimmte Zeit bewilligte Dispensation vom Kirchengebote gleich auf die ganze Zeit seines Lebens ausdehnen mochte, ist nicht bekannt, so wie es unbegreiflich ist, wie derselbe glauben konnte, bis an sein Lebensende eine erlaubte Dissimulation zu unterhalten, ohne daß solche in eine unmoralische Simulation übergehen mußte. „Um seinen Katholicismus zu verbergen, mußte „doch Hr. v. H. (S. 56) zum Schein von Zeit zu Zeit die

*) Wozu? Hr. v. H. hat ja in der Angst seines Herzens offen seine edle Ansicht bekannt, unbefangene Gemüther zu berücken, und desto leichter zum Katholicismus zu locken, d. h. auf eine feine Art Proselyten zu machen.

D. Rec.

„Religionsübungen der protestantischen Kirche mitmachen, „um nicht entdeckt zu werden *). Er erklärte sich demnach „äußerlich zu einer Kirche, der er abgesagt hatte, und be„trog daher faktisch seine vorige Kirchengemeinde. Er „mußte von Zeit zu Zeit zu einem Abendmahle mit täu„schender Andacht hinzugehn, das er nach seinen neuen „Grundsätzen im Herzen verwarf. Das war ja öffentliche „Bestätigung dessen, was er als Irrthum ansah.“ Um die Behauptung zu unterstützen, daß eine Religions-Simulation, wie sie Hr. v. H. sich erlauben wollte, nach den Grundsätzen der kath. Kirche, nicht erlaubt sey, hat Hr. G. die wichtigsten hierher einschlagenden Paragraphen aus des P. Reiffenstuel Theol. moral. und des P. Busembaum medulla Theol. mor. beygefügt. Ref. hätte gewünscht, daß Hr. G. aus dem letztern Nr. 6. nicht ausgelassen hätte, weil dadurch ein feiger Neophyt wohl verleitet werden kann, seinen Uebertritt zu verbergen. Man lese selbst folgende Vorschrift: *) wirst du um den Glauben nicht gefragt, so ist es nicht unerlaubt, sondern oft auch besser, zu Gottes Ehre und des Nächsten Nutzen, den Glauben zu verbergen, als zu bekennen: als wenn du unter Ketzern steckend mehr Gutes thust, oder wenn aus dem Bekenntniß des Glaubens mehr Uebeles folgte, z. B. Verunruhigung, Tod, Exbitterung eines Tyrannen, Gefahr des Abfalls, wenn du gemartert würdest. Daher ist es gemeiniglich unbesonnen, sich unaufgefordert darzustellen.

Diesen beyden wichtigen Abhandlungen folgt noch ein Anhang. (S. 69—125) unter dem Titel: der Glaube an Bocksfüße, der das Oster-Progamm der Königsberger Universität vom Jahr 1821 mittheilt und bestreitet. Hier wird, wie schon der Titel verräth, der Apologet witzig, zuweilen auch etwas spitzig und hitzig. Jenes Programm nämlich, als dessen Vf. dem Ref. Hr. CR. Wald ist genannt worden und wahrscheinlich auch S. 91 von Hrn. G. verdeckt bezeichnet wird, hat die Aufschrift: de haeresi abjuranda quid statuat ecclesia Romano-Catholica exponitur, und führt zuerst aus dem corpus juris canonici die Stellen auf, welche die Abschwörung der Ketzerey verordnen, gibt aus der bekannten Bulle: in coena domini, das Register der nach der Reformation von der katholischen Kirche für Ketzer erklärten Religionsparteyen, theilt die Constitution Pius IV. mit, welche das von Benedictiner. abzulegende Glaubensbekenntniß vorschreibt, erinnert an die gewaltsamen Bekehrungen und Bedrückungen der Protestanten in Böhmen, Ungern, Schlesien durch die Jesuiten, und macht aus den Actis hist. eccles. vol. 3. 1738 ein lateinisches, von den Jesuiten abgefaßtes, wie auch aus Böhmer's Mag. für das Kirchenrecht 1787 B. 1. ein deutsches Glaubensbekenntniß bekannt, welches letztere zwey junge, vornehme Frauenzimmer, die von der lutherischen zur katholischen Confession übergetreten sind, im Jahr 1750 in dem Kloster Escher unweit Hildesheim abgelegt haben, und welches, einige in den Noten angegebene Abweichungen abgerechnet, ganz mit dem in Wachler's theologischen Annalen (Novbr. 1819) dem Sohne des Bibliothekars Bieſter vorgeschriebenen übereinstimmt. Daß Hr. G. dieses Programm vollständig hat abdrucken lassen, zeugt eben so stark von seiner Wahrheitsliebe, als von seinem Gefühle der Ueberlegenheit. In diesem Gefühle hat er S. 69—94 dem Programme mehrere Bemerkungen vorhergehen lassen, die er bescheiden nur Bedenklichkeiten nennt, welche aber die Ansicht haben, jene Glaubensbekenntnisse als Ausgeburten der Unwissenheit und Intoleranz der Protestanten gegen die katholische Kirche darzustellen. Hr. G. schlägt dabey folgenden Weg ein. Die angeführten gesetzlichen Vorschriften über die Abschwörung der Ketzerey aus den Decreten und Bullen übergeht er ganz mit Stillschweigen; dagegen hat er aus zwey Schriften des zu seiner Zeit berüchtigten Polemikers Weislinger die Widerlegung eines frühern und des von *) Bartholomäi in den act. hist. eccl. mitgetheilten Glaubensbekenntnisses, mit allen Schimpfwörtern, als ehrloser Schelm, Satans-Apostel, Formal-Teufels-Apostel, Lotterbub, Predig-Hund u. s. w. abdrucken lassen, und dann fünf Bedenklichkeiten gegen die Aechtheit des neuerlich verbreiteten Bekenntnisses aufgestellt, welches die in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommenen Protestanten angeblich haben ablegen müssen. Zuerst nennt es Hr. G. eine physische Unmöglichkeit (S. 84.), daß ein Protestant, in dessen Kirche man so sehr auf gründlichen Unterricht, Aufklärung des Verstandes, Vernunftbildung, selbstständiges Denken dringe, solche gotteslästerliche, alle gesunde Vernunft empörende Sätze beschwören könne. Dies beweist zuviel und daher nichts. Die protestantische Kirche bescheidet sich gern, daß sie nicht alle ihre Mitglieder zu diesem Grade der Bildung erheben kann, auf dem es ihnen, wenn auch nicht physisch, doch moral-

b) Non sequitur. Wer dem öffentlichen Cultus der protest. Kirche sich entzieht, wird darum allein nicht in den Verdacht kommen, ein heimlicher, dispensirter Katholik zu seyn. M.

*) Cum non rogeris de fide, non solum licet, sed saepe melius est, ad Dei honorem et utilitatem proximi tegere fidem, quam fateri: ut si latens inter haereticos plus boni facis, vel si ex confessione plus mali sequeretur, e. g. turbatio, mors, exacerbatio tyranni, periculum defectionis, si torquereris. Unde temeritatem plerumque est, offerre se ultro.

*) Diesen Weimarschen Hofprediger nennt Hr. G. Bartbel, wahrscheinlich von Weislinger gräulicht, der auch durch solche Namensverdrehung beschimpfen wollte. D. Ref.

Digitized by Google

lisch, unmöglich wird, zur katholischen Kirche überzugehen. Die Uebergehenden waren, so weit ihr Inneres vorliegt, fast alle solche, die entweder Politik und Eigennutz oder vorherrschende Phantasie leitete. Jene beschwören, was ihnen nützt, diese übereden sich oder lassen sich von Sätzen überreden, die aller gesunden Vernunft Hohn sprechen. Man denke an die neuesten Ereignisse, welche die Vertreibung der Jesuiten aus Rußland zur Folge hatten, und an Hrn. v. Haller's, von ihm selbst ausgesprochenen, Wahn, daß sein Uebertritt zum Katholicismus weitgeschichtliche Umänderungen nach sich ziehen werde. Die zweyte Bedenklichkeit ist von der Unwahrscheinlichkeit hergenommen, daß die Jesuiten sich selten die Freyheit genommen haben, das unter Androhung der strengsten Strafe von Pius IV. vorgeschriebene Glaubensbekenntniß nicht nur abzuändern, sondern auch ein ganz anderes abzufassen. Auch dieß beweist wieder zu viel. Was sich die Jesuiten selbst gegen päpstliche Verordnungen erlaubt haben, spricht die authentische Geschichte ihres Ordens, und die Bulle der frühern Aufhebung desselben unwiderspechlich aus. Bedenklich findet Hr. G. drittens das ächte Hufarenlatein des Glaubensbekenntnisses und die Verstöße gegen den Römischen Curial-Styl. Daß sehr viele Jesuiten, die öffentlich als Schriftsteller aufgetreten sind, sich in der lateinischen Sprache gut auszudrucken wußten, ist offenkundig. Daraus läßt sich aber nicht mit Sicherheit schließen, daß Alles, was insgeheim und in den Collegien zu Ehren des päpstlichen Stuhles geschrieben wurde, eben so zierlich abgefaßt worden sey. Aehnliche Verstöße gegen den Curial-Styl wurden sich leicht in gedruckten Schriften anerkannt rechtgläubiger Katholiken nachweisen lassen. Wiertens preßt Hr. G. das Wort öffentlich vorgeschrieben, und fragt: wo die päpstliche Bulle sey, die ein solches Bekenntniß verordnet? Ein Orden dürfe nichts öffentlich in der katholischen Kirche verordnen, und ieß dieß von einem Ordinariat in Ungarn geschehen, so müsse die Königsberger Universität die Agende aufweisen, in der es enthalten sey. Das Progeamm gibt ja offen an, woher es dieß Bekenntniß genommen; es bedarf daher keiner weitern Nachweisung, wie es mit der Oeffentlichkeit gemeint sey, und wo es zu finden sey. Wenn es endlich fünftens Hrn. G. bedenklich vorkommt, daß alle die producirten Glaubensbekenntnisse dios von den Protestanten aufgefunden worden sind, während es keinem der Katholiken gelungen ist, eine so wichtige Entdeckung zu machen, und daß das von Böhmer mitgetheilte Bekenntniß von Mutter und Schwester der beyden übergetretenen Franeziimmer sey wegpracticirt worden, weil der, der eine Urkunde hemlich wegnehme, auch im Stande sey, eine solche zu erdichten: so hat er sich wahrscheinlich nicht in dem Augenblicke erinnert, wie geheimnißvoll mit den seltensten Ausnahmen die Bekehrungen einzelner Protestanten von Seiten der katholischen Belehrer betrieben werden. Die letztern werden nie mit Wissen und Willen ein solches Glaubensbekenntniß in die Hände der Protestanten gerathen lassen, und die Neubekehrten, sich vor ihren Verwandten schämend oder denselben als Ketzern mißtrauend, werden eben so wenig es mittheilen. Oft wird wohl gar Verheimlichung von Seiten der Belehrer zur Pflicht gemacht. Wie soll also ein Bekenntniß der Art anders zur öffentlichen Kunde kommen, als durch Zufall oder absichtliche Beobachtung der ihr Geheimniß Verdegenden. Und was würde der Katholik zu fürchten haben, der das Glaubensbekenntniß eines Proselyten wider Willen einer geistlichen Behörde bekannt machte? Nur wenige möchten den Muth des Hrn. G. haben und sich so aussprechen.

So hat Ref. die Gründe für und wider die Aechtheit des Glaubensbekenntnisses den Lesern vorgelegt. Als Recensent urtheilt er, es habe seiner von beyden Theilen seine Meinung hinlänglich und so bewiesen, daß nicht noch Zweifel dagegen könnten erhoben werden. Als Geschrter aber will er wenigstens diesen Streit seinem Ende etwas näher zu bringen suchen, indem er ein ähnliches Glaubensbekenntniß aus einer noch frühern Zeit, als die Konigsberger Universität, nachweist, und beyspricht, es vollständig an einem schicklichern Orte mittheilen. Moritz Wilhelm, Herzog von Sachsen-Zeitz, war auf Zureden seines Bruders, des Cardinals, und durch Vermittelung eines Hrn. v. Rödern und des P. Schmelzer, von denen jener, ein Proselyt des Katholicismus, als Gesandter des Cardinals, dieser, weil er wohl zu merken, als Legations-Secretär in Zeitz auftrat, im Decbr. 1715 in dem Kloster Doran bey Prag heimlich zur katholischen Kirche übergetreten; denn erst den 18. April 1717 communicirte er zum ersten Male in der katholischen Kapelle zu Leipzig und machte dadurch seinen Uebertritt öffentlich bekannt. Nachdem einige Zeit das vorgebliche Glaubensbekenntniß, welches der Herzog sollte abgelegt haben, handschriftlich umhergegangen war, erschien es auch gedruckt zu Mainz und ward bald verbreitet. Der Herzog hat dasselbe zwar nie als das Seinige öffentlich anerkannt; doch geht aus dem Orte, wo es gedruckt und zuerst verbreitet worden ist, bestimmt hervor, daß es nicht von Protestanten erdichtet, sondern von Katholiken selbst verfertigt sey. Es stimmt im Wesentlichen mit dem von Böhmer, Wachter und Schott bekannt gemachten überein, und weicht nur in einzelnen Sätzen, in der Anordnung, und in bald mildern, bald härtern Ausdrücken ab. Dieß gilt auch von den Verwünschungen. Die bedeutendste Abweichung findet sich Nr. VII., wo es heißt: „Wir bekennen und glauben, daß das Lesen der Bibel die Verwirrung aller Rotten und Sünden, wie auch die Quelle der Gotteslästerung sey," und Nr. 1, wo die sonderbare Sorgfalt dober Personen, auch der angewendete Fleiß derer Patronen Jesuiten erwähnt wird, durch welche der Fürst von den irrigen Wegen und Glauben sey gebracht worden. Wenn wir nun auch annehmen, daß der Herzog dieß Glaubensbekenntniß nicht abgelegt habe, so bleibt doch so viel gewiß, daß es von Gliedern der katholischen Kirche selbst abgefaßt, und in einer ganz katholischen, erzbischöflichen Stadt ohne irgend einen Widerspruch durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden sey. Es muß daher bey den Katholiken als etwas Zulässiges angesehen worden seyn, daß der Glaubensstarke der Uebertretenden ähnliche Zumuthungen gemacht werden. Daß aber auch ähnliche Grundsätze die Uebertretenden haben annehmen müssen, ergiebt sich aus folgendem Umstande. Der damalige Feldprediger, M. Joh. Phil. Beind. Jüngling, welcher Hochfürstlicher Würzburgischer Pfarrer, Prediger und Beichtvater war und dann zur lutherischen Kirche überirat, hatte im Jahr 1718 eine Untersuchung des dem Herzog beygelegten Glaubensbekenntnisses, und nachdem der Herzog den 16. Oktbr. 1718 in Pegau wieder zur väterlichen Kirche zu-

Digitized by Google

rückt und vom katholischen Glauben abgetreten war, eine Erläuterung der Motiven des Herzogs drucken lassen. Unter diesen wird Nr. 2. angegeben, daß der Herzog mit Wahrheitsgründe erfahren, daß man dem Papste mehrern Glauben, als Christo, zusage, und Nr. 9: daß Maria mehr Ehre angethan würde, als Christo selbst, weil solche mehr für uns solle gelitten haben, als Christus selbst.

Hr.

Bekanntmachung für Bekannte.

Ueber die Lage meiner Injurienklage gegen den Buchhändler Herrn Brockhaus in Leipzig hat derselbe mancherley Irrthümer zu verbreiten gesucht, die ich nicht einfacher zu berichtigen weiß, als durch den Abdruck nachfolgender neuesten Actenstücke.

I. Meine Bittschrift an die königl. sächs. Landesregierung zu Dresden.

Allerdurchlauchtigster ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Der Buchhändler Brockhaus zu Leipzig hat in dem Zeitraume der letztverwichenen zwey Jahre durch mehrere öffentliche Schmähungen und Verunglimpfungen mich genöthigt, vier verschiedene Injurienklagen, die ich hier mit I., II., III. u. IV. bezeichnen will, vor den Stadtgerichten zu Leipzig anhängig zu machen. Die beyden ersten, I. u. II., sind, eine jede durch zwey übereinstimmende Urtheil, rechtskräftig entschieden; Brockhaus ist ad petita verurtheilt, und hat mir die erkannte gerichtliche Abbitte zu leisten. In der Injuriensache III. ist ein gleichmäßiges Urtheil erfolgt, es hat aber Brockhaus wider dessen Rechtskraft an Ew. K. M. allerunterthänigst appellirt, unter andern auf dem seltsamen Grunde, weil er sich berechtigt glaubt, zu verlangen, daß von Seiten Ew. K. M. ein Retorsionsrecht gegen die preußische Gesetzgebung und Justiz ausgeübt werde. Er hat nämlich bey meiner Obrigkeit, dem Oberlandesgerichte zu Naumburg, im Laufe des vorigen Jahres eine Injurienklage eingereicht, und ist damit abgewiesen worden, theils weil man sie verjährt befunden, theils weil er sie auf eine Privatzeitungsäußerung gerichtet, die zwar in den Staaten Ew. K. M. Rottheit, in den königl. Preußischen aber durch eine allgemein gültige gesetzliche Anordnung abgeschafft ist. Die Denunciationsschrift IV. endlich ist erst zu Anfange dieses Jahres von mir anhängig gemacht worden, sie betrifft nicht blos eine gemeine Injurie, sondern eine gerichtliche Calumnie (die Beschuldigung bevorster Handlungen mit mißtrauischer Hindeutung auf politische Vergehen), und es ist mir daher an ihrer unverweilten Erörterung und Entscheidung ganz besonders gelegen.

Um nun aber eines Theils die Vollstreckung der rechtskräftigen Erkenntnisse in I. u. II. aufzuhalten, und andern Theils die Sache IV. zu verzögern, hat ermannter Brockhaus sich eines Kunstgriffes bedient, welcher, als ich selbst noch in Ew. K. M. Staaten als Advokat praktizirte, mit dem Ausdrucke bezeichnet zu werden pflegte: die Acten zusammenleimen. Er hat nämlich bey seiner Appellation in Nr. III. auf die gangbaren Acten der Sachen I u. II. sowol als auf die der Calumnienklage Nr. IV. sich bezogen, und durch die Vorspiegelung, daß die Gründe seiner Appellation in Nr. III. auch auf diese übrigen drey Sachen Einfluß haben müßten, die Stadtgerichte zu der jetzt wahrscheinlich schon aufgeführten Resolution verleitet, auf die Appellation in Nr. III. auch die Acten I. II. u. IV. berichtlich an den judicem ad quem mit zu versenden.

Dieses Verfahren der Stadtgerichte, obschon ich es nicht für einen absichtlichen und übelwilligen Justizverschleif ansprechen mag, ist doch auf jeden Fall rechtswidrig. Brockhaus hat entweder, in Bezug auf das gesuchte wunderseine Retorsionsrecht gegen den Preußischen Staat, ausdrücklich auch in den Sachen I. u. II. gegen die Vollstreckung der rechtskräftigen Urthel. und in der Sache IV. gegen Verfassung der Untersuchung und Verzeichnung der Acten zum Versprüch, Appellation eingewandt; oder nicht. Bejahenden Falls waren die Stadtgerichte verbunden, mich davon legal in Kenntniß zu setzen, welches nicht geschehen. Verneinenden Falls waren sie nicht berechtigt, die Acten I. u. II, in welchen eben rechtskräftige Urthel zu vollstrecken waren, anderweit an das höhere Gericht zu versenden, und noch weniger waren sie befugt, in den Acten IV. die Exorterung zu hemmen, und den Versprüch aufzuhalten, um dieselben dem Berichte in Nr. III. beyzufügen. Gangbare Actenstücke können originalliter anderen gangbaren Actenstücken nicht als Beweismittel beygefügt werden, wenn nicht alle Justiz in infinitum verschleudert werden soll. Wer in der Sache x die gangbaren Acten der Sache y braucht, der muß die puncta concernentia, entweder in beglaubter Copie ad acta x bringen, oder selbige darinnen vom Richter attestiren lassen.

Die Verzögerung der Sachen I. II. u. IV. ist geschehen, und gegenwärtige allerunterthänigste Beschwerde wird im glücklichsten Fall die rechtswidrig weggeleugneten gangbaren Acten nicht früher zurückbringen können, als dieselben, bey der Prompthelt, womit Ew. K. M. Landesregierung Appellationen in Injuriensachen (gleichviel ob pure oder impure) zu resolviren pflegt, ohnehin zurückkommen würden. Allein es handelt sich um den Grundsatz, und um die Zukunft, da leider auch die IV. Rüge noch nicht die letzte ist, zu welcher mein unermüdlicher Verunglimpfer mich genöthiget hat. Damit ich nun, wo es die Sicherstellung meiner Ehre gilt, nicht so leicht wieder dergleichen Verzögerungen blos gestellt sein möge, bitte Ew. K. M. ich allerunterthänigst,

den Stadtgerichten zu Leipzig das oben beschriebene Verfahren zu verweisen, und denselben die unverweilte Fortstellung der Calumniensache Nr. IV. gemessenst anzubefehlen, auch von Allerhöchstdero Entschließung auf dieses submissest Gesuch mich quovis modo huldreichst in Kenntniß setzen zu lassen.

In tiefster Ehrfurcht und Devotion verbarrend

Weißenfels a. d. Saale Ew. K. M. ꝛc.
am 20. Mai 1822.

II. Antwort der königl. sächs. Landesregierung.

Auf die Eingabe des königl. preuß. Hofraths Herrn Dr. Armand Gottfried Adolph Müllners vom 20 Mai d. J. wird demselben die Nachricht ertheilt, daß in Rügenschen seiner gegen den Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus zu Leipzig, unter dem 25. Mai d. J. an die Stadtgerichte zu Leipzig Verfügung ergangen ist. Dresden, am 11. Juni 1822.

Königlich Sächsische Landesregierung.

Da meine Bittschrift am 25. Mai d. J. noch nicht im Vortrage gewesen seyn kann; so muß ich voraussehen, daß die königl. Landesregierung in der gedachten „Verfügung" dem Untergerichte ex officio die gebetene Zurechtweisung ertheilt habe, weil außerdem die obige „Nachricht" gar keine Antwort auf meine Bittschrift enthalten würde. Und um so sicherer ist sprach darauf zu rechnen, daß ähnliche Verzögerungen, deren Zweck der Gegner zur Verbreitung irriger Nachrichten benutzen könnte, nicht weiter statt finden werden.

Weißenfels am 19. Juni 1822.

Müllner.

Digitized by Google

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Freitag den 12. Juli 1822.

Theaterliteratur.

Der Freyschütz. Von Friedrich Kind. Leipzig bey Georg Jochaim Göschen, 1822. 124 S. 8.

Ref. erwartete bey dem Anblick dieses laconischen Titels eine neue, dichterische Bearbeitung der alten Jägersage, womit Apel und Laun vor 12 Jahren ihr Gespensterbuch eröffneten. Er glaubte, F. Kind, nachdem er diesen Stoff zu der bekannten Volksoper verarbeitet, wollte nun den Freunden seiner Muse zeigen, daß er auch der Mann sey, ein romantisch-episches oder dramatisches Gedicht daraus zu schaffen, welches im Stande wäre, ohne Webers effectvolle Musik, und ohne die mechanischen Künste der Theatermeisterey den Kunstsinn zu befriedigen. Er vermuthete mit einem Worte einen neuen Faust, einen Wald- und Jäger-Faust, würdig, mit dem weltberühmten Studierstuben-Faust in die Schranken zu treten.*) Aber gleich die folgende Seite zerstörte den Wahn; es ist nichts, als jener bekannte Operntext selbst, welchen der Bearbeiter nach S. 122 hauptsächlich darum hat drucken lassen, weil zum Behuf der Aufführung in Wien eine fremde Hand Veränderungen damit vorgenommen hatte. Sollen wir nun einen Operntext der dramaturgischen Kritik unterwerfen? Das scheint ganz unzweckmäßig. **) Da jedoch der Bearbeiter S. 124 das Product eine mit Neigung ausgeführte Dichtung nennt, welche Andere zu ähnlichen Bestrebungen ermuntern soll, „der Oper wie sie der „Deutsche verlangt, höhere Würde zu verleihen;" so kann die Kritik die Sache nicht ganz mit Stillschweigen übergehen: sie muß ein wenig nachsehen, was hier für die höhere Würde der Oper etwa geschehen seyn möchte.

Die einfache Sage ist von guter, volksmäßig-moralischer Tendenz. Ein junger Weidmann frommen Gemüthes liebt, und, eben weil er liebt, und weil der Besitz der Geliebten von einem bevorstehenden Probeschusse abhangt, trifft er das Wild nicht mehr. Da wirft der Satan seine Angel nach ihm aus, und verleitet ihn, Freykugeln zu gießen, welche nach dem weidmännischen Aberglauben die Eigenschaft haben, daß von 63 (7 mal 9) Stücken 60 nach dem Willen des Schützen treffen, drey aber nach dem Belieben des Teufels. Mit einer der letztgenannten (das weiß der Teufel schon so zu machen) thut er den Probeschuß, statt in das Ziel des Schützen, fährt die Kugel in das Gehirn seiner Geliebten, den Verzweifelnden holt der Teufel, oder (was auf Eins hinausläuft) er stirbt als Wahnsinniger, als Selbstmörder, auf dem Schaffot oder wie man sonst will, und sein Schatten jagt bis zum jüngsten Gericht mit dem wüthenden Heere. Das ist billig, warum hat er nicht auf Gott und auf seine Kunst vertraut? warum hat er mit Satanskünsten irdisches Glück erjagen wollen? Das ist die Moral der Fabel. Wer von Gott sich wendet, den holt der Teufel! Goethes Faust, Bürgers Lenore und eine zahllose Menge von Teufelsromanzen ruhen auf der Basis dieser volksthümlichen Grundidee, und eine Oper, welche diese Moral dichterisch aufsäßete, würde in der That eine weit höhere Würde zu sich tragen, als alle diejenigen, in welchen sich außernatürliche, geistige, gespenstische Wesen lediglich zur Ergötzlichkeit einer kindischen Phantasie herumtummeln, und der Theatermechanik zur Entfaltung ihrer optischen und akustischen Wunder Gelegenheit geben.

Aber gerade diesen moralischen Kern hat unser Bearbeiter, zu muthlos oder zu schwach zu dem Versuche, einen Tonsetzer zu einem Don Juan zu begeistern, sorgfältig aus der bearbeiteten Volkssage herausgeschält, und ihren Sinn durch das theaterthümliche Correctiv eines erwünschten Ausgangs, einer vom Himmel fallenden Errettung entkräftet. Ein dem Teufel schon verfallener Freyschütz verführt den Helden zu dem verderblichen Kugelguß, theils um sich an der Geliebten desselben, die ihn verschmäht hatte, zu rächen, theils um den Satan zu einer Verlängerung des Contractes zu bestimmen. Der Teufel ist geneigt, zu prolongiren um den Preis: Zwey für Einen. Aber in einem frommen Einsiedler steckt der Genius, der das Haupt der Braut beschützt; die öffende Teufelskugel

*) Kuriose Vermuthung! M.

**) Ja wohl! Mit den Operntextdichtern ist nicht zu spaßen, das hat das arme Lit. Bl. an Hrn. Reinbeck's Orestes erfahren. S. Jen. Lit. Bl. Nr. 19. Lit. Bl. Nr. 22. und Nr. 39. a. E. M.

Digitized by Google

womit der Probeschuß geschieht, läßt den Teufel selbst, sie trifft nicht das Mädchen, sondern den Freyschützen Caspar, der ohnehin schon des Teufels Eigenthum war, und Meister Beelzebub muß sich mit Einer Seele begnügen. Der verführte Mar kehrt um auf der Bahn zur Hölle, und ungeachtet des mißlungenen Probeschusses sichert ihm der Fürst die Erfüllung seiner Wünsche nach Ablauf eines wohlbestandenen Probejahres zu.

Wo soll nun hier die höhere Würde sitzen? Doch wohl nicht in dem erwünschten Ausgange? Dann würde auch die Wiener Theaterbearbeitung des Wilhelm Tell, in welcher Gessler dem Tell seinen auf ihn gerichteten Fehlschuß verzeiht, und das Schweizervolk dem österreichischen Landvogt ein Lebehoch ruft, sich rühmen dürfen, dem geschichtlichen Stoffe eine höhere Würde verliehen zu haben, als Schiller gethan. Ref. kann die Kind'sche Bearbeitung der Apelschen Volkssage für nichts anderes halten, als für eine bequeme Zubereitung des romantisch-tragischen Stoffes nach dem Geschmacke der Menge, welche nun einmal will, daß auf der Bühne Alles am Ende gut oder wenigstens leidlich ablaufen soll. Inzwischen ist er dabey nicht zu Werke gegangen, wie ein gewöhnlicher Theaterbeschneider. Er hat sich bemüht, den Schein zu gewinnen, als ob die Sache nicht anders ablaufen könnte, indem er das Drama gleich Anfangs auf eine rettende Katastrophe zugeschnitten. Der Operterl hebt hier, im Druck, mit einer Vision des Einsiedlers an, welcher in der Oper, so wie sie auf der Bühne zu erscheinen pflegt, erst viel später als ein Deus ex machina auftritt. Dieser kniet vor einem Altar; sieht während einer, von der Musik ausgefüllten Pause, wie der Versucher seine Riesenfaust nach einem unbefleckten Lamme (seiner, des Einsiedlers, Pflegerin Agathe) ausstreckt, und den Fuß ihres Bräutigams zu umstricken trachtet; betet hierauf „mit brünstiger Andacht:"

Herr, vernimm des Einsiedels Flehen!
Laß den Frevel nicht geschehen!
Schirm', o Herr, der ewig wacht,
Vor des Bösen Trug und Macht! —

und nachdem er Agathen, die ihm eben Milch und Früchte bringt, seine Ahnungen mitgetheilt hat, findet er durch eine „innere Stimme" sich veranlaßt, sie heute nicht ohne Segengabe zu entlassen. „Dieser Rosenstock, dessen erstes „Reißlein (Reislein schreibt Adelung) meinem Vor„gänger ein Pilger aus Palästina mitbrachte, ist wunder„lieblich empor gewachsen. Jeden Frühling blüht er aufs „reichste; ich sammle und presse die Blätter, und die Laud„leute schreiben dem Rosenwasser wunderbare Schutz- und „Heilkräfte zu." Von diesem Rosenstocke schenkt er ihr einige (weiße) Rosen, und in dem Zwiesange:

Eremit.

Auch sollst du nicht vergessen:
Man muß die Rose pressen,
Sy Heilung sie gewährt.

Agathe.

So wird zu reinern Freuden
Das Menschenherz durch Leiden
Geläutert und gestärkt! —

ist zu der dramaturgischen Nothwendigkeit der rettenden Katastrophe der Grund gelegt: soll der Ausgang auf diesen Eingang passen, so muß jener glücklich seyn, obschon dieser sehr unglücklich ist. Dafür hat ihn wenigstens der Tonsetzer gehalten, er hat denselben gestrichen, und seine Oper mit dem Volksfeste des Sternschießens eröffnet, worin ihm gewiß alle diejenigen Beyfall geben werden, welche irgend einen Begriff von dem Wesen der Oper-Ouverture haben. *) Dem Verf. des Textes scheint dieser Begriff gemangelt zu haben, weil sonst durchaus nicht zu begreifen wäre, warum er diese Eremitenscene nicht hinter die Expositionsscenen verlegte, wo sie überdieß verständlicher und folglich wirksamer seyn würde. Ehe der Zuschauer an einer Vorahnung des Ausgangs Antheil nehmen kann, muß er von der Verwickelung doch wenigstens etwas wissen; hier weiß er, als der Eremit seine Vision hat, noch gar nichts davon.

Ungeachtet dieser Vorbereitung zu einem rettenden Ausgange hat der V. sich nicht entschließen können, dem veränderten Zwecke diejenigen Hülfsmittel aufzuopfern, welche Apel in der Erzählung angewandt hat, um die Gemüther seiner Leser auf eine verderbende Katastrophe vorzubereiten; er hat sich nicht enthalten können, mit den tragischen Hebeln zweckvolle Bewegungen zu machen. Das Bildniß von Agathens Ahnherrn, welches durch Herabfallen Unheil droht, möchte hingehen; man kann es allenfalls für eine, aus der Geisterwelt herüber kommende Hindeutung auf bloße Gefahr nehmen, obwol es dann als dramaturgisch überley erscheint, weil zu der Zeit dieser Hindeutung an der Gefahr nicht der mindeste Zweifel mehr vorwalten kann. Aber was soll das bestimmte Anzeichen des Unglücks: der Todtenkranz, welcher Agathen statt des Brautkranzes gebracht wird? In der Erzählung ist er am Platz: er bereitet das Gemüth auf den Schlag der tragischen Katastrophe vor. Hier erscheint er als ein Theaterstreich, der leere Furcht erregt, und mithin auf denjenigen Zuschauer, der das Stück nicht eben zum ersten Male sieht, entweder gar nicht, oder zweckwidrig wirkt. Zwar hat der V. diese Verwechselung der Kränze nicht ungeschickt zu seinem Nebenzwecke benuzt: der

*) Für eine deutsch-populäre Ouverture war dieses der mhalts-beste Stoff: Schießpulver, Schützenmarsch, Walzertanz u. s. f. Aber der Correspondent des unbekannten Normaltheaters im M. Bi. führt sehr spezielle Gründe für die Meynung an, daß der Verf. das Stück mit einer Scene des Geisterrauens zwischen Samiel und Caspar hätte eröffnen sollen, und der Tonsetzer würde damit gewiß auch zufrieden gewesen seyn. M.

Digitized by Google

Mangel des Brautkranzes veranlaßt Agathen zu dem Vorschlage, daß man ihr einen aus den weißen Rosen des Eremiten winden möchte, die denn, aus Palästina abstammend, ihr Haupt vor der Macht des Satans schirmen. Aber eben weil, um Agathen auf diesen Einfall zu bringen, der bloße Mangel des rechten Brautkranzes hinreichte, ohne daß es des Todtenkranzes bedurfte; so bleibt der Gebrauch des tragischen Hebels aus der Erzählung, bey nicht tragischem Zwecke des Drama, immer ein Fehler, welcher auf Mangel an Erfindungskraft deutet.

Das infernalische Freyschützengesetz, nach welchem unter 63 Kugeln 60 treffen und 3 äffen, hat der V. dahin abgeändert, daß er die Anzahl der Kugeln auf 7 beschränkt, wovon 6 dem Schützen dienen, die siebente aber in der Gewalt des Teufels ist. Dadurch kommt zwar der Teufel dem ersten Anschein nach in großen Vortheil: schon der siebente Schuß wird sein, während es bey Apel der 21ste, ja, streng interpretirt, erst der 61ste ist; dafür aber können nach Rud diese 7 Freykugeln auch nur bey totaler Mondfinsterniß gegossen werden, und so gewinnt die Bühne, ohne wesentliche Vermehrung der satanischen Macht auf Erden, drey Dinge von großem Werthe: eine Mondschein-Dekoration, eine Verdunkelung, und eine kürzere Dauer des Kugelgusses. Die Zuschauer, welche gerade dieses Kugelgusses wegen den Freyschützen lieben, werden freylich wohl den letztgenannten Umstand eher für einen Verlust, als für einen Gewinn halten; aber sie würden taub nach Hause kommen, wenn 63 Kugeln gegossen würden unter dem Toben aller Elemente auf der Bühne und aller Instrumente im Orchester. Was jenes Toben anlangt; so ist es hier S. 83 folgendergestalt beschrieben:

„Der ganze Himmel wird schwarze Nacht, die vorher „mit einander kämpfenden Gewitter treffen zusammen und „entladen sich mit furchtbaren Blitzen und Donnern. Platz„regen fällt; dunkelblaue Flammen schlagen aus der Erde; „Irrlichter zeigen sich auf den Bergen. Bäume werden „preßelnd aus den Wurzeln gerissen; der Wasserfall schäumt „und tobt; Felsenstücke stürzen herab. Man hört von „allen Seiten Wettergeläut. Die Erde scheint zu wanken.“ Ref. findet es in der Ordnung, daß der Teufel die Irrlichter aus den Sümpfen auf die Berge versetzt; aber daß die Flammen früher aus der Erde brechen, als die Irrlichter auf den Bergen sich zeigen, das ist nicht die rechte Ordnung der Dinge: dadurch werden die Irrlichter ganz außer Stand gesetzt, Effect zu machen. Und wenn der Wasserfall nur schäumt und tobt; so thut er offenbar zu wenig: in einen Feuerfall muß er sich verwandeln, und Ref. muß es rühmen, daß die deutschen Theatermeister in diesem Punkte den Dichter wesentlich verbessert haben. In Leipzig wenigstens sah Ref. in verwichener Ostermesse einen Feuerfall vom leidhaftesten Raketensatze, und roch ihn auch noch im dritten Akte.

Man hat es getadelt, daß in gedachtem dritten Akte Agathe sich als Braut schmückt, und von den Brautjungfern anfangen läßt, ehe noch der Probeschuß gethan ist, von dessen Gelingen ihre Brautschaft abhangt. Aber in der Oper ist diese Präcipitation wohl erlaubt, und um des Brautjungfernliedes willen wird auch die Dichtkunst den dramaturgischen Verstoß wohl verzeihen. Man lese es nur:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide.
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Glück und Liebesfreude!

Lavendel, Mirt' und Thymian,
Das wächst in meinem Garten;
Wie lang bleibt doch der Freyersmann?
Ihr kann es kaum erwarten.

Sie hat gesponnen sieben Jahr
Den goldnen Flachs am Rocken,
Die Schleier sind wie Spinnweb' klar,
Und grün der Kranz der Locken.

Und als der schmucke Freyer kam,
War'n sieben Jahr verronnen;
Und weil sie der Herzliebste nahm,
Hat sie den Kranz gewonnen.

Und zwischen jeder Strophe das Tutti:

Schwer, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide! —

wer fühlt hier nicht, auch ohne Musik, den ganzen Zauber der Volkspoesie? Und dennoch wird er noch überboten durch die Romanze, womit S. 94 Aunchen die traumgläubige Agathe zu zerstreuen sucht:

Einst träumte meiner sel'gen Base,
Die Kammerthür eröffne sich.
Und — freideweiß ward ihre Nase;
Denn näher, furchtbar näher schlich
Ein Ungeheuer.
Mit Augen, wie Feuer,
Mit klirrender Kette — —
Es nahte dem Bette
Im wüthern sie schlief —
Ich meine die Base
Mit freidiger Nase —
Und stöhnte, ach! so hohl! und ächzte, ach! so tief!
Sie kreuzte sich, rief,
Nach manchem Angst- und Stoßgebet:
Susanne! Margreth!
Und sie kamen mit Licht —
Und — denke nur? — und —
Erschrickt mir nur nicht! —
Und gramst mit dem! — und —
Der Geist war — Nero — der Kettenhund! *)

Ironie dey Seite! Könnte denn in dem Brautjungfernliede nicht auch ein zusammenhängender Sinn seyn, der veilchenblauen Seide unbeschadet? Nicht wenigstens soviel

*) Für eine Volksoper ist der Spaß geistreich zur Gnüge, aber er ist wahrscheinlich nicht derb genug: denn so oft ich ihn vor der Bühne vernahm, war es immer Aunchen allein, welche darüber lachte. D. Ref.

Digitized by Google

Continuität der Vorſtellungen, wie in dem artigen Liede S. 53: „Kommt ein ſchlanker Burſch gegangen" — ? Und wäre das Ziel der Popularität in der Operpoeſie nicht auch ohne die kreidige Naſe der Baſe zu treffen geweſen? Freylich ſind Unſinn und Abgeſchmacktheit Freykugeln, welche, in guter muſikaliſcher Form gegoſſen, dieſes Ziel nicht leicht fehlen; aber der wahre Dichter muß es auch mit den Pfeilen Appollons zu treffen wiſſen.

Soviel von dem genannten Opertext, als einer literariſchen Erſcheinung. Es wird hinreichen, das Urtheil zu begründen, daß der V. die große Aufgabe nicht gelöſet hat: eine Oper zu dichten, welche im Stande ſey, die Anſprüche der dramatiſchen Dichtkunſt und der Muſik gleichzeitig zu befriedigen. Und das gleichwol iſt das Ziel, welches der Dichter treffen muß, um bey ſolchem Volksfeſte Schützenkönig zu werden. Widrigenfalls ſingt ihn die muthwillige Kritik wohl hie und da mit den Worten Kilians (S. 16) an:

Cantor's Sepherl trägt die Schibe,
Hat er Augen nun Moſje?
Was trof er denn? He? He? He?

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris, im März 1822.

4. März. Herr Teſſier erſtattet Bericht über die von Hr. Theran eingereichte Abhandlung, welche vom Schafkamel (la vigogne) als Hausthier und von deſſen Acclimatiſirung in Frankreich, gemeinſam mit den Lamas und Alpacas, handelt. Als Aufſeher des Acclimatiſirungs-Gartens von Cadix, hatte Hr. Theran elf Lamas, Alpacas und Schafkamele erhalten, welche von den dreyßig Thieren dieſer Art übrig geblieben waren, die der Vice-König von Buenos-Ayres geſandt hatte: mehrere davon lebten bis zur Abreiſe des Hrn. Theran als zahme Hausthiere, und es ergibt ſich aus dieſer wie aus einigen andern vom Berichterſtatter gemeldeten Thatſachen, daß dieſe Thiere ſich in Europa acclimatiſiren laſſen, und daß ſie eine Ueberfahrt von mehreren tauſend Meilen ertragen mögen. Die Akademie beſchloß, es ſollen die Abhandlung des Hrn. Theran, und die ihr beygefügten Bemerkungen des Hrn. von Humboldt, an den Miniſter des Innern übersandt werden, damit derſelbe entſcheiden möge, ob die von Herr Theran vorgeſchlagnen Verſuche, zum Vortheil der Naturkunde, des Handels und der Manufakturen, wirklich anzuordnen ſeyn dürften? —

Herr Dumeril erſtattet einen Commiſſionalbericht über die Abhandlung des Doktor Double von den Wirkungen der Quinquina-Sulfate. Er hat in dieſer neuen Abhandlung die Wirkſamkeit dieſes Salzes in anhaltenden remittirenden Fiebern ſowol als in einigen Fällen des bitzigen Rheumatismus und lymphatiſcher Verſtopfungen dargethan. Die Akademie ſchenkte der Arbeit ihren Beyfall und verordnete den Abdruck derſelben im Recueil des savans étrangers. Der Doctor Flourens lieſt phyſiſche Unterſuchungen über die Irritabilität und Senſibilität.

11. März. Herr Latreille erſtattet Bericht über des Hrn. Bowditch Elemente der Conchyliologie, ſo wie Hr. Fourier über des Hrn. la Grave-Sorbis Schrift von der Bildung des Univerſum, und Hr. Prony über den hydrauliſchen Donamometer des Hrn. Louis Martin. Auf einen Bericht hin, welchen Hr. von Juſſieu erſtattet, drückt die Akademie ihren ausgezeichneten Beyfall über eine von Hrn. Brongniart Sohn eingereichte Abhandlung aus, worin die in den verſchiedenen Schichten der Erdrinde vorkommenden foſſilen Pflanzentheile aufgezählt ſind und eine Claſſifikation derſelben verſucht wird. Herr Bory-de-Saint-Vincent lieſt eine Abhandlung über die Waſſerpflanzenkunde.

18. März. Die Akademie beauftragt eine Commiſſion mit der Sammlung, Zuſammenſtellung und Würdigung alles durch die Präfekten eingekommen Nachrichten von dem Erdbeben, das im verfloßnen Hornung durch einen großen Theil von Frankreich iſt verſpürt worden. Durch den Seeminiſter empfängt die Akademie eine Abhandlung des Hrn. Mareſtier über die amerikaniſchen Dampfboote mit der Einladung, darüber ein Befinden einzureichen. Herr Guyon hatte vier Blutſauger eingeſandt, deren er zwanzig von gleicher Art unter den Augenliedern und in den Naſenhöhlen eines Krabben-Freſſers (crabier) auf Martinique gefunden hat. Die Kommiſſion, welche die Einſendung prüfen ſollte, fand nähere Aufſchlüſſe, welche vorerſt von dem Verfaſſer einzuziehen wären, erforderlich. Hr. Cuvier theilt einen Brief des Hrn. Lamouroux mit, über ein kürzlich in der Gegend von Caen entdecktes foſſiles Glavial (?). Hr. Delambre erſtattet einen günſtigen Bericht über des Hrn. Sorlin's Gnomonique catoptrique, und Hr. Navier lieſt eine Abhandlung über die Bewegung der Flüſſigkeiten.

25. März. Herr Serre überreicht das handſchriftliche Werk einer vergleichenden Anatomie des Gehirns in den vier Klaſſen der Thiere mit Rückenwirbeln. Hr. Brochant erſtattet einen ſehr vortheilhaften Bericht über die ſo eben ausgegebene mineralogiſche und geologiſche Reiſe durch Ungarn von Hr. Beudant. Hr. Jomard giebt Notizen über die naturhiſtoriſchen Reiſen des Hrn. Leſchenault de la Tour und deren Ergebniſſe zu Bereicherung der Pariſer Sammlungen. Auch überreicht er eine Abhandlung dieſes Naturforſchers vom ceilaniſchen Zimmtbaum.

Digitized by Google

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 16. Juli 1822.

Völkerrecht.

Des peines infamantes à infliger aux Négriers. Par M. Grégoire, anc. evêque de Blois. Paris, Baudouin Frères. 1822. 59 S. 8.

Diese neue Schrift des ehrwürdigen Bischofs Gregoire schließt sich den verschiedenen früheren an, welche er schon über den nämlichen Gegenstand geschrieben hatte, und unsere Rubricirung derselben mag sich sattsam durch die berühmte Erklärung rechtfertigen, welche der Wiener Congreß gegen den Negerhandel ausgestellt hat. Dieser Erklärung, den strengen brittischen sowol als amerikanischen Strafgesetzen und den Verträgen zum Trotz, welche zwischen den seefahrenden Mächten für die Aufhebung des Sclavenhandels geschlossen worden sind, dauert dieser schändliche Verkehr nicht nur fort, sondern er wird mit systematischer Umgehung aller gegen ihn getroffenen Maßnahmen, mit einer gewissen Oeffentlichkeit, ohne Scheu und in weitem Umfange betrieben. Dazu kommt, daß die Grausamkeiten und die unmenschliche Behandlung der Neger, theils bey ihrer Entführung aus dem afrikanischen Vaterland, theils auf der Ueberfahrt nach den Kolonien, für die sie bestimmt sind, seit der vorhin erlaubte Verkehr zum verbotenen und Smuggel-Handel geworden ist, neuen Zuwachs erhalten haben, weil die Smuggler nun weiter unter keinerley Aufsicht stehen, die durch schützende Verordnungen den grellsten Mißbräuchen vorbeugen und wenigstens auch noch einige Sorgfalt für die unglücklichen Neger zu Tage legen konnte. Jetzt sind sie der launenhaften Willkühr ihrer Zwingherrn unbedingt überlassen und die Natur des unerlaubten Handels hat diese dann auch vollends so verhärtet, daß Beyspiele bekannt geworden, wo Schiffskapitäne, um der Gefahr der Entdeckung zu entgehen, ihre an Bord habenden Sclaven in Fässer verpackt in die See warfen.

Diesen ganzen Thatverhalt hat jüngsthin der Herzog von Broglie der französischen Pairskammer vor Augen gelegt; er hat gezeigt, daß die Schuld davon großentheils auf Frankreich ruht, und daß die ihrem Zweck auf keine Weise entsprechenden Strafgesetze dieses Landes dasselbe nothwendiger Weise zum Zwischenpunkt und gleichsam zur Niederlage des Sclavenhandels aller europäischen Kolonien machen müssen; er hat damit endlich das Begehren einer angemeßnen Vervollständigung der auf die Theilnahme am Negerhandel gesetzten Strafbestimmungen verbunden.

Gerade das nämliche bezweckt auch die vorliegende Schrift des Hrn. Gregoire, welcher dafür hält, daß ehrlos machende (infamirende) Strafen einzig nur abschreckend wirken mögen, während die Confiscation von Schiff und Ladung im Entdeckungsfalle sich völlig unwirksam erzeigt, weil einerseits der ungeheure Gewinn, welchen dieser Handel abwirft, jener das Gegengewicht hält, und weil anderseits mittelst einer erhöheten Assecuranzprime auch diese Gefahr vollends noch beseitigt wird. Wenn neben der Confiscation die französischen Gesetze annoch dem strafbar erfundenen Schiffskapitän fernere Schiffahrt untersagen, so hat diese zweyte, mit keiner Entehrung verbundene Strafe die einzige Folge, daß ein solcher Mann sich einen andern Beruf wählen muß, wozu die durch ihn bereicherten Unternehmer ihm leicht und hinlänglich behülflich sind. Die entehrenden Strafen will dann aber Hr. Gregoire nicht etwa blos auf den Kapitän der Negerschiffe, sondern auf alle und jede Theilnehmer des verbotenen Handels mit Menschen, also auf die Unternehmer durch Actien, auf die Versicherer (assureurs), auf die ganze Schiffsmannschaft u. s. w. anwenden. Er erörtert hierauf anderweitige Strafarten, welche theilweise in Anwendung gebracht oder vorgeschlagen worden sind, und er verbindet damit, wie dieser menschenfreundliche Gelehrte in allen seinen Schriften zu thun pflegt, mancherley Ausflüge, Betrachtungen und Notizen über verwandte, wissenswerthe oder anziehende Gegenstände, von denen nur einer hier erwähnt werden soll. Ein eigner Abschnitt beschäftigt sich mit der wesentlichen Unterstützung und Mitwirkung, welche die katholische Kirche den Bemühungen für die Abschaffung des Sclavenhandels leisten könnte und leisten sollte. Er erzählt hierüber Folgendes: In des P. Merolla Reise nach Congo, welche sich in der Sammlung von Prevost findet, hatte Hr. Gregoire gelesen, daß ums Jahr 1683 der Kardinal Cibo, im Namen der römischen Propaganda, an die Missionarien in Congo geschrieben und ihnen die Weisung ertheilt hatte, sich aufs

Digitized by Google

kräftigste, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln, für die Behinderung des Sclavenhandels zu verwenden. Ueber diesen Fund erfreut, hat er unterm 7. Dec. 1818 den Kardinal Fontana, gegenwärtigen Vorstand der Propaganda, ihm eine Abschrift der dem römischen Hofe zur Ehre gereichenden und ihrem näheren Inhalte nach völlig unbekannten Urkunde mitzutheilen; zugleich eröffnete er ihm aber auch den Wunsch: es möchte das Collegium der Propaganda nochmals thun, was vor einhundert fünf und dreyßig Jahren von ihm geschehen ist, und es möchte dasselbe, in Uebereinstimmung mit den Bemühungen aller europäischen Regierungen, seinen Missionarien überall den Auftrag ertheilen, so viel von ihnen abhängen könne, durch Predigt und Lehre die Aufhebung des Sclavenhandels zu befördern. Ein solcher Schritt würde (damit begründete Hr. Gregoire seinen Vorschlag) eine siegreiche Widerlegung der Verläumdungen seyn, welche der katholischen Kirche die Begünstigung des Sclavenstandes vorwerfen; er würde die Vorurtheile der Nicht-Katholiken, denen die Abschaffung jenes Handels eine Herzensangelegenheit ist, schwächen; es würde derselbe den Katholiken einen neuen Anspruch auf das Wohlwollen der protestantischen Regierungen, vorzüglich Englands, verleihen; die afrikanischen Völkerschaften müßten dadurch für das Licht des Evangeliums empfänglicher und denselben geneigter werden; endlich dann würden die Missionarien, mit der bürgerlichen Gewalt hierin zusammenwirkend, ihrem eigenen Amte mit mehr Sicherheit und Erfolg zu genügen vermögend seyn. Dieses ausführliche Schreiben hat der Kardinal Fontana unbeantwortet gelassen; es ist nun dasselbe zuerst im Telegraphen von Hailty (25. März 1821) und hernach in gegenwärtiger Schrift abgedruckt worden. Dabey wird wohl mit Recht der Kontrast ausgehoben, der sich in den Hirtenbriefen der französischen Bischöfe der neuesten Zeit darstellt, die, nachdem sie den neuen Cyrus, Konstantin, Theodosius, Karl den Großen, den Gesandten des Allerhöchsten, seinen Erkohrnen, während seiner Herrschaft vergöttert und nach seinem Sturze geschmäht hatten, sich jetzt vielfältig theils die Philosophen, theils den gegenseitigen Unterricht zum Stichblatte ihres Witzes und Unwitzes gemacht, noch nie aber auch nur ein Wort des Tadels gegen den verabscheuenswerthen Sclavenhandel ausgesprochen haben.

Thermalschriften.

Die Heilquelle zu Pfäfers, ein historisch-topographischer und heilkundiger Versuch, von J. A. Kaiser, der Medizin und Chirurgie Doctor, Stifts- und Badarzt zu Pfäfers, der allgemeinen schweizerischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft Mitglied. Chur bey Otto. 1822. 183 S. 8. Mit vier Kupfern.

Es war Zeit, daß über die Heilquelle zu Pfäfers, die zu den berühmtesten in der Schweiz gehört, nochmals eine dem gegenwärtigen Zustand unsrer Kenntnisse und Vorstellungen entsprechende Brunnenschrift ausgegeben werde; denn eine solche ist seit länger als hundert Jahren nicht erschienen, obgleich es in dieser Zwischenzeit weder an Beschreibungen des Kurorts, noch an heilkundigen Beobachtungen und Erörterungen über seine Wirksamkeit gefehlt hat, die in Sammlungen und Zeitschriften oder in Reisebeschreibungen und Flugblättern zerstreut liegen. Der nunmehrige Badearzt, Hr. Doctor Kaiser, hat sich's zur Pflicht gemacht, was seine Vorgänger wissenswerthes hinterließen, vereinbart mit dem was sein eigene Einsicht und Erfahrung ihm darboten, in treuer und einfacher Darstellung zunächst für das Bedürfniß des Besuches des Heilbades mitzutheilen, und es verdient seine Arbeit in jeder Hinsicht den guten Brunnenschriften beygezählt zu werden.

Der erste Abschnitt des kleinen Buches erzählt die Lage und Geschichte des Bades, dessen Lobgedicht der französische Gesandte, Carl Pascal, mit dem bedenklichen Bilde anhob:

Est locus in Rætis visu mirabilis antro
Antrum muscosis inhorrens rupibus horret
Umbrarum et noctis facies hic plurima vere
Densat et in tenebris volitant errantia spectra —

Oder nach Lescarbot's (Tableau de la suisse) französischer Uebersetzung.

Parmi les monts chenus des Alpes de la suisse
Est un Antre effroyable autant que dire on puisse,
Et sa grandeur le rend plus effroyable encor,
Par l'aspect seulement de son premier abord, etc.

Schwerlich hat irgendwo je eine menschliche Wohnung über so schrecklichem Abgrunde geschwebt, wie hier im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Fall war. „Mitten zwischen zwey zerrissenen Felsenwänden, mehrere hundert Fuß hoch, am weitesten nicht fünfzig Schritte von einander entfernt, unter den Füßen ein wüthender Strom, über dem Haupte drohende Felsenblöcke und heruberhängende Waldbäume, nach Süden und Norden die grausichen Wände noch geschlossener, so daß kaum eine Spanne des Himmels sichtbar, und die Sonne nur des hohen Mittags kärgliche Strahlen sendet; in Mitte dieses furchtbaren Abgrundes hingen die alten Badhäuser auf hölzernen Tragbalken, an beyden Seiten in die Felsen eingesenkt und befestigt, wo der Heilquell östlich dem lebenden Felsen entfließt. Der Zugang allein schon war abschreckend genug, da man theils auf hängenden Leitern, theils an Stricken, und der mit Schwindel Behaftete, mit verbundenen Augen

Digitized by Google

an einen Sessel befestigt, sich hinab lassen mußte." — So sieht es nun freylich nicht mehr aus und hiermit verglichen, müssen die seit einem Jahrhundert vorhandenen Badhäuser, zu denen das Quellwasser durch Kanäle geführt wird, sehr erfreulich und befriedigend erscheinen. Des Bades wirkliche Einrichtung wird ausführlich und genau beschrieben, auch was nicht unbedeutend in den letzten Jahren durch die Klosterverwaltung zu Pfäfers (es ist nämlich das Bad ein Eigenthum des nahe stehenden Benedictiner-Klosters) zur Vervollkommnung der Badeanstalt geschehen ist. Weiterhin wird von der Umgebung und den Vergnügungen des Bades gehandelt, von denen die eine dem Berg- und Alpenlande angehört, die anderen aber sehr einfacher Natur sind, indem Pfäfers nie Luxus-, sondern immer nur Heilbad seyn mag.

Des Büchleins zweyter Abschnitt gibt eine geschichtliche Uebersicht der Ansichten von der Heilquelle, die freylich hier nur gedrängt und oberflächlich geliefert werden konnte. Zwischeneinn steht eine kleine Ehrenrettung von Theophrastus Paracelsus, dessen Schrift von dem Bade Pfäfers man ein „schlechtes Büchlein" verächtlich zu nennen gewohnt war, und dessen Behauptung: das Pfäferswasser sey ein elementarisch Wasser, ohne Metall und ohne Schwefel; — gegenüber seinen Zeitgenossen und Nachfolgern, welche Gold, Eisenerz, Schwefel und Salpeter darin zu finden wähnten, unstreitig die richtigere gewesen ist; Hr. Kaiser sagt nun von ihm: „Wer hat mit mehr schöpferischem Geist die innerste Einheit, so wie die Eigenthumlichkeit der Dinge ergriffen?" Die chemische Analyse (die neueste hier mitgetheilte ward vom Apotheker Capeller in Chur 1819 ausgestellt) ist bisher bekanntlich völlig ausser Stande gewesen, die wirksamen Bestandtheile der Quelle nachzuweisen und es dürfte ihr dieß auch wohl noch lange unmöglich bleiben. „Denn (sagt der umsichtige Verfasser) auch zugegeben, daß die chemische Analyse uns nicht Producte statt Edukte gebe, sind denn die chemischen wirksamen Agentien in den einfachen ungemischten Elementen, die uns die Chemie darstellt? — und versucht man auf solche Weise, aus dem Auflösen, Niederschlagen, Verbrennen, Verkalken u. s. w. als aus dem Todten, nicht (wie weiland die Physiologen) das Leben an dem Kadaver zu erklären? Oder welche Mittel beut uns denn die heutige, wenn auch höhere Physik, um dieses freye wirksame Agens, dieses Elementarische des Paracelsus, dieses Aetherovelasticum Rahn's, dieses elektrische Fluidum Amstein's, oder das unsrer Zeit entsprechende magnetische, oder endlich dieses eigenthümliche, hier der animalischen Wärme so besonders homogene Wärmeprinzip darzustellen? Dürfte man des dieser zur Zeit noch nicht genug bekannten einzelnen Erscheinungsweise der Natur nicht mehreren zugleich huldigen? Warum soll immer nur eine einzelne Erscheinungsweise der Natur ihr wundervolles Ganze erklären?" Bey solcher Bewandniß unsrer Erkenntniß kann eine rationelle Erfahrung allein nur für's praktische Leben Leiterin seyn, und diese ist durchaus vorherrschend in Hrn. Kaiser's Erörterungen über die Wirkungen seines Wassers, und die verschiedenen Arten der Anwendung desselben; denselben ward eine Reihe von Beobachtungen aus seinem ärztlichen Tagebuch angehängt, mit der bedeutsamen Note: „Sogenannte Wunderkuren könnte ich auch etwelche anführen" — mir Wunder, weil ich den Causalnexus nicht kenne, und eben deßhalb weder für Kunst noch für Erfahrung belehrend — daher ich sie hier übergehe, und statt ihrer vielmehr einige mißlungene Kurversuche anzuführen für Pflicht halte, indem negative Beyspiele eben so belehrend sind, und als aufgestellte Warnungstafeln für gleiche Krankheiten nicht weniger zur genauern Bestimmung der Anwendbarkeit dieses Heilmittels beytragen, als die besten Kurerfolge."

Beygefügt ist am Schluß eine kleine Sammlung wohlgewählter Gedichte auf die Heilquelle, und zum angenehmen Schmucke dienen dem Buche vier in Tuschmanier niedlich gestochene Ansichten des Bades, der Badgebäude, der Quelle und des Klosters von Pfäfers.

Neugriechenthum.

Lieder der Griechen. 1821. Von Wilhelm Müller. Zweytes Heft. Dessau b. Ackermann 1822.

„Der löblichen Redaction des Tübinger Literaturblattes zur gefälligen Anzeige empfohlen von dem Verleger." So steht auf dem Umschlage geschrieben. Die löbliche Redaction hat das Gefälligsein diesmal sehr bequem: denn die ihr empfohlenen Lieder können dem Publikum nicht besser empfohlen werden, als durch die Mittheilung einer Probe, wozu wir gleich das erste, und zwar vollständig wählen.

Die Pforte.

Hohe Pforte, hohe Pforte! Zu dem Schatten deiner Gnade
Rufst zurück du die Verirrten von der Freyheit wildem Pfade.
Heil den Griechen! Heil den Christen! Wirf nur einen großen Schatten
Ueber nackte Trümmerfelder, über blutgetränkte Matten,
Daß wir alle Platz gewinnen in dem schönen Zufluchtsorte.
In dem kühlen Abendschatten deiner Gnade, hohe Pforte!
Unsrer Brüder rothe Häupter, aufgesteckt auf deine Zinnen,
Rufen laut mit dir vereinigt: Gilt den Schatten zu gewinnen!
Hohe Pforte, hohe Pforte! Rufe nur und schwinde Ketten,
Schicke empor die Scheiterhaufen, deiner Gnade warme Betten,
Für die Armen, Nackten, Müden, die in deinen Schatten fliehen.
Fletsend, in dem Sklavenjoche wieder freudig hinzuziehen!
Rufe nur — zur Antwort schlagen unsre Waffen wir zusammen,
Lassen unsre Kreuzesfahne blutroth durch die Lüfte flammen!
Gott mit uns! auf unsrer Fahne — Gott mit uns! im unsrem Herzen.
Wir mit Gott in Siegesjubel — Wir mit Gott in Todesschmerzen!
Selig, die mit Gott gefallen! Zu der Pforte seiner Gnade
Ruft es heim die müden Streiter von des Lebens wirrem Pfade!

Digitized by Google

In der Pforte kühlem Schatten ruhn die Herren und die Knechte. Auf dem Dornenbett der Sünder, und in Blumen der Gerechte. Brüder, nach der Pforte wollen wir mit festem Blicke schauen. Ihrem Gnadenworte dürfen bis zum letzten Hauch wir trauen. Sehd die Häupter unsrer Brüder dort mit Martyrkronen glänzen: Sehd, Gregor der Protomartyr'r, harrt auf uns mit Siegesgränzen!

Zu der Pforte laßt uns muthig mit gezücktem Schwerdte wallen — Selig, die mit Gott gestritten! Selig, die mit Gott gefallen!

Wir finden dieses Lied schön, und fordern hiermit alle Deutschtürken oder Ultra-Monarchisten heraus, uns einen erheblichen Flecken daran nachzuweisen. Die türkische Amnestie, die ottomannische Gnadenpforte auf der einen Seite; die göttliche auf der andern — der Beobachter wird zugestehen müssen, daß dieser Contrast unter die wirksamen gehört.

Wir haben schon bey Gelegenheit des ersten Heftes (1821. Nr. 99) dem Dichter nachgerühmt, daß er, in die Seele der Griechen hinein, tief empfunden, klar gedacht, und einfach, schön und kräftig gesungen. Jetzt müssen wir ihm zugestehen, daß er alle, uns bekannt gewordene Vorgänger in dieser Materie (und ihre Zahl ist Legion) weit übertroffen hat. Wohl hat manchen die alten Heldenbilder und Schlachtstücke einer untergegangenen Welt in unserer Phantasie aufgefrischt; und es giebt kaum Einen, welcher die bedrängten Neugriechen nicht an Marathon und Salamis gemahnt hätte. Herr W. M. thut das auch, aber wie so ganz anders! Wie sehr weicht es ab von demjenigen, womit man uns zu ermüden nicht müde wird, wenn S. 9 der Verbannte aus Ithaka singt:

Brittea, hohe Protektoren, fragt ihr nach der Freyheit Sold? Sucht ihr zweifelnd eure Ahnen, zeigt ihr prahlend einen Sold? — Ach, die Freyheit ist auf Erden fervolich nur ein armes Weib, Hat wohl kaum genug, zu kleiden ihren abgezehrten Leib; Wundenmahle, statt der Orden, hatten ihre Brust bedeckt, Manchen schnöden Achtbrief haben ihr Satrapen angesteckt. Also kam sie aus der Ferne, weiß nicht recht, woher, verbannt, Und zum Sterben müde sank sie hin an des Ilissus Rand. Da, da fanden wir Sie liegen, und sie schien bekannt uns noch, Und wir sahen unsre Ketten, und wir fühlten unser Joch. Flugs erwachte sie vom Schlummer, schwang sich in die Luft empor, Und in Götterjugend strahlend stand sie auf Minerwens Thor. Wie so frod sie auf die alten Narben ihres Leibes wies! Wie so stolz ihr Auge suchte Marathon und Salamis! Da zerrissen wir die Ketten, brachen jedes Joch entzwey, Und sie sprach: Sehd werth der Freyheit, und ihr seyd auf ewig frey, Frey wie in Thessaliens Pässen Sparta auserwählte Schaar, Frey wie über Erdenmehel kreist im Sonnenstrahl der Aar.

Herr W. M. trachtet nicht darnach, die Phantasie des Lesers zu entzünden; er gebraucht die Kraft der seinigen, in die Lage derer sich zu versetzen, in deren Namen er singt, und ohne allen Aufwand von poetischem Pomp theilt er uns Empfindungen mit, die den Stempel psychologischer Wahrheit und moralischer Schönheit an sich tragen. Seine Poesie, sonst oft so tändelnd, so kindisch, so abgeschmackt, trifft hier fast immer das Herz. An die Stelle des Deutschthums, der Minne, der Mühlen und Bäche, der Posthörner, des Frühlings, der Finken (S. Lit. Bl. 1821. Nr. 21) und all' der ausgedroschenen Alltäglichkeiten, denen er noch Körner abzugewinnen suchte, ist ein großer, würdiger, erhabener Gegenstand aus dem Reiche der Wirklichkeit zu ihm heran getreten, und hat auf sein empfängliches, sangbedürftiges Gemüth so mächtig gewirkt, daß mit Einem Schlage das Kind zum Manne, das Lallen zum Gesange geworden zu seyn scheint. Eine andere Versskunst, eine andere Sprache, ein anderes Denk- und Empfindungs-Vermögen scheint ihm plötzlich aus den Wolken gefallen zu seyn; doch was Wunder? Sang nicht Schiller: „Aus den Wolken fällt's hernieder" —?

Ypsilanti auf Munkacs (eine Siegesbotschaft in Vision), die Einschiffung der Athener, die Sclavin in Asien, der kleine Hydriot, der Matrosin Unterricht und die Eule machen den übrigen Inhalt dieses Bändchens aus. In Rücksicht des Inhalts steht keines den oben angeführten merklich nach; und in der Versform weicht nur das letzte von ihnen ab: nicht ohne guten Grund, meinen wir, denn der höhere, gleichsam prophetische Zug, den hier der Hippogryph mitten durch die Nacht der Gegenwart hin, und daher sehr schicklich in der Gestalt einer Eule nimmt, forderte mehr musikalische Freyheit, als der gereimte Tetrameter verstatten mochte.

Das Neugriechenthum ist, politisch betrachtet, vielleicht nur ein Traum; aber „was im Gemüth gelebt, ist dagewesen," und von diesen Griechen-Liedern läßt sich hoffen, daß sie, im Gebiete der Literatur, die Hoffnungen überdauern werden, wodurch sie veranlaßt worden sind.

Druckfehler.

In der Anz. von Wes Aristofanes Nr. 46. S. 182. Sp. 2. Z. 20. v. u. steht: schöpfriger (l. schöpferischer) Dichter. (Setzer und Corrector haben vielleicht dabey an die Wasserpocten gedacht, und das Wort für eine, dem Aristofanes nachgebildete Ableitung von schöpfen, st. von schaffen, angesehen. Dann aber wäre nicht Weß, sondern Meister in Hinsicht dieser Stelle vorzuziehen, und der Rec. hätte Unrecht.)

In der Anz. von Nebdiens Freia Nr. 47. S. 186. Sp. 1. Z. 2. v. u. fehlt nach dem Worte: männliche, das Wort: Geschlecht. In der Anzeige von Rochlitz Schriften, S. 188. Sp. 1. Z. 17. v. u. l. vorzüglich (adverb.) statt „vorzügliche."

In der Anz. des Piazzi Nr. 48. Sp. 1. Z. 11. steht: den (dem) Entsetzen entgegen eilt. Z. 15. steht: Herrschsüchtigen. S. 192. Z. 8. steht: aus (der) Präcession der Aequinoctien.

Digitized by Google

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Freitag den 19. Juli 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Wanderjahre. Dritter Theil. Quedlinburg und Leipzig bey Gottfried Basse. 1822. 260 S. 8.

Schon wieder auf den Beinen? In der That, dieser antigoethische Wandersmann ist so rüstig, daß viel darauf zu wetten steht, sein Publikum werde früher müde werden, als er. Nicht als ob es in Deutschland so leicht an Leuten fehlen könnte, die einer Execution — einer literarischen Hinrichtung in effigie — nachlaufen; wohl aber darum, weil der (figürliche) Nachrichter ein Prediger ist, dem sein Text näher am Herzen liegt, als die Unterhaltung seiner Zuhörer, und welcher eben deßwegen diesen Text immer und ewig mit andern Worten wiederholt.

„Goethen eben," sagt der Hauptmann Couey S. 34, „beschuldige ich mehr, als alle Andere, daß er das eigentlich deutsche Wesen verkennt, daß er nur Repräsentant der schlechten, formlosen, zügellosen neueren Zeit, nicht „aber des deutschen ursprünglichen Sinnes sey. Was Treue „sey, das hat er nie begriffen; selbst sein Götz bricht das „ritterliche Wort, und alle seine Helden haben weder äußerlich noch innerlich etwas, das sie mit germanischer „Treue heilig fest hielten."

„Geschichtlichen Grund hat die freyere Ansicht der „Liebe allerdings," sagt S. 54 ein reisender Professor. „Es „sind nur nicht die Griechen, es sind die Römer, Horaz, „Ovid, Properz, Catull, Petron und selbst Tibull, welche „sie vorzugsweise aufnehmen."

„Wie ein fauler Körper in einer ihm feindlichen Natur," versetzt Wilhelm, der Pseudo-Meister S. 55 u. 57, so ist „diese Sinnlichkeit zuweilen in späteren Zeiten wieder aufgegohren, aber die neueste Kunst hat sie erst von neuem „recht breit und empfehlend hervorgehoben. Rousseau mit „seiner Heloise scheint dazu den Anstoß gegeben zu haben, „Wieland war einer seiner ersten Nachfolger (mit dem „Oberon doch wohl nicht?); doch zeigt er wenigstens „noch eine ironische Mißbilligung. Goethe aber hat es „übernommen, die Sache der römischen Liebe gegen die „deutsche, der Herzenschwäche gegen die Treue als ein „geschickter Anwald zu vertheidigen. — Und darum ist „es auch meine Ueberzeugung worden, daß jeder, dem „deutsche Kunst noch werth, der goethischen Poesie beharrlicher Feind seyn müsse." *)

Das ist der Text, der erste, zweyte und dritte Theil der Predigt, und man muß über den Aufwand von Geist und Erfindungskraft erstaunen, womit der ungenannte Verf. sich die Gelegenheit zu dieser Predigt herbeyzuführen gewußt hat.

Wilhelm und der Hauptmann kommen nämlich in einer kleinen Landstadt zu dem merkwürdigen Zeitpunkte an, wo „eine Leiche im Ort" ist." Und wes ist die Leiche? Eines Mädchens, das gestorben ist aus Liebe zu einem — römischen Liebhaber, der sie ungetreu verlassen hat. Diese Geschichte macht einen gewaltigen Eindruck auf — den Reitknecht der beyden Reisenden, der sie S. 23 „mit rothgeweintem Gesichte" (Reitknechte, wenn sie einmal weinen, weinen sie nicht blos die Augen roth, sondern das ganze Gesicht) um die Erlaubniß bittet, zurückreiten zu dürfen. Und warum? „Er hat ein Mädchen zurückgelassen und „bey dem schnellen Aufbruch vom Schlosse keine Zeit gefunden, ihr seine Treue (o germanischer Reitknecht!) noch„mals zu versichern. Bey der traurigen Geschichte war es „ihm aufs Herz gefallen, daß sie auch vielleicht an ihm „irre werden, aus Gram erkranken und sterben könnte. „(O empfindsamer Reitknecht!) Es war ihm als ob er „schon die schwarz bekleideten Bekannten über ihrem Grabe „singen und die Todtenglocke dabey läuten hörte. (O phantasiereicher, ahnungsvoller Reitknecht!) Der Wirth trat „hinzu. — Er erbot sich sogleich, dem Burschen eines „seiner eignen Pferde zu leihen, wenn er es zu schonen „gelobe." (O du dienstfertiger, gemüthlicher, Menschen- und Pferde-freundlicher Wirth!) — „Der Bursch eilte in den Sattel zu kommen." Erst als er aufsaß, wurde er „zudiger, versprach alles auf's beste zu verrichten (man hatte ihm nämlich Briefe mitgegeben) „und dem Herrn

*) Nun, mit den Feinden wird sie schon fertig werden, wenn sie nur der Himmel vor den Freunden bewahrt, die sie nachmachen. M.

Digitized by Google

„Romanus (dem Wirth) insbesondere, sein Pferd mit aller „Sorgfalt in Obacht und Pflege zu nehmen.“

Die Leser werden froh seyn, daß der Reitknecht fort ist; aber sie werden doch nicht umhin können, ihn zu beneiden: denn er versichert nun seinem Mädchen seine germanische Treue in concreto, während sie, die Leser, mehrere Bogen darüber in abstracto lesen müssen. Romanus, der Wirth, ist ein entschiedener Antigoethist. Er hat es vollkommen eingesehen, daß, wenn in unserer schlechten, formlosen und zügellosen neueren Zeit die Wirthstöchter in kleinen Landstädten von ihren Liebhabern sitzen gelassen werden, und nach Befinden vor Gram darüber sterben, niemand anders daran schuld ist, als Goethe mit seinen, die römische Liebe empfehlenden Schriften. Daher schließt er seiner Jungfer Tochter weg, was ihr davon der ästhetische Stadtschreiber (Kotzebue's Sperling aus Krähwinkel) gelieben hat; und kritisirt, als ein Repräsentant des ganzen, treuen, germanischen Volksstammes, Goethe's Werke auf eine solche Weise, daß selbst unser Verf. S. 38 Anstand nimmt, diese Wirthskritik mitzutheilen. Denn „das „Volk kritisirt nicht nach der Philosophie, sondern nach „dem Glauben; (besser gar nicht!); es billigt nicht nach „der vorwärts schweifenden Lust, sondern nach der rück„wärts blickenden Erfahrung (es blicke hübsch auf die Cramerschen Romane, die es sonst verschlang!); „es em„pfindet nicht mit einem faulenden Herzen, sondern mit „einem gesunden. Und es nennt alles mit so geraden, „kernigen Namen, ohne sich auf die feinen Unterschiede „des kultivirten Jesuitismus einzulassen, wie sein Luther.“ (Warum thut der ästhetische Luther von Quedlinburg nicht desgleichen?)

„Aber hat denn Goethe für das Volk — hat er namentlich für die Wirthstöchter und ihre Liebhaber geschrieben?“ O nein, sie haben wohl Witze genug, ihn zu verstehen. Auch wird ihm nicht vorgemessen, daß er unmittelbar an ihrem Unglück, an dem Verderb ihrer Liebhaber schuld sey. Aber es giebt, wie unsere Reisenden gefunden haben, (S. 59) „fast in jeder kleinen Stadt, in jedem Flecken einen „jungen Mann, der die neueren Kunstansichten zunächst „den vornehmern Bürger- und Beamten-Töchtern mit„zutheilen bemüht ist.“ Das sind eben die Kotzebue'schen Sperlinge; sie leihen den Töchtern der Stadt goethe'sche Romane, klagen, weil die Väter das nicht leiden wollen, „bitterlich“ über den Unglauben (den ästhetischen) des Volks, und werden daher von den reisenden Moral-Aesthetikern mit soviel Recht als Witz S. 60 „Heidenapostel“ genannt.

Man hat bekanntlich die gegenwärtige Schrift gleich nach der Erscheinung ihres ersten Theils die Pseudo-Wanderjahre genannt. Der Verf. wäre, nach seiner Erklärung S. 133 in der Anmerkung, geneigt gewesen, diesen Titel selbst vorzuziehen, „wenn er über den Titel „Pseudo-Lehrjahre für die frühere (goethe'sche) Schrift, „eine Uebereinkunft der Leser sich versprechen könnte.“ Da diese schwerlich erfolgen möchte; so wäre zu wünschen, daß man übereinkäme, sein Werk Wilhelm Meisters Bekehrjahre zu taufen: denn auf Bekehrung, Meisters sowol als des Publikums, ist sie offenbar abgesehen, und in der erstgenannten Bekehrung machen die oben referirten Vorfälle mit der Leiche, dem Reitknecht, dem Wirth u. s. f. wirklich Epoche. Man kann bereits diese Bekehrung für geschehen annehmen, und es ist nichts übrig, als daß wir uns nach ihren Früchten umsehen.

Der Verf. hat, von S. 153 ab, dafür gesorgt, daß eine davon vor unsern Augen reif werde: Meister dichtet ein ernstes Drama, Camillus, ein heroisches Stück, und es ist der Mühe werth, die Principien zu beleuchten, von denen er ausgeht.

„Wenn uns das Trauerspiel einen hell leuchtenden „Stern in der größesten Höhe seiner Bahn erscheinen läßet, „der nicht in seinem erhabenen Stande verweilen kann, „sondern niedergezogen wird gegen den mit Wolken um„florten Himmelsrand, mit jeder Minute tiefer stark und „zum letztenmale aufblitzend scheindar unter die Erde hinab„geht: warum sollte nicht ein Drama möglich seyn, für „dessen Gang das entgegengesetzte Bild paßte? Warum „könnte man nicht die Nacht des Unglücks über die ersten „Scenen düster ausbreiten und das Licht in leiser Zunahme „wachsen, die feindseligen trüben Wolken röthen und durch „den begleitenden Morgenwind verwehen, endlich aber „die Sonne mit der ganzen Herrlichkeit des lichten Tages „hervortreten lassen? Ist denn nur der Untergang eines „Gestirnes schön und nicht auch sein Aufgang? Giebt es „nur Gewalten des Abgrunds, welche das Große fassen? „nicht auch Götter, welche es pflegen? Nur ein Schicksal, „keine Versehung? Und muß denn die Macht des freyen „Heldensinnes dem Gewicht des Unglücks immer unterliegen, „bevor wir ihn mitempfindend anerkennen? Darf er nie „unserer Theilnahme sicher seyn, wenn er überwindend einen „Triumph feyert?“

Ey, warum nicht? Unmöglich ist die Sache nicht; aber sehr schwer mag es seyn, mit so etwas die Wirkung der wahren Tragödie, die Erhebung der Zuschauer, zu bewirken, gleichwie es nach den Grundsätzen der Mechanik schwer ist, eine schwere Last ohne Hebel empor zu bringen. Eine Riesin von Begeisterung mag allenfalls wohl im Stande seyn, ein ganzes Theaterpublikum ohne weiteres bey dem Schopf zu fassen, und bis in den siebenten Himmel gleichsam bey den Haaren hinaufzuziehen. Aber es wird immer darauf ankommen, ob die Haare halten, ob die zarten Fäden der innigen Theilnahme nicht reißen, welche aus dem homosum, aus dem Gefühl der eignen, schwachen, bedürftigen Menschlichkeit, herausgesponnen werden müssen. Dieser Zweifelhaftigkeit wegen sind die tragischen Mechaniker

Digitized by Google

auf den Einfall gekommen, eine große Hebelwage mit starken Balken und zwey Wagschalen zu erfinden. Während in der einen die Zuschauer sitzen, stellen sie ihren Helden nebst seinen Umgebungen in die andere. Nun liegt es aber in dem Wesen einer solchen Maschine, daß die eine Schale steigt, wenn die andere sinkt, und daher kommt es, daß, wenn sonst alles in der Ordnung ist, und wenn besonders die Zuschauer-Wagschale in die gehörige Nähe des Hypomochlion herangebracht wird, die Zuschauer unfehlbar sich erheben, wenn der Held fällt. Aus diesem Grunde pflegen denn, in der Regel, die tragischen Helden zu fallen, verlieren aber dabey nicht an ihrem Gewichte, sondern nehmen gleichsam, nach dem Fallgesetze, an Schwere zu, und gleichen insoferne untergehenden Gestirnen, die, je näher dem Horizonte, desto größer, wenn auch nicht desto glänzender erscheinen. Ob es gute, oder böse Sterne sind (moralisch-positive oder negative Größen), darauf kommt es eben nicht an. Beyderley Gewichte können, wenn es recht gemacht wird, die Zuschauer heben, doch bis in die Region des Gefühls aller moralischen Kräfte der menschlichen Natur. Nur werden in dem einen Falle die Zuschauer über das Unglück des Helden, im zweyten aber über ihn selbst erhoben werden; sie werden in dem einen zu dem Gefühl ihrer Kraft, unbeschadet ihrer Selbstständigkeit Gleiches zu leiden, nachdem sie Gleiches gethan; im zweyten hingegen zu dem Gefühl sich erheben, gleicher That unfähig und daher gleichem — hinsichtlich der inneren Quellen gleichem — Untergange nicht bloßgestellt zu seyn: sie werden in beyden Fällen sich über dem Leben in der sinnlichen Natur, über dem Geflecht von Tugend, Laster, Leidenschaft und Verhängniß fühlen, welches, auf der Bühne abgeblößet, den Helden umstrickte und zu Boden zog.

Unser Meister verschmäht diese dramatische Hebel-Wage, er will seine Leser mit dem perpendiculären Zug ethischer Begeisterung empor schaffen, und wir wollen sehen, wie er es anstellt in seinem Camillus.

„Der Abschied des Helden von Rom eröffnete die Scene. „Schon damals um das Vaterland doch verdient, ging er „verkannt, einsam, von der Heimath, von Weib und „Kind in die Verbannung. Nur seine innere Größe folgte „ihm treu in das unansehnliche Ardea nach. — Aber der „Zorn der Götter ballte die Wolken, die schon vorher am „nördlichen Himmel gedräut hatten, und trieb sie düster gegen „das Rom, das ihren Liebling verstoßen. Die Fabier zogen „aus, um nicht zu kehren. Es wurde fühlbar, daß der in „Allen lebendigen Kraft Camille Weisheit, den kühn neben „einander auftretenden Helden das von Allen ehrfurchtsvoll „anerkannte Haupt fehle. Dieser Theil der Geschichte füllte „die beyden ersten Akte. (In denselben wird sonach Rom die Heldin seyn, auf welche die Theilnahme der Zuschauer gerichtet seyn muß, wenn sie deren empfinden wollen.) „Sie sollten nicht lang seyn und die Hauptperson nur am „Schlusse des zweyten wieder auftreten, um die Theilnahme „des Verbannten an dem bedrohten Vaterlande, seine gast„freundliche Thätigkeit für Ardea bemerklich zu machen."

„Mit dem dritten Aufzuge bricht das Strafgericht über „Rom herein. An der Allia wird sein Glanz in den Staub „getreten. Brennus wüthet. Die Weiber und Kin„der flüchten. Die Senatoren sterben auf „ihren Ehrensitzen. Aus dem allgemeinen Ruin „ragen am Schlusse des Akts nur Brennus, Manlius und „Camillus wie drey Bergspitzen hervor. (Wird das nicht das Interesse theilen? Voltaire wagte nicht einmal, in seinem Brutus — dem Königsvertreiber nämlich — den zweyten Sohn auftreten zu lassen, auf Furcht, man werde solchenfalls an dem ersten einen geringeren Antheil nehmen.) „Die ersten Beyden stehen gleich an Kraft, ungleich an „Macht mit ihrem Anhange einander gegenüber; auf sie „richten sich ausschließlich die Augen der handelnden Perso„nen. Aber die Leser und Zuschauer sehen während dem „Streite des gallischen Lagers mit der Captivie Camills „Geistern immer glänzender hervorleuchten. Er ist schon „nicht mehr auf Ardea beschränkt. Dessen Einwohner an„spornend, die Verspreugten sammelnd, der Götter gewiß, „steht er sich durch ein immer wachsendes Heer wie auf „steigenden Fluthen emporgehoben. Und wie am Schlusse „des vierten Aufzugs die Bedrängniß des Capitols das höchste „Maaß erreicht und die Siegesbothschaft des Galliers Gewiß„heit wird, steht die in Ardea aufgestiegene Wolke, mit „des Himmels Blitzen schwer beladen, fast schon über dem „Felde der Entscheidung. —" (Welche Entscheidung steht bevor? Des Schicksals von Rom oder von Camillus? Auf welches kann der Antheil gerichtet seyn? Camillus ist ja eben nicht viel in seiner Verbannung, da er glänzend und gemüthdgslückend handelt.)

„Der fünfte Akt beginnt damit, daß bey Camillus „unmittelbar noch einander zwey Boten entreffen: der „erste vom Capitol, welcher ihn als Dictator begrüßt; der „andre von den zum Kundschaften ausgesendeten Seinen, „der die Nachricht von der Capitulation mit den Gallern „bringt. Schnell geordnet, still und glühend zieht das „Heer zum Todesfelde. Es verschwindet, und die Bühne „öffnet sich als Forum für den schmählichen Vertrag. Das „alte Rom, das im Camill die Götter beleidigte, muß „sich in seinen letzten, hoffnungslos gewordenen Vertheidi„gern dem übermüthigen Sieger, der Geißel des Himmels „beugen. Da ruft das neue Rom, glaubensvoll unter „seines Führers Leitung, sein einziges Losungswort: zum „Kampfe! In der Schlacht entscheidet sich zwischen Bren„nus und Camill die Frage, mit wem die Götter seyen, ob „mit jenem, den sie als Werkzeug ihrer Strafe gebrauchten, „oder mit diesem, in dem sich ihr eigener Sinn spiegelt. „Die Nemesis ehrend, legt an des Galliers Leiche der „Römer das Schwerdt des Dictators nieder. Und der „Triumph der Freyheit und der Aussöhnung mit den Himm„lischen öffnet in der Schlußscene die Aussicht über die „Trümmerhaufen in Jahrhunderte voll Glanz und Größe." (Die Aussicht in die Zukunft ist im Drama Nebensache. Der Camillus-Stern gieng im ersten Akte, ziemlich unscheinbar, unter. Ein Gewitter kam. Hinter den Wolken gieng der Stern wieder auf, theilte die Wolken, und culminirt nun im vierten Akte heroisch, im fünften moralisch. Ist es wahrscheinlich, daß er da stehn bleiben, und

Digitized by Google

blos physisch auslöschen werde im Meridian? Ist das Interesse des Zuschauers befriedigt?)

„Bey der Ausarbeitung schlug unser Freund einen „Weg ein, der vielleicht nicht für alle Künstler bequem „seyn mochte, ihm aber so natürlich war, daß er auch bey „allen spätern Arbeiten nicht davon abgieng.“

„Es war ihm unmöglich, die einzelnen Scenen, wich„tige und blos verbindende, von vorn herein in der Folge „niederzuschreiben, die sie bey der Vollendung des Ganzen „behalten sollten. Sein Herz war von dem Gegenstande „zu voll. Er mußte zuerst die Hauptauftritte behandeln, „um es etwas zu entladen. In sie goß sich sein heißestes „Gefühl aus; sie wurden von dem doch brennenden Feuer „seines Enthusiasmus durchdrungen. Er urtheilte sehr „richtig, daß eben die Hauptscenen einer dramatischen „Arbeit einer solchen Behandlung bedürfen, weil sich in „ihnen besonders der Sinn des Ganzen aussprechen soll, „und daß sie unmittelbar hinter einander geschrieben wer„den müßten, damit sie, durch Zwischenscenen geschieden, „doch in Geist und Farbe nahe zu einander halten. So „stand in wenig Tagen die Skizze da, kurz, gedrungen, ab„gerissen, aber kräftig und einig. Man konnte sie mit „einer Arbeit von Aeschylus oder Alfieri vergleichen, wo „eben auch alle überleitenden Nebenscenen oft ganz zu fehlen „scheinen.“

Wir begreifen ganz wohl, daß man ein Drama auf diese Weise dichten kann, aber wir halten sie nicht für die einzig rechte, halten sie selbst für bedenklich. Sind die Hauptmomente fertig, so ist, fürchten wir, die Schöpfungslust gedämpft, sie werden nun durch kühlere Ausarbeitung der Nebenscenen nur nothdürftig verbunden, und man sieht es dem Werke an, daß es nicht aus einem Guße ist. Im Geiste müssen die Hauptscenen vor dem Dichter stehen, und der nächste Trieb, zu ihrer Darstellung zu gelangen, muß ihn kräftigen zu der Bemühung, den besten Weg dahin aufzusuchen, zu ebnen, und zu schmücken, auf daß auch der Zuschauer mit Lust ihn durchwandern möge. Doch jeder nach seiner Weise! Wer das Umkehren, Nachholen und Nachtragen liebt, der mag auch wohl mit Wilhelms Methode zum Ziele kommen.

Da der junge Dichter, nachdem seine Freunde das Werk auf Abendleitungsweise gelobt, dasselbe it. S. 171 abschreiben lassen, und an die Bühnen versendet hat; so werden wir ja wohl im 4ten Theile vom Erfolge hören. Wohl wird Meister Wilhelm thun, wenn er den Rath seines Freundes (S. 172) befolgt: „von der Zeit der Publicität „seiner Schrift an wenigstens die ersten Jahre durch weder „Journale, noch Literaturzeitungen zu lesen. Denn die „Kritik, besonders der Kunst, ist in einem so vernachlässig„ten Zustande, daß ein junger Schriftsteller durch dieselbe „fast nur mißleitet werden kann.“ Das ist sehr wahr, besonders was die dramatische Kunst betrift, welche in die Hände der Kallophilos, der Kroneisler, der Gleich, und anderer theils flachköpfiger, theils unwissender, theils übelwilliger Notizenschreiber gefallen ist.

Bald nachdem der Camillus fertig ist, gebt es an eine Moral- und Kunstphilosophische, dialogisirte Abhandlung über den problematischen Widerstreit zwischen rein ästhetischer und rein sittlicher Billigung, zwischen dem Schönheitssinn und dem Gewissen, zwischen Kunst und Moral. Die Sache wird zwischen dem bekehrten Meister und einem gewissen Anselmus besprochen. Anselmus behauptet, Meister leugnet diesen Widerstreit. „Sie können doch,“ sagt jener, „unmöglich behaupten wollen, daß es blos das un„gebildete, mißgeleitete Kunstgefühl sey, welches sich von „den personifizirten Tugendregistern abwendet, sobald sie „poetisch dargestellt werden? daß diese blos mit der Adresse „eines Namens versehenen leidhaften Ehrlichkeiten, Wohl„thätigkeiten u. s. w. diese Engländer und Oheime des Lafontaine, diese Sauflebenkapitäns und Pfarrer des Hermes, „diese Hofräthe des Island, daß die uns billiger Weise „ästhetisch gefallen sollten, wo sie es doch unmöglich können? „Nun aber sagen Sie mir, was hat das sittliche Urtheil „an ihnen auszusetzen? Sind sie nicht, wenigstens einige „von ihnen, rein moralisch? Sollte man nicht wünschen, „mit lauter solchen Leuten im wirklichen Leben umgehen „zu können? Wie wollen Sie es denn nennen, wenn der „gebildete Geschmack sich offen von etwas wegwendet, was „das gebildete Gewissen lobt? Ist das nicht Widerspruch, „nicht eigentlich nothwendiger, in der Natur beyder Anla„gen gegründeter Widerspruch? Und muß darum das „Gewissen nicht den Schönheitssinn, nicht dieser jenes als „eine feindselige Kraft argwöhnisch beobachten?“

„Wilhelm wußte keine Antwort, die ihm selbst genügt hätte. Er versank in Nachdenken.“ Wir getrauen uns, an seiner Stelle den Herrn Anselmus zu bedeuten. Als Müllner's Schuld erschienen war, focht ein Kunstrichter den Character der Elvire (einer Hauptperson des Stücks) an, und zog den der Vertrauten (der Jerta) vor. Müllner antwortete darauf, der Kunstrichter habe über die Characteres der beyden Frauen so geurtheilt, als ob er eine von ihnen heirathen sollte. Wenn wir ihn recht verstehen; so hat er damit sagen wollen: Man muß in Dramen, Epopeen, Romanen u. s. w. nicht die Characteres, sondern ihre Zusammenstellung vor das Forum der Moral ziehen. — Jene gehören blos für das ästhetische. Lady Macbeth ist ein Scheusal, Macbeth wird eins durch sie und seine Ehrsucht, die Moral verdammt sie, zumal neben den Tugendbildern, Duncan und Banko; und doch sind ihre Bilder Meisterstücke der schönen Kunst, und das Stück, in welchem sie die Heldin spielen, ist die Moral selbst in ihrer imposantesten Gestalt. Darin liegt die „Unabhängigkeit der Kunst,“ um welche Meister Wilhelm so besorgt ist, und die er blos dadurch retten zu können glaubt, daß er uns demonstrirt, die Iffländischen, Lafontainischen ꝛc. Tugendregister müßten uns blos wegen der Mittelmäßigkeit ihrer Tugend, und man dürfe nur die Tugend zu den höchsten Potenzen der Idealität erheben, um sie poetisch zu machen, und das Gewissen mit dem Schönheitssinne auszusöhnen. Das ist gar nicht nöthig, wenn beyde, der Schönheitssinn und das Gewissen, nur hübsch „gebildet“ sind, wenn sie ein Stück von den Personen zu unterscheiden wissen, welche darin handeln und leiden, und wenn sie bedenken, daß die höchste Immoralität von diesen gar wohl der Moral von jenen zur Grundlage und zum Darstellungsmittel dienen kann.

„Alles ganz gut;“ hören wir unsere ungebuldigen Leser sagen, „aber was begegnet denn dem Wilhelm Meister auf seiner Wanderschaft?“ In diesem Theile eben weiter nichts; aber wir hoffen, im folgenden wird recht viel kommen. Der Verf. hat in drey Theilen und zwey Beylagen (Tagebuch und Fromme Gräfin)*) sich den Weg gebahnt, in vierten die berühmten Lehrjahre weit zu überbieten. Besonders für die Dramaturgen wird dieser vierte sehr interessant werden, denn es kann ja wohl nicht fehlen, daß Meister nach Weimar kommt, um dort seinen Camillus unter Goethe's Leitung aufführen zu sehen.

*) S. Lit. Bl. Nr. 36 u. 37.

Digitized by Google

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 23. Juli 1822.

Freymaurer-Literatur.

Gegen die Angriffe des Prof. Steffens auf die Freymaurerey. Von vier Maurern. Leipzig bey Brockhaus 1821. 118 S. 8.

Der Oberst von Waldheim in dem bekannten, nach ihm genannten Romane von J. Gottw. Müller pflegte tüchtige Gründe figürlicher Weise schwere Cavallerie zu nennen. Aus der Taktik aber ist bekannt, daß das Fußvolk den Angriffen der schweren Reiterey gern das Viereck (Carré) entgegen setzt, und wo man also die Infanterie sich en carré formiren sieht, da waltet eine plausible Vermuthung vor, daß der Feind schwere Cavallerie bey sich habe. Nun sehen wir hier ein maureeisches Viereck (das Dreyeck wäre freylich mehr maureerisch, aber es kommt meist nur in der türkischen Taktik vor, als Keilform bey'm Angriff) — wir sehen hier ein maurerisches Viereck, dessen vier Fronten von den Herren Hauptleuten: Wankel, Rößler, Weiß (Christian) und Grävell commandirt werden, und welches die Absicht hat, gegen den Reiteroberstlen Steffens sich zu stemmen, um den gewaltigen Choc abzuschlagen, zu welchem derselbe sowol seine Dragoner (die Schrift von 1817, „die gegenwärtige Zeit ꝛc.") als seine Kürassiere (in den Caricaturen des Heiligsten) hat in's Feld rücken lassen. Das letzterwähnte Regiment ist bereits in Nr. 31. dieses Lit. Bl. von einem andern literarischen Etappen-Commandanten gemustert worden, und derselbe hat bey dieser Gelegenheit versichert, gehört zu haben, „daß bereits ein Beamten-Maurer von großer Gelahrtheit und Genialität, zwar nur ein blauer, adonhiramitischer Maurer, aber im ägyptischen Systeme der denken„den Köpfe wenigstens ein Ritter des weißen Orients, „vielleicht ein Sehr-Weiser des zweyten Chaos, oder wohl „gar ein Großritter des weißen Adlers, den schwerbeblech„ten Fehdehandschu des Herrn Steffens aufgehoben habe." Der wiederholte, asterwitzige Gebrauch der Wörter weiß und weise läßt vermuthen, daß in jenem Hörensagen der Stift-Merseburgische Regierungsrath, Herr Christian Weiß, gemeint gewesen, derselbe, welchen wir hier im Viereck finden, und von dem wir, ungeachtet der a. a. O. invisin gerühmten Genialität und Gelahrtheit, nicht rühmen mögen, daß er eben die bestgeübte und stärkste Seite des Carré befestige. Diese waren wir geneigt, unter dem Commando des Herrn Grävell zu suchen, welcher sich bereits in mehreren Schriften als einen Wissenden im Fache der Dialektik und resp. Sophistik bekannt gemacht hat. Aber wie leicht führt doch der Ruf die Recensenten irre! Herr Gr., anstatt auf seiner Front ein gutes Gliederfeuer von Schüssen zu unterhalten, glaubt dem feindlichen Choc mit der Behauptung widerstehen zu können, daß der feindliche Oberst (Steffens) ein Träumer, und also gleichsam der ganze Angriff nur ein Traum sey. Das können wir ihm aber höchstens nur in dem Sinne zugeben, in welchem, nach Calderon, das ganze Leben ein Traum ist: denn offenbar dringen die Steffensischen Reiter tief in das Leben der maßonischen Idee ein, und fassen das, mit der Idee so sehr zerfallene Phänomen des fraglichen Geheimbundes gerade da, wo es am unverkennbarsten verwirrend, störend, beunruhigend, in den Traum des menschlichen Lebens eingreift, und eine von den vielen Ursachen wird, welche die Menschheit hindern, auf dem Lager der irdischen Socialität so angenehm zu träumen, als sie wohl könnte, wenn Alles hienieden nach dem ursprünglichen Rathschlusse der ewigen Liebe ginge. Kurz von der Sache zu reden, wenn Herr Steffens in seinen Ansichten von dem ens phaenomenon der Freymaurerey träumt; so träumt er, trotz seiner etwas schwülstigen Dunkelheit im Ausdrucke, klarer als Herr Grävell wacht.

Das ganze Carré bedient sich übrigens, bayonnettsweise, eines Argumentes gegen den Angreifer, welches aus dem Staube einer alten Rüstkammer entlehnt, und zum Gebrauch in heutigen Kriegsläufen schlecht geeignet ist. Es heißt kürzlich so: „Herr Steffens ist kein Wissen„der, und seine Ansicht ist mithin, als Urtheil über eine „Sache, die er nicht weiß, ohne Werth und Gewicht." Wenn man von der Richtigkeit der Prämissen, auf welche dieser Schluß gebaut ist, die Regierungen in der Welt überzeugen könnte; so wäre das, sans comparaison ein unberechenbarer Vortheil für alle diejenigen Bündnisse, die man Verschwörungen nennt: es würde, vernünftigerweise

Digitized by Google

niemand darüber urtheilen können, bevor er denselben nicht betreten wäre, und das par parem judicat erhielte wohl am Ende eine vergestaltige Ausdehnung oder Ausbildung, daß über eine Verschwörung nur ihre eignen Mitglieder zu Gericht sitzen könnten. Sans comparaison, wie gesagt! Aber logisch besser ist es doch gewiß nicht, wenn da, wo von dem Verhältnisse des maurerischen Bundes zu den häuslichen, staatsbürgerlichen und weltbürgerlichen Menschenverbindungen die Frage ist, der Nichtmaurer gar kein Urtheil haben sollte. Angenommen, daß wirklich eine Wahrheit existirte, welche nur den MM. zugänglich, und sonach ein wahres Maurergeheimniß wäre; so könnte es doch mit diesem Geheimnisse unmöglich anders beschaffen seyn, als mit allen anderen affichirten Geheimnissen. Wer sie nicht kennt, der muß sie für falsch und für schädlich halten können, weil er ja sonst, ohne sie zu kennen, dieselben für wahr und heilsam halten müßte. Nun kann er zwar irren, indem er jenes thut; aber der angebliche Besitzer des affichirten Geheimnisses kann sich darüber nicht beschweren: denn wenn ihm daran gelegen ist, daß man richtig darüber urtheile, warum enthüllt er es nicht?

Wem vorgeworfen wird, daß er ein Feuermahl oder sonst einen entstellenden Flecken auf der Schulter (oder an sonst einem anständigen Theile seines Leibes) trage, der wird, wenn er rein ist, immer weit besser thun, den angefochtenen Theil zu enthüllen, als daß er seine Reinheit deducire oder sonst mit Worten (zumahl mit Worten der Empfindlichkeit) vertheidige. Er hat letztgedachten Falles die Vermuthung ganz unfehlbar wider sich. Der Eingeine kann zwar allenfalls sagen: Ich habe geschworen, diesen Theil nicht zu enthüllen; aber desto schlimmer für ihn! Er hat alsdann alle Verhältnisse mit Nichtbündern abgeschworen, welche unbedingte Mittheilbarkeit des Wissens, Glaubens und Empfindens heischen, und das sind gerade die schönsten im menschlichen Leben. Der Nichtmaurer kann den Maurer achten, ehren, lieben, aber sein Freund, im vollen Sinne des Wortes, kann er nicht seyn, ihm vertrauen, sich ihm hingeben kann er nicht, es wäre denn in der Ueberzeugung, daß das prätendirte Geheimniß ein Nichts sey, dem es gar nicht der Mühe lohne, nachzufragen.*) Und noch bliebe die Frage übrig: Wann hat der M. geschworen? Ehe ihm das Geheimniß aufgeschlossen war, oder nachher? Im letzteren Falle wär' er ja im Geheimniß gewesen, ohne Maurer zu seyn, und im ersten hat er ein Vergehen begangen, er hat geschworen, über einen Gegenstand zu schweigen, ohne zu wissen, ob es nicht seine Pflicht seyn oder werden könne, darüber laut zu werden: er hat geschworen, der Welt verbergen zu helfen, was er, vielleicht, ihr nicht verhehlen darf, sobald er es weiß. Wie denn nun, wenn wirklich das MGeheimniß die Kunst enthielte, „der Tugend Tempel und dem Laster Kerker zu bauen," oder die Menschen von der Krankheit der Sünde, der Narrheit, der Irrseligkeit zu erlösen? Dürfte denn das geheim gehalten werden? Was würden wir von dem Arzte, was von dem Menschen überhaupt halten, welcher behauptete, er wisse ein sicheres Mittel, die Wasserscheu zu heilen, hab' aber geschworen, es zu verbergen, und keinem zu vertrauen, bevor derselbe nicht geschworen, es auch geheim zu halten?

Doch warum beschießen wir hier das maurerische Viereck? Es ist verlornes Pulver und Bley. Steffens hat, für die unbefangene Welt, nichts Neues gesagt; er hat nur ihren Gedanken und Empfindungen Worte gegeben, kräftiger, als man sie zu lesen gewohnt ist, weil bekanntlich selbst der Buchhandel, ja selbst die Setzerzunft, von den Einflüssen maurerischen Eifers nicht ganz frey ist. Das Viereck hätte klüger gethan, über diese kräftigen Worte ein maurerisches Schweigen zu beobachten. Von dem Beweise dieser Behauptung ist selbst der vorliegende Aufsatz ein Additional-Artikel. Zo.

*) Auch dann kann. M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, am 8. April 1822.

Die Preisaustheilung ist jedes Jahr der Hauptvorwurf dieser öffentlichen Versammlung. Die goldene Schaumünze von 3000 Fr. Werth, welche dem im Zeitraum der letzteren zwey Jahre erschienenen wichtigsten Werke aus der reinen oder angewandten Mathematik verdienen war, wurde dem Professor Oersted in Kopenhagen als dem Entdecker der Wirkung der voltaischen Säule auf die Magnetnadel zuerkannt, indem diese Entdeckung der angewandten Mathematik ein neues Princip gewährt und bereits auch wichtige Anwendungen der Analyse veranlaßt hat. Der Montyonsche Preis für die vorzüglichste statistische, der Akademie im verflossenen Jahr eingereichte Arbeit ward zu gleichen Theilen zwischen dem Baron Dupin, vormaligen Präfekten und itzigen Ober-Rechnungsrath in Paris, und dem Bergwerksdirektor Johann von Charpentier im schweizerischen Kanton Waadt getheilt. Der erstere hatte seine, früher schon im Jahr 1804 gedruckte statistische Beschreibung vom Departement der beyden Sevren, in erneuerter Gestalt, erweitert, besichtigt und vervollständigt, handschriftlich eingereicht, und von dem zweyten erhielt die Akademie die, mit einer Karte begleitete, Darstellung seiner während eines fünfjährigen Aufenthalts in den Pyrenäen gemachten geognostischen Beobachtungen. Den Montyonschen physiologischen Preis für die wichtigste im Lauf des Jahrs erschienene, der Experimental-Physio-

Digitized by Google

logie angehörende Arbeit theilte die Akademie zwischen Hrn. Desmoulins, dem Verfasser der anatomischen und physiologischen Untersuchungen über das Nervensystem der Fische, und Hrn. Jules Cloquet, dem Verfasser einer Abhandlung über die Harnsteine. Den Alhumbert'schen Preis, welcher der gelungensten Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Wasser-Salamanders verheißen war, erhielt Hr. Dutrochet in Chateau-Regnard.

Die physikalische Preisaufgabe der Akademie für 1823 verlangt eine, durch genaue Versuche zu begründende Erklärung der chymischen oder physiologischen Ursachen der thierischen Wärme. Die mathematische Preisaufgabe für 1824 (von 3000 Fr.) heischt: eine durch zahlreiche Versuche auszumittelnde Bestimmung der Dichtigkeit, welche die verschiedenen Flüssigkeiten, insbesondere das Quecksilber, das Wasser, der Alkohol und der Schwefeläther, durch Compressionen, welche dem Druck mehrerer Atmosphären gleich kommen, erhalten; und weiterhin die Würdigung der Wirkungen der durch diese Compressionen erzeugten Wärme. Der Vorwurf des Alhumbert'schen Preises für 1824 ist die anatomische Vergleichung der Organe eines Fisches mit denjenigen eines Reptils, beyde nach beliebiger Auswahl der Preiswerber.

Weil der durch Hrn. von Montyon gestiftete jährliche Preis der Mechanik, welcher der nützlichsten neuen Entdeckung von Maschinen oder Instrumenten zu Theil werden soll, diesmal nicht zuerkannt werden konnte, indem der Akademie keine seiner würdige Entdeckung kund geworden war, so soll er auf 1823 verdoppelt werden, und alsdann 1500 Fr. betragen. Die gleiche Bewandniß hat es mit dem durch Hrn. de Lalande gestifteten astronomischen Preis, weil im vorigen Jahr der Akademie keine seiner würdige Entdeckung oder astronomische Arbeit bekannt geworden ist; er wird also für 1823 in einer Goldmedaille von 1823 Fr. Werth bestehen.

Nach diesen Kundmachungen über die ertheilten Preise und über die neuen Preisaufgaben, las Hr. Ampere eine Darstellung der neuen elektro-magnetischen, seit dem März 1821 von verschiedenen Naturforschern angestellten Versuche. Hr. Delambre theilte Notizen mit, über den Kometen von 1204 Tagen, und über mehrere astronomische Arbeiten, womit man gegenwärtig in verschiedenen europäischen Ländern beschäftigt ist. Hr. Cuvier las die Deutrede auf Hrn. Duhamel. Hr. Dupetit-Thouars hielt eine Vorlesung über die Identität der Malaien- und Madagascar-Sprache, die sich neuerdings aus der Uebereinstimmung einer großen Anzahl Pflanzennamen ergiebt, von solchen Gewächsen, die auf den Inseln, wo jene Sprachen geredet werden, einheimisch sind. Endlich las Hr. Girard einen historischen Bericht über die verschiedenen Schiffahrtskanäle, welche im Seine-Bassin für den Bedarf von Paris vorgeschlagen und unternommen worden sind, bis zur Oeffnung des Kanals von Briare.

Electro-magnetische Streitigkeit.

Replik.

Die, nach Maßgabe ihrer Fassung, ursprünglich wohl nicht zum Abdruck bestimmt gewesenen a) Bemerkungen, mit welchen ein anderer Mitarbeiter an d. Bl. meine zweyte Relation der Oerstedt'schen Entdeckungen in Nr. 16. und 17 begleitet hat, haben mich zu einer eigenen b) weitern Prüfung der Ampere'schen Hypothese, deren Glanze selbst vom Veteran unserer Physiker der gebührende Beyfall nicht versagt worden ist, veranlaßt; und ich finde mich bewogen, zur Ehre der Wahrheit und zur Förderung der Wissenschaft, die mehr durch Eingeständniß des Nichtwissens, als durch die Selbsttäuschung vermeinter c) Kenntniß gewinnt, einzugestehen, daß sie auch ihre sehr schwachen Seiten hat: d) es giebt Lagen zwischen zwey Magneten, in denen genau das Gegentheil von dem erfolgt, was, nach derselben, der Fall werden sollte; und es wird nun nur noch darauf ankommen, ob und durch welche Modificationen dem scharfsinnigen Urheber selbst die Rettung gelingt. — Dagegen muß, in Bezug auf das, in jenen Bemerkungen auch mit berührte Verhalten des Wassers gegen die Electricität, vorgältig zwischen dessen Leitungsfähigkeit über oder längs seiner Fläche und durch seine Masse unterschieden werden. Herrn Professor Erman's Versuche lassen, wie mich derselbe wiederholt

a) Sie sind mit Wissen und Willen ihres Verfassers abgedruckt worden, ihr Inhalt ist rein wissenschaftlicher Natur, und an ihrer Fassung ist nichts, was einen declarirenden Mann von entgegengesetzter Ansicht hätte verletzen können. Das zur Antwort auf den Vorwurf für die Redaction, weiser in obigem Einschreiben liegt.

b) Die eigene Prüfung hat der geehrte Einsender allem Anscheine nach sich sehr bequem gemacht; er hat laut einer mit eingesendeten, aber zu vollständigem Abdrucke nicht geeigneten, wissenschaftlichen Correspondenz, drey einem Berliner Gelehrten vom Fache ein Gutachten über den Gegenstand eingefordert, welches im Wesentlichen so lautet: „Ampere's Versuche sind eine höchst schätzbare Vermehrung der seit Oerstedt gemachten Entdeckungen. Was aber seine Theorie betrifft; so muß ich unverhohlen bekennen, daß ich mich mit allen Wirbeltheorien, von „Des Cartes bis Ampère, nicht befreunden kann, und „zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich das Dasyn „und Bestehen solcher Wirbel nicht unverständlicher finde, „als die Thatsachen, die dadurch erklärt werden sollen.“ Gerade so geht es mir auch. E. Lit. Bl. Nr. 3. S. 32.

c) Ganz recht!

d) Wer hat die nicht? Aber aus des Herrn Einsenders trostlosem Eingeständnisse seines Irrthums kann der Wissenschaft eben kein sonderlicher Gewinn erwachsen, und es hätte daher füglich bey'm stillschweigenden Eingeständnisse bewenden können.

Digitized by Google

versichert, schlechterdings keine Täuschung zu;*) ja de Luc äußert irgendwo sogar die Ueberzeugung, daß, wenn im Monde und auf der Erde große Wasserflächen durch Zuleitungsdrähte, mit einer zwischen beyden Weltkörpern schwebenden Flasche oder Säule in Verbindung gesetzt wären, bey Schließung des Kreises †) augenblickliche Commotion erfolgen würde. — Nur durch das Bestehen auf jenem Unterschiede läßt sich der anscheinende Widerspruch zwischen den frühern, und Thenard's neuern Erfahrungen heben.*)

Dr. Nürnberger.

*) Der Verf. der angeführten Bemerkung (Lit. Bl. Nr. 17. S. 67.) hat dagegen auch nicht den geringsten Zweifel erregt, wohl aber gegen des Herrn Dr. N's Behauptung: „daß Wasser ein guter Leiter der Electricität sey.“ Das hat der Herr D. N. übel genommen, und von der Redaction den Abdruck einer Streitschrift verlangt, deren Unzulässigkeit die Ansnahme bedenklich machte. Inzwischen gab ihm sein Glossator privatim, durch Vermittlung der Redaction, folgende Erklärung:

„Die Versuche von Basse und Erman über die Leitung des Voltaischen Stromes durch Vermittelung eines „Flusses, eines Metallbratts oder des feuchten Erdbodens „(s. Gilb. Annal. 14. B. 1. St. S. 26 u. 4. St. S. 385) sind „jedem Freunde der Physik bekannt, und es konnte wohl „dem Verfasser der Anmerkung nicht einfallen, sie in „Zweifel zu ziehen. Der sogenannten treuherzigen „Bemerkung des Referenten aber, daß Wasser ein guter „Leiter sey, glaubte ich, der Verf. der Anmerk., nicht sowol „widersprechen, (denn das habe ich nicht gethan) als nur „eine, der Meynung des Ref. entgegengesetzte Beobachtung „beyfügen zu müssen.“

Was will also der Herr D. N. mit der Aeußerung oben im Texte? Soll der Unterschied, auf den er hier aufmerksam macht, beweisen, daß er dennoch Recht habe? Die Leitungsfähigkeit der Wasserfläche kann stark genug zu den Ermann'schen Versuche und dennoch im Verhältniß zu der des Metalls gering — kurz Wasser kann immer ein schlechter Leiter seyn.

Auf dem oben berührten Privatwege fragte der Herr D. N. seinen Glossator kurzweg, ohne Berührung jenes Unterschiedes: Wo steht das geschrieben? Er bekam die Antwort, es stehe geschrieben: 1) in Gilbert's Annalen B. 14. St. 3., und zwar mit Volta's eigenen Worten. 2) in Scholz Physik S. 272. 3) in der Vrgtl. Chemie von Blumhof 2. Thl. S. 97—98. 4) in Gilb. Annal. 1821. St. 2. also in den berühmten, von Gilbert bearbeiteten Abhandlung Aimpert's.

†) Der Glossator, dem auf ausdrückliches Verlangen des Herrn D. N. obige Replik von der Redaction vor dem Abdrucke zugesendet worden, hat bey dieser Stelle folgende Duplik angemerkt:

„Bey Schließung des Kreises? — Davon sagt „Erman nichts; — ohne Schließung des Kreises soll die Commotion erfolgen. In der Ermannschen „Abhandlung (siehe Gilberts Annalen B. 14. St. 4.. od. „Jahrg. 1803. St. 8. S. 395) heißt es: De Luc. mit „dessen Systeme diese Vorstellung der Sache genau paßt, „schrieb mir einmal, er sey fest überzeugt, daß, wenn „man zwischen dem Monde und der Erde eine geladene „Flasche aufstellen könnte, von deren einer Belegung eine „Kette in einen unsrer Flüsse, und von der andern eine „Kette bis an den Mond reichte, so würde ein Mondbewohner eine vollkommene Entladung mit Erschütterung erhalten, wenn er, mit der einen Hand diese Kette haltend, mit der andern die Oberfläche eines Meeres oder eines Flusses im Monde berührte. — In Vergleich mit dem Metalle bleibt übrigens das Wasser immer ein „schlechter Leiter, noch Carenbish ein 400 Millionenmal schlechterer.“

g) Wo einem dergleichen Widerspruche ist im Lit. Bl. noch nirgends die Rede gewesen.

Das Resultat dieses electrischen Processes wäre denn also kürzlich: daß der Herr D. N. einsieht, er sey für Ampère's Hypothese besiegen gewesen, und daß er sich noch nicht überzeugen kann, reines Wasser sey ein schlechter Electricitätsleiter. — Mit der Leitungsfähigkeit des Wassers mag es nun beschaffen seyn, wie es will; die Redaction hat an der beschriebnen Fassung, obiger Replik sowol als der Duplik und s., wahrgenommen, daß sie, die Redaction, durch Nichtannahme der sub e. gedachten früheren Replik die Pursite eines guten Litgaberiteers geleistet hat. Indessen hat sie dabey, ganz im Stillen, eine Commotion empfunden, welche sie auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht hat, sich für die Zukunft zu isoliren. M.

Megfizetett Iroja.

In einer bey Wigand in Kaschau in ungarischer Sprache erscheinenden periodischen Schrift: Gabriel Döbrentei über ausländische Schauspiele, wird auch des übelberüchtigten Rachartikels: Müllner, im Anhange zum Conversationslexikon Bd. 10. Aufl. 5. gedacht. „Wir „sind zu entfernt,“ sagt der ungarische Herausgeber, „um „in diesem Streite ein Urtheil zu fällen, nur das sehen wir — “ doch nein, hier kommt es auf diplomatische Genauigkeit an, und wir geben daher die Urschrift mit einer möglichst verständlichen Interlinear-Uebersetzung:

„nur das sehen wir, daß Brockhaus es megfizetett
„csak ezt látjuk, hogy Brockhaus es megfizetett
„Schreiber sein mit solcher blinden Leidenschaftlichkeit
„Iroja olly vak indulatossagal
„brauset, wie solches für einen wohlerzogenen Mann
„zug, a mylyen jól nevelt emberhez
„sich nicht schickt und welches überhaupt Se-
„nem illik, 's az egyszer'smind te-
„lehrte, von denen doch eben adlige Gemüthsart
„nultakat pedig kiktől épen nemes lelkűség
„und mildes Urtheil verlangt wird, gewaltig
„'s csendes itélet kivántatik, nagyon
„herabwürdiget.“
„lealacsonyitja.“

Brockhaus und bezahlter Schreiber sein! Wie naiv construirt doch die ungarische Sprache! Wie vertraut sieht das magyarische megfizetett aus; und wie nahe klingt selbst der Schreiber (Iro) an das lateinische ira heran! Ein bestochener Zornschreiber, möchte man es übersetzen.

G.

(Nach des Herrn B. ausdrücklicher Erklärung in der confiscirten Schmähschrift, Müllneriana Nr. II., S. XII. haben die „Bücherschreiber die Buchhändler als ihre Brodherren zu betrachten.“ Das klingt noch viel vertrakter, als das magyarische megfizetett Iroja.)

M.

Digitized by Google

Nr. 60.

Literatur-Blatt.

Freitag den 26. Juli 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Meister Floh. Ein Mährchen in sieben Abenteuern zweyer Freunde. Von E. T. A. Hofmann. Frankf. a. M. bey Wilmans. 1822. 267 S. gr. 8.

Was ist der Humor? Gleichnißweise zu reden, ein Floh, der karrikirte Geberden und hohe, lustige Sprünge macht, auch mitunter ein wenig sticht, ohne schmerzlich zu verwunden. Auf dem Umschlage dieses Buches ist einer abgebildet in colossaler Größe, wie seines Gleichen unter einem tüchtigen Microscop sich ausnimmt, und — was das Possierlichste bey der Sache ist — er steht auf den Hinterbeinen aufrecht, wie ein Mensch, oder, wenn man lieber will, aufwartend wie ein Pudel, und diese Hinterbeine stecken in einem Paar langdesporner, steifer Stiefeln nach Art der Halleschen Studenten-Kanonen. „Also ein burschikoser Humor?“ fragen die besorgten Leserinnen. Sie haben nichts zu besorgen. Der Floh ist so züchtig und so geschliffen, daß er bey jedem ästhetischen Thee erscheinen könnte, und es sind eben die steifen Stiefeln, welche ihn für die gute Thee-Gesellschaft qualificiren, indem sie ihn hindern, allzurasche und allzukecke Sprünge zu machen. Indessen kann er das Stechen der Schönen doch nicht ganz lassen, (s. u. a. S. 90 und 152.) und könnte die schriftstellerischen Frauen wohl ein wenig incommodiren. Er besitzt ein wunderbares, mikroscopisches Glas, 120 Mal kleiner als ein Sandkorn, und indem er in der Haisbinde seines Schützlings, des Herrn Peregrinus, sitzt, hat er die Geschicklichkeit, es in die linke Pupille desselben zu werfen, so oft er es für nützlich hält. Nützlich aber ist es in allen Fällen, wo dem Herrn Peregrinus daran gelegen seyn kann, zu erkennen, was derjenige eigentlich denkt, welcher eben mit ihm spricht: denn dieses unendlich kleine Vergrößerungsglas macht das Auge, in welches man es einsetzt, dergestalt mikroscopisch, daß es das feinste Spiel der Nerven unterscheiden, und daraus die geheimsten Gedanken des Sprechenden wie von einem Telegraphen ablesen kann. Der Floh giebt nun Herrn Peregrinus S. 150 den Rath, sich über den Verlust einer Geliebten durch Einsammlung von Menschen- und insonderheit von Frauen-Kenntniß zu trösten. „Peregrinus hatte dadurch, daß er an öffentliche „Oerter ging, bereits die Bahn gebrochen, und es wurde „ihm nun weniger schwer, Gesellschaften zu besuchen, denen „er sich sonst entzogen. Meister Floh that ihm dabey mit „dem mikroscopischen Glase vortreffliche Dienste, und Peregrinus soll während der Zeit ein Tagebuch gehalten und „die wunderlichsten ergötzlichsten Contraste zwischen Worten „und Gedanken, wie sie ihm täglich aufstiegen, aufgezeichnet haben. Vielleicht findet der Herausgeber des seltsamen Mährchens, Meister Floh geheißen, künftig Gelegenheit, manches weiteren Mittheilung würdige aus diesem „Tagebuch ans Licht zu fördern; hier würde es nur die „Geschichte aufhalten und darum dem geneigten Leser eben „nicht willkommen seyn. So viel kann gesagt werden, daß „manche Redensarten mit den dazu gehörenden Gedanken „stereotipisch wurden, wie z. B. „„Ich erbitte mir Ihren „gütigen Rath,““ lautet in Gedanken: Er ist albern „genug, zu glauben, daß ich wirklich in einer Sache, die „längst beschlossen, seinen Rath verlange, und das kitzelt „ihn! — „„Ich vertraue Ihnen ganz!““ — Ich weiß „ja längst, daß er ein Spitzbube ist u. s. w. Endlich darf „auch noch bemerkt werden, daß manche Leute doch den Peregrinus mit seinen mikroscopischen Betrachtungen in große „Verlegenheit setzten. Das waren nämlich die jungen „Männer, die über alles in den höchsten Enthusiasmus „geriethen und sich in einen brausenden Strom der prächtigsten Redensarten ergießen konnten. Unter diesen schienen am tiefsten und derrlichsten junge Dichter zu sprechen, „die von lauter Phantasie und Genialität strotzen und vorzüglich von Damen viel Anbetung erleiden mußten. Ihnen „reihten sich schriftstellerische Frauen an, die alle „Tiefen des Sepns hienieden, so wie alle ächtphilosophische, „das Innerste durchdringende Ansichten der Verhältnisse des „sozialen Lebens, wie man zu sagen pflegt, recht am Schnürchen hatten und mit prächtigen Worten herzusagen wußten, „wie eine Festtagspredigt. — Kam es dem Peregrinus „wunderbar vor, daß die Silberfaden aus Gamahehs Gehirn herauskrankten in ein unentdeckbares Etwas, so erstaunte er nicht weniger darüber, was er im Gehirn der

Digitized by Google

„der erwähnten Leute wahrnahm. Er sah zwar das seltsame Geflecht von Adern und Nerven, bemerkte aber zugleich, daß diese gerade, wenn die Leute über Kunst und Wissenschaft, über die Tendenzen des höhern Lebens überhaupt ganz ausnehmend herrlich sprachen, gar nicht eindrangen in die Tiefe des Gehirns, sondern wieder zurückwuchsen, so daß von deutlicher Erkennung der Gedanken gar nicht die Rede seyn konnte. Er theilte seine Bemerkung dem Meister Floh mit, der gewöhnlich in einer Falte des Halstuchs saß. Meister Floh meinte, daß das, was „Peregrinus für Gedanken halte, gar keine wären, sondern nur Worte, die sich vergeblich mühten, Gedanken „zu werden."

Minder empfindlich, als die schriftstellerischen Frauen, sticht er die Philosophen und Naturforscher. Die zwey Magier, die einen optischen Zweykampf auf Tod und Leben mit Blicken kämpfen, welche sie durch Fernröhre auf einander schießen, lassen so vielerley Deutungen zu, daß die Gelehrten es lediglich sich selbst beyzumessen haben, wenn sie darinnen eine Anspielung auf ihre Polemik und auf die üble Gewohnheit finden, ihre bewaffneten Augen lieber auf ihre Gegner als auf den zu durchschauenden Gegenstand zu richten. Deutlicher freylich greift der Floh, in der Geschichte des Schneiderleins aus Sachsenhausen S. 175, die Naturforscher an, welche über die schwere Materie der Meteorsteine sich die Köpfe zerbrechen.

„Es begab sich, daß ein zartes Schneiderlein zu Sachsenhausen, an einem Sonntage gar schön gepuzt mit sei„ner Frau Liebsten aus der Kirche kam. Die Luft war „rauh, das Schneiderlein hatte zu Nacht nichts genossen, „als ein halbes weichgesottenes Ey und eine Pfeffergurke, „Morgens aber ein kleines Schalchen Kaffee. Wollte ihm „daher flau und erbärmlich zu Muthe werden, weil er „überdem in der Kirche gar heftig gefroren, und ihm nach „einem Magenschnäpschen gelüsten. War die Woche über „fleißig gewesen und auch artig gegen die Frau Liebste, der „er von den Stücken Zeug, die beym Zuschneiden unter die „Bank gefallen, einen propren Unterrock gefertigt. Frau „Liebste bewilligte also freundlich, daß das Schneiderlein „in die Apotheke treten und ein erwärmendes Schnäpschen „genießen möge. Trat auch wirklich in die Apotheke und „forderte dergleichen. Der ungeschickte Lehrbursche, der „allein in der Apotheke zurückgeblieben, da der Rezeptarius, „das Subjekt, kurz alle übrigen klügeren Leute fortgegan„gen, vergriff sich und holte eine verschlossene Flasche vom „Repositorio herab, in der kein Magenelixir befindlich, „wohl aber brennbare Luft, womit die Luftbälle gefüllt „werden. Davon schenkte der Lehrbursche ein Gläschen „voll; das setzte das Schneiderlein flracks an den Mund und „schlürfte die Luft begierig hinunter, als ein angenehmes „Labsal. Wurde ihm aber alsbald gar possierlich zu Muthe, „war ihm als hätte er ein Paar Flügel an den Achseln oder „als spiele Jemand mit ihm Fangball. Denn ellenhoch „und immer höher mußte er in der Apotheke aufsteigen und „niedersinken. Ey, Jemine, Jemine, rief er, wie bin „ich doch solch ein flinker Tänzer geworden! — Aber dem „Lehrburschen fiknd das Maul offen vor lauter Verwunderung. Geschah nun, daß Jemand die Thüre rasch aufriß, „so daß das Fenster gegenüber aufsprang. Strömte alsbald ein starker Luftzug durch die Apotheke, erfaßte das „Schneiderlein und schnell wie der Wind war es fort durch „das offne Fenster in alle Lüfte; niemand hat es wieder „gesehen. Begab sich nach mehrerer Zeit, daß die Sachsenhäuser zur Abendzeit hoch in den Lüften eine Feuerkugel erblickten, die mit blendendem Glanz die ganze Gegend erleuchtete und dann verlöschend zur Erde hinabfiel. „Wollten alle wissen, was zur Erde gefallen, liefen hin „an den Ort, fanden aber nichts als ein kleines Klümpchen „Asche; dabey aber den Dorn einer Schuhschnalle, ein „Stückchen eyergelben Atlas mit bunten Blumen und ein „schwarzes Ding, das beynahe anzusehen war, wie ein „Stocknopf von schwarzem Horn. Haben alle darüber nachgedacht, wie solche Sachen in einer Feuerkugel aus dem „Himmel fallen mögen. Da ist aber die Frau Liebste des „entfahrnen Schneiderleins dazu gekommen, und als diese „die gefundenen Sachen erblickt, hat sie die Hände gerungen, gar erbärmlich gethan und geschrieen: Ach Jammer, „das ist meines Liebsten Schnallendorn, ach Jammer, „das ist meines Liebsten Sonntagsweste, ach Jammer, das „ist meines Liebsten Stocknopf! Hat aber ein grosser „Gelehrter erklärt, der Stocknopf sey kein Stocknopf, „sondern ein Meteorstein oder ein mißrathener Weltkörper. „Ist nun aber auf diese Weise des Sachsenhäusern und „aller Welt kund worden, daß das arme Schneiderlein, „dem der Apothekerbursche brennbare Luft gegeben statt „Magenschnaps, in den hohen Lüften verbrannt und „heruntergesunken ist zur Erde als Meteorstein oder mißrathener Weltkörper."

Wenn irgend einer der Physiker, gegen welche dieser Schuß gerichtet ist, auch einen kleinen Floh im Halstuche sitzen hat, so wird derselbe leicht Mittel finden, den Pfeil auf den Schützen zurückzusenden. Denn die eben mitgetheilte Erzählung, welche a. a. O. wie ein Meteorstein aus unbekannten Regionen, jedoch ohne vorgängige Feuerkugel, herabfällt, scheint selbst ein mißrathener Körper der dichterischen Weltschöpfung zu seyn, und sein Niederfall mehr dem Sprunge eines Flohes in steifen Stiefeln, als einem Mondwurfe zu gleichen, wie man ihn von der Laune erwarten sollte, deren etymologischen Quell das Conversationslexikon bekanntlich im Monde (luna) sucht.

Das Gerücht sagt, daß unser Meister Floh, ehe er frey in die Buchläden hüpfen durfte, eine Untersuchung von Seiten der geheimen politischen Literaturpolizey habe

Digitized by Google

passiren müssen. Nun finden wir S. 86 folgende Rede des Fiohes:

„Ich könnte ein wenig prahlerisch reden, ich könnte „sagen, daß ich einer der mächtigsten Könige sey und über „viele, viele Millionen herrsche. Aus angeborner Bescheidenheit und weil auch am Ende der Ausdruck: König! „nicht recht passlich, will ich es aber unterlassen. — Ja „dem Volk, an dessen Spitze zu stehen ich die Ehre habe, „herrscht nämlich eine republikanische Verfassung. Ein „Senat, der höchstens aus fünf und vierzig tausend neun „hundert und neun und neunzig Mitgliedern bestehen darf, „der leichteren Uebersicht beym Votiren halber, vertritt „die Stelle des Regenten, wer aber an der Spitze dieses „Senats steht, führt, weil er in allen Diagen des Lebens „zur Meisterschaft gelangt seyn muß, wirklich den Namen: „Meister! — Ohne weitere Umschweife will ich es Euch „denn nun entdecken, daß ich, der ich hier mit Euch spreche, „ohne daß Ihr mich gewahrt, kein anderer bin, als der „Meister Fiob. — Daß Ihr mein Volk kennet, daran „will ich nicht im mindesten zweifeln, denn gewiß habt Ihr, „würdiger Herr! schon so manchen von meinem Volk mit „Euerm eignen Blut erfrischt und gestärkt. Bekannt muß „es darum Euch wenigstens wohl seyn, daß mein Volk „von einem beynahe unzähmbaren Freyheitssinn beseelt ist „und recht eigentlich aus lauter leichtsinnigen Springinsfelden besteht, die geneigt sind, sich jeder soliden Gestaltung zu entziehen durch fortwährendes Hüpfen. Das „für ein Talent dazu gehört, von einem solchen Volk „Meister zu seyn, werdet Ihr einsehen, Herr Peregrinus, „und schon deßhalb die gehörige Ehrfurcht vor mir haben."

Es freut uns, daß diese Stelle der Untersuchungscommission keinen Anstoß gegeben hat, und daß es sonach dem Volke der Fiche nicht verargt wird, wenn es fortfährt, in republikanischer Verfassung zu leben. Hoffentlich wird der weise Fiob, welcher der Genius vom Helden dieses Mährchens ist, durch die Usurpation des Titels Meister auch nicht in den Verdacht kommen, diejenigen geheimen Republiken parodiren zu wollen, welche von weisen, erhabenen, ehrwürdigen ꝛc. Meistern regiert werden. Das Wort Hinsichts S. 8. wird den Anti-Essisten einigen Anstoß geben; aber die „Spalte eines Fensterladen(s)" S. 80 wird sie versöhnen. Druck und Papier sind zu loben.

Staatskunst.

I. Europa im dritten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts. Eine philosophisch-politische Skizze von Caspar Hirzel. Zürich bey Orell Füßli und Comp. 1821. 306 S.

Nach einem flüchtigen Blicke auf den gegenwärtigen Zustand des gesammten Menschengeschichts, so wie auf die geistige, moralische, staatsrechtliche und politische Cultur Europas, und deren Hindernisse im Allgemeinen, schildert der geistvolle V., ein Schweizer, zuförderst die einzelnen vorzüglichsten europäischen Staaten, und äußert mit wenigen Worten seine Meynung, in wiefern jeder derselben an der politischen Umwandlung, in welcher Europa gegenwärtig begriffen ist, Theil nehmen werde oder nicht, was jedes Land dabey zu hoffen oder zu befürchten habe, welcher Grad von Freyheit und Aufklärung den Bedürfnissen eines jeden einzelnen Staates angemessen seyn dürfte, und wodurch die allgemeine und besondere Wohlfahrt in Zukunft am besten gefördert werden könne. Diese den größten Theil des Buchs (von Seite 19 bis 268) einnehmenden, unbefangenen, und vorurtheilsfreyen Ansichten geben ein zum Sprechen getroffenes, lebendiges Gemälde des gegenwärtigen Zustandes unsers Welttheils, welches alle, denen es um gesunde politische Ideen zu thun ist, insbesondere Staatsmänner, aufmerksam beschauen sollten. Hierauf schlägt der V., zufolge seiner Ansichten, und indem er die fehlerhafte Organisation Deutschlands und Italiens für die Hauptursache aller Störungen im politischen Systeme von Europa ansieht, zu einer soliden Grundlage des politischen Gleichgewichts, eine neue Territorial-Eintheilung vor, welche hauptsächlich auf eine bessere Staats-Einrichtung der letztgenannten beyden Länder, und auf die Vertreibung der Türken aus Europa basirt ist. Polen wird zum Theil (?) hergestellt, und eine unabhängige (?) Republik. Rußland bekommt die Moldau und Wallachey, Bulgarien, den östlichen Theil von Macedonien, Rumelien nebst Constantinopel; Oestreich — Bosnien, Servien, Albanien, Macedonien bis an den Strymon, Thessalien, Livadien, den nordöstlichen Theil des Kirchenstaats und das italienische Protectorat; Großbritannien — Morea, Candia, Negroponte und den ganzen Archipelagus; Frankreich — das Herzogthum Savoyen nebst der Grafschaft Nizza, und im Fall es damit nicht zufrieden wäre (ein sehr wahrscheinlicher Fall!) etwa die Insel Kuba oder ein Stück Land in Südamerika; (warum nicht lieber gleich ein Stück Land im Monde? Denn die Amerikaner möchten die Anweisungen der Europäer wohl schwerlich respectiren!) Preußen empfängt Sachsen und Hannover, und wird Protector des germanischen Bundes; den König von Sachsen entschädigen — die auf dem linken Rheinufer liegenden preußischen Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Niederrhein; Parma, Piacenza und Guastalla wird mit Piemont zu einem Königreiche vereiniget; die Insel Sardinien der Erzherzogin Maria Louise abgetreten; der Rest des Kirchenstaats und die dreyfache Krone nach dem Tode Pius VII. einem mit dem Hause Habsburg verwandten oder befreundeten Prälaten zugetheilt; u. s. w. Zwar hat der V., um mittelst Territorial-Eintheilungen das politische System von Europa auf dauerhafte Grundlagen

Digitized by Google

zu stützen, und ein nicht leicht zu störendes Gleichgewicht zu Wege zu bringen, noch zwey andere Plane, nämlich, entweder Italien einem einzigen Scepter zu unterwerfen, Deutschland aber zwischen Oesterreich und Preußen zu theilen, — oder, Italien und Deutschland, jedes unter einem selbstständigen Oberhaupte, unabhängig zu machen. Er giebt aber dem ersten Plane, seiner leichten Ausführbarkeit wegen, und weil die größern Staaten dabey insgesammt gewinnen, (auch verhältnißmäßig?) den Vorzug. Dieser Theil des Buchs scheint Ref. bey weitem der schwächste zu seyn. Napoleons Plan würde eher und leichter zum Zwecke geführt haben, wenn die Ausführung nicht blos zum Vortheile Frankreichs gelenkt, und weniger rasch betrieben worden wäre. Zulezt macht der V. bemerklich, wie viel noch für das physische, geistige und moralische Bedürfniß der Staaten zu ordnen, zu schaffen, zu vertilgen und aufzuräumen sey. Für die staatswissenschaftliche Vervollkommnung, die allem vorangehen müsse, fange man, meynt er, an, etwas, wenn auch nicht zu thun, doch zu unterwerfen, und erwähnt hier hauptsächlich des heiligen Bundes, dem er, nach gehöriger Würdigung desselben, insonderheit die Verminderung der stehenden Heere (warum nicht auch der Beamten und überhaupt aller Söldlinge?), die Regulirung der Auswanderungssucht, und die Zerstörung der afrikanischen Raubnester zur Pflicht macht. Die Hauptgrundlage aber, auf welche jedes wohl eingerichtete Staatsgebäude sich stützen müsse, sey ein gewisser Grad von bürgerlicher Tugend und Rechtlichkeit. Alles auf der Erde sey wandelbar, wechselnd und vergänglich. Nur die Grundsätze des Rechts und der Wahrheit, der Treue und der Billigkeit, vermöge nichts abzuändern; sie, die über jeden Einfluß menschlicher Anschläge erhabenen, in das Reich des Ewigen, Unwandelbaren gehörenden, allen Stürmen politischer Staatsumwälzungen trotz bietenden müsse man nach und nach im Allgemeinen und in der Leitung öffentlicher Angelegenheiten vorherrschend zu machen suchen, wozu das Hauptmittel die Religion sey.*)

Sieht man übrigens von einigen Provinzialismen ab, als da sind: Neufnung, Zerwürfnisse, Verkomnisse, so fast, vor allem aus, bis anhin, etwelchen, als aber, fürobin, allfällig, ꝛc. so entspricht das Kleid dem Manne, die schöne fließende Sprache des Vs. dem Reichthume und der Wahrheit der philosophisch-politischen Gedanken. Der unselige Ehrbandel S. 74 und die Helvetik S. 190 sind wohl Druckfehler.

S.

*) Sehr wahr; aber kann denn die Religion billigen, daß größere Mächte die kleineren verschlingen, um sodann unter sich ein sogenanntes Gleichgewicht auf dem Wege einer politischen — legis agrariae herzustellen?

M.

II. Die beyden Ultracisten auf dem Monde oder die Politik jenseits. Ein friedfertiges Gespräch, gehalten unter ein Paar ehemaligen Erdbürgern, und herausgegeben von Casp. Hirzel. Zürich bey Orell ꝛc. 1822. 154 S.

Ein Ultraliberaler und ein Ultraroyalist besprechen sich auf dem Monde, wohin die irdischen Betenner und Verbreiter überspannter politischer Meynungen, wie in eine Art von Irrenhaus, um nach und nach zur Vernunft zu kommen, je nach ihrer verschiednen politischen Sinnesart in verschiedne Gegenden, die Ultraroyalisten z. B. auf die dunkle Seite,*) nach ihrem Tode gebannt sind, über die großen Streitfragen, welche dermalen die Erdenwelt entzweyen. Jeder von ihnen betrachtet die Sache aus seinem Gesichtspunkte, jedoch ohne Leidenschaft. Zu ihnen gesellt sich im zweyten Abschnitte ein Gemäßigter. Diesen bringt gerade der Umstand, daß er sich auf dem Monde befindet, und daß er sich ehedem auf der Erde für klüger oder wenigstens für vorurtheilsfreyer als die Meisten seiner Mitbürger gehalten hatte, auf den Gedanken, daß auch er wahrscheinlich ein Narr sey. „Ich habe mich" sagt er „mit meinen Gedanken oft in die luftige Sphäre des rein Speculativen verirrt, und die Sachen nicht genommen, wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten oder könnten." Er hat jedoch beträchtliche Fortschritte in seiner Besserung gemacht; denn er beurtheilt den dermaligen politischen Zustand Europas sehr gut, deckt die groben Fehler der Anhänger der absoluten Gewalt, so wie die der liberalen Parthey, gehörig auf, und glaubt, daß in der Politik nur die stete Behauptung der Mittelstraße zu einem gedeihlichen Ziele zu führen vermöge. Ungeachtet die Dialogenform dazu dient, das Pro und Contra gehörig gegeneinander aufzustellen und abzuwägen, wie hier allerdings geschehen ist, so ermüdet doch die davon unzertrennliche Weitschweifigkeit und Breite. Ref. muß daher gestehen, daß er Hrn. Hirzels philosophisch-politische Skizze von Europa im dritten Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts mit weit größerem Vergnügen gelesen habe.

S.

*) Soll wohl heißen auf die von der Erde abgewandte Seite, die bekanntlich nicht dunkel, nicht ohne Sonnenschein ist, sondern blos den dürftigen Erdschein entbehrt.

M.

Druckfehler (Eingesandter Nachtrag.)

Nr. 37. S. 148. Sp. 1. Z. 11. von unten herauf, statt ἀνδρωτος lies ἀνδρωπος. Nr. 40. S. 159. Sp. 1. Z. 17. von unten herauf, statt δοκιμαζετε lies δοκιμιζετε. Nr. 43. S. 172. Sp. 1. Z. 16. von oben herunter statt Tieger lies Tiger.

Digitized by Google

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 30. Juli 1822.

Sprachkunde.

I. Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache. Zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Selbstunterricht von Joh. Christ. Aug. Heyse. Zweyte, sehr verbesserte und besonders mit der Verskunst der deutschen Sprache vermehrte Ausgabe. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1820. 736 S. gr. 8.

Ueber den Werth dieser ausführlichen Sprachlehre scheint das Publikum günstig genug sich ausgesprochen zu haben, da dieselbe eine neue Ausgabe erlebt hat. Wir stimmen dieser Entscheidung gern bey, und gestehen auch der neuen Auflage wesentliche Verbesserungen zu; wünschten aber wohl daß künftighin auch der Titel*) eine Verbesserung erfahren möchte, wenigstens in Betreff der Interpunction. Das Punctum nach dem Worte Sprache, und der Mangel aller Interpunctirung nach dem Worte Selbstunterricht, lassen dem grammatischen Zweifel Raum, ob das Buch von Herrn Heyse verfaßt, oder für ihn, d. h. zum Selbstunterricht von J. C. A. Heyse, bestimmt sey. Zwar müßte es, nach Herrn Heyse's Meynung, im lezterwähnten Falle heißen: zum Selbstunterricht J. C. A. Heyse's, denn er sagt S. 535: „Wo der „Gebrauch des bloßen Genitivs hinreicht, da ist das von „überflüssig und fehlerhaft, z. B. das ist das Haus von „meinem Vetter; richtiger: das Haus meines Vetters." Aber diese Regel leidet ihre (weder a. a. O. noch S. 298 erwähnte) Ausnahme in dem Falle, wo ein Eigenname mit mehreren (Herr H. schreibt überall mehren)**) Vornamen in den Genitiv gestellt werden müßte. Man sagt besser: die Buchhandlung von Friedrich Paul Kilian Hase, als: die Buchhandlung Friedrich P. K. Hase's, wovon der Grund wohl in dem Umstande liegt, daß das Decliniren von Eigennamen noch keine feste Regel hat.

Im Vorberichte zu dieser zweyten Auflage bedauert der würdige Verf., daß ihm die in historischer Hinsicht so wichtige Sprachlehre von Grimm zu spät zu Gesichte gekommen. Dieses Bedauern theilen wir mit ihm; denn wenn er das Werk von Grimm gekannt hätte; so würde er einen Hauptfehler des seinigen unfehlbar verbessert haben. Herr H. verwirft nämlich diejenigen Sprachformen zu leichtsinnig, welche blos aus der Mode gekommen sind, aber nicht nur guten, historischen Grund, sondern auch die Sprachphilosophie und den Wohllaut für sich haben, und daher hoffen dürfen, wiederum zu Ehren zu gelangen, wenn ihnen die neuesten Moden Platz gemacht haben werden. Inzwischen soll damit nicht gesagt seyn, daß Herr H. den neuesten Mode-Thorheiten das Wort geredet hätte. Wir haben ihn wenigstens in Hinsicht der jezt eben vorherrschenden rein befunden, wir meinen den leidigen (Jean-Paul'schen) Anti-Essismus. Er scheint ihn gar noch nicht gekannt zu haben.*) Inzwischen ist doch dasjenige, was darüber seit einigen Jahren verhandelt worden, allerdings geeignet gewesen, die Lehre von der Bildung der Sammwörter den Sprachlehrern zur Revision zu empfehlen, und wir müssen beklagen, daß unser V. es hier noch nicht hat benutzen können. Er handelt dieses Kapitel S. 219 unter

*) Dacht' ich's doch! Nichts recensiren die Recensenten strenger, als die Titelblätter. Kommt das vielleicht daher, daß sie dieselben abschreiben und folglich auch genau lesen müssen? M.

**) Daran thut er, nach Adelung, nicht wohl. Mehr, der Comparativ von dem alten meh, viel, ist indeclinable; der declinable Comparativ heißt: mehrer, mehrere, mehreres, dürfte aber im nominat. sing. masc. selten vorkommen. M.

*) Rec. hat die Noten S. 295 u. 296. übersehen. Allerdings hat der Verf. den Anti-Essismus gekannt: denn er mißbilliget ausdrücklich die Uebertreibungen der Herren Wolke und Richter (Jean Paul), und führt — spöttisch, wie es scheint — das „merkwürdige" Dreyklanggedicht des beschränkten Sprachmäklers Merkel in Kassel an, worinnen der Klarheitgeist, das Sprachvorthaus, der Wohlklangruhm und das Mißlautschlangenzischen die belobten Neuerer unwillkührlich parodiren. M.

Digitized by Google

der Kategorie der Rechtſchreibung äußerſt kurz ab, und nicht ohne auffallende Fehler. So z. B. will er die Langeweile nicht leiden, ſondern, weil man im Genitiv „der Langeweile“ ſagt, die lange Weile geſchrieben wiſſen. Darinne können wir ihm nicht beyfallen. Eine lange Weile warten, iſt etwas ganz anderes, als Langeweile haben, und wir ſehen nicht ein, warum das Adjectiv nicht auch noch im Sammworte declinirbar bleiben könnte, wenigſtens ausnahmsweiſe. Iſt nicht auch der Geheimerath (der Beamte) von dem geheimen Rathe (dem Collegium) verſchieden, und empfehlen wir uns nicht der Gnade des Herrn Geheimenraths, welcher unſere Sache dem geheimen Rathe vortragen ſoll? Herr H. führt a. a. O., als Beleg der Regel, „daß Wörter, deren verſchiedene Begriffe man „ſich nicht in einem einzigen vereinigt denkt, auch nicht „zuſammen geſchrieben werden,“ außer dem geheimen Rath (womit er unſelbſtbar das Collegium meint) auch die lunge Magd an, und dieß Beyſpiel ſcheint uns inſofern übel gewählt, als es auch Jungemägde giebt, die von jungen Mägden ſich dergeſtalt unterſcheiden, daß ſie ſehr alt werden können, ohne daß ſie aufhören Jungemägde zu ſeyn.

Es iſt, wenn wir nicht irren, ſchon bey einer anderen Gelegenheit in dieſen Blättern getadelt worden, daß Herr H. S. 353 den Genitiv: gerades Weges für richtiger hält, als den: geraden Weges, obſchon er zugeſteht, daß dieſer häufiger gebraucht wird, als jener. Der Tadel ſteht zwar ein wenig nach Anti-Eſſismus aus; aber doch ſcheint uns die von jenem Recenſenten vorgeſchlagene Regel nützlich, das s dem Adjectiv nur dann zu geben, wenn der Genitiv des Subſtantivs keines hat, alſo böſen Leumunds, und: gutes Menſchen. Nur wird ſie nicht auf die Pronomina anzuwenden ſeyn, man wird nicht füglich meinen Weines ſtatt meines Weines ſagen können.

Mancherley hätten wir einzuwenden gegen den Anhang S. 623, welcher von den grammatiſchen Figuren handelt. Sie beſtehen nach dem Verf., der ſie auch Wort-Figuren nennt, „in dem Hinzuthun und Weglaſſen einzelner Buchſtaben, Sylben und Wörter, und gehören „größtentheils mehr unter die Fehler der gemeinen Sprech„art, als unter die Schönheiten der Rede, weil ſie faſt „alle (?) aus Unbekanntſchaft mit der Grammatik, oder „aus einem falſchen Geſchmacke, oder aus Noth ungewandter „Dichter entſtanden ſind.“ Wer wollte denn aber Schnitzer, wie die unter Anaſtrophe angeführten Verwechſelungen von demnach (exinde) mit nachdem (postquam), von under mit herum, von Biermaß mit Maß Bier, für grammatiſche Figuren gelten laſſen? Auch nimmt Herr H. mit Unrecht das gewöhnliche: welch Kind, ſchön Wetter u. dgl. nebſt Matthiſſons: der Frühlingslandſchaft zitternd Bildniß, in dieſes Schnitzerregiſter auf, und ſtellt es neben die altthümliche Apokope: manch' Mann. Das Adjectiv im Neutrum ohne es, iſt eine ganz ſtatthafte, obwol nicht überall ſchickliche, Declinationsform,*) die wir S. 353 ungern vermißt haben. Gut Geld iſt nicht nur oft eben ſo gut, ſondern bisweilen beſſer, als gutes Geld.

Doch genug, vielleicht ſchon zuviel, über eine neue Auflage. Wir haben ohnehin noch, und vielleicht noch mehr, über dasjenige Kapitel zu ſprechen, welches ganz neu daran iſt, und alſo hier in erſter Auflage erſcheint: über die „Metrik oder Verskunſt.“

Der V. unterſcheidet S. 636 Rhythmus und Versmaß. „Eine größere oder kleinere Reihe von Längen und „Kürzen, die mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit wechſelnd „auf einander folgen, nennt man, ohne Rückſicht auf den „darin ausgedrückten Tactgang und auf Hebung und Sen„kung der einzelnen Sylben, ein Metrum oder Versmaß. „Erſt wenn die tactmäßig gegliederte, mit Hebung und Sen„kung verbundene Bewegung (?) dazu kommt, erhält das „Metrum einen Rhythmus.“ Wenn wir Herrn H. recht verſtehen; ſo wäre nach ihm der Rhythmus überhaupt nur denkbar am geſprochenen oder geſungenen Verſe, er wäre nichts anderes, als die Regelmäßigkeit in der Bewegung der Schallwellen, und alſo eigentlich nur für den äußeren Sinn des Gehörs vorhanden. In der Anmerkung ſagt er: „Ein Rhythmus kann durch verſchiedene Metra „ausgedrückt werden. So haben z. B. folgende verſchie„dene Metra offenbar einerley Rhythmus:

— — — —
Leb wohl | mein Freund!
⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —
Wie er ſpricht. | ſo geſchieht's.

„Umgekehrt kann ein und daſſelbe Metrum verſchiede„nen Rhythmus haben. Die Wörter frohlockt und „Vollmond haben einerley Metrum, aber verſchiedenen „Rhythmus: denn in dem erſten Metrum iſt die Hebung „auf der letzten der beyden Längen; (alſo frohlockt?) in „dem zweyten Metrum auf der erſten.“ Seltſam wenn wir für frohlockt ein Wort ſetzen, welches wirklich auf der zweyten Länge den Hauptton hat, z. B. Mordoût; ſo begreifen wir nicht — begreifen um ſo weniger, wie hier das Metrum für ganz einerley gehalten werden könne. Und wenn es einerley ſeyn ſoll, wie kann denn Herr H. von einem erſten und einem zweyten Metrum reden. „In „dieſer Verſchiedenheit der Begriffe Metrum und Rhyth„mus (fährt er fort) liegt auch der Grund, warum manche „Verſe, wie z. B. der Hexameter, in ihrem Metrum „ſehr veränderlich ſind, bey allen Veränderungen aber „doch immer den eigenthümlichen Rhythmus behalten.“ Sonach hätten die beyden Verſe Virgils:

*) Nicht vielmehr ein Gebrauch des Adjectivs in unbeſtimmter Wurzel? M.

Digitized by Google

Illi inter sese magna vi brachia tollunt —

und

Quadrupedante pudrem sonitu quatit ungula campum —

einerley Rhythmus und verschiedenes Metrum? Wir möchten den Satz umkehren. Das Versmaß ist dasselbe: sechs Füße oder Takte, und zwar Zweyviertheltakt. Aber die Noten sind verschieden, dort lauter Viertheil, hier je zwey Achtel und ein Viertheil in einem Takte, welches eine verschiedene Bewegung der Schallwellen, also, nach Herrn H's obiger Thesis, einen verschiedenen Rhythmus giebt.

Er scheint sonach hier die beyden verwandten Begriffe, statt sie zu erklären, verwechselt zu haben, und zwar zweymal in einem Athem. Das ist ein übles Exordium seiner Metrik.

Besser unterscheidet er S. 640 Accent und Quantität (Ton-Maß und Zeitmaß) der Sylben, doch muß man, um ihn völlig zu verstehen, den 2ten Abschnitt der Sprachlehre S. 102 ff. genau nachlesen. Es kommt in der That alles darauf an, daß man, wie der V. S. 102 in der Anmerkung sagt, erst recht unterscheiden lerne:

1) einen Sylbenton längen (? — dehnen!) oder kürzen,
2) ihn heben oder senken (auf der Scala),
3) ihn stärken oder schwächen (forte oder piano sprechen).

Aber Neologismen, wie tonhebig und tonsenkig (S. 103) sind wenig geeignet, diese Unterschiede klar zu machen. Weit bessere Dienste würde hier die mathematisch-musikalische Methode und Kunstsprache leisten. Eine ausgesprochene Sylbe kann betrachtet werden, einmal als chronische Größe (Ausdehnung in der Zeit), sodann als diatonischer Ort (Stellung auf der Tonleiter), und endlich als akustische Kraft, welche mittelst der Schallwellen oder Schallstöße auf das Trommelfell wirkt. In erster Beziehung ist sie, mit einer andern verglichen, lang oder kurz, in der zweyten hoch oder tief, in der dritten stark oder schwach. Die Metrik hat es hauptsächlich mit dem erstgenannten Verhältnisse zu thun, und fragt nach dem zweyten und dritten nur in soferne, als dieselben auf jenes erste etwan einzuwirken vermöchten, oder mit demselben verwechselt werden könnten. Nun nimmt Hr. H. S. 644 „lange, (oder langzeitige) kurze (oder kurzzeitige) und mittelzeitige (zwischen Länge und „Kürze schwankende)" an. Wir bekennen, daß wir uns von einer Zeitgröße, die zwischen lang und kurz schwanken soll, keinen deutlichen Begriff machen können. Und wenn der Verf. a. a. O. weiter sagt: „Die Kürze wird „als eine Zeit (mora) betrachtet, die Länge als zwey „Zeiten, so daß also zwey Kürzen auf eine Länge „gehen, z. B. Wonnegesang, innig geliebt;" so können wir darin ebenfalls nicht seiner Meynung seyn. So mißt zwar die Musik ihre Zeitgrößen, sie hat ganze und halbe Noten, Viertheile, Achttheile, Sechzehntheile u. s. f.; sie betrachtet dieselben in ihrem geometrischen Verhältnisse zu einander, d. h. sie fragt nicht, um wieviel die eine größer als die andere, sondern, wie vielmal die kleinere in der größeren enthalten sey. Sie sucht den Quotienten, nicht die Differenz, sie subtrahirt nicht, sondern sie dividirt, und ihre Noten, als chronische Größen betrachtet, führen daher, mit Ausnahme der größten Einheit (𝅝) den Namen von Brüchen. Ihr 𝅘𝅥 heißt Viertheil, weil es in 𝅝 viermal enthalten ist. Die Metrik hingegen sieht bey der Vergleichung der chronischen Größen blos auf das Größer- oder Kleinerseyn (> oder <): wenn die Sylbe a > b; so ist a lang (—), b kurz (∪), und es wird nicht einmal darnach gefragt, in welchem arithmetischen Verhältnisse sie zu einander stehen (d. h. um wieviel a größer als b sey), geschweige denn, daß das geometische (d. h. die Frage, wie vielmal b in a enthalten) in Betrachtung käme. „Inniggeliebt" z. B. (–∪∪–) wird nicht nothwendig wie 𝅝 𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅝 zu sprechen seyn; es wird, je nach Beschaffenheit der Empfindung des Sprechenden, im Elemente der Zeit wie 𝅝 𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅝, wie 𝅝 𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅘𝅥, wie 𝅝 𝅘𝅥 𝅘𝅥 𝅝 u. s. f. erscheinen können, ohne irgend gegen die Gesetze der Metrik anzustoßen. Das Alles findet man ausführlicher, als es hier gegeben werden kann, in dem neuesten Taschenbüchlein des Hrn. Red: Vers und Reim, *) S. 57. Was soll nun also eine mittelzeitige, eine zwischen Länge und Kürze schwankende Sylbe heißen? Eine solche, die bald lang, bald kurz gebraucht werden kann? Das ist im Deutschen mit allen der Fall, wenn man sie einzeln betrachtet, nur ihre Verbindung zu Wörtern, und einsylbiger Wörter zu Verstalten, fixirt ihre Quantität. Daher ist denn auch der bekannte Unterschied zwischen Urlängen und Urkürzen („Sylben, die ihrer Natur nach nie anders, als lang, oder nie anders, als kurz seyn können" S. 645) nicht sonderlich zu empfehlen, und noch weniger der Satz: „Von Natur mittelzeitige Sylben und Wörter (? — einsylbige meint der Verfasser? Nun, das sind auch Sylben!) „nennen wir, „wenn sie durch ihre Stellung lang werden: Afterlängen, wenn sie kurz werden: Afterkürzen." Mit den leidigen Mittelzeitigen fallen auch diese, so leicht

*) Das ist ja blos eine Taschenmetrik für Frauenzimmer. M.

Digitized by Google

irre leitenden Unterſchiede weg, und die Verskunſt hat Ein Mittel weniger, die Dichtkunſt einzuſchnüren.“)

Beyläufig bemerken wir hier noch, daß uns überhaupt grammatiſche Regeln nicht gefallen, wenn ſie in ſo unlogiſcher Form ausgedrückt ſind, wie S. 645: „Lang oder „zweyzeitig als Urlängen ſind im Allgemeinen alle „Stammſylben und von ſolchen gebildete Grundſylben.“ Es wäre gar zu wunderlich, wenn Urlängen kurz (nach d. Verf. einzeitig) wären. Er will ſagen: Urlängen ſind im Allgemeinen alle Stammſylben u. ſ. f. Daß dieſe Urlängen lang ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Kleinigkeiten! wird man ſagen; aber ſie kommen bey unſerem V. nicht ſelten. S. 660 u. a. heißt es vom Tribrachys (⏑⏑⏑): „fehlt der deutſchen Sprache in einem dreyſylbigen Worte,“ (nein, er fehlt ihr an allen dreyſylbigen Wörtern, d. h. ſie hat gar kein dreyſylbiges Wort, welches ein Tribrachys wäre) „findet ſich aber in getheilten Wörtern.“ Der V. will ſagen: in vier- und mehrſylbigen Wörtern, das zeigt ſein Beyſpiel: „freundlichere“ (— ⏑⏑ —); in dieſem Worte befindet er ſich als Theil, aber kann man darum wohl ſagen, er befinde ſich in dem getheilten Worte? Die Naſe iſt ein Theil des Geſichts; aber ſie befindet ſich deßhalb nicht im getheilten Geſichte.

Den Unterſchied zwiſchen Versfüßen und Wortfüßen beſtimmt der V. S. 663 mit Klarheit; doch ſcheint es uns nicht ſcharf genug, daß er zu den Wortfüßen auch diejenigen zählt, welche durch mehrere, dem Sinn und Tone nach genau verbundene Wörter z. B. Artikel und und Subſtantiv, Pronomen und Verbum, gebildet werden. Er nennt ſolch ein Ding ein Tonwort, und erſprach es (⏑ — ⏑) iſt ihm eben ſowol, als Verhängniß, ein amphibrachiſcher Wortfuß. Es iſt aber ein ganzer Satz, und müßte analogiſch ein Satzfuß genannt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Rec. iſt vielleicht nur gegen den wunderlichen Namen eingenommen. Der Begriff von ſyllaba anceps möchte doch wohl in der Metrik eben ſo unentbehrlich ſeyn, als die Kategorie der Amphibien in der Naturgeſchichte.

M.

Quadratur des Zirkels.

Jacob Meuerer in Arnual bey Saarbrücken hat in der Frankf. O. P. A. Zeitg. Nr. 180. Beyl. angezeigt, daß er ſie „ausfindig gemacht“ habe, und iſt erbötig, den Beweis „nach mathematiſchen Grundſätzen“ zu führen, wenn die erhabnen Regierungen einen Preis für dieſe wichtige Entdeckung ausgeſetzt haben werden. Warum haben die erhabenen Regierungen das nicht gethan? Haben ſie geglaubt, für dieſe Entdeckung wäre die unfehlbare Unſterblichkeit Preiſes genug? — Wir wünſchen dem Herrn J. M. den Gelöpreis wie den Ruhmpreis von Herzen; aber wir müſſen bekennen, daß ſeine Anzeige uns wenig Hoffnung für ihn eingeflößt hat. Er hat, ſeinem Aufführen nach, „erfunden, wie ſich die krumme Linie des Zirkels in eine gerade verwandeln, und hiernach der Flächen-Inhalt eines Kreiſes ſich in eine Quadrat-Fläche berechnen läßt.“ Aus dieſer Faſſung erhellet noch nicht einmal, ob Herr J. M. die Aufgabe ſcharf genug aufgefaßt habe um ſie deſſer löſen zu können, als Newton und Leibnitz mit ihren unendlichen Approximationsreihen. Doch ſcheint er den Sitz des Knotens allerdings zu kennen: denn er will beweiſen, „daß es wirklich ein rationales Verhältniß der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, und mithin auch ein rationales Verhältniß des Durchmeſſers zur Peripherie giebt.“ — Auf den Beweis dieſes Mithin ſcheint hier alles anzukommen. Daß überhaupt krummlinigte Ebenen durch geradlinigte meßbar ſind, iſt ſchon in der niederen Geometrie erweislich, es erhellet aus der Quadratur (oder Triangulatur) der Lunul. Hippocratis. Aber daraus folgt leider nicht, daß die Seite der quadrirten geradlinigten Ebene nun auch zum genauen Linienmaße für die krummen Umfangslinien der ausgemeſſenen Ebenen taugt. Taugt doch oft die Seite von der Maaßeinheit einer Quadrat-Ebene nicht zur Ausmeſſung der Quadratſeite. Die Seite eines Quadrates von 8 Fuß Flächeninhalt iſt eine, in Bezug auf das Längenmaaß: Fuß, offenbar incommenſurable Größe.

F.

Schlotterichte Königin.

„In der neueren Adreſſe einer Deputirtenkammer an „ihren König wird die öffentliche Meynung die Königin „der Welt genannt. (S. Frankf. O. P. A. Z. Nr. 162. „Sp. 4. Z. 22. v. u.) Sehr richtig, aber ſie iſt die ſchlotterichte Königin, (oder nach Eſchenburg, die ſchlumpige Königin,) aus Shakſpeare's Hamlet Akt II. Scene 2, „man macht heutzutage ein gewaltiges Weſen davon;

„Doch wer, o Jammer!
„Die ſchlotterichte Königin geſehn,
„Wie barfuß ſie umher lief — u. ſ. f.“

Sehr richtig; aber Polonius ſagt: Die ſchlotterichte Königin iſt gut. — Vox populi, vox dei!

M.

Druckfehler.

In der Anz. von Piazzi's Aſtron. Nr. 49. S. 194. Z. 6. v. u. l. andere ſt. andern. S. 195. Z. 10. v. o. l. ſie (nämt. die Bewegungen) ſt. ſo.

Digitized by Google

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Freitag den 2. August 1822.

Sprachkunde.

1. Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache. ꝛc.

(Beschluß.)

S. 667 ff. handelt der V. mit löblicher Gründlichkeit von den Versarten. Er theilt sie in einfache (von gleichartigen Füßen) und vermischte (von ungleichartigen Füßen). Die Trochäischen nennt er: Hölty-Verse, die Jambischen: von Kleist-Verse, die Dactylischen: Ossian-Verse. Warum? Hat Hölty die Trochäen, von Kleist die Jamben, Ossian die Dactylen erfunden? Nein, Hr. H. hat diese Namen gewählt, weil — Hölty ein trochäischer, von Kleist ein jambischer und Ossian ein dactylischer Wortfuß ist. Darüber haben wir ein wenig lachen müssen, nicht eben, als ob uns diese Gedächtnißhülfe ganz verwerflich schiene, sondern weil uns dabey ein artiges Theater-Bonmot in Erinnerung kam. Gemeine Schauspieler nennen bekanntlich alle Verse, die auf die Bühne kommen, Jamben. So that denn auch Einer mit denen in Schlegels Uebersetzung von Calderons standhaftem Prinzen, und man belehrte ihn, daß diese trochäisch genennt würden. Als ihm nun später, bey einer andern Bühne, die Bearbeitung von Herrn Männinger vorkam, und man ihn nach der Versart fragte, hatte er den rechten Namen wieder vergessen, und antwortete: Es sind Schlegel-Verse.*) Schade fürwahr, daß die Jamben, in welche der Pseudonymus West in seiner Bearbeitung von Calderons Das Leben ein Traum die schönen Trochäen von Gries verwandelt hat, keine Palindaceen (– – ⏑) sind (außer etwa in sofern, als Herr H. S. 660 das Wort durch Schwerfall übersetzt hat); man könnte sie alsdann Schreyvogel-Verse nennen. Herrn H's. „von Kleist-Verse" übrigens sollten wohl einen anderen Namen bekommen, da unmittelbar vor dessen Ertheilung, S. 671., ausdrücklich von Kleist als derjenige deutsche Dichter genannt wird, der in achtfüßigen trochäischen Versen (Tetrametern) gedichtet hat. Wer denn unter den deutschen Dichtern kein bürgerlicher Jambus zu finden? Wir glauben, für jede Art von Füßen müsse einer aufzutreiben seyn. Matthissons z. B. ist, ohne sein von, ein Amphimacer (⏑ – ⏑), und wir glauben nicht, daß man Schiller gradelt hat, um einen Sholius (⏑ – ⏑) für Herrn H's. Nomenclatur (vergl. 660, Nr. 4.) aus ihm zu machen. Auch Fouqué und Houwald sind ohne den adligen Vorschlag Spondäen, so gut, wie Klopstock und Wieland, welchen letztgenannten, im Vorbeygehn gesagt, Herr H. wenig gelesen zu haben scheint, da er nicht einmal der freyen Oberon-Stanze gedenkt.

S. 669 wird gesagt: „geht ein Vers auf eine lange, „betonte (?) Sylbe aus, so hat er ein männliches Ende; „geht er auf zwey Sylben aus, von denen die letzte eine „tonlose Kürze ist, so hat er ein weibliches Ende." Wie kann ein Vers auf zwey Sylben ausgehen? Und wäre Aurora kein weibliches Ende, weil die Schlußkürze nicht tonlos ist?

S. 675, Nr. 3, führt der V. als Beyspiel von reinen dactylischen Versen unter andern auch den von Salis an:

Klag' ist ein Mißton im Chore der Sphären.

Mißton im (– ⏑ ⏑)? Wenn das ein reiner Dactylus ist, wo bleibt Herrn H's. Urlänge? Ist Ton keine?*)

Der Hipponakteische Hinkvers (Choliambe) ist unberücksichtiget geblieben. (S. Lit. Bl. 1821. Nr. 35. Sp. 2. a. E.)

Im letzten Abschnitte (IV.) wird vom Reime gehandelt. Die Definitionen vel quasi S. 697 sind kritisch klar und haben das Verdienst der Kürze; aber die Schärfe fehlt. Die Assonanz ist in den Begriff des Gleichklangs aufgenommen, und die nordländische von der südländischen nicht geschieden, vielweder gar nicht erwähnt **), auch überhaupt Aehnlichkeit und Gleichheit (des Klanges) nicht

*) Vielleicht wird es durch die Verbindung mit Miß eine Afterkürze. M.

**) Der V. wird sie wohl zu den Alliterationen gezählt haben, von denen er a. a. O. ausdrücklich abstrahirt. M.

*) Ulmann's S. Lit. Bl. 1821. Nr. 30. M.

Digitized by Google

gehörig von einander gesondert. In der Anmerkung aber behauptet er von der südländischen: „Sie verträgt sich „nicht mit dem Charakter der deutschen Sprache, und thut „wenig Wirkung" u. s. f. Und so läßt er sie denn bey Seite, wie auch der Herr Red. des 2. Bl. in der obangez. Schrift, Reim und Vers, S. 41 unter dem Vorwande gethan, daß es noch zweifelhaft sey, ob sie auf der deutschen Bühne festen Fuß fassen werde. Dort, wo von Vers und Reim auf der Bühne die Rede ist, mag der Vorwand gelten; aber Herrn H. kommt es nicht zu statten. Er hätte diese Materie nicht übergehen sollen, und er würde seine geringe Meynung von der Wirkung der Assonanz gewiß ändern, wenn er nur bedächte, daß dieselbe vorzüglich auf langen Reihen assonirender Versenden beruht. Den sehr glücklichen Versuch, den Fouque mit der spondäischen Assonanz gemacht, hat er freylich noch nicht gekannt, und Tiek (so wie leider mancher andere neuere Dichter von Bedeutung) scheint ihm völlig fremd geblieben zu seyn. Warum er S. 699 Magd und Jagd zu den unreinen Reimen zählt, begreifen wir eben so wenig, als wie er den Reim von sieh auf schwieg unbedingt rein nennen kann, da doch nicht überall ch und g am Ende des Worts gleichtönig sind.

Für die Reimverschlingung stellt er, soviel die lyrischen Gedichte anbelangt, die Regel auf, daß zwey Reimzeilen nie durch mehr als höchstens (Pleonasmus!) drey nicht darauf reimende von einander getrennt werden sollen. Wir sind gleichwol des Dafürhaltens, daß folgende Strophe:

> Leben gleicht der Töne Beben,
> Und der Mensch dem Saitenspiel;
> Wenn es hart zu Boden fiel,
> Kehret der rechte Klang nicht wieder,
> Und sein Mißlaut stört die Lieder,
> Die aus reinern Saiten schweben —

auch im lyrischen Gedicht schön seyn würde,*) obschon der erste Vers einen Binnenreim (oder vielmehr Anfangsreim) enthält; eine Form, die Herr H. ohne alle hörbaren Gründe unbedingt verwerfen will. Wenn sie nicht in Ziererey ausartet, kann sie oft von sehr guter Wirkung seyn.**) Daß er die, vom Herrn Postmeister Nürnberger erfundene, Anwendung der combinatorischen Analysis auf die Lehre von der Reimverschlingung (s. Lit. Bl. 1820. Nr. 108, Anmerk.) noch nicht gekannt, ist — so lächerlich dieselbe auch scheinen mag — dennoch zu beklagen; es ist einem Lehrer der Verskunst gut, zu wissen, daß drey zweyarmige Reime 15 Verschlingungen, vier 105 u. s. f. geben. (Vergl. Reim und Vers a. d. Bühne S. 31 ff.)

S. 705 ist, bey Gelegenheit der Terzinen, die Rede von einem, in der Mitte zweyer gereimter(n) Verse verschlossenen (eingeschlossenen) Verse. S. 703 wird für den Gebrauch reimloser Zeilen am Ende der Strophen ein obscurer Gelegenheitsvers als Beyspiel angeführt. Fiel denn Herrn H. Blumauer's Aeneide nicht bey?

Dieß sey genug zum Beweis, daß die vorliegende erste Auflage der Heyse'schen Verskunst noch gar mannigfaltiger Verbesserungen empfänglich, ja wohl gar einer völligen Umarbeitung bedürftig ist. Der ganzen Grammatik aber gebührt im Durchschnitte, wie schon erwähnt, viel Beyfall, und es sind vor allen die zahlreichen Uebungsaufgaben, welche sie höchst nützlich machen können. Sie hat in dieser Hinsicht mit der, so oft aufgelegten, französischen von Meidinger eine löbliche Aehnlichkeit.

II. Kleine, theoretisch praktische deutsche Grammatik. Ein Auszug aus dem größern Lehrbuche der deutschen Sprache. Zunächst für Schulen bearbeitet von J. C. A. Heyse. Dritte verbesserte Auflage. Hannover i. d. Hahn'schen Hof-Buchhdl. 1821. 336 S. 8.

III. Kurzer Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen, nach den größern Lehrbüchern der deutschen Sprache von J. C. A. Heyse, Schuldirector in Magdeburg. Ebendas. 1821. 128 S. 8.

Auf dem Titel von Nr. II. ist der bey Nr. I. gerügte Fehler verbessert. „Bearbeitet von Heyse," das ist völlig unzweydeutig, und die Bearbeitung ist im ganzen zweckmäßig zu nennen, nur noch nicht gedrängt genug. Der V. fängt auch hier wiederum ab ovo an: „Der „Mensch kann Andern seine Gedanken und Empfindungen „auf eine dreyfache Art mittheilen: 1) durch Geberden „und Mienen, 2) durch Sprechen oder Reden, 3) durch „Schreiben." Wie? Nicht auch 4) durch Malen? 5) durch Bildhauen? 6) durch Bauen? (Architectur) 7) durch Musiciren? u. s. f. Daß die Uebungsaufgaben nicht gestrichen worden, billigen wir, nur hätten die langen, wie z. B. S. 110, gegen kürzere vertauscht werden mögen. In derjenigen über den Gebrauch des Dativs und Accusativs S. 246 sind nach der Angabe am Schlusse 21 (absichtliche) Fehler; im größeren Werke (Nr. I.) S. 495 giebt Herr H. deren nur 20 an. Wir hätten deren 22, wenn wir Herrn H. zugeben, was er in Nr. I. S. 493 gegen den doppelten Accusativ bey dem Zeitworte lehren erinnert, denn dann ist auch die Redensart: „der mich das lehrt,"

*) Mir recht schön zu bedünken! M.

**) Herr H. sagt ja S. 704 auch nur: „Durchaus verwerflich ist das veraltete tändelnde Reimen in der Mitte." Hatten wir ihn beym Worte: er will nur das Tändeln damit nicht leiden. M.

Digitized by Google

fehlerhaft. Bey der Frage, ob lehre mich, oder lehre mir das, richtiger sey, führt er übrigens a. a. O. als Autorität für den Dativ Worte von Herder und Kamler an, ohne Bürger's zu gedenken. War ihm unbekannt, daß dieser einmal den Accusativ förmlich verbannte, und ihn wieder zurückrief. Die Metrik ist auch in dieser 3ten Auflage des Anszuges nachgetragen, und zwar mit weniger Abkürzung. Beherzigenswerth für viele Schulscheitsteller sind die Worte im Vorberichte S. IV: „Wir „schaden wirklich dem Unterrichte durch die beliebte große „Gründlichkeit und Ausführlichkeit in den gewöhnlichen „Lehrbüchern für Schüler, legen ein Fundament zu einem „babylonischen Thurme, und vermögen doch größtentheils „nur aufzuführen ein winziges Thürmlein; dann zerstreuen „wir den schon zerstreuten Knaben, der zuletzt vor lauter „Bäumen den Wald nicht sieht, und das Ganze wegen „Menge der Theile aus den Augen verliert."

Nr. III. ist ein Auszug aus dem Auszuge. Das „bearbeitet von Hepse" fehlt zwar hier auf dem Titelblatte; aber mit Recht. Dieser zweyte Auszug ist nach dem Vorbericht von einem Dritten (Dr. Tetzner) unter Herrn H's. Leitung gefertigt worden. Von dem Zwek des Selbstunterrichtes, den Herr H. bey Nr. II. noch nicht ganz aus den Augen gelassen zu haben scheint (es ist S. III. von einem Lernbuche die Rede), ist hier ganz abgesehen worden, und auf diese Weise ist ein ganz eigentliches Schul- oder Riemenbuch entstanden, wie es die Schüler brauchen, um desto leichter in der Stunde dem Vortrage des Lehrers zu folgen, und nach der Stunde das Gehörte zu repetiren. Auch hier fehlt die Metrik nicht, und wir billigen das um so mehr, je öfter wir jetzt in den Zeitschriften, Almanachen u. dergl., deutschen Sängern (alt venia verbo) begegnen, welche offenbar in ihren Schulstunden nichts von der deutschen Versekunst gelernt haben, indem sie dieselbe auf jeder Zeile in das Angesicht schlagen. Der Druk ist, wie bey I. und II., sehr sorgfältig. S. 136 ist der Amphimacer: Sonnenberg, irrig als Dactylus bezeichnet.

Polyhistorie.

Cyclus, ein Versuch über die endliche Cultur des Menschengeschlechts in der Wissenschaft und Kunst. Von C. A. Wenhold, Doctor und Professor zu Halle. Leipzig b. Göschen 1822. 292 S. gr. 8.

In der scherzhaften Vorrede recensirt Hr. W. sich selbst ziemlich treffend. Was er mit seinem Buche aber eigentlich bezwecke, davon belehrt uns zum Glük die Einleitung dazu, durch welche auch der Titel desselben verständlicher wird. Zum Glük — sagen wir. Denn ohne dieselbe sähe man gar nicht ein, was schon mit derselben äußerst schwer ist, wie so heterogene Gegenstände, als diejenigen sind, wovon in diesem Buche gesprochen wird, sich zusammen gefunden hätten. Herr W. behauptet nämlich, „alle „und jede Cultur des Menschengeschlechts durchlaufe einen „Kreis, der sogar einer mathmatischen Berechnung unter„liege; und eine unendliche Ausbildung desselben (des Men„schengeschlechtes wahrscheinlich — nicht des Kreises,) sey „an sich nicht denkbar." Sein Buch nun soll versuchen den Beweis zu führen, daß das Reich der wahren Wissenschaft ohne Phantasie wohl erkannt sey, (wozu natürlich ein Mann wie Hr. W. gehört, der das Reich übersehen kann,) und daß wir eine Ahnung von dem Ziele haben, welches der endliche Mensch auf dieser sublunarischen Welt zu erreichen vermöge. Dieß giebt ihm daher Anlaß über die verschiedensten Gegenstände von Wissenschaft und Kunst in kurzen Sätzen zu sprechen und zu urtheilen; und dadurch zu zeigen, daß er von Allem etwas wisse, — daß er allgemeine Bildung habe.

Der Behauptung des Vs. zufolge läßt die Logik in Hinsicht ihrer Ausbildung fast nichts mehr zu wünschen übrig. Von der Logik des Vs. läßt sich nicht das Nämliche sagen. Die erste Abtheilung seiner Schrift ist überschrieben: Cyclus, ein Versuch über die endliche Cultur des Menschengeschlechts in der Kunst und Wissenschaft; — die zweyte Abtheilung: Allgemeinere Betrachtungen über die Cultur des Menschengeschlechts; — die dritte: Philosophische Ansichten über die Welt und die Menschen. Das ganze Werk führt demnach den Titel einer, und zwar der ersten Abtheilung, und auf die dritte Abtheilung paßt der Titel des Ganzen gar nicht, wenigstens hätte in derselben der Unbegriff des Wissenswürdigsten aus der Mathematik, Physik oder irgend einer andern Wissenschaft eben so gut Platz nehmen können, als die philosophischen Ansichten über die Welt und die Menschen. Das Ganze konnte wohl besser den Titel bekommen: Παιπλμαε, d. i. Allerley, jedoch nichts Neues oder Eigues, was der Doctor der Weltweisheit u. s. w. C. A. Wenhold über den Stand der Wissenschaft und Kunst, über Welt und Menschen, über res humanas et divinas weiß und urtheilet.

Gegen die Idee, welche dieses Allerley in der ersten und zweyten Abtheilung locker, in der dritten aber gar nicht mehr zusammen hält, daß nämlich die Cultur des Menschengeschlechts endlich sey, und einen Cyclus durchlaufe, läßt sich eben so wenig als gegen die Behauptung einwenden, daß ein Baum nicht bis in den Mond wachsen, nicht ewig grünen werde. Aus dem kurzen Zeitraume aber, den bis jetzt das Menschengeschlecht durchlaufen hat, und den wir mittelst der Geschichte zu übersehen vermögen, so wie aus dem gegenwärtigen Stande der Künste und Wissenschaften bestimmen zu wollen, wann die Cultur des Menschengeschlechts den Culminationspunkt erreichen werde, ja daß sie jetzt schon nahe daran sey, ihn zu erreichen, wäre Eitelkeit und thörichte Anmaßung. Ein gebildeter Grieche oder Römer aus der blühendsten Epoche Griechenlands oder Roms mag sich vielleicht auch eingebildet haben, die Kunst und Wissenschaft seiner Zeit stehe auf dem höchsten Gipfel, oder doch nicht weit davon. Wir würde er aber erröthen und sich gedemüthigt finden, wenn er den Stand, den die Mathematik, Philosophie und Naturgeschichte, die Geographie, Physik und Medizin ꝛc. zu unsren Zeiten erreicht hat, mit dem vergliche, den sie zu seiner Zeit hatten. Welchen Eindruck müßte eine europäische Kriegsflotte, ein Dampfschiff, ein Luftballon auf ihn machen? Zu welches Erstaunen würde ihn ein Dollondsches Fernrohr und das Sonnenmikroskop, der Compaß und eine elektrische Batterie, unser Kriegsgeschütz und ein Panoramagemälde setzen? Was würde er bey Betrachtung des Innern eines englischen Mannfactur-Gebäudes, eines Genfeerischen Uhrenmagazins, einer Sternwarte, was bey Betrachtung der mannigfaltigen Kunstprodukte der Optik, Mechanik und Hydraulik sagen? Warum sollte, wie Hr. W. meynt, die Gedächtnißrede nie ganz vollendet werden, warum sollten wir nie-

Digitized by Google

mals bis an die Pole gelangen können? Sollte die Sternkunde mit Beobachtung und Bestimmung der Kometenbahnen schon ihren Kreis durchlaufen haben, die Tonkunst durch Mozart schon erschöpft, die Petersbrücke in Rom das non plus ultra menschlicher Baukunst seyn? Wer kann absehen, was für Aufschlüsse man noch durch die Sonnenwärme über die sinnliche und übersinnliche Welt erhalten, welche geistige und ethische Bildung dem allerdings denkbaren ewigen Frieden vorangehen oder folgen werde? Welcher unendlichen Vervollkommnung endlich ist die Luftschwimmkunst noch fähig, und welche unübersehbaren Fortschritte in der Cultur des Menschengeschlechts müßte das freye willkührliche Hinschweben durch die Luft, entweder mit der Gasblase, oder durch künstlichen Flug, zur Folge haben? Daß ein dergl. Hinschweben nicht unmöglich sey, hat Zacharia dargethan. „Mein wahrlich! ruft dieser scharfsinnige Mathemaitker (in seinen Elementen der Luftschwimmkunst S. 282) aus „dieses kühne Geschlecht wird nicht aufhören zu unsern und zu wagen, es wird stürzen und wieder aufstehen, bis ihm auch das große Werk noch gelingt, sich bald nach der Fische bald nach der Vogel Weise in die Lüfte zu erheben, und seine Fahrt, mitten durch die Wogen des Windes, über See und Land hin, mit sichrer Hand nach den entferntesten Zonen zu steuern. Dann wird jeder Berg und jedes Thal auf dem weiten Erdentund ein Anlegeplatz für unsre Flotten; entlegne Nationen staunen beym Anblicke der Hauptörter aus Europa, wie sie staunten zu Columbus Zeit; und willig soll uns jedes Klima den Preis der Wissenschaft und der Kühnheit." S.

Nachtrag der Redaction.

Der Cyclus scheint dem geehrten Herrn Recensenten nicht sonderlich zugesagt zu haben. Ich habe mich auch ein wenig darin umgesehen, und er hat mir recht wohl gefallen. Doch hätt' ich allerdings auch hie und da einige Einwendungen, zum Beyspiel:

In dem Abschnitte, Astronomie und Mathematik, wird gesagt:

„Die Sternkundigen berechnen den Lauf der Planetenbahnen (der Planeten, denn die Bahnen laufen nicht) mit der größten Genauigkeit, und bestimmen die Zeit ihres Durchkreuzens und Zusammentreffens für kommende Jahrhunderte.

Das lassen sie wohl bleiben. Das Aneinanderstoßen der Planeten kann vor dem jüngsten Tage nicht füglich statt finden.

„Herschel hat uns in seinem Riesentelescop eine Vergrößerung gezeigt, welche, für das menschliche Auge fast übergroß, nur zur Untersuchung der fernsten Nebelflecke sich brauchbar zeigt."

Gottlob, nein! Er untersucht auch die Planeten und sogar den Mond damit, und leider vergrößert es noch immer nicht genug, um auch nur im Monde zu erkennen, ob Leute darauf wohnen oder nicht.

„Werden innerhalb der nächsten Jahrhunderte die Kometenbahnen genauer beobachtet und bestimmt, so hat auch die Sternkunde für den Erdenbürger einen Kreis durchlaufen, über welchen er als endlicher Mensch nicht mehr hinaus kann."

Warum nicht? Er kann ja wohl auch noch dahin kommen, die Bahn der Sonne und ihres Planetensystems um ihn, noch unbekannten Centralpunkt, inglichen die Entfernungen der sogenannten Fixsterne und deren Bahnen zu messen.

In dem Abschnitte, Jurisprudenz, heißt es S. 29:

„Den philosophischen Begriff einer strafbaren Handlung fassen die mehrsten Rechtslehrer so auf, daß eine solche Handlung diejenige sey, zu deren Verhinderung die Ausübung des Zwangsrechts nothwendig ist."

Daran thäten sie sehr unrecht: denn alle Rechtsverletzungen sollen im Staate durch Ausübung des Zwangsrechtes verhindert werden, und doch sind nicht alle strafbar.

„Ein Verbrechen ist diejenige strafbare Handlung, welche mit völliger Freyheit des Willens begangen, und durch welche die öffentliche Sicherheit selbst verletzt wird."

Mit der Freyheit des Willens wird es sogar genau nicht genommen. Auch der Todtschlag, den ein Betrunchter verübt, ist ein Verbrechen.

In dem Abschnitte, Wahrscheinlichkeit, S. 217 heißt es:

„Wahrheit aus unzureichenden Gründen erkannt, ist Wahrscheinlichkeit." Und ferner: „Eine Wahrheit, die an und für sich wahrscheinlich ist, hat den höchsten Grad der Vermuthung und wird moralische Gewißheit genannt."

Ich sollte meinen, was einmal wahr ist, das sey nicht mehr blos wahrscheinlich, und was ich selbst für wahr erkenne, wenn auch aus unzureichenden Gründen, das kann ich nicht wahrscheinlich nennen. Bekanntlich hat Laplace eine Arithmetik der Wahrscheinlichkeit erfunden, welche in dem Cyclus der menschlichen Geistescultur Epoche macht. Wie kommt es, daß der Verf. hier dieses mächtigen Fortschrittes nicht gedacht hat?

„Die Steigerung der Wahrscheinlichkeit wird erreicht, wenn die Sache an sich möglich und das Gegentheil unmöglich ist," (so, dann ist sie ja wohl gewiß; wenn Nicht-a unmöglich ist; so muß a wirklich seyn) „wenn man die Art und Weise zeigen kann, wie etwas ist, ohne daß solches bey dem Gegentheil möglich ist" u. s. f.

Der V. behauptet u. a. S. 7, (wie auch der Herr Rec. oben bereits angemerkt hat) der Logik sey seit Aristoteles eine Ausbildung geworden, welche fast nichts mehr zu wünschen übrig lasse. Die Theorie der Logik ist allerdings sehr vorgeschritten; aber die Praxis, wie man täglich sieht, läßt noch viel zu wünschen übrig. Ueberhaupt aber hat der Herr Verf. einen Hauptfehl unsers Zeitalters, welcher sich machen läßt gegen seine Methode, die Grenzen, das non plus ultra der menschlichen Cultur zu bestimmen. Je mehr wir nämlich von einer Wissenschaft lernen, desto deutlicher pflegen wir zu erkennen, wie weit wir noch darinnen zurück sind. Naturkunde, Heilkunde und etwa noch Philosophie ausgenommen, schrint Herr W. sowol in den ernsten als in den schönen Wissenschaften bey weitem noch nicht auf den Punkt gekommen zu seyn, wo er im Stande seyn würde, über das Maaß ihrer Vervollkommnung ein plausibles Urtheil zu fällen. Der ungenannte Verfasser von Wilhelm Meisters Tagebuch sagt unter andern: „Wieie deutsche Dichter bringen in ihren Werken Gedanken aber alle möglichen Gegenstände zusammen, z. B. Jean Paul, Ernst Wagener." Herr W. scheint nach eben dieser Maxime seinen Cyclus geschrieben zu haben. Hat er dadurch denjenigen Kunstverwandten imponiren wollen, welche sich bemüht und zum Theil das ganze Arsenal gemeiner Leidenschaftlichkeit erschöpft haben, um ihn in seinem Fache herabzusetzen; so hat er offenbar einen unrichtigen Weg eingeschlagen. Er hätte seine geistige Kraft, die nicht gering zu seyn scheint, auf einen würdigen Vorwurf seines Fachs concentriren, und seine Zeit nicht auf einen encyklopädischen Courier tritt verwenden sollen.

Digitized by Google

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 6. August 1822.

Neugriechenthum.

I. Hellenien. Ueber Cultur, Geschichte und Literatur der Neugriechen. Von C. J. C. Iken. Erstes Heft. Leipzig bey Brockhaus 1822.

Bis jetzt ist leider nur dieses erste Heft erschienen — zwey andere sollen folgen und es ist sehr zu wünschen, daß sie nicht ausbleiben. Denn das Unternehmen, uns mit der Literatur der Neugriechen bekannt zu machen, ist nicht nur wahrhaft zeitgemäß, sondern auch an und für sich sehr löblich, da dadurch eine Lücke in der allgemeinen Bildungsgeschichte der europäischen Völker ausgefüllt wird. Das vorliegende Heft enthält eine — sehr lange — Einleitung über die Geschichte der Griechen aus dem vorigen Jahrhunderte, über den gegenwärtigen Kampf in seinem Entstehen und zu dessenden Resultaten — nur ist sie zu sehr überfüllt mit zwar lehrreichen, jedoch in diesen Vorbericht nicht passenden Notizen. Ueberaus wichtig ist das Memoire von Coray über den neuern Zustand der Civilisation in Griechenland, zwar bereits aus dem Jahre 1803, aber sehr beachtungswerth durch die mit großem Scharfsinne gegebenen Aufschlüsse über die neueren Begebenheiten in Griechenland in politischer und literarischer Hinsicht, welche die jetzige Krise der Dinge herbeygeführt haben, und welche nur er so auseinandersetzen konnte. Der Herausgeber hat dazu hier und da erläuternde Bemerkungen geliefert, vornehmlich über die Literatur der Neugriechen und in so fern die Zeit, die seitdem verflossen, Erklärungen an die Hand gegeben hat. Was darauf über die feyerliche und einfache Amtskleidung des griechischen Patriarchen in Constantinopel gesagt ist, gehört eigentlich nicht hierher, eben so wenig wie die Erläuterungen über das Costume eines Griechen in der Hauptstadt, das freylich eher einen Türken vermuthen läßt, als einen Nachkommen der alten Hellenen. Endlich folgt eine Tabelle der Regenten, die seit 1453 in Griechenland gewesen sind, die zugleich ein Verzeichniß der Quellenschriftsteller über Neugriechenland seyn soll. Aber das kann sie nur in gewisser Hinsicht seyn — besser wäre eine Charakteristik der Reisebeschreibungen durch Griechenland gewesen, wie sie W. Müller über die durch Italien im Hermes mitgetheilt hat; besonders die englischen Reisebeschreibungen verdienen eine genaue Würdigung und strenge Beurtheilung dessen, was wahr, falsch und erlogen in ihnen ist. Uebrigens hat Rec. mehrere Namen vermißt, die vielleicht im nächsten Hefte nachgetragen werden. Die Denkschrift Corey's ist gut und fließend übersetzt; weniger gefällig und leicht ist die Sprache in der Einleitung, in welcher der Herausgeber auch gar zu sehr nach witzigen Einfällen und sonderbaren Zusammenstellungen gehascht hat.

II. Klagen Griechenlands von K. C. Blum. Berlin. Christiani 1822.

Diese zwanzig Sonnete sind gleichsam zwanzig Vierzehnpfünder — jede Zeile ist ein fortdonnernder Schuß auf die Barbarey unserer Zeit, auf den herrschenden Obscurantismus, und jeder Schuß sitzt! Die Engländer können nicht klagen, daß man ihrer vergessen habe — auch gegen sie ist eine starke Batterie aufgepflanzt, deren glühende Kugeln alles, was sie treffen, brandmarken. — Diese Sammlung von Gedichten ist nicht unwürdig, an Müllers Griechenlieder sich anzuschließen — wenn gleich die Sprache weniger schön ist, was wohl die gewählte Versform entschuldigen muß; aber die Gedanken zeugen von Kraft und tiefem Gefühl. Der Apologie der Griechen gegen die Anklagen und Sykophantieen der Türken in Europa und der Beobachter derselben bedarf die gute Sache nicht — odi profanum vulgus! sie bleibt, was sie ist, aber der Wahrheit die Ehre!

III. Staats- und völkerrechtliche Ansichten des Kampfes der vereinigten Griechen gegen die Türken. München 1821.

Längst anerkannte Wahrheiten: aber die Wiederholung bedingt durch die Blindheit der Türken in Europa, die noch immer am schwarzen Staare leiden. Nur zu viel Philosophie für die Politik. — Die unschuldigen Grillen der Gerechtigkeit taugen nicht für diese! Was will Hugo Grotius mit seinen Wahrheiten, wenn der Vortheil sie aufhebt? Die Goldwage ist gewichtiger und bedeutsamer,

Digitized by Google

als die Wage der Gerechtigkeit? Aber Rec. hat den Philosophen doch auf einer, wenigstens mittelbaren, Inconsequenz ertappt. S. 31 wird erwähnt, daß Rußland, unter andern, Schutz für die nicht schuldigen Griechen von der Pforte verlangt habe, so daß diese nur die Bewaffneten bestrafen könne. — Wer sind denn die Schuldigen? Wie kann denn die Rede seyn von Bestrafung? Wo Jemand das ihm von der Natur d. i. von der Vernunft ertheilte Recht gebraucht! Und das den Griechen auch von unserm Philosophen nicht abgesprochen wird.

Unterhaltungs-Literatur.

I. Die Circe von Glas-Llyn. Ein Roman nach Walter Scott. Von K. H. L. Reinhardt. 2 Thle. 148 u. 122 S. Leipzig bey Wilhelm Lauffer. 1822. 8.

Da uns nie ein Roman von W. Scott unter diesem Titel zu Gesicht gekommen war, so dachten wir, Herr R. habe eine Ballade von Scott zu einem Romane ausgedehnt (wornach das vorliegende noch nicht vollendete Werkchen auch ziemlich aussieht); wir haben aber keine Spur davon in den Scott'schen Gedichten und Sammlungen, welche uns zu Gebote standen, gefunden. Als Roman scheint diese Circe von Glas-Llyn keineswegs des berühmten Schottländers Eigenthum zu seyn. Anlage, Charaktere, Scenerie, das Ausmalen der Situationen u. s. w. sind nicht im entferntesten in Scott's Geiste gegeben; seine Muse, die wir als eine höchst keusche kennen, würde ein Gemälde, unter andern, gewiß nicht ausgestellt haben, wenn sie es auch hätte erfinden können. Druck und Papier sind vorzüglich; das ist aber auch Alles, was wir an dem Werke loben können. Der Styl ist charakterlos; man hat uns die Anlage als höchst romantisch gepriesen; sie ist verwickelt, ohne die Aufmerksamkeit zu spannen; es geht bunt genug her, aber wir fühlen uns nicht angezogen. Das Ganze gleicht einem höchst mittelmäßigen Schauspiele, das gewöhnliche Komödianten aufführen. Glyndyr's Neigungen sind nicht sehr edel; die Circe Gwenllian ist am Ende ein ganz gewöhnliches Mädchen; aber an reizenden See- und andern Gegenden, Schlössern, Holzstößen, Barden, Aufruhr und dergleichen Ingredienzien ächter Romantik ließ es der Verf. nicht mangeln.

II. Waverley, oder Schottland vor sechzig Jahren. Historisch-humoristischer Roman von Walter Scott. A. d. Engl. nach der vierten Original-Ausgabe, Uebersetzt von W. L**. 4 Thle. 210, 194, 166 u. 177 S. Leipzig bey W. Lauffer. 1822. 8.

Keine Kritik über diesen in allen englischen Blättern bis zum Ueberdruß besprochenen Roman! Wir haben es hier blos mit der Uebersetzung des Waverley als solcher zu thun.

Der Uebersetzer, der sich W. L**. auf dem Titelblatte nennt, (die Eifer hat viel Bescheidlichkeit mit der des Verlegers) ist ein Mann von seltnem Muthe; er besitzt Charakterfestigkeit im höchsten Grade, und kann sich, was Sorglosigkeit, genialen Leichtsinn betrifft, einem Lazarillo de Tormes und ähnlichen Genien keck an die Seite stellen. Wir wollen diese gepriesenen Eigenschaften unseres Uebersetzers in das gehörige Licht stellen, damit man uns nicht für ungerecht halte. Wir sprechen von seltnem Muth, Unverschämtheit hätt' es eben so gut heißen können. Wenn man bedenkt, daß sich W. Scott (angenommen, er sey der Verfasser der Romane, die unter seinem Namen in den deutschen Uebersetzungen erschienen) stets den Verfasser von Waverley, Kennilworth u. s. w. nennt, folglich auf Waverley seinen Ruhm als Romandichter gründen zu wollen scheint und ihn, wie bekannt, dadurch wirklich begründet hat, so gehört gewiß viel Muth dazu, diesen Roman übersetzen zu wollen, ohne seiner eignen Mutter-Sprache nur im geringsten gewachsen zu seyn. Daß Hr. L. aber der deutschen Sprache nicht gewachsen ist, wird aus jedem Kapitel sichtbar. Die Beweise dessen wird uns der Leser gern schenken, da sie, alles abrechnet, was als Druckfehler hingehen kann, einen allzugroßen Raum einnehmen würden. — Die Consequenz unsrer Blume von Uebersetzer geht schon aus dem Umstande hervor, daß er in seiner Grammatik einmal „wegen" mit dem Dativ setzt, und davon schlechterdings nicht abgeht: ferner, daß ihn kein Adelung überzeugen kann, daß „überzeugen" undeutsch ist; das Wort kehrt so gedruckt, wenigstens zwanzig Mal wieder. Das hypergelehrte Wörterbuch der englischen Sprache von Adolph Wagner (in dem man, nebenher bemerkt, den Wald vor Bäumen nicht sieht, und eine Menge von Wortstammbäumen aus allen Sprachen der Welt, nur gar oft die Bedeutung des Wortes, die man wissen wollte, gar nicht findet — exempla sunt odiosa, stehen aber auf Verlangen zu Diensten —) mag zwar dem Uebersetzer noch nicht zur Hand gewesen seyn; es findet sich aber in dem schlechtesten Wörterbuch, was to convince heißt und wie dieß geschrieben wird. — Die Genialität betreffend, so ist Loh's Bär (der, abermals nebenher bemerkt, in mehr Zeitschriften, als nöthig war,*) tanzen mußte,) ein wahres Lämmchen gegen die Ungeheuer von Uebersetzer-Freyheiten, welche sich Hr. L. nimmt. Unter diese Rubrik gehört noch die völlige Anarchie, welche im Gebrauch der Casus eingerissen ist. Wenn Hr. L. so fort fährt und, wie zu erwarten, Nachahmer findet, so werden

*) Der geehrte Rec. stichelt hier unstreitbar auf das Lit. Bl. Nr. 34, namentlich auf den kritischen Brumm-Bär S. 130. M.

Digitized by Google

diese kleinen Dinger die Freyheit eher erringen, als der große Stamm der Hellenen, oder dergl.

Lindau hat eine Uebersetzung desselben Waverley angekündigt; es wird ihr leicht seyn, die gehaltlose Nebenbuhlerin in Grund zu bohren.

III. The Pirate. By the Author of Waverley, Kennilworth etc. In three Volumes. 312, 332 and 346 pp. Edinburgh. Archib. Constable etc. 1822. 8.

Der Pirat. Aus dem Englischen des W. Scott. Uebersetzt von S. H. Spiker, 3 Bde. VI. 363, 393 u. 440 S. Berlin b. Dunker und Humblot. 1822. 8.

Der Pirat. Nach W. Scott von G. Lotz. 2 Bde. (der 3. Bd. fehlt noch) X, 364 und 381 S. Lpz. 1822. 8.

Der Pirat. Nach d. Engl. des W. Scott übertragen von Frau v. M. Erster Theil. VIII, 260 S. Berlin. Schlesinger. 1822. gr. 12.

Magnus Troil, Nachkomme der ehemaligen Herrn der Schetlands Inseln, ist auf der Insel Thule geachtet und geliebt: unter den Fremden, die seine Gastfreundschaft genossen, war ein finstrer Mann, Mertoun genannt, mit seinem Sohn Mordaunt, welche beyde auf Jarlshof wohnen (eine Tagreise von Burgh-Westra, Troils Wohnung), deren letzterer oft nach Burgh-Westra geht und für den Anbeter einer der zwey lieblichen Töchter des Magnus (Minna und Brenda) gehalten wird. Auf alle diese Personen hat ein weibliches Wesen, die Norna von Fitzjhead, mächtigen Einfluß und beweist dem jungen Mordaunt mütterliche Liebe. Dieser hat Gelegenheit, einen Fremden, Capitän Cleveland, (der Pirat) aus dem Meer zu retten. Der Capitän tritt in Troil's Familie ein, und von diesem Augenblick steht sich Mordaunt in diesem Haus hintangesetzt, während der Fremdling in der Gunst des Vaters und der Töchter, besonders der enthusiastischen Minna, seine Stelle einnimmt. Cleveland rettet seinerseits dem jungen Mordaunt wieder das Leben und so ausgeglichen, stehen sie sich nun feindlich gegenüber. Brenda zeigt Mordaunt ihre Theilnahme und gewinnt dessen Herz ganz, indeß er, von Norna ermahnt, Clevelands Schritte beachtet, um die leidenschaftliche Minna vor dessen Anschlägen zu sichern. Cleveland's Gefährten sind während der Zeit in Kirkwall gelandet, und dieser reiset dahin ab: der Jahrmarkt daselbst führt die sämmtlichen Personen dieses Drama's dahin und die Entwicklung folgt nun schnell. Cleveland im Begriff, ein würdigeres Leben zu beginnen, wird gefangen, durch Norna, deren Sohn er ist, befreyt; er erhält in London Vergebung und endet später ruhmwürdig sein Leben. Minna lebt den Pflichten der Wohlthätigkeit: Brenda wird Mordaunt's Gattin und Norna lebt noch einige Jahre zufrieden, während Mertoun, der Cleveland heimlich mit Norna, und Mordaunt mit einer spanischen Gattin erzeugte, sich in ein fremdes Kloster zurückzieht. — Ein gelehrter Dekonom, seine geizige Schwester, ein Krämer, ein Dichter, eine alte Haushälterin Mertoun's u. s. w. sind geschickt in die Handlung verflochten.

Die Charaktere betreffend, so finden wir Virgils Worte, die auf jedes wahre Dichterwerk anwendbar seyn sollten:

„Nova progenies cælo demittitur alto"

hier nicht bestätigt; was Norna thut, sahen wir schon den Bettler im „Alterthümler", thun. Mordaunt, Waverley sind dieselben jungen Helden, und es geht ihnen, wie dem Treistian in Kennilworth u. s. f. Diana in Rob Roy steht weit über Brenda, so wie Rosa in Waverley über Minna. Effie und ihre Schwester im Kerker von Edinburgh gleichen diesen Schwestern noch am meisten. Der Krämer Bryce Snailsfoot war schon in Kennilworth besser und schärfer gezeichnet erschienen. Swertha ist viel weniger komisch gerathen als der alte Diener in der Braut u. s. w. Triptolem, der Dichter, Magnus Troil, Bady und Norna in gewisser Beziehung, so wie Cleveland in jeder Hinsicht sind neue Personen. Die Anlage ist, wie aus der obigen Skizze zu sehen, eben nicht sehr neu, noch geistreich zu nennen; das Ganze aber als lokales Sittengemälde höchst gelungen. Anziehend dürfen wir es nicht nennen. Zwar lebet auch Kennilworth an Breite und Gedenktheit; zwar beginnen auch dort die Kapitel, als würde nun das Interessanteste verhandelt, während es nur ein Kunstgriff ist, den der Dichter brauchte, um seine drey Bände zu füllen: — dennoch trennt man sich ungern von Kennilworth, ehe man über das Schicksal der liebenswürdigen, leichtsinnigen, unglücklichen Amy in Gewißheit ist: im Piraten interessirt aber keine Person recht eigentlich und man legt ohne Kummer das Buch einige Tage bey Seite, um dann weiter zu lesen. Mit welcher Umständlichkeit ist die im Grund ganz ordinäre Baby geschildert; nicht weniger Halcro's „miniatrol pride" und der schlechte Jeggar.

Die Uebersetzungen betreffend, müssen wir vor Allem die Sorgfalt loben, mit welcher alle drey das Original wieder zu geben strebten: im Allgemeinen hat keine bedeutende Vorzüge vor der andern, wenn man aber streng seyn will, so ist die von Spiker des Fleißes wegen vorzuziehen, welchen er auf den Styl, und die Erklärung unbekannter Wörter und Dinge verwendet hat. Er nahm die Sache am ernstesten, und scheute keine Mühe, die Materialien um sich zu versammeln, welche nothwendig sind zum Verständigen einzelner Schwierigkeiten, zum Beseitigen vielfacher Anstöße, die Länderkunde, die Sitten

Digitized by Google

und Gebräuche jener nordischen Inseln betreffend. Auch ist der Ton, in welchem er zu uns redet, gebildeter, feiner, als der von Loß. Frau von M. hält die Mitte zwischen Spiker und Loß. Wir wollen mit einigen Proben unsern Bericht schließen.

Orig. p. 59. Tom. I. „Take your own gait, my lad, if that is the song you sing." Spiker, S. 64. „Wenn du das Lied singst, Bursche, so geh' in Gottes Namen." — Loß, S. 65. „Geht Euern Gang, Herrchen, wenn Ihr aus dem Loche pfeift."

Orig. p. 68 ib. „The light-handed lads beyond the Cairn." Sp. u. F. v. M. „die schnellhändigen Burschen jenseits des Cairn (Grenzsteins)." L. „die langfingrigen Helden hinter den Hügeln." Hr. L. war hier in Verlegenheit ob „Cairn" die Gebirge dieses Namens oder sonst etwas bezeichne und glaubte sich mit „hinter den Hügeln" zu helfen. Ref. gesteht, daß er der Meynung ist, Scott habe das Gebirge gemeint, weil er sonst cairn und nicht Cairn geschrieben hätte.

Orig. p. 69. ib. „An old Whigamore carline." Sp. „Eine Alte." F. v. M. „Ein altes Schottisches Weib." L. „Eine der alten Schachteln." (!)

Orig. p. 70. ib. „Now the deil's in your whiggery; wad ye hae our cummers bonny lad hairn wag the head aff his shoothers like etc. Sp. „Ihr seyd des Teufels mit Euern Freyheitsgedanken; wollt Ihr, daß er sich um den Kopf predigen soll, wie ꝛc. — F. v. M. „Den Teufel auch mit Euern Freyheitspossen. Wollt ihr, daß unser Gevatterin niedlicher Junge den Kopf verlieren soll, wie ꝛc. L. „Hol der Teufel euern ganzen Bekehrungskram! Wollt ihr, daß er den Kopf hängen und die Ungen verdrehen soll, wie ꝛc." Man sieht, daß F. v. M. hier dem Original am treuesten blieb.

Orig. p. 107. ib. „E'en such a day as the Israelites had beside the flesh-pots of Egypt." L. und F. v. M. übersetzten diese Stelle, unserm Bedünken nach, richtig: „Ein Tag, wie ihn die Israeliten bey den Fleischtöpfen Aegyptens hatten." Aber Sp. „Ein Tag, wie ihn die Israeliten noch außer den Fleischtöpfen von Aegypten hatten." Was heißt das? Baby will sagen: „Wir haben heut einen recht glücklichen Tag!"

Fast lächerlich klingt es, daß die alten, ehrlichen Schottländer bey Loß sich „Sie" nennen. — Warum F. v. M. immer „Yeggar" statt „Jeggar" schreibt, sieht man nicht ein.

A.

Pöbel.

„Das famöse Blatt, welches Sie weislicher Weise „nicht lesen (welches? ich lese gar viele nicht), hat neuerlich die Frechheit gehabt, zu sagen:

„Unter den Gedichten Goethe's befindet sich eine Anweisung zum Uebel. Die Masse: Weissagungen, ist leicht durchblickt. Es ist ein Fleck für Deutschland, daß ein Werk fortwährend abgedruckt wird, um in die Hände aller jungen Leute zu kommen, welches solches Gift enthält." (Construe, discipulo: daß ein Werk, welches solches Gift enthält, fortwährend abgedruckt wird.) „Wie ist es möglich, daß nicht längst ein Geistlicher darüber öffentlich geklagt hat?

„— Ich wünsche, daß bey der nächsten Auflage der „Verleger (bezugt's davon bey dem ab, Herr Pastor?) „Respect genug vor der deutschen Jugend habe, um „die Weissagungen des B. (soll wohl heißen B.— „Bakis) wegzulassen."

Ewig Schade, daß Goethe auf so etwas nicht zu antworten pflegt.

L.

Auf so etwas (wie fast auf Alles) hat er ja schon im Voraus geantwortet, Werke, Bd. 1. S. 300, Elegie Herm. und Dorothea:

Also das wehre Verbrechen — — — —
Daß ich Natur und Kunst zu schaun mich ernstlich bestrebe;
Daß dem Name mich täuschet, daß mich kein Dogma beschränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert;
Daß ich der Heuchley dürftige Masse verschmäht?
Scharfer Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget.
Zeiget der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.

Dixit! M.

Bekenntniß.

„In der Wiener Zeitschrift für Kunst, Lit., „Theater und Mode" (wenn doch dieses gute Journal einen bequemen, kurzen Titel, einen Ruf- oder Eitir-Titel hätte! s. Lit. Bl. 1821. Nr. 27.) „Mon. März „Nr. 33 ff. steht eine Erzählung von Luise Brachmann, „das Bekenntniß genannt, eine Geschichte in Briefen oder „vielmehr in einem einzigen Briefe, welchen der Held der „Begebenheiten an einen Freund schreibt, mit dessen edler „Schwester er verlobt gewesen', aber von derselben wegen „eines anderen, auch sehr edlen Liebesverhältnisses, sich „getrennt hat. Dieser Brief geht durch drey Nummern „durch, der angebliche Schreiber ist ein junger Arzt, „und heißt — Müllner. Warum mag wohl die Verfasserin, Ihre Mitbürgerin glaub' ich, diesem — „übrigens sehr anziehenden Briefsteller — eben Ihren Namen „gegeben haben?" (Das hat sie mir wahrscheinlich zum Possen gethan, weil sie weiß, daß mir lange Briefe und Liebesgeschichten — papierne nämlich — zuwider sind. Der verewigte Kotzebue hat einmal einen ähnlichen Autorenscherz mit mir getrieben, indem er einen jungen, verliebten, aus dem deutschen Befreyungskampfe heimkehrenden Freywilligen in einem seiner Blumenadelsblätter Adolf Müllner nannte. Uebrigens kann ich mich darüber haben; Liebesgeschichten sind der Komödie verwandt, und in Bezug auf die Komödiendichter sagt der Stagirit: συνήγαγες γὰρ τὸν μῦθον ἐκ τῶν εἰκότων, οὕτω τὰ τυχόντα ὀνόματα ἐπιτιθέναι. Poet. 9, 5.)

M.

Digitized by Google

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag den 9. August 1822.

Prunkliteratur.

Deutscher Ehrentempel. Bearbeitet von einer Gesellschaft Gelehrten (muß heißen Gelehrter) und herausgegeben von W. Hennings, Herzogl. Sächs. Geh. Legat. R. Zweyter Band. Gotha bey Hennings 1821. Dritter Band. Ebend. 1822. 152 u. 130 S. 4. Mit 12 Kupfern.

Von diesem deutschen Ehren-Tempel, dessen Portalüberschrift einen Verstoß gegen die deutsche Grammatik enthält, hat das Lit. Bl. bereits im vor. Jahrg. Nr. 67. den ersten (von Druckfehlern sehr verunzierten, den Göschen'schen und Vieweg'schen Prachtausgaben weit nachstehenden) Probe-Band angezeigt. In der vorliegenden Fortsetzung des Unternehmens wird der Zweck desselben dahin festgestellt: „den Verdiensten derer, die unter unserm „Volke ausgezeichnet wirken und wirkten, mit dankbarer „Ehrfurcht ihre Kronen zu reichen, und ihr Andenken in „einem freundlichen Tempel der Ehre und des Ruhmes „mahnend der Nachwelt aufzubewahren." Da fragt sich nun vor allen Dingen: Wer ertheilt denn die Kronen? Wer canonisirt hier das Verdienst? Wer verfügt über die Ehrenplätze in dieser papiernen Westminsterabtey? Antwort: Herr W. Hennings, Legationsrath und (soviel wir wissen) Eigenthümer der Verlagshandlung. Das ist ein höchst achtungswürdiger Mann, sonder Zweifel; aber wer hat ihn denn zum Repräsentanten der deutschen Nation erwählt? Wer anders ist berechtiget, das Verdienst um die deutsche Nation zu krönen, als **die deutsche Nation?** Ist dieses Recht res nullius, quae primo occupanti cedit? Glaubt unser Occupans, darum für legitim zu gelten, weil einige Fürsten Ehrenhalber für den Ehrentempel goldene Dosen und Ehrenmedaillen ihm verehreten? Hält er das Papier, woraus er seinen Tempel erbauen will, für dauerhafter, als dasjenige, worauf eines Wieland, Schiller, Herder, Klopstock u. a. Werke gedruckt sind?

Wir wollen mit diesen Fragen nicht sein Befugniß anfechten, **Bildnisse berühmter und verdienstvoller Deutschen nebst biographischen Skizzen herauszugeben, wie solches, ohne biographische Skizzen,** Herr C. Müller in Weimar auch thut (S. Lit. Bl. Nr. 39.), und wie es, in größerer Ausdehnung, die Gebrüder Schumann u. a. längst gethan haben. Wir wollen blos damit unsere unmaaßgebliche Meynung unterstützen, daß der Titel des Werks, sammt der, in demselben Sinne geschriebenen Bevorwortung eine ungebührliche Pomphaftigkeit sey. Wir wollen zu erkennen geben, daß wir diejenige „allgemeine Literaturzeitung", welche dieses Buch, in Bezug auf Inhalt und typographische Ausstattung, ein **wahrhaftes Nationalwerk** genannt hat, für eine gewissenlose Schmeichlerin halten.

Die Bildnisse dieser zwey Bände, unstreitig die Hauptsache, sind: Friedrich der Einzige, Joseph II., Blücher, Klopstock, Mozart, Löffler (wofür so früh? so hoch oben im Tempel?), Mendelssohn, Gellert (wofür so spät? nach Schiller und Herder?), Fritz Stolberg, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, Musäus und Cranach. Es sind löbliche Werke der bildenden Kunst, aber die Biographien sind keine Muster der redenden. Auch mischt sich schon der Parteygeist in die Sache, z. B. bey Stolberg. Nur die Thatsache seiner Apostasie gedenkt dieser, nicht ihre Beurtheilung, weder im Sinn von Voß, noch in dem Unsinne der „Zeitgenossen."

Der Nutzen des Unternehmens will uns nicht einleuchten. Als literarisches Hülfsmittel ist es zu kostbar, als Prachtwerk zu gering, ja neben den Prachtwerken anderer Nationen schier lächerlich; doch wollen wir das Verdienst des Unternehmers nicht in Abrede stellen: es besteht darinne, daß er dabey etwas Ansehnliches riskirt.

T.

Dramatische Dichtkunst.

Gertha von Stalimene. Drama in fünf Aufzügen von Ehrenfried Blochmann. Mit einem Vorwort von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Danzig b. Alberti. 1822. X u. 111 S. groß 8.

Eine Art von Jeanne d'Arc, ein Mädchen von Lemnos, aus dem Jahre 1472. Ihr Vater, der Schwede

Digitized by Google

Sköldraf, vormals griechischer, jetzt zur Zeit des beginnenden Drama) Venetianischer Befehlshaber auf Lemnos (Stalimene), beforgt einen Angriff vom Sultan Muhamed II, und erhält durch den Venetianischen Abgesandten Pisani die tröstliche Nachricht, daß der Viceadmiral und Feldherr der Republik, Eugenio Zorzi, unterweges sey, die Insel gegen die Macht der Türken zu schützen. Das ist die ganze Exposition, deren Einfachheit alle diejenigen zum Vortheil des Werkes bestechen wird, welche keine Vorsabel (man würde vielleicht besser sagen: Vorhandlung, avant-scène) in den Dramen leiden mögen, sondern alles Wesentliche, was die Katastrophe motivirt, lieber selbst mit ansehen, als durch den Dialog der Handelnden erfahren wollen. Rec. hätte nun, bey Ausarbeitung seiner species facti, nichts zu thun, als dasjenige zu referiren, was im Stücke sich begiebt; aber auch das hat ihm der Verfasser zum größten Theile erspart: denn im lezten Akte, nachdem der Viceadmiral Zorzi eben post festum angekommen, erzählt ihm sein Vorläufer Pisani, was sich in den vier ersten Akten zugetragen und was der Zuschauer, wenn er nicht etwa zu spät gekommen, so eben mit angesehen, der Leser aber, wenn er nichts überschlagen, gelesen hat. Hier ist es mit seinen eigenen Worten:

Kaum, daß ich hier eingetroffen,
Alles findend wohlbestellt;
Neu belebt durch mich das Hoffen;
Sköldraf überall, der Held;
Nahm sich Soliman (Capudan Pascha und Feldherr Muhamed's), mit Schaaren,
Vierfach mehr, denn unser Kraft,
Läßt zum Sturme sie vorwärts fahren. (?)
Da's nicht Unterhandeln schafft.

(D. h. nachdem man vergebens parlementirt hat.)

Nah (i. e. beynah) war schon der Wall erstiegen,
Als sich Lemnos Tochter nahm,
Tauben-Aster, fliegend, Fliegen,
Gertha, Sköldraf's Kind, voran.

(sie Zorzi zeigend, der sie mit lebhafter Verwunderung und Theilnahme betrachtet.)

Doch am nächsten Kampftstage
Galt's den Ausfall auf's Geschütz;
Ach, die Sonn' am Schlachtentage
(auf Sköldraf's Leiche deutend)
Traf ein arger Lanzenschuß.
Ohne Ordnung, floh die Menge,
Klagend, nach der Burg zurück,
Und, im jubelnden Gedränge,
Folgt der Osmanen seinem Glück. —
Doch da flegt der Flug der Frauen,
Der hier trauert (nämlich bey Sköldraf's Leiche) Erz umstrahlte (erzumstrahlt),
Und den Feind ergreift ein Grauen.
Als sey Gorgo ihm gemahlt. (!)
Zu der Leiche, — zu den Zeiten, —
Zu den Böten flieht er fort. (d. h. zurück)
Schifft nach Stambol, seinen Weiten, (?)
Towmund Soliman an Bord.

Gertha, scheinbar ohne Leben.
Wohl wohl! Stunden Todten (i. e. einer Todten) gleich;
Ist zum Heil und wiedergeben,
Erdistein Sanct Marcus Reich.

(schweigt.)

Pisani thut wohl, hier zu schweigen, denn er hat wirklich nichts weiter zu erzählen, es wären denn etwa die Umstände, daß während dieser Begebenheiten gebetet, gesungen, Processionen gehalten, und ein liebendes Paar verlobt worden, welches mit der Haupthandlung in keinerley dramatischer Verbindung steht. Rec. aber kann es leider nicht machen, wie Pisani, denn jezt, 10 Blattseiten vom Schlusse, geht das Drama erst recht an, jezt erst kommt, in Bezug auf die Heldin, die Liebe in's Spiel. Zorzi legt dem gefallenen Helden eine Venetianische Ehrenkette in den Sarg, und eine dergleichen hängt er der Jungfrau von Lemnos um, verflicht sich nach bescheidener Verweigerung der Annahme von ihrer Seite. Die Jungfrau führt hierauf die obenerwähnten Verlobten vor den griechischen Metropoliten, damit derselbe sie zur Ehe einsegne, welches sofort geschieht mit löblicher Kürze. Hierauf sieht sie sich nach einem Bräutigam für ihre geliebte Freundin und Mitstreiterin Charitlea um, und führt ihr den tapfern Jüngling Klearchos zu. Dieser Jüngling erklärt ihr aber rund heraus, daß er sie, die Gertha, liebe, wodurch dieselbe zwar gerührt wird, jedoch ihm erklärt — mit stockender und unterbrochener Rede erklärt, daß leidische Liebe ihr fremd geblieben, und daß all ihr Hoffen und all ihr Klagen „zu Gott und ihrem todten Vater gestellt sey.“ Unsere Leser werden nicht wissen, warum sie diese Erklärung mit stockender und unterbrochener Rede von sich giebt; aber der Venetianische Admiral merkt es auf der Stelle. „Von der Macht des Augenblicks und Gefühls überwältigt und bestimmt, tritt er, mit festem Schritt, gegen Gertha vor,“ und spricht:

Siegerin im Todesgefilde,
Siegerin in Heldenbrust!
Hier, mein Herz, an Erz und Schilde,
Ist (sich) nur einzig Dein bewußt.
Ehr' und Ahnen ohne Tadel,
Wirbt Venetia's Edler (um) Dich.
Dir nicht gleich an Ruhm und Adel,
Hebt zu Dir mein Lieben mich.
Tochter des Erlauchten Staates
Grüßt dich bald Venetia;
Edles Glied ich edlen Rathes;
Du einst Dogherrin da!
Denn ich führ's zu Dir das Lieben
Hebt mich mächtig über mich;
Und das Hoch! ist mir geschrieben, (!)
Giebst, Erhabne, Du mir Dich.

Da der Edle hier vom „schreiben“ spricht; so erwartete Rec., daß Gertha ihm den Kord oder das Jawort schriftlich aufsetzen würde; aber sie erklärt sich blos mündlich wie folgt:

Digitized by Google

Gerthe,

die den Jüngling feſt, ſicher, groß und edel angeblickt hat, nicht ohne Wohlgefallen, welches (accusat.) auch ihr früheres Benehmen gegen ihn nicht verleugnet, und (welches, nominat.) das Stockende ihrer vorherigen letzten Worte veranlaßt hat. Im Tone ſo natürlich, einfach, rein, klar und wahr, wie immer.

Edler Held, des Lands Beſchirmer,
Und des Vaters Rächerſchwert,
Denk', ob du der Töchter würdig biſt!
Denk', ob du der Töchter würdig!
Und die Jungfrau, fremd der Lüge,
Falſcher Scham und jeder Liſt,
Freut ſich deiner edlen Züge;
Fühlt' was, das — wohl — Liebe — iſt! —
Drum, wenn ird'ſcher Trauer Sitte
Ihr gebührend Recht geſchehn,
Will ſie, in Rialto's Mitte,
Gern wohl mit dem Freunde gehn. —
Und, wie aus des Himmels Höhen,
Ruft mir Vater, Mutter, zu:
„Wie du einſt uns leben ſehen,
Liebe Tochter, lieb' auch du!“

Man verlobt ſich nun an der Leiche des alten Helden, die Verſammlung ſingt, und der griechiſche Metropolitan, nachdem er den raſchen Bund in Terzinen geſegnet, prophezeyhet den Stalimenern, daß ſie, der gegenwärtigen Rettung ungeachtet, doch unter die Gewalt der Türken fallen, aber auch dereinſt wieder aufſtehen werden.

Was, dürft'ger Kenntniß reichſte Verwehrer,
Mag Sorgſeloraß, ihm Genüſſlinß bringen,
Beſſarion und Gaza, dankt der Herre;
Wird dankbar einſt zurück in Oſten bringen! —
Durch Völker die wir jetzt Barbaren ſchelten,
Wird Hellas neu die jungen Flügel ſchwingen.

Von Moskwa. Iſter's, der Ladoga Wellen, (?)
Kehrt einſt Jonien ſo Blüh' als Kraft;
Und, unſerm Aufſtehen jauchzt man an den Bellen.
Es gränt auf'ſ neu des Oelbaums heil'ger Schaft;
Salonich und Athen pflegt neue Schulen,
Und führt in ſie die alte Wiſſenſchaft.

Mit Abendländers Muſe froh zu buhlen,
Iſt Wien und Jena griech'ſcher Jugend voll; —
Es ſtrömt ſich zu Athen die alten Ulen.

O Zoſimas, wer einſt euch preiſen ſoll
Und Corray, dein Piſiſtratiſche Mühen, —
Ihm grüß der Mäonide freudenvoll!

Auf Chios wird, wie Wein, ſo Weisheit blühen;
Und, wie der Rede Berggeborner Sohn,
Der alte Griechengeiſt in Abern ſprühen! — —

Hier ſchweig, der Deutung faſt vermeßner Ton! —
Doch, wirſt du, Volk! aus Geiſtesfreundſchaft retten,
Dann fallen auch die ird'ſchen Bande ſchon. —
Wer frey an Geiſt iſt, trägt nicht Sklavenketten! — —
(ſchließt.)

Er thut wohl daran, daß er hier ſchließt, eben ſo wohl, als vorhin Piſani, da er ſchwieg, ja vielleicht noch beſſer: denn ſchon iſt er der großartigen Politik von Europa ein wenig in's Gehege gekommen, und hat prophetiſch den Gang der herzerhebenden Unterhandlungen von Conſtantinopel überflügelt, welches ihm leicht übel ausgelegt werden könnte, da er ein griechiſcher Patriarch iſt.

Da Fouqué bekanntlich über den bevorſtehenden Türkenkrieg geſchrieben hat; ſo war es in der Ordnung, daß der Verf. ihm ſein Mädchen von Lemnos dedicirte. Das thut er denn auch, und zwar vorn, in Terzinen, worauf Fouqué in Terzinen geantwortet hat, ohne eben viel über das Werk zu ſagen. Hinten aber eignet Herr Bl. daſſelbe Friedrich Schillern zu in einem Sonett, worinnen er an die Jeanne d'Arc, als an etwas Aehnliches, erinnert, jedoch ſehr beſcheiden bemerkt:

„Thun zwey're Gleiches, immer bleibt's verſchieden.
„Der Unterſchied iſt hier wohl leicht zu finden,
„Des Meiſters und des Jüngers in der Kunſt.“

Rec. mag dieſer Aeußerung nicht widerſprechen, beſonders in Bezug auf dramatiſche Dichtkunſt, wozu Herr Bl. eben ſo wenig, ja faſt noch weniger Anlagen zu beſitzen ſcheint, als ſein Freund Fouqué. Dieſem Letztgenannten iſt es zwar allem Anſehen nach nicht gegeben, ein Drama von ergreifendem und befriedigendem Totaleindrucke zu erfinden, und innerhalb der Schranken des guten Geſchmackes und der dramatiſchen Anſchaubarkeit (der innern wie der äußern) auszuführen. Aber er weiß doch ſeine Charaktere mit wenigen Zügen zu zeichnen, eine phantaſtiſche Heldenzeit auf eine ſehr dichteriſche Weiſe darzuſtellen, und ſeinen Begebenheiten einen epiſchen Halt, ſtatt der dramatiſchen Verwickelung, zu geben. Es bedürfte vielleicht nur, daß er gegen das Uebermaaß von Tapferkeit und chriſtlicher Rittertugend kräftiger waltende Leidenſchaften in die Schranken führte, und beyde in reiner, unmanierierter Sprache, in minder abenteuerlicher Handlung mit einander ſtreiten ließe, um uns einmal das Schauſpiel eines wahrhaft preiswürdigen, dramatiſchen Turniers zu geben. Aber von allen jenen Tugenden der Fouquéſchen Dramen finden wir bey Herrn Bl. keine als Originalanlage, ſondern höchſtens eine matte Nachahmung derſelben, ein Streben nach derſelben Manier, in der Weltanſicht ſowol als in der Sprachhandhabung. Von der letzteren einige Proben.

Sköldraf.

— Ich bin mit Leib und Seel' ein frommer Chriſt,
Doch ſoll man nicht der Väter Thor und Odin ſchmähn!
Der Namen viel! — Hell'ſt Chriſti Licht;
(d. d. Chriſti Licht iſt das hellſte) Doch Gott nur Eins! (S. 22.)

— Sprecht beſſre Kund aus, Freunde, denn ihr ſchaut.
(Er will ſagen: Euer Mund bringe beſſre Botſchaft, als euer Geſicht. S. 25.)

Siegesvater mag er heißen; ſey er Vater auch dem Frieden!
(S. 37.)

Digitized by Google

Herr Bl. hat nicht bedacht, daß der Friede nur in den Vornamen (Ehrenfried, Gottfried) indeclinabel ist.

Stöldraf (zu Soltman S. 39).

Nun, so sieh 'mal dieß Mauern, dran wohl manches Schwert sich stumpft,
Täcbt'gem Sturm bereit zu dauern; — bessres Blatt wohl gutes trumpft.

Zu ihrem Vater sagt Gertha S. 69:

— — laßt die Frauen
Euch treu zur Seite stehn.
Sey Spott ihr Stich und Hauen,
Laßt sie euch Kühlung wehn, ꝛc.

Darauf erwiedert er:

Unwürdig wär' ich deiner,
Wersagt' ich dein Gebet; (Bitte)
Und schlüg mein Busen kleiner (!)
Als dir die Seele steht! —

Ref. würde es nicht der Mühe werth gehalten haben, diese Fehler zu rügen, wenn nicht Herr Bl. an mancher anderen Stelle bewiesen hätte, daß er sie vermeiden kann. Er wählt, zum Beleg dieser Behauptung, eine, die zugleich beweiset, daß er, wie wenig geschickt er auch immer zum dramatischen Heldengange seyn möge, doch nicht ohne Schwingen zum lyrischen Fluge geboren ist. Es ist Gertha's Aufruf zum Kampfe an die Jungfrauen, S. 48:

— — Der Frauen Schwert ist Liebe. —
Doch, eh (wenn) das Vaterland in Fesseln klagt,
Wagt auch das Mägdlein wohl die Schwertesspitze.
Gedenkt doch, was der Kaufherr uns erzählt,
Der hier gelandet aus Massilien's Porte.
Wie dort die Jungfrau sich das Schwert erwählt,
Und zog vor Orleans, dem Reich zum Horte;
Die heil'ge Jungfrau fährend in der Fahne,
Die heil'ge Jungfrau kämpfend ihr voran,
Folgt Frankreichs Ahlerflug dem reinen Schwane,
Von Brittenblut gefärbt die Siegesbahn;
Christ gegen Christ; — vier Christen wider Heiden,
Groß ihre Schaar — ihr Insel Häuflein klein;
Da ziemt's, für Eide, sich in Eisen kleiden,
Jungfräulicher David solchem Troyer seyn.
Nicht dreyßig Jahre sind seitdem verflossen,
Da stand Johanna d'Arc im Siegesfeld; —
So denk in meinem Busen spuckt der Held.
Und, wärt ihr mir nicht freudig Kampfgenossen? —

Daß er Fouqué's Manier auch in dem Spiele mit den Weltgegenden, in dem Contraste und in der Vermählung von Süd und Nord nachahmt, ohne weiteren Zweck als eben diese Vergleichung; das hat ihn denn auch zu dem Fehler veranlaßt, dem Schweden und seiner Tochter soviel scandinavische Mythologie in den Mund zu legen, daß sie dadurch dem, damit nicht vertrauten, Leser oft unverständlich werden und ihn zwingen, zu den dürftigen Erklärungen im Anhange eine unsichere Zuflucht zu nehmen. Diese Mythologie mischt er dann wieder mit der griechischen zusammen, und wenn er eben bemerklich machen will, daß sein Norderheld im Süden wohnt, trägt er kein Bedenken, alle Illusion des Lesers durch Anmerkungen zu zerstören, wie die S. 6, wo von Iduna's goldnen Aepfeln die Rede ist: „Gertha reicht ihm einen Apfel, oder lieber „Citrone, Pomeranze, — denn diese, — malum medicum „aurantium, — stellen jene goldnen Aepfel am besten dar, „zumal wenn man auf Lemnos ist."

In der Zueignung S. IX. sagt Gertha selbst zu dem Dedicatarius gar launig:

„Die Aelt'sten (Töchter) muß man doch zuerst entfernen."
Sprach der Papa, bey'm Abschiedskuß von gestern,
„Doch träumt mir wohl von deinen Liebessternen."
„Noch buchen sie in stillen Geistesnestern.
Doch wollt's der Fouqué dir nur zumal thun. (nämlich: dich hervorworten)
Wohl folgen träst'ge Brüder, schon're Schwestern."

Nun, Fouqué hat's der Aeltesten gethan, und wir sind der versprochenen Nachschöplinge gewärtig.

Löschpapierne Belesenheit.

In der Berliner Zeitung (der sogenannten Löschpapiernen) steht in Nr. 79. die Nachricht: „Als die Erb-Großherzogin von Weimar auf ihrer Rückreise von St. Petersburg die Lupa passirte, führte der Pavillon des Fahrzeuges auf der rechten nach Petersburg gekehrten Seite die Inschrift aus Goethe: „Elende Wolken, Segler der Lüfte, grüßet mir freundlich die Vaterstadt." Es ist zu verwundern, daß die Stelle aus Schiller's Maria Stuart:

Elende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte!
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!

auch in Goethe's Schriften vorkommen soll. Der Erfinder dieser Flaggen-Inschrift ist vielleicht ein Hofmann gewesen, welcher gelaubt hat, solch' eine Stelle könne nur von einem Hofmanne herrühren. Sr.

Großmeister.

—„Frayssinous, der Großmeister der Universität, „der gar noch nicht als Schriftsteller aufgetreten, ist zum „Mitglied der französischen Akademie erwählt worden. Das „steht mit dem neuen Vorschlage der französischen Unterrichtspolizey: den gemeinen Leuten das Lesen, und Schreibenlernen zu erschweren, weil es das Hauptmittel aller revolutionären „Umtriebe sey, in der strengsten Folgerichtigkeit. Soll „das französische Volk nicht mehr lesen und schreiben lernen; so ist es auch nicht mehr nöthig, daß die Académiciens zu schreiben verstehen (sachent écrire), und „man wird dahin kommen, solche zu erwählen, die nicht „einmal lesen können." (Wenn der Herr Großmeister, der ja wohl Vorsteher der Unterrichtspolizey ist, jenem Vorschlag etwa selbst gethan hätte; so wäre seine Wahl zum Akademisten die feinste Mystification von der Welt.)

M.

Digitized by Google

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 13. August 1822.

Philosophie.

Anthropologie von Henrich Steffens. Erster Band 1821. Zweyter Band 1822. Breslau bey Max. 932 S. 8.

Die bisherigen Anthropologen betrachteten die Natur des Menschen, anatomirend und analysirend, entweder mehr aus dem physiologischen, sich hauptsächlich auf den Körper desselben beschränkenden, oder mehr aus dem psychologischen, sich vorzugsweise auf den innern, geistigen, Menschen beziehenden Gesichtspunkte. Sie, die solchergestalt über der, allerdings auch nothwendigen, Betrachtung des Einzelnen das Ganze aus den Augen verloren, hatten jedoch das miteinander gemein, daß sie populär seyn wollten; d. h. sie entnahmen aus der Physiologie und Psychologie für ihre Darstellung dasjenige, was, ihrer Meynung nach, den gebildeten Menschen allgemein interessiren mußte. Nach Hrn. Prof. Steffens Ansicht kann die Erforschung der leiblichen und geistigen Natur des Menschen jenes allgemeine Interesse nur durch die, wenn auch blos dunkel gefühlte, wenn auch mißverstandene Idee der Einheit des Geistes und der Natur erwecken; diese Idee soll allen bisherigen Darstellungen der Anthropologie, wiewol die Darsteller sich derselben nicht bewußt gewesen, zum Grunde gelegen haben. Er nun ergreift sie mit Bewußtseyn, und erbaut auf ihr das Gebäude seiner Anthropologie. Das Eigenthümliche von dieser setzt er in die Art der Darstellung. Sie tritt nicht, sagt er, in der Form der Speculation hervor, obgleich die klar geschaute speculative Idee (nämlich die Einheit der Natur und des Geistes,) ihre Grundlage ausmacht; eben so wenig in der Form der Naturwissenschaft, obgleich sie (die Naturwissenschaft,) einen wesentlichen Theil ihrer (der Anthropologie,) Darstellung ausmacht. Sie will durch die Betrachtung der erscheinenden, materiellen Natur die äußere Gewalt der Erscheinung, als einer solchen, vernichten, indem sie die innere unendliche Naturfülle des menschlichen Daseyns entwickelt, will eben zeigen, daß die Natur, in ihrer höchsten Bedeutung genommen, nichts der Freyheit, dem Geistigen, ja dem Göttlichen in dem Menschen Fremdes, daß sie vielmehr im tiefsten Sinne des Worts, das Geheimniß seiner höhern Natur in sich verbirgt, in der Vergänglichkeit das Unvergängliche, in der scheinbaren Entfremdung seine wahre Heimath. Nicht so, als wenn die Vergänglichkeit der erscheinenden Welt das Räthsel seines Daseyns löste; sondern vielmehr, daß diese Lösung erst hervortritt, wenn der Schein der Erscheinung durchbrochen wird. Die Darstellung, fährt Hr. Prof. St. fort, die eben dadurch anthropologisch wird, sucht sich an das innerste, heiligste Bedürfniß jeder menschlichen Seele enge anzuschmiegen; sie will klar, heiter, verständlich, für jeden Gebildeten zugänglich seyn; sie will in der heitern Natur derumwandelnd, den Menschen nie aus den Augen verlieren, und aus einer lebendigen Betrachtung soll das höchste Resultat, nicht als ein ängstlich Gesuchtes, vielmehr als ein sich freywillig Darstellendes dem Leser entgegen treten. Das ist, betheuert der Hr. Prof. meine Absicht, das die Idee, die mich leitet, wenn es mir auch schwerlich gelingt, sie vollkommen darzustellen.

Schwerlich indessen möchte Jemand aus dem Eben angeführten das Eigenthümliche der Steffensschen Anthropologie entnehmen können. Hat Ref. den Verfasser anders recht gefaßt, so sieht dieser das Menschenleben als die, beyde Pole oder Extreme, Natur und Geist, einende, das Wesen beyder in sich enthaltende Indifferenz, und als einen Theil des großen allgemeinen Naturlebens an; und sucht, von diesem Standpunkte aus, den Menschen aus dem großen allgemeinen Naturleben zu construiren, demnach nicht blos das Menschenleben, sondern das Leben überhaupt zu begreifen, sowol wie es sich in verschiedenen Formen ausspricht, als wiefern es ein Widerschein des höchsten Ideellen ist, wiefern es von der reinsten formlosen Einheit oder der Gottheit ausgeht. Da die Erde zum Universum gehört, der Mensch aber ein Erdensohn ist, so betrachtet Hr. Prof. Steffens zuförderst im ersten Bande den Menschen als den Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit, d. h. er sucht zu zeigen, wie in den Bildungsprocessen der Erde, und deren Formen, der Schieferformation, der Kalkformation, der Porphyrformation, sich das Leben nach und nach aus dem Innern der Erdmasse entwickelte, wie durch

Digitized by Google

das Werden der Natur das Werden des Menschen vorbereitet wurde. Er giebt diesen Betrachtungen den Namen: geologische Anthropologie, eröffnet sie mit der Behauptung, daß das Innere der Erdmasse, oder der Kern der Erde, metallisch sey, und schließt sie mit Aufstellung der Bildungs- und Zerstörungszeiten der Erde, und mit der Schilderung des wieder erneuerten Naturkampfes nach dem verlornen Unschuldszustande des ersten Menschen, indem er alles bestätigt findet, was die heilige Urkunde uns über die Schöpfung der Erde und des Menschen geoffenbart hat. Der zweyte Band enthält die physiologische und die psychologische Anthropologie. In jener sieht Hr. Pr. Steffens den Menschen als den Mittelpunkt einer unendlichen Gegenwart an, und zieht das Leben, die Vegetation, die animalische Vegetation, die Sinne, überhaupt die organische Erde in Betrachtung. So wie nun hier die Kräfte und Gesetze der allgemeinen Natur in denen der individuellen Menschennatur nachgewiesen werden, so handelt die psychologische Anthropologie von dem Menschen als dem Anfangspunkte einer unendlichen Zukunft, oder von der Offenbarung des Göttlichen in einem Jeden, und faßt schließlich das ganze Menschengeschlecht in einem Ueberblicke auf.

Da wir Eintagsfliegen, wir Kinder eines Augenblicks, uns selbst noch nicht, weder dem Körper noch dem Geiste nach, viel weniger jedoch noch die unbelebte und belebte Natur außer uns kennen, von dem Punkte, den wir bewohnen, kaum die Oberfläche, das unermeßliche Weltall aber gar nicht übersehen können: so möchte die von Hrn. Pr. Steffens versuchte Construction des Menschen aus der großen uns unbekannten Natur wohl höchst unzeitig, verwegen, und blos eine philosophische Dichtung zu nennen seyn, und die Lösung des Räthsels der Welt und des menschlichen Daseyns blos von der Würdigung des menschlichen Erkenntniß- und Empfindungs-Vermögens, oder dem γνωθι σεαυτον, bedingt werden.

Uebrigens enthält diese Schrift eine Menge Paradoxieen für den gemeinen, blos reflectirenden Menschenverstand, und sezt außer nicht gewöhnlichen naturhistorischen, physischen, chemischen, physiologischen und psychologischen Kenntnissen eine vertraute Bekanntschaft mit den Fichte'schen und Schellingschen Philosophemen voraus. Wie ein gemeiner Rechenmeister in der höhern Analysis bloße Ziffern und Buchstaben ohne Sinn sehen wird, so dürfte ein in die philosophischen Geheimnisse von Spinoza, Fichte und Schelling Uneingeweihter Hrn. Steffens Anthropologie für eine bloße — Mantelpredigt halten. Sie will zwar klar, heiter, verständlich und zugänglich für jeden Gebildeten seyn; entweder giebt es aber wenig Gebildete, oder sie ist von dem allen das Gegentheil. Um sie verständlich und zugänglich zu finden, ist, fürchtet Ref., ein solcher Grad von philosophischer Ausbildung erforderlich, der in Frankreich, England ꝛc. gar nicht, unter uns nur bey besonders organisirten Köpfen zu finden seyn möchte. Refer. ruft daher warnend aus: Procul o procul este profani!

S.

Dramatische Dichtkunst.

Brunhild. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ferdinand Wachter. Jena, bey Bran, 1821. 8. 190 S. Preis 21 gr.

Athanagilds, des Gothenkönigs Tochter, Brunhild und Galswind vermählen sich, erstere mit dem Könige Austrasiens, Siegbert, (S. 7.) leztere mit seinem Bruder Chilperich, Neustriens Könige. (S. 16.) Dieser Chilperich aber hat außer einer verstoßenen Gemahlin, Audovera (S 14.), welche ihm zwey Prinzen, Merovig und Klodovig, nebst einer Prinzessin, Chilbesind, gebar, noch eine zweyte Gemahlin, Fredegunde, und dieß Alles weiß Galswind. (S. 14. 15.) Diese Fredegunde von niedriger Abkunft und noch niedrigerer Denkungsart beabsichtigt die Alleinherrschaft über die getrennten Reiche, läßt Galswind ermorden (S. 31.) und dingt Meuchelmörder gegen Siegbert. (S. 48.) Durch den von diesen vollbrachten Mord (S. 51.) wird das von Siegbert belagerte Doornick — worm (S. 60.) Chilperich mit Fredegunden eingeschlossen war, entsezt. Fredegunde verfolgt unmwedr Brunhilden und ihren Sohn (S. 61.) Chilebert; beyde kommen als Gefangene in ihre Gewalt. Gundobald, Siegberts treuer Feldherr, vereitelt die beabsichtigte Trennung der Mutter von dem Kinde, und bewegt den kleinen Childebert aus dem Gefängniß. (S. 69.) Merovig rettet Brunhilden aus der Gefangenschaft (S. 87.) und läßt sich mit ihr über Hals und Kopf trauen. Chilperich aber nimmt beyde gefangen. (S. 90.) Brunhild soll hierauf in der Kirche, wohin sie sich mit Merovig flüchtete, eingemauert werden, nachdem lezterer von seinem unnatürlichen Vater hinterlistigerweise herausgelockt worden ist. (S. 94.) Audovera erscheint, wechselt mit Brunhild die Nonnentracht, wird statt ihrer eingemauert, und kömmt um in der hinterdrein angezündeten Kirche. (S. 120.) Childesind theilt bald freywillig ihr Schicksal. Merovig, erst durch die Flucht entronnen, aber durch Verrath der Söldlinge Fredegundens von neuem gefangen, giebt sich den Tod. (S. 136.) Das Ungeheuer, Fredegunde, noch nicht gesättigt durch all' dieses Blut, läßt auch den Klodovig ermorden (S. 155.), ihr Mordanschlag auf Brunhild schlägt dagegen fehl. (S. 162.) Auf frischer That, über ihrer Untreue gegen Chilperich von ihm selbst ertappt (S. 165.), faßt sie nunmehr den höllischen Entschluß des Gattenmordes, (S. 169.) bringt Chilperichen wirklich den Todesstoß bey (S. 171.), empfängt aber gleichfalls von ihm eine Wunde, an welcher sie stirbt. (S. 179.) Ihr Sohn Klothar übt Blutrache an Brunhild, der ver-

Digitized by Google

meintlichen Urheberin des Doppelmordes, durchbohrt vor ihren Augen ihren Sohn Childebert und läßt sie selber zu Tode — schleifen! (S. 198.) Ein von der sterbenden Fredegunde abgeschickter Eilbote benachrichtigt Klotharen zu spät von Brunhildis Unschuld (S. 193.); er nimmt Gift (S. 190.) und endigt glücklich das wahrhaft cannibalische Trauerspiel mit dem fünfzehnten Morde. —

Zu Nutz und Frommen angehender Trauerspieldichter hat Rec. daher folgendes Recept aufgesetzt.

Rp. Zwey schwache Könige, leibliche Brüder; zwey fromme Königinnen, leibliche Schwestern. Noch eine vortreffliche Königin, von ihrem Gemahl verstoßen; eine vierte endlich, welche ein gemeines, blutdürstiges, herrschsüchtiges, buhlerisches Weib seyn muß; ferner drey Prinzen und eine Prinzessin; einen tapfern Feldherrn; einen redlichen und zwey schurkische Hausbedienter; fünf alte Weiber; zwey Bischöfe; einen dergl. als Hanswurst; einen arglistigen Pfaffen; einen treuen Freund; drey Banditen; einen Gefangenwärter. Eine gute Anzahl Henkersknechte, Soldaten und Volk aus allen Landen soviel die Scene faßt; endlich: gothische Schilder, Spieße, Schwerter, quantum satis, nebst drey Schaumasaren (Dolchen), ein Giftfläschgen und ein wildes Pferd.

Rüttle und schüttle alles wohl durcheinander, stoße es klein, gieße das nöthige Blut und Wasser hinzu, laß es in der Hundstagshitze destilliren, und den Geist dis auf die letzte Spur abdampfen. — Hierauf nimm einige Ballen Druckpapier in Abtheilungen von 12 Bogen, tränke jede Octavseite mit 24 Theelöffeln (Zeilen) von dem gewonnenen Extract, diese die Abtheilungen (Exemplare) zum Verkauf auf, gieb Acht ob die daran Saugenden die Gesichtsmuskeln krampfhaft verziehen, Zeichen des höchsten Ueberbefindens geben und in Ohnmacht fallen. Bemerkst du daß alles, dann kannst auch du, ein zweyter Archimedes, fröhlich ausrufen: Gefunden! denn du hast bewährt erfunden deinen veritablen und aufrichtigen Trauerspiel-Extract.

Ohe! jam satis est! könnten hier billig die Leser ausrufen, aber Rec. ist es ihnen und sich selbst schuldig, einige Proben aus diesem Trauerspiele mitzutheilen, damit er 1) dem Vorwurfe begegne, allzustreng gewesen zu seyn, und 2) zugleich eine Warnungstafel aushänge, welche Dichtern, wie Herrn Wachter, dergleichen Machwerke untersagen möge. Rec. hofft darzuthun, der Vf. der Brunhild sey ein wahres Unglückskind a) in der Wahl und Zusammenstellung seiner Bilder; b) in seiner und durch seine Versification; c) in seinem Witz und durch denselben; d) wegen seiner — Grammatik; e) wegen seiner Poesie (!!) im Allgemeinen, u. s. w.

ad a. S. 5. „Der Eine Silberwellen
„Sind roth von Sunnenblut, als wenn der Morgen
„Sein Rosenkleid in ihnen badete."

Also färbt das „Rosenkleid des Morgens" sehr stark ab.

S. 9. — — — „Ein Meer von Galle
„Droht brausend mir das Leben zu ersäufen."

Ein wahrhaft bitterer Tod! Und welche ein Sterlerregendes Meer!

S. 57. „Das Meer der Hände"! (anstatt einer Menge Bewaffneter)

S. 31. ein „Strahlenmeer;" S. 57. ein „Quellenmeer;" S. 73. giebt es aber gar ein „Meer von Scheidewasser" (!) u. s. w.

ad b. S. 19. — — — „mit dir der Menschheit
„Gift, Wuth, Tod, Hölle, schau'rig zu sprechen jeden."

S. 31. „Wüthen, Wuth, Tigerklauen mir in der Seele!
„Wie's flieht! grabt! wühlt, magt, reißt! zerrt! zittert! bebt!
„Los Weh! (!) Pein! Quaal! Furcht! Bangheit! Angst!"

S. 69. „Brauen! beym bloßen Gedanten faßt mich Schwindel" (!)

S. 124. „Von den Merovingen ahnt man nichts als Greuel."

S. 143. „Die Pariser Weiber mußten auf die Folter,
Sie bekannten, daß sie Hexen, und sie schuldig."

S. 188. „Aus der Krieger Augen brechen blut'ge Zähren."

S. 189. „Mich beklagerst Fredegunde dir zu sagen."

Wie mag Herr W. in den angeführten Stellen (und in hundert andern) scandirt haben? *)

ad c. (wegen seines Witzes) S. 108. „Wenn's Feuer brennt, braucht man gar nicht zu blasen."

S. 109. „Erzähle doch nicht Alles so genau.
„Es wird das Zopfband mir vor Aerger grau." !!!

S. 110. „Ich sterbe; quittengelb ist meine Nase. (!!)
„Mein Leib zerplatzt wie eine Seifenblase."
u. s. w.

ad d. (wegen seiner Grammatik) S. 9. „Dein Bruder ist des höchsten Gottes gewährt."

u. weiterhin — — „Der Freude mich gewährt." **)
S. 67. — — „Wir flöhe die Besinnung." ***)
S. 109. — — „Vor Aerger." †)

Endlich ohn' Unterlaß: vor sich ††) anstatt für sich.

*) Was die 5 letzten anlangt, das sind offenbar trochäische Trimeter: – ⏑ – ⏑ – | – ⏑ – ⏑ –, doch der letzte ohne Cäsur; sonst aber ist das Stück in Jamben geschrieben.
M.

**) Das gienge zur Noth schon an: sich der Freude gewähren — se prêter, s'abandonner à ..... Allein im Buche steht: „Wenn Sehnsucht nur der Freude mich (die Freude mir) gewährt; ein offenbar grammatikalischer Bock.
M.

***) Gott weiß. Fliehen statt entfliehen, fehren st. umkehren, u. s. w. sind stark Mode. Langeweile gähnet man, uns nur vor Aerger kann — das Zopfband grau werden.

†) Das ist sehr richtig. S. Adelung s. voce Vor. Lit. d. Vor, nicht für Länger.

††) Vielleicht elliptisch, statt: vor sich hin.
M.

Digitized by Google

ad e. wegen seiner — quam Dii avertant — Poesie im Allgemeinen.

„Wenn der Beruf zum Dichter, eminentes Talent, Natur, Fülle, Wahrheit u. s. w. durch Gemeinheit, Plattheit, Mattheit, Kälte, Unnatürlichkeit u. s. w. sich beurkunden, dann hat Herr W. die Palme errungen. Zum Theil ist dieß zur Genüge bewiesen; klar aber wird es noch werden, wenn Rec. sich überwindet noch ein paar Stellen zum Besten zu geben. Wen das noch nicht überzeugt, der wende 21 gr. dran und lese Brundild. Mummius wirbt für Ehlperich um Galswinds Hand, und nachdem er ihr die Versicherung gegeben, sie werde ihren Wunsch erreichen,

S. 16. „ihn wieder umzubilden
„Zu einem, der in mancher Rücksicht doch
„Des Namens eines Deutschen würdig wäre,
entschließt sie sich — — — „Ja ich will den Schmerz verbeißen,
„Daß ich dem unreinen Aas reine Herz
„Anketten muß. — —"

S. 67. sagt Swedobald: — — — — — „Ich stürze
„Hinunter, der Zerschmetterung in die Arme."

Doch — Seite 61. ist eine Stelle, welche einzig in ihrer Art ist. Eine der Frauen aus Doornick ist froh, daß die Belagerung aufgehoben ist, wendet sich zu den Umstehenden und declamirt in der Extase über die abgewandte Hunger-Noth:

„Seht! aufgethan ihr Thore breite Flügel!
„Einströmen wie des Wolkenbruches Fluth
„Wein, Schweine, Schöpse, Ziegen, Rinder,
„Wohl breymal größer als wir Menschenkinder (!!!)
„Und weiberraufnahmendes Gestügel." — u. s. w. u. s. w.

Druck und Papier sind besser als nöthig wäre.*) Doch ist der Preis nicht zu hoch.

ig.

*) Wie so? Sollen mißrathene Dichtungen auch schlecht gedruckt werden? M.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, im April 1822.

1. April. Hr. la Renaudiere will eine unzerstörbare Dinte erfunden haben und bittet die Akademie, dieselbe durch Commissarien prüfen zu lassen. Der Minister des Innern verlangt von der Akademie ein Befinden über eine Abhandlung des Hrn. Francoeur von den Wasserwagen und die vergleichende Würdigung derselben mit den Arbeiten der Herren Gay-Lussac und Benoit über den nämlichen Gegenstand. Hr. Decamp übersendet eine Abhandlung von den Harmonievertheilungen. Hr. Fresnel liest neue Zusätze zu seiner Abhandlung über die doppelte Strahlenbrechung. Hr. Fairdans liest eine Abhandlung mit der Aufschrift: Nouvelle force maritime und Herr Broguiart überreicht eine Denkschrift von den Lagerungen des Magnesit.

8. April. Von dieser öffentlichen Sitzung haben wir früher schon Kunde gegeben. 15. April. Die Akademie erhält einen Nachtrag zu der Abhandlung des Hrn. Clapeyron von der Festigkeit der Gewölbe, von Hrn. Fevrand den Abriß einer neuen Bewegungsmaschine durch Räder und von Hrn. François den Plan einer neuen hydraulischen Maschine. Hr Ampere erklärt einen neuen Versuch des Hrn. Savary über die Rotations-Bewegung eines durch die elektrische Strömung erzeugten Leiters.

22. April. Hr. Savart überreicht eine Abhandlung von den Vibrationen der festen Körper. Hr. Geoffroy-Saint-Hilaire liest eine Denkschrift, worin die Zeugungsorgane beyder Geschlechter von den Vögeln und Säugethieren in vergleichenden Erörterungen dargestellt werden. Hr. Pouillet liest einen Aufsatz über neue Erscheinungen der Wärmeerzeugung.

29. April. Hr. de Jussieu erstattet einen sehr vortheilhaften Bericht über die von Hrn. Kunth herausgegebene letzte Lieferung des großen und wichtigen Werkes (Nova genera et species plantarum), welches die Hauptmasse der auf der Humboldtschen Reise gemachten botanischen Entdeckungen befaßt. Hr. Thenard berichtet über Hrn. Lowlers Abhandlung von dem Meteorstein von Juvenas. Hr. Gay-Lussac liest einen Aufsatz über die Kälteerzeugung durch Luftverdünnung. Hr. Gouvenain sendet die Ergebnisse seiner Versuche über die Weingährung. Hr. Deyeux erstattet einen Commissionalbericht über die von Hrn. Renaudiere dem Urtheil der Akademie unterlegte unzerstörbare Dinte. Die Commissarien anerkennen ihre Vorzüge vor den meisten käuflichen Dinten und daß dieselbe Abänderungen den Kunstgriffen des Fälscher widerstehe; doch scheint sie hinwieder auch eigenthümliche Nachtheile zu haben. Hr. Segalas theilt die Resultate seines Versuchs über die Absorbtion mit, und Hr. Savart liest neue und reichhaltige Erörterungen über das Gehörorgan und die Schwingungen seiner Membranen. Die Folgerungen, welche er aus seinen Untersuchungen zieht, sind diese: 1. Die Mittheilung der Vibrationen durch die Luft scheint, für die kleinen Schwingungen wenigstens, nach gleichen Gesetzen wie in festen Körpern zu erfolgen. 2. Man darf nicht, wie bisher geschehen ist, das Dasein einer eigenen mechanischen Vorrichtung annehmen, wodurch das Trommelhautchen mit den darauf einwirkenden Körpern in harmonische Vibrationen versetzt würde, indem sich dasselbe allzeit in einem Verhältnisse befindet, wodurch es für jede Zahl von Vibrationen empfänglich ist. 3. Die Spannung der Membran vermehrt und vermindert sich im Verhältniß der Stärke der Töne, um deren Wahrnehmung zu erleichtern oder zu mäßigen. 4. Die Vibrationen der Membran theilen sich unverändert dem Labyrinth durch die Gehörknöchelchen mit, wie die Vibrationen zwey entgegengesetzter Theile eines Musikinstrumentes mittelst des Stimmholzes vereinbart werden. 5. Die Knöchelchen beschränken hinwieder die Ausdehnung der Schwingungen der im Labyrinth enthaltenen Organe. 6. Die Trommelhöhle dient wahrscheinlich zu Erhaltung einer gleichförmigen und unveränderlichen Luft, um die Oeffnungen des Labyrinths und an der innern Fläche des Trommelfells.

Digitized by Google

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Freitag den 16. August 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Der Kampf des Alten mit dem Neuen. Roman von Moriz Thieme. Mit 1 Kupfer. Eisenberg bey Schöne 1822. 312 S. 8.

Nach dem kurzen Vorberichte „wollte der Verfasser, so weit es ihm seine schwachen Kräfte erlaubten, den Samen des Guten ausstreuen, und den Weg zeigen, der allein zum Heile der Völker, zu einer allgemeinen Zufriedenheit führen kann.“ Das läßt einen politischen Roman erwarten, und er ist es auch insofern allerdings, als der Verfasser bey Gelegenheit einer gutmüthigen Familien- und Liebesgeschichte den Endzweck verfolgt, die constitutionelle Monarchie in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, und den Moderatismus in der Umwandlung der alten Formen des staatsgesellschaftlichen Zustandes zu empfehlen. Inzwischen ist er in diese politische Materie nicht eben tief eingegangen, und hat für das Verhältniß der Liebenden die Theilnahme weit mehr in Anspruch genommen, als für das Schicksal des kleinen Landes, in welchem die Begebenheiten sich zutragen.

Schiller hat irgendwo gesagt, es müsse schon kein gemeiner Kopf seyn, der im Drama ohne Bösewicht auskommen wolle. Im Romane ist das nicht viel leichter, und der Vf. hat gleichwohl die Aufgabe sich noch viel schwerer gestellt. Er wollte auch ohne einen schwachen Charakter, ohne ernsthaftes Unglück und ohne Vergehungen auskommen, und es ist ihm gar nicht übel gelungen. Wir befinden uns unter lauter entschieden guten, klaren und selbstständig handelnden Menschen; wir befinden uns wohl unter ihnen hinsichtlich unseres sittlichen Gefühls, und haben, wenn wir mäßige Ansprüche machen, eben keine Langeweile. Was an aufregenden, ergreifenden Begebenheiten abgeht, das wird durch die lebhafte Schilderung ansprechender Empfindungen und rührender Lebenslagen ersetzt, und eine gewisse ungesuchte Gemüthlichkeit deckt selbst die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung zu. Dahin rechnen wir vorzüglich den Entschluß der Pfarrerstochter, den von dem demagogischen Bunde entführten Grafen Camillo ganz auf eigne Hand zu befreyen, und das Unternehmen der verlobten aber nicht geliebten Braut Clara, den trauernden Bräutigam und seine geliebte Retterin am Traualtare mit einer edelmüthigen Entsagung zu überraschen. Als Probe des Styls wählen wir eine Stelle S. 129, deren Inhalt nicht zu oft wiederholt werden kann.

„Die höchste Aufgabe des Staates ist ja die: die „Wohlfahrt und das Glück seiner Bürger zu berathen und „zu bewahren. Heinrich der Vierte, König von Frankreich, sagte: ich werde erst dann ganz glücklich seyn, wenn „ich es werde so weit gebracht haben, daß Jeder meiner „Unterthanen am Sonntage sein Huhn im Topfe hat.*) „Und dieses Streben sollte alle Fürsten beseelen. Die Zufriedenheit ihrer Völker zu begründen, ist die erste Aufforderung, die diese an sie machen können.“

„Wo ist das aber möglich, wo die Klagen des Einzelnen nicht einmal zu dem Ohre des Regenten dringen „können? wo die Töne des Jammers in dem Getümmel „der Hofschranzen verhallen, ohne erst einmal in das Kabinet des Fürsten zu gelangen? Wie will der Staat den „Bedürfnissen einzelner Menschen oder ganzen Klassen abhelfen, wenn er diese Bedürfnisse nicht einmal kennt? „Darum ist das Volk glücklich zu nennen, das seine Wünsche „und was ihm Noth thut, vor seinem Landesherrn durch „bewährte und aus seiner Mitte gewählte Männer darlegen lassen kann. Ein Fürst, der die Stimme seines „Volkes nicht hören will, schadet sich mittelbar nur „selbst, denn er würde nur seinen eigenen Vortheil „bewahren, wenn er die Wünsche seiner Unterthanen hören, und dieselben nach Möglichkeit zu erfüllen suchen „würde.“

*) Das heißt geredt! Herr, ihr versteht die Sache.
Der Fischer Knaut.

Biographie.

I. Aus meinem Leben. Von Göthe. II. Abth. V. Th. Auch ich in der Champagne. Stuttgart, Cotta'sche Buchh. 1822.

II. Memoires de M. le Duc de Lauzun. II. edit. Paris, Barrois, 1822. II Vol.

Digitized by Google

III. **Aus den Memoiren des Venezianers Casanova** Nach dem Manuscript bearbeitet von Wilh. von Schütz. I. u. II. Bd. Leipzig. Brockhaus, 1822. *)

Wir Rezensenten müssen schon aus Zunftgeist entschiedene Liebhaber der Selbstbiographien seyn, weil sie auch Selbstrecensionen genannt werden können, und zwar von Büchern, die noch nicht zu Ende geschrieben sind. Der Franzose und der Italiener sind inzwischen schon der Welt entrückt, und zwar der Franzose in der Zeit, deren Schrecken der Deutsche beschreibt: er wurde zu Paris hingerichtet, und starb, wie ihm der Henkersmeister (I. Vol. p. 84) vorausgesagt, auf einer Insel, aber freylich auf keiner wirklichen, sondern in der Provinz Isle de France. Der Italiener verbindet sich dem Deutschen in dem Abscheu gegen alles Politische, und klagt besonders über die Zeitungen, die lauter besorgliche Nachrichten verbreiten. Der Franzose ist ein großer Freund des Krieges, er löset die liebsten Verhältnisse auf, um sich hinein zu stürzen, während der Deutsche durch Gesahr und Entbehrung von seiner kriegerischen Umgebung zum Nachdenken über die Farbenlehre angeregt wird, und an Leibnitz erinnert, der am Hofe mit seiner Gabel der neben ihm sitzenden Churfürstin einen Cirkel in die Oberfläche der Hand ritzte, weil er Hof und Tafel über ein mathematisches Problem vergessen hatte. So wäre es leicht, manche innere Berührung und seltsame Ungleichheit herauszuheben, um die Mesklaune zu rechtfertigen, welche uns diese drey Bücher zu gleicher Zeit in die Hände gegeben. So ist es z. B. höchst merkwürdig, daß der Deutsche in diesem Theile kein Wort von Zärtlichkeit einfließen lassen; er, welcher Deutschland für ein Jahrhundert mit den reizendsten Ausdrücken schöner Sinnlichkeit ausgestattet hat, während der Italiener oft ins Possenhafte die Liebesabentheuer seiner Jugend ausmahlt, in freudiger Erinnerung sich keine Uebertreibung und Lüge versagen kann, und der Franzose keine einzige Zärtlichkeit unerwähnt lassen will, damit sein großer Ruf als Liebesritter auch bey der Nachwelt nicht leiden möge. Der Franzose und der Italiener gehen über die Aufrichtigkeit noch weit hinaus, der Letztere ergötzt sich sogar an zugedichteten Möglichkeiten; der Deutsche hingegen, um keinen Anstoß zu geben, durch sein Buch so wenig als durch sein Leben, verschweigt in jeder Hinsicht alles das, was lebende Menschen kompromittiren könnte, und erscheint nur in Hinsicht der Verstorbenen offenherzig, selbst mit Gefahr, daß dadurch seine Lebensverhältnisse ärmer erscheinen können, als die Gewogenheit der Fortuna sie wirklich ausgestattet hatte. Was der sehr selige Kämmerer Rieß (Göthe S. 500) dem Deutschen versichert, daß er kein vernünftler(?) Mann sey wie andere Dichter, das zeigt sich überall, aber zugleich auch, daß er, wenn auch kundig und geliebt in höhern und niedern Kreisen, sie doch nur gezwungen berührt, und von innerer Arbeit bedrückt, sich nur ungern von diesem Aeußern durchdringen läßt. Wir fühlen uns gedrungen, mit dem alten Husarenoffizier (Göthe S. 239) einzustimmen, der es unverantwortlich findet, einen solchen Mann, wie den Deutschen, so ohne Zweck und Nutzen in das Kriegselend zu stürzen. Die Entschuldigung mag aber eben darin liegen, worin das Mißlingen des ganzen Feldzugs sich begründete, in der Nichtachtung des Feindes, in der Täuschung über die Gesinnung der Franzosen. Die Welt war damals von der politischen Entwickelung so zerrissen, daß ein Zweifel über den Erfolg schon als feindliches Zeichen galt. Das Wohlwollen des Herzogs wollte den Freund Theil nehmen lassen an großen Ereignissen, und konnte nicht ahnden, daß sich alles mit der unbequemen Reise in einem Packwagen, mit dem Studio von Schlers (nicht Fischers, wie im Buche steht, das war damals noch nicht erschienen) physikalischem Wörterbuche zur Begründung der Optik an der Seite einer kranken Küchenmagd enden würde, (Göthe S. 160). Der Italiener (Casanova S. 41) fängt mit einem optischen Versuche sein Leben an, und hat doch nie etwas darin a) geleistet. Wir hören hier im Geiste manchen Physiker etwas Aehnliches von Göthe sagen, und glauben, bey diesem Werke, wo sich der Widerspruch aller seiner frühern Freunde gegen diese Naturstudien zeigt, über den Inhalt dieser Urtheile etwas zu sagen, werde nicht als unschicklich auffallen. Die Mineralogen weigern sich nicht, ihn anzuerkennen, sie fühlen bey seinen Studien die Ergebung in den allgemeinen Zusammenhang des Gedachten, welche das wissenschaftliche Studium bezeichnet. Die Anatomen haben einigen Widerspruch, sie meinen Einzelnheiten mehr als billig hervorgehoben, die zu nichts führen. Die Botaniker sind schon verdrießlich, sie meynen, daß das Wort, die Metamorphose nichts gebe, es ließen sich vielleicht noch ein Paar andere erfinden, die bedeutungsreicher wären. Ganz ärgerlich sind aber die Physiker durch den heftigen Streit gegen Newton, der sogar des abschüchlichen Betruges in der Farbenlehre geziehen wird. Im Eifer für die Verdienste und das Genie Neutons, dem wir fast alle Fortschritte in der Optik, selbst diejenigen danken, die nicht mehr mit seiner Theorie übereinstimmen, wollen sie in der Farbenlehre gar nichts Brauchbares erkennen, sie vermissen in den Experimenten Erfindungsgabe, in der Theorie Deutlichkeit und Anregung, es geht ihnen mit dem Buche wie Göthe von einer Physischen Vorrede (Georgica Virgils) erzählt, daß er sich redlich daran abgequält, aber

*) Der erste Band ist zwar schon früher ausführlich beurtheilt worden; da aber der Schluß nachstehender, aus einer andern Feder geflossenen Anzeige das ganze Produkt charakterisirt; so mag sie hier noch Platz finden. M.

a) Worin? In der Optik, oder in seinem Leben? — Vielleicht in beyden nichts, wenn man nicht eine Autobiographie polissonne für etwas gelten lassen will. M.

Digitized by Google

leinen Vortheil erlangt habe, es seyen für ihn sibyllinische Blätter (S. 411). Diesen Vorwurf einer seltsamen Dunkelheit über einfache Gegenstände möchte auch wohl das schwerste seyn, gegen welchen die Farbenlehre zu vertheidigen; er möchte jedoch ganz schwinden, wenn Göthe aufrichtig das Abndungsreiche, aber auch das ganz Schwankende, Unausgebildete seiner Anschauungen mitgetheilt hätte. Die Freude am Gelingen versteckt ihn aber, wo es nicht fortwill, die Worte runden sich, alles scheint sich darin zu umfassen und zu beschließen, die Rhetorik wird Herr über den Gegenstand aber nicht der Verstand, geschichtliche Einsicht schmückt ihn und doch ist nichts geschichtlich verbunden und begründet. Nach dieser Auseinandersetzung wird man uns weder für die blinden Verehrer, noch für die gehässigen Gegner halten, welche der berühmte Mann abwechselnd aufgereizt hat. Wir haben uns aufrichtig dieser neuen Gabe aus seinem Leben auch darum gefreut, weil der Widerspruch, das Verneinen, dem er sich in späteren Schriften oft hingegeben, hier nur seltener, wir möchten sogar behaupten, nur einmal bemerkbar, nämlich bey Gelegenheit der Alterthümer von Trier, die vielleicht von Andern überschätzt, hier aber gewiß unbillig herabgesetzt werden. Dieser Geist der Verneinung ist uns bey so glücklichen Verhältnissen zur Literatur und zum Leben, die beyde ihn sorgenlos zu erheben trachteten, eine schwierige Aufgabe gewesen, die nur eine noch nicht beschriebene Lebensperiode zu lösen vermag. Es würde gar nicht schwer fallen, ein Verzeichniß von Bemühungen aller Art aufzustellen, die der verehrte Mann, der vielen, wie dem armen Plessing (Göthe S. 333) ein Zutrauen einflößte, von ihm berathen zu werden, bald gerühmt, bald wieder von sich gewiesen, wenigstens bey einigem Widerspruch anderer nicht weiter zu schützen gewagt hat. [b]) Etwas Erklärendes geht inzwischen schon hier aus der Entschuldigung gegen Plessing hervor (S. 339), daß ein Zudrang, sowohl übereiler wie reeller Art, ihn oft außer Stand setze sich zu bewegen, geschweige zu wirken. Dieß möchte genügen, um eine Ungleichheit in dem Verhältnisse zu andern aufzuklären, aber Ungleichheiten in der Ueberzeugung erklären sich nicht so leicht. So sahen wir fast gleichzeitig die Bescheidenheit im westöstlichen Divan angegriffen und in der morphologischen Zeitschrift höchlich empfohlen. Liegt so etwas vielleicht in dem Styl und dessen Angewöhnung, auch das Flüchtige, Leichte, Vorübergehende mit großem Ernste und vieler Wichtigkeit vorzutragen? Wir gestehen, daß uns so etwas dennoch ein Problem bleibt, und hätten wir Gelegenheit dazu, wir würden den verehrten Mann unmittelbar um dessen Auflösung ansprechen.

Fast vergessen wir über den großen Deutschen die beyden etwas liederlichen Nachbarn. Und doch giebt der Franzose einen höchst willkommenen Aufschluß über die Revolution, welche der Deutsche nur in der äußern Erscheinung aus der Ferne zeichnet. Wir sehen einen in aller Art Leichtsinn und Ausschweifung öffentlich bezeichneten Mann als Vertrauten der unglücklichen Königin, doch ohne Beziehung auf Leidenschaft, erscheinen. Diese Eigenschaften waren zu der Zeit etwas Empfehlungswerthes, keine Sitte hält gegen diese Angriffe aus, und selbst eine Leidenschaft, die länger wächst, kommt nur einmal mit einer Ausländerin zum Daseyn. Deunoch sind diese ausschweifenden Frauen im Besitze des höchsten Einflusses, wie ihn nur Frankreich je den Frauen gewährt hat. Lernen wir nun aus den Memoiren der Roland den tugendreichen, zur Ehre aufgezogenen Mittelstand der Hauptstadt, die eigentlich Frankreich zu der Zeit war, damit vergleichen, so scheint das Herabsinken jener Verderbtheit, das Emporsteigen des sittlichen Theils nothwendig, nachdem das Ferment der amerikanischen Revolution durch die dahin gesendeten französischen Truppen nach Frankreich zurück gebracht wurde. Dieselben Namen Lafayette und Custine, die bey dem Deutschen an Deutschlands Grenzen hervortreten, finden wir schon bey dem Franzosen in den Wildnissen von Nordamerika, überhaupt war der amerikanische Krieg eine merkwürdige Schule künftiger Generale, weil er die Wohlbegabten mit einem Schlage aus aller Angewöhnung herausriß. Leider giebt sich der Franzose wenig Mühe, die europäischen Ereignisse, die verschiedenen Methoden der neugebildeten Truppen in Corsica und Amerika uns näher vorzuführen, denn seine Liebschaften hält er allein der Aufbewahrung werth. Auch bey dem Deutschen findet sich keine Beobachtung darüber, und nur ein interessanter Versuch über das Kanonenfieber. Er riß nämlich durch den Bereich der Kugeln und bemerkte keine Abnahme in Stärke und Deutlichkeit des Sehens, aber die Welt hatte doch einen gewissen braunrothlichten Farbenton; keine Bewegung des Blutes, wohl aber eine Gluth, die sogleich aufhörte, wie derselbe aus der Unsicherheit zur Sicherheit übergegangen. Ihm scheint dieses gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht, durch das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln in der Luft. (Göthe S. 110). Nach dieser Beobachtung möchte es einige Aehnlichkeit mit der Einwirkung der Gewitter auf manche Individuen haben, welche von der Gewitterfurcht durchaus verschieden ist. Dennoch halten wir diese Beobachtung für zweifelhaft, da es zu viele Gegenbeobachtungen giebt, daß selbst empfindliche Personen, die ohne ihr Wissen den Kanonenkugeln nahe gekommen, bey dem nahen Vorüberfausen gar keine bedenkliche Ahndung von der Gefahr, sondern nur flüchtige Neugier gezeigt haben, was das für eine Erscheinung gewesen sey. Bestätigend hingegen spricht für die Beobachtung, daß die Bewegung der Kugeln einen Einfluß auf die Luft habe, oder auf das allgemeine physische Daseyn, sey es durch die allgemeine Erbebung oder wodurch sonst, jenes ganz eigenthümliche Benehmen der Pferde, indem manche, die sonst wild

b) Hofteben!

Digitized by Google

sind, sich höchst gezähmt bezeigen. Sollte es richtig seyn, daß durch Kanonenfeuer wirklich Gewitter zerstreut werden können und gleichsam mit diesem künstlichen Gewitter der Spannung entzogen werden, die sie gegen einander erhält, wofür auch hier (S. 107) eine Beobachtung zu finden, so wäre die Einwirkung auf thierische Organisation wohl sehr natürlich, und müssen besonders die, welche alte Wunden, Frost- oder Gichtschäden an sich tragen, am ersten als Kanonenfiebermesser zu gebrauchen seyn. *)

Um nicht die Grenzen zu überschreiten, brechen wir in unsern Betrachtungen ab, besonders die Weimarischen Kunstfreunde, die hier zum erstenmal in der Biographie auftreten, wie ihr Bemühen genützt und geschadet hat, verlangen Raum, denn sie haben sich immer etwas breit gemacht, und besonders die theoretischen Versuche über Colorit und Farbenzusammenstellung, deren hier erwähnt wird (S. 399), sind höchst gefährliche Klippen für einen echten Künstler, ehe er ein festes Vertrauen in sich selbst gewonnen hat. — Den Franzosen und den Italienern haben wir über dem Deutschen fast vergessen, das ist natürlich, unter anständigen Leuten läßt sich nur ein kleiner Theil des Inhalts von dem Leben jener Ausländer wieder erzählen.

Am.

*) c) Spaß! Das Kanonenfieber, selbst das Göthe'sche nicht ausgenommen, hält' ich so lange für eine psychische Krankheit, als ich dieselbe, wenn die Artillerie nach der Scheibe schießt, nicht an den Zuschauern wahrnehme.

Concav.

Die Leser des Lit. Bl. werden sich aus dem Aufsatze: Electromagnetische Streitigkeit, (Nro. 59.) erinnern, daß der Herr Dr. Philos. Nürnberger die durchaus unbeleidigenden Anmerkungen übel genommen hat, mit welchen ein anderer Mitarbeiter vom Fache der Naturkunde, Herr Dr. Med. S., dessen Aufsatz in Nro. 16. und 17. des Lit. Bl. begleitete. Das nämliche Mißgeschick hat nun auch die Redaction selbst betroffen. Sie hat einem späteren Aufsatze des Herrn D. N. über Piazzi's Astronomie in Nro. 48. ebenfalls einige, lediglich die Sache angehende Bemerkungen beygefügt; auch diese, und namentlich die mit b. und d. bezeichneten, hat der Herr D. N. übel genommen, und dagegen eine Antikritik eingesendet, welche wir hier mit unserer Antwort zum Besten geben.

Nöthige Berichtigungen zu unnöthigen Noten.

1) Ein angemessener Theil einer hinreichend großen Kreisperipherie fällt mit der Tangente zusammen. Darauf kommts hier an. Das Stückliche im Gedanken ist ganz übersehen.

Antwort. Das kann dem glücklichen Gedanken des Herrn D. N. leicht öfter begegnen.

2) Die drey Sonnen geben kein „verwirrliches Licht;" kein einziger besserer Astronom hat sie entbehren zu können geglaubt.

Antwort. Kommt das verwirrliche Licht nicht von den drey Sonnen her; so wird es wohl von der Darstellung dieser astronomischen Fiction herrühren.

3) Die scheinbare Concavität der Meeresebene ist ein optischer und kein astronomischer Gegenstand. Die Bemerkung gehört gar nicht hierher.

Antwort. Die Empfindlichkeit darüber noch viel weniger. Diese beruht auf einem umgekehrten optischen Betruge, vermöge dessen dem Dilettanten einer schwierigen Wissenschaft sein Wissen und seine Einsicht bisweilen convex (erhaben) erscheinen, wo sie noch concav (hohl) sind.

Schließlich verweisen wir die Leser auf No. 21. des Lit. Bl. vom Jahre 1820. Dort schrieb Herr D. N. wörtlich: „Apparate und Versuche von Gay-Lussac und Dalton, „zwey französischen Naturforschern" u. s. w. Die Redaction machte dabey die fragende Note: „Ist Dalton nicht ein englischer Naturforscher?" Schon darüber äußerte Herr D. N. große Empfindlichkeit, fuhr aber nichts destoweniger fort, Aufsätze einzusenden, die wir wiederum mit unseren Anmerkungen begleiteten. Dergleichen Anmerkungen sah er nothwendig auch unter den Arbeiten anderer Herren Mitarbeiter, und es konnt' ihm also nicht unbekannt seyn, daß die Redaction ein Notenrecht ausübte. War dieses mit der Meynung von seiner inneren Convertität unverträglich, fühlte er sich nicht stark genug, Zweifel und Widerspruch gegen seine Aeußerungen gleich in calce zu lesen; warum wählte er nicht ein anderes Blatt für deren Bekanntmachung?

Wir haben Gründe, triftige Gründe, auf unserem Notenrechte zu bestehen, außer Herrn D. N. hat es uns noch keiner unserer geehrten Herren Mitarbeiter angefochten, und wir haben Ursache zu glauben, daß das Publikum damit zufrieden sey, indem es auf diese Weise statt Einer Ansicht oft die Wahl zwischen zweyen erhält.

M.

Druckfehler.

In der Bittschrift an die sächs. Landesregierung, No. 55. S. 220. Sp. 1. Z. 23. l. wider st. wieder. Sp. 2, Z. 10. steht: verneinender (n) Falls.

Digitized by Google

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 20. August 1822.

Sternkunde.

Surya Siddhanta.

In der Zeitung für die elegante Welt, No. 107. v. J. 1822, findet sich eine „Notiz" daß die Hindus ein astronomisches Buch, Surya Siddhanta, besitzen, dem sie ein Alter von nicht weniger, als 2,161899 Jahren beylegen. Die elegante Welt wird darüber erstaunt seyn, daß die Welt so alt seyn soll; aber auch der Behauptung der Hindostanischen Astronomen soll sie noch viel älter seyn: denn nicht vor 2,161899, sondern vor 21,649000 Jahren, also einen 19 Millionen Jahre früher, soll ihrem Landsmanne Maja die Surya Siddhanta unmittelbar vom Himmel mitgetheilt worden seyn. Diese Notiz findet die elegante Welt in der diesjährigen Wiener Zeitschrift (s. Kunst, Lit. Theater und Mode) No. 53. S. 433; aber auch zugleich die sehr plausible Bemerkung, daß dieses Alter sich blos auf indische Großsprecherey gründe.

Wir haben diese Bemerkung plausible genannt, und die Leser werden ihr diese Eigenschaft um so leichter zugestehen, wenn wir ihnen zeigen, wie leicht es ist, astronomische Bücher zu machen, die so alt aussehen, als man will. Wir wollen zu dem Behuf den Anfang mit einer der leichtesten Aufgaben machen, nämlich mit der: ein astronomisches Buch zu machen, welches aussehe, als ob es einige und 20,000 Jahr alt wäre.

Die Leser haben unfehlbar in den Zeitungen von dem berühmten ägyptischen Thierkreise (von Denderah) gelesen, welcher sich jetzt in Paris befindet, und von welchem man behaupten will, daß er 15,000 Jahr alt sey. Auf welchen Schlüssen beruhet nun diese Behauptung? Der Weltäquator und die Ekliptik (die scheinbare jährliche Sonnenbahn) durchschneiden sich, im Thierkreise natürlich, in welchem sie liegen, und die Puncte, wo sie sich schneiden, rücken periodisch fort, jedoch sehr langsam, in 71½ Jahren um einen Grad, folglich in 25,812 Jahren durch alle 360 Grade des Thierkreises hindurch. Eine Erscheinung, die, berühmt gesagt, wohl daher rühren mag, daß die Erde außer ihrer täglichen Rotation um die Axe ihres Aequators auch noch eine zweyte hat, welche sie in dem angegebenen Zeitraume um die Axe der Ekliptik vollendet.*) Von der Lage dieser Durchschnittspuncte hangt der Ort des Solstitium ab, der allezeit in der Mitte von beyden liegen muß. Nun ist auf dem Thierkreise von Denderah das Solstitium im Krebse verzeichnet. Ist es das (damalige) Wintersolstitium, wie man aus anderen Umständen vermuthen will, so lag damals der Frühlingspunct (ein Durchschnittspunct des Aequators und der Ekliptik) in der Wage. Jetzt aber liegt er in den Fischen, und es läßt sich berechnen, daß er, um aus der Wage in die Fische zu kommen, 15,000 Jahre gebraucht hat. Daraus würde denn folgen, daß der Kreis wenigstens 15.000 Jahr alt sey. Wenigstens sagen wir: denn der Frühlingspunct könnte seit der Verfertigung des Kreises auch schon ein, zwey, drey und mehr Male durch die Fische gegangen seyn. Wäre hingegen das auf dem Thierkreise von Denderah verzeichnete Solstitium das Sommersolstitium, was u. a. in der Wiener Zeitschrift, a. a. O., sehr plausible gemacht wird; nun so würde er nur 3228 Jahre alt zu seyn scheinen. Hier kommt darauf nichts an; genug, wenn man einen Thierkreis zeichnet, in welchem das Winter-Solstitium im Krebse liegt, so wird derselbe immer aussehen, als ob er wenigstens 15,000 Jahre alt wäre, und man darf es nur noch 5, 6, 7, oder 8 Tausend Jahre weiter zurücklegen, so wird er einige u. 20,000 alt zu seyn scheinen. Man wird sich dabey nur zu hüten haben, daß er nicht gerade 25,812 Jahre alt scheine; denn sonst würde er genau aussehen, wie ein heute gezeichneter.

Nun versetze man sich in Gedanken in die Zeit zurück, wo diese Lage der Durchschnittspuncte statt gefunden, man berechne alle von der gedachten Lage abhängigen Erscheinungen, und schreibe ein astronomisches Buch, in welchem man thut, als ob man alle diese Erscheinungen selbst erlebt und beobachtet hätte; so ist die Aufgabe gelöst: man hat ein astronomisches Buch gemacht, welches eben so alt, als der gezeichnete Thierkreis, aussehen wird. Von selbst versteht sich jedoch, daß man es in keiner gemeinen Buchstaben-Sprache schreiben muß, sondern in einer hieroglyphischen oder Zeichensprache, von welcher sich immer schwer wird be-

*) Vergleiche Brandes Astronomie in Briefen etc. Th. 2. Brief 49.

weisen lassen, daß sie nicht schon vor 20,000 Jahren üblich gewesen sey.

Diese Zodikal-Methode reicht indessen, wie schon berührt worden, nicht weiter, als zu einem Zurückdatiren von circa 25,000 Jahren. Will man dem Werke einen noch ältern Anstrich geben; so muß man zu einem größeren Cyklus von kosmischen Erscheinungen seine Zuflucht nehmen, und deren giebt es zum Glück von ganz ungeheuren, und doch nicht unermeßlichen, nicht unberechenbaren Umfängen. Alle Planeten nämlich laufen um die Sonne, in Bahnen von verschiedener Größe und Lage, mit verschiedener Geschwindigkeit, und in verschiedenen Umlaufszeiten. Unsere Erde, auch ein Planet bekanntlich, läuft mit. Nun trifft es sich zuweilen, daß zwey Planeten von der Erd' aus an Einem und demselben Orte des Himmels gesehen werden, daß sie, mit andern Worten, in Conjunction stehen, ungefähr wie im December 1821 Jupiter und Saturn. Wann dieses mit zwey gegebenen Planeten wieder der Fall seyn wird, das läßt sich berechnen, weil wir die Entfernungen, Bahnen und Umlaufsgezeiten kennen. Es läßt sich aber auch aus eben diesen Daten berechnen, wann einmal alle Planeten (vorausgesetzt, daß inzwischen keine Veränderung in den Daten eintritt) mit einander in Conjunction kommen, d. h. alle gleichsam auf einem Häufchen zu erblicken seyn werden, und wie lange, vor unserer Zahrzahl dieses der Fall gewesen seyn kann, wenn er irgend schon gewesen. So ein Cyclus von einer allgemeinen Planetenconjunction zur anderen ist schon eine hübsche Zeit; aber man kann sie noch, sicher nach Belieben, vergrößern, wenn man sie mit anderen Bedingungen combinirt. Der Ort des Himmels nämlich, wo diese allgemeine Conjunction eintreten kann, wird nicht immer derselbe seyn; er wird von allgem. Conj. zu allgem. Conjunction durch den ganzen Thierkreis hindurch laufen, und es könnte leicht seyn, daß, wenn heute eine allgem. Planetenconjunction in den Fischen statt finde, mehrere hundert oder tausend allgem. Conjunctionen vorübergehen müßten, ehe das allgemeine Planeten-Stelldichein wiederum genau an dem nämlichen Orte in den Fischen statt hätte. Nun ließe sich mit Hülfe der Analysis auch dieser Cyclus, und zwar a priori, ohne Beobachtung, berechnen, wenn man sich anders die Mühe geben wollte: denn mit der uns bekannten Planetenbewegung sind auch alle Rendezvous Plätze wie die Rendezvous-Zeiten gegeben. Folglich könnte man denn auch wohl einen Thierkreis mit Planeten-Adpect anfertigen, welcher ausdäte, als ob er vor einigen hundert Millionen Jahren gefertiget wäre; und man könnte auf dieser Basis ein astronomisches Werk schreiben, dessen Alter auf so hoch von allen denjenigen geschätzt werden müßte, welche Narren genug wären, zu glauben, daß der Autor diese Stellung der Planeten selbst erlebt und beobachtet habe.

Es scheint, daß die indischen Sternkundigen wirklich etwas Aehnliches ausgesonnen und praktizirt haben, um das Alter ihrer Wissenschaft recht erhrwürdig zu machen. Sie prunken mit angeblich uralten Planetentafeln, in welchen sich nach dem Aufsätzen der Wiener Zeitschrift (oder vielmehr des Herrn Littrow, welcher den höchst lehrreichen Aufsatz über die astronomischen Denkmäler Denderah's in No. 53. u. 54. eingesendet hat) die allgemeine Planeten-Conjunction — vielleicht wohl gar zugleich Conjunction mit der Sonne — sehr genau berechnet finden soll. Wenn man aber, meynt er, die Sache geometrisch (nämlich nach den Grundsätzen der höheren Geometrie u. Analysis) untersuche, so ergebe sich, daß zu der Epoche, welche sie angegeben, eine allg. Planetenconjunction unmöglich habe statt finden können. Daraus schließt er, „daß man dort (in Indien) jene Epoche künstlich rückwärts gerechnet (sich aber dabey verrechnet) habe, und also das ganze Verdienst dieser uralten Tafeln sich auf einen gemeinen Betrug reduzire."

Ob Herr Littrow diese indischen Planetentafeln gesehen, und die Rechnung selbst angestellt habe, worauf er seine Behauptung stützt, davon hat er in der angeführten Abhandlung keine Auskunft gegeben. Sie gehörte auch in der That nicht für die Modewelt, und Herr L. hat allem Anscheine nach nicht sowohl die Astronomie Hindostans geometrisch widerlegen, als vielmehr gegen eine Modesünde sprechen wollen, welche auf Heterodoxie hinaus läuft.

„Gewiße Leute, sagt er, welche ein besonderes Interesse zu haben scheinen, das bisher fast allgemein und „aus sehr triftigen (er meynt unselbige bibliſche) Gründen angenommene Alter der Erde viel zu klein zu finden, „glaubten in den Planetentafeln der Indier einen unumstößlichen Beweis für ihre Hypothese anzutreffen, da diese Tafeln (angeblich mit er vermuthlich sagen) sich auf eine „Beobachtung der gemeinschaftlichen Conjunction aller „Planeten gründen, die viele tausend Jahre vor der von „uns angenommenen Schöpfungsepoche statt hatte."

Da sieht man, wohin uns kritische Occidentalen das verwünschte Studium der orientalischen Weltweisheit, dieser wahrhaft elephantenmäßigen Kosmopolite, zu führen im Stande ist, und wie gefährlich am Ende noch die Schlegelsche Sanscrit-Deuterey in Bonn werden kann!

„Es ist immer auffallend, fährt er fort, daß diese „Beweise für das hohe Alter der Erde, die aller uns bekannten Menschengeschichte widersprechen, immer nur von „Männern geführt werden, die selbst keine eigentlichen Astronomen sind, obwohl sie sich, wie man aus ihren Bemerkungen sieht, so gerne dafür ausgeben möchten. Diese „Leute, die mit dem thuen aus manchen Gründen so lieb gewordenen Worte der Präcession der Nachtgleichen so freygebig sind, würden sehr in Verlegenheit gerathen, wenn sie uns sagen sollten, woher diese Präcession komme, (das könnten sie zur Noth aus Braades Briefen an seine astronomische Freunde schöpfen) „und wie und

Digitized by Google

„durch welche Berechnungen sie gefunden werde. — Es „scheint, als ob es den meisten dieser Herren nicht sowohl „um die Wahrheit, als um die Erreichung anderer Zwecke „zu thun wäre, sehr löblicher Zwecke, mit denen sie jetzt „noch zurückhalten, um später, wenn ihre Vorbereitungen „alle vollendet seyn werden, desto triumphirender damit her„vortreten zu können. Allein der erhabene Tempel, auf „dessen Ruinen sie so gern ihre eigenen Altäre errichten „möchten, (den Tempel der Offenbarung meynt er doch „wohl?) wird wahrscheinlich auch dann noch in seiner gan„zen Herrlichkeit stehen, wenn das Andenken seiner Gegner „des der Nachwelt schon längst der Vergessenheit übergeben „seyn wird."

Es ist nicht zu leugnen, daß die Anhänger der indischen Planetentafeln in der Heterodoxie noch viel weiter gehen, als diejenigen Anthropologen, welche an Präadamiten glauben; aber wer trägt eigentlich die Schuld? Wir glauben, die römische Glaubenswache, weil sie, obschon nach tapferem Widerstande, das kopernikanische System durchgelassen hat. Josua's „Sonne steh' still!" hätte sie bey astronomischen Ehren erhalten sollen: es war ein Machtgebot, welches alle dekenklichen Forschungen still stehen hieß auf ewige Zeiten. Seit es unastronomisch erklärt worden ist, und für eine Redensart genommen wird, etwa wie die poetische: Die Sonne erlischt im Meer; seitdem ist dem Unglauben Thor und Thüre geöffnet, und mit der uralten Astronomie der Hindus (wie wir oben gehört haben, ist es zum Glück eine grossenbarte Astronomie) droht jetzt ihre ganze, ungläubige Armee von Göttern in unseren Glaubenshimmel einzuziehen.

Die Zeitung für die elegante Welt, indem sie die Notiz von der Surya-Siddhanta so ganz kurz und trocken hinstellte, hat daher sehr unvorsichtig gehandelt. Die übrigen Zeitungen, welche mit dem Alter des Zodiakus von Denderah die Phantasie dristlicher Leser über die Schranken der Offenbarung hinaus locken, handeln noch viel schlimmer. Die Wiener Zeitschrift dingegen thut wohl, sich diesem kosmosophischen Unwesen mit mathematischer Strenge entgegen zu setzen, und wir stellen uns, mit unseren geringen Streitkräften auf ihre Seite.

Der famöse Thierkreis von Denderah mag sich mit einem Alter von 3228 Jahren begnügen; er ist auch so seine 250,000 Franken werth. Die Surya-Siddhanta aber sammt allen indischen Planetentafeln erklären mit mit Herrn Bürow für „einen gemeinen Betrug," dem jedoch, seiner Gemeinheit ungeachtet, nicht abzusprechen werden kann, daß er ein ziemlich gelehrter Betrug ist. So hat man uns Abendländer von Alem aus Gottlob noch niemals betrogen, und die Hindus müssen weit klüger seyn, als wir, wenn ihre Brammen einen solchen Aufwand von rechnender Astronomie nöthig gehabt haben, um der 21 Millionen jährigen Offenbarung an Maja den frommen Glauben der Parias-Caste zu verschaffen.

Dichtkunst.

Gedichte von H. H. Heine. Berlin b. Maurer 1822. 170 S. 8.

Der Verf. giebt S. 127, unter der briefartigen Aufschrift: „An Str. . . .", folgendes — wir wissen nicht ob kritische oder autokritische — Liedchen zum Besten:

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann sammlen die Sternlein hinterdrein; (auch vorne weg, und auch ohne den Mond)
Wenn der Sänger zwey süße Aeuglein sieht,
Dann quillen ihm Lieder aus tiefem Gemüth; —
Doch Lieder und Sterne und Blümelein,
Und Aeuglein und Mondlein und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt, (nicht allzusehr!)
So macht's doch noch lang keine Welt.

Möchten das die Frühlings- und Liebespoeten sich gesagt seyn lassen! H. Heine gehört nicht allerdings zu dieser Klasse, obwohl es scheint, daß die Liebe auch an seinen Poesieen viel Antheil habe. Mehrere Gedichte dieser kleinen Sammlung zeugen von Talent, z. B. Die Grenadiere S. 27. Den Romero S. 81. Auch die Brautnacht S. 17. u. der Kirchhof S. 22. verrathen Anlage zu einer Behandlung der gespenstigen Stoffe, die wir billigen müssen, weil sie es verschmäht, den Kindern Furcht einzujagen, während sie Geist und Phantasie der Erwachsenen durch Keckheit und Humor zu ergötzen trachtet. Der falsche Canon:

„Doch über die (den) Häupter (n) viel Grausen sich regt" — S. 21 —

verräth den Märker. Saale und Stralen — S. 68. a. E. — ist kein Reim. Die Sehnsuchtsglut S. 69. könnte dem V. leicht den Verdacht des Antisemitismus zuziehen; aber das Huldeszeichen S. 68. nimmt ihn dagegen in Schutz. Daß er in der Reimkunst gewandt ist, zeigt folgendes Sonett:

Die Soldaten fechten, unteressen die Mackern,
Statt Worten tod man nur die dürren Pappeln,
Worein die Abendwinde kläglig rappeln.
Statt süßer Glut lebt man nur heiles Glackern.

Vergebens wirft du den Parnaß draufen,
Und Bild auf Bild und Blume auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du mich zu Tode pappeln, —
Verstehst du's nicht, noch vor dem Ey zu gackern.

Auch musst du wie ein Kampfstier dich bebrüten,
Und Schmerz und Leyd ertragen lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern.

Auch schreibe nicht für Naseweis, für Pöbel,
Der Knalleffekt sey deiner Dichtung fremd, —
Und bald wird dich die Gallerie vergöttern.

Digitized by Google

Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, im May 1822.

6. May. Hr. Pictet aus Genf überreicht einen lebenden, fürs Muſeum der Naturgeſchichte beſtimmten Proteus anguinus aus dem unterirdiſchen Sittichersee in Crain. Der Wundarzt Hr. Citradini in Arezzo ſendet zwey Abhandlungen, die erſte von einem aus der weiblichen Harnblaſe gezogenen Steine, die andere von ausgeheilten Knochenſtücken bey einem übelgeheilten Bruch des Vorderarms. Die mediciniſche Section überreicht den Vorſchlag zu Wiederbeſetzung der durch den Tod des Herrn Halle erledigten Stelle. Derſelbe iſt gebildet aus den Herren Chauſſier, Desgenettes, Bertin, Alibert, Double, Laennec, Bally, Edwards und Orfila, von welchen der zuerſtgenannte (mit 31 von 54 Stimmen) gewählt wird. Hr. Percy erſtattet einen vortheilhaften Bericht über die handſchriftlich eingereichte Abhandlung des Doctor Ducamp, über die durch Verengerung der Harnröhre bewirkten Harnverhaltungen. Die Commiſſarien glauben, es ſey Hr. Ducamp unter den jetztlebenden Wundärzten derjenige, welcher für die Behandlung dieſer Gattung Krankheiten am meiſten geleiſtet hat und ſein Heilverfahren empfehle ſich durch Kürze und Einfachheit gleichmäßig.

13. Mai. Der Miniſter des Innern ſendet der Akademie die Berichte verſchiedener Präfekten über das Erdbeben vom 19. Hornung. Ein durch Hr. Biot erſtatteter Commiſſionalbericht erklärt die durch Hr. Delaroque eingeſandte Abhandlung eines ungenannten Verfaſſers über die Begründung der Schwerkraft (cause de la pesanteur) als der Aufmerkſamkeit der Akademie ganz unwerth. Hr. Proſt lieſt den Anfang einer Abhandlung über das Leben, für deſſen Fortſetzung ihm jedoch ſo wenige Aufmunterung zu Theil wird, daß er darauf verzichtet. Hr. Moreau de Jonnés lieſt eine Ueberſicht der Pflanzen, welche die Karaiben-Flora bilden. Hr. Latreille legt eine Abhandlung über die Lebensweiſe der weſtindiſchen Buſchſpinne (Aranea avicularia Lin.) vor, und Hr. Beauvoiſton ſendet eine Denkſchrift über die Sterblichkeit der Frauen im Alter von dreyßig bis vierzig Jahren.

20. Mai. Hr. Arago giebt die erſte Nachricht von dem durch den Adjunct des Directors der Sternwarte in Marſeille, Hrn. Gambart, entdeckten neuen Kometſtern. Von Hrn. Leon Dufour eingereichte anatomiſche und phyſiologiſche Unterſuchungen über verſchiedene Carabus-Arten und andere Coleopteren werden vorgelegt. Hr. Sievre erſtattet Bericht über eine eingeſandte Schrift die den Titel führt: Unterſuchungen und Betrachtungen über den Nebenfluß der Bievre und über die Mittel den Lauf deſſelben zum Vortheil der öffentlichen Geſundheit ſowohl als der Fabriken von Paris zu verbeſſern. Hr. Magendie theilte einige anatomiſche Bemerkungen über die Lamprete mit.

27. Mai. Hr. Labillardière erſtattet Bericht von der durch Hrn. Leſchenault eingeſandten Notiz über den ceylan'ſchen Zimmtbaum. In gutem Erdreich erreicht derſelbe die Höhe von 25 bis 30 Fuß und der Durchmeſſer ſeines Stamms beträgt alsdann 15 bis 18 Zoll. Wenn aber der Baum die Größe erreicht hat, ſo iſt ſeine Rinde werthlos. Zum Abrinden ſind die Zweige am tüchtigſten, wenn ſie mehr nicht als ½ bis 2 Zoll Durchmeſſer haben. Es iſt ein, zwar noch ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, dem nach die abgeſchälten Zimmtbäume in etlichen Jahren ſich mit einer neuen Rinde bekleiden. Die Wurzeln der Zimmtbäume ſind reich an Kampher, welcher vortheilhaft benutzt werden könnte. Dieſes Product vermehrt ſich mit dem Alter und derbreitet ſich alsdann im ganzen Baum, der darum vortheilhafter zur Gewinnung von Kampher als von Zimmt dienen kann. Hr. Leſchenault benutzte ſeinen Aufenthalt in Ceylan, um mehrere junge Zimmtbäume nach der Inſel Bourbon zu ſenden, wo er dieſelben ſelber in gutem Gedeihen antraf. Wor ſehr langer Zeit ſoll, wie Hr. Labillardiere von Hr. de Eyſſigny gehört hat, der Zimmtbaum bereits auch mit Erfolg auf Isle-de-France gebaut worden ſeyn. Hr. Boſe erſtattet Bericht über eine Denkſchrift des Hrn. Hombrés-Firmas über die Sterblichkeit des Holzbaums. Hr. Pinel der Sohn lieſt eine anatomiſch-pathologiſche Abhandlung über die Verhärtung des Nervenſyſtems. Hr. Cuvier lieſt eine Notiz über ein im Bearn'ſchen angetroffenes Rennthier. Allein es waltet ein Irrthum ob und das beſtaglichte Thier iſt in Lithauen geſehen worden. Näher als am Ausgang des Kerzink-Walds ſind niemals Rennthiere zum Vorſchein gekommen.

Schreiben und Leſen.

Belletriſten.

Ach, liebe Herren Recenſenten,
Wenn wir uns doch verſtändigen könnten!
Wir ſchreiben für's liebe Publikum,
Webewegen nehmt ihr doch ſo ſtreng uns herum?

Recenſenten.

Das iſt nun einmal ſo der Brauch,
Und wird dabey wohl müſſen bleiben.
Was wollt' ihr, liebe Herren? Schreiben!
Nun ſeht ihr wohl, wir ſchreiben auch.

Publikum.

Ich merk' es an eurem langweiligen Weſen:
Ihr glaubet, ich wolle nichts weiter, als leſen.

Druckfehler.

In der Anz. der Schrift von Grégoire No. 57. Sp. 1. Z. 14. v. u. lies doch doch ſt. auch noch. Sp. 2. Z. 12. v. o. ſteht Aſſecuranzprime; der Geber ſetze doch noch einmal im Mſpt. nach, ob das Wort nicht etwa Aſſecuranzprämie heißt. In der Anz. von Müllers Liedern der Griechen S. 227. Sp. 2. lin. ult. ſteht des Leben (s).

No. 52. in der Anz. der Pſeudo-Wunderjahre Sp. 2. Z. 18. l. „ſich ſt. ſie. Z. 3. v. u. muß nach dem Worte „kommen. das Zeichen " weggefallen, denn auch das folgende gehört noch zu der angeführten Stelle. S. 231 Sp. 1. Z. 2. ſteht mit ſtarken (n) Bollen.

Digitized by Google

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Freitag den 23. August 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von Franz Grillparzer. Wien bey Wallishausser. 1822. 302 S. gr. 8.

Auf den Berliner Theaterzetteln bedeutet, Dank sey es dem Purismus der dortigen Kunstverwaltung! das Wort Abtheilung soviel, als Akt (oder Aufzug) und ist damit so vollkommen synonym, daß selbst die Dramen in Einem Akte Stücke in Einer Abtheilung genannt werden, obwohl der gesunde Menschenverstand lehrt, daß ein Ding, wenn es nicht wenigstens zwey Abtheilungen hat, gar keine haben kann. In dieser Bedeutung ist das Wort auf dem Titel des vorliegenden Werkes nicht gebraucht. Die Red' ist nicht von einem Drama in drey Akten, sondern von einem dramatischen Gedicht in drey Trauerspielen, also von einer tragischen Trilogie. Die drey Abtheilungen führen den Titel: Der Gastfreund, Trauerspiel in einem Aufzuge; die Argonauten, Trauerspiel in vier — Medea, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Das goldene Vließ ist durch seine passive Eroberung berühmt, aber seine frühere Geschichte liegt in mythologischem Dunkel. Nach Einigen soll Neptun, von Liebe entbrannt, die Theophane in ein Schaf, sich selbst aber in einen Widder verwandelt, und mit ihr den Chrysomallus, den goldfelligen Widder, gezeugt haben. Insoweit wäre der Ursprung des berühmten Felles klar; aber dasselbe geräth gar bald in eine mythologische Wolke, denn wir finden den Chrysomallus nicht eher wieder, als in den Händen der Nephele, der ersten (nach Andern der zweyten) Gemahlin des Athamas, welche denselben vom Merkur zum Geschenk erhalten haben soll. Wo dieser ihn herbekommen, ob er etwa überhaupt Hüter der Böcke war, welche die Götter machten, oder ob er vom Neptun, dem Vater dieses Bockes, beauftragt war, denselben in die Familie seiner Enkelin Juno, der zweyten (nach Andern der ersten) Gemahlinn des Athamas einzuführen, das dürfte nicht leicht auszumitteln seyn. Genug, die Wolke (Nephele) besaß ihn, und als ihre Kinder Phrynus und Helle von der Juno verfolgt wurden, erhielten ihn diese von der Mutter, um sich darauf über Meer nach Kolchis zum König Aietes zu flüchten, (nach Anderen flüchtete sie selbst mit, auf welcher Reise die Helle, in das Meer fallend, dem Hellespont den Namen gab) und dort dem Mars ihn zu opfern. Das geschah, Phrynus hieng das goldene Fell im Tempel des Kriegsgottes auf, und erhielt dafür die Tochter des Aietes, die Chalciope, zur Gattin. Das Vließ war Gegenstand allgemeiner Bewunderung und wurde von dem Volke auf Kolchis für ein Palladium gehalten, welches man in Thessalien zurück begehrte. Als daher späterhin Jason das Reich seines entthronten Vaters von dem Usurpator in Jolcus, dem Pelias, zurück verlangte; machte dieser die Bedingung, daß Jason zuvor das goldene Vließ aus Kolchis wieder holen sollte, vorgebend, daß Phrynus ihn im Traume zu dieser Unternehmung ermahnt habe, zu welcher er aber zu alt sey. So entstand die berühmte Expedition der Argonauten. Auf der Reise (namentlich auf der Insel Dia — oder Aretia —) traf Jason die Söhne des Phrynus und der Chalciope an, die ihres Vaters Erbtheil in Griechenland abholen wollten, und hier Schiffbruch gelitten hatten. Diese Chalciope war die Schwester der Medea, zu ihr führte er die schiffbrüchigen Kinder zurück, und durch sie wurde er mit der Medea bekannt. Wie Phrynus gestorben, ist ungewiß, doch daß ihn Aietes umgebracht haben sollte, um sich des Vließes zu bemächtigen, davon finden wir in den Mythographen keine Spur. Daß aber Jason mit Hülfe der Medea das Vließes sich bemächtigte, sie selbst dem Vater entführte, deren nachstehenden Bruder Absyrtus tödtete, zu Jolcus durch ihre grausame List an dem Pelias gerächt wurde, und sich mit ihr zum König Kreon nach Korinth flüchtete, wo er zehn Jahre lang in glücklicher Ehe mit ihr lebte: dagegen erheben dieselben keinen erheblichen Zweifel. Und was in Korinth zwischen ihr und Kreons Tochter Kreusa sich begeben, das ist unsern Lesern, wenn nicht aus dem Euripides, doch aus dem allbekannten Melodram bekannt, welches Medea's Namen führt: das eifersüchtige — freylich mit Grund eifersüchtige — Weib tödtete ihre Nebenbuh-

Digitized by Google

lerin durch magisches Feuer, erstach ihre eigenen, mit Jason erzeugten Kinder, und fuhr in einem Wolkenwagen davon, ohne daß dabey vom goldnen Widderfell irgend weiter die Rede gewesen wäre. Es ist überall nicht recht klar, wo dasselbe seit der Zurückkunft Jasons nach Griechenland hingekommen, und die Mythologen sowohl als die Dichter haben niemals so ganz eigentlich gewußt, was sie daraus machen sollten. Einige haben es zum Schatze des Königs von Kolchis, andere (Suidas z. B.) zu einem, auf Bockshaut geschriebenen Buche über die chemische Goldmacherkunst machen wollen: aber alle diese Versuche, einen Sinn in die Fabel zu legen oder aus ihr herauszufinden, haben keine Befriedigung gewährt. Von diesen Schwierigkeiten vielleicht hat der Dichter der Ahnfrau sich angelockt gefühlt, dieses Vließ auf eine Art zu bearbeiten, wobey auf den Sinn so gar viel eben nicht ankommt: er hat eine romantische Schicksals- oder Talismans-Trilogie daraus gemacht, und wir wollen nun sehen, wie dieselbe gerathen ist.

I. Der Gastfreund.

Medea, noch jung, ist der Liebe abgeneigt, und treibt lieber das rauhe Spiel der Jagd. Doch ist sie auch in Zauberkünsten erfahren, worinnen sie von ihrer Mutter unterrichtet worden ist. Das behauptet wenigstens der Dichter, wir aber sind geneigt, ihre Tante, die Schwester des Aietes, für ihre Lehrmeisterin zu halten, welches, nach Homer, die berüchtigte Circe war. Wie dem sey, genug, Phrixus landet mit bewaffneter Mannschaft in Kolchis, er führt ein goldenes Vließ als Fahne, und vor der Bildsäule des Kolchergottes Peronto erzählt er dem Aietes folgende Geschichte:

— Mein Vater, alten Ruhms vergessend
Und jung-erzeugter Kinder Recht und Glück,
Erfor zur zweyten Ehe ein niedrig Weib,

(Juno, die Enkelin Neptuns kann damit nicht gemeint seyn.)

Das, neidisch auf des ersten Bettes Sprossen,
Und ab'rall ich Vorwurf sehend, weil sie selbst
Sich Vorwurf ju verdienen war bewußt,
Den Zorn des Vaters reizte gegen mich.
Die Zwietracht wuchs, und Häscher (!!) sandt' er aus,
Den Sohn zu fah'n, vielleicht zu tödten ihn.
Da ging ich aus der Väter Haus und Stadt,
In fremdem Land zu suchen heimisch Glück.
Umirrend (?) kam ich in die Delpherstadt
Und trat, dem Gotte Rath und Hülfe suchend,
In Phöbos reiches, weitberühmtes Haus.
Da stand ich in des Tempels weiten Hallen,
Mit Bildern rings umstellt und Opfergaben,
Erglühend in der Abendsonne Strahl.
Vom Schauen matt und von des Weges Last
Schloß sich mein Aug' und meine Glieder sanken,
Dem Zeug ertiegend, schlummerte ich ein.
Da stand ich mich im Traum im selben Tempel,
In dem ich schlief, doch wachend und allein
Und betend zu dem Gott um Rath. Urplötzlich
Umflammt mich heller Glanz, und einen Mann
In nackter Kraft, die Keule in der Rechten.
Mit langem Bart und Haar, ein Widderfell
Um seine mächt'gen Schultern stand vor mir
Und lächelte mit milder Huld mich an.
„Nimm Sieg und Rache hin!" sprach er, und tödte
Das reiche Vließ von seinen Schultern ab
Und reichte mir's; da, schüttelnd, (?) wacht' ich auf.
Und siehe! von dem Morgenstrahl beleuchtet,
Stand eine Bleude schimmernd vor mir da
Und drin aus Marmor künstlich ausgehau'n,
Derselbe Mann, der eben mir erschienen,
Mit Haar und Bart und Fell, wie ich's gesehn.

Aietes
(auf die Bildsäule im Hintergrunde zeigend).

Der dort?

Phrixus.

Ihm glich er, wie ich mir.
So stand er da in Götterkraft und Würde,
Vergleichbar dem Herakles, doch nicht er;
Und an dem Fußgestell des Bildes war
Der Name Kolchis golden eingegraben.
Ich aber deutete des Gottes Rath.
Und nehmend, was er räthselhaft mir bot,
Ehr' ich — ich war allein — den gold'nen Schmuck
Vom Hals des Bildes, und in Eile fort.
Des Vaters Häscher fand ich vor den Thoren,
Sie wichen scheu des Gottes Goldpanier;
Die Priester neigten sich, das Volk lag auf den Knien,
Und, vor mir her es auf der Lanze tragend,
Komm ich durch tausend Feinde bis an's Meer.
Ein Schiff' ich mich, und hoch als goldne Wimpel
Flog mir das gold'ne Vließ am sturmumtobten Mast.
Und wie die Wogen schäumten. Donner brüllten
Und Meer und Wind und Hölle sich verschworen,
Mich zu versenken in das nasse Grab;
Verletzet war mir kein Haar, und unverletzt
Kam ich hieher an diese Rettungsstätte.
Die vor mir noch kein griech'scher Fuß betrat.
Und jetzo geht an dich mein bittend Flehn:
Nimm auf mich und die Meinen in dein Land,
Wo nicht, so faß' ich selber Sitz und Stätte,
Vertraun auf der Götter Beystand, die
Mir Sieg und Rache durch dieß Pfand verleih'n!

Aietes, begierig des zudringlichen Gastes mitgebrachte Schätze und vor allen das goldene Vließ zu besitzen, baldey von Haus aus ein mißtrauischer Tyrann, der von dem Fremdlinge besorgt, daß er ihm nach Kron' und Leben trachte, beschließt ihn umzubringen, und Medea läßt sich bald wider Willen dazu brauchen, einen beredenden Trank zu bereiten, und dem Phrixus sein Schwert abzuschwatzen. Als er sich in Gefahr sieht, giebt er dem Aietes das Vließ in Verwahrung, damit „der Götter Donnerstuhl ihn treffe, wenn er es nicht unbeschädiget dem Unbeschädigten zurückgebe." Das fesselt für einen Augenblick des Aietes mörderischen Arm, der Phrixus will das Vließ dem Phrixus wieder aufdringen, um dem Fluche zu entwischen; als aber Phrixus sich der Zurücknahme wei-

Digitized by Google

gert, wird Alctes hitzig, und durchstößt ihn, worauf Medea Wehe! ruft über ihn und über sich.

Das ist das erste „Trauerspiel," wenn man anders ein Vorspiel so nennen will, welches von allen Elementen der Tragödie nichts enthält, als das sogenannte malum atrox, die Mordthat; wenn man eine Scene so nennen will, deren Wirkung auf Geist und Gemüth nicht um ein Haar besser ist, als eine gewöhnliche Mordgeschichte sie hervorzubringen pflegt. Und warum keine bessere? Weil es der Dichter gänzlich nicht verstanden hat, uns für die Charaktere der handelnden Personen und für ihre Situation zu interessiren, oder, welches dasselbe sagt, ihnen interessante Charaktere zu geben und sie in interessante Lagen zu versetzen. Wie ganz anders ist das im Macbeth, wo auch der graue Mord die Handlung der Tragödie eröffnet! Wie zieht uns der tapfere, verführte Macbeth an, wie sehen wir ihn schwanken; welchen Antheil nehmen wir an der Frage, ob er fallen wird oder nicht; und wie ganz anders, als das „Wehe!" der Grillparzerischen Medea, erschüttern uns die augenblicklichen (unvertilglichen) Wirkungen der That auf die Gemüther der Thäter! Hätte Shakespear eine Trilogie dichten wollen; er hätte das erste Drama recht füglich mit den Worten: Dafür wird Macbeth nicht mehr schlafen u. s. f., schließen können, und es würde eine für sich bestehende, vollständige Tragödie seyn. Der „Gastfreund" ist eine dramatische Null.

Von den Versen, worin dieses Vorspiel geschrieben ist, haben wir oben die best gebauten angeführt. Man stößt häufig auf unfaßbare Zeilen, wie S. 12:

Du bist ein kluges Mädchen, dir kann ich trauen.

S. 6. sagt die Königstochter Medea zu einer Gespielin:

Dort kau're dich in Rauch und schmutz'gen Qualm.

S. 8. ladet sie die Jägerinnen zu einem Wettlauf ein, und verheißt:

Wer siegt, hat auf der Jagd den ersten Schuß!

War es denn eine Jagd mit Verlappung, wo man nach der Reihe, nach dem Range der Schützen, auf das zusammengetriebene Wild schießt?

S. 20 heißt es:

Umflammt mich heller Glanz, und einen (ein) Mann
In nacker Kraft — — —
— — — — stand vor mir.

Das jambische Metrum zeigt, daß hier der Accusativ einen Mann, statt des Nominativs ein Mann, nicht Druckfehler seyn kann, wie etwa S. 21. der Gebrauch des Wortes Wimpel (das nach Adelung männlich ist) als eines weiblichen Nennworts.

S. 27. weiß Phryxus nicht, ob irgend ein verruchter Schlummertrank seine Waffengefährten „einnullt." Das thun die Kindermuhmen, nicht die Opiate.

Doch wir wollen uns nicht bey den Einzelheiten eines so werthlosen Ganzen aufhalten, sondern uns zum Mittelstück der Trilogie wenden, indem wir jene erste Abtheilung blos als eine Exposition, als eine avant-scène betrachten, die mit wenig Geschick in Handlung gesetzt worden ist, um dem Walten der Nemesis in den nachfolgenden beyden Stücken zur Rechtfertigung zu dienen.

II. Die Argonauten.

Die Helden des Schiffes Argo sind auf Kolchis angekommen. Das erfahren wir aus einem Gespräch des Königs Aletes mit seinem Sohne Absyrtus, welches beyde miteinander halten in finsterer Nacht, in einer wilden Felsengegend, in der Nähe eines halbverfallenen Thurmes, aus dessen oberstem Stockwerke ein schwaches Licht flimmert. In diesem Thurme haust jetzt, dem Pallast ihres Vaters entflohen, Medea, sinnt (nach des Absyrtus Versicherung) auf Zauberspräche und braut Tränke. Mit Mühe wird sie durch des Vaters Gebot bewogen, heraus zu treten, und nachdem dieser ihr geheißen, ihre Fackel auszulöschen, weil sie ihn blende (was der Dichter mit dieser Verdunkelung bezweckt haben mag, ist uns dunkel geblieben), entdeckt er ihr die Ankunft der Rächer aus Griechenland, und begehrt von der jungen Zauberin Rath und Hülfe. Sie giebt ihm S. 47. in freyen, aber wohlgerathenen Versen schlechten Trost:

In der Schreckensstunde.
Als sie geschehn war die That. (die Ermordung des Phryxus)
Da ward mein Auge geöffnet.
Und ich sah sie. sah die unnennbaren
Geister der Rache.
Spinnenähnlich. (die Furien? zu kleines Bild!)
Gräßlich. sehnsüchtig
Krochen sie her in abscheulicher Unform,
Und zogen Fäden. dünnende Fäden.
Einfach. doppelt. tausendfach
Rings um ihr verfallen Gebiet. (i. e. um das ihnen verfallene Gebiet.)
Du wähnst dich frey. und du bist gefangen;
Kein Mensch. kein Gott löset die Bande.
Mit denen die Unthat sich selber umstrickt.
Weh dir! Weh uns Allen!

Indessen entschließt sie sich doch endlich, über die Sache die Götter zu befragen, und geht mit Vater und Bruder in den Thurm.

Nun tritt Jason mit seinem Waffengefährten Milo auf, der ihm leuchend folgt, sich setzt, und über Jasons jugendliche Raschheit, des Kopfes sowohl als der Beine, mit der Mißlaune eines spanischen Grazioso klagt. In den Listen der Argonauten, die wir in unserer kleinen Bibliothek fanden, haben wir diesen Milo nicht angetroffen. Vielleicht ein pseudonymer Ypsilus, dem der Schreck über das blutige Messer, womit sein Vater Phy-

Digitized by Google

lakus die Lämmer verschnitt, in die Beine geschlagen war. Vielleicht auch ist es Polyphemus der Blattde, des Herkules Vetter, der zwar seiner Stärke wegen berühmt, aber zur Zeit des Argonautenzuges nicht mehr gut zu Fuße war. (Mamlers Mythol. 2. Th. S. 611.) Er versucht, den Jason, der durchaus in den Thurm will, um einen Wegweiser (guide) für sich und seine Argonauten zu requiriren — er beeilt sich zurückzuhalten; aber umsonst, Jason entdeckt auf der Meerseite des Thurmes einen Spalt im Gemäuer, und springt in die Fluten (die Brandung ist nicht bedeutend an den Küsten von Kolchis), um dort einzudringen. Es ist ein genialer Zug, daß der Dichter den Spalt nicht landeinwärts, sondern auf die Seite des Meeres gesetzt hat, damit der Held uns auch gleich zeigen könnte, daß er auch ein Schwimmheld, ein Wasserheld, ein echter Argonaut sey; aber dennoch — „man fühlt die Absicht, und man ist bestimmt," ja man fühlt sie nicht nur, man greift sie mit Händen.

Verwandlung. Jason erscheint in einem finstern Gewölbe des Thurms, und als er Fußtritte hört, versteckt er sich (sic) hinter die Bildsäule eines Gottes. Medea kommt mit düster brennender Lampe, schwingt den Zauberstab, und beschwöret die Geister der Zukunft. Statt ihrer springt Jason hervor, ruft: „Verstachte Zauberin, du bist am Ende!" und verwundet Medeen am Arme. Höchst überraschend! aber man muß nach keiner Zauberin stechen, bevor man sie gehörig bey Lichte besehen hat. Jason „beleuchtet Medeen mit der Lampe," findet sie schön, möcht' ihr ein freundliches Wort entlocken, will sie küssen, und wird durch Waffengeklirr gestört. Absyrtus kommt mit Bewaffneten (Medeas Leibwache unfehlbar); Gefecht; Absyrtus ist nahe dran, Jason zu tödten, Medea hält ihn zurück; Jason faßt sie dankbar im Fluge, und schlägt sich durch; Absyrtus ihm nach; Medea ruft: Götter! und der Vorhang fällt. So hat denn nun der Dichter die Bekanntschaft des Helden mit der Heldin auf eine weit romantischere und zugleich weit theatralischere Weise herbeygeführt, als die alte, breite Fabel, nach welcher Jason bey Medeens Schwester, der Gattin des Phrynus, sich einnistet, indem er derselben ihre schiffbrüchigen Kinder zurückbringt. Die Spitze von Jasons Schwert ist ein Pfeil aus Amors Köcher, und der Stich in den Arm ist metaphorisch bis in das Herz gedrungen.

Im zweyten Akte erscheint Medea ganz verwandelt, sie ist die Milde, die Rührbarkeit selbst. Nur dann wird sie wieder ein wenig wild, als die Amme Gora ihr abtreten will, daß es ein Gott war, der sie verwundete und küßte. Doch dem Vater und dem Bruder gelingt es, ihren Frauenstolz zu wecken, und sie geht mit ihnen ab, um bon gré mal gré Rache an dem Kußfrevler zu nehmen, und ihn nebst seiner ganzen Schaar vernichten zu helfen.

Platz vor dem Zelte des Aietes, wo acht Abgeordnete der Argonauten erscheinen. Da sie Jason und Milo vermißt haben; so sind sie geneigt, dem Könige sein goldenes Vließ zu lassen, und friedlich heimzuschiffen, wenn er ihnen gestattet, drey Tage auf Jasons und Milo's Wiederkehr zu warten: denn es findet sich, bey gepflogenem Rathe, und auf die Frage des Einen:

Wem liegt daran, das Wundervließ zu rauben,
Das Tod umringt und dräunde Gefahr?
Hatt ihr's gehört? im Schlund der Höhle liegt's,
Bewacht von einer Drachen gift'gen Zähnen,
Vom Grau'n vertheidigt schwarzer Zauberey.
Beschätzt von allem, was verruft und gräulich:
Wer wagt's von euch und hebt den goldnen Schatz? —

es findet sich, sagen wir, daß Keiner den Muth dazu hat. „Seht ihr," hören wir da die türkisch gesinnten Deutschen ausrufen, „seht ihr, das sind die gepriesenen Ahnherren der Griechen! Das sind die unsterblichen Helden des Argonautenzuges!" Aber mit Erlaubniß, das sind sie nicht. Es sind ungenannte Wiener Statisten, eine Art von Beobachteen, die ängstlich auf das Stichwort aufpassen; und der Dichter hat sich wohl gehütet, sie zu nennen. Es ist kein Orpheus, kein Admet, kein Kastor und Pollux, kein Palämon und Herkules unter den acht Abgeordneten; alle sind Feiglinge, denen der eben mit Milo zurückkommende Jason den Text liest, als er ihre friedlich in den Boden gesteckten Speere erblickt. Und wie liest er ihnen den Text? Mahnt er sie an ihre Argonautenthaten unter Wegs? Mit nichten. Er wirft ihnen blos Furcht vor, die dem Hellenen nicht ziemt, und als Einer sich vertheidigen will, ergegnet er:

— — Ich bitte dich, sprich nicht!
Ich kann mir denken, was du fühlst. Sprich nicht!
Mach nicht, daß ich mich schäme vor mir selbst!
Denn, o! nicht ohne Thränen könnt' ich schauen
In ein von Scham gerdthet Männerantlitz. —

Welch ein gemüthlicher Argonautenanführer, der weinen muß, wenn ein Argonaut seiner Feigheit sich schämt! Welch ein empfindsamer, altgriechischer Heros! Und doch, welch ein muthiger Held, der sich nun sogleich bereit zeigt, mit diesen feigen Argonauten gegen die Kolcher zu kämpfen! Zum Glück ist Aietes nicht geneigt, es dazu kommen zu lassen. Er bietet dem Jason die Freuden des Weins, der Jagd, der Weiberumarmung an. Die letztgedachte Offerte macht den, an seine Thurm-Prinzessin denkenden Jason wanken. Aietes befiehlt, Medeen zu rufen und Wein zu bringen. Dictum factum. Er nimmt den Becher aus der erkannten Medea Hand, aber sie ruft: Halt ein, du trinkst Verderben! Er reißt ihr den Schleyer ab, sie flieht, er eilt ihr nach und der Vorhang fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 27. August 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von Franz Grillparzer.

II. Die Argonauten.

(Fortsetzung.)

Zu Anfange des dritten Aktes will Jason in das Zelt des Aietes dringen, wo Medea sich befindet, um die er das goldene Vließ, teufmenschlicher Weise, ganz vergessen zu haben scheint. Er wird zurückgedrängt, und Medea, sich selbst wiedergegeben, ermahnt zwar den Aietes zum Vernichtungskampfe gegen die Fremden, will sich aber, um den geliebten Feind nicht wieder zu sehn, in das Innere des Landes zurückziehen. Aietes läßt es nicht zu, er braucht ihres Zaubers zur Hütung des Schatzes, und dringt ihr den Schlüssel zum „Fallthor“ der Höhle auf, wo das Vließ hängt. Sie geht, von Absyrtus escortirt, und, nach einer Scenenverwandlung, tößt sie auf Jason und die Argonauten. Schwerterkampf der Liebenden! Kampf der Johanna von Orleans mit Lyonel in zweyter, vermehrter und verlängerter Auflage. „Tödte mich, Medea, wenn du kannst!“ Sie kann nicht, er „faßt sie rasch an, und hebt sie auf dem Arm in die Höhe“ (sic S. 114.), sie vertheidigt sich mit immer leiserem „Laß mich!“ und wird von ihm zu einer Rasenbank, dem Sitze der Zärtlichkeit, geführt. Nun kommen Vater und Bruder, es beginnt ein langer Zungen- und Herzenskrieg, und das Resultat ist, wie es die h. Schrift will: Du sollst Vater und Mutter verlassen und deinem Manne anhangen. Sobald Aietes fort ist — und er geht, nachdem er der Tochter vel quasi gestucht und ihr das künftige Schicksal ihrer Liebe prophezeiht hat — denkt Jason wieder an das Vließ, dessen er nun mit Medeens Hülfe bald habhaft zu werden hofft. Vergebens sucht Medea ihn davon abzuhalten, und Unheil kündend giebt sie nach: „Komm! Komm!“ — „Huscht fort (sic!) mit weit aufgerissenen Augen vor sich hinstarrend.“ Ein höchst plastischer Aktschluß, der unsere Erwartung der Dinge, die in der Vließhöhle sich begeben sollen, auf das Allerhöchste spannt.

Es versteht sich, daß sie nun hingehalten und getäuscht werden muß, diese Erwartung. Die Handlung der ersten Scene des vorigen Aktes wiederholt sich an einem andern Orte, dicht vor dem Fallthor der Vließhöhle, in einer Art von Vorhöhle. Jason will hinein, Medea ermahnt ihn, es bleiben zu lassen. Er haut mit dem Schwert an die Pforte. Sie springt auf, und — Hu! Hu! — eine züngelnde Schlange bewacht das am Baume hangende goldene Vließ. Aufschreyend springt er zurück; aber Medea's Hohngelächter giebt ihm sein Heldenthum zurück. Er geht hinein und — die Pforten fallen zu. Warum? Man soll nicht sehen, was er darin macht, man soll mit der ängstlich nach ihm rufenden Medea in Angst seyn um ihn, und sich um so schauderlicher mit ihr freuen, als er endlich blutig und mit verbrannter Hand — jedoch auch mit dem Vließe — herauskommt, und Medeen auf die höchst zeitgemäße Frage: Hast du's vollführet, wie ich's gesagt? ihr kürzlich erzählt, wie leicht er, mit Hülfe des von ihr bereiteten Trankes, mit der Schlange fertig geworden:

Die Schale stellt' ich hin, mich selber seitwärts,
Und harrte schnaufend. Rufen hört' ich, (nämlich Medeen) doch
Nicht zu erwidern wagt' ich vor dem Thier.
Das hob sich blinkend auf nun, und schon wähnt' ich,
Auf mich hin spritz' es sausend seine Ringe;
Allein der Trank ward's, den das Unthier suchte,
Und weit gestreckt in dumpfig langen Zügen,
Sog, meiner nicht mehr achtend, es den Trank.
Bald, trunken oder todt, lag's unbeweglich.
Ich rasch hervor vom martervollen Verstek,
Zum Baum hin und das Vließ — hier ist's — Nun fort:

Da sieht man, wie übel die Helden thun, wenn sie sich eine Eroberung schwerer vorstellen, als sie ist. Hier gab's keine feuersprühenden Ochsen einzuspannen, keinen Acker damit umzupflügen, keine aus den Pyrrhischen Drachenzähnen erwachsene Kriegerschaar zusammen zu hauen. Außer dem Anblicke der Schlange war nichts Schreckliches bey der Sache, als daß durch die Blätter des Baumes, von welchem Jason das verhängnißvolle Vließ nahm, ein Wehe! ihm nachrauschte.

Der Dichter führt uns nun an die Küste, in das Lager der anonymen Argonauten, die mit dem Einschiffen

Digitized by Google

beſchäftiget ſind. Gora, Medeens Amme, nach Medeen fragend, wird von den Vorpoſten arretirt, und in das Schiff gebracht. Milo, der Gerufftende, hört dumpfe Schläge unter der Erde. Eine Fallthür öffnet ſich am Boden, und heraus ſteigen Medea und Jaſon mit dem Vließ-Banner. Die Leſer werden uns das nicht glauben wollen, da Medea eine Zauberin iſt, die keiner Fallthüren braucht, um aus der Erde zu ſteigen; aber es ſteht S. 149. wörtlich alſo geſchrieben, und wir nehmen daher an, daß die Vließ-Höhle durch einen unterirdiſchen Gang mit der Küſte zuſammenhieng, wo die Argonauten ſich eben einſchifften. Hier begibt ſich nun vor der Einſchiffung ein Kampf mit Abſyrtus. Er wird gefangen, und ſoll als Geißel eingeſchifft werden. Aietes kommt zu ſpät, ihn zu retten. Da ſpringt der edle Jüngling in das Meer und Medea würde ihm folgen, wenn ſie nicht zurückgehalten würde. So endiget dieſes Mittelt rauerſpiel, und rechtfertiget ſowohl Jaſon als Medeen gegen die entſetzliche Anklage der Mythologie, daß ſie den Abſyrtus zu einer geheimen Unterredung beredet, in Stücken geſchnitten, und ſeine Gliedmaßen umher geſtreut, um die ihnen nachſetzenden Kolcher mit der Zuſammenſuchung der Leiche ihres Prinzen zu beſchäftigen und dadurch deren Marſch aufzuhalten. Das Verbrechen des Aietes hat ſich gerächt am Uebelthäter, er hat dadurch beyde Kinder verloren, und zwar das Eine, Medeen, die halb willenloſe Theilnehmerin ſeiner That, durch ein neues Vergehen derſelben, welches die Nemeſis nun an ihr und ihrem Verführer zu rächen hat.

Dieſe Verknüpfung an ſich iſt zu loben, es iſt ein Doppelknoten, wie die antike Trilogie ihn fordert, und es läßt ſich nur das daran tadeln, daß der Aietes Miſſethat zu grob und zu moraliſchgemein iſt, als daß man für ihn ſich irgend intereſſiren und ſeines Unglücks halber Mitleid mit ihm tragen könnte. Daß der entſtehen Böſe in's Unglück gerathe, (τὸν φόβον γοργὸν ἐξ εὐτυχίας εἰς δυστυχίαν μεταπίπτειν) darinne will Ariſtoteles bekanntlich nichts Tragiſches finden, weil es weder Mitleid noch Schrecken erregt. Der Hauptfehler dieſes zweyten Trauerſpiels läge alſo eigentlich im erſten, und da der Verfaſſer die Miſſethat des Aietes erdichtet hat; ſo liegt der Fehler nicht im Stoffe, ſondern im Dichter. Die Ermordung des Phryxus an ſich wollen wir ihm gelten laſſen; aber warum gab er der That nicht tragiſche Motive? Den fremden Gaſt erſchlagen, um ihn ſeiner Schätze zu berauben — wie gemein! wie verächtlich! Nach der Fabel war Phryxus des Aietes Eidam; es konnte ein größeres Verbrechen, ein Familien-Mord geſchehen, und es hätten ſich Antriebe dazu erſinnen laſſen, welche die That ſchrecklicher gemacht, und doch den Charakter des Thäters höher geſtellt, ihm unſere Theilnahme erworben haben würden. Herr G. hat den Rath des Stagyriten (Poët. XIV. 9), das Schreckliche unter Freunden und Verwandten geſchehen zu laſſen, entweder nicht gekannt, oder in den Wind geſchlagen. Den Zauberthrum (aus Fouqué's Zauberringe oder ſonſt einer modernen Dichtung entlehnt) und die plötzliche Verliebung der Medea, wollen wir der Mode-Romantik allenfalls nachſehen; aber Medeens Charakter iſt allzu romantiſch gerathen. Störrigter Wille und ſtockblinde Liebe allein geben demſelben hier durch eine forcirte Reihung eine kärgliche Lebenswärme, die wir kaum fühlen würden, wenn ſie nicht im erſten Stücke gänzlich fehlte.

S. 47. ſagt ſie zu Abſyrtus:

Es hat der Gram ſein Alter, wie die Jahre.
Und wer der Zeit voraneilt, guter Bruder,
Kommt früh an's Ziel.

Eine ſehr tiefgedachte Sentenz! S. 42. finden wir richtet ſtatt dichtet. Iſt es ein Druckfehler? oder ſchreibt der Verf. ſo, wenn dieß Zeitwort die Bedeutung von trachten hat?

III. Medea.

Nach demjenigen, was wir eben von den beyden erſten Theilen dieſer Trilogie berichtet haben, werden die Leſer ſehr wenig von dem, darauf baſirten, dritten Trauerſpiel erwarten; aber ſie werden ſich in dieſer Erwartung angenehm betrogen finden. Was aus derjenigen Medea, die wir dort haben kennen lernen, noch irgend Tragiſches zu machen war, das hat der Verf. daraus gemacht; ja er hat ſogar den Grund, den er im I. und II. für den Bau der Schlußtragödie gelegt hatte, hier und da wieder aufgeriſſen, und deſſer gebaut: nur wenig fehlte daran, daß ſeine Medea nicht ein ganz ſelbſtſtändiges, jener Vorſpiele unbedürftiges Trauerſpiel geworden wäre. Wie viel wir von dieſem Gewinne den beiden antiken Medeen (des Euripides und des Seneca) und vielleicht auch der modernen des P. Corneille zu verdanken haben, wird ſich zum Theil bey der Analyſe zeigen, und damit es dem Leſer um ſo leichter ſey, dieſe glücklichen Einflüſſe zu erkennen, wollen wir bis zu den antiken Medeen zurückgehen, um unſerem kritiſchen Anlauf zu nehmen.

Nulla vis flammæ, tumidique venti
Tanta, nec teli metuenda torti:
Quanta cum conjux viduata tædis
Ardet et odit.

Dieſe Chorſtrophe aus dem dritten Akte der Medea des Seneca drückt vollkommen den eigentlichen Gegenſtand aus, welchen beyde, der Römer wie der Grieche, für ihren Darſtellung wählten: Die coloſſale Macht der Leidenſchaft einer verdrängten, verſtoßenen Gattin. Hätten ſie, bey der Einrichtung ihrer Bühne und bey dem, zum großen Theil davon abhängigen, Zuſtande ihrer dramatiſchen Poeſie, ihren Zuſchauern ſoviel pſychologiſche Entwickelung bieten dürfen, als wir heutzutage dem unſrigen an-

Digitized by Google

gunahmen wagen; so hätten sie wohl eben keiner Unthat gewohnten Zauberin bedurft, um dieses Seelengemählde auszuführen. Ein leidhaft, aber menschlich fühlendes Weib hätt' ihnen dann weit bessere Dienste leisten können, und je sanfter von Natur dasselbe gezeichnet worden wäre, um so größer, um so furchtbarer wäre die Gewalt der Leidenschaft erschienen, wenn der Schmerz verrathener Liebe, und die Schmach der Verstoßung, selbst die Taube in einen, seine eignen Jungen zerfleischenden Geyer verwandelt hätte. Aber zu ihrer Zeit konnte in der dramatischen Welt eine so furchtbare That nur aus einem furchtbaren Charakter abgeleitet werden; die Jungfrau Medea mußte, aus Liebe zum Feinde ihres Hauses, ihr Volk verrathen, ihre Zauberkunst für den Räuber des Palladium von Kolchis verwendet, ihren Vater verlassen, ihren Bruder geschlachtet — die Gattin Medea mußte den feindseligen Verwandten ihres Gatten unter die Dolche seiner eigenen Töchter geliefert haben, um die Herzen der Zuschauer mit der dunklen Vorempfindung des tragischen Schreckens zu erfüllen, den die Katastrophe erregen sollte. Was dadurch an dem dramatischen Beweise für die Gewalt der obenerwähnten Leidenschaft über das weibliche Gemüth überhaupt abgieng, indem die natürliche Grausamkeit des Gemüths der Leidenschaft ihr Werk erleichterte; das wurde für den tragischen Zweck in der imposanten Furchtbarkeit des Charakters wieder gewonnen. Wenn die tragische Größe (so wollen wir einmal dasjenige Bild in der Tragödie nennen, vom welchem der Eindruck des Erhabenen wesentlich ausgeht, sey es nun die moschaulich gemachte Idee einer aus der übersinnlichen Welt entlehnten Moral, oder ein Charakter, oder eine Leidenschaft, oder endlich eine That) — wenn die tragische Größe im Othello des Shakespeare vorzüglich in der Leidenschaft der Eifersucht liegt, die einen Mann guter Art zur Unthat treibt; so ist es in den beyden antiken Medeen mehr der Charakter der Heldin, der den Eindruck des Furchtbaren auf uns macht, und der vor dem Gemählde der Leidenschaft bey dem Römer noch stärker als bey dem Griechen hervortritt. Denn wie die Medea des Seneca gleichsam debütirt mit dem Entschlusse:

Quæ scelere pacta est, scelere rumpetur fides, so endiget sie auch, nach der Mordthat, mit dem Entsetzlichen:

Nimium est dolori numerus angustus meo,
In maire si quod pignus etiam nunc latet,
Scrutobor ense visceru, et ferro extrahum.

Bey Euripides hingegen kehrt sie uns noch kurz vor der beschlossenen That die menschlich weiche Seite zu:

— — —'— Reisst, ihr Kinder, reisst
Der Mutter eure Hand, daß ich sie küsse!
O liebe Hand! Geliebter Mund! Heldsetige
Gestalt! O edle Angesichter! Kinder, ihr
Seid glücklich seyn; dort aber; eure Güter allhier
Raubt euch der Vater. — Ach, wie hold er mich umfängt!
Wie zart die Wang' ist, und wie süß sein Odem weht!
Geht, geht, ihr Kinder! Ich vermag nicht länger, euch
So' anzuschaun. Mein Elend überwältigt mich.

Und nach der That zeigt sie dem Jason nicht das höhnende Entzücken über die ausgeführte Rache; sie gesteht ihm (v. 1343) ihren eignen Schmerz, will selbst in Hera's Hain die Kinder begraben, und (v. 1362) im Lande Sisyphos ein Sühnungsfest für diesen frevelhaften Mord gründen. Dagegen stimmen die beyden, in diesem Puncte von einander merklich abweichenden, Dichter der alten Welt darin zusammen, daß sie dem Fatum keinen merklichen Einfluß auf die Handlung gestatten, und selbst das Walten der Nemesis eben so sehr, wie Shakespeare im Othello, in den Hintergrund stellen; mit Recht, glauben wir; denn wo das Gemählde eines menschlichen Charakters oder einer menschlichen Leidenschaft, als tragische Größe, nach dem Gesetz des Erhabenen auf uns wirken soll, da darf der Gedanke einer höheren, imposanteren, furchtbareren Macht aus dem dunklen Reiche der übersinnlichen Welt nicht, bis zur Anschaulichkeit ausgeführt, in den Vorgrund des Gesammtbildes gestellt werden.

Kommen wir nun von der griechischen und römischen Medea zu der von Wien, welche schon darum weder eine römische noch eine griechische seyn kann, weil sie mit widerstrebendem Herzen, im Kampfe zwischen Tugend und kindlichem Gehorsam den Phrynus verderben half; weil sie erst nach tapferem Ringen der Pflicht mit der romantisch in ihr Herz eingebrungenen Liebe den Vater verließ; und weil sie ihren Bruder nicht zur Sicherstellung ihrer Flucht zerstückelte, sondern nur die zufällige Ursache seines Selbstmordes wurde. Aber eben weil sie weder eine griechische noch eine römische Medea seyn kann, wird sie uns so eher eine deutsche, eine gemüthliche seyn können.

Einige Jahre (vier, wenn wir nicht irren) sind die Argonauten nach dem Schlusse des Mittelstücks unter Weges gewesen, und Jason hat mit Medeen auch das goldene Vließ glücklich nach Jolcos zum Pelias gebracht. Medea hat ihm zwey Söhne geboren, ob auf der Reise oder in Jolcos, gilt gleichviel. Pelias ist, während der Anwesenheit Jasons und Medeens in Jolcos, auf eine, in der ersten Hälfte des Stückes sehr geschickt in's Dunkle gestellte, räthselhafte Weise umgekommen. Vergebens haben beyde den Verdacht des Mordes auf seine Töchter wälzen wollen: er hat sie selbst getroffen und gezwungen Jolcos zu verlassen, und sich nach Korinth zu flüchten, dessen König Kreon ein Gastfreund von Jasons Hause gewesen war, einst den jungen Jason längere Zeit bey sich gesehen, und als den Gespielen seiner Tochter freundlich beherbergt hatte. Hier, vor den Mauern von Korinth, beginnt das Stück. Noch hat Jason den König-

Digitized by Google

nicht gesprochen, er wartet seines Vorbeykommens in einem vor der Stadt aufgeschlagenen Zelte (im „Mittelgrunde" der Bühne), während im Vorgrunde Medea beschäftiget ist, in Gegenwart ihrer Amme Gera und mit Hülfe eines Sclaven, ihr Zaubergeräthe sammt dem goldnen Vließ (welches sie, dem Jason unbewußt, aus Jolcus mitgenommen hat) in eine Kiste zu packen und in die Erde zu vergraben. Warum? Sie will alles Zauberwesen von sich thun, rein menschlich mit ihrem Jason leben, und ohne magischen Widerstand sich wie andere Sterbliche in die Hand des Schicksals geben. Daran thut sie wohl in doppelter Betrachtung; sie gewinnt einen Anspruch mehr auf unsere Theilnahme, wenn sie nicht mehr seyn will, als unsere Frauen, und vermeidet vielleicht einen Theil des Uebels, welches ihr in Jolcus der Ruf ihrer schwarzen Kunst, ihre Tracht und ihr wildes Wesen zugezogen: des Uebels, ein Gegenstand der Scheu und Abneigung des griechischen Volkes zu seyn. Weit unzufriedener, als sie selbst, ist ihre Amme mit dem Verhältniß, in welchem sie gegenwärtig zu Jason steht, und die Amme hat Grund dazu: denn sobald Jason aus dem Zelte tritt, ergibt es sich deutlich, daß die Fackel seiner romantisch aufgelederten Liebe ausgelöscht, oder wenigstens ganz nahe dran ist; daß er ihr früheres Thun, wie sehr es ihm auch gefrommt hat, verabscheut, und daß er sie und ihren bösen Ruf als das Hinderniß betrachtet, bey Kreon eine sichere Freystatt und einen kräftigen Schutz (gegen die Verfolgungen von Jolcus aus) zu finden. Kreon erscheint, Jason sieht um Schutz, und auf das Bitten seiner Jugendspielin Kreusa, welche besonders der Anblick der Kinder rührt, (wie leicht und wie stark kleine Kinder auf Jungfrauen wirken, ist bekannt) wird die Aufnahme auch der übelberufenen Medea gewährt, deren Herz hinwiederum durch Kreusa's mildes Wesen sich erweicht und angezogen fühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

The life of Mary, Queen of Scots, drawn from the Statepapers with subsidiary memoirs, illustrated with plates of medalls, portraits, and prospects. In three volumes. London, 1822. By George Chalmers.

Wenn doch nur die mächtigsten Fürsten sich davon überzeugten, daß sie kaum, kaum bey ihrem Leben dem Urtheile der Geschichte entgehen können! Sie würden dann manches unterlassen, was ihrem Ruhm die Achtung schmälern könnte, worauf sie so eifersüchtig sind. Was hat Elisabeth confiscirt, durch den Henker verbrennen lassen! Wie viel Schriftsteller hat sie zur Strafe des Gefängnisses, selbst des Handabhackens verurtheilt, die ihren Despotismus, ihr buhlerisches Herz, ihre Härte gegen Maria, die unschuldige Königin von Schottland, ausdeckten! Und was hat es ihr geholfen? Daß die Geschichte es jetzt um so lauter ausspricht und sie, in moralischer Hinsicht, tief unter der ihr so verhaßten Nebenbuhlerinn stellt. Unschuldig nannten wir diese. Und das müssen wir, nachdem wir das weltausgesonnene vor uns liegende Werk gelesen haben. Nur England konnte ein solches zur Rechtfertigung einer so lange vom Partheyhaß verfolgten Fürstin erscheinen lassen. Denn aus drey starken Bänden, jeder über 500 Seiten, besteht es, und mit drey Abbildungen Mariens, mit mehreren Münzabdrücken u. s. f. geziert, kostet es nicht weniger als gegen 24 Pfund Sterling. Und doch haben wir schon die zweyte Auflage vor uns liegen. Allerdings aber hat der Verf., George Chalmers, seine Clientinn mit einem Fleiße, einer Wärme vertheidigt, daß man ihm selbst die mannigfachen Wiederholungen und Declamationen verzieht, mit welchen er oft den minder dafür empfänglichen Leser ermüdet. Mariens Verbrechen ließen sich wohl vorzüglich auf drey Punkte zurückführen. Die Ermordung Darnleys, ihres Gemahls, die Vermählung mit seinem Mörder, und die Versuche, von ihrem Kerker aus, Elisabeths Thron zu untergraben. Unser Verfasser thut dar, daß sie an allen dreyen unschuldig ist. Schon der Bischoff von York bewies zu jener Zeit, daß sie keinen Antheil an Darnley's Mord habe. Whytaker, Tytler und Goodael zeigten unwidersprechlich in neuerer Zeit, daß die Briefe von ihr an Bothwell ihr untergeschoben sind. Aber sie depathete diesen Mörder, und es lastete mindestens auf ihr der Verdacht des schmählichsten Leichtsinns. Auch hier tritt Chalmers als ihr siegreicher Vertheidiger auf. Sie ward zur Ehe mit ihm von ihrem eigenen Staatsrathe gezwungen, in welchem die eine Hauptrolle spielten, welche sich mit Bothwell zu Darnleys Tode verschworen, und Bothwell Maria zum Lohne seines Antheils versprochen hatten. Wie würde Schiller diese Vertheidigung benutzt haben, seine Maria Stuart zu höherer Würde zu erheben, als sie jetzt, den schweren Leichtsinn büßend, behaupten kann! *) Die dritte Anschuldigung zu widerlegen konnte dem geübten Kämpen am wenigsten schwer fallen. Wer gab Elisabeth das Recht, die von Rebellen vertriebene, zu ihr Flüchtende ins Gefängniß zu werfen? Wer konnte Marien das Recht rauben, sich auf jede Art aus demselben zu befreyen? Und wer hat bewiesen, daß sie es auf Kosten des Thrones und Lebens ihrer Tyrannin thun wollte? Der Verf. hat alle Papiere des Burleigh, der damaligen Parlemente, die gleichzeitigen Chroniken, Schriften für und gegen Marien mit eisernem Fleiße gesammelt, excerpirt, und jede, des Beweises bedürfende Stelle mit den Excerpten selbst so belegt, daß sein Werk ohne dieselben um die Hälfte kleiner seyn dürfte, so wie überhaupt nur die eine Hälfte eigentlich Mariens Leben angeht, und die andere Memoiren der wichtigsten, ihr Geschick entscheidenden Nebenpersonen enthält: des Murray, Morton, Bothwell ꝛc. Marie war in der That das Opfer des Kampfes zwischen Protestantismus und Katholizismus auf jener Insel. Der letztere unterlag, und sie, seine Stütze, einer verschmitzten Gegnerin gegenüber, fiel mit ihm als eine Märtyrin

*) Wer weiß? Daß die gänzliche Schuldlosigkeit aus Gluck in Unglück falle, findet Aristot. Poet. XIII. nicht tragisch. Hg.

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Freitag den 30. August 1822.

Dramatische Dichtkunst.

Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen von Franz Grillparzer.

III. Medea.

(Beschluß.)

Im zweyten Akte sehen wir beyde Frauen als Freundinnen beysammen in gemüthlichem Vertrauen, und die Korintherin giebt sich Mühe, die Barbarin ein vormaliges Lieblingslied Jasons singen und dazu auf der Leyer spielen zu lehren. So kurz und unbedeutend auch das Liedchen ist, so sehr zweifelt doch Medea an ihrer eignen Gelehrigkeit, und die Musikstunde geht in ein Gespräch über ihre ehelichen Verhältnisse über. Jason kommt; sendet Medeen, die ihm beschwerlich ist, hinweg, nach den Kindern zu sehen, und beginnt hierauf gegen die reizende Jugendgespielin über die Unbedachtsamkeiten seines frühern Lebens, über sein romantisches Liebesabenteuer mit Medeen auf Kolchis, und über dessen Folge (eine unzufriedene Ehe) zu klagen. Diese Klage hebt er S. 209, in Hinsicht auf das, was man Sentenz nennt, sehr brav an:

Ja, du trafst den Punkt!
Es ist des Unglücks eigentlichstes Unglück,
Daß selten d'rin der Mensch sich rein bewahrt.
Hier gilt's zu lenken: dort zu biegen, beugen, *)
Hier rückt das Recht ein Haar und dort ein Gran,
Und an dem Ziel der Bahn steht man ein Andrer,
Als der man war, da man den Lauf begann;
Und dem Verlust der Achtung dieser Welt
Fehlt noch der ring'ge Trost, die eig'ne Achtung.
Ich habe nichts gethan, gemocht, (?) gewünscht, getrachtet,
Still zugesehen, wenn es and're thaten;
Hier Uebles nicht gewollt, doch zugegriffen,
Und nicht bedacht, daß Uebel sich erzeuge;
Und jetzt seh' ich vom Unheilmeere umbrandet,
Und kann nicht sagen: Ich hab's nicht gethan!

O Jugend, warum währst du ewig nicht?
Beglückend Wähnen, seliges Vergessen,
Der Augenblicke des Verdens Wieg' und Grab!
Wie plätschert' ich im Strom der Abenteuer,
Die Wogen theilend mit der starken Brust:
Doch kommt das Mannesalter ernst geschritten,
Da stirbt der Schein; die nackte Wirklichkeit
Schleicht still heran und brütet über Sorgen.
Die Gegenwart ist dann kein Fruchtbaum mehr,
In dessen Schatten man genießend ruht,
Sie ist ein unangreifbar Sameukorn,
Das man vergräbt, daß eine Zukunft sprosse.
Was wirst du thun? Wo wirst du seyn und wohnen?
Was wird aus dir? Und was aus Weib und Kind?
Das fällt uns an, und quält uns ab und ab.

Wenn man diese Verse — und es sind bey weitem noch nicht die schönsten und Inhaltvollsten in diesem Stücke — mit denen in I. und II. vergleicht; so muß man gestehen, daß das Clima (der Scene) auf den Dichter sehr vortheilhaft gewirkt hat: er ist in Korinth um 200 p. C. mehr Dichter, als er in dem barbarischen Kolchis war.

Im Laufe dieses Gespräches, worinnen sich auf Jasons Seite eine, in Liebeähnlicher Gestalt wieder erwachende Jugendneigung zu Kreusa, und auf Kreusa's Seite ein zum künftigen Uebergang' in die Region der Liebe geeigenschaftetes Mitleid, nicht undeutlich anmelden lassen, kommt Medea zurück, und sucht dasselbe, lange vergebens, durch die Aeußerung: „Ich weiß ein Lied," zu unterbrechen. Endlich, durch Kreusa's zarte Aufmerksamkeit, gelangt sie zu dem Versuche, es zur Leyer zu singen; aber — sie hat's vergessen, und ungeachtet die Freundin ihr soufflirt, kann sie doch, in dieser Situation, mit dem Schmerz der offenbar zurückgesetzten, nicht mehr geliebten Gattin in der Brust, durchaus nicht damit zu Stande kommen. Jason verlangt nun, es von Kreusa zu hören; da verweigert Medea die Leyer, zerbricht sie, und wirft mit den Worten: „Entzwey die schöne Leyer!" die Stücke vor Kreusa hin. Entsetzt fährt Kreusa zurück, und spricht: „Todt!" Sie ahnet ihr Schicksal, und sieht in der Leyer ihre eigne Leiche. Medea aber „blickt rasch um," und sagt:

Wer? — Ich lebe! — lebe!

*) Jason kennt, wie man sieht, beyde Formen dieses Zeitworts, welches hier eins und dasselbe bedeutet. Nachdem er jedoch biegen gebraucht hat, fällt ihm wahrscheinlich die Behauptung Adelungs ein, daß dieses nie in figürlichem Sinne gebraucht werden soll, und auf der Stelle corrigirt er es durch das mehr poetische beugen.

Digitized by Google

Wer hätt' es wohl, im Anfange, dieser höchst modernen Leyerscene angesehen, daß sie am Ende mit der berühmten, als sublim berühmten Stelle der römischen Medea zusammentreffen würde, wo Medea auf die Aeußerung der Amme: Nihilque superest opibus e tantis tibi, die stolze Antwort giebt:

Medea superest: heic mare et terras vides,
Ferrumque et ignes, et deos, et fulmina.

Ein wenig modernisirt hat schon P. Corneille diese Stelle:

Dans un si grand revers que vous reste-t-il?

Medea.

Moi.

Moi, dis-je, et c'est assez.

Nérine.

Quoi? vous seule, Madame?

Medea.

Oui, tu vois en moi seule et le fer et la flamme,
Et la terre, et la mer, et l'enfer, et les cieux
Et le sceptre des rois, et le foudre des dieux.

Corneille's Glossator, Voltaire, bemerkt bey dieser Stelle: Ce moi est célebre. C'est le Medea superest de Sénèque. Grillparzer's: Ich lebe! — lebe! ist offenbar das Nämliche. Daß er das heic mare et terras vides etc. nicht darauf folgen läßt, ist ganz der kritischen Bemerkung Voltaires gemäß, welcher behauptet, diese Explication schwäche das energische: Moi, et c'est assez! und unseres Dichters Erfindung des Vorganges mit der Leyer ist ein Meisterstreich seines romantischen Genius, welcher hier den starren, antiken Begriff der sublimen Diction mit echtgemüthlicher, häuslich-bürgerlicher Lebenswärme durchdringt.

Unmittelbar auf dieses, so glücklich verdeutschte Medea superest, folgt ein Shakespearischer Trompetenstoß, welcher den Eintritt des Königs ankündiget. Diesem folgt sofort ein Herold der Amphiktyonen, welcher (auf Instanz der Peliaiden sonder Zweifel) den Bann über Jason und Medea, als über des Pelias Mörder ausspricht, und dem König oder der Stadt, die ferner diese Verbrecher beherbergen würden, Kraft des Amphiktyonen-Spruches Krieg ankündiget. Das setzt Kreon in große Verlegenheit; aber er hilft sich sehr geschwind: er verlobt den Jason, einem Plane früherer Zeit gemäß, auf der Stelle in Gegenwart des Herolds, mit seiner Tochter Kreusa, verbürgt sich für des Eidams Unschuld, und verbannt Medeen aus Korinth a die des nächsten Morgens. Wortgefecht zwischen Jason und Medeen, wobey der Tod des Pelias, als Medeens von Jason begehrte That, an das Licht kommt, wenn anders der Medea zu trauen ist. Denn daß sie hier die Sachen zu verdrehen geneigt ist, zeigt ihre Aeußerung S. 225:

Weißt du noch, wie ich deine Knie umfaßte,
Als du das blut'ge Vließ mich stehlen hießest;
Ich mich zu tödten oder mich vermaß.
(Dieses Doppel-moi ist nicht von Seneca)
Und du mit kaltem Hohne herrschtest: Nimms!

So hat in den Argonauten sich die Sache nicht begeben, wie wir oben gesehen haben. Jason hat nicht: Nimm's! zu Medeen gesagt, sondern Medea zu ihm: Nimm's nicht! (S. 139.) und er hat es gestohlen, sie ist vor der Thür geblieben. Uebrigens gibt der Vers. hier auch eine Probe, wie man für das heutige, schwer hörende und schwerbegreifende Theaterpublikum den Seneca übersetzen muß. Die 3 Verse Act. III. Sc. II:

— Omnes conjugem infamem arguent;
Solus tuere, solus insontem voca.
Tibi innocens sit, quisquis est pro te nocens —

dehnt unser Vers. also aus:

Du nennst mich Frevlerin? — Weh mir! ich bin's!
Doch wie hab' ich gefrevelt, und für wen?
Laß diese mich mit gift'gem Haß verfolgen.
Verreiben, tödten, diese thun's mit Recht.
Denn ich bin ein entsetzlich, greulich Wesen,
Mir selbst ein Abgrund und ein Schreckensbild;
Die ganze Welt verwünsche mich, nur du nicht!
Du nicht, der Greuel Stifter, einz'ger Anlaß du!

Von Kreons Befehl und seinen Trabanten bedrängt, geht endlich Medea drohend ab, und Kreusa schließt den Akt mit den Worten:

Ich sinne nur, ob recht ist, was wir thun;
Denn thun wir recht, wer könnte uns dann schaden.

Es ist eine sehr vernünftige Person, diese Kreusa, sie wird den Jason, wenn er ihr Gemahl ist, nicht mit einer übermäßigen Leidenschaft quälen, und vielleicht zum praktischen Rechtsphilosophen umbilden.

Den dritten Akt eröffnet ein langes Gespräch zwischen Medea und der Amme. Aber es ist nicht die passive Medeen-Amme des Euripides, des Seneca, oder des Corneille, sondern gewissermaßen selbst eine Medea. In ihrem Herzen tocht der Zorn gegen Jason, Kreusa und Kreon, und sie ist es, welche die Nominal-Medea zur blutigen Rache anzureizen sucht. Wir mögen das keineswegs tadeln, auch die griechischen Tragöden haben bisweilen die Ammen dazu gebraucht, um ihren Heldinnen (z. B. der Phädra) böse Vorsätze einzuflößen, und unser Dichter hat sehr richtig gefühlt, daß es in den Gemüthern der Zuschauer gar sehr zum Vortheil der Heldin gereicht, wenn der Amme die Hauptschuld der Uebelthat aufgeladen wird. Unsere Wiener Amme nimmt sich zu diesem Behufe sehr gut. Sie bietet all' ihre Kenntniß der griechischen Mythologie auf, um der, noch viel zu weichgesinnten Medea Muth zur Rache einzuflößen. Alle Argonauten, außer Jason, hat — wenn wir dieser Amme glauben — die Strafe der Götter schon ereilt. Orpheus ist von thrakischen Weibern erschlagen, Hylas ertrunken, Herkules in dem verrätherischen Geschenk der Dejanira verbannt, und

Digitized by Google

Des Meleager rauhe Gewalt.
Des kalydonischen Eberbezwingers.
Tödtet' Althea, die Mutter, das Kind.

Wenn die Leser sich entsinnen, daß Althea des Argonauten Meleager Mutter war, daß er ihre Brüder erschlug, und daß sie hierauf selbst sein Lebensholz verbrannte (‚Meleagers Lebensholz verglühet, Seine Mutter sachet selbst die Gluth" sang Schiller); *) so werden sie die etwas schwerfällige Construction der kolchischen Amme leicht verstehen. Von dieser Mahnung an Kindesmord wendet Medea's Herz sich ab, obwohl sie früher schon (S. 235) selbst den Gedanken geäußert hat, dem Jason die Leichen seiner Kinder an die Schwelle des Brautgemachs zu legen. Sie findet es unbegreiflich und entsetzlich, daß Althea nach dieser That nicht gleich starb (daß sie bald darauf aus Reue sich erhing oder erstach, verschweigt ihr die Amme, oder weiß es noch nicht aus dem Ovid Met. VIII. 530) und beschließt, dem Jason noch einige Zeit zur Reue zu gönnen.

Nachdem sie sich entfernt hat, tritt Jason mit Kreon auf, und der König beschwichtigt seines Eidams unruhiges Gewissen mit der Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Diese gründet er unter andern auf den Besitz des goldnen Vließes, welches er in Jasons Händen vermuthet, und als er hört, dieser besitze es nicht, setzt er sehr richtig voraus, daß Medea es in Verwahrung habe, und ist der Meinung, daß sie ihrem gewesenen Gemahle dieses Unterpfand seiner künftigen Größe herausgeben müsse. Nun folgt eine über zwölf Seiten lange Scene zwischen den beyden Eheleuten; sie halten weitläufig Rechnung mit einander; alle Versuche Medeens, den Ungetreuen zu seiner Pflicht zurückzuführen, sind vergebens; selbst ihr Fußfall ist ohne Wirkung auf sein Herz; sie gibt ihn auf, und fordert nur ihre Kinder. Abgeschlagen! Sie bittet, sie fleht darum, und einen Knaben endlich verspricht ihr der Vater, wenn einer ihr folgen will. Keiner will; beyde schmiegen furchtsam sich an Kreusen an. Da wirft die unglückliche Mutter sich vernichtet zur Erde: „Meine Kinder fliehn! Laß mich sterben! Meine Kinder!" Hier, am Schlusse des dritten Aktes, hat der Dichter seinen Zweck, für Medea das höchste Mitleiden in uns aufzuregen, vollkommen erreicht. Sie hat sich nun ausschließlich unserer innigsten Theilnahme bemeistert. Wir fühlen lebendig, daß die unglückliche Mutter hier vor Schmerz vergehen oder morden, die, sie verleugnenden Kinder morden muß, und wir wünschen, als wir das so schwer gemißhandelte Weib im vierten Akte lebendig wiedersehen, daß das Gräßliche, was wir als unausbleiblich voraussehen, nur schnell geschehen möge, weil es bereits vollständig motivirt ist. Aber der Akte sind fünf! Der Dichter kann noch so bald nicht den Schlag des tragischen Schreckens niederfallen lassen.

Im vierten Akte wiederum neun Seiten Gespräch der Heldin mit der Amme. Wir sehen den gräulichen Entschluß dunkel aus den Argumenten seiner moralischen Entschuldigung hervortreten. Kreon erscheint, und fordert das Vließ. „Die Erde hat es," sagt die weigernde Medea. Da läßt der König das Kistchen herbeyholen, welches man an der Stelle gefunden hat, wo er dem Schatten Pelias einen Altar errichten lassen wollte. Es ist dasjenige, welches wir Medeen im ersten Akte vergraben sahen. Sie stürzt darauf los: „Ja, mir gehört es! Mein!" Sie ist Medea, die mächtige wieder. Sie verspricht das Vließ, verheißt Geschenke für Kreusa, und der dankbare Kreon geht, der besänftigt Scheinenden ihre Kinder zum Abschiedskusse herauszusenden.

Diese Wendung ist nicht unglücklich. Wer Corneille's Examen de Medée nachlesen will, der wird finden, welche Mühe der Franzos sich gegeben hat, die Unwahrscheinlichkeit zu decken, daß Kreusa sonder Mißtrauen das Garderobe-Geschenk der Feindin anlege. Euripides hat daran nicht gedacht, oder er hat geglaubt, die Unschuld der Ueberbringer, der Kinder, sey hinreichend, alles Mißtrauen zu entfernen. Seneca geht über diese Bedenklichkeit mit einem Gemeinplatze hin. Qua fraude capti? fragt der Chor, und der Bote antwortet: qua solent reges capi; donis. Grillparzer hat diesen Zweifel gar nicht aufkommen lassen: Medea schenkt im Augenblicke der Freude über das wiedergefundene Gut, schenkt von diesem wiedererlangten Gute der Tochter des Feindes; diese Umstände sind hinreichend, das Mißtrauen zu entfernen, und erfüllen diesen Zweck ungleich natürlicher, ungleich weniger umständlich, als es bey Corneille geschieht, welcher, fast läppischer Weise, der Kreusa eine eitle Begierde nach Medeens Kleide andichtet, und es so magisch vergiftet seyn läßt, daß es nur Kreusen und Kreon verbrennen, aber auf die Zofe, an der man es probirt, keine gefährliche Wirkung hervorbringen kann (— mon charme la (la vertu des poisons) modère, Et lui défend d'agir que sur elle et son père. IV. 2.)

Medea, nun allein mit der Amme, öffnet die Zauberkruhe, und gibt derselben ein Salbgefäß, das goldne Vließ und einen reich gesäumten Mantel, als die Geschenke „die Feind dem Feinde sendet." Damit der Zuschauer mit Augen sehe, wie gefährlich die Gabe ist, muß Gora das Salbgefäß „schief anfassen," der Deckel muß sich verschieben, und eine helle Flamme muß herausschlagen. Das ist eine unnöthige, operhafte Spielerey, welche die tragische Stimmung stört. Daß Gefahr in dem Gefäße sey, hätten wir Medea's Worten geglaubt; jetzt sehen wir, daß — Spiritus darinnen brennt.

*) Wo? Die angeführten Verse stehen nicht in den Göttern Griechenlands, sondern in dem Gegenstück derselben von Bentewitz. S. Neue Literatur- und Völkerkunde von Archenholz für d. J. 1789. Bd. 2. S. 273. M.

Digitized by Google

Die Kinder kommen. Peinigender Kampf der Mutterliebe mit dem Rachentschlusse, drey bis vier Mal so lang, als bey Euripides, aber eben darum auch fünf bis siebenmal unwirksamer. Sie werden in den Säulengang gesendet. Gora kommt zurück: Kreusa ist todt, Kreons Palast in Flammen. Medea stürzt in den Säulengang, wohin die Kinder gingen. Gora eilt ihr nach, kommt entsetzt zurück, und Medea schließt den Akt plastisch: „Den Dolch in der Linken, mit der rechten hochgehobenen Hand Stillschweigen gebietend.“

Die Tragödie ist hier aus, sollte man denken; aber der fünfte Akt geht erst an. Kreon ist glücklich davon gekommen, Gora klagt ihm ihr Leid um die von Mutterhänden erdolchten Kinder, eine Magd gibt ihm Gewißheit, daß Kreusa verbrannt ist, Jason sucht wüthend Medeen, Gora schmählt ihn aus, und Kreon verbannt ihn, denn — „Beflectirt Nähe, merk' ich, (sic!) ist gefährlich.“ An diesem „Merk' ich,“ würde in Paris die beste Medea zu Grunde gehen.

Verwandlung. Jason in der Irre. Ein Landmann weist ihn von seiner Thür, als er seinen Namen hört. Medea, „das Vließ als Mantel um die Schultern tragend“ tritt hinter einem Felsenstücke hervor, liest ihm die Moral, und nimmt also von ihm Abschied:

Wie du vor mir liegst auf der nackten Erde,
So lag ich auch in Kolchis einst vor dir,
Und bat um Schonung; doch du schontest nicht!
Mit blindem Frevel griffst du nach den Losen,
Ob ich dir zurief gleich: du greifst den Tod!
So habe denn, was trotzend du gewollt:
Den Tod. Ich aber scheide jetzt von dir
Auf immerdar. Es ist das letztemahl,
In alle Ewigkeit das letztemahl,
Daß ich zu dir die nun rede, mein Gemahl.
Leb wohl! Nach all den Freuden früh'rer Tage,
In all' die Schmerzen, die uns jetzt umnachten,
Zu all' dem Jammer, der noch künftig droht,
Sag' ich dir Lebewohl, mein Gatte.
Ein kummervolles Leben bricht dir an,
Doch was auch kommen mag: Halt aus,
Und sey im Tragen stärker, als im Handeln!
Willst du im Schmerz vergeh'n, so denk an mich,
Und trübste dich an meinem größern Jammer,
Die ich gethan, wo du nur unterlassen.
Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Todesstoß wäre Labsal, doch nicht so!
Medea soll nicht durch Medeen sterben.
Mein früh'res Leben, eines bessern Richters,
Macht es mich würdig, als Medea ist.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar,
Von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen,
Häng ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das selbst die Flamme nicht verletzt,
Und das hervorging, ganz und unversehrt,
Aus der Korinthersfürstin blut'gem Brande.
Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend:
Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob sie mich senden in die ferne Wüste,
In längerem Leben findend längre Qual.
Erfennst das du zuletzt du, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war, und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! Der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich scheide nun, leb' wohl, mein Gatte!
Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück scheiden wir. Leb wohl!
Trage! — Dulde! — Büße!

Dieser fünfte Akt ist sonach ein Nachspiel, welches den Talisman des Stückes, das goldne Vließ, auf den Weg bringt, seinen magischen Cyclus zu vollenden, und per varios casus, per tot discrimina rerum wieder dort aufgehangen zu werden, wo es Phrynus (nach Tragödie No. I.) weggenommen hatte. Was der Dichter mit diesem selbsterdachten Kreislaufe hat sagen wollen? Wir können es nicht sagen. Die Leser können sich dabey denken, was sie wollen, und je Dunklere sie denken, desto besser. Was die Kenner und Liebhaber der Antike von der ganzen Wiener Medea denken werden, ist leicht zu errathen. Da der Dichter zu seinem Zwecke (Mitleid für Medeen zu erregen, und ihre That durch entschuldigende Motive zu mildern) keinen anderen, furchtbareren, größeren Charakter brauchte, als ihn allenthalben die Tagesgeschichte liefert; warum, werden sie sagen, verständigte er sich an dem antiken Stoffe? Warum that er ihr, wie er der Sappho gethan, indem er sie in das gemein-Gemüthliche herabzog?

Wahrscheinlich darum, weil er selbst weder Kenner noch aufrichtiger Liebhaber der antiken Kunst ist; weil er vielleicht überhaupt noch zur Zeit keinen eignen Geschmack in dramatischen Dingen hat, sondern nach Maßgabe der Anregungen von außen bald nach der, bald nach jener Richtung steuert. Das wird sich geben, wenn sein Geschmack sich mehr ausgebildet, sein Auffassungsvermögen für die Kunstgebilde des Alterthums sich mehr geöffnet haben wird, welches nicht wird fehlen können, da er die Ambition zu haben scheint, auf antikem Boden seine Stoffe zu suchen. Mög' er dabey ausharren.

Immer aufs neu es versuchend, gelangten die Griechen nach Troja,
Muth dann! der nämliche Weg führt auch nach Hellas von Wien.

Grillparzer besitzt ein dramatisches Talent von guter (parnassischer) Herkunft. Es ist auch in dieser Trilogie nicht zu verkennen. Die Medea namentlich verdient mehr Leser, als sie bis jetzt in Deutschland Zuschauer gefunden hat, und wird sie auch finden, da es die Lesewelt mit dem Kunstspiele nicht genau nimmt. Daß man sich aber durch diesen Gassiretund, und durch diese Argonauten zu ihr hindurch arbeiten soll, ist zu viel verlangt, und wir glauben daher, die Lesewelt darauf aufmerksam zu machen, daß sie es nicht nöthig hat. Alles, was in I. und II. geschieht, wird auch in der Medea wiederum recapitulirend erwähnt, sie ist verständlich ohne die Vorstücke, und wird nur um so ansprechender seyn, wenn man die Eindrücke des Mißfallens, welche jene zu erregen geeignet sind, zur Lesung der Medea nicht mitbringt.

Digitized by Google

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. September 1822.

Periodische Literatur.

Amalthea

oder Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde, Büttigens gehaltreiche Zeitschrift, deren erster Band 1820 erschien und von uns in No. 27, 1821, angezeigt wurde, hat bis Ostern 1822 geschlafen, obschon diese göttliche Ziege (wenn es erlaubt ist, mit dem confiscirten Hempelschen Taschenbuche ohne Titel zu reden) jährlich zweymal gemolken werden sollte. Der Druck der Milch hat sie endlich geweckt; der zweyte Band (XXXII und 394 S. groß 8.) ist erschienen. Schon bey der angeführten Anzeige des ersten haben wir die Meinung geäußert, daß die kritische Recension des Inhaltes eigentlich für das Kunstblatt gehören würde, und wirklich erschien dieselbe dort fast gleichzeitig mit unserer dürftigen Anzeige, deren Zweck sich größtentheils darauf beschränkte, das Publikum mit dem Beginn dieses Unternehmens bekannt, und zur Unterstützung desselben geneigt zu machen. Es war daher unsere Absicht, der folgenden Bände nur in soferne zu gedenken, als darinnen etwa ein einzelner Aufsatz vorkommen möchte, welcher uns dazu veranlassen könnte. Da wir inzwischen aus dem Vorberichte zu diesem zweyten Bande sehen, daß der gelehrte Herausgeber unsere flüchtigen Bemerkungen über dieses Unternehmen keineswegs gering geachtet, sondern einer freundlichen Erwiderung gewürdiget hat; so gehen wir in Hinsicht dieses vorliegenden Bandes billig von dem erwähnten Vorsatze ab, um uns mit dem würdigen Archäologen gleichsam freundlich zu besprechen über seine Erwiderung S. IV.

„Ein sehr wohlwollend gesinnter Recensent (sagt er) „in den Literaturblättern, welche dem allgelesenen „Morgenblatt gleichsam als eine wohlbewaffnete Leibwache zugesellt worden sind.“ —

Hier müssen wir den gerühmten Herausgeber unterbrechen mit zwey Bemerkungen. Einmal heißt unsere kleine, mit dem Morgenblatte ziemlich locker verbundene, und auch isolirt, ohne dasselbe, in den Buchhandel kommende kritische Zeitschrift nicht die Literaturblätter, sondern das Literaturblatt, gleichwie das Morgenblatt nicht die Morgenblätter, sondern das Morgenblatt heißt. Das besagen unsere Jahrgangstitel; und obwohl wir unser Blatt keineswegs für etwas Singulares ausgeben mögen; so wünschen wir doch aus guten Gründen, daß man unseren Titel in dem Besitze dieses Singularis unangefochten lasse. Nicht eben, als ob wir den uns zugedachten Pluralis für eine grammatische Diminutivform hielten; nein, lediglich um der literarischen Ordnung willen. Sodann ist unser Literaturblatt zwar allerdings ein bewaffnetes Fahrzeug; aber es muß den Titel einer Leibwache des Morgenblattes höflichst ablehnen, weil es dadurch leicht dem Vorwurfe der Insubordination bloßgestellt werden könnte. Der Fall ist bereits dagewesen (neuerlich in No. 37 und 32), daß nicht nur unsererseits dem Morgenblatte widersprochen, sondern sogar von unserem Verdeck aus, auf die Mannschaft jenes Schiffes kritisches Feuer gegeben worden ist. Alles Dinge, welche den, zwischen beyden Potenzen bestehenden Handelsverträgen vollkommen gemäß sind, aber einer Leibwache gegen den zu bewachenden Potentaten sehr übel anstehen würden. Wenn der literarische Wegweiser, welcher der Dresdener Abendzeitung beygesellet worden ist, die Pflicht auf sich hat, die Equipage und die Passagiere des Hauptfahrzeugs zu bewachen; so ist das ein Vortheil für jenes Elbschiff, welches das ältere Fahrzeug, mit welchem wir zu segeln pflegen, aus guten Gründen gar nicht in Anspruch nimmt. Wir haben keine Verbindlichkeit, die eigenen Schiffe derjenigen zu salutiren, welche bisweilen einzelne Waarenlasten auf dem Tübingischen Orient versenden, selbst dann nicht, wenn diese Schiffe aus dem nämlichen Hafen ausgelaufen sind, und unter der nämlichen Flagge (Firma) segeln. Doch es ist Zeit, daß wir den Pfleger der Zusammt fortfahren lassen. Also — Ein sehr wohlwollend gesinnter Recensent in dem Tübingischen Literaturblatte, welches mit dem Morgenblatte ausgegeben wird, — „wünscht weniger doctrinellen Reichthum, aber „mehr Leben, mehr Reiz für die Nichtkenner, mehr Klar„heit für die Anfänger, mehr Anleitung zu praktischer Nutz„anwendung für Künstler in unserer Sammlung. Der „Rath ist gut, ist sogar nützlich für Absatz und allgemeine „Verbreitung. Auch kann man mir selbst eine Vorliebe

Digitized by Google

„für diese Art der Darstellung und Anwendung alter„thümlicher Forschung und Beschauung, noch meine Theil„nahme an anderen Zeitschriften, die gern von allen Ge„bildeten gelesen seyn und selbst in den Augen geistreicher „Frauen Gunst finden wollen, kaum absprechen."

Der Verf. führt hier in einer Note mehrere seiner populären, archäologischen Schriften (zum Theil in Almanachen und Zeitschriften) als Beweisurkunden an, die wir in optima forma anerkennen. Aber eben weil dieselben beweisen, was wir in No. 27, 1821, selbst gesagt haben: daß er — und er gerade — der Mann dazu ist, beweisen sie für uns. Er fährt fort:

„Allein dieß Popularisiren der Wissenschaft hat bey „so mancher sich verführerisch einschmeichelnden Lockung „auch seine eignen Fußangeln. Erschöpfende Gründlich„keit mit glatter Ausschmückung" (die haben wir nicht gewünscht, im Gegentheil haben wir die Glätte der Enkomiastik zu tadeln gewagt) „macht eine sehr ungleiche „Ehe, und könnte leicht zur Mißheirath werden, häßliche „Zwitter erzeugend. Die Citatenflucht und Citatensucht „sind entgegengesetzte Unarten. Aber auch das, was in „der Mitte von beyden liegt, mag noch immer durch sein „befremdendes und dem verwöhnten Auge auffallendes „Ansehen vielerley Aergernis zubereiten. Und doch läßt „sich in diesem Felde der Untersuchungen die Sache auf „andere Weise gar nicht abmachen, ohne der verflochtenen „Gesellschaft mit Recht beschädigt zu werden. Vollas Athe„ne muß immer ein Abzeichen ihrer eigenthümlichen Rü„stung und Erzbewaffnung behalten, und wenn sich die „Gorgone auf ihrer Aegide auch nur in eine zierliche Me„daille oder eine Busennadel mit einem Medusen-Cameo, „und wenn sich ihr Helm auch nur in eine Helm-Haube „verwandelte. Jede alterthümliche Angabe will nicht blos „als nachendes Resultat ausgesprochen seyn. Wir wollen „auch wissen und sind berechtigt nachzufragen, auf welchem „historischen Wege man dazu gekommen sey. Wir müssen „es vor unsern Augen entstehen sehn! Der nichts bewe„senden, nur etymologischen Dunst und fantastische Wol„kengebilde aus dem Osten vor sich hertreibenden Tände„leyen und Träumereyen haben wir getade schon genug!"

Das alles geben wir gern zu: aber wir glauben dennoch, Böttiger sey gerade der Mann, zwischen Scylla und Charybdis sicher hindurch zu steuern, und zu den Tiefgelahrten seines Faches gründlich zu sprechen, ohne daß darum die minder gelehrten Zuhörer den Vortheil einbüßen, ihn zu verstehen, und von ihm zu lernen.

Von ihm selbst enthält der vorliegende Band keine selbstständigen Aufsätze, wohl aber zu mehrern fremden Arbeiten erweiternde Erläuterungen und Zusätze. Wir zeichnen darunter denjenigen aus, der die Ueberschrift Dreyzack führt. Der V. macht es sehr plausible, daß dieses Instrument phönizischen Ursprungs ist, und nichts anderes war, als eine dreyzackige Harpune, welche zum Thunfischfange gebraucht wurde. „Wenn die großen, oft 1000 Pf. „wiegenden Thunnen, oder Orkynen, aus den Vorhöfen „der ganzen Nahrungsstellung endlich in die innersten Räume, „oder wie man es auch nennt, in die eigentliche Todtenkam„mer getrieben und eingeschlossen worden waren, dann „konnten selbst die stärksten Fischer auf keine andre Weise „ihrer Herr werden, als daß sie die übrigens sehr gedrück„gen Thiere mit großen dreyzackigen Harpunisen harpuni„rten und so verblüten ließen. So erblicken wir sie auf „dem Fischergemählde, welches aus Philostrat in seiner Gal„lerie erhalten hat. Gegen sie, sagt der Beschreiber, „wird das Eisen geschärft. Und daher heißt auch „in einem griechischen Sinngedicht der Dreyzack der Wal„fischtödtende. Denn auf der Oberfläche des Meeres „wird er nur gegen die größten Seefische gebraucht. Aber „es ist auch gerade dieser Umstand, welcher auf die eines „solchen Anblicks ungewohnten halbwilden Küstenbewohner „Griechenlands, die mit ihren Netzen, Angelstangen und „andern ärmlichen Vorrichtungen mit den größten Fischen „nie fertig werden konnten, den lebhaftesten Eindruck ma„chen und diese Dreyzackschwinger ihnen als ein höher fe„rndes Wesen erscheinen lassen mußte. Aber auch gegen „die kleinen Pelamyden wurde eine eigene Dreyzack-Zurich„tung, mit Bley beschwert und an einem eisenhaltigen Bal„ken befestiget, an einem Seile in die Tiefe hinabgelassen, „wie Oppian vom Fischfang (IV, 539 — 548.) den ganzen Hergang sehr malerisch schildert." Man sieht nun leicht, wie der Dreyzack in der Einbildungskraft der Hellenen zum Werkzeuge und Attribute des Neptun wurde.

„Doch Poseidon,

„Der groß an Macht dem Dreyzack gebeut.
„Wüthend mit Ungestüm hervor
„Salzige Fluth und Erdgrund,

„beurkundet die Allmacht seines Dreyzacks auch dadurch, „daß er damit die Erde erschüttert, und Quellen erbrin„net." Dieses führt den Verf. auf die Kunst, warme Heilquellen, Schwefelquellen, Metalladern aufzufinden, und so wird nun die Harpune (der Dreyzack) S. 122 zu einer Art von Erdbohrer. „Der Dreyzack Nep„tuns ist auch das Zeichen des ersten Brunnengräbers an „den Griechischen Küsten; und der Ammymonendrunnen,

„Den am Lernäischen Sumpf öffnet des Dreyzacks Gewalt,

„ist der sprechende, durch eine uralte Argivische Volkssage „fortgepflanzte Beleg dazu." Dieser Weg der Betrachtung führt denn endlich auch — auf die Wünschelruthe. „Hätte man zugegeben," heißt es S. 330, „daß „in jenen Fabeleyen der Griechen von der quellverborgenden Kraft, die Götter und Heroinen durch einen „einzigen Stoß an einen Felsen oder auf den Boden er„proben, mit unserm Dreyzack in Verbindung gesetzt werden

Digitized by Google

„könnten;*) so würde eine lebhafte aufgeregte Fantasie ihren „Flug wohl noch etwas weiter erstrecken und die Metall- und „Quellsuchenden Phönizier geradezu auch für die ersten „Metalloscopen und Hydroscopen durch die Wünschel„ruthe erklären.“ **) Wir können hier, wegen der Citatenflucht des größeren Publikums und der Beschränktheit unseres Raumes die gelehrten Anmerkungen unter dem Texte nicht mittheilen; wer sie aber im Buche nachlesen will, der wird sich überzeugen von derjenigen seltenen Gabe des Verf., die wir in unserer mehrmals angef. Anzeige des ersten Bandes mit dem gewagten Ausdrucke: Witz der Belesenheit zu bezeichnen gesucht haben. Sie übertrifft weit den etymologischen Witz der universellen Sprachforscher, wovon wir hier S. 122 eine kleine Probe finden, welche dazu dienen kann, diesen ebenfalls gewagten Ausdruck verständlicher zu machen. Der berühmte von Hammer sagt daselbst, in einem, von dem Ursprunge griechischer Mythen und Götterbenennungen aus dem Orient handelnden Briefe an den Herausgeber: „Der „Name der Empusen ist rein persisch, denn Endusen „(Burh. Katii S. 102) heißt der Urstoff der Körper, „und vielleicht ist die griechische Hebe sogar mit der „deutschen Hebamme verwandt durch das Mittelglied der „persischen Ebe, welche unaspirirt die erste Hälfte des „Wortes Hebamme, und mit diesem ganz gleichbedeu„tend ist.“ ***) Wir enthalten uns, aus obenbemerktem Grunde, nämlich um dem Kunstblatte nicht in sein Gebiet zu greifen, einer weitern Inhaltsanzeige, und statt eines eignen Endurtheils über diesen zweyten Band unterschreiben wir dasjenige, was S. 115 v. Hammer in dem eben erwähnten Briefe an den Herausgeber hinsichtlich des ersten Bandes ausgesprochen hat: „Ihre Amalthea spendet eine „solche Fülle mythologischer Schätze, daß es nur den wenig„sten ihrer Leser gegönnt seyn kann, alle Blumengewinde „und Fruchtgebinde derselben für sich aufzufassen, und sorg„fältig im Gedächtnisse aufspeichernd in eigenen Hausrath „zu verwandeln.“

*) Hier scheint ein sinntödtender Druckfehler vorhanden zu seyn. Auf die Frage: was soll in Verbindung gesezt werden, fehlt grammatisch die Antwort.

**) Avis aux poëtes! Bürger wollte Homers πεμπωβολον durch Fünfzack übersezt wissen, um das küchenmäßige Wort Bratspieß zu vermeiden. Jenes, meinte er, habe alle Würde der Epopee, es sey so edel, als Neptuns Dreyzack. Sämmtl. Schr. Bd. 3. S. 29.) Braucht nun ein epischer Dichter einmal die Wünschelruthe, hat er vielleicht den viel edleren Ausdruck der Franzosen, verge d'Aron, baguette divinatoire, zu übersezen; so kann er, so würdevoll als gelehrt, sagen: der altphönizische — oder: der hydroscopische, metalloscopische Dreyzack. Auch der congrev'schen Rakete, womit man jezt die Wallfische harpunirt, könnte ihre teleologische Verwandtschaft mit dem antiken Dreyzack zu einem poetischen Namen verhelfen.

***) So wäre denn auch wohl unser heben, aus der Taufe z. B.) Hebel, Heber (Weinheber), Heber und Leger u. s. f. persischen Ursprungs.

M.

Magnetismus.

Ausführliche Darstellung einer höchst merkwürdigen Somnambüle, nebst dem Versuche einer philosophischen Würdigung des Magnetismus von D. Römer in Aalen. Stuttgart, 1822. *)

Wir lachen über unsere Vorfahren, daß sie uns ganz treuherzig die Leiden solcher erzählen, die vom Teufel besessen waren. Wie werden die Nachkommen über uns lachen, wenn sie lesen, wie unsere Somnambülen mit dem Körper auf dieser Erde und mit dem Geiste im Himmel herum wandelten? Und nichts Geringeres erfahren wir von dieser Somnambüle. Sie verordnet sich, dem Vater, dem Onkel, den Schwestern, den Freundinnen alle nöthigen Arzneyen, erfindet eine sehr zusammengesezte Magnetisirmaschine und spaziert zugleich von Zeit zu Zeit in den Mond, in dessen Thäler sie die hinreißendsten Unterredungen mit ihren vorangegangnen Freunden hält. Der Vater hat die Geduld, alles aufzuschreiben und in fidem protocolli gibt es Hr. Dr. Römer dem Publikum zum Besten. Aecht dogmatisch-lutherisch bestimmt die Schlafwandlerin auch, darum befragt, wer selig werden könne und wer nicht. O Thorheit der Zeit! Man sage nicht, ein solches Beyspiel beweise mehr, als jeder Zweifel. Der Mensch sieht, was er sehn will. Darum sahen unsere Vorfahren Gespenster und wir Schlafwandlerinnen, die die Tiefen der Erde, die Geheimnisse des Himmels durchschauen! Die „philoso„phische Würdigung des Magnetismus“ des Herausgebers ist ein langer Commentar zu dem kurzen Satze des Hamlet. Es gibt Dinge unter dem Monde, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, und ist das Beste in der ganzen Schrift. So richtig aber dieser Satz des brittischen Dichters ist, so leicht führt er auch zum größten Mißgriffe, wenn man darum alles, was man zu sehen glaubt, für wirklich vorhanden annimmt.

Neugriechenthum.

I. Betrachtungen über die jetzige Crisis des ottomannischen Reichs, von J. J. Paris, aus dem Französischen, von Halem.

*) Verleger? Volumen? Format?

M.

Digitized by Google

II. Das türkische Reich in Beziehung auf seine fernere Existenz und die Sache der Griechen, von F. A. Rüder.

III. Der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken in seinem Entstehen und Fortgehen, von Haken, Rüder, Fr. Gleich und A. 1stes Heft.

Drey Schriften auf einmal in Sachen der Griechen gegen ihre milden, sanften, gutmüthigen Beherrscher, denen sie, die Ruchlosen und Undankbaren! so unverantwortlich den Gehorsam aufgekündigt haben! Und alle drey in derselben Handlung! (C. Klein in Leipzig.) Der Deutsche pflegt gern viel zu reden, zu schreiben; mit dem Handeln nimmt er sich Zeit. Bekämen die Griechen das Geld, das für alle die Schriften an Drucker, Papiermüller und Schriftsteller ausgezahlt ist, die schon über ihre Insurrection geschrieben sind, sie könnten die schönste reitende Batterie errichten, die ihnen mehr nützte, als die schönen Worte, welche gelesen werden, wo sie nichts nützen, und verhaft sind, wo sie — nützen könnten! — Die Schrift von Paris dürfte mit der von de Prade: Griechenland im Verhältniß zu Europa um den Preis ringen, insofern ihr Verf. Jahrelang als Consul den Charakter der Türken und die Lage der Griechen an Ort und Stelle beobachtete. Rüder, sonst Redakteur des unterdrückten Oppositionsblattes, hat denselben Gegenstand nur von der Hand der Geschichte geleitet, entwickelt. Beyde zeigen, die Türkey muß in sich selbst zerfallen, durch die griechische Revolution, oder, wird auch diese gedämpft, durch die innere Anarchie überhaupt. Die Zeitschrift von Gleich, Halem und Rüder ist drey Viertheilen nach ein Extrakt der zwey genannten Schriften. Nur der einleitende Ueberblick von Fr. Gleich hat Werth. Er schildert kräftig Griechenlands Lage seit Alexanders Tode, versteht sich, nur in allgemeinen Umrissen, bis zum jetzigen Augenblicke.

Homöopathische Fakultät in Köthen.

In Köthen (einem kleinen Herzogthum in Norddeutschland) ist von Staats wegen die homöopathische (Hahnemann'sche Heilmethode für eine ganz besondere medicinische Religion erklärt worden, auf deren Erhaltung man „zum Heil der Unterthanen" bedacht seyn zu müssen geglaubt hat. Ein Schüler des D. Hahnemann, ein Herr D. Mosdorf aus Dresden, ist förmlich unter dem Titel eines homöopathischen Arztes angestellt, und von den dort gesetzlichen Examinibus für befreyt erklärt worden, „indem die „Homöopathie auf ganz anderen Grundsätzen, als die Allo„pathie beruht, und es daher eben so zweckwidrig seyn „würde, wenn man den Schüler der Homöopathie einem „allopathischen Examen unterwerfen wollte, als es zweckles „seyn würde, um die Brauchbarkeit eines prote„stantischen Kandidaten zu prüfen, solchen „durch einen katholischen Bischoff examiniren „zu lassen."

Da bey den modernen Curen erstaunlich viel auf den Glauben ankommt (videatur der Fürst Hohenlohe); so sollte auch billig verordnet werden, daß die Patienten entweder in dem allopathischen, oder in dem homöopathischen Glauben sich förmlich taufen ließen, und daß die homöopathische Fakultät nur die homöopathisch getauften Patienten in die Cur nehmen dürfte. Auch sollten in den Todtenlisten die homöopathisch Gestorbenen in eine besondere Rubrik gebracht werden. — Uebrigens ist ja wohl den Lesern zur Genüge bekannt, daß die homöopathische Medicin diejenige ist, welche überall, (prichwörtlich zu reden, Hundshaare auflegt, und daher den Durchfall durch abführende Mittel zu heilen sucht. *)

F.

*) Und warum nicht? An einem meiner Bücherschränke befindet sich ein krankliches Schloß, welches in gesunden Tagen durch die Drehung nach links verschlossen, und durch die nach rechts geöffnet wird; wenn es aber einen Anfall von seiner Krankheit hat, welche paralytischer Natur ist; so geht es nur auf durch die nämliche Drehung, durch welche es zugeschlossen worden ist, von rechts nach links.

M.

Erläuterung.

Wenn man von Taxhandlung bey Erwähnung einer Gemäldesammlung spricht, so bezieht sich solches auf den Besitzer, welcher Meister für seine Gemälde erfindet. Hat nun der Eigenthümer solcher Bilder auch nicht selbst die Kenntniß, die wahren Meister zu bestimmen, erfährt sie aber vom Kenner und nennt dennoch größere, berühmtere Maler, so ist er bemüht, das Falsche in Sours zu bringen, und dieses ist auch nach unserer Ansicht ein gröberer und schädlicherer Obscurantismus, als alleinige Unwissenheit.

Dieses Vorgefährte dient als Erwiederung der letzten Anmerkung des verehrten Herausgebers vom Literaturblatt 31. Mai 1822, bey Gelegenheit der Recension der v. Gerningschen Reisen, wo der Verfasser seinen Gemälden Väter schenken will.

D. Red.

Druckfehler.

In der Anz. von Heyses Grammatik No. 42. S. 246. Sp. 2. Z. 3. steht: Terzim (n) en.

Digitized by Google

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Freitag den 6. September 1822.

Neugriechenthum.

Theodora, die Leipziger Jungemagd; ein historisch-romantisches Originalgemälde hellenischen Hochsinnes und türkischer Barbarey aus der ersten Epoche der gegenwärtigen Insurrection auf Morea. Von Adolph von Schaden. 2 Bände. Leipzig bey Kollmann 1822. 284 und 222 S. 8.

Ein komischer Roman; aber von ganz eigner Art. Er ist nämlich, allem Anschein nach, komisch malgré l'auteur. Das ist zwar, an und für sich, ist nichts Ungewöhnliches, wir haben ja selbst komische Tragödien dieser Art. Aber diese rühren nie und erschüttern nichts in uns, als das Zwergfell. Die Leipziger Jungemagd aber enthält unterhaltende Abentheuer, rührende Begebenheiten und Situationen, edle Gesinnungen und Empfindungen; doch das alles in einem, nach dem Gesetze des Komischen auf uns wirkenden Zeitcostume, so daß wir zu gleicher Zeit gerührt seyn, und lachen können.

Der Mainotten-Prinz Tertullian Sarvaty, welcher i. J. 1812 in Leipzig studiert, lernt in der Jungemagd des Magisters Krummstiefel das Ideal seines Herzens kennen, welches aber bald abhanden kommt, ohne daß er weiß wie. Nachdem er den deutschen Befreyungskampf mitgekämpft, und eine große Reise durch Europa gemacht hat, findet er Theodoren in Dresden unter der Obhut einer mainottischen Zigeunerin wieder, und erfährt, daß sie die Tochter des vorigen Mainottenfürsten ist, auf dessen Throne jetzt sein Vater sitzt, der nach dem Tode ihres Vaters das Land von der Anarchie und von der türkischen Unterjochung gerettet hat. Da er und sein Vater edle Leute sind; so beschließt er, und schwört der Zigeunerin (die vormals Theodorens Amme gewesen) einen heiligen Eid, die Leipziger Jungemagd auf den Thron zu setzen, der ihr gebührt. Zu diesem Behufe reist er mit ihr aus Dresden ab, und nimmt einen tapferen Deutschen, einen Freiherrn von Maltiz, mit, der Lust hat, für irgend eines Volkes Freyheit zu fechten, und der recht gut dazu zu gebrauchen ist, dereinst seine, Tertullians, Schwester Sophia zu heirathen. Er kommt an, das Volk erkennt an einem untrüglichen Male auf Theodorens Arme seine legitime Fürstin, und so besteigt die Leipziger Jungemagd den Thron, indem sie Tertullians Vater zum Mitregenten ernennt. Bald darauf verlobt dieser seinen Sohn mit ihr, und den Freyherrn von Maltiz, der inzwischen die mainottische Reiterey organisirt hat, mit seiner Tochter Sophia. Vor der Hochzeit hat aber Tertullian zum Besten seines Vaterlandes Morea noch eine schwere, gefährliche, politische Rolle zu spielen. Er geht als verstellter Renegat nach Konstantinopel, sich in das Vertrauen Sr. Hoheit, des jetzigen Sultans, einzuschmeicheln, und den verschworenen Hellenen (vulgo Hetäristen) die Plane des Divans zu verrathen. Das führt er glücklich aus, hat aber das Unglück, seinen an der griechischen Verschwörung betheiligten Oheim, den berühmten Patriarchen, selbst strangulieren lassen, und sein Haupt dem Sultan überbringen zu müssen: eine Nothwendigkeit, welcher sein gefühlvolles Herz erliegen würde, wenn der edle Patriarch nicht selbst ihn dazu kräftigte, indem er freudig seinen grauen Kopf für sein Volk hingiebt. Als der Ausbruch der Insurrection den Sultan gehörig erzürnt hat, wird ihm Tertullian verdächtig, und kommt in große Gefahr. Aber die Zigeunerin, Theodorens Amme, rettet ihn auf einem englischen Fahrzeuge, und er nimmt klüglich eine Tochter des Sultans mit, welche dieser in der Zeit der Gnade ihm zur (türkischen) Gemahlin gegeben hat. Daß sie es nur pro forma war, versteht sich um der Leipziger Jungemagd willen von selbst. Im Vaterlande angekommen, findet er es von den Türken verwüstet, seinen Vater geblendet, und seine Theodora hat der Aladin Pascha nach Tripolitza geschleppt. Er eilt, sie zu retten durch List. Da er durch die Fistel zu singen versteht; so schleicht er sich verkleidet, als eine falsche Catalani, in Aladins Harem ein, wird aber entdeckt, und soll sammt Theodora getreyzigt werden. Maltiz mit seinen Reitern rettet ihn, aber Theodora wird von den Türken in die Festung zurückgeschleppt. Zum Glück hat Maltiz die Sultanstochter Fatime mitgebracht, und Aladin versteht sich dazu, Theodoren gegen dieselbe auszuwechseln. Man kehrt nach Maina zurück, und kommt eben an, den alten Sarvaty, à la Attinghausen, sterbend zu finden. Er segnet Theodoren, und stirbt. Tertullian wird Fürst, Theodora Fürstin, und Sophia Fürstinn. Die Hochzeit wird gefeyert, und Tertullian und Theodora leben glücklich und vergnügt, und haben viele Kinder.

Digitized by Google

hausen im Tell, sterben zu sehen. Ueber seiner Leiche aber werden Tertullian und Theodora, Maltiz und Sophie, von Tertullians Bruder (er ist Papa i. e. griechischer Priester) getraut, gelobet aber beyde mit heiligem Eide, die Ehen nicht eher wirklich zu vollziehen (consumere), bis Griechenland frey seyn wird. „Auf Mainz herrscht nun die hochsinnige Theodora, die ehemalige Leipziger Jungemagd mit Einsicht und Energie.“ Tertullian und Maltiz haben bereits die Türken bey Tripolitza geschlagen, und Maltiz hat auf dem Schlachtfelde folgende, recht wohlgebaute, zeitgemäße Verse gemacht:

Dieß wird kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug und ein heiliger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus Eurer Brust gerissen;
Erreitet sie mit Eurer Freyheit Sieg!
Das Winseln Eurer Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räubervut,
Die Schande Eurer Töchter schreyt nach Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreyt nach Blut.

Der Verfasser schließt mit den erfreulich verheißenden Worten: „Wenn einst des deutschen Sehers — des würdigen Professor Krugs zu Leipzig — Worte in Erfüllung gegangen seyn werden, wenn vor den Strahlen der aufgegangenen Morgenröthe der Halbmond auf den Zinnen Stambuls zittert und erbleicht, wenn die entweihte Sophienkirche dem heiligen Kreuze ihre Thore öffnet, und neuen Athens Propyläen in erneuetem Glanze sich erheben — dann will der Verfasser dieser Geschichte daran denken, seinen Freunden eine Fortsetzung derselben unter dem Titel: „Tertullian Sarvaty's und des Freyherrn von Maltiz Waffenthaten im heiligen Freyheitskampfe der Hellenen“ zu liefern.“

Man sieht leicht ein, daß es lediglich das Zeitcostume ist, welches an dieser gemüthlichen Geschichte zum Lachen reizet. Es wird aber auch viele Leute, besonders die gebildeten Leipziger Jungemägde, zum Lesen reizen, ihnen über die griechischen Angelegenheiten große Aufschlüße geben, und sie in den Stand setzen, die Leipziger Zeitungen besser als vorher zu verstehen. Wir dürfen daher den V. nicht fragen, warum er durch die Wahl dieses allzumodernen Zeitcostumes die Wirkungen gestissentlich gestört hat, welche die Geschichte, in eine ältere Zeit versetzt, auf die Gemüther verständiger Leser hätte hervorbringen können, da sie wirklich ganz gut und mit viel Darstellungsgabe geschrieben ist. Was indessen die Correctheit der Sprache anlangt; so wünschen wir, daß der V., wenn er einst die verheißene Fortsetzung schreibt, auf folgende Bemerkungen Rücksicht nehmen möge.

„Die Osmanen umwandelten in eine Wüste das schönste der Länder.“ So S. 14, Bd. 1. und auf ähnliche Weise S. 228, und S. 147, Bd. 2. Wir conjugiren aber, ich wandele um; ich umwandele ist etwas ganz Anderes. S. 51, Bd. 1. und öfter wird Impuls für Einfluß gebraucht, es sagt aber mehr. S. 114 heißen die Franzosen Gallomannen. Das ist zweydeutig. man könnte glauben, es sey von „Gallomanie abgeleitet. S. 200 wird unmuthig, welches bekanntlich soviel als verdrießlich, übelgelaunet, unwillig bedeutet, für muthlos gebraucht. S. 5, Bd. 2. steht, durch des Setzers Schuld vielleicht „Eindruck an (auf) den Menschen,“ und S. 178 scheinen die Verse von Chaulieu:

Souffrir avec ce qu'on aime
A quelque chose de doux —

vom Setzer übersetzt worden zu seyn, und zwar von einem verliebten Setzer:

„O süß ist es mit dem zu leiden,
Für den das Herz im Leibe glüht.“

Druck und Papier sind gut, und die Leihbibliotheken können das Buch gleich broschirt kaufen, welches bey neugriechenthümlichen Romanen sehr vortheilhaft ist: denn während so ein Buch gebunden wird, könnten sich schon 50 Leser daran satt gelesen haben. Das Portrait der Leipziger Jungemagd in griechischer Tracht ziert den ersten, und das des Tertullian in türkischem Costume den zweyten Band.

Dichtkunst.

Neue Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz, von Joh. Rud. Wyß, Professor. Bern, bey Burgdorfer. 1822. VIII und 416 S. 8.

Diese neue Sammlung von Schweizer Idyllen, Volkssagen u. s. w. ist zugleich der zweyte Band der von Wyß 1815 herausgegebenen ersten Sammlung. Des Verfassers schönes Streben wurde beym Erscheinen des ersten Theiles von Urtheilsfähigen nach Verdienst erkannt, und kleinlicher Tadel hat ihn, wie wir sehen, in der Fortführung des Planes nicht gehemmt, dem er nach reiflicher Erwägung folgen zu müssen glaubte. Er wollte vaterländisch darstellen, anregen; er wollte die alte einfache Sitte der Schweizer, das Erbadene ihrer Natur, und das dieser Erbadenheit so nahe liegende religiöse Gefühl, das Glück häuslicher Tugenden, den stillen Frieden der Alpenwelt malen, und der alten Tugend Eingang bey dem neuen Geschlechte verschaffen. Ein solcher Zweck war höchst edel und verlohnte der Mühe, bestaubte Codnoten und Geschichtbücher, so wie die schönen Alpenthäler zu durchwandern, um den nöthigen Stoff und die angepaßte Scenerie für die einzelnen Theile zu finden, und der Darstellung das poetische Leben und den Glanz der Wahrheit zu geben. Und er hat seinen Zweck erreicht; das bewies zum Theil schon das Interesse, welches man

Digitized by Google

allgemein am ersten Bande nahm; der vor uns liegende zweyte Theil steht jenem ersten in nichts nach. Die einfache, kräftige, gediegene Sprache, der Kern der Gedanken, die Lebendigkeit der Bilder, die treue, höchst einfache Schilderung der Charaktere, der Sitten, die Wahrheit der Naturgemälde — alles das macht dieses Büchlein zu einer der anziehendsten Erscheinungen in der schönen Literatur Deutschlands, besonders für die, welche das Leben der Alpenwelt aus eigner Anschauung kennen, oder Sinn haben für die einfache Größe jenes Lebens. Die Splitterrichterey, die an der Form klebt, wie die unreife Nuß an der Schaale, wird dem Verf. unbenützte Ausdrücke und Wendungen, Fehler gegen die Rhythmik, Nachlässigkeiten in Poesie und Prosa vorzuwerfen finden. Der Verf. ist aber Schweizer, schrieb zunächst für Schweizer, mahlte Schweizer Sitten, und so wird jeder, der in jener kleinen Welt nur einigermaßen heimisch ist, den eigenthümlichen Reiz empfinden, den der Dichter seinen Darstellungen dadurch zu geben wußte, daß er das Interesse des Lokal-Kolorits auf ungekünstelte Weise zu erhöhen strebte.

Die Abtheilungen, in welche diese Sammlung zerfällt, sind auf dem Titelblatt angegeben. Unter den Legenden ist der Form nach die geringste: St. Trutbert und das Krüglein. Ref. glaubt, daß mehr denn die Hälfte der hier mitgetheilten Legenden gewonnen haben würden, wenn sich Hr. Woß die Mühe genommen hätte, sie in Reimstrophen zu bringen. Dem Inhalt nach ist wohl das Marienbild (S. 23) eine der schönsten Legenden, die wir haben. Der Dichter hat in der Darstellung dieser Heiligengeschichten überhaupt das glückliche Mittel gefunden zwischen frostiger Erzählung und dem weichen, frömmelnden, verschwebenden Tone der Legendensammler aus der hypertomantischen Schule. — Unter den Volkssagen und Idyllen zeichnen wir als höchst vollendet aus den Kristallgräber (S. 67). Zart und lieblich erfunden ist die Blütheneleierin (S 170), am schwächsten aber wohl der Vogelschlag im Walde (S. 163), vom Verf. selbst ein Kinderidyll genannt; das Ganze dieser Dichtung ist ohne poetisches Interesse. Auch Bitte und Gewährung (S. 88), obgleich leicht und lebhaft dialogisirt, zieht weniger an, da unser Dichter im Stoffe nicht so glücklich war, als Theokrit, von dem er nur die Form nachbilden wollte. — Den anziehendsten Theil der Sammlung machen die Erzählungen aus. Hier ist Hr. Woß ganz in seinem Element. Wir haben mehrmals, nicht mit Zufriedenheit, nicht mit Behagen, nein mit Entzücken den Grafen und den Gerber (S. 357), und die beyden Gemsjäger (S. 229) gelesen. Die Scene der letztern Erzählung ist auf den Pilatus verlegt; es ist aber weniger die Scenerie hier zu loben, als die Idee, die dem Ganzen zum Grund liegt, und die Charakteristik. Der Kühbube Jost und der Senner Kilian sind Walter Scott's Pinsel würdig: Cleopha ist ein höchst zartes, liebliches Porträt, das nur ein wenig zu spät in die Erzählung eintritt. Die vier Kupfer, die allerliebste Vignette, das schöne Papier und der saubere, korrekte Druck sind willkommne Zugaben zu einem Werkchen, das wir fortgesetzt und dem wir viele freundliche Leser und Leserinnen in Deutschland (die Schweizer brauchen wohl keine Aufforderung) wünschen dürfen.

D. A.

Kunstlehre.

Studien über Goethe, als Nachtrag zur deutschen Poetik aus Goethe, von J. St. Zauper, Professor der Poetik und Rhetorik am Gymnasium zu Pilzen. Wien bey Geistinger 1822. 127 S. 8.

Die deutsche Poetik aus Goethe, wozu die vorliegenden Studien über Goethe den Nachtrag abgeben sollen, sind dem Rec. noch nicht zu Gesicht gekommen; aber der Nachtrag, in welchem eben nicht der beste Vortrag herrscht, hat ihn darüber so ziemlich getröstet. Eine Poetik aus einem einzigen Dichter abstrahiren zu wollen, das ist, wie vielseitig dieser Musterdichter auch immer seyn möge, ein wunderlicher Einfall von Haus aus. Eine streng philosophische Poetik (eine a priori) darf gar kein Muster vor Augen haben; eine empirische aber (a posteriori) muß aus der Vergleichung der möglich größten Anzahl von Mustern hervorgehen, und der Vergleichende muß für kein einziges bis zur Befangenheit eingenommen seyn. Schiller fand die empirische Poetik des Aristoteles gerade darum so vorzüglich, weil sie offenbar das Resultat einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung ist, und weil der Stagirit eine ungeheure Menge von Dichtungen (von tragischen besonders) vor Augen hatte. (S. Schiller's Leben von Döring S. 100.) Aus den Werken Eines Dichters, selbst wenn man seine Fehler zur Begründung der Regeln mit benutzen wollte, läßt sich eben so wenig eine befriedigende Dichtlehre construiren, als aus dem Leben eines einzigen Menschen ein codex civilis et criminalis; am wenigsten dann, wenn der Betrachter selbst gesteht, daß dieser Dichter zur stehenden Lieblingslectüre den ihm geworden ist, welches eine entschiedene Vorliebe voraussetzt. Herr Z. hat davon eine dunkle Ahnung gehabt, denn er fragt sich selbst: „Warum aber immer und ewig nur Goethe?“ Allein er weiß sich es bis nichts darauf zu antworten, als: „Ueber ihn hat die Nation entschieden, und selbst die anderen Geister, die nicht minder der Stolz der deutschen Literatur geworden, gönnen ihm willig den Vorzug.“ Hat die Nation nicht eben so über Schiller, Wieland, Klopstock u. a. entschieden? Was entscheidet denn überhaupt die Nation in solchen Fäl-

Digitized by Google

len, zumal wenn der Dichter noch lebt, und im Beſitz eines ausgebreiteten Rufs, einer großen Menge von Partheynehmern iſt? Und was können die anderen Geiſter, welche das: Auch wir ſind Maler, in ihrem Buſen fühlen, anderes thun, als daß ſie den Vorzug demjenigen einräumen, der ihn verjährt hat, und welcher dabey von ſo entſchiedenem Verdienſte und von ſo glänzenden Eigenſchaften iſt, daß ſie ihn unmöglich geringer achten können, als ſeinen Beſitzſtand?

Unſer Chorherr ſtellt unbedenklich „Goethe'n neben die Bibel," und hält jeden Tag für verloren, wo er nicht Freude, Ruhe und Troſt daraus ſchöpfte. Der Verfaſſer der bekannten After-Wanderjahre wird daran ein großes Aergerniß nehmen, und ſeine fromme Gräfin wird von ſolch einem Chorherrn arge Gedanken hegen; aber Rec. findet in dem unumwundenen Geſtändniſſe ſeiner Idolatrie'y blos einen Grund zu der Vermuthung, daß der Profeſſor der Poetik um die empfehlende Gunſt des weltberühmten Dichter's buhle. Dieſe Vermuthung erhält Beſtätigung durch den Umſtand, daß er Goethe'n ſelbſt ſeine Handſchrift mitgetheilt, und deſſen alſobaldige Beantwortung ſeinen Studien über Goethe als Prolog vorangeſetzt hat. In dieſer Antwort hat der ehrwürdige Veteran ſelbſt ſeinen Anbeter auf den Fehler der Einſeitigkeit mit ſeiner Schonung aufmerkſam gemacht. Er widerräth es ihm, von den neueſten Theatererſcheinungen nur ſo beyläufig zu ſprechen. Es lohne, meint er, gar wohl der Mühe, auch wenn das Reſultat nicht ganz erfreulich ausfallen ſollte, die letzten Intentionen Schiller's in den Fragmenten des Demetrius zu erforſchen, ſodann aber zu unterſuchen, was nach Schiller's Hintritt Werner, Müllner, Grillparzer, Raupach und Houwald unternommen und geleiſtet haben, da die Gleichzeitigen hier ſchon in einer Filiation zu beobachten ſeyen. Dieſer Rathſchlag kann dem Herrn Profeſſor eben ſo viel Nutzen bringen, als er Goethe'n Ehre macht; doch legt Goethe dabey ein höchſt beſremdendes Geſtändniß ab: er wünſche, ſagt er, über dieſe Produktionen (sic) Herrn Zauper's Unſarbeitungen zu leſen, da er ſelbſt, Goethe, dagegen nicht gerecht ſeyn könne. Sollte es denn einem Dichter, deſſen beſte Produktionen ſo viel Anerkenntniß in der ganzen civiliſirten Welt gefunden haben, und der ſelbſt auf der Bühne, neben einem Schiller, den Beyfall der Gebildeten erworben hat, ſo erſtaunlich ſchwer fallen, über diejenigen Dichter, welche nach ihm dieſe Bahn betreten haben, gerecht zu urtheilen?*) Und glaubt Goethe im Ernſt, daß in ſolchen Fällen der Anbeter gerechter ſeyn werde, als deſſen Abgott?*)

Die Form der Studien iſt aphoriſtiſch. Den Inhalt werden die Leſer, nach dem Obengeſagten, ſich leicht vorſtellen können. Der Herr Redakteur des Lit. Bl. hat jüngſt darüber geſpöttelt, daß die Beurtheiler meiſtentheils mit einer Anfechtung des Titels ihre Arbeit beginnen; es ſey ihm genehm, daß Rec. damit endige. Die „Studien über Goethe" nahmen an den Ausdruck: über einem Autor ſtudieren, d. d. ihn noch nicht recht verſtehen und ſich deßhalb Mühe geben. In dieſem Falle iſt Herr Prof. Z. allerdings, und ſeine Mühe wird nicht vergebens ſeyn, wenn er ſich des ſogenannten Hineintragens entwöhnt, deſſen ſich faſt alle bisherigen ſchuldig machen, welche über einen Autor mit Enthuſiasmus ſchreiben.

K o m m a.

Der Pſeudonymus Theodor Hell hat im Wegweiſer der Abendzeitung No. 51 (v. 26. Jun. 1822) meine kleine Schrift: Vers und Reim auf der Bühne, freundlich genug angezeigt; aber warum hat er mir denn einen Schnitzer gegen die Sprachlehre in den Titel hineinkorrigirt? „Ein Taſchenbüchlein für Schauſpielerinnen von Müllner" hab' ich geſchrieben, und er will nach den Schauſpielerinnen ein Komma haben. Das wäre (nach Heyſe's Grammat. Abſchn. 5 S. 238 Anmerk.) eben ſo überlegt, als wenn er auf dem Titel ſeiner (No. 97. des Lit. Bl. 1821 angezeigten) Gedichte geſchrieben hätte: Lyratöne, von Theodor Hell: eine Interpunction, welche ungefähr den Sinn geben würde: Lyratöne, und zwar (und ſogar!) von Th. Hell. (Vergl. Schmitthenners Sprachlehre für Gelehrtenſchulen, 1822. S. 39. §. 58. Reg. 1.)

Hiernächſt fragt er, warum nur für Schauſpielerinnen, nicht auch für Schauſpieler? Würde er wohl den eben angezogenen Sprachlehrer Schmitthenner fragen, warum er ſein Werk blos eine Sprachlehre für Gelehrtenſchulen, und nicht zugleich für Liebertreibe, recenſirende Wegweiſer, Theaterſekretärs u. ſ. w. genannt habe?

Endlich nimmt er die Marien Stuart der deutſchen Bühne in Schutz, und vertheidigt die herkömmliche tavtologiſche Betonung (in der Stelle: Eilende Wolken u. ſ. f.) die ich S. 73 getadelt, und mit einer correctoriſchen zu vertauſchen angerathen habe. Sein Grund: Maria ſey hier in zu aufgeregter Gemüthsſtimmung, um die Unpaßlichkeit der Metaphern, Segler und wandeln zu bemerken, iſt unzureichend. Das aufgeregte Gemüth fühlt eben am leichteſten die Verſtöße der eilenden Zunge, und das iſt ein Glück; denn ſonſt würde bald, auf dem Theater wie außer demſelben, jede Leidenſchaft ein Kauderwelſch reden, ungefähr wie die totale Beſoffenheit. Ich bleibe mithin dabey, daß Hell Unrecht hat nebſt allen ſeinen (alten und neuen) Marien Stuart, welche ſich angewöhnt haben, ſegelnd zu wandeln.

Müllner.

*) Ei nun, ſo gar leicht iſt es eben nicht. Ich gebe mir in meinem leidigen Berufe die ernſthafteſte Mühe darum; aber ſchon dieſe Mühe beweiſt die Schwierigkeit der Sache. Man iſt dabey immer judex in propria causa, und nur die höchſte Potenz der Dichterreinheit, nur die Einbildung einer Unvergleichlichkeit, iſt hier vor ſelbſtſicherer Partheyrichtigkeit ſicher. Daher iſt Goethe's offenes Geſtändniß räthſelhaft für den Mann, den ſo viel ſervile Nachreter täglich in Verſuchung führen, ſich außer aller Parallele zu glauben. M.

*) Schwerlich. M.

Digitized by Google

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. September 1822.

Dichtkunst.

Die St. Gotthardsblume. Ein romantisches Gedicht in fünf Gesängen von Otto Koch. Schleswig im Königl. Taubstummen-Institut. 1822. 135 S. 8.

Wenn du die Welt romantisch willst entzücken,
So male viel, und alles male bunt.
Um Tapferkeit und Liebe zu beglücken,
Laß wandern sie durchs weite Erdenrund,
Durch Nebel nur laß Halbgedanken blicken,
Nicht kümmre dich Nothwendigkeit und Grund,
Und nach dem Takt der achtgezeilten Stanzen
Laß Kind und Kegel durch einander tanzen.

Nach diesem Recepte wird jezt in den meisten poetischen Apotheken Deutschlands eine Art von beschwichtigendem, Otto'schen Kinderpulver zubereitet, und da uns die Blume auf dem obigen Titel an die bezauberte Rose, der Vorname des Dichters aber (Otto) eben an das Otto'sche Kinderpulver erinnerte; so ahndeten wir abermals solch ein gelindes romantisches Opiat für die lesende Kinderwelt, oder wenn man lieber will, für die kindische Lesewelt. Doch die Ahndung hat uns auf erfreuliche Weise hintergangen. Es ist eine zwar leichte, aber wohlgekochte Speise für den mündigen, besonnenen, erwachsenen Geschmack, eine Dichtung, deren Reiz, dem obigen Recepte fast diametral entgegen, gerade in der Klarheit des Gedankens, in der Einfachheit der Erfindung, und — wie bey dem classischen Drama — in der Einheit der Handlung, des Ortes und der Zeit seinen Sitz hat.

Der schweizerische Ritter, Graf Wingolf, erblickt die reizende Waise, Blandine von Frankenstein, auf der Jagd, von dem, um sie werbenden, mächtigen Nachbar, dem Grafen Staufen begleitet. Wingolf beschüzt sie gegen die Wuth eines Ebers, und wird in ihre Burg eingeladen. Er liebt sie, das versteht sich; sie empfindet Dankbarkeit für ihn, ist ihm eben so gewogen, als dem lästigen Nachbar abhold; aber sie kann ihn, so gern sie wollte, nicht lieben, weil sie überhaupt nicht lieben kann. Reich, schön, jung und gefühlvoll wie sie ist, kann das nicht mit rechten Dingen zugehen, und wir ahnden einen Zauber von gar sinniger Art, wenn wir im zweyten Gesange lesen, wie sie, von ihrer Gespielin Adelheid mit dem Trübsinne des Ritters Wingolf aufgezogen, das Gespräch abbricht um ihre Blumen zu begießen.

„Sie sind so ganz vergessen heut' geblieben,
Vergessen in des Tages Sturm, und sehn
Mit halbgebroch'nen Blicken, mit so trüben,
Mich mahnend an, und duften doch so schön.
Bin ich denn, Adelheide, ohne Lieben?
Ich kann die durst'gen Kelche ja verstehn,
Wie sie mich ansehn: ihrer zu gedenken,
Und flehen: sie zu laben und zu tränken!"

„Du Widerspruch, ich kann dich nicht verstehen!
Die Blume, die dir trüb' in's Auge blickt,
Du Gute, kannst sie nicht verdursten sehen;
Doch läßt (lässest) du ewig durstig, unerquickt,
Und sollt' es auch verwelken und vergehen,
Jedwedes Herz, was du in Lieb' entzückt.
Und wie es dich auch ansieht, fleh'nd und trübe,
Nicht tränkst du's mit dem Thau der Gegenliebe!"

Auf's Neue stieg Blandinen da die helle
Demant'ne Thrän' in's schöne Aug' empor.
Dann langte eine quellgefüllte Kelle
Aus blankem Eimer silbern sie hervor;
Trat an des Fensters duftiges Gestelle,
Und labte ihrer Blumen reichen Flor.
Indeß den Marmorbusen Zähren tränkten,
Und unverstandene Gefühle kränkten.

Die Nelke erst, und dann die hohe Rose,
Die eben aus der Knospe brechend, glüh'nd,
Jungfräulich doch, hervorsah aus dem Moose;
Das Veilchen dann, was so bescheiden blüh'nd
Aufduftete; die Lilie; das lose
Vergißmeinnicht; und tausend Farben sprüh'nd
Die Tulpe, die, vergessend ihre Mängel,
Herniederblickte stolz vom hohen Stengel.

Jezt aber trat sie hin an eine Nische,
Aus Marmelstein gehauen in die Wand,
Wo wunderbar zu schaun, auf goldnem Tische
In goldner Vase eine Blume stand,
Daß die krystall'ne Quelle sie erfrische.
Und als sie sie *) getränkt mit zarter Hand,
Da schien der Blüthe starres kaltes Leben
Noch starrer sich, noch kälter zu erheben.

*) Male!

Digitized by Google

Wie auf des Stengels starrendem Gerüste
Die Blume aus der goldnen Vase steigt,
Die im beschneiten *) Schooß' Decembersröste
In eisigen Umarmungen gezeugt.
Nicht Sonnenstrahlen, Thau und linde Weste!
Wie jeder Duft in ihrem Kelche schweigt! (?)
Wie kalt sie sieht, **) als sollen Herz und Nieren
In ihrem Schaum erstarren und erfrieren!

Als solle jedes zarte Liebesbittern
Versteinen hier im namenlosen Weh'!
Aus starrem Eise ist der Kelch geschnitten,
Und flockig hängt's um ihn ein leichter Schnee;
Anstatt des Staubgefäßes, aus der Mitten
Hebt sich's wie Reif gebogen in die Höh';
Eiszapfen sind's, die, ohne Farb' und Leben,
Als Blätter zackig das Gerüst umgeben!

So strenge und so eisig, als vermähle
Der Blume Leben, und Blandinens Seyn
Zu einem Wesen sich, in eine Seele,
So herzlos, stehen beyde im Verein.
Und zu bewegt, als daß sie es verhehle,
Ruft Adelheid: „O Blanda, Blanda! Nein!
Verbanne hier aus Florens Heiligthume
Die unempfindliche, die starre Blume!

„Fürwahr, mir ist es oft, als sollt ich meynen:
Dir sey die Blume wundersam verwandt;
Denn ihre Kälte gleichet fast der deinen,
Und strenger noch, als sich sie je gekannt.
Willst du, mir gleich, wenn du sie kränst, erscheinen,
Als wehe von des jarten Kindes Rand
Unsichtbar auf ätherischem Gefieder,
Noch kält'rer Geist in deine Seele nieder!

„Sieh', wie die Häßliche, mit ihrer harten
Duftlosen Blüthe auf dich niederblickt!
Wie mahnt' ich doch wohl solcher Blumen warten,
Worin kein fremdig Leben mich entzückt!
Gewiß, es war ein segenloser Garten,
Woraus dies winterliche Kind gepflückt!
Kann glaub'n ich, daß am Ende unser Aloe,
Am Nordpol, solch entsetzlich Blümchen wachse.

„O mir zur Lust': nicht länger wohl' es hegen!" —
Ihr aber Blanda ernst: „Vergesse nicht,
Daß mir die Mutter mit dem letzten Segen,
Als schon der Tod verklärte ihr Gesicht,
Gebot: die Blume treulich stets zu pflegen,
Und ungern nicht erfüll' ich diese Pflicht;
Denn wenn auch kalt, voll Majestät und Adels,
Prangt doch und hehr die Blume deines Tadels.

„Ist's nun der frühverklärten Mutter Willen,
Ist's, wie du meynst, geheime Sympathie,
Ich weiß es nicht, und kann mir's nicht enthüllen.
Doch ihnure ist die Blume mir, und nie
Wird sich dein vielerweg'ner Wunsch erfüllen.
Mit kindlichem Gehorsam werd' ich sie,
Sey sie entsprossen welchem kalten Garten
Sie immer wolle, treu und stillig warten.

Aßmond, der Berggeister-Fürst vom St. Gotthardt, hat die Hirtin Else geliebt, welche, kalt von Natur wie die hohe Alpenluft, ihn verschmäht und gestohen hat. Während er voll Schmerz und Verdruß 9 Tage lang im inneren seines Bergpallastes sich verschlossen gehalten, hat eine Lawine das Thal bedeckt, und ihm keinen Trost übrig gelassen, als den, Elsens Grab aufzusuchen. Er gebeut den Berggeistern, ihm den Ort ihres Unterganges anzudeuten.

Da, auf der riesigen Lawine Eise
Hob schwellend sich ein Hügel hoch empor!
Und auf dem Hügel, rund herum im Kreise,
Sproß Blum' an Blume weiß und sieht hervor;
Gestalter aber wunderbarer Weise,
Und anzuschauen gar ein seiner Flor!
Daß er Asmodens, und bedeutsam ränke:
Wo sich das Grab der schönen Else finde.

Diese Zauberblumen werden nun wörtlich so, wie die Blume in Blandinens Nische beschrieben, und die Sage auf dem Pergement fährt fort:

Und seine (Asmond's) vielen tausend Thränen flossen
Noch einmal über's bleiche Angesicht.
Und als er nun die letzte hatt' vergossen,
Da sprach er dieses Wort: „Wie Else nicht
Der Liebe Glück gekannt hat und genossen,
So soll, die dieser Blumen Eine bricht,
Und die sie pflegt in Warten und Begießen,
Der Liebe Glück nicht kennen und genießen.

„Auf sie soll Elsens strenge Kälte erben,
Zum ewigen Gedächtnis meiner Pein.
Und wie auch Lieb' und Liebe um sie werben,
Wie diese Blume soll sie fühllos seyn!
Nie soll Gewährung ihre die Wange färben!
Ihr ganzes Leben sey ein starrer: „Nein!"
Daß Andre auch die bittern Qualen fühlen,
„Die mich gequälten, martern und durchwühlen." "

Nachdem Wingolf am andern Morgen dem eifersüchtigen Staufen, der ihn aus der Burg entweihen heißt, im Zweykampfe die Stärke seines Armes gezeigt, und Blandine dem rachesschnaubenden Ueberwundenen die Thür gewiesen, zieht der Sieger aus, Blandinens entflohenen Falken aufzusuchen, den er bey einem Einsiedler, vormaligem Dienstmanne von Blandinens Eltern, antrifft. Dieser erzählt ihm, daß Blandinens Mutter, voll Liebe zu ihrem Gemahl, die seinige nicht besessen habe, sondern vielfach durch seine Untreue gekränkt worden, und ihn endlich durch einen Zweykampf um eine Buhlerin verloren. Kurz vor ihrem Tode hat der Dienstmann sie in kalter Mondnacht auf einem geheimnißvollen Gange begleiten müssen, wo sie eine wunderbare Eisblume geholt; und die Beschreibung läßt keinen Zweifel, daß es die Blume der Nische gewesen. Die Absicht, ihre Tochter dadurch vor dem Unglück zu bewahren, das sie selbst betroffen, springt in die Augen. Wingolf bringt den Falken zurück, Blandinens huldige Dankbarkeit reißt ihn hin, er gesteht seine Liebe, er flieht um Gegenliebe; aber mit thränenden Augen wird sie ihm verweigert. Der Schmerz der Verzweiflung giebt ihm den

*) Beschneit will die Regel.

**) Aus steht!

Digitized by Google

Gedanken ein, die Eisblume zu vernichten; aber seine Tugend verwirft diesen Gewaltschritt, er will lieber fliehn. Da zieht der rachedurstige Staufen gegen die Burg Frankenstein heran, und Wingolf ergreift das Schwert, diejenige zu schützen, die ihn ewigem Schmerze übergeben hat. Er siegt durch einen kühnen Ausfall, Staufen fällt von seinem Arm; aber von geworfenen Pechkränzen entzündet, lodert hinter ihm die Burg in Flammen auf, und als er Blandinen, die schon früher sich in einen sichern Schlupfwinkel geflüchtet hat, die Kunde seines Sieges überbringt, beschwört ihn diese die Eisblume, der theuren Mutter geliebtes Vermächtniß, aus den Flammen zu retten. Er schwankt; aber der edle Ritterſinn siegt. Mit Gefahr seines Lebens holt er das bezauberte Eis.

Und als er nun, im müden Todesſehnen,
Sich kniend vor der Göttin niederläßt,
Da reißt er, blutend und verbrannt, der Schönen,
In Demuth, hoch verhüllenden, das Geäst.
Sie nimmt es an, hoch bebend, und in Thränen
Zu Thränen bält ſie's an die Bruſt gepreßt;
Und dieſer voll Schmerz auf Wingolfs wunde Maale,
Die blutig klaffen aus zerriſſnem Stahle!

Jetzt rauſcht's, als wie ein geiſteriſches Leben!
Aus Mondenſchein und leichtem Morgenduft
Scheint ſich lebendig ein Gebild zu weben;
Und, leichtgefaltet, aus der hohen Luft,
Siebt man es nieder auf die Erde ſchweben.
Es nahet ſich der groß'gen Felſenkluft,
So freundlich und ſo traurig anzuſehen,
Als ob bewegt von Wonne und von Wehen.

Weiß wie des Schwanes ſchneeigen Gefieder,
Floß lang ein glänzend helles Atlasfleid
Um des Gebildes jugendliche Glieder.
Vom feinen Schulter wallte, ſtolz und weit,
Ein Purpurmantel auf die Fersen nieder. —
So naht' es ſich in milder Herrlichkeit.
Und hauchte, auf die Blume weinend *) ſchauend,
Sie ſeufzend an, ſo liebewarm und thauend.

Dann aber ſtand es verſchwebt' es, und verglühte.
Da — O des Wunders! O! — geräuſchmeigend ſchwand
An Blandens Bruſt, die kalte Zauberblühte,
Demanten tröpfelnd auf ihr Nachtgewand!
Und als ſie ſich, ſie feſtzuhalten, mühte,
Hielt ſie ihr glühend Herz in bohler Hand!
Die Zauberblume aber war verſchwunden;
Und ſie empfand was ſie noch nie empfunden!

Es rinnet Wingolfs Blut in heißen Wellen
Zur Erde hin. Und Blanden iſt zu Muth,
Sie weiß nicht wie; als müſſe mit der hellen,
Der rothen, purpurhellen Lebensflut,
Ihr Herzblut auch verrinnen und verquellen.
Und ſie zerreißt ihr Kleid, und ſtillt das Blut
Des treuen Ritters, der, in Ohnmacht Schauer
Gefunken, liegt an barter Felſenmauer.

Und ſchluchzend beugt ſie ſich auf ihn hernieder:
Wäſcht ſeine Wunden mit der Zähren Bach! —
Da rufen tauſend ſüße Namen wieder,
Und Seufzer tauſend, unſern Ritter wach!

Es öffnen ſich die matten Augenlieder!
Und Blanda ſinkt, mit lautem Freudgern: „Ach!“
Ihm an die Bruſt, zu feſtigem Vereine,
Und lispelt ihm: „auf ewiglich die Deine!“

— Getreue Minne hat den Sieg errungen
Ob allem Zauberwerk! Es iſt vollbracht!
Es iſt vollbracht! Mein Lieb iſt ausgeſungen!
Doch aber: nicht ſo ſchnell als ich's erdacht.
Seyd's in den jungen Herzen euch verklungen!
Und nehmet auch das letzte Wort in Acht:
Nur wer ſo treu — und müßt' er auch erliegen —
Wie Wingolf liebt, kann auch wie Wingolf ſiegen!

Dieſe kurze Darſtellung der Fabel wird die Lobſprüche rechtfertigen, die wir dem Gedicht oben ertheilt haben, und die angeführten Stellen, mit Ausnahme des ſchweigenden Duftes im Kelche der Eisblume, werden ſich bereits ſelbſt gelobt haben. Aber leider fehlt uns, daß die Sprache und Versteknik des Vf. überall in dieſem vortheilhaften Lichte ſich zeigte. Herr K. iſt entweder kein geborner Deutſcher, oder er hat zu lang' im Auslande gelebt, um unſerer Sprache noch vollkommen mächtig zu ſeyn. Ein talentvoller Dichter, ſo gut wie der deutſch dichtende Oehlenſchlager, ſündiget er auch ungefähr auf die nämliche Weiſe, wie dieſer, gegen unſere Sprache und Verskunſt, indem er ſich bald zu gezwungen, bald zu frey, zu gewagt und zu willkührlich behandelt. Wir ſind es ihm ſchuldig, hier in das Einzelne zu gehen, wie wir es aus gleichem Grunde mehrmals auch bey Oehlenſchlager gethan haben.

S. 4. „Warum hat jene Zeit mich nicht erſchaffen.“ Die Zeit kann — metaphoriſch — gebären und erzeugen, aber nicht füglich erſchaffen.

„Dieſe Zeit, wo —
„Nicht Treue Tugend, Untreu' kein Verbrechen.“

Die Negation muß hier nothwendig zwiſchen beyden Subſtantiven ſtehen: Treue nicht Tugend, oder im Vers: Treu' keine Tugend, Untreu' kein Verbrechen.

S. 5. „Wie — Der ſüße Sieg nicht ausbleibt und nicht fehlet.“ Leere Tautologie!

„Seht Ihr's nicht dorten in der Ferne blitzen?“ —
„Seht Ihr nicht dorten einen Ritter ſiegen?“

Dorten gehört nach Melung unter die müßigen Verlängerungen der neuesen Alemannen, und war hier leicht zu vermeiden, im ersten Verse ſogar durch Vermeidung einer Härte: Seht Ihr es dort nicht in der Ferne blitzen. S. 6. kommt das dorten wieder: „Doch aber dorten floh ihn Glück und Sterben.“ Beſſer: Dort aber floh das Glück ihn und das Sterben. „Das heil'ge Grab mit ſeinem Blut zu färben — Einſt zog er über's blaugewellte Meer.“ Zog einſt will, hier im Nachſatze, der Genius der Sprache.

S. 9. „Deſſen Weſen nicht zu erforſchen iſt, und (beſſer: noch, neque) aufzulöſen.

S. 10. „Wingolfens Herzen war es ſo ergangen.“

*) Warum nicht, zu Vermeidung des doppelten Particips: auf die Blum' in Thränen ſeufzend?.

Wingolf hat im Genitiv Wingolfs, gleichwie Koch Kochs, nicht Kochens. Warum also nicht: Dem Herzen Wingolfs u. s. f.?

S. 13. „Obgleich sie ihn wohl ungern um sich schaut." Wie ungern sie auch um sich ihn erschaut, würden wir vorziehn aus zwey Gründen. Um sich schauen ist phrase saite für: um sich der blicken, und jemanden gern um sich sehen ist ebenfalls eine fertige Redensart, in welcher man für sehen das edlere schauen nicht gebrauchen kann, ohne daß der Ausdruck gesucht scheine. Er klingt ungefähr, wie dieser: Es wird mir eine Ehre seyn, Sie bey mir zu erblicken. „Von Frühe, wenn der Morgen kaum gegraut." Von früh an, wäre viel ungezwungener.

S. 15. „Ist's wahr, wie (was) du erzählt, nicht albern (er) Scherz." Wenn das Adjectiv als Eigenschaftswort unmittelbar mit seinem Substantiv verbunden ist (in welchem Falle es im Deutschen regelmäßig demselben vorgesetzt wird) so wird es declinirt. So lautet bey Heyse (Theoretisch-praktische deutsche Grammatik S. 346.) die Regel, welche der „albern Scherz" verletzt. Eine Ausnahme ist nur im Neutrum zulässig: Es ist ein sündlich Wesen, ein albern Ding, ein doppeltklugebührniß u. s. f. — wiewohl Heyse S. 355. auch diese Ausnahme blos dem Dichter gestatten will.

S. 17. „Der seiner wartend steht, und fest, und mauern." Wir nennen zwar steinern, was aus Stein gemacht ist, z. B. eine steinerne Mauer; aber eine gemauerte Brustwehr kann nicht eine mauerne Brustwehr genannt werden. Gestatteten wir diese Freyheit den Poeten, so würden sie uns bald auch mit häufernen Wohnungen aufwarten.

S. 19. „Wie auch gerne" für: wie gern auch, taugt nichts, und war durch: obwohl gerne, zu vermeiden.

„Und also redete, und also stiftete
Der süßen Stimme tönender Gesang."

Wozu der Sechsfüßler mit dem unreinen Binnenreime? Und also sprach, und also stiftete, würden wir vorziehen. Schlimmer noch ist der cäsurlose Sechsfüßler: „Ihr, ohne den des Ehers Zahn mich tödtete."

S. 20. „Denn wie möcht' ich's gerne leiden. Es sollte mir so schnell der Retter scheiden." Warum nicht: Daß mir so schnell der Retter sollte scheiden?

S. 30. — „ward mir vergewißt." Das Zeitwort vergewissern ist zu fest im Besitz, als daß ein vergewissen darneben füglich bestehen könnte, am wenigsten, wo es blos des Reimes wegen geschmiedet wird.

„Unser löw'ge Streiter." Löwig für löwenartig, löwenkühn, ist zu gewagt. Wie würde tigrig (für tigerartig) kahig und dergl. klingen? Auf jeden Fall würde es heißen müssen: unser löw'ger Streiter. S. Heyse S. 351. Anmerk.

S. 43. stoßen wir auf den dreyarmigen, dactylischen Reim, spaltete, gestaltete, waltete, welcher drey cäsurlose Sechsfüßler in die Stanze bringt. Sie waren durch den weit mehr poetischen Gebrauch des Präsens zu vermeiden, z. B.:

Und er steht auf, und winket, und es spaltet
Der Gotthardt sich bis auf die Hälfte fast.
Und in des Schooßes weitem Raum gestaltet
Demanten sich ein köstlicher Pallast.
Und drinnen in den stolzen Sälen waltet
Der Diener Schaar geschäftig, sonder Rast,
Das beste Haut zu heimlichem Ersprießen
Zu schmücken und zu putzen und zu reinen. (reinigen)

S. 59. „Und tausend Fuß (Küsse) bedeckte" (bedeckten). Wir sagen: tausend Fuß hoch, weil Fuß, als Längenmaaß, indeclinable ist. Auch Zoll wird so gebraucht, aber Ruthe, Elle, Meile nicht. Der Kuß muß auf alle Fälle declinirt werden.

S. 92. „Bin ich euch tief verschuldt. Ihr däucht zu viel, zu viel auf mich!" Um die äußerst harte Elision des e zu vermeiden, gab es einen doppelten Ausweg: Verschuldet bin ich euch — oder: Bin ich euch tief verschuldet. Ihr däucht viel, zu viel auf mich.

S. 122. „Und überall gebärte (gebar), Sich neu der Tod."

S. 127. eilt der Ritter zur Burg zurück mit wenigen Eilten. Dieses französirten Auserlesenen reimen schlecht auf behüten und gebieten.

„Und alles flieht; und vor dem Sieg steht Keiner,
Kein Einz'ger mehr. Und flieht und ereilet, fällt
(Besser: Nicht Einer mehr. Im Fliehn ereilt, fällt)
Dort Einer hin; noch Einer, wieder Einer.
Es stirbt die Flucht!" (Bravissimo!)

Wir sind im Tadel so ausführlich gewesen, weil wir hoffen, der Dichter werde durch die Anerkennung von Seiten des Publikums in den Stand gesetzt werden, bey einer neuen Ausgabe die vorliegende ist auf Subscription erschienen, ohne welche leider fast kein Buchhändler mehr auf Gedichte eingeht) Gebrauch davon zu machen. Diese Hoffnung zu unterstützen, schließen wir mit der Anführung einer Stelle, welche dem Kampf-Maler Arioft seine Schande machen würde.

Er sprach es. Und die hellgeschliffne Schwerte
Sie blitzt auf, im jungen Morgenrothe,
Mit lautem Klang entrasselnd ihrer Scheide!
Und lauter wiederhollt' er sein Gebot:
„Heraus das Schwerdt!" Da grimmig standen Beyde
Im Kampf; und über ihnen stand der Tod.
Die Panzer klirrten und die Degen sprühten;
Die Rede schalt, und Wang' und Auge glühten.

Und mächtig, bald des Feindes Schwerdt zu meiden,
Bald ihn zu treffen, trieben rings im Kreis'
Sich rundherum die Streitenden; und Beyden
Rann strömend von der Stirne schon der Schweiß.
Doch wollte noch der Kampf sich nicht entscheiden,
Wie er auch stirrend tobte, scharf und heiß.
Kein Tropfstein Blut vermochten sich die Klingen,
Die fluggeschwungnen, fliegend abzuringen.

Wie jeder rang, auf daß er ihn erreichte,
Den Siegespreis, es schwankte stets der Sieg;
Und matter fielen schon der Ritter Streiche.
Da jubelte Theobald: „Bereite dich!
Die Raben freu'n sich heut auf eine Leiche!" —
Und Wingolf ihm: „Es wär' mich ritterlich
Den Raben ihre Freude zu verderben!
Versammelt euch, das Opfer soll euch sterben."

Und auf des Prahlers Haupt fiel Wingolfs Klinge,
Und schwer, und so gewaltig, daß um ihn
Der Garten rund sich dreht' im schnellen Ringe,
Und Beet und Baum und Strauch zu tanzen schien.
Als ob der Lebensodem ihm verginge,
Als hört' er schon die Raben krächzend ziehn.
War ihm zu Muth. Es fiel sein Helm zerspalten,
Und aufrecht konnt er kaum sich mehr erhalten.

Digitized by Google

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Freitag den 13. September 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

The Fortunes of Nigel. By the Author of „Waverley,“ „Kennilworth,“ etc. III Vol. Edinburgh, Constable; London, Hurst, Robinson et Comp. 1822. 12.

Ein junger schottischer Lord kömmt nach London, an den Hof, wird durch Herz und Sinn gefesselt, verwickelt, und schwankt so lange zwischen dem Guten und Gleichgültigen, zwischen Liebeln und Lieben, zwischen königlicher Gunst und Ungunst, bis das Gute und die Liebe und die Gunst die Wagschaale niederziehen (eine gewisse Anzahl von Bogen und Bänden giebt immer den sichersten Ausschlag) und der Roman endigt. — Es ist indessen nicht zu läugnen, daß unser Roman viele Schönheiten enthält; allein der berühmte Verfasser des Waverley u. s. w. giebt auch viele Blößen, und wenn man zwischen den schwachen und glänzenden Seiten seines neuesten Romans Vergleichungen anstellt, so werden die schwachen Seiten die stärksten, d. h. die überwiegenden. Der Held ist, wie in so manchen (vielleicht in den meisten) Romanen desselben Schriftstellers nichts weniger als ein Held; er scheint eher aus einem weiblichen Erziehungs-Institut, als von einer Universität dieseits des Kanals zu kommen; wer ihm eben in den Weg kömmt, von dem muß er sich bofmeistern und bubeln lassen, von dem König (das gieng noch an, denn bessere als Nigel müssen sich da manches gefallen lassen) und dessen Juwelier George Heriot an bis zu seinem sauertöpfischen, hartköpfigen Pagen Richard herab; er ist die personificirte Characterlosigkeit, und so schwach, daß er aus purer kindischer Eitelkeit und und schlecht angebrachter Schaam seine und Andrer Ehre aufs Spiel setzt, ohne anders, als ganz im Stillen, zu erröthen und gegen sich zu würden. Die liebvolle, zartsinnige Margaret Ramsay behagt uns eben so wenig im Allgemeinen; sie gebehrdet sich doch allzusehr gar seltsam und empfindlich, zuweilen sogar langweilig. Der gefällige Anzeiger dieses Romans in der Literary Gazette, Nro. 280, der ganz überströmt von Entzücken beym Ausschreiben der Fortunes of Nigel, — selbst dieser nimmt sich heraus, die Abenteuer der geheimnißvollen Lady Hermione in Spanien mit dem kaltblütigen Machiavel von Lebbaber für unwahrscheinlich zu halten; uns kömmt diese ganze Hermione wie eine Glasfigur vor, die man nur recht ansehen darf, um sie über'n Haufen zu werfen und in ihr voriges Nichts aufzulösen. Der Page Lutin hat viel's von dem Springkobold in Kennilworth; die Barbiersfrau Urfula Suddlechops, der Chronometer-Macher Davy Famsay, u. A., selbst George Heriot waren schon öfter da, wenn auch in anderm Kostüm. Wenn aber in einem Romane höhere Zwecke vorgesetzt sind, wie's hier der Fall ist, so sind die Charaktergemälde Nebensache, und wir verweilten vielleicht nur darum so lang dabey, weil die englischen Kritiker ganz verblüfft sind vor staunender Bewunderung dieser endless and nicely discriminated varieties:“ wo „every one is perfect in his kind;“ dieser „realisations of life“ — und wie alle die süßen Bissen heißen mögen, welche die englische Kritik diesem Schooskind alles Autorenglücks, dem angebliehen Sir Walter Scott, an den Kopf wirft.

Offenbar wollte Walter Scott (oder wie der Verfasser sonst heißen mag, eine Sache, welche unsre gelehrten Frau Basen und Thorschreiber der Literatur unter sich ausmachen mögen) uns durch einen bedeutenden Zeitraum der englischen Geschichte führen; er wollte uns bekannt machen mit den Sitten jener Periode, in welcher die Kronen von Schottland und England vereinigt wurden und ein Bild von dem Hofe Jakobs I. entwerfen. Theilweise ist ihm dieses auch gelungen: Wir sehen, wie die gerühmten Kritiker sagen, eine Reihe meisterhafter Skizzen vor uns; die romantische Zeit, in welche er uns versetzt, ist höchst anziehend, höchst treu gemahlt, einzelne Züge davon vollendet; der König steht uns lebendig vor Augen mit seinem guten Herzen, seinem schwachen Charakter, seinem kleinlich eiteln, pedantischen Geiste: — und dennoch ist dieser Roman, der grade nach dem, was der Verfasser geleistet hat, als vollendet historische Darstellung so mächtig ergreifen konnte, ohne Kraft, ohne Gehalt, ohne Interesse. Der Verfasser vergeudet seinen reichen, herrlichen Stoff, verschleudert sein seltnes Talent, den Glanz seiner Phantasie, die Vielseitigkeit seiner antiquarischen Kenntnisse, seiner Belesenheit, und all das warum? Weil er sich nicht beherrscht, weil sein

Digitized by Google

Gegenstand mächtiger ist, als er; weil er seinen Arbeiten nicht eine durchgreifende Idee zum Grunde legt; weil er dem Zeitgeschmack huldigen will, und — weil er alle sechs Monate einen Roman von drey Bänden liefert. Man wirft ihm in England selbst seine „post, post haste“ vor, welche sein außerordentliches Talent immer in größere Fehler führt.

Es wird an deutschen Uebersetzungen dieses Romans nicht fehlen; wenigstens erschien der erste Band einer solchen schon vor, oder doch gleichzeitig mit dem Erscheinen des Originals. Sie ist von H. von Halem und giebt, wann eine flüchtige Durchsicht zu einem Urtheile berechtigen kann, das Original treu und in einer korrecten Sprache wieder. D. A.

Neuere Kirchengeschichte.

Die Wiedereinsetzung des Pabstes in seine verlorenen Staaten, die Jubelfeyer der Reformation, die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens, das Streben des Adels nach den alten Vorrechten und die Neigung des Zeitalters zu der religiösen Schwärmerey, selbst die Furcht mancher Regierungen vor dem Lichte wirkten vereint, daß der römische Katholicismus es an der Zeit hielt und noch hält, seine vorige Herrschaft wieder zu erlangen, und daher gegen den Protestantismus offenbar oder verdeckt, wie es gerade zum Ziel führen kann, aufzutreten. Was das Leben unserer Zeitgenossen anregt und bewegt, gehet auch bald in die Bücherwelt über; daher wird es auch immer kriegerischer in der theologischen Literatur. Diese Erscheinung bestreitet den nicht, der mit der Kirchengeschichte vertraut ist, und fast ihn eben so wenig in Besorgniß, wenn auch manche Eiferer den nahen Tod des Protestantismus schon im Geiste vorhersehen und ankündigen, wie z. B. ein Hr. A. Neurohr, der kürzlich erst die Universität Bonn verlassen hat, und sich in seiner Schrift (der Mensch im Staate und in der Kirche. Insbesondere Deutschland und sein Geninsch. Mainz. 1822. 208 S. gr. 8.) S. 193 in der Note also vernehmen läßt: „So gewahren wir z. B. in unsrer Zeit, „auf das religiöse Gebiet hinblickend, ein blindes Ungestüm „im Protestantismus, und ein widerwilliges und gallenbitteres Aufstürmen und Aufwallen desselben gegen die alte „Kirche. Wer aber behaupten wollte, daß dieses Ankämpfen „und Aufleben (sic) einen Beweis lieferte von der innern Macht, die der Protestantismus dermal besäße, der könnte sicher seyn, daß er irre gehe. Es sind dies vielmehr convulsivische Bewegungen und Zuckungen, auf welche Ermattung, Ohnmacht und zuletzt der Tod erfolgt.“ Bis dahin, daß dieser Tod erfolgt, werden alle Freunde der Wahrheit die Gegenwart ins Auge zu fassen streben, und es wird daher nicht unzweckmäßig seyn, folgende Schriften kennen zu lernen.

1) Der Apologet des Katholicismus. Eine Zeitschrift u. s. w. herausg. von Dr. Grab. Prof. an d. kath.-theol. Fak. zu Bonn. 56 H. Mainz b. Kupferberg. 1822. 147 S. gr. 8. (12 gr.)

2) Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet von D. G. H. Tzschirner, Prof. d. Theol. und Sup. zu Leipzig. Leipzig b. Baumgärtner. 1822. VI und 144 S. gr. 8. (18 gr.)

3) Zwey Beyträge zur Geschichte der Finsterniß in der Reformationszeit, oder Ph. Camerius Schicksale in Italien, nach dessen eigener Handschrift, und Adph. Clarenbachs Martyrthum, nach einer sehr selten gewordenen Druckschrift, von Joh. Arn. Kanne. Frankf. a. M. 1822. 232 S. gr. 8. (20 gr.)

4) L. T. v. Spittler, über Chrph. Besold's Religionsveränderung. Mit Zusätzen von Gottl. Christ. Friedr. Mohnike. Greifswalde in der akad. Buchhdl. 1822. XX u. 122 S. 8. (10 gr.)

5) Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungarn von Gregor von Berzeviczy. Leipzig in Commission bey Kummer. 205 S. 8. (1 Thlr.)

1) Obgleich Hr. D. G. den Grundsatz festhält (S. 146.), daß der Papst nach katholischen Grundsätzen keinen Glaubensartikel machen kann, und der ganzen Kirche, wie jeder andere Katholik, unterworfen ist: so wird er doch aus einem Apologeten immer mehr ein Polemiker. Unter den in diesem Hefte enthaltenen Aufsätzen können nur die bedeutendern bemerklich gemacht werden. Zuerst ist aus dem Hamburger Adreß Comtoir-Nachrichten 1788. St. 7. der Briefwechsel zwischen dem Probst des Klosters Escherde und dem Dr. Böhmer zu Göttingen mitgetheilt, aus welchem sich ergiebt, daß das von dem letztern in seinem Magazin bekannt gemachte und in dem Königsberger Programm wieder abgedruckte Glaubensbekenntniß der beyden Schwestern Majus, die katholisch geworden sind, unächt sey. Die Erinnerungen an protestantische Polemiker, welche Herr G. auch den katholischen gesagt wissen will, sind von Wahrheit und Liebe eingegeben, und es würde bey aller Verschiedenheit der Meynungen und des Cultus wohl um die christliche Kirche stehen, wenn sie von allen beherzigt würden. Läßt sich dieß aber erwarten, so lange die katholischen Polemiker, außer Hr. G., anstatt zu überzeugen, sich auf Verjährung berufen oder überreden wollen, und, anstatt zu widerlegen, verunglimpfen und schmähen? Von der durchgängig mit Ruhe und Klarheit und im Fortgange beredt geschriebenen Abhandlung: über den Satz von der allein seligmachenden Kirche ist in diesem Hefte nur der erste, theetische, Theil enthalten; den zweyten, streng historischen haben wir erst im folgenden Hefte zu erwarten. Gern wer-

Digitized by Google

den die Protestanten zugestehen, daß der Glaube an Christum nach der Lehre der Schrift die Bedingung der Seligkeit sey, und alle Gläubige zu Einem Leibe, dessen Haupt Christus ist, vereinigt seyn, und in dieser Vereinigung (der wahren katholischen Kirche) das Wort Gottes rein verkündigt und die Sacramente nach dem Sinne der Einsetzung verwaltet werden sollen; dannbar werden die Protestanten anerkennen, daß sie von der Kirche, welche sich jetzt die katholische nennt, die heil. Schrift und mehrere Einrichtungen empfangen haben und Hr. G. besonders rühmen, daß er sie nicht verdammt: aber schwerlich dadurch überzeugt werden von der Richtigkeit und Bündigkeit des Schlusses, daß in der Kirche, die sich jetzt die katholische nennt, das Heil durch Christum allein zu erlangen sey. Wir kommen nämlich immer wieder zu der alten, von der Reformation an zwischen Protestanten und Katholiken verhandelten Frage zurück: wo denn die wahre (mit Recht sich katholisch nennende) Kirche zu finden sey? Hr. G. ist zu einsichtsvoll und wahrheitliebend, als daß er der Geschichte durch die Behauptung Hohn sprechen sollte: die jetzige katholische Kirche sey in Lehre, Leben, Verfassung, Gebräuchen u. s. w. noch dieselbe, die jene der ersten vier Jahrhunderte war, in welcher der Kanon der heil. Schrift festgesetzt, das sogenannte apostolische, wie das Nicänische, Glaubensbekenntniß abgefaßt wurde und die Gläubigen sich zu einer Kirche bildeten. Durch die Art, wie hier der Satz von der allein seligmachenden Kirche zu Gunsten des Katholicismus bewiesen wird, kann daher für den letztern nichts gewonnen werden. Der Protestant bekennet sich zu allen aufgestellten Sätzen, läugnet aber besonnen und standhaft, daß in der jetzigen kathol. Kirche sich die Merkmale finden, an welchen nach der heil. Schrift und selbst den ältesten Kirchenvätern die wahre Kirche einzig erkannt werden soll. Als Beweis können die Protestanten sogleich die amtliche Note der deutschen Gesandten vom 5. September 1819 an den Cardinal Consalvi anführen, welche Hr. G. ohne alle Anmerkungen unter der Aufschrift: Antwort auf die Gesinnungen Sr. päbstl. Heiligkeit mitgetheilt hat. Der Kritik einiger bey dem Jubelfeste in Schlesien herausgekommenen Schriften, die ihre Toleranz in Nieder-Schlesien beliebt ist, wünschte Ref. einen mildern und zuweilen anständigern Ton. Auch möchte es gerathener seyn, daß sich die kathol. Polemiker weniger auf die Grundsätze ihrer Kirche beriefen, wenn es Thatsachen aus der Geschichte gilt. Werden durch den Grundsatz, daß die Kirche kein Blut vergießt, die Scheiterhaufen ausgelöscht, auf welchen Verirrte zu Ehren der allein seligmachenden Kirche geendet haben? Verstummen durch die Berufung auf tolerante Grundsätze die unzähligen Seufzer der in den Kerkern der Inquisition Gemarterten und Getödteten? Werden dadurch aus dem Geschichtsbuche der christlichen Kirche die empörenden Gräuel ausgetilgt, welche da, wo das römische Bekenntniß die Oberhand hatte und noch hat, im Namen der göttlichen Religion verübt wurden, und wie wir weiter unten sehen werden, noch jetzt verübt werden. Es kann kein Streit bequemer seyn, als der, bey dem man sich blos auf die Grundsätze beruft und ganz übersieht, wie sie im Leben sind ausgeübt worden.

2) Allerdings verdiente die jetzt häufig wiederholte Anklage des Protestantismus, daß er eine Pflanzschule des revolutionären Geistes sey, eine umfassende Würdigung und Widerlegung, Hr. D. Tz. ist zu diesem Geschäfte durch Scharfsinn, philosophischen Geist, theologische Gelehrsamkeit, Freymüthigkeit und warmen Eifer für das reine Evangelium vorzüglich berufen. Er stellt zuerst die Anklagepunkte in ihrer ganzen Stärke auf, um dann darzuthun, wie weder die Reformation den Namen einer Revolution verdiene, noch der Protestantismus durch das Allen bewilligte Recht eigner Prüfung und durch die Behauptung kirchlicher Freyheit den revolutionairen Geist in den Völkern hervorrufe und nähre; und zu zeigen, daß der Katholicismus den Staaten die gerühmten Vortheile nicht gewähre, im Gegentheil zu gegründeten Besorgnisse berechtige, und endlich Wünsche für die protestantische Kirche auszusprechen, welche von manchen Regierungen dem Zufall überlassen wird, während man für die katholische mit großen Opfern des Staates sorgt. Unfehlbar wird es dem Hrn. Verf. von kathol. Polemikern zum Vorwurfe gemacht werden, daß er sich weniger an die im tridentinischen Concilio festgestellten Grundsätze dieser Kirche, als an die Handlungsweise derselben, welche die Erfahrung durch alle Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit belegt, gehalten hat; allein in diesem Kampfe kann nur die Erfahrung die Waffen reichen. In einer Nachschrift von S. 102. an, werden noch aus der päbstl. Note vom 10. August 1819, die Darstellung der Ansichten Sr. Heiligkeit über die Erklärung der vereinigten protestantischen Fürsten und Staaten des deutschen Bundes enthaltend, und aus der Broschüre: Prüfung der Prüfung, oder Bemerkungen über die Krug'sche Prüfung des von Haller'schen Sendschreibens. Von A. Räß und N. Weiß. Mainz 1822, einige Stellen mitgetheilt und mit Anmerkungen begleitet. Nur eine Stelle werde aus jener päbstl. Note ausgehoben, um die Politik kund zu geben, mit welcher das kluge Rom seine Sache an das Interesse des deutschen Adels zu knüpfen gedenkt. Sie lautet so: „Um nun jetzt von den Eigenschaften zu reden, welche man im 5. Artikel der Declaration von einem Geistlichen fordert, um zum Bischofe erwählt werden zu können, so wurde von Sr. Heiligkeit bemerkt, daß die Bedingung, er solle acht Jahre lang die Seelsorge oder das Amt eines Lehrers ausgeübt haben, die Anzahl der wählbaren Personen zu sehr beschränken und besonders diejenigen ausschließen würde, welche entweder durch ihre adelige Geburt oder durch die Wohlhabenheit ihrer Familie von dem einen oder dem andern Amte

Digitized by Google

entfernt gehalten worden wären. Mit Recht fragt hier Hr. Tz.: ob wohl Christus, wenn er heute noch sichtbar seine Kirche regierte, auch die Leute aus adeligen oder doch wohlhabenden Familien vorzugsweise zu den höchsten Kirchenämtern berufen würde? und ob die Wahl zu den Kirchenämtern nicht einzig und allein durch die Rücksicht auf Frömmigkeit, unbescholtenen Wandel, Wissenschaft, Amtstreue, Lehrfähigkeit und Erfahrung geleitet werden sollte?

3) Je offenbarer jetzt die Bestreiter des Ptotestantismus aus der kathol. Kirche die Gewalt zu vergessen scheinen, welche von dieser die ketzerischen Lutheraner haben leiden müssen: um so verdienstlicher ist es, authentische Erzählungen solcher Gewaltthätigkeiten bekannt zu machen. Sie können ihren Zweck nicht verfehlen, den Unvorsichtigen vor Täuschungen zu bewahren. Die erste Erzählung ist aus Philipp Camerarius, einem Sohne des berühmten Joachim, eigener Handschrift genommen, welche in der Pfarr-Bibliothek der deutsch-reformirten Gemeinde zu Erlangen noch aufbewahrt wird, und die ihn in Italien betroffenen Schicksale enthält. Sie ziehet den Leser eben so sehr durch den Inhalt, als die einfach fromme Form an. Auf seiner Rückreise von Neapel wurde er, nämlich in Rom, auf Anstiften eines getauften Juden, der ihn mit einem andern verwechselte und in dem Schutz des Cardinals Alexandrinus, nachmaligen Papst Pius V., war, festgehalten und in das Inquisitions-Gefängniß gesetzt. Man erkannte bald die Verwechselung, hielt ihn aber noch gefangen, um ihn von der luther'schen Ketzerey zur kathol. Kirche zurückzuführen. Vorzüglich waren die Jesuiten, und unter diesen der bekannte Canisius, dabey sehr thätig, und man sparte weder List noch Drohungen. Alle Verwendungen von Fürsten und Freunden seines Vaters würden die Loslassung nicht bewirkt haben, wenn nicht zufällig der Kanzler des päbstl. Nuncius in Wien, Anton Cuch, auf der Reise, von Halle in Sachsen nach Wien, von Grumbach'schen Reitern überfallen und aller seiner reichen Habe wäre beraubt worden. Man sahe darin zu Rom einen Plan, Repressalien in Deutschland wegen der dort festgehaltenen Lutheraner zu gebrauchen, und so wurde Camerarius durch diesen Irrthum gerettet. — Adolphs Clarenbachs, der im J. 1529 mit Peter Fliedt zu Cöln am Rhein verbrannt wurde, Martyrgeschichte ist aus einer alten, sehr seltenen Druckschrift vom J. 1560 mitgetheilt. Niemand wird diese Erzählung, die auch die Verhöre in extenso giebt, lesen, ohne mit inniger Rührung die Ruhe, den frommen Glauben und die unerschütterliche Standhaftigkeit dieser Blutzeugen zu bewundern, ohne mit Entsetzen gegen Menschen erfüllt zu werden, die in Gottes, des Heiligen und Barmherzigen Namen wegen verschiedener Glaubensansichten ihre Brüder martern und tödten können, und ohne sich zu der Kraft erhoben zu fühlen, für Glaubenstreue Alles zu wagen und zu dulden.

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechenthümliche Unterhaltungs-Literatur.

Schreckenstage der unglücklichen Elmira Czetikar, einer jungen Griechin aus Jassy. Eine Schaudergeschichte aus der gegenwärtigen griechisch-türkischen Kriegsepoche. Aus den Papieren eines *** schen Gesandtschafts-Sekretärs. Frey nach dem Englischen bearbeitet von Dr. C. M. Rittler. Leipzig. 1822 bey Fr. Klein.

Welch ein langer Titel! Aber nur Schreckenstage? und der unglücklichen? Am Ende wird alles doch wieder gut. Je nun: Schreckenstage und eine Schaudergeschichte sind herrliche Lockvögel für die hungrigen Leser, die an solchen Leimruthen leicht hängen bleiben, wenn schon sie es bald bereuen, ihre Freyheit so schnell aufgeopfert zu haben. Schrecklich genug sind diese Schreckenstage und unsere zarten Jungfrauen werden hoffentlich ihren Schwestern in England, deren Geschmack, wenn sie nicht etwa die Grundsätze der englischen Politik theilen, jene ihnen nicht zu beneiden brauchen, in dem Eifer für diesen Roman nachstehen. Empörender werden die Gräuelscenen durch den hin und wieder herrschenden scherzhaften Ton, den der freye (?) Uebersetzer hätte mildern sollen, wenn er im Originale sich fand; außerdem ist die Freyheit, die er sich genommen, unverzeihlich. Uebrigens ist die Uebersetzung durchaus nicht fließend, die vielen, oft gesuchten Epitheta erregen Ueberdruß; die Verschen als Inhaltsanzeiger über jedem Abschnitte hätten wegbleiben können; denn sie sind größtentheils herzlich schlecht. Mancher unedle Ausdruck entstellt das Ganze. Von der Erzählung selbst hat Rec. mehr erwartet als er gefunden: außer dem obrn Gerüchten hat der Verfasser auch der Wahrscheinlichkeit sehr mitgespielt. Theilnahme an dem höchst unglücklichen Schicksale der Heldin und Abscheu gegen ihre Peiniger wird er von den Lesern nicht umsonst erwarten, aber genügt ihm das? gilt ihm das Mittel, dazu zu gelangen, gleich? Der englische Gesandtschaftssekretär ist gewiß ein englischer, denn das Original ist englisch und in der Erzählung selbst wird das großmüthige (?) Volk der Britten gewaltig gelobhudelt. Nun Ehre, dem Ehre gebührt! Am Ende des Buches wird die ermuthigende, der Erzählung zum Grunde liegende Lehre ausgesprochen, daß man auch in der höchsten Noth nicht verzweifeln solle, zu deren Beweis denn auf eine baldigste (von wem? weiß man eigentlich nicht) erscheinende Schrift, unter dem breiten Titel: „Meine Erfahrungen auf der Menschheit großem Tummelplatz“ auf besondre Art gewiesen und zu pränumeriren eingeladen wird, von der wir nur wünschen, daß sie besser seyn möge, als obiger Roman. Der Herr Red. des Literaturblattes kann vielleicht nähere Auskunft darüber geben, da sie in Weißenfels im Comptoir für Literatur *) erscheint.

*) Dergleichen giebt es hier nicht, man müßte denn eine Druckerey oder ein Paar Leihbibliotheken so nennen wollen. M.

Digitized by Google

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 17. September 1822.

Neueste Kirchengeschichte.

(Beschluß.)

4) Hr. M. beabsichtigt die Herausgabe von Spittlers sämmtlichen kleinen historischen Schriften, und will die gegenwärtige als Ankündigung und Probe dieses Unternehmens angesehen wissen. Sie stand zuerst mit Mosers Vorwort in dem 8ten Bande des patriotischen Archivs für Deutschland und verdiente unter den jetzigen Zeitumständen vorzüglich einen neuen Abdruck, da sie reichen Stoff zu den fruchtbarsten Vergleichungen darbietet. Christ. Besold, geb. im J. 1577 zu Eßlingen, studirte 1595—97 die Rechte zu Tübingen, und ward im J. 1610 Professor der Rechte auf dieser berühmten Universität. Er stand mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in freundschaftlicher Verbindung, und ward allgemein wegen seiner Gelehrsamkeit und strengen Rechtschaffenheit geachtet. Seine Mußestunden verwendete er auf das Lesen der Bibel in der Ursprache, aber auch scholastischer, apokalyptischer, mystischer und theosophischer Schriften, gab Taulers Nachfolgung des armen Lebens Christi aus der Handschrift zuerst heraus, und ließ mehrere neu abdrucken. Dabey war er in Hinsicht seiner Ueberzeugungen verschlossen, selbst gegen seine vertrauten Freunde. So war sein Inneres schon zum Uebertritt vorbereitet, als er mit dem Carmeliter-Prior und den Capucinern zu Rotenburg an der Tauber in genauere Bekanntschaft kam. Dadurch ward seine Hinneigung zum Katholicismus immer stärker, ob er schon im J. 1626, als Briefe aus Wien die Nachricht von B's Uebertritt bestimmt schon meldeten, noch nicht entschieden war. Doch war nun der Verdacht gegen ihn rege gemacht und er mußte mehrere Male Untersuchungen seines Glaubens von Seiten der protestantischen Behörde bestehen, jetzt bewährte er sich noch öffentlich als Protestanten, und lebte innerlich in gefahrvoller Neutralität. Endlich kam es durch folgenden Vorfall bey ihm zur Entscheidung. Schon 29 Jahre lebte er in einer völlig unfruchtbaren Ehe. Da er 1629 zu Scheer sahe, mit welcher Andacht das kathol. Volk die Reliquien der beyden Heiligen, Wunibald und Willibald, verehrte, so war es in einem Augenblicke beschlossen, sich zu der kathol. Kirche zu bekennen, wenn er innerhalb eines Jahres einen Erben bekomme. Wirklich ward ihm eine Tochter geboren; er schwur nun den 1. August 1630 in feyerlichster Stille zu Heilbronn ab und bekannte daselbst seinen neuen Glauben vor dem Provinzial der strengern Franziskaner. Vier volle Jahre heuchelte der kathol. Besold noch den Protestantismus, und blieb nicht nur Professor der Rechte, sondern auch Anwald der Protestanten bey den Streitigkeiten derselben mit den Katholiken wegen der Kirchengüter. Nicht lange nach der Nördlinger Schlacht erklärte er endlich seinen Uebertritt öffentlich, ward nun Geheimer-Rath bey der neuen Oestreich-Würtemberg'schen Regierung und regierte mit ein Paar Reichshofräthen, die der Kaiser von Wien schickte, das ganze Würtemberg. Bald war aber diese glänzende Rolle ausgespielt. Er trat mit einem diplomatisch-genauen Beweis auf, daß fast ein Drittheil des Landes Klostergut und reichsunmittelbar sey, und Oestreich, dem nach Ausserben des männlichen Stammes die Erbfolge in Würtemberg vorbehalten war, mußte fürchten, seine künftig doch mögliche Erbschaft durch ihn bedeutend geschmälert zu sehen. Da überdieß die Jesuiten merken mochten, daß er die alten Orden mehr, als den übrigen, begünstige, so wurde er nach Ingolstadt als Professor der Pandecten versetzt. Ein schneller, ihm unmöglich angenehmer Wechsel! Fast noch volle zwey Jahre lebte er in diesem neuen Amte, und war unermüdet, für die Reichsunmittelbarkeit der Würtemberg'schen Klöster durch Beweise und Rathschläge zu kämpfen. Es mag wahr seyn, was eifrige katholische Schriftsteller von seinen letzten eifrig katholischen Gesinnungen erzählen; gewiß ist aber auch, daß, als man ihm wenig Stunden vor seinem Tode die Gewißheit desselben versicherte, er herzlich fragte: ist es denn an dem? und zweymal in die Worte ausbrach: Sterben ist ein hartes Kraut! — Von S. 53 bis Ende giebt Hr. M. berichtigende und erläuternde Zusätze, die um so höhern Werth haben, je mehr sie dem Leser über die damalige Zeit in politischer und literarischer Hinsicht Aufschluß geben und manche Stelle aus jetzt nicht mehr so bekannten Schriften deybringen.

5) Wenn die beyden vorhergehenden Schriften uns in verflossene Jahrhunderte versetzten, so macht uns die gegen-

Digitized by Google

wärtige mit dem Schicksale der protestantischen Kirche in einem Lande bekannt, wo ihr gesetzmäßig völlige Freyheit zusteht, der römisch-katholische Clerus aber die politische Gewalt in Händen hat. Sie stellt Thatsachen auf, die den höchsten sittlichen Unwillen erregen, und nicht in Zweifel gezogen werden können, da sie zum Theil in den Bittschreiben selbst an den Kaiser von Oestreich, als König von Ungarn, erzählt werden: *) Die Schrift hat drey Abtheilungen. Die erste giebt eine geschichtliche Darstellung, deren Inhalt folgender ist: Die Reformation fand in Ungarn unter Hoboten und Niedern so großen Eingang, daß fast zwey Drittheile ihr Beyfall gaben. Beyde Partheyen lebten in Eintracht, bis der mächtige Clerus sich entgegensetzte und die Jesuiten sich in die Regierung einschlichen. Jetzt wurde der Grundsatz aufgestellt und ausgeübt, daß die Protestanten mit Feuer und Schwerdt ausgerottet werden müßten. Unerhörte Bedrückungen veranlaßten den Aufstand unter Bocskay, der in einem Zuge Ungarn eroberte. Der Wiener Friede am 1606 zu Stande, der als Staatsgesetz anerkannt wurde und den Protestanten völlige Kirchenfreyheit zusicherte. Schon hier wurde aber die Clausel eingeschwärzt: ohne Nachtheil für die katholische Religion, welche in der Folge Ströme von Menschenblut kostete, und auf dem Reichstage 1608 wollten selbst die Bischöfe den Frieden nicht anerkennen, die ihn eigenhändig unterschrieben hatten. Die Verfolgungen nahmen täglich wieder zu und Bethlen brach los. Aufs neue ward 1622 zu Nikolsburg das Wiener Friedensgesetz bestätigt. Der jesuitischen Parthey genügte indessen nicht, die Religionsfreyheit zu unterdrücken, sie maßte sich auch die politische Dictatur an. An der Verschwörung, von katholischen Häuptern geleitet, nahmen auch einige Protestanten Theil, und man benutzte diesen Umstand, um gegen alle Protestanten ungescheut mit der größten Grausamkeit zu wüthen. Joseph I. entzog sich der Herrschaft der Jesuiten und wollte 1708 einen Reichstag halten. Als die Protestanten um Herstellung ihrer kirchlichen Rechte baten, protestirte der katholische Clerus und behauptete, die ersten hätten sich mit Gewalt und Krieg eingedrängt. Bey jeder Krönung eines neuen Königs wurde die Bitte um kirchliche Freyheit wiederholt, da die Bedrückungen immer härter wurden; allein vergeblich. Auf dem Reichstage 1729 wurden zwey protestantische Deputirte zu Vertheilung der Contribution zugezogen. Als sie vereidet werden sollten und nicht bey der Mutter Gottes und allen Heiligen schwören wollten, so wurden sie nicht nur aus der Liste der Deputirten gestrichen, sondern auch aus der Session gestoßen und zu einer Geldbuße von 128 fl. verurtheilt. Maria Theresia bewilligte, daß die Protestanten gegen eingeholte königl. Erlaubniß neue Kirchen bauen und die alten wieder herstellen dürften; doch wurde dieß von den katholischen Behörden überall erschwert und, wo möglich, gehindert. Die Bedrückten drangen gegen das bestehende Verbot zur Kaiserin, die durch die Darstellung der Noth bis zu Thränen erweicht wurde; allein die Antwort war: sie dürfe nicht heißen, weil Krönungseid und Landesgesetze sie daran hinderten. Joseph II. gab 1781 das Toleranz-Patent, das folgende Hauptverfügungen enthält: Wo die Protestanten keine öffentliche Religionsübung haben, wird ihnen der Privatgottesdienst gestattet; sie sollen überall zum Bürgerrecht, Eigenthum und zu öffentlichen Aemtern gelassen werden; sie leisten den Eid ihrem Glauben gemäß und dürfen nicht zu katholischen Ceremonien gezwungen werden; bey gemischten Ehen werden alle Kinder katholisch, wenn es der Vater ist, nur die Tochter, wenn die Mutter allein es ist. Mochte der Clerus dagegen protestiren, und auf seinen Antrieb die meisten Landesbehörden, Joseph blieb unerschütterlich. Auf dem Reichstage unter Leopold II. (1791) legten die Protestanten aufs neue die Bitte um gesetzliche Sicherung ihrer Religionsfreyheit vor; nur ein kleiner Theil des Clerus protestirte mit seinem Anhange und Leopold modificirte darnach einiges. Ein Abgeordneter trat in der Reichsversammlung auch gegen diese modificirte Resolution auf und sagte: sie öffne allen Gräueln und Lastern Thor und Thür; die heil. Jungfrau, Mutter Gottes, werde ins Exilium verwiesen; jeder Katholik sey ein Bräutigam und jugleich Sohn der allein seligmachenden Kirche, die das Recht habe, Feuer und Schwerdt zu gebrauchen. Mehrere Comitats-Deputirte, unter diesen Graf Aloys Batthyani, traten für die Protestanten auf und der Sieg war entschieden. Joseph's Toleranz-Patent ward bestätigt, und außerdem noch festgesetzt, daß die Protestanten blos von ihren kirchlichen Obern abhängen, Erziehung und Schulen unter Oberaufsicht des Königs nach ihren Religionsgrundsätzen einrichten dürfen, frey sind von Stolgebühren an die katholische Geistlichkeit und Arbeiten an katholischen Kirchen und Schulgebäuden, auch von dem Eide gegen ihren Glauben, und daß ihre Ehestandsprocesse nicht von dem katholischen Consistorio abgeurtheilt werden. Diesem Beschlusse gemäß hielten die Protestanten unter dem Vorsitz kathol. Commissarien eine Synode, und legten die Beschlüsse dem Könige zur Bestätigung vor. Leopold starb ehe er diese Bestätigung ertheilen konnte, und sein Nachfolger, Franz I., der den letzten Reichstagsartikeln von 1792 seinen vollkommenen Beyfall gegeben hatte, wurde vom Anfange seiner Regierung an in zu viel Kriege verwickelt, als daß er diesem Gegenstande seine besondere Aufmerksamkeit hätte widmen können. Daher kommt es, daß die Synodalbeschlüsse noch bis jetzt nicht bestätigt sind und das letzte Religionsgesetz fast in allen seinen Theilen durch einzelne Verordnungen, Mißdeutungen und Verrenkungen unwirk-

*) Das ist zum Beweise noch nicht hinreichend.
D. Redact.

Digitized by Google

sam gemacht ist. Alle Klagschriften, deren Menge groß ist, haben nichts gefruchtet, ja sie werden sogar zu neuen Anklagen gemißbraucht, und es wird in Schriften und Reden behauptet, daß Reformation und Revolution daselbe sey. Noch jetzt hält es dabei schwer, daß Protestanten, ungeachtet sie ein Drittheil der Bevölkerung ausmachen, in öffentlichen Aemtern angestellt und zu manchen Städten als Bürger und zünftmäßige Meister aufgenommen werden. Es sind Diskasterial-Resolutionen da, die den evangelischen Geistlichen verbieten, Katholiken zu ihrem Gottesdienste zuzulassen, so wie es diesen verboten ist, die Schulen der Protestanten zu besuchen, um nur den Unterricht in gemeinnützigen Kenntnissen zu genießen. Noch ist die katholische Geistlichkeit angewiesen, alles, was sie gegen die Protestanten vorbringen kann, an ihre Obern zu melden, die es an die Comitats- und Diskasterial-Behörden bringen, so daß ein Drittheil der dort zu behandelnden Gegenstände Religionsstreitigkeiten sind. Noch ist es ein wirksames Mittel, zu Ehren und Würden zu gelangen, wenn man ungerecht die Protestanten drückt. Noch werden auf Veranlassung der Reversalen Protestanten durch Hiebucken zusammen gefangen, in entfernte Comitate geschleppt, da Jahre lang auf eigene Kosten in der kathol. Religion unterrichtet und zum Uebertritt gezwungen. Noch verlagen bei gemischten Ehen die katholischen Priester, denen die Trauung allein zukommt, diese so lange, bis der evangelische Theil katholisch wird. Verwaiste Kinder sind besonders ein Gegenstand der Proselytensucht. Man scheut sich nicht die unchristliche Behauptung zu wiederholen, daß die geweihte katholische Erde durch den Leichnam eines Protestanten verunreinigt werde. Noch werden die Protestanten zum Mitmachen katholischer Ceremonien und Festtage angehalten. Man beschuldigt sie der Neigung zum Revolutioniren, und verdoppelt, besonders seit dem letzten Frieden, die Angriffe auf sie, dem heiligen Bunde zum Trotz und Hohn. Daß diese Bedrückungen nicht von dem Oberhaupte des Staates, sondern blos von der jesuitischen Parthey des mächtigen Clerus ausgehen, beweist ganz offen dar die glücklichere Lage der Protestanten in den übrigen östreichischen Ländern, wo die Constitution ihnen keine Freyheit zugesichert hat. Der zweyte Abschnitt (S. 83 – 171) theilt zwey Bittschriften der Protestanten vom J. 1819 u. 1820 an den östreichischen Kaiser, als König von Ungarn, mit, in welchen die empörendsten Gräuel, welche sich die Katholiken gegen die Protestanten erlauben, durch Zeugnisse begkaubigt sind. Daran schließen sich Bemerkungen, welche theils Erläuterungen, theils neue Thatsachen beybringen. Von diesen sollen nur zwey angeführt werden, um den Zustand der Protestanten in Ungarn kennen zu lernen. Während unter Josephs Regierung ein zur protestantischen Kirche übergetretener Edelgut um die Erlaubniß dazu nachsuchte, wird ihm ein Sohn geboren, der nur nach langen Prozessen protestantisch bleiben darf. Auch ihm wird während dieser Prozesse ein Sohn geboren, der bis zu seinem vierzehnten Jahre protestantische Schulen fleißig besucht. Jetzt reclamirt ihn der Bischof für den katholischen Glauben, weil der Vater bey der Geburt dieses Kindes noch nicht das Recht, protestantisch zu bleiben, habe erlangt gehabt. Der Knabe wurde aus der Schule geholt, ins Gefängniß gesetzt und dann einem Kloster übergeben. Aus diesem entfloh er und kam wieder in die Schule. Da diese ihn nicht schützen konnte und durfte, flüchtete er zu seinem Vater, und darf, da der Prozeß noch fortdauert, nicht aus dem Hause, weil er sonst aufgefangen werden würde. Der Vater droht öffentlich, jeden niederzuschießen, der es wagen wollte seinen Sohn ihm zu entreißen. Noch mehr empört folgende Geschichte. Die Tochter eines liederlichen Vaters wird von Kindheit auf in einem protest. adeligen Hause erzogen. Als sie 15 Jahr alt ist, soll ihr Vater als Recrut ausgehoben werden, und wird, um sich los zu machen, katholisch. Drey Jahre darauf wird die Tochter angeklagt, daß sie starrsinnig in der protestantischen Religion verharre. Der vom Comitat abgesandte Stuhlrichter deutet ihr an, daß sie katholisch werden müsse, dem Dienstherrn, daß er sie nicht länger in seinem Hause behalten dürfe. Als dieß nicht gleich geschieht, wird dieser mit Prozeß belangt, jene gefangen und gebunden einem katholischen Pfarrer auf ihre Kosten zum Unterrichte übergeben. Dieser quält sie anfangs mit Hunger und Durst und schreckt sie mit Gespenstern; dann verliebt er sich in sie und plagt sie auf andere Weise. Sie widersteht, benutzt jetzt ihre größere Freyheit und entflieht mit Lebensgefahr. Ihre Klagen gegen den Pfarrer fanden keinen Glauben. Als sie aufs neue standhaft erklärte, nicht katholisch zu werden, wurde sie drey Monate unter Diebe und Mörder gesperrt, wo sie den größten Mißhandlungen von den Hepducken und Mitgefangenen leiden mußte. Man streute ihr im Schlafe warme Asche, verunreinigte den Topf, in welchem sie für sich kochte, legte die schmutzigsten und unreinsten Gefangenen mit auf ihre Lagerstätte. Auch hier klagte sie; die Zeugen waren gegen sie und sie wurde noch gestraft. Nun wurde sie zwar entlassen, jedoch mit dem strengen Befehle, weder die protestantische Kirche zu besuchen, noch zu beichten, noch den Protestanten Dienste zu nehmen, noch einen Protestanten zu beerben oder sich von einem protestantischen Geistlichen trauen zu lassen. Sie gieng nach Wien, erhielt bey dem Monarchen Audieng und die Antwort: er wolle keinen seiner Unterthanen zwingen, katholisch zu werden; ihre ungarische Obrigkeit werde entscheiden. Die Sache kam an die ungarische Hofkanzley, welche entschied: daß, da ihre Beschwerde bey dem Kaiser ein neuer Beweis ihres Starrsinnes (protervise) sey, sie noch einmal in den Unterricht eines katholischen Priesters gegeben werden solle. Dieser neue Lehrer bekümmerte sich wenig um sie und hielt sie nur zu vieler Arbeit an. Nach überstandenen sechs Wo-

Digitized by Google

chen schickte er sie ohne alles Zeugniß fort. Sie flehete aufs neue um freye Uebung ihrer Religion. Eine Comitats-Deputation fragte sie darauf um die Ursachen ihrer Abneigung gegen die katholische Religion. Die Antwort: sie liebe die protestantische Religion, um welche sie schon so viel gelitten habe, herzlich, könne die Hostie und die Heiligen nicht anbeten, und habe die Ohrenbeichte von einer sehr übeln Seite kennen lernen, wurde als nicht dogmatisch verworfen und als unzulänglich, ihr die Ausübung der protestantischen Religion zu erlauben. Sie durfte nun nicht in die Kirche und zum heil. Abendmahle gehen, auch, ungeachtet der vortheilhaften Anträge, nicht bewilligt, weil sie kein protestantischer Geistlicher trauen durfte. Bald darauf wurde sie krank und flehete um den Trost eines protestantischen Geistlichen. Der katholische ließ Wachen ausstellen, damit jener nicht zu ihr gehen konnte; drängte sich an das Bette der Sterbenden und ließ sie, als sie gestorben war, nach katholischen Gebräuchen begraben.*) Mag nun ein freysinniger Professor einer theol. katol. Facultät rufen und beweisen, daß solche Gräuel den Grundsätzen seiner Kirche entgegen sind; dadurch werden die unglücklichen Schlachtopfer nicht gerichtet und die Gewalt, mit List gepaart, weiß, wie die Erfahrung lehrt, auch bald Mittel zu finden, daß seine Stimme nicht mehr gehört wird. Der dritte Abschnitt (S. 172 — 205) giebt eine Apologie der Protestanten in Ungarn. Man verlärmdet dort die Protestanten, wie bey uns von den Freunden und Söldnern der römischen Curie geschieht. Es sind acht Klagepuncte, die aufgestellt und gründlich widerlegt werden. Man lese: die Protestanten verlassen alles Positive in der Religion, sind Deisten, Naturalisten und Rationalisten, gehen ihrer kirchlichen Auflösung entgegen, vernachlässigen ihre symbolischen Bücher, hören durch Vereinigung der augsburg'schen und helvetischen Confession auf, gesetzlich receptirt zu seyn, sind gefährliche Neuerer, untreue, unzuverlässige Unterthanen, sind immer unzufrieden und bringen Klagen vor, die, untersucht, ungegründet gefunden werden, sind endlich intoleriant und verfolgungssüchtig gegen die Katholiken. Möge diese Darstellung die Protestanten wachsam und vorsichtig machen, damit sie glatten, süßen Worten nicht trauen, sondern stets eingedenk sind der Ermahnung Jesu Christi: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Hr.

*) Wie würden die Leser bitten, dem Verfasser nach der bekannten Regel von allen diesen Klagen nur die Hälfte zu glauben, wenn hier nicht auch die Hälfte schon zu viel wäre.

D. Redact.

Magnetismus.

Briefe über Magnetismus, ärztliche Praxis und Gefahren der Täuschung. Zur Ehre der Wahrheit herausgegeben von D. — t. Frankfurt bey Volckmar u. Comp. 1822. *)

Nichts vom Magnetismus findet man darin. Es ist eine Vertheidigung des D. — t in Berlin, der vor einigen Jahren beschuldigt ward, ein Mädchen, das er magnetisirte, verführt zu haben, um dann gar die Frucht seiner Kur durch Arzeneyen vor der Geburt zu tödten. Diesen Briefen zufolge, die nur die Form der Vertheidigung geben sollen — eine einfache, schlichte Erzählung würde besser genügen — scheint er am letztern unschuldig und in Betreff des erstern selbst verführt worden zu seyn. Vielleicht könnte man statt D. — t — D. — t lesen, und statt Volckmar u. Comp. B — in Leipzig, denn Druck und Papier und der Druckort Altenburg machen dieß nicht unwahrscheinlich, da D. — t mit B. — immer in Verkehr als Herausgeber eines Journals für Magnetismus stand.

*) Wie viel Seiten? M.

Staatswissenschaften.

Die Volks- und Staatswirthschaft. Dargestellt von Ludwig Lüders. Leipzig. 1822. Erster Theil. *)

Ein Torso. Der Verfasser ist fast in dem Augenblicke gestorben, wo dieser erste Theil die Presse verließ. Ob er das Manuscript zum zweyten Theil hinterlassen hat, weiß Recens. nicht, zweifelt aber. Der erste Theil enthält die Wirthschaft des Volkes, das Treiben und Schaffen der Menschen untereinander zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Der Verfasser hat gewußt, das oft und viel besprochene Thema klar und einfach vorzutragen. Der Mensch erwirbt, sammelt und verzehrt. Dieß ist der rode Faden, der hier leitet. Wie er erwirbt, wie er sammelt und verzehrt — ist dann die Sache der Darstellung. Wenn er nun selbst gestellt, nicht nach dem Neuen gehascht, das aber benutzt zu haben, was Andere: Soden, Malchus, Storch ꝛc. darüber aufstellten, so ist dadurch der Werth seiner Arbeit wohl angedeutet. Zu zeigen, wie manches, was als Anhang zu den einzelnen Abschriften gegeben ist, besser gleich mit der ganzen Masse hätte verarbeitet werden können, dient zu nichts, denn er hat vollendet. Friede seiner Asche!

*) Bey wem? und wie stark? M.

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Freitag den 20. September 1822.

Dramatische Dichtkunst.

I. Menökeus. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von D. Karl Weichselbaumer. Bamberg und Würzburg in den Göbhardtischen Buchhandlungen. 1821. 109 S. gr. 8.

II. Denone. Ein Trsp. in drey Aufz. von demselben Verf. in demselben Verlag. 1821. 69 S. gr. 8. (Beyde auch unter dem Gesammttitel: Dramatische Versuche.)

III. Niobe, Königin von Theben. Ein Trauerspiel in fünf Acten von demselben Verf. in demselben Verlag. 1821. 111 S. gr. 8.

IV. Dido, Königin von Karthago. Ein Trauerspiel in fünf Acten von demselben Verf. in demselben Verlag. 1821. 141 S. gr. 8.

Herr D. Weichselbaumer ist kein Dichter, der viel verspricht, sondern einer, der lieber gleich viel giebt. Vier Trauerspiele in Einem Jahre — wenn nicht gedichtet, doch gedruckt! Via unita fortior, scheint der Verf. gedacht zu haben.

I.

Sein Menökeus ist der Sohn des Kreon, des Bruders der Jokasta, den die Leser aus dem König Ödip kennen; der nämliche, welcher für die Rettung des von den sieben Heiden belagerten Theben sich aufopferte, weil der Seher Tiresias verkündiget hatte, daß Mars solch ein Opfer verlangte. Um den edelmüthigen Tod ihm ein wenig schwerer zu machen, als er von Natur ist, macht ihn der Verf. in den ersten Akten zum glücklichen Bräutigam von der Tochter des Tiresias, Manto. Um aber demselben die Selbstaufopferung nicht allzuschwer zu machen, hat er die Manto zu einer hochgesinnten Jungfrau gemacht, welche seinen Entschluß, für die Vaterstadt zu sterben, ohne Umstände gut heißt. Sie selbst bleibt natürlich am Leben, da wir aus der Geschichte der Epigonen wissen, daß sie nach der endlichen Einnahme von Theben noch mit dem Alkmäon den Amphilochus und die Tisiphone, und später mit dem Kretenser Rhacius auch den Mopsus in die Welt zu setzen hat. Nachdem Menökeus auf der Bühne sehr heldenmüthig gestorben ist, entschließt sich der wilde Usurpator Eteokles, diesem Heiden zu Ehren mit seinem Bruder Polyneikes (hier stets Polynikes) zu unterhandeln, und wo möglich Frieden zu machen.

Rec., ein kritischer Eteokles, der seinen eigenen Bruder nicht schonen würde, wenn derselbe ein Trauerspiel vor sein Theben brächte, kann ihm darin nicht nachahmen, sondern muß öffentlich erklären, daß er diesen Menökeus, mit seiner Liebe (zu Manto sowohl als zur Kadmusstadt), und mit seinem ewigen Plaidiren für das Recht des Polyneikes, höchst langweilig gefunden hat: so langweilig, daß er nur durch die leidige Jagd auf prosodische und einige andere Böcke sich des Schlafes zu erwehren vermocht hat. Hier sind die besten davon.

Grundfeste, Schlachtfelde, treulosen, sehnsüchtigem, rein-menschlich, Schicksales, scandirt der Verf. S. 7. 8. 9. 14. 86. u. 88., im fünffüßigen Jambus, amphimacerisch (wie Mittagsruh, – ∪ –), gleichviel in welchem Fuße des Verses. Herrschsüchtiger, unschuldiges, unseligen, mißt er S. 36. 45. 59. u. 67. disambisch (wie Tragödienstyl, ∪ – ∪ –). Seinen Polynikes scandirt er S. 30., in drey aufeinander folgenden Versen, einmal disambisch:

Abtrünnigen Polynikes zu hören,

und einmal bitrochäisch:

Des feindverbannten Polynikes, so —

Glücklich macht er S. 81. zum unglücklichen jambischen Fuße:

In den glücklich (∪–) verhüllten Schooß der Zeit.

In dem Verse S. 17:

Sehr nahe stehn wir dem kadmeischen Thron —

wird man versucht, das vorletzte Wort dreysilbig (die Mittelsylbe wie mei in Meinung) zu sprechen, wogegen es S. 31:

Die letzten Zweige des kadmeischen
Geschlechts

wiederum viersylbig vorkommt. S. 14. fragt Menökeus:

Digitized by Google

Warum den Tag aus meiner Seele werfen?

S. 16. scandirt Kreon:

Warum suchst du nicht deine Sehnsucht zu
Verbergen, warum vermeidest du —

Warum nicht suchst du (∪ – ∪ –) würde besser in den Vers passen, und der zufällige Reim (zu u. du) hätte sich ja wohl vermeiden lassen. S. 86. endlich kommen heilbeschwerte Worte vor statt heilbringenden. Da es kritische Worte sind (Menökeus tadelt eben den Bruderhaß des Eteokles); ist der Ausdruck zu loben, und Rec. wird immer darauf bedacht seyn, seine Rügen mit Heil zu beschweren.

II.

Oenone ist die Geliebte des Paris auf Ida, die derselbe um Helenen vergaß, und die ihn, weil er überdies den mit ihr erzeugten Sohn in Helenens Armen erschlagen hatte, an seiner Wunde sterben ließ, obschon sie, die mächtige Nymphe, ihn hätte heilen können. Eine Grausamkeit, welche sie bald dergestalt bereute, daß sie sich erhieng, oder verbrannte, oder von einem Thurme herabstürzte. Hier thut sie weder das Eine, noch das Andere, noch das Dritte. Nachdem sie lange zärtlich, wie in der bekannten Heroide Ovids, gethagt und dazwischen dem Sohnesmörder geflucht hat, erweckt sich ihr Herz zu dem Entschlusse, dem Paris den Pfeil aus der Wunde zu ziehen; es ist aber zu spät, Paris stirbt, und sie ersticht sich mit dem Pfeile.

Die schreckliche Nachricht, daß Paris den eignen Sohn umgebracht, erfährt sie bald Anfangs durch den alten Hirten Myron. Der Mann wehrt sich 12 Seiten lang gegen die Nothwendigkeit, ihr dieses Schreckliche zu eröffnen, und als er endlich nicht länger ausweichen kann, hat er die Besonnenheit, (S. 22) zu sagen:

So stürzt herab ihr dumm'scher (u) Gewölbe,
Zerschmettert dieses schmerzverfolgte Haupt.
(Er hat unfehlbar Kopfschmerz)
Ch' mir das schwere Unglückswort entfliegt!
Versprich mir erst, daß du dich fassen willst.

Sie verspricht's; aber sie hält nicht Wort. Wenigstens kurz fast sie sich nicht in dem, übrigens nicht schlecht gesetzten Fluche S. 24 — 26:

Gebricht ihr noch dem Führer, Feuerrosse?
Bricht nicht des Himmels Götterbau zusammen,
Empöret das Meer nicht seinem Felsenschoos,
Um Land und Berge tosend zu verschlingen,
Bricht nicht der Winde Schaar die Kerkerburg,
Und brauset gewitterballend durch den Himmel?
Giebt es noch Fesseln für die Elemente,
Wenn jene heilig-heidnen Bande reissen,
Womit Natur geselzte Wesen einet. (!)
Stürzt nicht der ganzen Menschheit Reich zusammen,
Wenn ihres Lebens stärkste Pulse stocken.
Und jene ursprünglichen (∪ – ∪ –) Machtgefühle
Dein ewig schwankten Herzen treulos werden. (!)
So viele Tausende die Sonne schauen,
Ihr Leben strömte aus der Liebe Hand,
Und Liebe zog sie auf, die treue Amme.
So reich springt dieser Quell im Menschenherzen,
Daß selbst dem fremden Kind, dem armen Findling,
Sich leicht ein Pflegen, ein Ernährer findet.
Er selbst, Er selbst, das wilde Ungeheuer,
Verdankte fremdem Mitleid seine Rettung,
Er sog aus fremden Brüsten seine Milch,
Und — würgt mit eig'ner Hand den eignen,
Den einzigen, den liebevollen Sohn! —

(Pause tiefen Nachsinnens.)

Ein Mensch, der angeborenen Trieben folgt,
Kann er die Ordnung der Natur verkehren?
Was ist des Herzens somehrendes Gefühl,
Was des Gewissens Einmenschenstimme,
Kann er aus seinem Wesen sie verbannen?
Und Paris, trat er so entmenscht, trat er
So fühllos auf dem Schooße seiner Mutter,
Brach' er mit eines Gottes blindem Grimm
Gestalt, die Seele eines Tigers mit?
Nein! Nein! so unermeßlich groß ist nicht
Geboren die Grenze menschlicher Entartung;
Sie ist's dort oben, Aphrodite ist's,
Die ihn verlockt von ehrer Mannbahn.
Die seinen Geist mit Liebestrug umwebt;
Herr, die Stolze ist's, die rachschnaubend
Zu schnöden Thaten reizt den wackern Helden,
Damit der Kühne arm und schmählich ende,
Der ihr für gold'nen Reichthum ew'gen Ruhm
Der höchsten Schönheit Preis nicht zugestand,
Minerva ist's, die seine Seele blendet,
Die sich für jenes Urtheil grausam rächend,
Irrthum an alle seine Schritte knüpfet.
In diesen Zauberbanden schmachtet er.
Von ferner That gewaltsam abgeschnitten.
In seinen Blicken, seinem Geist und Herzen
Herrscht eine fremde, unbeugsame Macht.
Von Euch, ihr ungöttlichen (– ∪ – ∪ –) Göttinnen,
Die ihre segenreiche Macht mißbrauchend,
Unheil und Schmerzen auf die Erde gießen,
Von Euch verlange ich den Sohn zurücke,
Und Euch, Euch send' ich meine Flüche zu.

III.

Niobe, weit entfernt, ihren eben beschriebenen, matt gedachten und langweilig ausgeführten Geschwistern zu gleichen, ist eine brav gedichtete Tragödie, wenn nicht für Zuschauer, doch für Leser, daferne sie für die Antike Verstand- niß und Sinn besitzen.

In den drey ersten Akten ist der Stolz der Niobe in Glück und Fähner Hand, mit großartigen Zügen geschildert. Er ruhet auf dem Glauben an die eigne göttliche Abkunft an die Blutsverwandtschaft mit Zeus, und an das Vertrauen auf des Donnerers mächtigen Schutz. Nur daß ihr Gemahl Amphion, wie sie wähnt, nicht gleichen Ursprungs ist, hält den Stolz noch in den Schranken. Da kommt die (unverbürgte) Nachricht, daß auch der Gatte ein Götterssohn ist; ganz Göttin fühlt sich nun die Glückliche, und den eben siegreich zurückgekehrten Söhnen wird befohlen, den Altar der Latona zu stürzen, damit nicht Götter selbst der Göttin opfern. Dieser hochste an den Wahnsinn streifende Flug des Uebermuthes im Glück wird glücklich contrastirt durch den Charakter des Königs Neleus von Pylos, eines der Freyer von Niobe's Töchtern, welcher die stolze Mutter abweist. Nachdem sie dies dem Daplens und Pelops gethan, wendet sie sich an ihn, den König von Pylos, der seine olympische Abkunft verschwiegen hat.

Dem Schweigen, Neleus, nennt Dich Menschensohn.

Neleus.

Verschmähest Du Pylos Beherrscher, Fürstin?

Niobe.

(ernst, doch sanft.)

Neleus, nach Dauernahm verlangt mein hoh'rer Geist,

Digitized by Google

Das oben wurzelt in des Aethers Feste,
Nicht in der Erde treulosem Schoos.
Was ist der Menschen Reichthum, Kraft und Glück,
Die arme Woge, welche donnernd schwillt,
Um in das alte Nichts zurück zu kehren.
Der Blitz, der tödtlich Schatten spaltet, um
Auf einmal in die Schatten zu versinken.
Und diesem Grunde soll ich anvertrauen,
Was unter tausend Thränen mir gedieh?
Fest will ich wissen meiner Kinder Glück,
Fest, unauslöschbar wie des Himmels Sterne,
D'rum sey es nur auf Himmlisches gebaut.

Neleus.

Wär' ich im Stande doch, flehvolle Mutter,
Des Wahnes düstre Binde Dir zu lösen,
Dich in das Menschliche zurück zu führen.
Glaubst Du vielleicht, es wird mit neuen Göttern
Sich Der Olymp bereichern, um Dein Haus
Mit würd'gen Freyern zu versehen? Kenne
Wohl unterscheiden zwischen Göttersprossen,
Die mächtig dort im Kreis der Götter sitzen,
Und solchen, welche unter Menschen wandeln.
Gebor'st Du jenen oder diesen an?
Erkenne Dich, nur der ist wahrhaft groß,
Der seiner Kräfte Grenzen fühlt und achtet.
Wem hier auf dieser Welt sein Ziel gesteckt,
Der zeige seine himmlische Natur,
Indem er weise handelnd sich zum Vorbild
Der Sterblichen erhebt, dazu erlesen
Die Hirter sind, die Menschenlebenden.
Was irdische Gebrechen schmäh' zerreißen,
Das sollen solche edlere Geschlechter
Verbinden, Stamm mit Stamm, und Land mit Land.
Darum begabten Dich die Ewigen
Mit dieser schönen Kinderfülle, (!) daß
Sich, von verwandten Fürsten einträchtig (– ⏑ –?)
Beherrschet, fernanher Volk mit Volk verknüpfe,
Bewahre nicht die Erdenstämme, Herrin,
Die, wenn sie tugendhafte Thaten hören,
Sich nahe an des Heiligen's Sarkare schwingen,
Und allgemach'ge Sachsyr dort erwerben.
So mancher Götterspröse seufzt im Hades,
Indem der Erhabenen Elysium
Gewaltge Luft mit seligem Busen schöpft. –
Willst Du die Töchter glücklich machen, wohl,
So suche edle Freyer Tugendhafte
Sind auch mit Zeus verwandt; allein, damit
Du nicht vermuthen mögest, Königin,
Es leite nur die Sehnsucht meine Zunge,
So wisse, daß Poseidon mich erzeugte.

Niobe.

Und Du verbargst Dein göttliches Geschlecht?

Neleus.

Du hast in jenen Helden mich belebigt,
In ihrer Reihe kränkte der Verschmähung
Mein kleines, armes Volk mit einerlei,
Verächtet meines Lebens höchstes Gut.
Denn sieh, nicht manchem stolzen Herrscher gleich,
Glaub' ich, daß Volks mir gehöret, sondern
Vielmehr, daß ich des Volkes Eigenthum,
Daß mich Neptun dem Lande zugesendet,
Um seinem Wohl mit voller Kraft zu dienen. (Braver König!)
Der ist ein Thor, der Tausende für sich
Geschaffen wähnet, und sein flüchtig Leben
Als eines ew'gen Volkes Eig'ner träumet.
Treu meiner heiligen Bestimmung folgend,
Leb' ich ganz für das liebe Vaterland.
Auf meine Thaten stolzer, als auf meine
Geburt. Es kleidet Söhne wahrlich schlecht,
Sind sie nur durch des Vaters Stand geadelt.
Wer oder Abkunft, Mensch nun oder Halbgott,
Erkenne in dem Vorzug der Geburt
Nur einen ungeduld'gen Gläubiger.
Der ungestillt auf edler Thaten Schuld
Bezahlung dringet, einen Glanz nur, welcher
Verhaßte Blößen schonungslos beleuchtet. (Braver Edelmann!)
Du hast verschmäht, was mir das höchste Gut,
Der kühnste Stolz, die Heldenwürde, d'rum
Entsag' ich dem gewünschten Bunde, in
Dem Menschen hast Du uns den Gott geraubt,
Leb' wohl, und lerne weise Mäßigung.
Gedenkest Du die Thaten zu vergüten,
So harre fürder nicht auf himmlische
Bewerber, auch nicht reiche wähle Dir,
Dem Tugendhaften wird oft Macht zu Theil,
Allein der Mächtige liebt selten Tugend. (Nichtig!)
Ich acht' es weiser, einen Glücklichen
Zu schaffen, als mit einem Glücklichen
Sich zu verbinden, unauflöslich treu
Wird jener, dankerkenntlichst an Dir hangen,
Und treue Freunde sind stets starke Freunde.
Noch einmal, Fürstin, lerne Mäßigung.
Nur Unwerth übet frechen Hochmuth, doch
Die ächte Würde liebt Bescheidenheit.
(Er geht ab.

Niobe.

Ha! der ein Götterspruch! Kommt, Kinder, kommt
Zum lauten Festjug, höchste Kraft bedarf
Nicht irdischer Mäßigung, sie schreue, was
Sie ist. Wem Tiefen droh'n, der schreite mit
Gesenkten Augen schaudernd in die Höhe,
Allein wen Flügel tragen, der erhebe
Sich unverwandten Blickes zu den Sternen.

Die zwey letzten Akte malen einen Riesenkampf des Stolzes der Göttin mit der Macht des beleidigten olympischen Geschwisterpaars, welches die Schmach ihrer Erzeugerin rächt, und mit dem Schmerze der Mutter, die, im Vertrauen auf den Schutz des Zeus getröstet, ihre Kinder eines nach dem andern von Apollo's und Dianens Pfeilen sinken sieht. Als nur noch die jüngste Tochter Ogygia übrig ist, und Apoll hohnlächelnd in den Aether steigt, steht Niobe zu Dianen, ihr dieses Letzte Kind zu lassen, welches kindisch lächelnd über den Silberglanz ihrer unerkannten Feindin sich freut.

Niobe.

Erhörst Du diese süße Bitte nicht.
Die aus der stummen Brust Verwunderung stammelt?
Verkannt, Deine milden Strahlen schmähend.
Dein Kind, das lächelnd Dich begrüßt, Schonung?
O rächte Dich an mir, indem Du mich
Zur ew'gen Dankbarkeit verpflichtest, gieb
Mir meine liebste Ogygia,
Als Opfer Deinem Zorne zugesprochen,
Zum sühnenden Geschenk zurück. Ich will
Nur ihre Pflegerin, doch Du, Diana,
Sollst ihre Mutter seyn!

Neleus.

Erbarmen, Phöbe!

Digitized by Google

Niobe.
(nimmt Ogygia auf den Arm.)
Kommt, Neleus und Pelorus, kommt hinab
Zum Tempel, aus Ogygia's Unfruchtband
Soll sich das neue Opferlamm gründen.
Zur Priesterin weih' ich das heilge Kind,
Und am Altare will ich reuevstehend,
Mein thränenreiches, armes Leben schließen.

Pelorus.
Sie hebt sich wieder aus den Wolken!

Niobe (entrüstet.)
Ha,
Gelästert's Dir nach allen meinen Kindern?
Halt ein!
(Sie entreißt Neleus Schwert der Scheide.)
Ogygia — fällt durch die Mutter,
Auf daß unmündig Deine Rache bliebe.

Neleus hält ihren Arm zurück, Ogygia fällt durch den Pfeil der Göttin; aber noch ist der Muth der Heldin nicht gebrochen, und der Trotz, gegen solche Götter wohl am Platze, ist von erhebender Wirkung:

Ha Rächerin! Hast Du mich aller, aller
Geliebter Seelengüter denn beraubt?
Frohlocke nicht, der frischen Zweige hast
Du mich entkleidet, doch empor gehalten
Von meiner Liebe kräft'gem Zwillingsstamme.
Herr' ich gestärkt mein Haupt zum Himmel auf.
Ihr schonnet grausam meines Lebens, Götter!
In jedem Kinde sollt' ich wieder sterben,
Und endlich mit dem, silberreichen Herzen
Hinschmachten in der Sehnsucht grimmer Pein,
Verschüttet die muntern Quellen, welche
Um meine Lebenswurzeln während spielten; —
Allein entrisset Ihr mir auch den Boden,
Der alle emp'rten Blüten mir geschenkt,
Entrißt Ihr mir der Gattenliebe Glück,
Wovon die Kinderliebe nur ein Strahl?
Verzweifelt an dem völligen Triumphe,
Amphion lebt, Amphion tröstet mich.
Und aus dem Mutterschmerz quillt Gattenfreude.
Tief zwar greift Eure Hand in's schwache Leben
Bis in der Menschenbrust geheime Gründe;
Doch nicht der Liebe tugendhaft Gefühl
Entreißet Euer Zorn dem festen Busen,
Die Saiten dieser schönen Harmonie
Verzehren Eure frechen Blitze nicht.
Der Gott im Herzen lachet Eurer Wuth.
Ich eile hin, den Gatten zu umarmen,
Mit ihm die theuren Zweige zu beweinen,
Neleus begleitet mich, die Siegerin
Zum Sieger.

Da kommt der Bote, der Amphions Fall vor Sievon verkündiget, und nun erst bricht die menschliche Kraft in der von Gottheitswahn erfüllten Seele. Niobe geht, den heranziehenden Sieger des Amphion um die Reste des theuren Gatten anzuflehen, und ihr Begleiter kehrt zurück, ihre Versteinerung zu berichten. In der letzten Scene öffnet sich der Tempel, und der Oberpriester der Latona führt Niobe's älteste Tochter Chloris, von Apoll um Neleus und um ihrer eigenen Götterfurcht willen vom Tode wieder erweckt, dem Geliebten entgegen, indem er die Moral der Tragödie in folgenden Worten ausspricht:

Bleib' ihr getreu, der alten Götterfurcht,
Daß Du ihr Wort mit edlem Sinn gefährt.
Wird Dir belohnt. Hart zwar erscheint die Strafe.
Der Niobe und ihr Geschlecht erlagen;
Doch billig wird vermeß'ner Menschenstolz
In seine Schranken wieder eingedämmt.
Dort oben folgt die Kraft dem Willen,
Doch hier, im streng gemeß'nen Menschenleben,
Muß sieg der Wille nach der Kraft benennen,
Und seiner Schranken redliche Erkenntniß
Und bewahrende Achtung führt allein
Den Sterblichen zu treuem, reinen Glück.

Diese flüchtige Darstellung wird hinreichen, das Urtheil zu begründen, daß Herr W. Beruf zur tragischen Dichtkunst hat, und daß, wenn ihm No. I. und II. mißlungen, es wahrscheinlich nur daran lag, daß die Stoffe seiner Neigung sich nicht so bemeistert hatten, wie es seyn muß, wenn die Begeisterung kommen soll, und das war sehr natürlich, da ihnen wirklich die ästhetische Größe mangelt (die ethische des Mendelus hätte dazu erst künstlich quadrirt werden müssen), welche im Charakter der Niobe gegeben ist, so gut wie in dem der Medea, obschon von ganz anderer Art. Schade, daß die Niobe des Aeschylos wie die des Sophokles verloren gegangen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Dichter des gefesselten Prometheus, der dem göttlichen Feinde trotze, die ästhetische Größe aus eben den Elementen construirt hat, deren Herr W. sich bediente.

Die eryänen Thore S. 3. möchten wir lieber mit ehrnen vertauschen. Wenn S. 6. der König Oeneus von seiner Geliebten sagt:

— übte deine Musenstimme,
So löste sich das grimmste Schlachtgetümmel
In liebetrunkene Umarmungen;

so übertreibt er bis in's Abgeschmackte. Und Niobe endlich, wenn sie S. 97. spricht:

— Mich hat Zeus verlassen,
Verstoßen: o, es ist ein schrecklich Thun!

hätte wohlgethan, statt des Thun ein anderes Wort zu wählen, denn dieses ist hier nicht viel besser, als Ding.

IV.

Dido gehört in eine Klasse mit No. I. u. II., mit Ausnahme des Versbaues, welcher ungleich besser ist. Obwohl treuer dem Virgil, als die Dido von Gebe (Lit. Bl. No. 43.) und mehr im Geiste der Antike ausgeführt, ist sie dennoch ein todtgeborenes tragisches Kind. Der Selbstmord aus Liebe ist an und für sich nichts Erhabenes; das Gemählde der Leidenschaft ist es, welches eine Fabel dieses Ausganges zur tragischen Größe steigern müßte, und darauf hat unser V. sein Bestreben allem Anschein nach gar nicht gerichtet.

S. 40. gebraucht er das Wort Waise als ein männliches: „Sey des Waisen Mutter.“ Adelung sagt: „Die Waise, ohne Unterschied des Geschlechts.“

Eine Buchhändleranzeige am Ende der Niobe läßt übrigens vermuthen, daß sowohl die Dido, als der Mendelus und die Oenone, vor der Niobe geschrieben sind, und das ist uns lieb um des Verfassers willen, es beweist, daß er im Steigen ist.

Setzer und Corrector dieser vier Trauerspiele sind übrigens wahre mythologische Sünder gewesen. Man findet z. B. in No. III. Selele für Selene, Tajos für Lajos, und Kornion für Kronion.

Digitized by Google

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 24. September 1822.

Taschenliteratur für 1823.

Zwey Rekruten (neue Taschenbücher, erste Jahrgänge) sind diesmal die ersten vor Hauptmanns Quartier.

Taschenbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Ein tägliches Handbuch für Deutschlands edle Mütter und deren erwachsene Töchter, Schmalkalden bey Varnhagen 1823, XVI u. 301 S. gr. 8.

„Die Idee, die mir vorschwebte, als ich die Feder „ansetzte, war die Idee der höchstmöglichen Veredlung, de„ren das schöne Geschlecht überhaupt, und besonders die „Gattin und die erwachsene Tochter, in der Sphäre des „häuslichen Lebens fähig ist. Lange und mit Vergnügen „habe ich darüber nachgedacht, besonders über Weiblich„keit, Liebe und Ehe. Ich liefre kein System; aber „die Idee soll festgehalten (werden), und alle Darstellungen „(sollen) einen und denselben Zweck erstreben: Verbreitung „der edelsten und begeistertsegendsten Häuslichkeit." Der Zweck ist löblich; aber wie sind die Mittel beschaffen? Sind die Lehren der Lebensweisheit für das schöne Geschlecht in gemüthliche, komische oder rührende Erzählungen eingekleidet? Sind die interessantesten Scenen daraus in Kupfer gestochen? Hat das Taschenbuch einen schönen Umschlag oder Einband, und einen goldenen Schnitt? Nein, nein, nein! Auf Druckpapier, unbeschnitten, in einem farbigen Einbande, der nur den Titel wiederholt, tritt es auf, und die Belehrung ist direct, uneingekleidet, nackt; die Unterhaltung unmittelbar auf die Erweckung nützlicher Betrachtungen gerichtet, weder die Phantasie aufregend noch das Gemüth ergreifend, mit einem Worte trocken. Hier eine Probe.

„Reizbar und empfänglich, wie das weibliche Gemüth „ist, macht alles auf dasselbe einen sehr tiefen Eindruck. — „Das weibliche Gemüth ist aber nicht blos sehr reizbar, „sondern auch höchst bieg- und bildsam. Es nimmt alle „Gestalten an, die man ihm zu geben bemüht ist. — Ein „junges Mädchen, welches einen Roman liefet, ist ganz „in denselben vertieft; er verschlingt gleichsam alle ihre „Aufmerksamkeit, sie webt und lebt in den Gedanken und „Empfindungen und Ereignissen, die er enthält, und sie „eignet sich alles das an, was ihr darin gefällt. Es eröffnet sich eine neue Welt für sie. Neue Ansichten und neue „Aussprüche (Ansprüche?) erwachen in ihrem Gemüthe, „und die Menschen und alle Umgebungen erscheinen ihr in „einem andern Lichte, als vorher. Die Liebe ist der Mittelpunkt, um welchen sich jetzt ihr ganzes Wesen dreht; „aber es ist keine Liebe der prosaischen Welt, sondern sie „ist romanhafter Natur. Sie verlangt nicht blos Herzlichkeit, Anschmiegung an ihr Herz, und Hingebung in ihre „Wünsche: sondern eine gänzliche Aufopferung der männlichen Selbstständigkeit. — In den gewöhnlichen Roma„nen, welche leider die meiste Lektüre der Frauenzimmer „ausmachen, herrscht keine idealische, sondern eine roman„hafte Welt. — In diese verliebt sich nun das Mädchen; „sie ist der Maaßstaab ihrer Beurtheilung der wirklichen „Welt; sie ist ihr Wunsch und Ziel; und da nichts das „Gemüth mehr verstimmt, als der Anblick einer verzerrten „Natur, so gewöhnt (entwöhnt) sie ihren Geist von allem „Natürlichen, von allem Hochherzigen." —

Alles sehr wahr; aber wenn die Warnungen vor der Romanenlectüre nicht in einen Roman eingewebt sind, werden sie von Frauenzimmern schwerlich gelesen, es wäre denn von solchen, die ihrer nicht bedürfen. Das Bild einer tugendhaften Frau S. 229 ist ein vortreffliches Bild; aber wer ihm nicht gleicht, der wird sich daran nicht ergötzen, weil es nicht mit dem ästhetischen Scheine von Existenz angethan ist. Am meisten möchten etwa noch die Charakterschilderungen der altdeutschen Frauen, der Französin, der Spanierin, Römerin, Engländerin, Altgriechin, Türkin, Perserin u. s. w.; und die Beschreibungen der Kleidungsarten, der Heirathsgebräuche, der Lage des weiblichen Geschlechtes in Indien ꝛc. diesem Taschenbuche geneigte Leserinnen verschaffen.

Huldigung den Frauen. Ein neues Taschenbuch von J. F. Castelli, für d. J. 1823 mit Kupfern. Leipzig im Industrie-Comptoir. VI u. 266 S. kl. 8.

Huldigung! das ist es, was die Frauen wollen, und an dieser Huldigung finden wir vieles zu loben. Der

Digitized by Google

Almanach, welches sie verrichtet, ist nicht dick, der Druck weitläuftig und selbst bey Lichte sehr bequem zu lesen, die Kupfer reinlich und nett, der Einband einfach und elegant, die Erzählungen (mit Ausnahme einer einzigen von Prätzel) kurz, und die Gedichte — vermischt.

Der Inder theilt den Inhalt ab in Prosa und Dichtung. Quod male; Dichtung und Gedichte sind nicht synonym, sie unterscheiden sich ungefähr wie fiction und poësie. Neue Bekanntschaft hat Ref. gemacht an Philippinen von Calenberg, Herrn Hannusch, Herrn Hermann von Hermannsthal, Herrn Schneller, Friederiken Susan geb. Salzer, Herrn Wetzel und Herrn Ferdinand Wolf. Sie scheinen alle recht charmante Leute zu seyn, die sich nicht dreit, und der Kritik keine Noth machen. Nur über Herrn Schneller wird sie sich ein wenig den Kopf zerbrechen müssen; wenn sie erforschen will, was seine „Lesungen des Mädchens" S. 42. sagen wollen.

Unter den alten Bekannten stieß Ref. auf Franz Grillparzer. Sein Freundus S. 52 stellt die Unzufriedenheit des Dichters mit seinen Werken unter dem Bilde des Alpdrucks dar. Angestoßen hat Ref. nur an der reimgebornen falschen consecutio temporum:

Und auf den Punkt, den er meint,
Hält er die Lichter verreint,
Daß es dem Aug nicht entgeng (entgehe)
Wenn es auch Blindheit umfing.

F. Rückert singt S. 142:

Tausend Ebenstreine
Sprühn in meiner Schacht.

Ref. hat Schacht bisher nur als masculinum gekannt; u. Adelung, Heinsius u. a. scheinen in demselben Falle gewesen zu seyn. Doch vielleicht hat nur der Seher sich gegen diese Autoritäten aufgelehnt. Aber Herr R. singt fort:

Und das Sprühn und Flimmen
Hält den Blick umstirrt,
Dem Gewühl der Stimmen
Ist das Ohr verirrt.

Es ist wohl nicht das Ohr, welches sich verirrt hat, sondern der Begriff: denn der Reim ist ganz richtig, aber der Sinn nicht. Das Lied schließt:

Auf Frühlingsrosen
Werden die (der Sonne) ein Glanz,
Buntes Farbentosen
Schmilzt in deinem Glanz.
Aller Lieder Schallen
Untergeht in dir.
Und die Nachtigallen
Verstummen schweigen hier.

Sie thun wohl daran, Farbentosen nicht, es wäre denn etwa, wenn sie gelacht werden; aber Herr Freymund hat sich angewöhnt, die Reime herbey zu tosen, i. e. herbey zu schleppen. (S. Heinsius Wörterbuch: „Tosen, thät. Zeitwort, in Ditmarsen, schleppen.") Castelli bittet im Schlußgedicht den Frauen ab, was sein Humor an ihnen gesündiget hat, und sündiget gar launig auf's neue. Die beste Art, von den Frauen für solche Sünden Vergebung zu erlangen. Aber die Grammatik gegen welche er in einem anderen Gedicht S. 14 gesündiget hat, ist auf diesem Wege nicht zu versöhnen. Der Dichter hat den schlafenden Amor erweckt:

Er schießt — o weh, mein Herz!
Verwundet von des Buben Pfeilen.
Lacht er mit bitterm Hohn.
Zeigt mir den Arzt, der könnte heilen.
Und fliegt mit ihm davon.

Das klingt als ob Amor von den Pfeilen verwundet wäre. Luise Brachmann erzählt S. 17 ff. einen „seltenen Ausweg," welcher darin besteht, daß eine Jungfrau, welche sich einer schönern aber minder gebildeten vorgezogen sieht, den Entschluß faßt, dieselbe zu bilden und dadurch des Geliebten würdiger zu machen. Ein edler Ausweg, den die Erzählerin wunderlicher Weise eine geniale Güte nennt. Den falschen Casus S. 19: „daß ich mich unverstehen (s) in ein (em) Gefühl befangen finde," hat sie sich vielleicht neuerlich in Berlin angewöhnt. Ebendaselbst stößt jemand „funkelnd in Geist und Herzen, doch oft gegen die Regeln der Klugheit an." Das Funkeln, zumal im Herzen, ist ein ganz neues Sprachphänomen. Caroline Pichler kritisirt S. 150 mit sehr richtigem Takt die heutige Art der geselligen Unterhaltung (in den sogenannten soirées). Dem Ref. ist nur das Tableau aufgefallen „das im Alkov (en) von Aramintens Schlafzimmer angeordnet war." Uebrigens finden sich hier auch die v. Ehezy, Jos. v. Hammer, Rauchach, Kind, Rost, Meilath, Deinhardstein, Hell ꝛc. und daß Haug nicht fehlt, versteht sich von selbst.

Periodische Literatur.

Astrologisches Taschenbuch für das Jahr 1822. Herausgegeben von J. W. Pfaff, (Prof. zu Erlangen, russ. Hofrathe ꝛc. ꝛc.) Erlangen in der Palm'schen Buchhandlung. 1822. 282 S. 8.

Astrologie im neunzehnten Jahrhundert? Will und der Vers. wiederum mit Sterndeutern, Nativitätstellern u. dergl. versorgen? Gewissermaßen, ja! Er hat bereits, wie man aus einem Allegat ersieht, eine Astrologie in optima forma geschrieben (leider kennt Ref. sie nicht), und will diese eingeschlafene Wissenschaft nicht nur wieder aufgeweckt, sondern auch an die Spitze der gesammten Naturwissenschaften gestellt wissen. Zu diesem Behuf liefert er hier eine Uebersetzung der griechischen Astrologie, welche dem weltberühmten Astronomen, Claudius Ptolomäus, von einigen zugeschrieben und von andern abgesprochen wird; er begleitet dieselbe mit seinen Anmerkungen, läßt sodann in einer eigner Abhandlung über das Wesen der Astrologie sich vernehmen, theilt einen Aufsatz von D. G. H. Schubert mit: Von dem Zusammentreffen großer vulcanischer Aus-

Digitized by Google

brüche mit dem Erscheinen großer Kometen; und schließt endlich mit einer Metagnostik für das Jahr 1820 und einer Prognostik für das Jahr 1822.

Wenn unsere Leser voraussetzen (wie sie denn dazu verbunden sind), daß der V. nicht irrsinnig sey; so werden sie leicht begreifen, daß derselbe unter Astrologie nicht so trocken weg die verrufene Kunst verstehen kann, aus der Stellung der Gestirne das Zukünftige im Menschenleben und in der Staatengeschichte zu bestimmen; aber was er denn eigentlich darunter verstehe, das ist freylich aus seinem Taschenbuche nicht viel leichter herauszulesen, als die Zukunft aus den Sternen.

„Astronomie (sagt er S. 13.) giebt die mathematisch-„mechanischen Gesetze, Astrologie die physisch-dynamischen „des Himmels: ist allgemeine Physik des Weltgebäudes." Nach dieser Erklärung würden die Lehren von Attraction, Lichtstoff, Wärmestoff, Electricität und Magnetismus, besonders von dem astralisch-animalischen, der Astrologie anheim fallen; und dagegen wäre, in Hinsicht des letzgenannten Phänomens wenigstens, so gar viel eben nicht zu sagen, da der Magnetismus in der neuesten Zeit so prophetisch geworden ist, daß er recht gut die Stelle der alten Sterndeutekunst einnehmen könnte. Aber was versteht der V. unter den physisch-dynamischen Gesetzen des Himmels? Wenn Ref. ihn recht verstanden hat, die Gesetze, nach welchen die Natur äußerterellurischer Weltkörper auf den physischen Organismus unserer Erde, ihrer Producte und ihrer Bewohner einwirkt, denselben bestimmt und modificirt. Daß dergleichen Einwirkungen existiren, ist nicht wohl zu bezweifeln, und die kosmische Naturlehre hat in der That den Vorwurf, auf dem Wege der Erfahrung den Gesetzen derselben nachzuforschen. Aber warum für diese, in Vergleichung mit der Astronomie noch in ihren Windeln liegende Wissenschaft den Namen eines verschollenen Systems aufwärmen, der zugleich alle willkührlichen Hypothesen und aberglaubigen Wahnbegriffe desselben wieder aufzuwecken droht? Die Astrologie unserer Vorfahren forschte nicht nach den Gesetzen dieser Einwirkungen; sie glaubte, dieselben gefunden zu haben, indem sie von gewissen meteorologischen, pathologischen und überhaupt tellurisch-physikalischen Erscheinungen die wirkenden Hauptursachen in den Gestirnen voraussetzte, und den Himmelskörpern, insonderheit den Planeten, Naturen zuschrieb, aus welchen diese Erscheinungen sich erklären lassen mußten, weil man eben nach Maaßgabe jener tellurischen Erscheinungen diese Naturen sich erdacht hatte. Dieser Herrschaft der Willkühr hat unsere Weltphysik sich längst entzogen. Sie hat in den allgemeineren tellurischen Erscheinungen Kräfte wirksam gesehen, von denen es wahrscheinlich ist, daß sie gleichmäßig durch das ganze Weltgebäude wirken, und sucht deren Wesen in der Hoffnung zu ergründen, daß daraus Licht über die physikalischen Beziehungen der Weltkörper zu schöpfen seyn werde. Gleichwie die Astronomie auf den glücklichen Punkt gelangt ist, die Mechanik der Welt auf einer einzigen Grundkraft, der allgemeinen Gravitation, nothdürftig zu erklären; so arbeitet jetzt eben die Naturkunde daran, in dem Electro-Magnetismus das Grundprincip der Weltphysik zu erkennen. Auf diesem Wege kann ihr des Verfassers Zurückweisung auf die alten astrologischen Hypothesen, welche gleich den Irrsternen sich ewig nur in dem Thierkreise herumtreiben, unmöglich zum Compaß dienen.

Daß er in diesen Systemen wohl bewandert sey, muß man ihm zugestehen; aber von dem Zustande unserer Astronomie und Physik hat er sehr mangelhafte Ansichten, und seine Sprache ist im höchsten Grade undeutsch zu nennen.

S. 6: „Tacitus schreibt ihm großen Einfluß auf Galba zu, ja an Verbrechen Theil-Nehmen" (Theilnahme an Verbrechen). S. 10: „Ich habe (bin) Melancthons Uebersetzung gefolgt." Ebendaselbst: „Der Leser möge es mit der Ruhe und Einfalt (Unbefangenheit) lesen, die es verlangt." S. 12: „quadripartiti Ptolomaei, das heißt: Buch des gevierttheilten Ptolomäus." (Warum nicht lieber gar des geviertheilten!) S. 19. 25. und an vielen a. O. findet man „Configuraz, Constellaz" für Configuration, Constellation. Schreibt Herr P. nicht auch: Die deutsche Nazion, für Nation? Und warum schreibt er in plurali: die Configurationen, und nicht die Configurazen? S. 21: „Quadratur" (Geviertschein). S. 22: „Nach (auf) den Stand der Zeit achten." Ebendaselbst: „Schiffmann (Schiffer). S. 24: „Weil einige dem Pöbel blauen Dunst vormachen, so nicht in natürlichen Ursachen gegründet sind Dinge prophezeyhend; so sind" u. s. f. (Welche Construr! Warum denn nicht: Dinge prophezeyhend, die nicht in natürlichen Ursachen gegründet sind?) S. 29: „Wenn entgegen (dagegen) Mittel angewandt werden." S. 36: „Von gemäßigter (mäßiger) Statur." S. 41: „Die Gelehrten haben sich wenig für diesen Kreis von Wissenschaft, Arbeit und Lust gesucht." S. 42: „Wie Nebelflocken ähnliche Sterne" (den Nebelst. ähnliche). S. 96: „Wüstung" (Verwüstung). S. 123: „Nicht als ob es entschieden wäre, die große Frage." S. 142: „Das Wahre zu ersuchen" (erforschen). Etc. etc. etc.

Eine solche Handhabung und Verzerrung der eignen Muttersprache kann schwerlich ihren Grund anderswo haben, als in einer unlogischen Ordnung der Begriffe, welche mit der Neigung zu phantastischen Ansichten wissenschaftlicher Dinge häufig gepaart zu seyn pflegt, und mit derselben gewöhnlich in linea recta verbunden ist, sey es in aufsteigender oder in absteigender.

Digitized by Google

Dichtkunst.

I. Blumenstücke aus der Natur und dem Menschenleben. Ein Geschenk für Frauen. Vom Verfasser der Bilder der Liebe. Mannheim b. Schwan u. Götz. 1822. 300 S. 8.

Die Bilder der Liebe haben wir in No. 91. 1821. angezeigt. Herr August Gebauer hat sich als deren Verfasser auf dem Titel genannt; warum nicht auch hier? Dagegen hat er die gemüthliche Zueignung der Blumenstücke an Sophia (seine Geliebte oder seine Gattin unfehlbar) mit voller Adresse unterzeichnet: „D. August Gebauer, Hofrath.“ Diese Unterschrift hätte sich auf dem Titelblatte schicklicher ausgenommen, als unter dem Briefe an eine mit ihm innig vertraute Person.

Die Blumenstücke aus der Natur charakterisirt das Sonett. S. 11.

Natur! wie soll, wie mag ich dich erfassen
In aller deiner Pracht und Herrlichkeit?
Ich schau' anbächtig um mich weit und breit,
Und weiß mich kaum vor Freudigkeit zu fassen.
Wie fleißt du vor mir in so großen Massen!
An Schönheit tächelt Schönheit angereiht!
Und selbst, was scheinbar sich bewegt in Streit,
Muß ebenmäßig in einander passen!
Zu groß, um dich in deiner ganzen Fülle
Zu pressen in der Sprache enges Kleid —
Denn du zersprengst voll Kraft jedwede Hülle —
Versuch' ich, nur in kleinen leichten Bildern
Die wunderkühne Mannichfaltigkeit,
Worin du stets erscheinst, entzückt zu schildern!

In der Natur ist allerdings Mannigfaltigkeit genug; aber unser Maler macht sie zur Einförmigkeit durch seine Empfindung, die ewig die nämliche bleibt: Frömmigkeit. Nicht daß wir diese tadeln wollten, das sey ferne. Aber sie macht zu oft sich selbst zum Gegenstande der Gemälde, und das giebt eine Eintönigkeit, welche der poetischen Wirkung nachtheilig ist. Das Anschauungsvermögen erhält zu wenig Nahrung. Indessen macht manches Blumenstück eine glückliche Ausnahme besonders das letzte: der Morgen am Rhein. Von denen „aus dem Menschenleben“ (die von jenen sich überhaupt nicht mit logischer Schärfe absondern) gilt im ganzen dasselbe. Viele Bilder der Liebe mischen sich wieder ein, und diese gerade malt der Vers. sehr matt. In No. 80. hat er sich auf das Gebiet der Kunstkritik verirrt: Schiller's Romanzen mit Ausnahme des Toggenburg, fehlt seiner Meynung nach das Natürliche, Schlichte, Einfältige und doch Frische des Tones; Schiller beschreibt ihm zu prachtvoll und kunstreich, anstatt leicht und volksmäßig zu erzählen; der Kampf mit dem Drachen verdient neben der alten, schönen und einfachen Romanze im Wunderhorn keineswegs das Lob, das ihr zu Theil geworden ist. Herr G. lasse das gut seyn! Auch die Romanze, ursprünglich die Poesie eines unmündigen Zeitalters, muß nach und nach sich anschicken, mündig zu werden, und Schiller hat sie auf den rechten Weg zu diesem Ziele geführt, wenn er auch selbst dabey manchen Fehltritt gethan haben mag.

Noch sind angehängt (von S. 225. an) Blätter und Blüthen aus dem Leben und für das Leben. No. 93. lautet vom Anfange bis zu Ende: „Treue feyert die schönsten Triumphe.“ Soll dieser Gemeinplatz eine Blüthe seyn, oder ein Blatt? Herr G. bedenke, daß der Schriftsteller keine Triumphe feyert, wenn er sich gewöhnt, alles drucken zu lassen, was er irgend einmal aufgeschrieben hat. Das verräth eine Anmaaßung, die mit der wahren Frömmigkeit nicht wohl verträglich ist.

II. Blüthen religiösen Sinnes. Für das höhere Leben. Von August Gebauer. Mannheim bey Löffler. 1822. 205 S. 8.

„Mehr Beruf zum Dichter für die Kirche, als für die Welt.“ So lautete das Urtheil des Lit. Bl. (No. 91. 1821.) über des Verf. „Stunden der Einsamkeit.“ Die gegenwärtige, aus Liedern, Sprüchen und Legenden bestehende Sammlung bestätiget dasselbe. Herr G. wird ein guter Kirchendichter werden können, wenn er sein Ich mehr bey Seite setzen, und sich in fremde Lagen, welche das Bedürfniß der Religion fühlbar machen, lebhaft hinein denken lernt. Das beste der vorliegenden Lieder ist das 44ste.

Du liebster Vater, führest mich,
Und wirst mich fürder führen,
Bis vor dem müden Pilger sich
Auftun die Himmelsthüren.
Reicht deine Hand nicht weit und breit,
Von einem Meer zum andern?
Wer sollte da voll Traurigkeit,
Wer da voll Aengsten wandern?
Und ob der Weg noch steil und weit
Eh' ich das Ziel erreiche,
Wie wenig oder viele Zeit
Bis dahin noch verstreiche?
Ich frage nicht danach, ich geh'
Und gehe immer weiter —
Und wenn ich deine Hand nur seh'
So bin ich froh und heiter.
Und hast du mich genug geführt,
Du liebender Begleiter,
Und hab' ich Müdigkeit verspürt,
Und kann ich nicht mehr weiter:
O guter Gott! so führe mich,
O führe mich zur Ruhe!
Damit ich dann auch ohne dich
Den letzten Gang nicht true!

Leider sind hier nicht viele, welche diesem gleichen; die meisten verfehlen das Herz des wahren Christen, weil der Dichter auf seine Liebe zur Gottheit, auf seine religiöse Glückseligkeit, auf seine Identification mit dem Heilande Staat macht. Neigung zum Mysticismus zeigt sich nicht selten; aber zum Glück scheint die Schwäche der Einbildungskraft ihrem Wachsthum entgegen zu stehen. Die Sprüche (S. 157 ff.) sind meist unbedeutend.

Digitized by Google

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. September 1822.

Criminalgeschichte.

I. Erste Stimme aus Norddeutschland über Fonks Unschuld nebst gelegentlichen Bemerkungen über die Geschwornen-Gerichte von Peter von Kobbe. Göttingen bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1822. 92 S. gr. 8. und 70 S. Anhang.

II. Vortrag der Staatsbehörde in Fonks Proceß als Nachtrag zu der Schrift: Erste Stimme ꝛc. Ebendaselbst 97 S. gr. 8.

III. Briefe über die Assise in Trier von Benzenberg. Köln bey Bachem 1822. Erste Abth. 198 S. Zweyte Abth. 579 S. gr. 8.

Der Verf. von No. I. ist nach seiner Unterzeichnung S. 92 Doctor der Rechte, und kennt nach seiner Versicherung S. 14 und an mehreren a. O. Fonks Namen blos aus demjenigen, was über seinen Proceß gedruckt worden ist. Rec. befindet sich genau in dem nämlichen Falle, und weil über diesen Proceß so unendlich viel gedruckt worden ist; so war er seit geraumer Zeit diesem Processe dergestalt abhold, daß er nichts mehr darüber lesen mochte. In diesem Zustande subjectiver Abneigung gegen die ganze Sache traf ihn die Einladung, obgenannte drey Schriften anzuzeigen. Er griff zuerst nach der „ersten Stimme," und da diese mit einer Art von Declamation über die nothwendige Selbstsubordination des Individuum unter die Bedingungen des Gemeinwohls — also ab ovo — anhob; so war er im Begriff, sie wieder bey Seite zu werfen, als er bemerkte, daß derselben ein Actenstück, der Bericht des Untersuchungsrichters Hoffmann (im Kreisgerichte zu Trier) angehängt war. Gewohnt, die officiellen Berichte der Justizbeamten weit ausholenden Defensionen vorzuziehen, las er vor der Schrift des Herrn v. Kobbe diesen Hoffmannschen Bericht, und dann die Schrift No. II., welche des Staatsprocurators Rechtfertigung der Anklage enthält. Als er damit fertig war, stand in ihm die Ueberzeugung fest, daß das Schwurgericht, welches über den angeklagten Fonk das Schuldig ausgesprochen, eine materielle Ungerechtigkeit begangen habe. Also die Ueberzeugung von Fonks Unschuld an Cönens Ermordung? Keineswegs. Fonk kann der Thäter seyn, ja er kann morgen in freyer Erklärung zu der That sich selbst bekennen; und dennoch wird Rec. bey seiner Meynung beharren, daß das Schwurgericht materiell ungerecht gesprochen.

Ein Schwurgericht nämlich ist zwar zu der Angabe seiner Entscheidungsgründe nicht verpflichtet, und die Meynung, welche dasselbe zu formellem Rechte stempelt, ist an keine positiv-gesetzlichen Bedingungen rechtlicher Gewißheit gebunden; aber es muß doch Gründe haben, und diese müssen vernünftig seyn, d. h. sie müssen mit der Moral und mit den Denkgesetzen sich vertragen. Exempli gratia: Ein Geschworner hat die That selbst gesehen, aber aus irgend einem Grunde Bedenken getragen, sie zu verrathen. Jetzt spricht er das Schuldig aus, und sein Grund, die eigene sinnliche Wahrnehmung, ist vernünftig in höchster Potenz: denn er stimmt nicht nur mit dem Verstande überein, sondern auch — wie unmoralisch immer die Scheu vor dem Auftreten als Zeuge gewesen seyn mag — mit der Moral, welche den Meineid verdammt, den er begehen würde, wenn er, einer solchen Ueberzeugung entgegen, den Schuldigen für unschuldig erklärte. Ein anderer Geschworner aber hat von der That geträumt, und im Traume den Angeklagten dieselbe vollbringen sehen. Er hält diesen Traum für Eingebung von oben und spricht das Schuldig aus. Dieser Grund ist unvernünftig: denn selbst der Aberglaube muß bekennen, daß Träume, wenn sie Eingebungen übersinnlicher Wesen sind, eben so wohl von bösen, als von guten Wesen herrühren können, und die Moral verbietet, auf so zweifelhafte Zeugnisse aus der Welt der Geheimnisse einen Menschen dem Unglück zu weihen. Sein Ausspruch ist materiell ungerecht.

Nun liegen zwar die Gründe der Geschwornen von Trier der Beurtheilung nicht in dieser Maaße vor, da sie nicht ausgesprochen sind; aber in den beyden officiellen Vorträgen ist der Gang der Untersuchung dargestellt, und diese zwey Darstellungen — obwohl von ganz entgegengesetzter Tendenz — zeigen nichts von vernünftigen Gründen für die Schuld. Man könnte sagen, daraus folge noch

Digitized by Google

nichts für die behauptete materielle Ungerechtigkeit des Spruchs: die Entscheidungsgründe der Geschwornen könnten außerhalb der schriftlich darstellbaren Untersuchung liegen. Das ist möglich; aber abgerechnet, daß in dieser Region der rein-subjectiven Meynung selten vernünftige Gründe liegen, weil die Vernunft stets auf eine gewisse Objectivität dringt, wenn schon nicht auf die sogenannte juridische Gewißheit, die eine legislatorisch gemachte, willkührliche, man könnte sagen rechtlich-fingirte Objectivität ist — abgerechnet also, daß außerhalb der darstellbaren Untersuchung selten vernünftige Gründe zu finden sind; so ist das Urtheil der Welt über die Gerechtigkeit des unmotivirten Spruches immer auf die Gründe von innerhalb der darstellbaren Untersuchung beschränkt, und man kann der Welt, der Nachwelt, der Geschichte nicht zumuthen, die Gründe von außerhalb blindlings vorauszusetzen, zumal wenn von innerhalb vernünftige Gründe für das Gegentheil in die Augen springen, und eine, wenigstens auch subjective, Ueberzeugung von der materiellen Ungerechtigkeit hervorbringen. Das ist hier der Fall, und Rec. hält es für seine Pflicht, zu zeigen, wie sie ihm in die Augen gesprungen sind, soweit dieß auf beschränktem Raume gezeigt werden kann.

Cönen verschwindet plötzlich aus dem Kreise seiner Bekannten. Diese machen Lärm, das Gerücht, welches immer gern von Verbrechen sich nährt, supponirt Ermordung, und die öffentliche Meynung — die schlotterichte Königin der Welt (S. Lit. Bl. No. 61. S. 244) — sucht den Thäter. Sie wirft den ersten Verdacht auf Fonk. Warum? Cönen war beauftragt gewesen, für Fonks Associe mit demselben eine Berechnung zu schließen, hatte mit ihm nicht einig werden können, hatte ihn in den Verdacht eines Betrugs gezogen, und es war möglich, daß er wußte, und beweisen konnte, was Fonk vielleicht zu verbergen ein großes Interesse hatte. Die Phantasie der schlotterichten Königin schuf nun, sobald sie den Thäter hatte, die Geschichte der Ermordung, und versiehrt in dieselbe, als Werkzeug, ein Bandmesser (Böttgierinstrument) und als Gehülfen des Thäters einen Kiefer (oder Küper), alles mit vollkommen poetischer Consequenz, weil Fonk mit Braudwein handelte, mit Cönen über ein Braudweingeschäft verkehrt hatte, und bey dergleichen Geschäften Fässer, Küper und Bandmesser nothwendige Requisiten sind; nicht zu gedenken, daß ein Faß zugleich dienen konnte, den vermißten Leichnam aus der Stadt zu schaffen. Dieser wird endlich, nachdem ein im Strome gefundener Pseudo-Cönen die schlotterichte Königin geäfft und dadurch noch mehr gereizt, d. h. dieselbe genossen — nach der Entdeckung lüstern gemacht hatte, wirklich im Rheine gefunden, und nun sieht diese so leichtgläubige als eitle Weltmajestät in der Bestätigung eines kleinen Theiles ihrer Vermuthung (der Versenkung des Ermordeten in den Strom) eine Bestätigung ihrer ganzen Fiction. Der Generaladvocat folgt der Spur der schlotterichten Königin. Fonks Küper (Hamacher) wird verhaftet, und der Generaladvocat bearbeitet ihn, polizeylig genug, aber mit einleitiger, auf Bestätigung der schlotterichten Fiction gerichteter Tendenz, und unter Anwendung sehr bedenklicher Mittel (des Weins und eines notorischen Schufres) zum Behuf der Erlangung eines Geständnisses. Nach mehreren Monaten harter Haft bekennt Hamacher auf Fonk, und nach 20 Tagen widerruft er sein Bekenntniß als eine Fabel, welche der Generaladvokat mit ihm abgeredet haben soll.

Diese Verabredung ist nicht plausible; ihr Grund könnte nur in einer tödtlichen Feindschaft des Generaladvokaten gegen Fonk gesucht werden, sie würde eine teuflische Bosheit in dem Herzen des gedachten Beamten voraussetzen; und für beyde Annahmen zeigt sich keine Basis. Aber man denke sich die doppelte Suggestion, der Weltkönigin an den amtseifrigen Generaladvokaten, und des Generaladvokaten an den hart gefangen gehaltenen Küper, der nur im geforderten Bekenntnißeein Mittel sah, seinen Zustand zu verbessern; und man wird leicht begreifen, was der Letzgenannte unter einer Verabredung verstehr. Doch wie steht es mit dem Bekenntniße selbst? Wie stünd' es damit, wenn es nicht widerrufen wäre? Schlotterich, wie um die Königin selbst, die es suggerirt hat. Es ist so beschaffen, daß man blind seyn müßte, um es nicht für eine schlecht erdachte Fabel zu erkennen. Man höre!

Fonk hat dem Hamacher zweymal den Antrag gemacht, den Cönen, der ihn ruinire, aus der Welt zu schaffen. H. hat denselben abgelehnt. Gleichwohl bestellt ihn Fonk zu sich an dem Abende, wo er Cönen ermorden will. Er sagt ihm seine Absicht nicht, er eröffnet ihm nur, daß Cönen, der zwey Stunden früher von ihm gegangen, wiederkommen werde, weil er etwas vergessen habe. Cönen kommt, sagt, daß er etwas vergessen, aber was? Die Fabel schweigt davon. Um Brandwein zu kosten, geht man in das Lagerhaus. Anstatt mit dem Bandmesser, welches Fonk mitgebracht, das Faß aufzuschlagen, schlägt er Cönen vor den Kopf, stößt ihn dann vor die Brust, daß er zu Boden fällt, und heißt nun dem Hamacher, dem Gefällten die Gurgel zuzuhalten, damit er nicht schreye. Dictum factum. Cönen ist todt, Fonk nimmt ihm die Brieftasche ab, Hamacher spündet ihn in ein Faß, und noch zwey Tagen fährt Hamachers Bruder und der Mitmörder selbst dieses Faß, unbekümmert um die Aufpasser im Thore, in aller Frühe an den Rhein, wo es aufgespündet, und die Leiche mittelst eines angebundenen Steines in den Strom versenkt wird. Brieftasche, Hut und Pfeife des Erschlagenen hat Fonk an sich genommen. Das ist das Grobgewebe der Fabel, die sich selbst und dem ausgemittelten Theile der Wahrheit handgreiflich widerspricht. Ha-

Digitized by Google

macher hätte sie vor jedem rechtswissenschaftlichen deutschen Richterstuhle erzählen können, und kein Disasterium würde es gewagt haben, ihn darauf zu verurtheilen, es wäre denn als geständlichen Lügner. Hamacher hat den Mord abgelehnt, und Fonk bestellt ihn zu sich, nimmt ihn mit in das Lagerhaus, überrascht ihn hier mit der Mordthat an Cönen und beräth sogar Henkersdienste von ihm! War er denn wahnsinnig dieser Fonk? Fürchtete er denn nicht, daß Hamacher, der die That abgelehnt hatte, vor derselben sich entsetzen, und Mord! schreien würde? Hamacher dingt seinen Bruder zur Wegfahrung des Fasses und macht ihn zum Mitwisser der Sache, nachdem das Faß schon an Ort und Stelle ist. War er denn toll, dieser Hamacher? Das Faß wird hier, am Ufer des Stromes, aufgespündet, und die Leiche herausgenommen. Warum denn diese gefährliche Operation, bey der man ertappt werden konnte? Warum hängte man den Stein nicht an das Faß, und versenkte die Leiche mit dem Sarge?*) Man hat später einen Hut ohne Futter in einem Brunnen gefunden, der Fonk und seinem Nachbar gemeinschaftlich gehörte. Das ist Cönens Hut, aus welchem Fonk das Futter gerissen, weil Cönens Name darin gestanden haben soll! War er denn dumm, dieser Fonk, daß er den Hut nicht mit sammt dem Futter vernichtete? Hatte er kein Messer, keine Scheere? Brannte — im November — kein Feuer in seinem Ofen? Hamachers Bruder soll das Faß gefahren haben. Es findet sich unbestätiget, der Bruder ist nicht von Hause weggekommen, und Hamacher selbst hat das Bekenntniß abgeändert, ein fremder Fuhrmann soll das Faß gefahren haben. Der Bruder ist mit der Versicherung, daß die erste Angabe falsch sey, auf dem Krankenbette gestorben. Zwey Tage (vom 9ten bis 11ten Nov. hat die Leiche im Fasse gesteckt, im Lagerhause, wo sie Abends nach 10 Uhr erschlagen worden. Aber sie hatte, als sie aus dem Strome gezogen wurde, die Uhr in der Tasche, diese war nicht abgelaufen, aufbehalten, aber auf 3 Uhr stehen geblieben durch das eingedrungene Wasser. Als dieses heraus war, gieng sie wieder von selbst. *) Hat man denn nicht untersucht, ob die Kette dieser Uhr lang genug war, daß sie zwey Tage lang gehen konnte, ohne aufgezogen zu werden? Oder hat Fonk die Leiche wieder aufgespündet, um die Uhr aufzuziehen? Rec. kann hier nur die gröbsten Widersprüche des Bekenntnisses mit dem ausgemittelten Sachbefunde berühren. Sie werden hinreichen zum Beweis, daß es nicht vernünftig ist, demselben Glauben beyzumessen. Genug, Fonk wurde zweymal verhaftet und in Anklagestand versetzt, und eben so viemal — losgesprochen.

Jetzt forderte er selbst die strengste Untersuchung gegen den Verläumder Hamacher, und auf das Bekenntniß, welches derselbe widerrufen hatte, und welches so klare Spuren einfältiger Erdichtung an sich trug, sprachen die Geschwornen das Schuldig über diesen Hamacher aus. Er leidet Kettenstrafe.

So gewiß der Spruch eines Schwurgerichts ein Spruch ohne ausgesprochene Entscheidungsgründe ist; so gewiß darf ihm auch keinerley Folgerung angehestet werden, die über seinen buchstäblichen Sinn hinaus geht, und nur aus objectiven Entscheidungsgründen hergeleitet werden könnte. Am wenigsten kann demselben eine Wirkung gegen den, des Mitverbrechens beschuldigten, trotz jenes Hamacher'schen Bekenntnisses bereits zweymal losgesprochenen Fonk beygelegt werden. Dennoch wurde er auf den Grund, dieses Schwurgerichts-Spruches gegen Hamacher und unter dem Prätexte neuer Indicien zum drittenmale verhaftet, in Anklagestand versetzt, und — trotz der Widersinnigkeit des Bekenntnisses, auf dessen Widerrufe der bereits mit Kettenstrafe belegte Hamacher noch diese Strafe beharret, für schuldig erklärt. Und wie! Sieben Geschworne erklärten ihn für den eigentlichen Mörder, fünf aber für schuldig des Antheils am Morde oder einer vermuthen Bestechung zum Morde. Wenn die Sieben auf Hamachers widerrufenes Bekenntniß fußten; so war das vernunftwidrig genug; aber worauf fußten die Fünf?*) Rec. findet nichts, als — die schlotterichte Königin der Welt, mit den allerentferntesten, schlecht versicherten, und mit einander im Widerspruche stehenden Indicien behangen.

So hat des Rec. Ueberzeugung, größtentheils vor Lesung der Kobbe'schen Hauptschrift und unabhängig von deren Inhalte, aus den beyden officiellen Vorträgen sich entwickelt, wovon der eine (der Bericht des Untersuchungsrichters) ein musterhaftes Werk der Urtheilskraft und der Unpartheylichkeit ist, der zweyte hingegen (der Vortrag des Staatspro-

*) Wer weiß? vielleicht wollte Fonk, welcher ausdrücklich zum Befestigen des Steines an der Leiche einen Riemen mitgegeben haben soll, das Faß gern wiederhaben. Hat man nicht nachgesehen, wo es hingekommen, das Faß?
M.

*) Ist diese Thatsache erwiesen; so liefert sie ein starkes Argument gegen Hamachers Erzählung. Den 11. Nov. früh nach 4 Uhr soll das Faß aus Fonks Packhause weggefahren worden seyn. Die Uhr stand auf 3 Uhr 25 Min. Hat das eindringende Wasser sie aufgehalten; so kann das nicht früher, als am 11. Nov. Nachmittags um 3 Uhr 25 Min. geschehen seyn. Und ungefähr 40 Stunden früher war sie schon mit der Leiche eingespündet! Gewöhnliche Uhren gehen kaum 36 Stunden.
M.

*) Sie dachten vermuthlich, etwas müsse doch an Hamachers Fabel wahr seyn, und seine Erzählung von dem Auftrage, von der Bestechung, widerspreche doch wenigstens — dem Ueberdrichte nicht. Die Möglichkeit, daß ein so jämmerlicher Halbgedanke des bauchaufschneidenden Menschenverstandes einen Unsinn thigen an das Messer der Kürschmasche liefern könne, erfüllt mit Grauder; aber die Juristen dürfen nicht murren: denn ihre Aeltherren verbrannten Hexen.
M.

Digitized by Google

kurators) für ein Muster von Besangenheit und sophistischer Indicienjagd gelten kann. Unseres Wis. Schrift hat diese Ueberzeugung befestiget, obschon sie nicht mit derjenigen Ordnung und Kälte abgefaßt ist, welche die Juristen lieben. Herr v. K. gründet seine Meynung für Fonks Unschuld besonders auf drey Umstände: es fehlt an jedem plausiblen Motive der That. — Cönens Ermordung selbst (das corpus delicti) ist noch zweifelhaft; — und die letztgenannte vorausgesetzt, fehlt es nicht an einer plausiblen Vermuthung in Betreff der Frage: Wenn nicht Fonk, wer sonst? In der That hat die Untersuchung der Rechnungssache, über welche Cönen mit Fonk verhandelt hatte, durchaus nicht gezeigt, was Fonk durch diesen höchst gewagten Meuchelmord an Cönen oder durch den Raub seiner Brieftasche für einen Vortheil hätte erlangen, für einen Nachtheil vermeiden können. Keine Spur, daß er seinen Associé, für welchen Cönen mit ihm gerechnet hatte, und der überdieß schon selbst eingetroffen war, übervortheilt habe. Keine Spur, daß er in diesem Verhältnisse Cönen zu fürchten gehabt. Daß Cönen ermordet worden, macht der Fundbericht allerdings glaublich; aber mit Hamachers Erzählung stimmt er nicht gut zusammen. Und was endlich das: wer sonst? und das wie sonst (das aliter der That) anlangt; so ist ausgemittelt, daß Cönen mit einer italienischen Lustdirne in Verbindung stand, und das öffentliche Haus, wo sie sich aufhielt, zu besuchen pflegte. Der Verdacht hat bald Anfangs sie berührt; aber eben so bald wieder fahren lassen. Doch als Cönens Leiche gefunden worden, hat sie von der Polizey einen Reisepaß verlangt und erhalten, und an eben dem Tage, wo Fonk verhaftet worden, ist sie abgereist. Sie soll für Cönen heftig entbrannt, nach Art der Südländerinnen glühender Eifersucht fähig gewesen seyn u. s. f. Freylich nur schwache, äußerst schwache Indicien; aber doch eine Spur, welche der Generalprokurator nicht so ganz aus der Acht hätte lassen sollen. Und er selbst war es, welcher in dem merkwürdigen Zeitpunkte der Auffindung der Leiche der Italienerin den Reisepaß ausfertigte! Er hatte früher sie über Cönens Verschwinden gesprochen, sie hatte ihm ihre heftige Neigung zu ihm, ihren Wunsch nach seinem (animalischen) Besitz gestanden, er hatte sie um den Verschwundenen weinen sehen. Warum kam er nicht auf den Gedanken, sie mit der Leiche zusammen zu bringen, und ihr Benehmen dabey zu beobachten? Er, welcher polizeylich die Blicke controllirte, die Fonk in seinen Spiegel warf!

Es gereicht unserem V. zum Ruhme, daß er selbst den Generaladvokaten wider den Verdacht in Schutz nimmt, gegen Fonk in böser Absicht gehandelt zu haben; aber daß er überhaupt gehofft, daß er, von Fonk und seinen Freunden einmal der Gefährde bezüchtiget, sein Amt mit Leidenschaft verwaltet, und die Entdeckung von Fonks Schuld wie seine eigene Ehrensache betrieben: das hat Herr v. K. eben so klar nachgewiesen, als es aus den beygefügten Aktenstücken hervorgeht. — Wenn es dahin käme, daß wirklich Fonks Haupt der oftерwähnten schlotterichten Königin, dieser Absetzin der gegenwärtigen Zeit, zum Opfer fallen müßte: wahrlich, nicht um ein Königreich möchte dann Rec. des Generaladvokaten Haupt auf seinem Rumpfe, nicht dessen Herz in seinem Busen tragen! *)

Der Verfasser hat seiner Vertheidigungsschrift noch eine kurze Anklageschrift gegen das Institut der Schwurgerichte angefügt. Freylich wohl ist das Verdict der obenerwähnten Sieben und Fünf nicht geeignet, dafür einzunehmen; **) aber was ist Ein Fall, und noch dazu ein so seltener Fall, gegen die Sehnsucht der Zeit nach völlig unabhängigen Richtern, die nicht von ihrem Amte leben? Wären diese ohne Jury zu haben, dann würde Herr v. K. wenig Widerspruch in Deutschland finden. Und Rec. glaubt, sie sind zu haben, wenigstens ohne diese Art von Jury, diese schlechte Copie der Original-Jury (der englischen), welche die Franzosen uns hinterlassen haben. Vielleicht ist es den Deutschen vorbehalten, sich ihre eigne zu erfinden.

(Der Beschluß folgt.)

*) Rec. taugt nicht zum Polizey-Beamten. M.

**) Das weiß mein Gott! M.

Länder- und Völkerkunde.

Gegenwärtiger Zustand der Türkei, besonders Konstantinopels, in topographischer, moralischer ꝛc. Hinsicht. Nach Karls Pertusiars Spaziergängen in Konstantinopel ꝛc. Uebersezt von D. Bergk. Mit 12 Kupfern und dem Plane von Konstantinopel. Leipzig. 1822.

Pertusiar war bey dem französischen Gesandten Andreossy von 1812 — 1815 in Konstantinopel angestellt, und sein Werk liefert ein reichhaltiges, lebendiges Gemälde dieses Kolosses eines Reichs, das nur die Eifersucht der europäischen Mächte dem Schicksal selbst zum Trotze in einer Zeit erhalten will, wo eine Katharina und ein Joseph Millionen für das hingeben würden, was jezt mit scheelen Augen angesehn und als ruchlos, als Empörung angesehen wird. Es giebt die Eindrücke wieder, wie sie sich ihm boten, indem er nach jedem Ausflage durch die Stadt Abends niederschrieb, was er beobachtet hatte. Daß Rec. viel Neues gefunden hätte, wüßte er nicht. Aber bestätigt fand er, was über das Geschick der Rayahs, der Griechen insbesondere, von so vielen andern gesagt ist, um daraus wieder abzunehmen, daß keine Revolution so gerechtfertigt, so rühmlich in ihrem Ursprunge, so sehr der Unterstützung werth ist, als die der unterdrückten Griechen. Nun der Himmel mag ihnen günstiger seyn, als die ängstliche, egoistische Politik, die am Ende zu dem oft Ja sagen muß, was sie im Anfang verunglimpft und verschmäht.

Digitized by Google

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 1. Oktober 1822.

Criminalgeschichte.

(Beschluß der in voriger Nummer abgebrochenen Recension.)

Obschon die Benzenberg'sche Schrift (No. III.), von welcher es kaum nöthig seyn wird, zu bemerken, daß sie den nämlichen Gegenstand, die neueste Fonk'sche Assise betrifft, früher, als die Kobbe'sche erschienen seyn muß, da sie Herr v. K. anführt; so hat doch Rec. dieselbe später, und zwar erst dann gelesen, als er vorstehende Anzeige von No I. und II. bereits niedergeschrieben hatte. Sie hat seine Meynung nicht nur vollkommen bestätiget, sondern mit den allerbündigsten Gründen unterstützt. Herr B. hat der ganzen Assise als Zuhörer beygewohnt, aber nicht wie ein gewöhnlicher Zuhörer, sondern allem Ansehen nach gerüstet mit einem gründlichen Studium aller Voracten. Er ist den Verhandlungen mit angestrengter Aufmerksamkeit gefolgt, und hat darüber mit einer Menschen- und Geschäftskenntniß, mit einer Ruhe und Scharfsichtigkeit, und zugleich mit einer Gründlichkeit und Popularität geschrieben, welche ihm den Beyfall des unbefangenen, den lokalen Partheyungen fremden Publikums sicher stellen. In Bezug auf diejenigen Leser, welche die öffentliche Rechtsfindung durch Schwurgerichte nicht aus eigner Wahrnehmung kennen, hat die Schrift das besondere Verdienst, daß sie die Beschaffenheit dieses Instituts beylaufig, aber mit ungemeiner Klarheit entwickelt. Sie ist so sehr geeignet, helle Begriffe über alle die Dinge zu verbreiten, welche bey der großen Controverse der Staatskunst über die Schwurgerichte und die Beamtengerichte in Betracht kommen müssen, daß sie, ganz abgesehen von dem Schicksale Fonks, schon in dieser Hinsicht einen selbstständigen, literarischen Werth behaupten wird.

Indem er lediglich mit dem Verstande den Gang des merkwürdigen Drama verfolgt, läßt er seine Ueberzeugung in dem Leser entstehen, ehe er selbst sie ausspricht; und es ist lediglich der unerwartete, unglaubliche Ausgang der Handlung, durch dessen trockne Erzählung er am Schlusse das Gemüth erschüttert. Wir sehen den verurtheilten Hamacher, auf dessen sogenanntem Geständnisse die Anklage wesentlich ruht, mit der Betheurung von Fonks Unschuld den Gerichtssaal verlassen, sehen ihn im Weggehen noch-mals von seiner Wache sich entfernen und mit der Wiederholung der Betheurung, daß er gelogen habe, dem Präsidenten sich nahen; *) wir hören des Angeklagten besonnene, ruhige Vertheidigung in seiner Rede an die Geschwornen; wie begreifen nicht, wie die Schuld sich so benehmen, so sprechen — wie der Meuchelmörder, wenn nicht der Teufel selbst in ihm wohnt, so die Maske der Unschuld tragen kann: und wir hören dann, wie die Geschwornen ihn verdammen, und zwar die Minorität (die Fünf) wegen einer Beyhülfe zum Morde, worin in der ganzen Verhandlung gar nicht die Rede gewesen, die — wenn Hamacher nicht gelogen — gar nicht denkbar, und wovon gar keine plausible, mit dem ausgemittelten Thatbestande verträgliche Vorstellung möglich ist. Daß Herr B., mit der in Leidenschaft übergegangenen Lokalmeynung der Menge und mit ihrem Einflusse auf die Geschwornen bekannt, den Ausgang ahnete, verbirgt er mit großer, schriftstellerischer Gewandtheit bis auf den Zeitpunkt, wo er an die tragische Geschichte des Calas mahnt. Die Mahnung hat auf den Rec. erhebend gewirkt. Er hat dabey lebhaft gefühlt, daß, wenn Fonk — der bis dahin völlig unbescholtene, der unbestraft **) gerichtete — fällt, er seinen Voltaire so gut wie Calas finden muß. Trostloser Trost! werden die weichen Leser sagen; aber was ist das Schicksal eines einzelnen Menschen gegen das Schicksal der Nationen? Wie nun, wenn es der Rathschluß der Vorsehung wäre, diesen Einen der sogenannten öffentlichen Meynung zum Opfer hinzugeben, um die Fortschritte einer fremden Einrichtung auf deutschem Boden zu hemmen, und den Justizreformatoren eine zu späte Reue zu ersparen? Wenn sie darum gerade diese Celebritätsfackel hätte anzünden — darum die Leidenschaften an einander wechsel-

*) Mich dünkt, Hamachers Widerruf sey ein um so glaubwürdigeres Defensional-Zeugniß, da er zugleich eine Selbstanklage, und das Geständniß eines Verbrechens (der verläumderischen Anklage eines Unschuldigen) enthält, worauf meines Wissens nach franz. Rechte keine viel geringere Strafe steht, als diejenige ist, welche H. bereits leidet. M.

**) Nicht das allein; auch wider alle vernünftige Wahrscheinlichkeit gerichtet! M.

Digitized by Google

seitig sich hätte entflammen — darum dieses ganze colossale Justizdrama hätte aufführen lassen, um den Choripeen der Gesetzgebung zu zeigen, wie das Volk zur Verwaltung des Richteramtes taugt, bevor es dazu sich gebildet hat? *) Soviel ist gewiß, daß das Fonk'sche Verdict mit jedem denkbaren Urtheil eines deutschen Spruchcollegiums über den nämlichen Fall einen schreyenden Gegensatz bildet. Rec. hat in einer vieljährigen Rechtspraxis unzählige gebrechliche Diagnostikurtheil und unsäglich seichte Entscheidungsgründe gesehen; aber alle seine Erfahrungen haben ihn nicht fähig gemacht, ein solches über dieses Fonk sich zu denken, welches ihn nicht wenigstens „in Mangel mehreren Verdachts" lossprache. **)

Der Druck No. III. ist nichts weniger als correct, was freylich wohl die hier sehr zweckmäßige Eil entschuldiget. Die Schreibart leidet, bey übrigens entschiedenem Verdienst, an einigen Provinzialismen.

*) Oder wie, wenn sie an dieser Criminalfackel die großen Vortheile der öffentlichen Justiz hätte zeigen wollen? die Herrschaft der großen öffentlichen Meynung über die kleine, lokale? M.

**) Und doch — how' ich hier fragen — hat der Cassationshof das Todesurtheil bestätiget? Diesem verletzenden Zweifel dient zur Antwort, daß ein Cassationshof nur über die formelle Gerechtigkeit des Spruches erkennt, d. h. nur wegen Fehler gegen die Form ein Urtheil cassiren kann. M.

Kriegswissenschaft.

Die Neutralität der schweizerischen Eidgenossenschaft und die Mittel zu ihrer Behauptung. Basel 1822. In der Schweighauserschen Buchhandlung. 90 S. 8.

Was der General Jomini in der Schrift de la Suisse dans l'interêt de l'Europe (deren Inhalt im Lit. Bl. 1822 No. 33. bey Anzeige ihrer deutschen Uebersetzung neuerlich ist gewürdigt worden) darzuthun sich bemüht hatte, daß nämlich die Neutralität der Schweiz dem Interesse der großen Kontinentalmächte entsprechend sey, darum aber auch nur um so mehr der Eidgenossenschaft obliegen müsse, die gegenseitig gelobte Neutralität durch zweckmäßige Zurüstung und Verwendung aller Widerstandsmittel kräftig zu handhaben, — das ist hinwieder Zweck und Absicht der vorliegenden Schrift eines in den Napoleonschen Feldzügen gebildeten, kenntnißreichen und erfahrnen Offiziers, des Baselschen Oberstlieutenants Wieland,*) welcher sich dabey hauptsächlich vorsetzte, „allen Eidgenossen anschaulich zu machen: daß die Nationalkräfte, wenn sie zweckmäßig organisirt und nach den Regeln der Kriegskunst zusammenhängend verwendet werden, zur Behauptung der schweizerischen Selbstständigkeit genügend sind; daß hingegen halbe Maaßregeln hier, wie überall, Verderben bringen müssen, und daß die Gegner des eidgenössischen Kriegswesens, welche solches nutzlos zu heißen sich befleißigen, nur dann Recht haben können, wenn die Streitkräfte ohne Uebereinstimmung gebildet, die Sache des Vaterlandes lau angesehen, persönliche Ansichten dem allgemeinen Wohl vorgezogen und für Kleinigkeiten statt für das Wesentliche, Zeit und Geld verschwendet werden sollte."

Voraus geht ein strategischer und geschichtlicher Blick auf den allgemeinen Kriegsschauplatz von Mittel-Europa in Beziehung auf die Schweiz, worin mit vieler Klarheit gezeigt wird, wie auch die Geschichte der letzten langen und merkwürdigen Kämpfe zwischen Frankreich und Oestreich, weit entfernt den Heischesatz zu entkräften, dem nach die schweizerische Neutralität dem Interesse der mächtigen Nachbarn entspreche, denselben vielmehr zu bekräftigen geeignet sey. „Wie im Jahr 1798 so im Jahr 1813 (heißt es am Schlusse dieses ersten Abschnittes) erlaubte sich die eine kriegführende Parthey das Schweizergebiet zu verletzen, weil der Widersacher keine Maaßregeln getroffen hatte, um dieß zu verhindern, und weil die Eidgenossenschaft ihre Vertheidigungsmaaßnahmen nicht hinlänglich getroffen hatte, noch ernstlich und vereinigt zu benutzen gesonnen war. Aber weder der erstere noch der letztere dieser Einfälle verschafften der angreifenden Neutralität verletzenden Macht besondere Vortheile, denn so wie Frankreich in dem Endjahre des 18ten Seculums dadurch auf zwey Schritte des Verderbens gerieth, so war auch für die verbündet-europäischen Machthaber dieser Schritt im Jahr 1813 nutzlos und gefährlich. Was würde wohl für letztere das Resultat der Nichtbeobachtung schweizerischer Neutralität gewesen seyn, wenn ihr Einfall in Frankreich mißlungen wäre? — Ihre zahlreichen Armeen in die Schweiz zurückgedrängt, würden dieses Land zum unglücklichen Kampfplatz gemacht haben; allein eingezogt in seine natürlichen Gränzen würden ihre ungeheuren Streitmassen weder Nahrung noch die Möglichkeit erlangt haben, von ihrer Uebermacht und von ihrer vielversprechenden Reuterey Gebrauch zu machen; wenn dawals, wie im Anfang des Revolutionskrieges, das französische Volk aufgestanden und eine Gewaltsanstrengungen mit dem Willen seiner Regierung vereinigt hätte, statt seine Sache von jener Napoleons zu trennen, die Ereignisse wären gewiß anders gefallen; das Maaß der Nationalkraft eines Staats würde wieder gefunden, die Richtigkeit des obstehenden Grundsatzes erwiesen und die ungerechte Verletzung der eidgenössischen Neutralität bestraft worden seyn."

Was jedoch eben diese Tagesgeschichte vollends sonnen-

*) Im Maßstab (1822) der Uebertieferungen zur Geschichte unserer Zeit hat er die Schlacht bey Fere-Champenoise in Verbindung mit dem Feldzuge vom Jahr 1814, auf eine sehr angetende Weise erzahlt.

Digitized by Google

klar darthut, ist dieses, daß die Neutralität der Schweizer in Kriegszeiten von den Kriegführenden alsdann nur geehrt werden kann, wenn sie gerüstet dasteht, um jeden fremden Eingriff abzuweisen. Hiedurch allein mag vermieden werden, daß der Vortheil des Zuvorkommens und der ersten Besitznahme des Landes nicht das aus der Neutralität bevorgehende Interesse verdunkle oder zurückschiebe; durch die Schweizerzieht der Occupation muß der Reiz einer leichten Besitznahme getilgt werden, und ohne diesen Schlußstein bleibt das Gebäude schweizerischer Neutralität anders nichts als ein schimmerndes Luftgebilde. *) Darum werden denn nun im zweyten Abschnitte, mit der strategischen Uebersicht der Schweiz, die Grundsätze zu ihrer Vertheidigung, und im dritten, die zweckmäßigste Kampfordnung und die tactischen Vertheidigungsmittel des Landes erörtert. Wie der General Jomini, so will auch Hr. Wieland die Simplonstraße beym Ausbruch eines Continentalkrieges zerstört wissen; denn „sie ist eine Militärstraße für die kriegführenden Nachbarn, welche die Eidgenossenschaft der größten Gefahr aussetzt, entweder ihre Neutralität verletzt zu sehen, viele Mannschaft zur Vertheidigung auf beyden Seiten verwenden zu müssen, oder in einen Krieg verwickelt zu werden und zum Kampfplatz zu dienen;“ gleichmäßig will er auch, daß Genf seine unvollkommenen Befestigungswerke abschaffe, die dieser Stadt immerhin den gefährlichen Ruf und Reiz eines befestigten Punktes beybringen, und die Frage: ob Genf zur Festung umzuschaffen wäre, verneint er vollends, weil Grenzfestungen, welche den Andrang des Feindes brechen, Belagerungen aushalten und selbst dann nicht fallen sollen, wenn ein angreifendes Heer bey ihnen vorbey in das Innere des Landes gezogen ist, nur einem mächtigen Staat dienlich seyn können, welcher einen beträchtlichen Militärstand besoldet, den Kostenaufwand ihres Unterhalts zu bestreiten vermag, und sie mit einem System von festen Plätzen in Verbindung setzen kann.

Wenn heutzutage die Waffen aller europäischen Heere einander ungefähr gleich sind, so soll hingegen die Kriegskunst der freyen Schweiz drey Dinge vorzugsweise zu erreichen streben: gute Kriegsordnung, Folgsamkeit und moralisches Zutrauen zuerst; hernach Bewegungsfähigkeit, Nachtarbeit und Abschaffung aller zweckwidrigen Bedürfnisse; endlich entschlossener Angriff des Linienfußvolks mit den Handwaffen, besonders richtiges Schießen der leichten Truppen und des Geschützes. Der Commentar hierüber zeigt durchaus von gediegener Sachkunde und ächter Erfahrung. „Wenn (so drückt sich der Verfasser gegen den Schluß hin aus) — wenn die Schweiz sich angelegen seyn läßt, die gemeineidgenössischen Militäreinrichtungen auf diese Grundlagen zu ordnen, wenn ihr Bundesheer aus zwey Kontingenten von 66000 Mann der verschiedenen Waffengattungen gebildet, sich durch Kriegsordnung, Bewegungsfähigkeit und wohlberechnete Kampfstatik hervorthut; wenn diese geordnete Macht, unter der Leitung eines wissenschaftlich gebildeten und erfahrnen Generalstabs, durch eine noch zahlreichere Landwehrmannschaft unterstützt wird, welche zur Defension des Terrains selbst gehörend, im ganzen Gebiet auf das erste Signal aufzustehen bereit ist; wenn ernster Wille und Einigkeit von oben herab das Bruderband der zweyundzwanzig Kantone befestigt; wenn diese Widerstandsmittel gehörig verwendet und wenn die Beschaffenheit des zu vertheidigenden Gelandes geschickt zu Rath gezogen wird; wenn die Schweizer immer vor Augen haben, wie ihre Vorältern und die Alpenhirten in dem ungleichen Kampf gegen den französischen Einfall, sich durch Männlichkeit und erhabenen Sinn ausgezeichnet haben; wenn sie nie vergessen wollen, daß eine freye Nation, welche entschlossen steht, nie unterjocht werden kann, und daß muthvolle Bedarrlichkeit allein zum Sieg führt, — so wird die Eidgenossenschaft ihre Neutralität und Selbstständigkeit gewiß behaupten können; weil es keine der großen Mächte, unter solchen Umständen, wenn sie versichert ist, eine zum Widerstand gerüstete Nation anzutreffen, unternehmen wird, wegen den Scheinvortheilen, welche einige Straßen oder die Besetzung gewisser Punkte zu fernern Kriegsoperationen gestatten können, sich einen neuen Feind und den Fluch zweyer Millionen friedlicher Menschen zuzuziehen; — denn es ist ein großer Unterschied, einen offenen Durchgang zu benutzen oder einen besetzten erzwingen zu wollen.“

Im Anhange findet sich eine Parallele zwischen dem Vertheidigungssystem, welches die Katalonier im spanischen Befreyungskriege (1808 bis 1814) befolgt haben und jenem, das den Eidgenossen zu empfehlen ist, um ihres Landes Selbstständigkeit zu behaupten; sie wird ausgeführt mit vorzüglicher Hinsicht auf den Volkskampf, zu welchem die geordnete Landwehr, durch schnelle Verstärkung der concentrirenden Heeresabtheilung vortheilhaft mitwirken kann; und auf die Art wie der Feind, durch die wohlberechnete Kombination der geregelten Streitkräfte mit Partheygängerbanden, und vorzüglich durch den entschlossenen Ehor der Linien-Infanterie und das Feuer der leichten Truppen, ohne Rast überall gezüchtet werden muß.

*) Schimmernd? pas même! M.

Unterhaltungs-Literatur.

Liebe und Prüfung. Ein Roman von Julius Körner. Leipzig bey Hartmann 1822. 264 S. 8.

Ein unabhängiger Jüngling faßt Liebe zu einer schönen Frau, die unglücklich vermählt ist, und entfernt von dem ungeliebten Gatten lebt. Es hängt nur von ihr ab, eine friedliche Scheidung ihrer Ehe zu erlangen, welche ihre Verwandten wünschen. Nachdem Holding (so heißt der

Digitized by Google

unabhängige Jüngling) ihr eine Flamme gezeigt hat, welche sie längst im Stillen erwiedrte, willigt sie in die Scheidung, und die Liebenden sind verlobt. Nun kommt aber die Prüfung. Ein Nebenbuhler, welcher einem Aristokratenbunde angehört, und zwar einem viel abscheulicheren, als Boß in Sachen contra Stolberg der öffentlichen Meinung denuncirt hat, schafft den freysinnigen Holding heimlich in eine Festung, und meldet der Braut desselben seinen Tod, der im Duell um eine Liebschaft erfolgt seyn soll. Mathilde (so heißt die unglückliche Braut) liebt viel zu edel und zu stark, als daß sie an die Untreue des Geliebten glauben sollte; aber sie glaubt dem gehaßten Nebenbuhler ohne weiteres die Nachricht von seinem Tode, obschon sie den Charakter dieses Menschen früher ganz richtig beurtheilt und ihren Geliebten vor demselben dringend gewarnt hatte. Nicht der mindeste Zweifel, nicht die mindeste Nachfrage nach der Leiche, nach der Grabstätte des Geliebten; wodurch die Lüge um so gewisser an den Tag gekommen seyn würde, als der Lügner sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, den Ort des angeblichen Unfalles zu verbergen, oder irgend ein Mährchen zu ersinnen, welches die Ausmittelung der Unwahrheit hätte erschweren können. Diese Leichtgläubigkeit ist um so unwahrscheinlicher, da der Beträger in dem nämlichen Briefe, in welchem er Holdings Tod berichtet, für sich selbst um Mathildens Hand anhält. Aber der Verfasser brauchte sie eben, weil er Lust hatte, den Schmerz der Liebe um den Tod des Geliebten zu schildern, und da er denselben, so wie die Liebe überhaupt, mit Innigkeit, Lebendigkeit, Wahrheit und Natur schildert; so läßt sich dieser Schnitzer in der Fabelerfindung leicht übersehen. Es versteht sich, daß Mathilde die „Prüfung" besteht, indem sie weder den neuen Anwerber heirathet, noch vor Schmerz um ihren Verlust stirbt. Nur in tiefem Leid um ihn findet sie der aus der Festungshaft gerettete Holding wieder, und die Vermählung krönet die geprüfte Zärtlichkeit.

Der Verfasser schreibt eine lebhafte und fließende Prosa, und malt darin Empfindungen auf eine ansprechende Weise; aber seine Verse sind sehr ungewandt. S. 225. reimt er auf Mitternacht:

Bleib eines Trostes dir bedacht (bewußt);

und S. 96 erzwingt er sogar einen Reim auf schöne, indem er aus der Philomele eine Philomene macht. Philomele heißt (nach Heinsius u. a.) eine Gesangesfreundin; Philomene würde, als eine Zusammensetzung von φίλος und μήνη, den Begriff einer Mondsfreundin geben, und daher möchte der Name nur für diejenigen Nachtigallen passen, welche zu Monatsschriften oder Almanachen die Mondschein-Gedichte liefern. Inzwischen hat Herr K. S. 115 f. drey Spenceerstanzen aus Ephide Harold mit Geschick wiedergegeben. Wenn er die Härte: lösch' des Namens Licht, vermieden hätte (es war sehr leicht, z. B.: Doch löscht' ein Tangenichts des Namens Licht), und wenn den alexandrinischen Schlußversen die Cäsur nicht mangelte; so könnten diese drey Stanzen für musterhaft gelten.

Seinen Helden Holding giebt er übrigens für einen Dichterjüngling aus, welcher (nach S. 263) für das Drama sich bestimmen zu wollen scheint, welches ein älterer Freund desselben billiget, ihn jedoch ermahnt, „nie, nie zu dem höllischen Götzenbilde des Schicksals sich „zu verirren, und unverrückt bey dem Christenglauben „an eine Vorsehung zu bleiben." Wir hoffen, die Vorsehung wird ihn von der Selbstbestimmung zum Drama ablenken: denn nach den Ansichten davon und von der Dichtkunst überhaupt, die er weitläuftig genug auskund mit andern bespricht, scheint sie ihn nicht dazu bestimmt zu haben. Der V. selbst scheint bereits auf dieser Bahn ein ungünstiges Schicksal erfahren zu haben; denn er ist sehr unzufrieden mit dem Geschmacke, der jetzt in diesem Gebiete der Literatur herrscht, und vor allen, S. 80 ff., mit der spottenden Kritik. Er lasse sich dadurch nicht irren. Der vorliegende Roman verräth in ihm Anlage zum Gefühlsmaler. Herr K. weiß (nach S. 33), daß eigentlich die Erfindung den Dichter macht, vor allen den dramatischen. Er übe darin, unter Leitung des Empfindungs-Vermögens, seinen Verstand; so wird ihm vielleicht auch noch in der Gattung des Drama etwas Entsprechendes gelingen. Nur vergesse er bey dessen Einfährung in die Welt die Worte seines Holding S. 6. nicht: „dem Geschriften geht immerdar etwas „durch den Kopf, denn da giebts keine Schranken, der „Energische hat überall in das Leben, dieß weite, fruchtbare Feld, ein Blümlein Wunderhold einzupflanzen." So hat Bürger bekanntlich die Bescheidenheit genannt, was Holding hier zu ignoriren scheint.

Tod der Luise Brachmann.

Die Sängerin der Liebe, der unglücklichen zumahl, ist nicht mehr. Aus der Mitte einer beytrauerten Familie in Halle, wo sie zum Besuche war, verschwand sie jüngst (in der Mitte des Septbr. d. J.) auf eine Weise, welche keinen Zweifel übrig läßt, daß sie wie Sappho gemhet. Den zahlreichen Freunden ihres Genius diese Trauerpost vorläufig, bis ich (ein Landsmann der Unglücklichen) im Stande seyn werde, über die inneren Veranlassungen ihres Unterganges Aufschluß zu geben.

Müllner.

Digitized by Google

Nr. 80.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 8. Oktober 1822.

Dichtkunst.

Torquato Tasso's befreytes Jerusalem, übersezt von Karl Streckfuß. Zwey Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1822. 1r Th. 351; 2r Th. 355 S. 8.

Ref. ist weder ein Grießianer, noch ein Streckfußianer; eine tüchtige Uebersetzung hat seinen Beyfall, sey sie von Y oder von Z. Er spricht Talent und Fleiß weder Gries noch Streckfuß ab; findet aber in ihren beyden Uebersetzungen des Tasso noch Mängel genug, um sie nicht zu den klassischen Uebersetzungen zu rechnen. Gegen Streckfuß (mit dem er's hier allein zu thun hat) glaubt er doppelt streng seyn zu dürfen, da ihm Gries vorgieng und da er (Streckfuß) sich eine freyere Form der ottave rime gewählt hat, als Gries, bey dem männliche und weibliche Füße regelmäßig wechseln, während St. diesem Zwang ganz entsagt. Wir wollen zwey Gesänge aus der St.'schen Uebersetzung durchgehen, aufzeichnen, wo wir Anstoß finden und die Leser des Lit. Blattes urtheilen lassen, ob die Uebersetzung des H. St. eine klassische ist.

1r Gesang. 1, 7 und 8.

„Denn Gott verlieh ihm Gunst, daß die Gefährten
Die irrenden, zur heil'gen Fahne kehrten."

Von diesem „daß" ist bey Tasso keine Rede; es heißt da „und"; wahrscheinlich war H. St. ungewiß, ob „ridusse" sich auf „ciel", oder auf „Capitano" bezöge; ist dieß der Fall, so hat er das Vorgebirg gut umschifft, womit uns aber nicht gedient ist.

2, 8. „Wenn ich andrer Lust mich ergebe." Orig. „S'adorno in parte d'altri diletti le carte." Wenn der Dichter die Blätter zum Theil mit andern Freuden (als mit denen der heiligen Muse) schmückt, so ergibt er sich diesen doch nicht?

3, 3. „Wo Wahrheit" u. s. w., muß heißen: „und daß Wahrheit" — weil sich „o che" des Orig. auf „sai" und nicht auf „corre là," wie in der Uebersetzung des H. St., bezieht.

5, 7 u. 8. Orig. — „I nostri carmi
In tanto ascolta, e l'apparecchia a l'armi."

Wie faltig und breit ist dagegen die Uebersetzung:

— „höre mich indessen,
Doch sey die Kriegesrüstung nicht vergessen.

12, 5 u. 6. „Bewege zum Werk der Trägen Eile,
Denn er soll Führer seyn zur hohen That."

Von einer schon stattfindenden Eile der Trägen spricht Tasso nicht; ja, bey T. ist von des H. St. Eile gar nicht die Rede: er sagt wörtlich: „die Trägen ermuntre zum erhab'nen Unternehmen," das folgende „denn" ist hier ein ganz unpassendes Flickwort.

22, 1 und 2. „Nicht sagten wir den Theuren wohl den herben
Schmerzvollen Abschied, nach dem Vaterhaus.

Der fünf „en" im ersten Verse und des dem Ohre unangenehmen „schmerzvollen" (⏑ – ⏑) nicht zu gedenken, ist auch das schöne Original wieder verzerrt:

„Gia non lasciammo i dolci pegni, e'l nido
Nativo noi."

43, 3. Hier klingt das „Wieh" überaus unpoetisch herein.

46, 8. Tankred's heiße Lippen („arse labbra") werden da zu einem ganz ordinären „verbrannten Mund!"

47, 6. „Und fühlt sich süße Lust, ja Gluth erfüllen."

Ref. hielt diesen Redebau für undeutsch; auch ist das Orig. viel einfacher: E d'essa si compiacque (Tankred nämlich), e n'arse."

49, 4 ist von Tankred's „sinnigem" Auge die Red'; im Original steht nichts, weder von einem sinnigen noch unsinnigen Auge.

50, 6. „Die matt zur Müh, für kargen Kost erzogen."

Wer das Original im Sinne hat, wird glauben „matt zur Müh" solle das „a la fatica nivitti" ausdrücken, da doch das erste „zur" sich schon auf „erzogen" bezieht; überhaupt ist hier das Orig. sehr schlüpfrig wieder gegeben.

51, 1 — 4. „Latin" ihr Führer bot allein die Ruh
Des Griechenlands beym heil'gen Kampf verlassen:
O Schmach, o Mißthat — Gräcien, hast du
Nicht nah den Kampf gewaff'ner Heere massen?

Digitized by Google

Das Orig. sagt einfach: „Latin führte die Schaar und war der einzige Grieche, der die lateinischen Waffen begleitete. O Schande, o Verbrechen! hattest du, Griechenland, jene Kriege nicht in deiner Nähe?“ Da ist nichts von verlassener Rah', nichts von heiligem Kampf, nichts von gewaltigen Heeresmassen; das Wort „Mißthat“ (misfatto) hat das Bürgerrecht noch nicht erhalten.

Versbau und Wohllaut betreffend bemerken wir in diesem Gesange folgendes:

4, 1. „Großherziger Alphons, du aus dem Wetter“—

9, 7 u. 8. Sitten ein führend — — —
Und Künst' und Dienst der wahren Gottheit gründend.

52, 4. „Sie, Asiens Graus, des Kriegsgotts Blitz und Gluth.“

Es möchte sich in der ganzen deutschen Poesie keine schwerer und übler klingende Verszeile auffinden lassen.

XVIter Gesang. 1, 1—4.

„Rund ist der Bau, in dessen innerer Ründung
Des Ganzen Mittelpunkt ein Garten macht.
Drin kaner je an Reichthum der Erfindung.
Sich gleichgestellt“ u. s. w.

Das Bild, welches der Dichter von der Lage des Gartens entwarf, ist in den zwey ersten Zeilen richtig wieder gegeben, aber unschön; das „runde“ und die „innere Ründung“ klingen schlecht; „macht“ ist höchst prosaisch; „Reichthum der Erfindung“ tönt vornehm und gesucht.

16, 7 u. 8. „Ja selbst die Erde seufzt, es seufzt die Fluth
In zarten Tönen süßer Liebesgluth.“

So viel Empfindsamkeit muthet Tasso der Erde und dem Wasser nicht zu; er sagt blos: „Es scheint, als bilde und athme Erd' und Wasser der Liebe süßeste Gefühle und Seufzer.“

(Par che la terra e l'acqua e formi e spiri
Dolcissimi d'Amor sensi e sospiri.)

17, 3. „Die Helden verstocken ihr Herz“ (Orig.: „la coppia se stessa indura“). Wir zweifeln, ob verstocken, wie hier und wie St. 62, 1. („Soll er sein Herz verstocken?“) nochmals geschieht, gebraucht werden kann; auch ist diese Bildung zu merklich des Reims wegen in den gedachten Stellen gebraucht.

32, 3 u. f. würden gewonnen haben, wenn, wie im Original, Rinaldo selbst angeredet würde.

34, 4u. 5. „Da stärkt er statt des Roths sich Gluth erhebem,
Die wieder ihn entzündet und verzehrt.

Orig. „E ch'al rossor del volto un novo foco
Successe, che più avampa e chi più coce; etc.

Statt „da“ muß stehen „und als“, denn mit „coce“ schließt sich erst der Vortrefflichkeit; „statt des Roths“ ist überhaupt steif, hier aber ohne das Original ganz unverständlich; Tasso sagt: „der Röthe des Antlitzes folgt ein neues Feuer“; bey St. muß man sich das Angesicht erst denken, denn er spricht nicht davon.

46. „Dem süße bey, was dich noch mehr durchglühte
Mit Rach' und Zorn, noch schmählicher dir war;
Daß ich dich täuschte, mich um dich bemühte,
Dich sammetweich tockt' — o schnöder Trug fürwahr!
Dahingegeben reiner Schönheit Blüthe
An den gewählten Herrscher, ja sogar.
Was tausend Andre nicht als Lohn empfingen,
Als ein Geschenk dem Einen darzubringen.

Von „Rach und Zorn“ weiß das Orig. nichts; „mich um dich bemühte“ ist ihm so fremd, als es uns matt, läppisch scheint: nach „lockt“ muß ein Punkt stehen, — der Satz ist hier geschlossen; das Ausrufszeichen nach „fürwahr“ muß ein Komma werden. Wie die Stanze hier abgedruckt ist, werden die Wenigsten finden, was Armida sagen will. V. 5 und 6 entspricht dem Orig. gar nicht; „ja sogar“ ist ungeschickt eingeschoben.

47, 3. „Reiß' ab von hier“ (orig. „Vattene“); warum nicht gar „zieh' ab“ oder „drück' ab“?

51, 8 u. 4. „Hier benimt ihr Wort ein heller Strom von Thränen.
Der, wie ein klarer Quell aus Felsen brach.“

Aus was brach der Thränenstrom? T. sagt: „aber sie (Armiden) unterbrachen Thränen, welche niederquollen, wie der Quell aus Alpenfelsen.“ Ob hier die Klarheit der Thränen durch den Alpenquell bezeichnet wird, steht in Frage: Ref. glaubt, daß eher die Heftigkeit, die Fülle der Thränen, die niederströmten, angedeutet werden sollte.

53, 1. „Mich schmerzt, Armida, daß der Schmerz dich quäle.“

zu diesem zweyfachen „Schmerz“ gesellt sich noch ein dritter, der wenigstens die Ohren quält, und

uns schmerzt, daß nicht der Schmerz dem Verschen fehle.

Sonst bemerken wir noch:

10, 4. Der Kunst Vorbild (∪ – ∪ –)
40, 4. und 47, 8. Grausamer (∪ – ∪)
42, 6. Nachsinnt (∪ –)
55, 7. Dein Ruf auch sey werth deines Edelmuthes.
61, 3. O öffne sie — sieh seine Thränen fließen.
75, 1. Schnell sammelt sie Fraun, Ritter, Edelknaben.

A.

Dramatische Dichtkunst.

Will. Shakespeare's Timon von Athen. Neu übersetzt von G. Regis. Zwickau, Geb. Schumann. 1821. 177 S. (Taschenbibl. der ausl. Klassiker. Nro. 8.)

Die wohlfeilen und verdienstlichen Uebertragungen, welche wir der Anstalt der Geb. Schumann verdanken, er-

Digitized by Google

regen Interesse und verdienen den Dank des nicht bemittelten Publikums. Die vor uns liegende Uebersetzung von Sb's Timon darf sich neben die von Voß stellen, ja uns ist, als hätten wir sie weniger herb gefunden, als sey hier das Original nicht so anatomisch zergliedert wieder gegeben worden, und als stünden wir hier eher auf deutschem Grund und Boden. — Tadelnswerth finden wir an H. R.'s Uebersetzung, daß er das Versmaaß seines Originals nicht immer genau beachtete und nachbildete: wir können ihm Stellen nachweisen, wo im Versständniß seines Dichters, wie im Charakter unsrer Sprache keine Ursache nachzuweisen ist, von dem Vorbild abzuweichen. Ferner, daß er zuweilen nicht recht deutsch ist: z. B. S. 68.

„Ich bitt' dich (bitt' dich, ist sehr hart), Mann, sieh frisch!" hier ist „look cheerly" durch „sey munter" oder dergl. zu geben. Endlich fällt das seltsame Hinüberziehen der neuern englischen Etiquette in jene Zeit und nach Athen beym Lesen des Originals viel weniger auf, als in der Uebertragung: um so mehr Unrecht hatte der Uebersetzer, die Titulaturen und Anredeformen noch mehr herauszuheben und so das Ganze auf eine widernatürige Weise stärker zu karikiren. „Lord" muß mit „Herr" übersetzt werden, sonst müssen wir uns erst englische und dann athenienische Herren denken. „Gentleman" durch „Cavalier" zu übersetzen, ist höchst lächerlich hier, das ewige „Eur Gnaden" ermüdend. Uebrigens möchte Ref. H. Regis aufmuntern, auf der beschrittenen Bahn fortzugehen, vielleicht können wir so zu einem ganzen Shakespeare in einem nicht unangenehmen Gewande. *) A.

*) Wenn nur auch der von Schlegel fertig werden wollte! M.

Mathematik.

Repertorium der mathematischen Literatur in alphabetischer Ordnung von Joh. Wolfgang Müller, Professor der Mathematik am Gymnasium zu Nürnberg. (Ohne Jahrzahl!) Augsburg und Leipzig, in der von Jenisch u. Stagelschen Buchhandlung. 144 S. gr. 8.

Referent gesteht, daß er in seinen Erwartungen bey genauer Durchsicht dieses Büchleins sehr getäuscht worden ist. — Schon der Mangel der Jahrzahl auf dem Titel ist ein beleidigender Uebelstand, der unwillkührlich an die „Volkslieder, gedruckt in diesem Jahre" erinnert. Wollte der Verfasser vielleicht dadurch seinem flüchtig und ohne Prüfung zusammen getragenen Bücherverzeichnisse ewige Jugend verschaffen? Daß es eine dießjährige Erscheinung ist, beweist die Anzeige mehrerer ganz neuen, ja sogar noch ungedruckten, selbst noch nicht begonnenen Schriften, (z. B. Blots Astronomie in der deutschen Uebersetzung bey Klein in Leipzig), so wie der Mangel mehrerer vorzüglichen Werke und Handbücher, welche in den letzten Jahren erschienen sind, *) z. B. S. 9 u. ff. vermißt man ungern Fr. Kries Lehrbuch der Mathematik, Matthias (J. A.) Anleitung zur Erfindung und Ausführung elementar-geometrischer Beweise und Auflösungen. Magdeburg 1811, J. F. Häfers u. v. A. Lehrbücher. In dem Abschnitte von der höheren Rechenkunst fehlen die Werke von Lagrange (z. B. de la resolution des équations numériques) von Meier Hirsch u. s. w.

Und so lassen sich in jedem Abschnitte oft die brauchbarsten Werke vergebens suchen, gegen die in der Vorrede aufgestellte Behauptung, daß „die besten, seltensten und empfehlungswerthesten in- und ausländischen Schriften der Mathematik" in demselben enthalten seyen. Uebrigens ist das Büchelchen in 19 Abschnitte getheilt, zu denen noch ein Anhang und einige Zusätze gekommen sind. Die 4 ersten Abschnitte umfassen die Literatur der reinen, und die 15 folgenden die Literatur der angewandten Mathematik. Bey so vielen jetzt vorhandenen Hülfsmitteln der mathematischen Literatur sollten Anfertiger solcher kleinen Handbücher mit aller kritischen Sorgfalt wählen, daß sie nur das Gediegenste und, nach eigener Prüfung, Brauchbarste in ihre Hefte aufnähmen; dann würden solche Hülfsmittel von Nutzen seyn, namentlich für diejenigen, welche nicht im Stande sind, sich größere Werke anzukaufen. Aber, wenn nur alte Verzeichnisse abgeschrieben und Buchhändler-Anzeigen, vielleicht auf deren zweydeutiges Lob ungeprüft abgedruckt werden, kann man nur mit Besorgniß den Ankauf solcher Schriften unternehmen. p.

*) Ei nein; der würde für das Gegentheil sprechen, für ein Prioritat des Buchs in tempore. M.

Glaubens-Medicin.

Andacht, welche in allerley Leiden, Drangsalen, Krankheiten und Nöthen der Seele und des Leibes, nach abgelegter würdiger Beicht und empfangener heil. Communion, in dem festen Zutrauen auf die Kraft des heiligsten Namens Jesu, in dessen Namen einzig unser Heil zu finden ist, heilsamst geübt werden kann. Von Alexander Jüst von Hohenlohe. Bamberg, in der Lachmüllerschen Kunst- u. Buchhandl. 1822. 34 S. kl. 8. (geh. 4 gr.)

Dieß Gebetbuch, welches in keiner Weise ausgezeichnet ist und das gedankenlose Herlagen von Pater noster und Ave Maria befördert, würde nicht verdienen, in un-

Digitized by Google

ferem Lit. Bl. erwähnt zu werden, wenn es nicht den gröbſten Aberglauben unter dem Volke zu verbreiten ſuchte. Ref. hat ſein Exemplar gebunden erhalten; am Schluſſe iſt ein „Kräftiges Gebet wider das Geſücht oder Sicht," das aber ohne Seitenzahl gelaſſen iſt, beygefügt, und lautet alſo: „Im Namen Gottes des Vaters ꝛc. Amen."

„Ich N. N. beſchwöre dich Geſücht oder Sicht bey „den heil. fünf Wunden und bey dem unſchuldigen Blute „meines Herrn Jeſu Chriſti, welches aus ſeinen heil. fünf „Wunden uns Menſchen auf Erden zu Gut gefloſſen iſt. „† † † Ich beſchwöre dich Geſücht oder Sicht bey dem „jüngſten Gericht und bey dem bittern Urtheil, das Gott „über alle Menſchen und alle Sünder und Sünderinnen „ertheilen wird, daß du mir an allen Gliedern meines „Leibes nicht ſchadeſt; am Gehirne, an den Augen, an „den Schultern, am Rücken, am Herzen, an den Lenden, „an den Armen, an den Waden, an den Füßen, an den „Zehen und an allen Gliedern meines ganzen Leibes. ††† „Ich beſchwöre dich Geſücht oder Sicht durch die drey „Nägel, welche Jeſu Chriſto durch ſeine heil. Hände und „Füße geſchlagen worden, bey den Heiligen, die auf bey„den Seiten des Kreuzes unſers Erlöſers, Jeſu Chriſti, „bey ſeiner Kreuzigung ſtanden, nämlich der ſeligſten Jung„frau und Mutter Gottes, Maria, des heil. Johannes, „und aller Heiligen, die bey der Kreuzigung unſers Herr „J. C. zugegen waren. In dieſem Vertrauen hoffe ich, „Gott werde von mir durch die Fürbitte der heil. Bar„bara, wenn es zu meinem Seelenheil erſprießlich iſt, die „Sicht abwenden und alles Gute ertheilen. Ach! ich bitte „dich, o gütigſter Herr, daß du mich von dieſer Krank„heit des Geſüchtes oder Sichtes erlöſeſt. Ich bitte dich „durch die Stricke, Bande und Nägel, mit welchen un„ſer Erlöſer gefangen, gebunden und an das heil. Kreuz „genagelt worden, daß er † † † ſeiner Marter zu Liebe „mir und allen Menſchen die Gnade verleihe. ††† Ich „beſchwöre dich Geſücht oder Sicht, daß du abweicheſt bey „der göttlichen Liebe im Himmel und auf Erden. † † † „Es weiche von mir jede Art dieſer Krankheit, es ſey „das kalte Sicht, das laufende Sicht, das brennende „Sicht, das reißende Sicht, das tobende Sicht, das flie„gende Sicht, das Lendengicht, das Seitengicht, die fie„ben und ſiebenzig Sichter, daß ſie mir an meinem Leibe „nichts ſchaden. Dazu helfe mir die heil. göttliche Kraft, „mit welcher J. C. ſeinen Mantertod am Kreuze gelitten, „in ſeinem heil. Grabe, in welchem er ſelbſt gelegen, und „von da glorreich erſtanden iſt, und das menſchliche Ge„ſchlecht erlöſt hat. Liebſter Herr und Heiland, mache „mich geſund an Seele und Leib! Das werde wahr im „Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Gei„ſtes! Amen."

„Wer ein Geſücht oder Sicht hat, der komm, und „wende ſich zur Rückerinnerung des Leidens Jeſu und an „den Namen Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Wer es „lieſt oder geleſen hat, er ſey unſer Freund oder Feind, „Bruder oder Schweſter, und dieſes Gebet bey ſich trägt „und nach dem Inhalte deſſelben ſeinen Lebenswandel ein„richtet, wird vom Geſücht oder Sicht befreyt, und kei„neswegs davon befallen werden; denn der den ſchmäh„lichen Tod am Stamme des h. Kreuzes gelitten hat, „war unſer liebſter Herr J. C.; dieſer iſt der Herr „Himmels und der Erde; er würdigt ſich, uns zu helfen, „und das Geſücht oder Sicht von uns abzunehmen, daß „wir es nicht wieder bekommen, oder uns gänzlich dafür „(sic) zu bewahren."

„Man bete, ſo lange man lebt, alle Tage zu Ehren „der Glieder Jeſu Chriſti, 5 Vater unſer und 5 Ave „Maria nebſt dem Glauben." *)

Ein ſolches Gebet mit einer ſolchen Anweiſung hat man im J. 1822 zu Bamberg einem für das Volk beſtimmten Andachtsbuche, das den Namen des Fürſten von Hohenlohe an der Stirne trägt, anhängen können! Zur Ehre der kathol. Kirche muß Ref. bemerken, daß wenigſtens eine Erlaubniß von irgend einem biſchöflichen Ordinat zum Drucke dieſes Gebetbuches mit ſeinem Anhange nirgends zu leſen iſt. Sollte übrigens das mitgetheilte Gebet wirklich von dem Herrn Fürſten, Prieſter und Wundermann ſeyn, ſo werden ihm wenigſtens gläubige Sichtbrüchige danken, daß er ſie mit dieſem Geheimmittel bekannt gemacht hat und ihnen dadurch die Reiſe zu ihm erſpart, wenn nicht vielleicht dadurch ihr Glaube wankend gemacht wird, daß ſie, wie es chriſtlich iſt, im Gebete angewieſen werden, die Anwendung der Sicht zu hoffen, wenn es ihrem Seelenheile erſprießlich iſt, dagegen in der darauf folgenden Ermunterung unbedingt verſprochen wird, daß jeder, auch der Feind, (ſind damit die Akatholiken oder Ketzer gemeynt?) der dieſes Gebet bey ſich trägt und nach dem Inhalte deſſelben ſeinen Lebenswandel einrichtet, (iſt denn aber auch nur eine Vorſicht darin, nach welcher der Chriſt ſein Leben einrichten ſoll und kann?) vom Gicht befreyt und keineswegs davon befallen werde. Hr.

*) Alles recht ſchön, wenn nur das Mittel und die Anweiſung nicht ſelbſt die Gicht hätten, nämlich die grammatiſch-logiſche. Doch vielleicht gehört das zur Cur. Homöopathiſche Methode. M.

Druckfehler.

In der Allg. der Brunhild No. 65. S. 259. Sp. 2. Z. 4. l. welch ein ſt. welche ein. Ebendaſ. gehört die letzte Hälfte der dritten Anmerkung an den Schluß der vierten Anmerkung, und es muß ſtatt: Langeweile gähnet man, geleſen werden: Vor Langeweile.

In No. 66. Sp. 1. Z. 11. iſt nicht die Rede von einer gutmüthigen, ſondern von einer gemüthlichen Familien- und Liebes-Geſchichte. Sp. 2. Z. 21. l. ganzer ſt. ganzen.

Digitized by Google

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Freitag den 11. Oktober 1822.

Biographie.

Friedrich von Schillers Leben. Aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten, nebst gedrängter Uebersicht seiner poetischen Werke. Herausgegeben von Heinrich Döring. Weimar b. d. Gebr. Hoffmann. 1822. 380 S. 8.

Es scheinen hauptsächlich die 1819 erschienenen Briefe Schillers an Dalberg zu seyn, welche den V. veranlaßt haben, diese neue Beschreibung von Schillers Leben zu unternehmen. Sie unterscheidet sich von den früheren Versuchen über diesen Gegenstand hauptsächlich dadurch, daß der V. den Verewigten so oft als möglich selbst reden läßt, und durch breites, kunst- und lebensphilosophisches Räsonnement (womit kleine Männer, wenn sie über große schreiben, so freygebig zu seyn pflegen) den Leser selten in dem angenehmen Geschäfte stört, das Bild dieses Lebens, dieser Geschichte geistiger Ausbildung, dieser schriftstellerischen Thätigkeit, selbstthätig aus den gegebenen Zügen sich zusammen zu setzen. Inzwischen sind uns mehrere Mängel aufgefallen.

In Bezug auf das Problem, warum Schiller den Geisterseher unvollendet gelassen, und was er überhaupt damit gewollt, heißt es S. 100: „Die seltsamen Gerüchte „von dem Grafen Cagliostro, der sich damals in „Frankreich aufhielt, machten wahrscheinlich bey Schillern „die Idee zum Geisterseher rege. Es lag durchaus „keine wahre Geschichte dabey zum Grunde. Schiller, der „nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, *) wollte wohl „nur auch in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Wäre „das Werk vollendet, so hätte es wahrscheinlich die Vor„züge des Mährchens und des psychologischen Romans in „sich vereinigt. Die wahrscheinlichste Ursache, warum es „unbeendigt blieb, ist wohl diese. Aus den Anfragen, „die Schiller von mehreren Seiten erhielt, schien hervor„zugehen, als habe er blos die Neugierde des Publikums „auf den Gegenstand lenken wollen. Sein Zweck scheint „indeß, wie man sehr deutlich im Fortgang der Geschichte „sieht, eine höhere Wirkung gewesen zu seyn.“ Das erklärt so viel wie nichts, da der V. über die Art der beabsichtigten höheren Wirkung keine plausible Vermuthung aufzustellen vermocht hat. Und welche höhere Wirkung auch immer des Dichters Ziel gewesen seyn möchte; wenn sie erreichbar war, wie hätte ihn auf seinem Wege zum Ziele der Umstand aufhalten können, daß die Anfragen aus dem Publikum ihn glauben ließen, er habe durch den Anfang des Werks, durch die Verwickelung der Geschichte, bis jetzt blos die Neugier gereizt? Das hätte ihn ja vielmehr ermuntern müssen, ihn, den Dramatiker, der gar wohl wußte, daß die Spannung der Neugier der Hauptzweck aller Verwickelung ist, und daß die poetischen Wirkungen der Entwickelung eben dadurch erleichtert werden. Der Leser sucht, instinktmäßig, Befriedigung der gespannten Neugier; diese muß er am Ende finden, und das Mehr, welches ihm der Dichter beybringen will, muß mit der Befriedigung der gespannten Neugier so geschickt verbunden werden, daß es der Leser in den Kauf nehmen muß, er mag wollen oder nicht. Weit eher ließe sich glauben, daß Schiller fühlte, er habe die Neugier durch den ungezügelten Gebrauch des Mysteriösen theils zu hoch gespannt, theils auf einen Punkt gerichtet, wo die Befriedigung nicht möglich war, ohne aus dem wirklichen, modernen Leben, in welchem die Handlung vorgeht, in die Sphäre des Phantastischen, in das Gebiet der Fabelhaftigkeit überzuspringen. Scheint doch Goethen am Schlusse von Meisters Lehrjahren etwas Aehnliches bezeugen zu seyn, da wir in den Wanderjahren auf den Versuch treffen, uns in eine Traumwelt hinüber zu führen. Das wird schwerlich jemals einem Romandichter gelingen, sobald er einmal den Hebel des Geheimnißvollen und Wunderbaren so angelegt hat, daß die Erwartung einer natürlichen Erklärung erregt worden ist. Daher war der jüngst verstorbene Hoffmann immer gleich im Anfange seiner Erzählungen und Romane darauf bedacht, diese Erwartung im Keime zu ersticken, und uns zu zeigen, daß der Humor nur mit einer Mädchendasitzkeit in modernem Costume spielen wollte. So spielt die Phantasie sorglos mit, und der Verstand, durch Witz und Ironie für seine Ansprüche entschädiget, läßt sie gewähren. Daß

*) Quod probe notandum! M.

Digitized by Google

übrigens unser V. hier des von fremder Hand fortgesetzten Geisterliedes nicht gedacht hat, ist bestemdend, da derselbe, wenn Ref. nicht irrt, noch bey Schillers Leben erschien, und das Schweigen des Letzteren noch räthselhafter macht.

S. 103. gedenkt Herr D. der Erscheinung der Götter Griechenlands im deutschen Merkur. Zu einer Note führt er an, daß Soldrig dieses Gedicht, mit mythologischen Erklärungen begleitet, 1804 zum Behuf der Deklamation herausgegeben; sagt aber kein Wort von der großen Sensation, welche Schillers kühnes Klaglied um den Untergang jener Phantasie-Religion erregte, und scheint Stollbergs Gegengedicht*) gar nicht zu kennen.

Die Geschichte der Morphologie, von allen Entstehungs- und Umwandlungsgeschichten Schillerischer Dramen die interessanteste, ist gut erzählt; aber den unverkennbaren Einfluß, den Shakespeare's Lear, namentlich Gloster und seine Söhne, auf die Erfindung gehabt, hat er (S. 204) gänzlich übersehen. Er spricht nur von Richard III. und den beyden Veronesern.

Eben so vermißt Rec. alle Nachricht von der Anthologie, mit ihrer launigen Vorrede aus Tobolsk.

Dagegen sind S. 121 die Aufschlüsse angeführt, welche Goethe in der Morphologie Bd. 1. Heft 2. S. 107 über die Entstehung des Aufsatzes: Naive und sentimentale Poesie, gegeben hat; wobey aber hat der V. die Nachricht S. 123 genommen, daß Bürger damals (in den Jahren 1790 — 1794) nach Weimar gekommen, und mit Schiller verabredet, daß beyde dasselbe Stück im Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmaße, übersetzen wollten? Ref. bezweifelt sie sehr. Bürger starb 1793, er war vor seiner dritten unseligen Verheyrathung, die im J. 1790 erfolgte, nur Einmal in Weimar, bey Gelegenheit einer Reise zu seiner Schwester in Sachsen; sein Aufenthalt in Weimar war sehr kurz, und die bekannte Anecdote von seiner unpoetischen Aufnahme bey Goethe macht es unwahrscheinlich, daß er mit einem Freunde Goethe's, wie es Schiller damals seyn mochte, in solch' einen Dichterbund getreten sey, mit welchem übrigens die kritische Anfall Schillers auf Bürgers Gedichte in der Allg. Lit. Zeit. v. J. 1791 nicht wohl vereinbar wäre. So viel Rec. weiß, (er hat Bürger genau gekannt) standen beyde Dichter niemals in engeren, freundschaftlichen Verhältnissen, und eine Erdichtung solcher Verhältnisse würde, eben jenes Anfalles wegen, Schillern wenig zum Ruhme gereichen, da derselbe damals gegen Bürger's moralischen Character Angriffe machte, welche man höchstens der Feindschaft nachsehen kann. Auch hat Bürger's Biograph, Reinhard, dieses Vermittlungsvertrags mit Schiller nirgends erwähnt, obwohl er in den Sämmtl. Schriften Bürger's Bd. IV. S. 103 über die kritische Fehde beyder Dichter sich ausführlich verbreitet hat.

Des an sich höchst unbedeutenden Umstandes, daß man in Leipzig bey der ersten Aufführung der Jungfrau von Orleans dem anwesenden Dichter im Theater ein Vivat mit Trompeten und Pauken gebracht, gedenkt er S. 176 mit der lächerlichen Uebertreibung, daß den'm Herausgehen aus dem Theater die versammelten Zuschauer mit entblößten Häuptern eine Reihe gebildet, und mehrere ihre Kinder empor gehoben und gerufen: Der ist es! Blümner in seiner Geschichte des Theaters in Leipzig erwähnt zwar das Vivat auch; aber von jener Kinderey weiß er nichts.

S. 177 berichtet Herr D. auch die bekannte Anecdote von dem „Bravo Schiller!“ im Theater zu Weimar bey der Aufführung desselben Stücks) dessen verdrießliche Folgen die Allgem. Lit. Zeit. von Jena nach Halle vertrieben haben sollen. Er bezeichnet den Bravorufer zwar nur mit dem Anfangsbuchstaben, nennt aber unmittelbar den Namen des Vaters. Wozu also jene durchsichtige Maske von Discretion? Von Schiller selbst wird a. a. O. behauptet, daß er, unwillig über dieses Bravo, sehr laut gezischt, und das Publikum mit eingestimmt habe. Schillern würde das Zischen in diesem Falle sehr übel angestanden haben, und es zeigt wenig Menschenkenntniß von Seiten seines Biographen, daß er daraus auf Schillers anspruchslose Charakter schließen will. Eine solche laute Mißbilligung eines Beyfallrufes, der einem jungen, lebhaft empfindenden Zuschauer unwillkührlich entschlüpft seyn konnte, würde im Gegentheil eine große Anmaßlichkeit verrathen, und wäre auf jeden Fall ein zweydeutiges und unschickliches Benehmen gewesen. Dergleichen Anecdoten sind überhaupt schlechte Zierden einer Biographie, und die Lenßerung zumal: „Dem jungen Gelobten ward auf Veranstaltung des „Hofes (?) diese unschicklich angebrachte Beyfallsbezeigung „einigermaßen von der Polizey verwiesen,“ reizt zum Lachen. Rec. möchte wohl wissen, wie die Vermarische Theaterpolizey sich ausdrückt, wenn sie irgend wem ein vermeintliches Ungebühreniß einigermaßen verweist.

Nach S. 187 kam Schiller im Sommer 1804 krank von Berlin zurück, „wo er der Vorstellung des Tell beygewohnt hatte.“ Rec. zweifelt, daß Schiller seinen Tell jemals in Berlin gesehen, dagegen hat er viel davon conversiren hören, daß derselbe dort einer Vorstellung der Jungfrau v. O. beygewohnt, und wegen der langweiligen Pracht des Krönungszuges vor Unjedulb das Theater verlassen haben soll. Ob er davon krank geworden, oder vom Tell, oder von irgend einer andern Unbill, ist inzwischen um so gleichgültiger, je leichter es, auch jetzt noch, einem Dichter, der zu der ersten Vorstellung seines eignen, dichterischen Stückes nach Berlin reiset, begegnen kann, daß er krank

*) Ich auch nicht. Ist vielleicht das von C. F. Benkowitz angemeint. in Archenholz Neue Literatur u. Völkerkunde B. 2. Leipzig b. Göschen 1789. St. IX. S. 2027 M.

Digitized by Google

zurückkomme. *) Schiller war in diesem Puncte sehr reizbaren Systems, das beweist unter andern die Stelle S. 68: „Ich weiß nicht (schrieb Sch. an Dalberg) welchem „politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, „daß unsere Herrn Schauspieler — doch meine ich nicht „alle — die Convenienz bey sich getroffen haben, schlechten „Dialog durch gutes Spiel zu heben, und guten durch „schlechtes zu verderben. — Es ist das kleinste Merkmal „der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben „kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleine „Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir „Stunden kosten, bis ich einem Perioden die bestmöglichste „Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich „dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen „mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch „verwandelt. — Seit wann ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? — **) Gestern dah' ich das „mehr, als sonst gefühlt. Cabale und Liebe war „durch das nachlässige Einstudiren der mehrsten Rollen ganz „in Lumpen zerrissen. Ich hasse, statt meines Textes, nicht „selten Unsinn hören müssen."

Der Verfasser hat übrigens bey Benutzung von Schillers eigenen, schriftlichen Aeußerungen zum Behuf seiner Charakteristik größtentheils glücklich ausgewählt.

„Ueber den Mangel an Leichtigkeit in seinen Producten (heißt es S. 127), den ihm Wieland zum Vorwurf „gemacht hatte, äußerte sich Schiller folgendermaßen: „Ich „fühle während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht „hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dieß „läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. „Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig „meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind „nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung „der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu „dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst „dahin bringe, daß ich jene drey Erforderniße besitze, so „soll es mit der Leichtigkeit auch werden." — Es gereicht dem großen Manne zu großem Ruhme, daß er so genau sich selbst kannte. In der That würde jeder unbefangene Prüfer, zumal wenn er einen vergleichenden Blick auf Shakespeare richtet, dasjenige, was Schiller hier Leichtigkeit nennt, eben so bewundern müssen. Aus dem Mangel an Zusammung der Gedanken kommt jene bilderreiche Tautologie, die so leicht den Leser erkältet, und leider gerade darin hat der Dichter so viele Nachahmer gefunden, welche denn jene Autokritik billig bekehren sollte.

Denselben Dienst könnte seinen unverständigen Vergötterern die S. 184 erzählte Aeußerung leisten: „Es ist „im Charakter der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest „wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bey „der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in „ein Symbolum hineinbannen müssen. Deswegen gereichen „ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie „gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An „diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerey, da „doch die Kunst über allen Werken ist. Es giebt freylich in „der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, „die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann."

Auch die Verächter des Aristoteles hat der, nichts weniger als streng aristotelische Tragöd, durch die Worte S. 160 beschämt: „Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles „Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den „Aristoteles nehmen, und an seinen Forderungen vorbeyzukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen „und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit „auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, „als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß „dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was „er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik „handelt beynahe ausschließend von der Tragödie, die er „mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. „Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure „Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist „in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur „von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, aber die „große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, giebt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen." —

Nicht oft genug kann die preißwürdige Handlung des Erbprinzen von Holstein-Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann (S. 133) erzählt werden, welche dem fränklich gewordenen Dichter auf 3 Jahre lang einen Gehalt von 1000 Rthlr. zusicherten, um ihn sorgenfreyer zu machen, und seine Genesung zu befördern. Welch ein Beyspiel für so manchen von den Großen der Erde, welche den Dichter unbeachtet untergehen lassen, während sie an Mastiffen, Sänger, Tänzer, Theatermaler u. s. f. unermeßliche Summen verschwenden.

Bey Gelegenheit des falschen Demetrius, S. 187, gedenkt unser V. auch der Ausführung dieses Fragmentes

*) Bah! Ich bin vor 6 Jahren ganz gesund zurückgekommen, obgleich sogar von einer mitgebrachten Krankheit, welche die Theaterluft gewesen ist. M.

**) So wenn es bey den Theater-Correspondenzlern zur Phrase hatte geworden ist, daß Madam N und Herr Z den Dichter übertreffen und verbessert haben." M.

Digitized by Google

von Maltig, und einer (nicht vortheilhaften) Recension dieſes Productes in der Leipziger Lit. Zeit. 1819 Nro. 116. Dagegen hat er andere, wichtigere Fortſetzungen Schilleriſcher Werke, namentlich der Geſchichte des dreyßigjährigen Krieges von Woltmann, und des Abfalles der Niederlande von Eurths (die ſich in dem Wiener Nachdrucke der Sämmtl. Werke befinden) übergangen. Das iſt zum wenigſten nicht conſequent.

Von S. 202 — 350 reicht die, auf dem Titel ewähnte, gedrängte Ueberſicht der poetiſchen Werke Schillers. Sie iſt in kritiſcher Hinſicht von ſehr geringem Werthe, und ſteht der Anleitung zur Kritik ꝛc. von J. K. S. (Leipzig b. Geiff 1810) weit nach, obwohl der V. dieſe Schrift gekannt haben muß, da er ſie im Vorworte tadelt. Wie wenig Herr D. beſonders im Felde der tragiſchen Kunſt zu Hauſe iſt, davon giebt ſchon der Anfang S. 205 hinreichendes Zeugniß. Gesundhöfe Charaktere (wie Franz Moor) ſollen, nach ihm, niemals die Bühne betreten, denn — das Leben ſelbſt erregt und empört, die Dichtkunſt ſoll mildern und beſänftigen. Von der tragiſchen Dichtkunſt verſteht derjenige ſo viel als nichts, welcher noch nicht begriffen hat, daß ſie das Erregen und Empören nicht dem wirklichen Leben überlaſſen kann, weil ſie nicht darauf rechnen darf, daß alle Zuſchauer erregt und empört durch das Leben in das Theater kommen werden, und weil, ſelbſt unter dieſer Vorausſetzung, doch nicht angenommen werden könnte, alle mitgebrachte Erregung und Empörung würde gerade von einer ſolchen Beſchaffenheit ſeyn, daß die von dem Tragöden bereiteten Beſänftigungsmittel dazu paßten. Der wahre Tragöd iſt kein Charlatan, der ſich eines Univerſal-Beſänftigungsmittels rühmt. Er erregt ſelbſt die Leidenſchaften, die er reinigen will, und der geſunde Menſchenverſtand begreift, daß Fälle möglich ſind, wo er zu dieſem Behuf die Darſtellung der Bösartigkeit nicht entbehren kann. Die moraliſche und äſthetiſche Schätzung der Charaktere ſind ſehr weſentlich verſchiedene Dinge, die der V. vor allen Dingen ſondern lernen muß, wenn er über dramatiſche Werke urtheilen will.

Das Buch fähet übrigens auch noch den Titel: Gallerie Weimariſcher Schriftſteller. Erſter Theil. Es ſcheint alſo, daß wir Herrn D. auf dieſer Bahn bald wieder treffen ſollen. Druck, Papier, Kupfer (Schillers Beuſtbild) und Umſchlag verdienen Lob.

Unterhaltungs-Literatur.

Moraliſche Erzählungen. Von Herminia. Erſter Band. Leipzig bey Göſchen 1822.

Die pſeudonyme Verfaſſerin obiger Erzählungen iſt ein Mädchen von 25 Jahren, und ſie ſagt von ſich, daß ſie ohne wiſſenſchaftliche Bildung (male!) keine Lehren der Weisheit noch Gebilde der Kunſt zu geben vermöge. Ein offenes Geſtändniß! nicht ohne Naivetät. Die im erſten Bande enthaltenen acht Erzählungen ſind nach dem Vorworte, das ſchonenden Tadel wünſcht, aber beißenden Spott tapfer zurückweiſt, das Werk früher, nicht immer angenehmer Erfahrungen, und das giebt ein gegründetes Recht auf Belehrung anderer. Die in dieſen Erzählungen ausgeſprochenen Lehren ſind freylich etwas alltäglich, was an und für ſich keinen Tadel verdiente, wenn nur hin und wieder die Form gefälliger wäre: denn oft glaubt man wirklich eine moraliſche Vorleſung anzuhören, da doch durch Erzählung von Thatſachen eine Lehre mehr zur Anſchauung gebracht wird. Und wohl mit Recht ſeagt man, für wen unſere Hermina denn eigentlich geſchrieben habe: für Kinder? ohne die Erwachſene? non liquet. Wo Belehrung der Hauptzweck iſt, findet Unterhaltung nur, wer jene ſucht, und Erwachſene in der Regel wollen leider! davon nichts wiſſen. Viel gute Grundſätze ſind dieſe ausgeſprochen; über Erziehung der Kinder äußert ſich die Verfaſſerin vorzüglich in der erſten Erzählung, und Rec. ſtellt ihr das Prognoſticon, daß ſie einmal eine recht gute Mutter werden dürfte.

Kleine Romane und Erzählungen von K. G. Prätzel. Zwey Bändchen. Leipzig b. Hinrichs 1822.

Rec. beginnt mit einem Schluſſe: wer für die Unterhaltung der Leſewelt ſorgt, erwirbt ſich ein Verdienſt um dieſelbe und Dank von derſelben. Prätzel thut jenes — alſo erwirbt er ſich auch dieſes. *) Die Kritik wird daran Manches auszuſetzen haben; wir wollen ſehen, ob wir dieß finden. Die hier mitgetheilten Erzählungen laſſen ſich gut leſen; die Sprache iſt leicht und fließend, einige oft wiederkehrende Formen abgerechnet. Jedes Bändchen enthält drey Erzählungen: im erſten Nr. 1. Der Diamantring iſt nicht ohne Lehre; indem die Kunſt derer, die mit hohem Geiſtern im Bunde zu ſtehen vorgeben, auf den bloßen Zufall zurückgeführt, alſo in ihre Blöße dargeſtellt wird; könnte aber kürzer ſeyn. Nr. 2. Roſine beſteht allein aus Situationen, ohne Charakteriſtik, eben ſo Nr. 3. Tannenmädchen und Schilderhaus, welche in die Zeit Napoleoniſcher Zwingherrſchaft in Deutſchland zu gehören ſcheint, und etwas militäriſchen Geiſt athmet, und das militat omnis amans nicht ausgeſchloſſen — aber es gefällt uns nicht, daß das weibliche Princip ſchon im vierzehnten Jahre im Dienſte der Venus iſt: wenn nun ein vierzehnjähriges Mädchen das lieſet, macht ſie es am Ende flugs nach und dann wehe dem Alter! Im zweyten Bändchen iſt Nr. 1. Die Rache etwas gedehnt, aber ein tiefer Sinn liegt der Erzählung zum Grunde. Nr. 2. Der Bruderzwiſt iſt ſehr komiſch — obſchon die Situation der ſich gegenſeitig todt glaubenden und in dieſem Glauben ſich ausſöhnenden Brüder am Ende gegen alle Regeln der Wahrſcheinlichkeit iſt. Die Idee, zwey ſich haſſende Brüder zu verſöhnen und die Kinder derſelben auf den Grund dieſer Verſöhnung zu verheirathen, iſt gut durchgeführt. Nr. 3. Der Beruf zur Kunſt ſpricht die Lehre aus, daß die Kunſt, die Göttliche, hier die Muſik, durch äußere Umſtände ſich nicht feſſeln läßt, ſondern im freyen Walten ſich allein gefällt.

*) Wenn er gut dafür ſorgt, iſt der Schluß gut. M.

Digitized by Google

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 15. Oktober 1822.

Lexikographie.

Encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, in Verbindung mit mehreren Gelehrten, herausgegeben von Dr. A. Binzer. — Ersten Bandes erste Abtheilung. A — Allg — Anis, S. 369 — 576.

Vergleicht man den gegenwärtigen Zustand unsrer Literatur mit den literarischen Epochen andrer Völker früherer Zeiten, hauptsächlich des in vollkommener Abgeschlossenheit vor uns liegenden Alterthums; so wird sich gar bald eine auffallende Aehnlichkeit mit jenem spätern Zeitalter der griechischen Literatur entdecken, das man mit dem Namen des Alexandrinischen bezeichnet. Sophokles und Platon hatten im Verein mit ihren, mehr oder weniger an sie hinanstrebenden, Zeitgenossen fast unmittelbar nach der herrlichen Morgenröthe des in seiner Kraft, Fülle und Harmonie zur schönsten Kultur erblühten Griechenvolkes, vorzüglich des Athenienischen, den Kulminationspunkt der griechischen Literatur erreicht. In Kunst und Wissenschaft strahlte das reinste Licht, wie das Licht des heitersten Tages, den je der Himmel über Griechenlands (damals glückliche) Fluren brachte; dann aber folgte eine gewisse Schwüle, ein Ermatten, endlich völlige Kraftlosigkeit, gänzlicher Mangel eigner und eigenthümlicher Production, und kaum ein Jahrhundert nach dem Tode jener Heroen war man fast nur beschäftigt, deren Werke jenes goldenen Zeitalters zu erhalten. Die Schwierigkeit der Vervielfältigung erzeugte nothwendig eine Kritik, die, das Beste jeder Art ausscheidend, dieses vorzüglich der Aufmerksamkeit fleißiger Sammler anempfahl. — Ist das aber nicht mit wenigem Unterschiede das vollkommene Ebenbild unsrer Zeit? Wieland, Schiller und Herder, die Blüthen des deutschen Athens, sind abgefallen, und unser Nestor Goethe scheint (wie uns besonders die Wanderjahre seines Meisters zeigen) seit der letzten Bearbeitung des Faust seine productive Kraft erschöpft zu haben.

Dagegen hat sich nun augenfällig, und ganz jenem Alexandrinischen Zeitalter ähnlich, in unserer literarischen wie socialen Welt, eine Epoche des Sammelns, Unterscheidens und Verarbeitens jener früher erworbenen Geistesschätze gebildet, die wir vorzugsweise eine Zeit der Kritik nennen können. Die Deutschen des 19ten Jahrhunderts beschäftigen sich immer lebhafter und anhaltender damit, das zu bewahren, zu prüfen und zu benutzen, was jene so fruchtbare Periode unsrer Literatur hervorbrachte. Man verlangt von jedem, der nur einigermaßen auf den Namen eines Gebildeten Anspruch machen will, eine gar vielseitige Kenntniß; in geselligen Zirkeln spricht man über Gegenstände aus fast allen Künsten, Wissenschaften, Handwerken und Gewerben, man wünscht über alles und jedes sich zu Jedem verbreiten, und Jedem darauf Antwort geben zu können, was man denn mit dem bedeutungsvollen Namen, „vielseitige Bildung" benennt, die freylich (soll sie einigermaßen gründlich seyn) sich nicht so leicht erwerben läßt, als mancher sich zum Behuf der Conversation im Besitz derselben wünschen mag. — Dieser Richtung des Zeitgeistes zu Folge hat sich denn auch unsre neuste Literatur gestaltet; sie hat zu diesem Behufe in kurzer Zeit eine große Anzahl von Sammlungen und Anthologien, Encyclopädien, Wörter- und Lehrbüchern über einzelne Künste und Wissenschaften, so wie über das ganze Gebiet derselben zu Tage gefördert. Ob das nun der so oft gepriesenen und selbst vom Ausland anerkannten Tiefe und Gründlichkeit der Deutschen keinen Eintrag thue, ob es der Wissenschaft ersprießlich seyn könne, möchten wir gar sehr bezweifeln, und es leuchtet von selbst ein, daß ein Werk von 10 Octavbänden, wie das bekannte Conversationslexikon, unmöglich alle Künste und Wissenschaften gründlich umfassen könne. — Ja steckte man sich den der Anlage zu einem solchen Werke auch die weitesten Grenzen, gelänge es auch, die besten und kräftigsten Arbeiter in die größtmöglichsten Anzahl für dasselbe zu vereinigen, (was in dieser Hinsicht nur immer geleistet werden mag, haben die Herren Ersch und Gruber rühmlichst in ihrer großen Encyclopädie zu leisten begonnen) so würde es demungeachtet fragmentarisch bleiben, wenn auch, was bis dahin noch bey keiner der allgemeinen Encyclopädien unsrer Literatur geschehen ist, gelingen sollte, es gänzlich zu Stande zu bringen. — Man wird also auch durch das möglichst vollständigste Werk dieser Art nie in den Stand gesetzt werden, den gründlichen Studium einer Wissenschaft jedes andern Werkes entrathen zu können. Wie schlimm aber würde jeder vollends berathen seyn, der z. B. die Geschichte der Philosophie, oder das Studium der Alterthumskunde, der theologischen Wissenschaften u. s. w., allein aus einem Werke, wie das Conversationslexikon, schöpfen wollte! — So betrachtet sieht es also um den wissenschaftlichen Werth, auf den gerade das Conversationslexikon besonders Anspruch zu machen scheint, seit es sich in der 5ten Auflage unter dem Titel einer Real-Encyclopädie (!) einge-

*) Bis hieher ist zwar das begonnene Werk schon früher im L. Bl. gleich beyfällig angezeigt worden, aber die in der gegenwärtigen Recension ausgesprochenen allgemeinen Ansichten von dem Encyclopädiewesen machen dieselbe interessant genug, um neben jener ihr die Stelle zu gönnen. M.

Digitized by Google

führt hat) dieſe Werke gar übel aus, und nichts deſto weniger hat der Vertrieb derſelben in unſrer Zeit bey weitem der Bedeutendſte unſers ganzen jetzigen Buchhandels. Sie müſſen daher doch wohl noch einen andern Werth haben, der dieſen außerordentlichen Abſatz erklärbar macht, und dieſer liegt denn nun freylich in der Geſtaltung unſeres ſocialen Lebens, von der wir oben ſchon geredet haben.

Auf den Toiletten gelehrter und nicht gelehrter Damen, in dem Comtoir des Kaufmannes, bey den Handwerkern höhern Ranges, wird man das Converſationslexikon finden, und ſelbſt für den Gelehrten iſt es allerdings, einzelner Artikel wegen, nicht ohne Brauchbarkeit. Unſere Studirenden können es, mit Vorſicht gebrauchend, vortheilhaft benutzen, vor allen werth aber iſt es jenen Schöngeiſtern, von denen Schiller ſo treffend ſagt:

„Sie wiſſen von Allem zu ſagen,
Man dächte, hört man ſie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut"

die gern über Alles reden, von Allem Kunde zu haben ſcheinen wollen, und doch die Mühe ſcheuen, ſich durch ernſtere Studien in irgend einem Fache gründlicher zu befähigen. Daß aber nun auf ſolche Weiſe bald eine Oberflächlichkeit herbeygeführt ſeyn wird, die, mit den Worten der Bibel zu reden, von Aufgang bis zum Niedergang reicht, leidet keinen Zweifel, und liegt zum Theil ſchon in der Erfahrung vor Augen. Auch auf die Wiſſenſchaft kann dieß nachtheilig einwirken, da nun wohl mancher, vermöge der jedem angeborenen vis inertiae, den gründlichern Studien den Rücken zuwendet, meynend, er könne das Alles ja viel bequemer, und nahe verſammlet in Einem, und noch dazu ſo populären Werke finden, was er ſonſt da und dort zerſtreut nicht ohne Mühe aufſuchen und in ſich verarbeiten muß. —

Fragen wir aber, wie und in wiefern ein ſolches Werk auch für den Gelehrten und den wirklich Gebildeten durchaus nützlich und bey tiefer eindringenden Studien brauchbar werden könnte, ſo möchte darauf folgendes zu antworten ſeyn: Bey dem unermeßlichen Reichthum unſrer Literatur in allen Fächern, wird es dem Gelehrten täglich mindre möglich, eine einzelne Wiſſenſchaft zu umfaſſen und in allen Theilen zu durchdringen; die größte Schwierigkeit wird aber dadurch herbeygeführt, daß alle Wiſſenſchaften ſich wechſelſeitig durchdringen und bedingen, eine in das Gebiet der andern darüber ſpielt, eine von der andern entlehnt, wodurch es dann oft geſchehen muß, daß bey der Lektüre eines Werkes plötzlich Dinge vorkommen, die der Leſer nicht kennt, da ſie eigentlich einem Fache angehören, das von dem Kreiſe ſeiner eignen Studien zu weit entfernt liegt, als daß er Kunde davon haben könnte, und daß das Verſtändniß einer ſolchen Stelle durchaus unmöglich iſt, ſo lange die Kenntniß des angezogenen Gegenſtandes mangelt. In dieſem Falle iſt's nun gar ſehr erwünſcht, einen Rathgeber zur Hand zu haben, der uns ſchnell über das Gewünſchte in Kenntniß ſetzt, und hier glauben wir die Stelle angedeutet zu haben, welche ſämmtliche allgemeine Encyclopädieen billig einnehmen ſollten. —

Dadurch ſind aber auch zugleich die Geſetze ausgeſprochen, welche die Conſtruction ſolcher Werke begründen müſſen; denn daraus, daß die erſte und hauptſächlichſte Beſtimmung eines ſolchen Werkes die ſeyn muß, jedem, wo möglich über jeden Gegenſtand Auskunft zu geben, wird die größte Vollſtändigkeit in Rückſicht der Anzahl der Artikel nothwendig. Somit aber iſt ferner auch das zweyte Grundgeſetz ausgeſprochen, welches die Behandlung des Einzelnen betrifft, und bey dieſer wird die weiſeſte Beſchränkung zu beobachten ſeyn, („in der Beſchränkung" ſagt Goethe, „zeigt ſich erſt der wahre Meiſter"), da bey der großen Anzahl der zu behandelnden Gegenſtände das Werk ſonſt einen zu großen Umfang bekommt, und des zu hohen Preiſes wegen nicht von jedem leicht angeſchafft werden, von wahrer Wiſſenſchaftlichkeit, Gründlichkeit, und Tiefe im Ganzen aber, wie ſchon bemerkt worden, ohne dieß nicht durchgängig die Rede ſeyn kann. —

Zu Summa, ein ſolches Werk ſoll nichts mehr und nichts minder, als ein Wörterbuch ſeyn, zum Nachſchlagen in nöthigen Fällen; nicht ein unmittelbares Bildungsbuch, aus welchem jedermännlich ſich über Alles und Jedes vollſtändig ausreichende Kenntniß erholen könnte. Darum iſt die Abſicht: auf dieſem Wege wahre allgemeine Bildung verbreiten zu wollen, ſchlechterdings verwerflich, und eben daher das Converſationslexikon in ſeiner 5ten Auflage mit großem Unrecht zu einer „Real-Encyclopädie" umgetauft worden. Der erſte Titel dieſer „großen Efelsdrücke" wie es im Taſchenbuch ohne Titel nicht übel genannt wird, war bey weitem eichtiger, wiewohl es faſt Unſinn ſcheint, für die Converſation ein — Lexikon zu haben. Doch war das in Deutſchland, „wo man" nach einer geiſtreichen Bemerkung der Frau von Stael, „converſirt wie man ſchreibt, während der Franzoſe ſchreibt als converſire er," eine ſreylich nicht beſremdende Erſcheinung.

Bey dem vorliegenden Werke hat man nun die ſoeben entwickelten Grundſätze faſt durchgängig, wenigſtens ungleich mehr und ſorgfältiger im Auge gehabt, als bey dem Converſationslexikon geſchehen, welches mit einer gewiſſen vornehmen Miene unmittelbar auf rein wiſſenſchaftlichen Principien zu ruhen den Anſchein haben wollte. — Die erſte Abtheilung dieſes Wörterbuchs von A. bis Alyp. enthält gegen 10,000, wir ſagen zehntauſend Artikel, das Converſationslexikon in dem gleichen alphabetiſchen Cyclus nur 2901! —

Das Bingerſche Wörterbuch hat nicht nur aus den vornehmſten Wiſſenſchaften, z. B. der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Geſchichte, Geographie, Mathematik, Philoſophie u. ſ. w. die hauptſächlichſten Ausdrücke unter ſeine Artikel aufgenommen, ſondern ſelbſt aus den ſpeciellen Theilen jeder Wiſſenſchaft, ſo z. B. aus der Genealogie, Botanik, Forſtwiſſenſchaft, Meteorologie, Numismatik, Heraldik, Chemie, Chirurgie, Pharmacie, Anatomie u. ſ. f. die ſeltenſten und ſpeciellſten Bezeichnungen ſeinem Umfange einverleibt, welche im Converſationslexikon durchgängig fehlen.

Auch ſind viele Worter, die aus fremden Sprachen in die deutſche übergegangen ſind, und in einzelnen Fällen z. B. im diplomatiſchen und Sanzleyſtil, wie im Leben ſelbſt, häufig gebraucht werden, mit kurzen Erklärungen aufgenommen worden, z. B. Acclamation, achromatiſch, Acteur, Actrice, Ad liquidandum et praecludendum, Adreſſe, Adreßweſen, Adytum, Aeliana lex, Aelianum jus, u. ſ. w., was überaus zweckmäßig iſt, indem dadurch das Buch für die Klaſſe von Geſchäftsleuten, die mit dieſen Gegenſtänden nicht ex officio zu thun haben, der weilem größern Werth, als das Converſationslexikon, wo man jene Ausdrücke vergebens ſucht, erhalten muß. — Mitunter hat man hier freylich des Guten wohl auch zu viel gethan, und manches genommen, was füglich hätte fehlen können, wie z. B. der Artikel „Abälardiſiren." Sollte je einmal Jemanden dieſes Wort vorkommen, der es nicht verſtände, ſo dürfte blos der Artikel Abälard nach-

Digitized by Google

geschlagen werden, wo dann aus der Geschichte jenes Mannes die Bedeutung des von seinem Namen gebildeten Zeitwortes leicht erkannt werden dürfte. Wessen Judicium aber zu solcher schwierigen Ideenverbindung nicht fähig seyn sollte, der mag sich Bücher aus dem Monde verschreiben. — Neben den Künsten und Wissenschaften sind aber auch die Handwerke und Gewerbe mit Recht und sehr sorgfältig berücksichtigt worden; es finden sich zahlreiche Kunstausdrücke aus der Jägerei, Falknerey, Roßkunde, dem Kriegswesen, der Landwirthschaft, Brauwesen, Bergbau, Hüttenkunde, aus der Schiffersprache u. s. w. — So ist es auch sehr zu loben, daß unter diesen Artikeln auch Ausdrücke mit aufgenommen sind, deren Bedeutung in der Umgangssprache zwar allgemein bekannt ist; insofern sie aber der Gewerbssprache angehören, eine ganz andere Bedeutung haben. Als Beyspiel führen wir von einer großen Menge nur ein paar Artikel der Art an: „Achseln," bey den Zimmerleuten dem Zapfen des Ständers auf dem Ende einer Schwelle etwas von der Breite abnehmen, so daß das Zapfenloch ein wenig vom Ende der Schwelle entfernt bleibt. — „Abgiehen," von welchem Artikel nicht weniger als 39 verschiedene Bedeutungen angegeben werden. —

In der Ausarbeitung einzelner Artikel findet sich durchgehends strenge Ausführlichkeit, und musterhafte Genauigkeit. Einzelne Beyspiele als Belag dieses Urtheils zu geben, verstattet der Raum nicht, wir können daher nur auf einzelne Artikel hindeuten, und machen in dieser Rücksicht ganz besonders auf folgende aufmerksam: Abel, Abendmahl, Ablaß, Abraham, Achmet, Ader, Adam, Aegypten, (weit vorzüglicher als im Conversationslexikon) Albrecht, Alexander, und viele andere, die hier ungleich reichhaltiger sind, als im Conversationslexikon. Die Artikel Abendmahl und Ablaß sind doppelt bearbeitet, nämlich einmal aus dem Gesichtspunkt der katholischen, und dann der evangelischen Kirche. Eine genauere Vergleichung zwischen diesem Werke und dem Conversationslexikon fühlen wir uns jedoch gedrungen über die Artikel Albrecht und Alexander anzustellen, welche die Vorzüge des Bingerschen Wörterbuchs aufs glänzendste ins Licht setzen wird. Das Conversationslexikon giebt nur die Geschichte der österreichischen Herzoge Albrecht I. u. II.; vorliegendes Wörterbuch dagegen führt auf: 1) Drey anhaltische Fürsten dieses Namens, 2) sechs baierische Herzoge, 3) acht brandenburgische Markgrafen, 4) fünf braunschweigische Herzoge, 5) zwey mainzische Erzbischofe und Kurfürsten, 6) sechs mecklenburgische Herzoge, 7) drey Meissen'sche Markgrafen, 8) sieben Erzherzoge von Oestreich, 9) zwey ostringische Fürsten, 10) zwey preußische Herzoge, 11) drey sächsische Churfürsten, 12) vier sachsen-lauenburgische Herzoge, 13) einen schwedischen König, 14) zwey deutsche Kaiser, 15) einen Grafen von Bamberg, 16) zwey Grafen zu Holstein, 17) einen Grafen zu Baden, 18) einen Herzog zu Koburg. — Ferner fünf Minnesänger dieses Namens, und sechs Gelehrte. — Endlich noch Albrecht Friedrich und Albrecht von Westphalen, letzterer ein Mahler und Schüler Dürers. — Unter dem Artikel Alexander führt das Conversationslexikon nur vier Individuen auf; Alexander von Macedonien, Alexander Newski, Alexander VI. (d. Papst) und Alexander I. Pawlowitsch. Unser Wörterbuch dagegen: I. Fürsten, Herrscher ꝛc. 1) In Aegypten, 2) Armenien, 3) Bulgarien, 4) Epirus, 5) Georgien, 6) Indien, 7) Korinth, 8) Kurland, 9) Macedonien, 10) Moldau, 11) Polen, 12) Rom, 13) Rußland, 14) Schottland, 15) Thessalien, 16) Wallachei. II. Bischöfe, Päpste und Patriarchen, sechszehn an der Zahl. III. Feldherrn und Krieger, eilf. IV. Künstler, Gelehrte und andere Personen, neune. V. Alexander mit verschiedenen Beynamen, acht und vierzig! —

Und doch hat man bey diesem eminenten Fleiße des Sammlens fast überall die zweckmäßigste Beschränkung in der Behandlung beobachtet, ohne darum in den Fehler der Dürftigkeit zu fallen, oder etwas schlechthin Wesentliches zu übergehen. Mit besonderm Wohlgefallen haben wir diese Beschränkung in dem Artikel „Abtritt" bemerkt, für welchen in der großen Encyclopädie von Gruber und Ersch 4 Seiten in groß Quarto verarbeitet worden, und den das Conversationslexikon ganz übergangen hat, ob aus Vergeßlichkeit, oder aus bon ton, lassen wir unentschieden. — Mit einem Wort: Herr Binzer hat, wie wir glauben, zwischen diesen beyden Extremen das medium tenuere beati sehr glücklich beachtet. Von den andern Artikeln, die im Conversationslexikon fehlen, in dem Wörterbuche aber gefunden werden, heben wir aus der ungeheuern Menge, die sich noch über 9000 beläuft, (NB. in beyden Werken von A. bis Alpz.) unter den allerwichtigsten nur folgende der wichtigsten hervor; als: Aaron, Abors, Abdolonni, Abipener, Abrahamiten, Abschnitt, Acarnan, Acarnanien, Achämanos, Achämeniden, Acharer, Achansia, Acht, Ada, Aehnlichkeit, Affe, Africanus, Afrika, Afrikaner, Afrodisia, Afrodisien, Akkos, Akrisios, Albordia, Albabaran, Aldermann, Alfadur, Ali Pascha u. a. m. —

Bey einigen Artikeln möchte denn auch wohl manches gegen unser Wörterbuch einzuwenden seyn, so vor allen bey den Artikeln Abenteuerlich und Aesthetik. — Unter dem ersten wird folgendes gesagt: „alles Uebertriebene, Unnatürliche, Genialе, ja Unmögliche und Ungereimte, an dessen Erlangung eine ungezügelte Phantasie u. s. w. ihre Kraft verschwendet, heißt Abenteuerlich. — Wir möchten diese Art der Erklärung keine geniale, sondern selbst nur eine abenteuerliche nennen. Der Verfasser muß eine seltsame Vorstellung von dem Genialen haben, wenn er alles Genialе für abenteuerlich hält, an dessen Erlangung eine ungezügelte Phantasie u. s. w. ihre Kraft verschwendet.

Bey dem Art. Aesthetik ist man in der sonst sehr lobenswerthen Beschränkung wohl etwas zu weit gegangen, und wenn wir auch eben so wenig die Bearbeitung dieses Artikels im Conversationslexikon billigen können, so vermissen wir doch hier besonders Vieles, was die Aesthetik als Wissenschaft betrifft. Es hätten neben A. G. Baumgartens Verdiensten, billig auch die Namen eines Lessing, Goethe, Schiller, der Schlegel und Anderer mehr, nicht fehlen sollen. Indeß gestehen wir selbst, daß es unbillig wäre, in einem Werke, bey dem so unendliche Schwierigkeiten zu überwinden sind, überall Gleichmäßigkeit und Vollendung in allen Theilen fordern zu wollen, und diese tadelnde Bemerkung mag im Grunde nichts mehr sagen, als daß das Werk wie jedes dieser Art nicht völlig unbedingtes Lob verdienen könne; die Redaction aber, wie der mit ausgezeichneter Thätigkeit und Sorgfalt dieß mühevolle Unternehmen befördernde Verleger mögen dadurch ermuntert werden, in ihrem rühmlichen Fleiße und Eifer, bey der Fortsetzung treulich auszuhalten.

Und so bleibt uns denn nur noch der Wunsch übrig, daß die folgenden Bände recht bald an diese erste Abtheilung in würdiger Reihefolge sich anschließen mögen, was um so mehr zu erwarten stehet, da unter den Mitarbeitern die ersten und fleißigsten Gelehrten Deutschlands

Digitized by Google

(auch ein Frieß, de Wette, Lüders, Matthiä, Sickler u. A.) vom Herausgeber genannt worden sind, damit dieses so nützliche als gemeinnützige Werk, zu neuem Ruhme deutschen Fleißes und Strebens, bald seine Vollendung erlange.

Auch die typographische Ausstattung desselben verdient alles Lob, der Druck ist ungleich reiner und deutlicher, als der in der wohlfeilen Ausgabe des Conversationslexikons, dem es übrigens an Wohlfeilheit des Preises nicht nachsteht. Durch die löbliche Einrichtung, daß in diesem Wörterbuche jede Seite zwey Columnen hat, liest es sich auch weit bequemer als jenes. Auch sind Exemplare auf Schreibpapier abgedruckt worden, über die wir aber nichts sagen können, da uns zur Zeit keines dergleichen vorliegt. Für drey Bände, jeder zwey Alphabete stark (also gegen 800 Seiten) ist der Subscriptionspreis auf Druckpapier 5 Thlr., auf Schreibpapier 7 Thlr. 12 gr.

* * *

Indem wir diese Anzeige eben schließen, kommt uns eine neue *) Lieferung dieses Werkes zu Gesicht, die von Aljurera bis Auis reicht, 13 Bogen stark ist, und ungefähr 5000 Artikel enthält. Im Conv. Lex. fallen in den nämlichen Abschnitt der alphabetischen Ordnung noch nicht 100, und dennoch sind mehrere, welche in beyden Büchern stehen, in dem Bürgerlichen ausführlicher, z. B. der Artikel: Anamorphote, Analysis u. a. m. Daß überall die Betonung der Wörter angegeben worden ist, verdient um so mehr Lob, je mehr der Mangel dieser Angabe von denen gefühlt zu werden pflegt, welche nach dem Conv. Lex. conversiren. Die Lettern sind so beschaffen, daß die Bezeichnung der Quantitäten oder Accente weder in der Höhe noch in der Breite den Raum schmälert. Ungeachtet des außerordentlichen Sachreichthums herrscht in der Behandlung eine solche Gleichartigkeit, ein so übereinstimmender Geist, daß wir kaum begreifen, auf welchem Wege die Redaction diesen Vorzug bis jetzt erreicht haben mag, da die 15,000 Artikel doch unmöglich aus Einer Feder geflossen seyn können. Wir wären begierig die Einrichtung zu kennen, durch welche das Inconvenienz vermieden worden ist, welches sonst gewöhnlich aus dem Umstande hervorgeht, daß die Mitarbeiter an encyklopädischen Werken nach der Zeilenanzahl honorirt zu werden pflegen, und daher den Redacteuren ungern gestatten, ihre Artikel von dem Uebel der Weitschweifigkeit zu heilen. Kurz, wenn der gedachte Vorzug des Herrn D. Binzer's Werk ist; so verdient der Mann fast noch mehr Aufmerksamkeit, als das Buch, und ihm liegt eine größere Bürgschaft für das Fertigwerden dieses Wörterbuches, als in der vorgedruckten Tabelle von beyläufig 17 — 1800 Subscribenten. Sg.

*) Sie erschien schon im Mai. M.

Dramatische Dichtkunst.

Die Fürstenbraut. Ein Drama in vier Acten. Von Friedrich v. Sydow. Bamberg und Würzburg b. Göbhardt. 1822. 144 S.

Ein dramatisirtes Familiengemählde, welchem nach dem Vorworte eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt: die 1687 erfolgte Verwählung des Prinzen Johann Ludwig von Anhalt Zerbst mit Eleonoren von Zaußsch, der nachherigen Großmutter der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Der Verf. ist von mütterlicher Seite ein Sprößling des nämlichen Stammes, und zog aus dem Familienarchive seinen Hauptstoff, dem er Erdichtungen von Personen und Begebenheiten beymischte, um dem Gemählde Interesse zu verleihen. Der Prinz und Leonore, Nichte eines edeldenkenden Ministers, lieben sich, und jener ist im Begriff, zu einer heimlichen Vermählung mit ihr zu schreiten. Ein schlechtgesinnter Kanzler, welcher den Minister zu stürzen und Eleonoren selbst heirathen will, verräth dem Fürsten den erlauchten Plan, die Liebenden werden getrennt, und der Coelisun, mit welchem sie beyde ihren Hoffnungen und Ansprüchen entsagen, bewegt den Fürsten, seinen Sinn zu ändern, und in die Vermählung zu willigen. An moralischer Schönheit fehlt es hier nicht, und unbefriedet derselben konnte dem Gemählde ein hinlänglicher dramatischer Reiz gegeben werden, wenn die Leidenschaft der Liebe feuriger gemalt und dadurch dem Pflichtgefühle der Sieg schwerer gemacht wurde. Das ist nicht geschehen. Innig ist die Liebe dargestellt; aber nicht feurig, nicht kühn, nicht aufgelegt zum trotzigen Kampfe gegen das Geburtsvorurtheil. Daher ist das innere Getriebe der Haupthandlung matt, und die episodischen Elemente: des Kanzlers Kabale, des Ministers Fall, seine Biederentbedung und des Kanzlers Sturz, sind nicht geeignet, diesen Fehler zu decken. Die Sprache ist correct und edel; aber sie ermangelt der poetischen Kraft, welche man um so mehr vermißt, da das Stück in mohlgebauten fünffüßigen Jamben geschrieben ist. Doch sind auch einige schlechtgebaute darunter.

— — — Wy Ihnen
Fräulein, statt' ich heute schon das Glück,
Zu überzeugen mich. (S. 27.)

Mein Fräulein, forderte der Vers, und die Versetzung des mich ist hier, wo ein gewöhnliches Compliment ganz mit den ungesuchten Worten der alltäglichen Conversation ausgesprochen wird, störend. Nur wo der Inhalt der Rede Poesie ist, sind die sogenannten poetischen Freyheiten gestattet. Der Sechsfüßler S. 65:

Wenn ihr's als reuiges Bekenntniß aufgenommen
— war leicht zu vermeiden durch das Imperfectum aufnahm mit
oder nahmt. Eben so der S. 83:

Berufsgeschäfte (Geschäfte), doch noch mehr der Achtung
Stimme —

ferner der S. 103. 111. u. 119:

Zwar mag ich unbedingt das Feuer nicht verwerfen —
(Nicht unbedingt verwerf' ich zwar das Feuer).
Und seiner Hinterlist (List) gelang die schwarze That.
Das Weitere wird des Gesetzes Lauf (das Gesetz) vollziehen.

Der V. hat die Namen erdichtet, und so Ort wie Zeit unbestimmt gelassen. Da er aber in der Vorrede die Zeit der Handlung historisch genau angegeben, und da Eleonorens Portrait in der Tracht ihrer Zeit als Titelkupfer vorangiebt; so ist nicht wohl abzusehen, warum er nicht auch in den Sitten das Costume des siebzehnten Jahrhunderts gehalten hat, wie er es in seinen Quellen (den Familienurkunden) nothwendig vorgefunden haben muß. Der Sieg der Vernunft und des Vaterherzens über den erlauchten Blutstolz und über die Mariagenpolitik der kleinen deutschen Fürsten würde durch die Fernung von einigen Jahrhunderten an Wahrscheinlichkeit gewonnen haben; die breite Hoflichkeit der derzigen Conversation wäre dadurch entfernt worden: und nur durch Nennung der wahren Namen konnte die astrologische (etwas wunderliche) Prophezeihung des Malthesers am Schlusse Bedeutung erhalten. Jetzt ist sie ohne die Vorrede unverständlich und erscheint als ganz müßig. Der Druckfehler sind nicht weniger als 25 angezeigt, und doch nicht alle.

Digitized by Google

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 22. Oktober 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Der kleine Phantasus. Erzählungen und Gespräche im Freundeskreise von Wolfgang Adolph Gerle. Leipzig bey C. H. F. Hartmann. Th. 1. 222 S. (ohne die Zueignung). Th. 2. 204 S. 8. Preis 2 Rthlr.

Bleibend und entscheidend wirkt bekanntlich der erste Eindruck, welchen eine neue Bekanntschaft mit einer uns vorhin unbekannten Person auf uns macht. Genau so empfiehlt sich uns entweder ein zur Unterhaltung geschriebenes Buch sogleich durch die ersten zehn Blätter und macht die Lust zum Weiterlesen rege, oder es bewirkt das Gegentheil; eine gewisse Unbehaglichkeit bemeistert sich unserer und verläßt uns nicht eher, als sie nicht durch irgend einen hervortretenden Vorzug, durch irgend einen bis dahin verborgen gewesenen Reiz gebannt wird.

Eben so dachte sich Rec. unter dem „kleinen Phantasus" einen heitern, freundlichen Gnomen, ein munteres, koboldartiges Wesen, geschaffen um Lesern von Verstand und Bildung allerhand Kurzweil durch Gaukelspiel und angenehme Täuschung zu verschaffen; zu verscheuchen die Nebelgestalten des immer grauer werdenden Tages. Dagegen beginnt die erste Erzählung mit einer langen, schwerfälligen, athemraubenden, zwanzig enggedrückte Zeilen füllenden Periode, welche uns stracks einführt in den magischen Kreis der fünf Erzähler oder uns doch vorläufig mit ihnen bekannt macht.

Bertha, die junge, liebenswürdige, gebildete, kürzlich erst verheirathete Bertha, wartet vergeblich auf ihren Mann, ihre Brüder und Freund Walthern, und verschmäht es deshalb nicht, aus lieber Langerweile ein Chronikenbuch aufzuschlagen und darin eine weder gut erzählte noch sonst interessante, höchst gräßlich endende Historie von „einem feindseligen Geschlecht in Böhmen" zu lesen. Die Perioden von dreizehn bis achtzehn Zeilen in dieser Historie kommen auf Rechnung des Chronikenschreibers. Da die Herren noch nicht angelangt sind, singt Bertha ein liebewarmes Liedchen mit Begleitung der Harfe. Hierauf bringt Fridolin, Bertha's jüngster Bruder ein „ganzes Päckchen" Gedichte. Sie sind von Freund Walthern; Fridolin hat sie in Hermanns Pult, worin er (unartig genug) in dessen Abwesenheit störte, aufgefunden. Es sind „Gegensätze der Freundschaft und Liebe", worin kein eminentes Dichtertalent entwickelt ist. Im Gegentheil erlaubt sich der kleine Phantasus allerhand Verstöße gegen Cäsur, Wohlklang, Quantität der Silben u. s. w. Auch ist er oft gar zu prosaisch. Zu allen diesen Behauptungen mögen folgende Stellen als Belege dienen:

S. 31. Und nicht Antwort erhältst du, ehe die Holde gefragt wird. (!?)

S. 33. Und verstehet er nicht lautlose Sprache und Wort.

S. 34. Aber stelle die Näherung ein und halte dich ruhig von Weitem (!!)

Wie viel Füße sind das?

Hierauf werden zwischen Freund Walthern und Bertha Liebe und Freundschaft, Weiberhaß und Eheglück gesprächsweise abgehandelt; ein Sonett, ein Epigramm, ein Gelegenheitsgedicht, lyrische Grillen sogar werden eingeflochten, um die Unterhaltung mannigfaltig zu machen. Der endlich zurückgekehrte Theodor beschreibt den Kurort Baden, wo er eben herkommt. Sollte dort die „Shawlomanie" wirklich in so hohem Grade grassiren, als uns hier versichert wird, so möchten wir fast jedem Ehemanne, der kein Crösus-Rothschild ist, wohlmeinend rathen, lieber zwanzig Meilen um Baden herum als hin zu reisen. Endlich erscheint der Coryphäus der Gesellschaft, (der vielgefeyerte Hermann) und sie gelangt zum Zweck: „durch fremde Individualität in die eigne zurückzukehren." Ludwig Tieck, „einer der hellsten und heitersten aller Geister," (S. 84) wird zum Vorsteher des Erzähl-Vereins gewählt; sein Gedicht, der Phantasus, wird von S. 84–90 (zuviel für ein Citat) eingeschaltet, er selbst aber, zum Dank dafür, ein „gemüthlicher, nicht genug zu feyernder (??) Dichter" genannt. Die Gesellschaft erwählt sich das „Wunderbare und Phantastische zum Vorwurf" (Ge-

*) Und die Jahrzahl? Ich bitte die Herren Beurtheiler dringend, mir das Redigiren zu erleichtern durch Beobachtung der Herkömmlichkeiten des Lit. Bl. — Beyde Theile sind 1822 erschienen.

Digitized by Google

genstand) und die Mitglieder derselben nennen sich für die Zeit ihres Beysammenseyns „Ludwigsbrüder," als Nachbildung der weit geistreicheren „Serapionsbrüder."

Bald darauf (S. 91.) erfahren wir, es sey „ein Beweis für die göttlichere (?) Abkunft des weiblichen „Wesens, daß sie (die Frauen) minder als der Mann in „den Irrgängen des fruchtlos klügelnden Verstandes sich verlieren, und oft schon mit kindlichem Sinne in das Reich des Glaubens eingegangen sind, während er noch mit beengenden Prinzipien um sein Edelstes kämpft!" Hinc illae lacrymae! Haltet also fest am Glauben, dann wird euch das andere alles unbedingt zufallen! O ihr! die ihr Berge damit versetzen könnt, bittet für uns, bittet für sämmtliche Ungläubige, die zwar sehen, aber nicht blind und köhlerartig glauben wollen!

Demnächst defiliren nun die nacheinander von Bertha, Walther, Rudolph, Fridolin, Hermann und Theodor erzählten Mährchen und Sagen bei uns vorbey; der Ritter in der Mühle, die drey Freitage, der nächtliche Geisterreigen, das Kugelgießen *), die wandelnden Lichter und das Vaterunser.

Das erste und lezte, obgleich im lezten der Teufel die Hauptrolle spielt, mögen die besten seyn. In den übrigen spuken Mord- und Todtschlag, Teufels- und Gespensterfrazzen gar zu arg; das Gräßliche herrscht vor, und der kleine Phantasus scheint ein wahres Vergnügen daran zu haben, den Zuhörern oder Lesern die Haare zu Berge stehen zu machen **). So oft ein Mährchen beendigt ist, wird es von den übrigen Gesellschaftsmitgliedern recensirt, über Liebe und Freundschaft, über Romane und das Romantische, Poesie und Kunst räsonnirt und nebenher Goethen Weihrauch gestreut, dessen er nicht bedarf. Auch dürfte es weder zu beweisen noch zu verantworten seyn, daß Goethe gleich groß sey im Epos, in der lyrischen Poesie, im Drama, so wie, daß er in der Durchdringung aller dieser Fernen hervorrage über alle übrigen Dichter u. s. w. Das nennt man Ueberschätzung, wodurch dem Gefeyerten mehr geschadet, als genüzt wird. Das Gedicht: der Königssohn, nach einer bekannten Geschichte bearbeitet, liest sich gut und hat dem Rec. besser gefallen, als der darauf folgende Frühlingsmorgen.

Ein Gedicht auf die Schauspielerin Schröder, als Elfriede, hat wenig poetischen Werth; wir können die allzugroße Licenz des Dichters: Medea statt Medea, Meropen statt Meropen, Sophia statt Sophia zu brauchen, mit nichts entschuldigen, als mit seinem Eigensinne und seiner Liebe zur Bequemlichkeit *).

Eine gleiche Auszeichnung ist dem Schauspieler und Sänger Otto widerfahren, seine Darstellung, Joseph, ist durch ein Gedicht in der Form der ottave rime verewigt oder doch auf eine Weise geehrt, die nicht jedem widerfährt. Der Phantasus dient also auch zum Vehikel, um Gelegenheitsgedichte wieder aufzufrischen. Was kann das große Publikum daran für ein Interesse finden?

Hierauf gibt Bertha, (S. 55 — 120.) um einige Abwechselung in die Erzählung zu bringen, eine, wie uns dünkt, sehr gut gerathene Uebersetzung von 29 Briefen der Babet an Boursault, welche allerdings für Meisterstücke von Briefen gelten können, zum Besten; die übrigen Mitglieder streuen dann und wann ihre Bemerkungen dazwischen, welche gleichfalls nicht am unrechten Orte angebracht sind. In der That gewinnt die beabsichtigte Unterhaltung weit mehr dadurch, als durch das folgende ganze 4te Buch geschehen seyn mag und geschehen wird, ob sich gleich die ehrenwerthe Gesellschaft darin, ihrem frühern Vorsatze gemäß, aus „dem Halbdunkel der „romantischen Sagenwelt in das sonnenhelle Thal der antiken Phantasie" begeben hat.

Auf den sehr **) correcten Druck und auf das Papier hat die Verlagshandlung, wie bisher bey allen ihren zahlreichen Artikeln, rühmliche Sorgfalt verwendet; doch scheint der Preis etwas zu hoch gestellt zu seyn.

lg.

*) Das ist der Freischütz, aber ohne Braut. M.

**) Gut! das lieben die großen Kinder. M.

*) Rec. irrt sich. Der Halbvers S. 42: Eine Göttin, Medea — ist so zu scandiren: — — | — ◡ ◡ | — —, also Medea als Bacchius, ◡ — —. Eben so Sophia S. 45. Und sobald wir die griechische Merope deutsch declinirten, wird sie billig auch deutsch betont. Schiller hat sogar den Nominativ Melpomene auf Scene gereimt, und bey Gotter wie bey Voltaire tönet Merope amphibrachisch: ◡ — ◡. M.

**) Pas trop „sehr"! Gleich in der Zueignung S. 3. Z. 5. fehlt nach dem Worte meiner das Substantiv, wahrscheinlich: Meynung.

Dramatische Dichtkunst.

Johanna Gray. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von G. E. A. Wahlert. Elberfeld und Düsseldorf bey Joh. Eckh. Schaub. 1821. 131 S. 8. ohne die Vorr. Preis 20 gr.

Entsprossen aus königlichem Geblüt, bestieg, wie wir wissen, die junge, siebzehnjährige, außerordentlich gebildete, mit allen weiblichen Tugenden geschmückte, bescheidene, sanfte und anspruchslose Johanna Gray im Jahr 1553, wider ihren Willen, den englischen, den Kö-

Digitized by Google

zinnen so gefährlichen Thron, um ihn nach neun verhängnißvollen Tagen zu verlassen, und bald darauf als Opfer der Herrschsucht Northumberlands, ihres Schwiegervaters, und auf daß der Blutdurst der rachsüchtigen, boshaften, ihr in jeder Rücksicht, ausgenommen in ihrem Rechte, nachstehenden Nebenbuhlerin Maria der 1. gestillt würde, auf dem Schaffott zu enden. Welcher Wechsel des Schicksals und welcher Stoff zur dramatischen Bearbeitung!

Gleiche Betrachtungen mögen den Altvater C. M. Wieland geleitet haben, als er sich entschloß, diesen Stoff zu bearbeiten, nachdem er Burnets Geschichte der Reformation gelesen, und „die Charaktere der Personen so wie „alle historischen Umstände" daraus entlehnt hatte. Es scheint durchaus nicht, daß Hr. Wahlert die Wielandsche Bearbeitung gekannt habe, sonst würde seine Johanna Gray vielleicht eine ganz andere geworden seyn, und er würde sie doch mindestens in der Vorrede erwähnt haben; auch ist nicht die entfernteste Aehnlichkeit zwischen beyden Produkten zu finden, da Wielands Ansicht eine ganz andere war, die sich gleich durch den Doppeltitel: Lady Johanna Gray oder der Triumph der Religion, kund gab und aussprach, so wie sie vollkommen durchgeführt ist. Sie möchte indessen, ob sie schon außerordentlich gelungene Stellen hat, der langen Dialoge wegen, kaum aufführbar, und scheint auch überhaupt nicht für die Bühne berechnet gewesen zu seyn.

Es war daher ein glücklicher Gedanke von Hrn. Wahlert, diesen Stoff von Neuem zu einem Trauerspiel zu verarbeiten, und Rec. ist der Meynung, daß er diese Aufgabe nicht ohne Glück gelöst und ein Trauerspiel zu Tage gefordert habe, welches dem Leser einen nicht unwillkommenen Genuß gewähren, bey der Darstellung aber — (Rec. erinnert sich nicht, daß es irgendwo gegeben worden sey) den Zuschauer nicht ohne Theilnahme lassen, mithin, wenn auch keines rauschenden und allgemeinen, doch eines nicht zu verkennenden Beyfalls sich zu erfreuen haben und nicht ungern gesehen werden wird.

Die Charaktere sind gut gehalten, namentlich der der Helden des Stücks, gegen die jedoch ihre Mutter gar zu grell absticht; doch stehen Northumberland und Guilford weit besser da, als wir sie in der Geschichte erblicken, was dem Dichter gar wohl zu verzeihen ist, und sogar nothwendig schien. Im Allgemeinen also, Rec. wiederholt es, und wenn man Johanna Gray nicht etwa mit Maria Stuart vergleichen will, wozu sie sich in mehrfacher Hinsicht nicht eignet, (da sie mit einander fast nichts gemein haben, als das Enden auf dem Blutgerüst) kann und wird sie gefallen. Rec. macht den Leser wie den Zuschauer aufmerksam auf den kurzen Monolog Johanna's im 4ten Auftritte des 1sten Aufzugs; auf die Antworten, die sie im folgenden Auftritt der Mutter gibt, welche ihren Schmerz höchst unzart mißbilligt; ferner auf das, was sie ihrem Gemahl Guilford bey der Nachricht: sie sey Königin von England durch Eduards Testament, erwidert; auf das kurze Selbstgespräch, welches sie im 1sten Auftritt des 2ten Aufzugs hält; auf ihr Gespräch mit ihrer Mutter im 4ten Auftritt des 3ten Aufzugs; ganz vorzüglich aber auf den Dialog zwischen ihr und ihrer kalten, grausamen, aber glücklicheren Nebenbuhlerin Maria im letzten Auftritt des 4ten Aufzugs. Auch das, was Northumberland im 2ten Auftritt des 3ten Aufzugs, in Ketten vorgeführt, zu Maria spricht, ob es gleich das Gegentheil von dem seyn mag, was er in Prosa gesprochen, als er am sein Leben bettelte, liest sich gut und wird, auf den Brettern gut gesprochen, des Beyfalls gewiß seyn. Eben so spricht sich Maria in dem, was sie sagt, als herrisch, boshaft, eigensinnig, bigott und doch grausam aus. (In Wielands Bearbeitung tritt sie gar nicht auf, was offenbar ihrer königlichen Würde weit angemessener ist). Und wenn man nicht umhin kann, den Verräther Arundel und den Schwächling Pembroke zu verachten, so kann man andererseits nicht anders als Johanna's Standhaftigkeit, Sanftmuth und Resignation bewundern. (In der Wielandschen Bearbeitung ist einerseits ihre hohe Bildung und Einsicht, andererseits aber ihre ungemeine Religiosität, wodurch sie völlig als Glaubensheldin erscheint, noch mehr herausgehoben und das Interesse an ihrem Schicksal dadurch um so mehr gesteigert). Dagegen erblicken wir in ihrer Mutter, der Herzogin von Suffolk, ein Weib, welches wir fast gemein schelten möchten, da sie sich so gemein ausdrückt:

S. 20. „Ein starkes Mädchen glaubt' ich zu besitzen
In meiner Tochter, das den starken Sohn,
Den mir das Schicksal harter Schluß versagte,
Ersetzen möchte, und ein weiches Ding, (!)
seh' ich in ihr."

Johanna erwiedert darauf eben so sanft, als wahr:

Die Trauer um des Edelsten Verlust.
Vermöchte sie mein weiches Herz zu schänden?

Die Frau Herzogin aber entgegnet, sich zum Fenster wendend und Guilford erblickend:

„Ein bessrer Trost reitet *) in den Hof.
Als ich ic. (!)

Mit dem Wollaut nimmt es übrigens Herr Wahlert nicht sehr genau; er würde sonst die Menge von Hiatus vermieden haben, auf die man häufig stößt und von welchen wir nur einige Beyspielsweise anführen.

S. 1. Z. 1. (!) der sechste Eduard — Z. 3. Königsstamme Englands — Z. 4. hätte auf — **) — S. 14 Ich

*) Darum seh' ich nichts Gewisses. M.

**) Diese 3 Stücke waren leicht zu vermeiden, z. B. so:
Bearaben ist nun Eduard der Sechste.
Der Thron erledigt und sein männlich Haupt
Von Englands altem Königsstamm' ist übrig,
Das Anspruch hätt' auf dieses schöne Land. M.

Digitized by Google

stehe euch dafür — (Warum nicht: Ich bin euch gut dafür?) — S. 119. Krone Englands — (Warum nicht so: Dich nicht vermocht mit Bitten, Englands Krone u. s. f.?) — S. 124. Schöne Eiland — ***) — S. 128. Deine ew'ge Liebe —

Ferner nimmt es Herr W. nicht genau mit der Beugung des Adjectivs, sobald es nicht in seinen Kram d. h. in den Vers taugt. So sagt die Herzogin:

S. 20. „Sind weiche Thränen stark genug, den Riegel
„Den eisern — (eisernen, hölzernen, silbernen, steinernen)

Eben so Arundel S. 93.

„Bewältigt das Gefühl, das für Johanna
„In eurem Busen spricht und weicht der eisern
„Nothwendigkeit —

Dennoch lesen sich die Jamben ziemlich gut. Wie aber mag Herr W. scandirt haben, als er S. 98 die Johanna sagen ließ:

„Oder hätt' ich stark ihr widerstehen mögen?"

Endlich gedenken wir einer offenbaren Reminiscenz. „Ich „habe menschlich, jugendlich gefehlt, sagt Maria Stuart „im höchsten Aufbrausen der Leidenschaft, und Johanna „Gray sagt:" S. 123.

„Zwar haben menschlich wir an ihm gesündigt." †)

Auf Druck und Papier hat die Verlagshandlung Sorgfalt verwendet. ig.

***) Schwer zu vermeiden, da hier der Apostroph nicht statthaft ist. M.

†) Wo soll in dem Gebrauch einer so allgemein gebräuchlichen Redensart die Reminiscenz sitzen? Soll denn kein Dichter mehr von „menschlich fehlen" sprechen, weil Schiller einmal dieses Ausdrucks sich bedient hat? Hat Schiller etwa diese Phrase erfunden?

Horaz.

In den Hamburg. Originalien Nr. 95. findet Ref. die 15te Ode des 3ten Buches von Herrn D. Nürnberger in Reimverse übersezt — als Probe unfehlbar, und als Aufforderung zu Fingerzeigen. Die Heidelberger Jahrb. wollen wissen, daß Herr N. nicht unter die Klasse der Gelehrten zu rechnen sey *). Wie es auch damit bewandt, bey dem Horaz kann er einen Interpreten gebrauchen.

Die Süßigkeiten gelten Pholoe,
Nicht dir, alt Kätzchen (!) wen gedenkst du noch zu kernen (körnen)?

*) Soviel ich weiß, hat er zwar nicht in üblicher Form studiert, aber viel gelernt. M.

Horaz weiß nichts vom alten Kätzchen, und sagt hier etwas ganz Anderes.

Non, si quid Pholoen satis,
Et te, Chloris, decet.

Voß übersezt es getreu: „Nicht, was Pholoen artig steht, ist dir, Chloris, gemäß."

Den jungen Dirnen hält man's eh'r zu gut,
Wenn sie Thyaden gleich sich an die Männer drängen.

Horaz sagt wieder etwas Anderes.

— — — filia rectius
Expugnat juvenum domos,
Pulso Thyas uti concita tympano.

Filia, i. e. filia tua; die Red' ist von der Chloris Tochter, nicht von jungen Dirnen überhaupt.

Wenn so ein Ding als wie ein Reh'chen thut,
So fällt es niemand ein, die Jugend einzuzwängen.

Horaz sagt abermals etwas Anderes.

Illam cogit amor Nothi
Lascivae similem ludere capreae.

d. h.: Sie, die Tochter, treibt die Liebe zu Nothus, gleich dem lüsternen Reh zu spielen.

Doch dir gehört der Rocken in die Hand,
Und nicht die Ros' in's Haar, — des Reizes Reste schwinden,
So hab', mein Altchen, nun so viel Verstand,
In einem Fläschen Wein des Alters Trost zu finden.

Horaz sagt nochmals etwas Anderes, und zwar gerade das Gegentheil.

Te — — non citharae decent,
Nec flos purpureus rosae,
Nec poti, vetulam, faece tenus cadi.

Das will sagen: Dir Alten ziemen nicht Weinkrüge bis auf die Hefe geleert **). Heißt das übersetzen? St.

**) Herr D. N. hat vielleicht eine andere Lesart. Ich finde in Jak. Friedr. Schmidt's Horaz (Gotha 1793) Anmerk. S. 372 den Vorschlag eines ungenannten Gelehrten, statt Nec poti etc. lieber zu lesen: Te poti etc., weil Horaz anderwärts die alten Weiber als Liebhaberinnen des Trunkes schildere. Schmidt billigt das, meint aber, es falle bedenklich, auf die Conjectur eines Einzigen die alte Lesart abzuändern. Mir scheint das auch bedenklich, zumal da Horaz eben die Tochter der Chloris, der sie es nicht nachthun soll, mit einer Thyas (Begleiterin des Weingottes) verglichen hat, und wahrscheinlich der Mutter nicht das heutzutage sogenannte heimliche Schlückchen der Alten anrathen, sondern das öffentliche Trinken nach Art der Thyaden abrathen will. Wenn es aber Herrn N. anders geschienen, wenn er etwa einen Horaz mit dieser neuen Lesart vor sich gehabt, und wenn er vielleicht gar die alte nicht gekannt hätte; so möchte man billig um seine Uebersetzung dieser Stelle nicht mit ihm rechten. Er ist Dilettant, und man kann ihn nicht vor den Richterstuhl der Philologie ziehen. M.

Digitized by Google

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Freitag den 25. Oktober 1822.

Reise-Literatur.

Ansichten auf der neuesten Reise nach Rom. Von Franz Weidmann aus dem ehemaligen Stifte St. Gallen. Laetus intersis populo Quirini. St. Gallen 1821. Gedruckt bey Franz Brentano. 154 S. 8. (ohne die Zueignung und ohne die Vorrede.)

Besser ungedruckt wäre sie geblieben diese Reise nach Rom, denn es ist klar, daß sie weder für Kunst, noch für Wissenschaft die geringste Ausbeute gewährt, und endlich nicht einmal zur interessanten Unterhaltung das ihrige beytragen wird, obwohl damit nicht gesagt seyn soll, daß sie dessen ungeachtet nicht besser und empfehlenswerther sey, als ein Dutzend fader Romane oder als ein Trauerspiel wie — Brunhild. Ein erster Versuch scheint diese Reisebeschreibung zu seyn, aber ein mißrathner, bey welchem man das cui bono? oft und unwillkührlich aufruft. Herr Weidmann sagt in der „Zueignung an den hochgeachten (hochgeachteten) „Hrn. Präsidenten und die hochgeachten Herrn (hochgeachteten Herren) „Administrations-Räthe des Kan„tons St. Gallen," deren Unterstützung er diese Reise verdankt, daß er sie ihnen deshalb mit „ergebenster Ehrfurcht widme." (widme) „überzeugt von ihrem Hoch„sinne und (ihrer) Güte, mit welchem (welchen) sie auch „kleine wissenschaftliche Versuche aufzunehmen pflegen." Nun können wir und die Leser durchaus nichts dagegen haben, wenn diese Herren in dieser Zueignung einen rührenden Beweis des dankbaren Gemüthes eines auf ihre Kosten Reisenden erblicken; wir wünschten sogar Hrn. W., daß er sich in seiner Rechnung nicht betrogen haben möge: allein dieß kann uns schlechterdings nicht abhalten, der Wahrheit die Ehre zu geben, und unsern Tadel laut auszusprechen über seinen incorrecten Styl, seine Hyperbeln, seine am unrechten Orte angebrachte poetische Prosa, seine Oberflächlichkeit, seine sonderbaren Bilder, seine Unverständlichkeit (hier und da bemerkbar), endlich auch über seine Lust am häufigen Einstreuen von Blümlein aus lateinischen Dichtern des goldnen, silbernen und kupfernen Zeitalters. Es kann uns nicht abhalten, ihn zu bitten, bey ferneren schriftstellerischen Arbeiten, zu welchen ihm das Talent nicht abzusprechen ist, weder das kritische Messer zur Beschneidung der fremdartigen Auswüchse, noch die kritische Feile (vielleicht gar die Raspel und den Hobel) bei wiederholter Durchsicht und Glättung derselben zu schonen oder ganz bey Seite zu legen.

Incorrect müssen wir es nämlich nennen, wenn der Verfasser: „hochgeacht, wiedmen, anderstwo, innert, „Gout, geschämig, disanhin, Bettel, trächtig, sonder„beitlich, u. s. w." schreibt, anstatt: hochgeachtet, widmen, anderswo, innerhalb, Geschmack, verschämt, bis heute, Bettelei, tragend, „zweymal trächtiger (!) Flur") besonders, u. s. w. Das sollte der Schriftsteller wissen! — Offenbare, den Eindruck schwächende, sogar lächerliche Hyperbeln aber nennen wir es, wenn er z. B. S. 71. bey Beschreibung der Peterskirche von „gränzloser (!) (gränzenloser) Dimension an Ausdehnung und Höhe, oder noch ärger, bey Beschreibung des Pantheons, S. 74 von den „gränzenlosen Sphären der (gemauerten) Wölbung" (!!) spricht. Da ist mehr als Münchhausen! Nach S. 43 berührt in Florenz der Thurm der Kirche San Maria del fore die Wolken! (wenn ein Wolkenbruch im Anzuge ist?) u. s. w. Und wenn wir seine am unrechten Orte angebrachte poetische Prosa gerügt haben, die überall in keine Reisebeschreibung paßt, und darin so wenig wie auf der Reise selbst zu brauchen ist, so begnügen wir uns, diesen Tadel gleichfalls nur durch ein Paar Beyspiele zu motiviren, obgleich deren in Hülle und Fülle vorhanden sind. So ruft er (S. 18) bey Beschreibung des Doms zu Mayland aus: „Aber welche „Feder beschreibt die Macht des Eindruckes, welchen der „erste Anblick dieses Riesengebäudes mit den unabsehbaren „(??) Gruppen von tausend Kunstgebilden hervorbringt? „Schon in ehrfurchtsvoller Entfernung wird der Schritt des „Wanderers wie durch eine Art von Magie gefesselt; da„her wallet der Busen; ihm entschweben Seufzer stillen „Erstaunens," u. s. w.

S. 40 behauptet er von den Umgebungen von Florenz, „es eigne sich dort Alles im höhern Stempel (?) zum „Aufenthalte der Unsterblichen!" — Wir müssen dagegen behaupten, Herr Weidmann verführe die Einwohner aller

Digitized by Google

den? Will er damit einen öffentlichen Scheitt zur Annäherung und so Gott will zur Vereinigung gethan haben? Gehört dergleichen in eine Reisebeschreibung?? — — Druck und Papier könnten besser seyn, wenn man nicht etwa sagen wollte, sie wären dem Werke nicht ganz unangemessen gerade so und nicht anders gewählt. Der Preis — 18 Gr. scheint nicht zu hoch gestellt zu seyn, doch ist er der Waare angemessen.

tg.

Kirchengeschichte.

Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherey durch eine merkwürdige Bekehrungsgeschichte. Der Hohen Deutschen Bundesversammlung ehrerbietigst zugeeignet vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig in Commission bey Hartmann. 1822. VIII und 62 S. gr. 8.

Hr. Prof. Krug hat als Philosoph noch das besondere Verdienst, daß er die ausgezeichneten Erscheinungen unserer tief bewegten Zeit schnell auffaßt, und durch kleine Schriften sowohl, als durch seine amtliche Stellung mit Einsicht und Freymüthigkeit theils das öffentliche Urtheil zu leiten und zu berichtigen, theils dem nachtheiligen Einfluß jener Erscheinungen thätig entgegen zu wirken sucht. Das feindselige Eindringen mehrerer Glieder der römisch katholischen Kirche auf die protestantische konnte daher seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, und er hat außer den, in dieser Beziehung schon herausgegebenen Flugschriften, noch besonders auf dem Landtage des vorigen Jahres im Namen der Leipziger Universität, deren Oppunitter er war (Note S. 36.) eine Beschwerdeschrift über die auch im Königr. Sachsen überall geschäftige Proselytenmacherey eingereicht, welcher die Stände dergestalt beytraten sind. Auch die vorliegende Bekehrungsgeschichte, die jetzt wohl aus dem Andenken der meisten Menschen verschwunden aber doch in demselben verdunkelt seyn möchte, macht Hr. Pr. K. in der Absicht bekannt (S. 3.), „daß unsere Zeitgenossen daraus manche Belehrung und Warnung schöpfen, besonders aber jene Protestanten, welchen ein böser Geist „nahen und zuflüstern möchte, um den höchst bedenklichen „Schritt einer Vertauschung der Kirchengemeinschaft, der „sie bisher angehörten, mit der katholischen zu thun.“ Die Bekehrungsgeschichte selbst, welche Hr. K. zur Belehrung und Warnung mittheilt, ist die des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, welche Ref. schon in unserm Lit. Bl. von diesem Jahre (Nr. 55. S. 219 f.) erwähnt hat, und einzig aus der Schrift gezogen: Merkwürdiges Leben des Durchl. Fürsten und Herrn, Herrn Moritz Wilhelm's, Herz. zu Sachsen ꝛc. Aus besondern Nachrichten beschrieben, mit verschiedenen Actis publicis und Documentis erläutert und mit Kupfern versehen. 2 Thle. Frankfurt 1719. 8., deren Verfasser Hrn. K. unbekannt, aber der damalige Prof. Buder in Jena ist. *) Sie ist zu merkwürdig, als daß nicht ein Auszug den Lesern angenehm seyn sollte, dem Ref. seine Bemerkungen und Zusätze in Klammern beyfügen will. Moritz Wilhelm, dritter Sohn des Herz. Moritz, Stifters der Linie Sachsen-Zeitz, wurde den 12. März 1664 geboren und trat die Regierung im Jahre 1682 nach dem Tode seines Vaters an. Noch in demselben Jahre reiste er nach Italien und kam erst 1684 wieder zurück. Damals war er noch ein so eifriger Protestant, daß er den ihm mitgetheilten Wunsch des Papstes, diesem vorgestellt zu werden, blos darum nicht befriedigte, weil er das gewöhnliche Ceremoniell des Fußkusses sich nicht gefallen lassen wollte. Es galt für einen der gelehrtesten Fürsten der damaligen Zeit, und hatte nicht gemeine Kenntnisse in der Geschichte der Staaten und der Religionen, in der Genealogie und in der Theologie. (1687 reiste er nach Wien, wo er vom Kaiser Leopold sehr wohl aufgenommen wurde und an der Unterhaltung mit dem Kaiserl. Bibliothekar, Petr. Lambecius, der früher Protestant und Rector in Hamburg gewesen war, besonders Vergnügen fand. 1689 vermählte *) er sich mit Marie Amalie, zweyten Tochter des Kurf. von Brandenburg, Friedr. Wilh. des Gr. und Wittwe des Herz. Carl von Mecklenburg-Güstrow.) In den Gesprächen über Religion, die er sehr liebte, äußerte er oft, daß das katholische Bekenntniß wohl einige Lehren habe, die man zum Theil annehmen, doch Niemand den mehresten Glaubensstücken mit gutem Gewissen beystimmen könne. Besonders aber hat er öfters gedacht, wie er sich so sehr über das Leben der Päpste und der römischen Clerisey geärgert, welche doch für Häupter der Kirche angesehen seyn wollen, und so ein lasterhaftes Leben geführt. Um so unerwarteter war sein Uebertritt zur römischen Kirche, der im Kloster Docan der Prag ganz heimlich den 17. Decbr. 1715 in Beyseyn seines Ben-

*) Im Jahre 1720 erschien schon eine zweyte Auflage. Ref. will hier noch die übrigen Quellen angeben. Imhofii notitia S. rom. germ. imperii procerum. ed. 3. Tub. 1695. Fol. S. 40. Leben der Herzoge von Sachsen, welche im 12ten Jahrhundert verstorben sind ꝛc. 1730. 8. Unterscheidung des Glaubensbekenntnisses Sr. Hochf. Durchl. zu Sachsen-Zeitz, Hr. Mor. Wilh. ꝛc., welches unter Dero hohen Namen in öffentlichen Druck in der Chur- und Erzstadt, Residenz-Stadt Mainz herausgekommen, angefertiget von M. Joh. Phil. Bernh. Jünglin, gewesenen Hochf. Hildesh. Pf. Predigern und Beichtvater. Gedr. in Franken auf Kosten des Autoris ꝛc. Anno 1718. 28 S. 4. Joh. Andr. Walther (Sup. in Pegau) Gottes Wunder an dem Durchl. ꝛc. Moritz Wilh. 1719. 4. Joh. Wilh. Petersen, über des Herz. M. Wilh. Religionsveränderung. 1719. 8. Die zwenmalige merkw. Religionsveränderung des Durchl. ꝛc. Mor. Wilh., aus bekannten Nachrichten beschrieben von Christiano Sincero. Erf. und Leipz. 1720. VIII und 143 S. 8. Noch soll in der Schrift: Ratio status animae immortalis. Tyrnav. 1715. 8. etwas erswähnt seyn; allein Ref. hat sie noch nicht erhalten können.

*) Ein für das Lutherthum schwärmerische eifernder Prediger. D. Phil. Müller. Prospt. zu unsrer lieben Frauen zu Magdeburg, mißbilligte diese Ehe höchlich, weil die Fürstin reformirt war, und sonsten beyhaß: Der Zank des edlen Lebens durch unglaeiche Glaubensarte ꝛc. 1689. 8., welchen Ehrstn. Thomasius in der rechtmäßigen Erörterung der Ehe- und Gewissens-Frage: ob ꝛc. gründlich widerlegte. Der Verfasser wurde weil er vorzüglich anfangs seine Autorschaft ablängnete, nach Spandau gebracht.

Digitized by Google

herr, der schon 1694 in Paris übergetreten und seit 1706 Cardinal, seit 1707 Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn geworden war, erfolgte. Der Zweck der Reise, die in zwölf Tagen vollendet war, blieb fast Allen, selbst seiner Gemahlin, ein Geheimniß. (Ueber den Hergang der Sache ruht allerdings, wie Hr. Prof. Krug sagt, ein gewisses Dunkel; doch läßt sich einiges durch Schlüsse muthmaßen. Soviel bleibt ausgemacht, daß der Bruder des Herzogs, der Cardinal Christian August, das besondere äußere Werkzeug war; denn der Herr von Röder und der Jesuit, P. Franz Heinr. Schmeitzer traten Beide, jener als Gesandter, dieser als Gesandtschafts-Secretär des Cardinals auf, und verweilten, den katholischen Glauben verbergend, an dem Hofe des Herzogs lange, indem zwischen Regensburg, wo sich der Cardinal als bevollmächtigter Kaiserl. Principal-Commissarius bey der Reichsversammlung aufhielt, lange Zeit Eilboten immer hin- und hergingen. Auch mochte äußerlich noch mitwirken der schon im J. 1696 erfolgte Uebertritt des Kurf. von Sachsen und eine, für die damaligen Zeiten große, Schuldenlast von 300,000 Mth., welche das Kurhaus Sachsen nach einer in Warschau den 19. Febr. 1716 abgeschlossenen Convention nach Abtretung des Stifts Naumburg zu bezahlen übernommen hatte. In wie weit das Vorgehen einiger Lehnsbeschreiber begründet ist, daß dem Herzoge große Versprechungen wären gemacht worden, läßt sich bey dem Mangel aller sichern Nachrichten nicht bestimmen. Innerlich mochte der Herzog vorbereitet seyn, durch das, freylich nicht tief eingehende Studium der theolog. Wissenschaften und die fast leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Plane, alle drey christlichen Bekenntnisse im deutschen Reiche zu vereinen. Selbst sein ziemlich wüstes Leben konnte, ohne daß es klar in ihm zum Bewußtseyn kam, mit dazu beytragen. Uebrigens behielt er jetzt noch die Regierung des Stifts Naumburg bey, ungeachtet er nur unter der Bedingung von dem Capitel zum Administrator war erwählt worden, daß er bey dem lutherischen Bekenntniß bleibe. Als Krypto-Katholik wirkte er nie, daß der Sohn seines jüngern Bruders, Moritz Adolph, gewöhnlich Herzog zu Neustadt genannt, weil er in Neustadt an der Orla sich aufhielt, zur römischen Kirche übertrat; denn er brachte ihn selbst im März 1716 nach Eger zum Cardinal von Sachsen-Zeitz, der ihn mit nach Rom nahm und am Sonntag Jubilate desselben Jahrs das Bekenntniß des kathol. Glaubens ablegen ließ.*) Wie zufrieden der Cardinal mit dieser Proselytenmacherey des Herzogs seyn mochte, so unzufrieden war er damit, daß der Herzog noch immer zögerte, öffentlich seinen Uebertritt zu bekennen. Er drang deßhalb immer stärker in ihn und schrieb: „Der Herzog gleiche einer Glocke, welche zwar läute und Andern Gelegenheit gebe, in die Kirche zu gehen, er thue aber dergleichen selbst nicht. Und „welches um desto mehr zu bewundern, so hätte der Herzog „die meiste Gelegenheit gegeben, daß der junge Prinz, „Moritz Adolph zu Neustadt, sich zu eben dieser Kirche ge„wendet, zu welcher er sich selbst nun nicht öffentlich bekennen wolle.“ Er gab diesem Drängen endlich nach.) Den 14. April 1717 erbfnete er seinen Gemahlinn, wie er entschlossen sey, sich in den Schooß der wahren kathol. Kirche zu begeben, und daß dieser Tausch schon längst getroffen sey. Die Herzoginn, eine eifrige Protestantinn, brach über diese Rede in Thränen aus, konnte aber den Herzog durch die wehmüthigsten Bitten von seinem Vorsatze nicht zurückhalten. Den 18. April desselben Jahres communicirte er zum ersten Male öffentlich in der kathol. Capelle zu Leipzig. (Da der Herzog nach dem bestehenden Vertrage mit dem Capitel als Katholik die Administration des Stifts nicht behalten konnte, so wählte er das Schloß zu Weißenfels zu seiner Residenz. Anfangs war er in Erfüllung der äußern Religionspflichten, die das römische Bekenntniß vorschreibt, mit Ausnahme der Ohrenbeichte, sehr eifrig. Er ließ eine Kapelle zum Gottesdienst, den der P. Schmeitzer verrichtete, bauen, heimchte die Messe sehr fleißig, wusch sogar am grünen Donnerstage 1718 zwölf alten Männern aus Weida die Füße, und bediente sie an der Tafel, die er für sie hatte bereiten lassen. Diese mußten aber später für diese Ehre auch büßen; denn da sie Protestanten waren, so legte ihnen der Kirchenrath in Dresden auf, daß sie öffentliche Kirchenbuße thun sollten, weil sie sich zu katholischen Ceremonieen hatten gebrauchen lassen.) In die Zeit bald nach dem öffentlichen Uebertritt fällt die Erscheinung des Glaubensbekenntnisses, das der Herzog selbst abgelegt haben und von Hrn. K. S. 9 — 14 vollständig und getreu mitgetheilt wird. Als dasselbe mit der Widerlegung durch M. Jüngling bekannt wurde, erklärte es der Herzog für untergeschoben und befahl, daß es in allen ihm unterworfenen Städten öffentlich durch den Scharfrichter verbrannt werden sollte. Die mehresten Stadträthe vollzogen den Befehl ohne Widerrede; nur der von Planen im Voigtlande fand Bedenken, zu gehorchen, weil ja mit dem vom Herzog verworfenen Glaubensbekenntniß zugleich die Widerlegung verbrannt werde, welche die Grundsätze der protestantischen Kirche darstelle und vertheidige. Da der Herzog den Befehl wiederholte und drohte, so sollte der Stadtrath ein Gutachten von der theol. Facultät in Jena ein, welches nach seinen Hauptgründen hier S. 17 — 19 angegeben wird, und dahin geht: der Stadtrath dürfe dem Befehle nicht gehorchen, weil es gegen die Gewissensfreyheit streite, einer ev.-luth. Obrigkeit zuzumuthen, eine Schrift schlechterdings zu verbrennen, darin die ev.-luth. Religion in vielen Stücken nicht ohne Grund vertheidigt würde.*) Der Rath erhielt bald darauf von Dresden aus eine Belobung seines vorsichtigen Benehmens. „Was „nun, sagt Hr. K. S. 20, die Frage wegen der Rechtheit „und Unächtheit jenes Glaubensbekenntnisses, welches das„mals so großen Anstoß erregte, betrifft, so läßt sich diese „Frage allerdings jetzt nicht mehr mit Sicherheit entscheiden. Ganz unächt kann es nicht seyn, da es zuerst in „Meyny von kathol. Seite bekannt gemacht worden. Aber „darans folgt doch nicht, daß es der Herzog ganz so, wie „es vor uns liegt, wirklich abgelegt habe. Es läßt sich einem Fürsten, dessen Einsicht und Menschenliebe so allgemein gerühmt wird, durchaus nicht zutrauen, daß er solche Verwünschungen ꝛc. sollte ausgesprochen haben.“

(Der Beschluß folgt.)

*) Auch dieser Sächs. Prinz widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er schon 1719 einige Präbenden erhalten hatte, 1730 Bischof zu Paderborn in part., 1731 Bischof zu Königsgrätz in Böhmen, 1733 aber Bischof zu Leutmeritz.

*) Wie? Ein Stadtrath wagte für die Landesreligion die Ungnade seines Herrn? Und eine theologische Facultät setze ihr Gewissensfreiheit höher, als einen herzoglichen Befehl? Das müßen verwunderliche Zeiten gewesen seyn.

M.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Dienstag den 29. Oktober 1822.

Kirchengeschichte.

Darstellung des Unwesens der Proselytenmacherey durch eine merkwürdige Bekehrungsgeschichte. Der Hohen Deutschen Bundesversammlung ehrerbietigst zugeeignet vom Professor Krug in Leipzig. Leipzig in Commission bey Hartmann. 1822. VIII und 62 S. gr. 8.

(Beschluß.)

(Ref. hat, seit er im 2. Bd. auf dieses Glaubensbekenntniß zuerst hinwies, seine Forschungen darüber fortgesetzt, obgleich noch nicht vollendet, und will sein bis jetzt gefundenes Resultat mittheilen. Das fragliche Glaubensbekenntniß ist, insofern es der Herzog bey seinem Uebertritt abgelegt haben soll, entschieden unächt. Dieß versichert selbst Jüngling, der es bekannt gemacht hat, und der Verfasser der Geschichte des Herzogs von Sachsen ꝛc., der mit den Verhältnissen Mor. Wilh's. sehr vertraut bekannt gewesen zu seyn scheint, hält es nicht einmal für möglich, daß ein solcher Verdacht auf den Herzog habe fallen können. Wie aber in der Persönlichkeit desselben schon die Unmöglichkeit eines solchen Bekenntnisses liegt, so hat es auch nicht den geringsten Grad der Wahrscheinlichkeit, daß katholischer Seits die Ablegung desselben ihm sey angemuthet worden. Der Cardinal, der ihn in die kathol. Kirche aufnahm, kannte sowohl die Gesinnungen seines Bruders, als die Gesetze seiner Kirche zu genau, als daß er von der den Uebertretenden vorgeschriebenen Professio fidei Trid. in einer Spitze hätte abweichen sollen, obwohl damit nicht abgläugnet werden soll, daß bey andern Gelegenheiten und Personen sich die Jesuiten erlaubt haben können, mit jener Professio Veränderungen vorzunehmen. Einen Beweis, daß die übertretenden fürstl. Personen sich nur zu dieser Professio verpflichtet haben, giebt auch die Prinzessin von Braunschweig, Elisabeth Christine, welche, um den nachmaligen Kaiser Carl VI. heyrathen zu können, kathol. wurde. *) Wenn daher von der Aechtheit des Bekenntnisses, das im Namen Moritz Wilh's. erschien, die Rede ist, so kann damit nur die Frage gemeint seyn, ob es von Protestanten erdichtet oder von Katholiken ihm untergeschoben worden ist. Das Letztere erhält dadurch große Wahrscheinlichkeit, daß es angeblich von Mayna aus ist verbreitet worden, und daß von dem Herzoge, wie zu jener Zeit fast von allen übertretenden Fürsten und Gelehrten, seine Motiven seines Uebertritts in öffentlichem Drucke erschienen sind *); doch läßt es sich noch nicht mit Sicherheit behaupten, da Alles auf dem Zeugnisse des M. Jüngling's beruht, und keiner der übrigen Biographen des Herzogs das von Mayna ausgegangene Original gesehen hat, vielmehr alle sich auf den M. Jüngling berufen. Dieser ist aber ein nicht ganz unverdächtiger Zeuge, da er von der kathol. zu der preisst. Kirche übergegangen ist und zu der ersteren auch wieder zurückgekehrt seyn soll. **) Bis jetzt ist also nur so viel unwiderleglich gewiß, daß das Glaubensbekenntniß, das Böhmer, Wachler und Schort bekannt gemacht haben, nicht neu, sondern über ein Jahrhundert alt ist.)

Der Herzog fand in seinem neuen Glauben die ersehnte und gehoffte Ruhe nicht; im Gegentheil beunruhigten ihn die stärksten Zweifel über denselben. Der Herzog in, die noch in Zeitz lebte, entging dieß nicht, und sie vermochte endlich (im August 1718) durch anhaltendes Bitten den Prof. H. H. Francke in Halle, mit welchem der Herzog früher in Briefwechsel gestanden hatte, nach Weida zu reisen, und sich mit dem Herzog, der sich dazu empfänglich erklärt hatte, über seinen Seelenzustand zu unterhalten. (Als Francke auf der Reise durch Zeitz die Herzogin sprach, äußerte sie unter andern: „Sie müsse „zwar gestehen, daß ihr Herr und sie selbst viel geistliches „Ungemach über sich ziehen würden; allein sie für ihre „Person wäre bereit, Alles über sich zu nehmen, wenn „nur die Seele ihres Gemahles gerettet werden könne. „Ja, sie wäre bereit, in einem Bauerhause mit ihm zu „logiren, wenn sie nur ihren Entzweck erreichen könnte.“) Der Herzog nahm Francke'n sehr wohl auf, leitete das Gespräch sogleich auf die Religion und bekannte, daß er in der römisch-kathol. Religion die gehoffte Ruhe nicht gefunden habe. Bey der Tafel, an welcher auch P. Schmeier zugegen war, legte der Herzog Francke'n die Frage vor: welches doch die beste Religion wäre? und dieser ant-

*) Vergl. Examen professs. Trid. d. i. Schriftmäßige Prüfung der vom Papst Pio IV. aus dem Conc. zu Trient entworfenen Confession — wie solche insonderheit von Elis. Christ., Herzogin zu Braunschweig ꝛc. am 1. Mai 1707 zu Bamberg öffentlich abgelegt worden — entworfen von Innoc. Deodato Sincero. H. I. 170 — 4. S. 6 — 13.

*) Diese Wahrscheinlichkeits-Gründe scheinen mir schwach. Welches Interesse konnte wohl die katholische Parthei haben, dem Herzog ein Glaubensbekenntniß unterzuschieben, dessen Inhalt die Protestanten empören mußte?

M.

**) Vergl. Unschuldige Nachrichten vom Jahre 1725. S. 167.

Digitized by Google

von Sachsen-Zeitz durch Ihre Emissarios oder in fremden Habit und unter angenommenen falschen Namen abgeschickte Pfaffen, mit tausenderlei Versprechungen, eingebildeten römisch-kathol. Religion gar keine Einsicht, auch quoad substantiam fidei, d. i. in dem Wesen des Glaubens gefunden, 2) sogar daß Sie mit Wahrheitsgründe erfahren, daß man dem Papste mehrern Glauben, als Christo, zustige. 3) Desgl. daß den Verdiensten Christi die Meriten der Mönche, Nonnen und Pfaffen, als auch ihr Meß-Lesen ꝛc. vorgezogen wird. 4) Weil kein Christ der Gnade Gottes und seiner Seligkeit könne bey dem römischen Glauben gewiß seyn. 8) Daß die hohe Obrigkeit gar keine Macht in Kirchensachen habe. 9) Daß Maria mehr Ehre angethan würde, als Christo selbst, weil solche mehr für uns solle gelitten haben, als eben Christus.

Mittwochs den 26. Oktbr. kehrte das Herzogl. Paar mit dem Hofstaate nach Weida zurück. Dort ließ der Herzog sogleich in Gegenwart des P. Schmelzer die neuerbaute kathol. Capelle niederreissen, und entließ den Geh. Rath von Röder und den Pater, letztern mit einem Geschenke, von seinem Hofe. Den 13. Nov. 1718 schon starb der Herzog an den schwarzen Blattern. Die Katholiken erklärten diesen plötzlichen Tod für eine Strafe Gottes, die Protestanten nährten den Verdacht, der Herzog möge durch einen Brief, den ihm der Pater Schmelzer übergeben hatte, vergiftet worden seyn. Nach Hrn. K. haben wohl beyde Theile Unrecht; denn die Verasitzung ist durch nichts bewiesen worden, und irgend ein unglückliches Ereignis für ein göttliches Strafgericht erklären, ist Vermessenheit. (Von dem Tode des Herzogs sind folgende besondere Umstände bekannt. Das Reformations-Fest feyerte er noch mit großer Andacht frisch und gesund. Den 1. Novbr. empfing er durch den P. Schmelzer einen Brief von dem Cardinal, den einige theils des Inhalts wegen, der unter den jetzigen Umständen nicht der angenehmste seyn konnte, theils anderer Bedenklichkeiten wegen lieber nicht hätten übergeben lassen. Das Lesen desselben soll den Herzog alterirt haben. Bald darauf wurde er krank und bekam die Pocken. Als er drey Tage vor seinem Tode ganz allein im Zimmer war, betete er sehr andächtig, und sprach auch mit großen Seufzern diese Worte: Bin ich gleich von dir gewichen, stell ich mich doch wieder ein! Den 13. Novbr. ließ er sich das heil. Abendmahl reichen, und durch Beten und Singen oft unterhalten, stimmte auch zum öftern seinen Leibgesang an: Von Gott will ich nicht lassen ꝛc. Kurz vor seinem Tode sagte ihn der Sup. zu Weida, Feustel, ob er auf den Glauben seines Vaters, Groß- und Urältervaters sterben wolle, worauf er ein lautes Ja antwortete. Unter der letzten Einsegnung des Sup. F. wollte er nach seinem Mützchen greifen und es abnehmen; allein die Schwachheit war zu groß. Ohne Zucking entschlief er den 15. Novbr. früh um 1 Uhr in dem Alter von 54 Jahren. Er hat zwar verordnet, daß man seinen Körper nicht öffnen sollte; es wurde aber vieler bedenklichen Ursachen wegen für nöthig befunden. In der oben angeführten Schrift: Die zweymalige Religionsveränderung ꝛc. S. 100. wird folgendes Visum reportum gegeben: Alles im Leibe sey auf das schönste gewesen, das Herz sehr klein, die Leber überaus groß, und alle intestina frisch und unverletzt sich gefunden, die Lunge aber etwas angegangen und an beyden Flügeln etwas angewachsen. Den 23. Decbr. Abends um 6 Uhr wurde die Leiche von dem Schlosse Osterburg zu Weida in die dasige Stadtkirche gebracht und mit gewöhnlichen Gebräuchen beygesetzt. Das Herzogthum Sachsen-Zeitz wurde nun wieder mit den Ländern des Kurhauses vereint; denn weder der Cardinal, noch der nachmalige Bischof von Leutmeritz konnten als Katholiken an das Stift Naumburg Ansprüche machen, und ihre Rechte an die übrigen Lande des Herzogthums traten sie gegen eine Summe Geldes an das genannte Kurhaus ab.)

Wie glücklich Hr. Prof. K. in der Wahl der mitgetheilten Belehrungsgeschichte gewesen sey, und wie sehr sie verdiene, von allen Protestanten gelesen zu werden; davon wird der hier befindliche Auszug zeugen, ohne daß dieß noch einer besondern Anempfehlung bedarf. Rühmliche Auszeichnung verdienen aber doch die kräftigen und freymüthigen Worte, welche Hr. K. S. 33 — 38 über die jetzt von einer Parthey in der römischen Kirche arg und offen getriebene Proselytenmacherey beygefügt hat. Der Schluß lautet: „Lasset doch also endlich einmal ab „von so vergeblichem Streben! Lasset uns alle freundbrüderlich mit und untereinander wohnen als Glieder einer „und derselben Gottesfamilie, wenn uns auch Meinungen „und Gebräuche trennen! Gott hat ja selbst in seinem „Worte gesagt, daß in allerley Volk, wer ihn fürchtet „und recht thut, der sey ihm angenehm. Wollt ihr es „besser wissen? Wollt ihr eure Fackel der Zwietracht „unter die Christen schleudern, indem ihr eure Kirche „allein seligmachend nennt, und uns Andere als Ketzer „verdammt? Es werden einst viele dieser Ketzer in die „Wohnung des Ewigen einziehen, während die Ketzermacher draußen bleiben. Denn es spricht der Erlöser: „Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet!"

Noch sollte Ref. vielleicht darüber etwas sagen, daß diese Schrift der neben Bundesversammlung ehrerbietigst zugeeignet ist, damit Hochdieselbe in Ihrer Weisheit erwage, was für gesetzliche Mittel gegen die Proselytenmacherey zu ergreifen seyen; allein er bekennet offen, daß er sich mit seinen Urtheilen innerhalb der Schranken seiner Theologie halten muß und Blößen geben würde, wenn er sich in das ihm fremde Gebiet der Politik oder schöne Kunst *) wagen wollte.

Hr.

Staatswissenschaften.

Die Kunst des Staats-Organismus nach ihrem Wesen und in ihren Gesetzen, von Dr. Wilhelm Butte. — Berlin bey Enslin 1822.

Der Verfasser, früher Professor auf der Universität Landshut, hat dieses Werk von XXXII Seiten Vorbericht und 228 Seiten Staats-Organisation, in einem Berliner Kaffeehaus abgefaßt **) und damit, (als jetziger Regierungsrath in Cöln) besonders auch der weitschweifigen Verwaltung und dem Schreibwesen das Wort gereder; er behauptet mit Hinweisung auf fehlende Familienbücher und Chroniken (S. 174), „daß noch lange nicht genug gesichre-

*) Was hätte denn diese mit dem fraglichen Gegenstande zu schaffen? Er gehört für die Legislation, welche sorgfältig den Zweck des Proselytenmachens von seinen Mitteln und Wegen zu unterscheiden haben dürfte, um nicht irre zu gehen. Nur bey diesen Letzterwähnten kann von Unschuld oder Strafbarkeit die Frage seyn, und das ist eine schwere Frage für die Rechtsphilosophie. M.

**) War Rec. Marqueur auf diesem Kaffeehause? Oder wo hat er sonst diese literarische Notiz her? M.

Digitized by Google

den worden sey und daher nothwendig noch mehr geschrieben werden müsse." *)

Obschon man bisher viel über Anwendung der Naturgesetze und Einklang mit denselben bey Staatsleben und Organismus gesprochen, so vermeynt der Herr M. doch, daß dieser Organismus nur als Kunst betrachtet werden müsse, wie es auch der Titel besagt, auf welchem wir „die Kunst" übrigens nicht passend finden möchten. Ausserdem wird noch die Ansicht, ohne weitere Darstellung über Form des Wie, empor gehalten, daß man bisher wohl an Ordnung der Geschäfte nach den Gegenständen, nicht aber an eine Gebiets-Organisation gedacht.

Hierbey schwebte Hrn. Dr. Butte wahrscheinlich seine neue Welt-Eintheilung vor, welche mit kostbaren Charten versehen, wie uns anderweitig versichert wird, bald ausführlich bekannt gemacht, und wodurch der ganze jetzige Standpunkt der Geographie verändert werden soll.

Wie es übrigens einmal künftig mit den Staatenleben aussehen möchte, ergiebt uns ein S. 190 mitgetheilter Traum, in des Verfassers Staats-Organisation. **)

Aus Vorwort und Einleitung lernen wir S. XX, daß der Verfasser „keineswegs gemeint sey, durch seine Schrift Fürsten-Stühle und Thronen zu stützen," sondern daß er allein bey der neu beabsichtigten Gebiets-Organisation der Rhein-Provinzen, nur hülfreich bespringend, rathen will.

Doch wir verweilen uns zu lange schon bey diesem Werke, welches nur angezeigt werden darf, da es, nach des Verfassers Wunsch: wegen ablaufenden Reise-Urlaubs und wegen drängender Setzer und wegen des Geschäftsmannes, der nur höchst rasch schriftstellern muß — keiner strengen Kritik anheim fallen kann.

Indem wir den Wunsch noch aussprechen, daß Schriftsteller, die das Wohlwollen der Leser (Vorwort S. IX) wegen ihrer Geistesprodukte in Anspruch nehmen müssen, wie Dr. Butte, auch ein gleiches Wohlwollen gegen das Publikum beachten möchten, und nicht auf 260 Seiten Staatsorganisirende Gegenstände auf und aus einander wickeln, welche auf acht Seiten vollständig gelagt werden können, — wollen wir zugleich darauf aufmerksam machen, daß Seite 43 so mancherley über Organisation der — Lustgärten gesprochen wird, in denen „kein Tarus wie Grenadiere, kein Zwerg-Obst wie in französischen Gartenanlagen" stehen müssen, und wo in der Fortsetzung S. 44 in phantasiereicher Fülle: „wachsame Leute, Maulwürfe, Raupennester, Vogeldunst, Sperlinge, Schuß, Knall, böse Buben, Nasch-Obst, großes Publikum, Publikums-Leben, Menschen-Natur und Frevel, und der Verfasser" — im bunten Gemisch vor unseren geistigen Augen vorüber geführt werden.

Das Buch schließt: „so (wenn nämlich ein Staat organisirt und verwaltet wird wie das angezeigte Buch es vorschreibt) — erreicht in ihm Irdisches die letzte Stufe auf Erden möglicher Gottähnlichkeit."—

Das widersinnige Streben der Schrift- und Studengelehrten aufzudecken und zu bekämpfen, damit sie nicht in Administration und Staatsleben durch dicke Bücher noch mehr Verwirrung, als es schon wirklich der Fall ist, hineinbringen, erscheint als Pflicht. Gerade in Preußen ist früher den Gelehrten eine Stimme im Praktischen des Staatsdienstes gegönnt worden, welchen Fehler man jetzt erkannt zu haben scheint, und hoffentlich also durch Bücher nicht mehr zu Versuchen im Administriren sich verleiten lassen wird, welche zu keinem heilbringenden Resultat führen können. Gerade Preußen scheint ausersehen, daß Einzelne aller Volksstämme ihre Weisheit daran versuchen, und die Eingebornen mit derselben beglücken wollen. *)

*) Vielleicht: Bücher über die Staatskunst. M.

**) Das Leben ist, nach Calderon, ein Traum,
Und kaum ein Traum das Staats-Organisiren.
Organisirt im Kern schon ist der Baum.
Die Menschheit läßt sich nicht in Wachs poussiren. M.

*) Vielleicht fatalistische Repressalien gegen die sogenannten Stockpreußen (Exprovinzen), welche glauben, die ganze Welt brauche zur Beglückung nichts, als die Einführung in die Uniform dieses Staats; gegen die patriotischen Festredner, welche sogar eine besondere preußische Tugendlehre statuiren und als alleinseligmachend preisen. M.

Riego.

— „Der Münchener Correspondent, welcher in der „Dresdener Abendzeitung No. 191, über die Aufführung „der Alkaneserin, und namentlich über Herrn Urbans Enrico ganz enthusiastisch berichtet, nennt Ihre Tragedie: „das kolossale Drama des dramatischen Riego. Darin möcht' ich ihm aber, dinschens (O Gesist!) Ihrer Kritik widersprechen: denn da sind Sie ein Gegensatz des „Riego, und ich möchte Sie einen dramaturgischen Quasada (warum nicht lieber gar einen Merinol) nennen, „der eine aristokratische Glaubensarmee gegen die dramatische Freyheit anführt. (Fällt mir nicht ein; aber wer kann davor, daß Aristoteles immer Recht hat?) Der „Münchener sagt aber auch freymüthig: er sey noch nicht „von der Meinung geheilt, daß die Wirkung größer wäre, „wenn die Fabel des Stücks an keinen Fluch sich bände. „Wie finden Sie diese Meinung?" (Gut! Aber er sehe nur noch einmal nach, ob sie sich daran bindet? Ob das Leiden aus einer mystischen Macht des Fluches herfließt, oder aus Basils Aberglauben daran? Ob der Fluch irgend etwas Anderes verursacht, als seine Furcht vor der Erfüllung, von welcher seine verkehrte Pädagogik, der Hauptquell des Uebels, verursacht wird? An der Weissagung seines Todes stirbt kein Mensch: aber am Glauben daran, das kann sich zutragen alle Tage. Das Mysterium ist rein psychologisch.)

M.

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Freitag den 1. November 1822.

Heilkunde.

Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus oder Neues Asklepieion. Herausgegeben von Dr. K. Chr. Wolfart. Leipzig bei Brockhaus. 1819. 1. Bandes, 2tes Heft, II. Bandes, 1. Heft.

Keineswegs sind wir gesonnen eine Beurtheilung der Wolfartschen Jahrbücher und ihres besondern und allgemeinen Inhaltes zu geben; *) sondern wir wollen allein auf die Beyträge des Dr. Ludwig von Voß hiermit aufmerksam machen, und namentlich auf seine Theorie der Stoffbildungen, welche in den oben erwähnten Bänden auf ungefähr eilf Bogen enthalten ist, und worin auch die Gesundbrunnen aus einem blendend lichten und geistvollen Gesichtspunkte betrachtet werden.

Es war uns auffallend, daß dieses Aufsatzes keine der uns zu Gesichte gekommenen Rezensionen dieser Jahrbücher Erwähnung thut, gleichsam als wolle man scheu einer Fackel ausweichen, um schnell wieder in das liebe und bequeme Dunkel zu kommen. Voß, ein sich selbst klar gewordener Vertheidiger des Magnetismus, haßt jedoch das schwankende, nebelnde Treiben so vieler Aerzte und Nichtärzte in dieser Beziehung und versucht in dem gedachten Aufsatze durch die Naturwissenschaften philosophisch geleitet und darauf gegründet, dem Lebens-Magnetismus seine wahre Stelle anzuweisen, und da er in dieser Theorie das ganze Interesse der Physiker, Chemiker und das der Naturphilosophen in Anspruch nimmt, so mochten die rezensirenden, dem Magnetismus feindlich gesinnten Aerzte diesen Aufsatz deßhalb stillschweigend übergehen und mit eigner Dunkelheit das neue Licht verdecken, fürchtend, daß ihnen etwas Böses, d. h. Licht, — daraus entsprießen könnte.

Wenn wir noch einen Wunsch aussprechen sollten, so wäre es der, daß Hr. v. Voß uns seine Erfahrungen, Ansichten allein, — apart gedruckt — **) geben möge, indem dieselben jeden verständigen, gefühlvollen Menschen belehren und ansprechen, während sie in der jetzigen Umgebung allein zu dem somnambulen Publikum gelangen möchten,

r.

*) Das wär' auch überflüssig, es ist schon 1820. Nr. 9. 10. 83 — 85. geschehen. M.

**) Wird nicht schwer halten, die Verlagshandlung liefert das apart drucken. M.

Taschenliteratur für 1823.

Penelope,

die Spinnerin,

Tritt auch in diesem neuen Jahre
Vor alt' und neue Freyer hin,
Und fragt: Wer mag von meiner Waare?
Die Bilder schaut! Der treffliche
Ramberg hat sechs gezeichnet;
Doch hat dabey der seltenste
Der Fälle sich ereignet:
Zwey Hunde nur sind angebracht
In allen sechsen; kein's verdorben!
Den Tambour in der Schiller-Schlacht
Hat Falstaff selber angeworben.
Geschichten giebt's von Schilling, Weide,
Helmina, Weißflog, Franz und Heil;
Es sind gar sinnige Gemälde,
Gemüthlich alle, kein's zu grell.
Und hinter diesen sechs *) Geschichten
Folgt kurzgehaltne Poesie.
Was soll der Recensent dran richten? —
Ein „Reisedistichon" steht hie:

Weissenfels.

Kühner rauschet die Saale wohl hier im kritischen Wirbel.
Sind Dramaturgen am Bord, Schiffer, dann wahr- rer die Fluth.

Wie flicht dieß Distichon! Erdacht
Hat es der Doctor Karl Baldamus.
Es wird wohl einmal wett gemacht,
Hanc veniam petimus et damus.

*) Der Recensent hat sich verschrieben,
Ich zähle der Geschichten sieben. M.

Digitized by Google

Cornelia
Ist gleichfalls wieder da;
Ist schlank und elegant geblieben,
Auch Fouque hat dineingeschrieben,
Liebreich, romantisch, ritterlich.
Luise Brachmann — sie erblich,
Ein „Bild" von ihr blieb hier zurücke:
Der Liebe Schmerz, geheilt vom Glücke
Des Wiedersehns. — Der Sängerin
War solcher Schmerz, nicht solcher Arzt beschieden.
Da erblich trug ein freundlicher Delphin
Hinüber sie; ihr Lied nur lebt hienieden.

Dramatische Literatur.

Kotzebue's

Almanach dramatischer Spiele ist auch für 1823 „von mehreren" fortgesetzt worden. (Leipzig b. Kummer.) Herr Lebrün führt den Reigen an mit einem neuen Rümmelpuff, einem „Bruder" der bekannten Caricatur in Claurens Vogelschießen. Diese Figur giebt dem schlaffen Gewebe zwar keine Haltung, aber doch einige ergötzliche Farbe. Die eingebildete Reise nach Danzig ist für den komischen Effect schlecht benutzt. Deindarbsteins Salvator Rosa, ein Malerschauspiel nach Kind's neuer Dramaturgie, hat den Fehler der meisten Malerschauspiele: es ist zu wenig Schauspielerschauspiel. Der dramatische Effect ist zu matt, und das liegt nicht in der Verwicklung, die gut genug angelegt ist, sondern in der Entwickelung, die in der Verwickelung zu klar vorausgesagt ist. Nichts ist langweiliger im Lustspiele, als wenn die Duperie genau nach einem Plane vor sich geht, den man uns vollständig exponirt hat. Sonst hat das Stück viel dichterische Lieblichkeit. „Ohne ihr" statt ohne sie (S. 113) ist ein Sprachfehler. Das Enjambement S. 91:

Von unsrer Stadt seit zweyen Monden, und um
Euch, und uns Glück zu wünschen —

ist ein Verbrödter; und der Ausdruck S. 121: „von Verwunderung überkommen" klingt sehr undeutsch. Der Allgefällige von St. Schütze behandelt einen guten Stoff; nur könnten die Verlegenheiten, in welche die Allgefälligkeit verwickelt, dringender, und sollten auf jeden Fall lächerlicher seyn. Die neue Delila von Geyer (vielleicht von dem verstorbenen Schauspieler) ist eine satyrisch seyn sollende Parodie der Fouqueschen Heldenspiele. Was S. 237 der Schäfer von seiner Schäferin sagt:

Sie liest die Bücher all' von de la Motte Fucken
Die setzen freylich ihr im (in den) Kopf dergleichen Mucken —

charakterisirt den Witz, die Grammatik und die Reimkunst des Vs. zur Genüge. Der Schulmeister und seine Frau von Georg Döring ist die dramatische Plattheit selbst. Der Staatmann, welcher den höchst einfältigen Intriguant Galgenvogel und Spitzbube nennt, thut dem Verstande desselben zu viel Ehre an, und die angewöhnte Phrase der Schulmeisterin: „Wenn meine seelige Großmutter das erlebt hätte!" dürfte sich im Munde der Schulmeisterin Kritik so umwandeln: Wenn der seel'ge Kotzebue das erlebt hätte!

Thalia,

Taschenbuch plastischer, dramatischer und lyrischer Darstellungen f. d. Jahr 1823 von Sophie May, Berlin b. Trautwein, ein neu begonnenes Unternehmen. Die plastischen Darstellungen sind tableaux vivans zu einer Romanze (von Fouque) und zu einer Legende, mit Musik am Ende; die dramatischen, drey, viel zu lang aber sonst nicht übel dramatisirte Charaden; die lyrischen, meist kleine Festgedichte, die im Costume gesprochen werden sollen. Für ihren Zweck, dem Kunstdilettantismus in Familienkreisen zu dienen, sind sie sämmtlich zu empfehlen, und den Bildercharaden, wie unter andern das Becker'sche Vergnügen früherhin sie geliefert hat, vorzuziehen.

Periodische Literatur.

Der Staatsmann. Zeitschrift für Politik und Tagesgeschichte. Herausgegeben von Dr. Pfeilschifter. Erstes Heft. Offenbach a. M. in der Expedition des Staatsmannes. 1822. 118 S. 8.

Statt einer Vorrede giebt der Herausg. „einige Worte des wahrhaft weisen Politikers Friedrich von Genz", welche dieser geschrieben hat, als ihn, den Herausgeber des Staatsmanns, „noch in der stillen Einsamkeit eines Weilers die Wiege schaukelte." Hierauf folgen Ueberlieferungen zur Geschichte des Aufstandes der span. Expeditionsarmee, nach den bekannten Apuntes des Galiano. Dann Egypten unter Mehemed-Ali's Regierung, nach dem gleichfalls nicht unbekannten (obwohl noch ziemlich neuen) Werke von Théodat-Dupont, franz. Consul in Alexandrien, wozu Herr Pf. noch einen Nachtrag aus dem englischen Werke des Salame, Narrative of the expedition to Algier in the year 1816 etc. geliefert hat. Diesem Nachtrage ist S. 106 eine journalistische Schnurre von Herrn Pfeilschifter angehängt: er will mit Mehemed-Ali's Rath und Agenten, Ismael Gibraltar, der 1819 aus Schweden zurück durch Deutschland reiste, sich unterhalten haben, und legt diesem Morgenländer Aeußerungen über die deutschen Universitäten und über unsere Hyperaufklärung in den Mund, die das unverkennbare Gepräge einer albernen Erdichtung tragen. Nun kommt eine Uebersicht der jetzigen Ministerien aller europäischen Mächte, in welcher das von Rußland fehlt. Warum, erklärt die Note S. 108. Herr Pf. hat sich an zwey Personen von der russischen Mission (sic) in Frankfurt gewendet, um von ihnen die Mittheilung des — russischen Staatskalenders zu erhalten. Man hat ihm aber nicht geantwortet, und zwar,

Digitized by Google

nach seiner eigenen Voraussetzung, darum nicht, weil die Schicklichkeit den Personen einer Mission nicht erlaube, mit Journalisten zu verkehren. Ist dem also, so kann sie auch Journalisten nicht füglich erlauben, solche Personen um eines, leicht anderwärts zu habenden, Staatskalenders willen mit Briefen zu behelligen. Auch ist die Rubrik Schweden und Norwegen, leer gelassen. Von Baden, Hessen, Polen u. a. m. ist gar nicht die Rede. Den Beschluß machen Mannigfaltigkeiten, mit der Ueberschrift: „Was ich zuweilen sehe, höre und denke." Ueberzeugt, daß es dem Herrn Red. des Lit. Bl. gleichgültig ist, wie ein geistloser, ultracistischer, wandernder Zeitblättler über ihn denkt, *) giebt Ref. hier eine solche Mannigfaltigkeit in extenso:

„Der königlich preuß. Hofrath Müllner erzählt uns „(Morgenbl. 1820), daß er 1792, als er in Schulpforte „noch Primaner war, die Keckheit gehabt, den Examenar„arbeiten eine demagogische Ode beyzumischen, und „daß es ihn baß geärgert habe, daß der Rektor blos die „Scansionsfehler rügte, ohne auf den Inhalt einzuge„hen, und folgert daraus, daß es mit der Studentenver„führung und der Professorenverschwörung von 1819 nicht „viel zu bedeuten habe und man dem Dinge nur seinen „Lauf lassen solle. In der That sehr naiv! Sind denn „etwa die Folgen der „Freyheit athmenden Verse in Schul„pforta's klösterlichem Zwinger" ausgeblieben? Hätten wir „ohne jenen gehätschelten Freyheitstaumel und jenes Ge„pimpel wohl unter unsern Beamten und Professoren so „viele mehr oder minder eifrige Demagogen? Da wir es „nun in 30 Jahren, innerhalb welcher Zeit aus Knaben „Männer wurden, bis zu Demagogen brachten, sollen „wir nun unsre Knaben von Demagogen erziehen lassen, „damit in zwanzig Jahren Revolutionshelden aus „ihnen werden? Herr Müllner hat es freylich nicht wei„ter gebracht, als bis zur Erfindung eines floskelreichen „Bauern-Königs, zu Schaffot Altären und etwas unzüch„tigem Gerammel auf erschlagnen Gattenleichen; steht er „uns aber dafür, daß ein andrer zwölfjähriger Freyheits„leyerer nicht mehr Muth haben werde als er?" *) Viel schlimmer noch spielt der neue Staatsmann dem Redacteur der Allg. polit. Annalen (Murhard) mit, unfehlbar aus Eifersucht auf dieses vielgelesene Journal. Ueberhaupt kündigt sich dieser Staatsmann als einen entschiedenen Verfechter des Obscurantismus an, wie schon obige Probe beweist, die auf die Ansichten des Herrn Fabrizius in Bruchsal hinaus läuft. ***)

*) Ey bewahre das ist mir nicht gleichgültig. Laudari a viro laudato! M.

**) Nein; aber wenn er nicht mehr Verstand hat, als Herr Pf., so stehe ich für allen Schaden seiner Umtriebe. M.

***) Hat der meiner auch gedacht? Ich will nicht hoffen. M.

Schulliteratur.

I. Analekten aus der Geschichte Englands. Ein Lesebuch für Englischlernende. Von L. Rubens. Leipzig 1822.

Nur darum zu erwähnen, weil es die hauptsächlichsten Momente der Geschichte Englands aus Goldsmith wiedergiebt, der in Deutschland ziemlich selten ist. Uebrigens ist das Schriftchen kein Lesebuch für den ersten Anfänger sondern für Geübtere, da keine Anmerkung oder sonstige Nachhülfe statt findet, den erstern zu leiten.

II. Il Bugiardo — di Carolo Goldoni. Der Lügner von Goldoni. Für Anfänger der italienischen Sprache mit Anmerkungen und einem Wörterbuche versehen. Leipzig. 1822.

Der Titel besagt Zweck und Ursache, die das hübsche Goldonische Lustspiel abgesondert herausgeben ließen, und die Anmerkungen werden, nebst dem Wörterbuche es dem Anfänger in der italienischen Sprache willkommen machen.

Sappho.

Der sapphische Tod der Luise Brachmann hat sich leider vollkommen bestätiget: man hat ihren Leichnam am Ufer der Saale, in der Gegend von Giebichenstein, unfern des Platzes Matthissonsruh gefunden. Doch ist es wahrscheinlich, daß nicht das alte Bergschloß Giebichenstein, sondern der dicht bey Halle gelegene Jägerberg, ihr leukadischer Felsen gewesen.

Es war vorauszusehen, daß man die Ursache ihres Unterganges „in einer unglücklichen Liebe" suchen würde. Nach meiner Ueberzeugung ist das nur eine Halbwahrheit. Nicht eine unglückliche Liebe, sondern die unglückliche Liebe überhaupt, ich meyne das Mißverhältniß zwischen den Ansprüchen einer Dichterphantasie an die Liebe, und den kargen Gaben der wirklichen Welt, war das Uebel, an welchem sie fortdauernd litt.

Als erklärte Braut eines jungen Menschen von mehr Geist als Einkommen verließ sie Weißenfels im Laufe des vorigen Jahres. Sie reiste mit ihm nach Wien, und kam ohne ihn zurück, ohne daß diese Trennung irgend einen nachtheiligen Einfluß auf ihr Gemüth zu haben schien. Im Gegentheil fand ich sie einige Zeit nach ihrer Rückkunft vernünftiger und geistreicher als je. Nur die Perioden der Illusion in der Liebe verdunkelten gewöhnlich ihr inneres Licht; die Momente der Enttäuschung waren die lichten Zwischenräume ihres Lebens, in welchen sie sich am glücklichsten fühlte, ganz der Verheißung des Zeys an den Dichter in Schillers Theilung der Erde gemäß:

Digitized by Google

— — — Die Welt ist weggegeben —
Wärst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, du sollst willkommen seyn.

Sie schien weit mehr durch den Kampf der Griechen gegen die Barbaren, als durch irgend einen Gedanken an Liebesglück bewegt zu werden; und ich hatte Grund zu vermuthen, daß aus den einzelnen Liedern über diesen weltgeschichtlichen Stoff, welche sie mir fast noch im Werden mitgetheilt hatte, ein größeres, werthvolles Ganzes hervorgehen würde, so wie früher, in einer ähnlichen Periode der Enttäuschung, ihr „Gottesurtheil" entstanden war.

In den letzten Tagen des August rückten 10,000 Mann vaterländischer Truppen in die Stadt und deren Umgegend ein, um taktische und strategische Uebungen zu halten. Sey es nun, daß dieses Bild des Krieges in ihr Erinnerungen an eine zehn- und mehrjährige Vergangenheit erweckte — an eine Zeit, wo sie mitten in der allgemeinen Noth Freuden für ihr Herz gefunden hatte, die nicht wiederkehren konnten; oder sey es, daß eben in diesem geräuschvollen Zeitpunkte ihr Herz irgend einen neuen, lebhaften Eindruck empfangen hatte, dessen Gegenstand sie als ihrer unwürdig fliehen zu müssen glaubte: genug, sie verließ in den ersten Tagen des September den Schauplatz des Scheinkrieges, und reiste nach Halle, wo sie früher zu verschiedenen Malen in dem Schooße zweyer befreundeten Familien heilsame Zerstreuung gefunden hatte. Beyde fand sie diesmal in dänischen Verhältnissen, die der Besorgniß Raum gaben, daß sie ihnen lästig seyn möchte. Sie vertraute diese Besorgniß der berühmten Hendel-Schütz, und wurde in diesem gastfreyen Hause auf das freundlichste aufgenommen. Man bemerkte an ihr eine trübe Seelenstimmung, eine verborgen gehaltene innere Spannung; aber keine Geisteszerrüttung. Eines Abends wird sie vermißt. Man läßt nach ihr fragen in den Häusern ihrer übrigen Bekannten; sie ist nirgends zu finden. Am Morgen nach einer unruhevollen Nacht kommt sie zurück, begleitet von der Polizei. Nachlässig angekleidet war sie am Ufer des Stromes gesehen worden, wo sie händeringend auf und nieder gieng. Man naht sich ihr, um einen muthmaßlich beabsichtigten Selbstmord zu hindern; man redet sie an: sie verweigert jede Antwort. Die Unbekannte wird für wahnsinnig gehalten, und der Polizeywache übergeben. Auch hier sind alle Versuche vergebens, ihr eine Auskunft über sich selbst zu entlocken. Der Mund der beredten Novellen-Dichterin ist stumm, wie das Grab. Es bleibt nichts übrig, als die vermeintlich Wahnsinnige vorläufig in Gewahrsam zu behalten; und das Haupt der lebensmüden Sängerin, in den Augen des kunstliebenden Theils ihrer Nation mit dem Lorbeer geschmückt, sinkt auf das harte Lager einer Wachstube nieder. Der Schlummer hat endlich die vom inneren Kampfe um Leben und Tod erschöpften Kräfte gestärkt; die Erwachte nennt das Haus des Professor Schütz als ihre Wohnung, und man bringt sie dahin zurück. Jetzt leuchtet ihren neuen Gastfreunden die Gefahr ein, in welcher der Geist, das Leben der Dichterin schwebt. Diese Gefahr schien nur durch die Sorgfalt solcher Freunde abgewendet werden zu können, denen es ein längerer Umgang, ein älteres Vertrauen möglich machte, die stille Krankheit dieses empfindungsreichen Herzens zu ergründen. Gleichwohl weist die Leidende jeden Gedanken an die Zurückkehr in ihre Heimath gleich einer absoluten Unmöglichkeit von sich. Endlich nimmt sie den Aufenthalt an, welchen der Herr Professor Schilling in seinem Hause ihr anbietet, dessen eben anwesende Schwiegermutter eine von Luisens ältesten, vertrautesten, einsinnigsten Freundinnen ist. Hier verlebt sie einige Tage, still, trübsinnig, innerer Unruhe voll; was sie spricht, athmet Unzufriedenheit — nicht mit der äußeren Welt, sondern mit ihrer inneren —, Geringschätzung ihres Talentes, ihrer Werke, ihres Ruhms, ihres Herzens sogar: ihr ganzes Wesen scheint sich zu concentriren in dem Mißgefühl verkannten und verfehlten Lebenszweckes. Das ist die schleichende Gewalt, welche still, langsam oft, aber sicher, den Muth zu leben bricht.

Am 17. September Abends zieht sich Luise mit allem Anschein von Ruhe aus dem Kreise der Familie in ihr Schlafzimmer zurück. Kurze Zeit darauf erfährt man durch die Domestiken, daß sie noch ausgegangen sey. Man eilt auf ihr Zimmer, findet die Tageskleider, welche sie eben abgelegt hat, Abschiedsbriefe, Vermächtnisse — es bleibt kein Zweifel über den Zweck ihres Ausganges: Ausgang aus der Welt. Man bietet Alles auf, geht und sendet nach allen Seiten aus, um noch vor der Ausführung der That die Seelenkranke zu ereilen. Umsonst! Niemand hat sie gesehen, nirgends zeigt sich ihre Spur; und erst am 25. September giebt der Strom die irdische Hülle des unsterblichen Geistes zurück. Ein Stein, welchen die Scheidende mittelst des Umschlagetuches an sich befestigt hatte, war nicht schwer genug gewesen, länger auf dem Grunde fest zu halten, was ihrer Absicht nach von Menschenaugen nie mehr gesehen werden sollte. Der vergängliche Leib, den dieser Geist, dieses Herz geadelt hatten, war nicht bestimmt, grables zu verwesen.

Will man es Wahnsinn nennen, was zu solcher That sie trieb? Will man diesen Glauben auf ihre Jugendgeschichte bauen, welche berichtet, daß sie, kaum der Kindheit entwachsen, abschließlich von einem Corridor im zweyten Geschoß sich herabstürzte? Der trübsche Todtenrichter mag an Wahnsinn glauben in solchen Fällen. „Sapydisch gestorben," steht nicht in seinem Urtheilsbuche. Ich habe die Sängerin ein Viertheilsjahrhundert lang gekannt, und wohl des Irrthums viel, doch niemals Irrsinn an ihr gefunden. Was im vierzehnten Jahre sie vom Corridor herabstürzte — es war vielleicht ein dichterisch lebendiges Vorgefühl dessen, was im vierzigsten (so alt ungefähr schätz' ich sie) als trostlose Erfahrung auf ihr lastete:

Die Bettelarmuth all' des Menschenthums
Der Sehnsucht einer Seele gegenüber.

Digitized by Google

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 2. November 1822.

Neugriechenthum.

Der heiligen Propheten Aufruf für die Befreyung Griechenlands, aus dem Worte Gottes enthoben, von Conrad Melchior Hirzel. Zürich, in der Geßnerschen Buchhandlung. 1822. 92 S. 8.

Es erinnert der Titel dieser Gelegenheitsschrift an die Posaune des heiligen Krieges, die des Verfassers Landsmann, Johannes Müller, vor sechszehn Jahren erschienen ließ, und es ist eine ähnliche religiöse Begeisterung, welche beyden zum Grunde liegt. Die Stiftung des Zürcherischen Hülfsvereins für die Griechen ging zunächst von Herrn Hirzel, einem durch Kenntnisse und Character vortheilhaft ausgezeichneten Rechtsgelehrten, aus, und er ist auch dessen eifrigster Mitarbeiter. Durch die vorliegende Schrift, deren Ertrag dem Hülfsvereine zugesichert ist, hofft er die Kenntniß des wahren Verhältnisses der Griechen und Türken zu verbreiten, und dadurch die Gefühle, wie der Liebe und Theilnahme, so auch der Hülfspflicht, gegen die mit Verderben und Untergang bedrohten Mitchristen, unter denen, welche bisher kalt und lau geblieben sind, zu wecken und zu steigern. Dem gemüthlichen Vortrage sind überall mit Umsicht gewählte Belege aus den Schriften des alten und neuen Bundes angereiht, worin fromme Seher, was den Volkern Glück und Unglück bringt, ursachlich nachweisen und die Schicksale ihrer Zukunft verkünden.

Voran geht eine aus bekannten und zuverlässigen Quellen geschöpfte Schilderung der Türkenherrschaft, mit besonderer Hinsicht auf die Unterdrückung der Griechen. „Landesverwilderung, (so schließt sich dieser erste Abschnitt) Unsicherheit, Rechtsgreuel, Armuth, Unwissenheit, Unsittlichkeit, Kirchenverfall, Trauer, das sind die Früchte des türkischen Herrschaftsbannes. Eine große mächtige Saugwurzel (der türkische Sultan) hat sich auf die griechische Pflanze in Land und Leute eingedrückt; was diese an Früchten hervorbringen, das verschlingt sie. Ihre stehende Armee (Vezier, Pascha, Sandschacbey, Subaschi, Spahi, Türke) leiten das Eingesogene, was sie nicht selbst verschlingen, zur Hauptwurzel, die, auch noch so vollsaftig, der ausgesogenen Pflanze nichts zurück giebt, demnach diese immer saftlosere Früchte treibt und bald zu verderben droht. Ist es dann wohl unrecht, wenn die Arme dieser Saugwurzel ausgehauen, wenn ihr Kopf über Meer geworfen würde? Ist es wohl unrecht, dieses Unkraut auszujäten und zu verbrennen, damit die guten Pflanzen im griechischen Gottesgarten schön blühen und volle Früchte tragen können?“

Die Rechtfertigung des Landesaufstandes im zweyten Abschnitte wird bedingt durch die Zumuthung sittlicher Besserung und Belehrung, die doch bereits auch in erfreulichen Zügen des erwachten Volkes dargestellt wird, und welche allein nur die Gnadenverheißung (3. Moses 26, und 5. Moses 28, 30) in Erfüllung bringen mag, die da sagt: „Wenn der Fluch über dich kommt, und du „bekehrst dich zu Gott, daß du seiner Stimme gehorchst, „so wird er dein Gefängniß wenden, sich deiner erbarmen. Der Fremdling, der bey dir ist, wird herunter „steigen, du aber wirst dich über ihn heben; der Herr „wird dich vom Schwanz zum Haupt machen; du wirst „oben schweben, nicht mehr unten liegen; euer fünf sollen hundert jagen und euer hundert zehntausend, denn „euer Feind soll vor euch herfallen ins Schwerdt; der „Herr wird dich wieder versammeln aus allen Völkern, „und wird dich in das Land bringen, das deine Väter „besessen haben.“ Was darüberhin nicht für das geretrete Volk allein nur, sondern für europäische Bildung und Gesittung überhaupt, für Europas Sicherheit, für den Handelsverkehr und das Gesundheitswohl seiner Staaten, aus der Erhebung Griechenlands zum selbstständigen Staate in mannigfachem Gewinne sich ergeben muß, bildet den Uebergang zu dem dritten Abschnitte, welcher von der Christenhülfe spricht, die das bedrängte Griechenland anruft. Wehmüthig und beklemmt ist seine Verlassenheit von den Mächtigen geschildert: „Wird der heilige Bund, der zum Schutz der Christenfamilie geschlossen ist, nicht zu deiner Errettung auch nur den 5osten Mann seiner stehenden Heere aussenden, um sich die schönsten Lorbeerkränze in des Sultans Garten zu erkämpfen? Du verneinst es, und hältst dich ausgeschlossen von dieser Chri-

Digitized by Google

stenfamilie, die sich ja weigert, selbständ dein unbestreitbares Daſeyn anzuerkennen! Wird der Kaiſer, der schlagfertig seinem Nachbar zur Rechten zu Hülfe zog, als da das Daſeyn und die Rechte des Herrſchers bedroht schienen, jetzt ruhiger Zuschauer ſeyn, wo beym Nachbar zur Linken das Daſeyn und die Rechte des Beherrſchten dem Tod zur ſichern Beute gegeben werden? Du fürchteſt es, und deutest mit Thränen auf Mongatsch, wo dein Freyheitsheld in Feſſeln liegt! Wird nicht Deutſchland, in dem dir ſo viele Herzen entgegen ſchlagen, ſeine tapfern Männer für dich aufbieten? Du kannſt ſeine Macht nicht finden, zu deren Füßen du deine Bitten niederlegen könnteſt! Wird der allerchriſtlichſte König dir nicht helfen? Wohl heiße ich ihn Wohlthäter. Er hat mir ſeine Häfen nicht verwehrt, ſeine Schiffe ſind Freyſtätten für meine Unglücklichen geworden, aber er ſcheint mein Unglück zwar mildern, nicht aber wenden zu wollen! Und Spanien und Portugal? Sie rufen mir Segenswünſche zu, doch ihre Hand iſt dem eigenen Vaterland zugewandt, um die hereingeſchleuderte blutige Giftwurzel des Bürgerkriegs auszujäten! Doch die Sieben-Hügelſtadt, wird ſie blos um Schutz der gefränkten Wallfahrter nach dem heiligen Grabe, nicht auch zur Errettung eines todtbedrängten Chriſtenvolks vor dem gleichen Erbfeind das Kreuz zum Zug gegen die Türken erheben? Noch iſt der Schrey meiner Greiſe und Jünglinge, meiner Knaben und Jungfrauen nicht zu ihrem nahen Ohr gedrungen! — Doch einen Helden erblicke ich, der das Schwert gezückt; er gibt kaiſerliches Wort, daß er die Donau überſchreite, nur um den Raub dem Beſtohlenen zuzuſtellen und den ſchmählichen Mord ſeines Patriarchen zu rächen, und unter dem Jubel von Millionen Chriſten ziehen ſeine Krieger in den Streit. Wie, da bedrängtes Griechenland, ſchwebſt auch hier zwiſchen Furcht und Hoffnung, ſprichſt von Friedensliebe, von Nachgiebigkeit, von Pflichten, daß einem gewiſſen Unglück preißzugeben, und ein blos möglliches Uebel zu verhüten! — Ob dir das Inſelland helfen werde, das will ich dich nicht fragen, deine von ſicherer Hand geſchlagenen Wunden möchten wieder überlaufen. Es iſt Freund deines Feindes geworden, es hat ſeinem Schützling (den Joniern, die ſich als freye Republik unter den Schutz der Engländer gegen die Türken begeben) verboten, ſein Vaterland, ſeinen Bruder zu lieben, für ihn gegen die Türken zu beten."

An die Privaten alſo bleibt dem Hülfsrufe allein übrig, ſich mit Hoffnungen zu richten, die der Erfolg bereits auch theilweiſe beſtätigt. Wie dieſe Privaten, als Menſchen, als Europäer, als Gebildete und als Chriſten dem Rufe zu folgen Pflicht haben, und wie ſie, durch freymüthige Rede in Vertheidigung der gerechten Sache, durch perſönliche Hingebung, wo ſie dazu die erforderlichen Eigenſchaften beſitzen, auch durch keine nähere Pflicht zurückgehalten werden, und durch Liebesgaben in vorſichtige Hand zu verſtändiger Anwendung gelegt, die zweckmäßige Hülfe leiſten können, wird von Hrn. Hirzel mit Sachkunde, den zuverläſſigen Angaben und Erfahrungen gemäß, die der Zürcheriſche Griechenverein geſammelt hat, näher entwickelt. „Noch immer ziehen begeiſterte Kriegen gen Griechenland! ſie überwinden den Spottnamen jener Stimmen, die ſie ohne Unterſcheidung Abenteurer nennen, wohlwiſſend „daß dem der ſchönſte Kranz erblüht, „der aus Liebe ſein Leben für ſeine Freunde daran ſetzt (Joh. 15, 13)." Auch trifft ſie nicht der Vorwurf, ſich ihrem Vaterlande zu entziehen; dem bleiben ja Hunderttauſende, und ſie hegen die Ueberzeugung, was dem großen chriſtlichen Vaterland zu gut komme, trage auch für die Heimath Früchte; noch ſchreckt ſie das Geſchrey einiger aus Griechenland Zurückkehrender, denn ſie wiſſen, daß dem braven Streiter Jeſu gezieme, Ungemach zu ertragen (2 Tim. 2, 3.). Sie wiſſen, daß manches Drückende der Geſetzloſigkeit der erſten Zeit des Aufſtandes zugeſchrieben werden muß, welche nun durch die National- und die drei Central-Regierungen Griechenlands glücklich gehoben iſt." Drey Griechenpſalmen beſchließen das Büchlein.

Gute Literatur. *)

Ueber den herrſchenden Unfug auf deutſchen Univerſitäten, Gymnaſien und Lyceen, oder (man falle nicht in Ohnmacht!) Geſchichte der academiſchen Verſchwörung gegen Königthum, Chriſtenthum und Eigenthum. Von K. M. E. Fabricius, Bibliothekar in Bruchſal. Mainz, 1822.

Bey den vielen langen Geſichtern, die men in manchen Orten ſieht, wenn die Rede auf Studenten kommt, hatte Refer. längſt die Abſicht, ironiſch anzukündigen, es werde eine Schrift erſcheinen, wie dieſe hier genannte bezeichnet iſt. Er fürchtete aber, die Cenſur könne den Geißelhieb zu ſcharf finden, und unterließ es. Hier liegt der Titel vor uns, und zwar von einem Werkchen, das, 200 S. ſtark, allen Stiftern und deutſchen Theilnehmern des heiligen Bundes, ihren Miniſtern und Geſandten beym Bundestage gewidmet iſt, und ihnen Dinge erzählt, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Männer, wie Kant, Fichte, Schelling, Campe, Löffler, Paulus, Krug, und wer nur den Namen eines Ehrenmanns

*) Die Leſer ſind erinnert, daß es in Paris eine Obſcurantengeſellſchaft giebt, die ſich nennt la société des bonnes lettres — die Geſellſchaft der guten Literatur. S. Lit. Bl. No. 6. S. 22. M.

Digitized by Google

hat — er schilt auf 60000 (!) Schriftsteller — sind hier als Verderber, Verführer der Jugend, Gotteslästerer, Lügner, Aufwiegler denuncirt, und haben unmittelbar und mittelbar einen Bund begründet, von dem alle Thronen bedroht, alle jetzigen Revolutionen ausgegangen sind. Herr Fabricius kennt ihn. Er hat den Eid deßelben hier abdrucken lassen. Er trägt darauf an, die Universitäten selbst samt und sonders aufzuheben, oder unter die strengste Aufsicht zu setzen. Die jetzt gegebene Vormundschaft genügt ihm noch lange nicht. Nun, wir wollen hoffen, daß eine solche Angeberey Schande auf den Urheber bringen wird, *) lesen aber auch in unserm Alfieri;

Tanto mai virtu un re non ha, che al tutto
Laci l'iniqua diffidenza in bando.
Sul throno anch ella et di lusinga al par
Sied o al regio suo fianco!

Ein zweytes Heft soll die innern Gräuel unserer Hochschulen und das heillose Verderben derselben schildern. So geht es! Rec. ist 30 Jahre mitten in einer der größten gewesen, und hat von so einem Bunde so wenig gemerkt, wie von dem innern Gräuel!

*) Schande? Da sey Gott vor! Der Irrsinn verdient Mitleid. M.

Schlechte Literatur.

Appellazion an den Richterstuhl der öffentlichen Meinung in Sachen des Herrn ꝛc. ꝛc. Fabricius gegen die deutschen Gelehrten. Vom Professor Krug in Leipz. Leipz. 1822.

Es war sehr natürlich, daß jeder rechtliche Mann über die unsinnige Anklage des Hrn. Fabricius in Bruchsal erbittert werden mußte. Hat er Gelegenheit, sich auszusprechen, so läßt er sie gewiß nicht vorbeygehn. Das ist, irrt der Einsender dieser Anzeige nicht, schon in zwey Zeitschriften der Fall gewesen, ehe Herr Krug eine Recension in No. 225 und 226 der Leipz. Literatur. davon drucken ließ, die wir hier, nebst noch einer andern, später eingegangenen, und darum dort nicht abgedruckten, als besonderes Schriftchen erhalten. Wir können den Inhalt deßelben nicht besser, als mit dem Schlusse bezeichnen. Wer an eine academische Verschwörung gegen Gott, König und Eigenthum glaubt, an dessen gesundem Menschenverstande muß billig gezweifelt werden. Für die Schwachen aber, und deren gibt es jetzt viele, war es immer gut, daß ihnen Herr Krug zeigte, warum eine solche Verschwörung nicht möglich sey. Außerdem verdienten es die Männer, die Fabricius als Häupter seiner entdeckten Verschwörung bezeichnete, gar wohl, von einem Manne gerechtfertigt zu werden, wie Krug ist. Mit bitterer Laune macht er sich übrigens über die Unwissenheit und Inconsequenz des Anklägers lustig, der noch nicht einmal, bey allen Flittern von Gelehrsamkeit, richtig schreiben kann. Wahrscheinlich kommen noch mehr solche Stimmen. Das ist gut. Denn solche Männer, wie Fabricius, gehören zu denen, von welchen Don Carlos sagt:

Ich habe immer sagen hören, daß
Geberden|späher und Geschichtenträger
Mehr Böses auf der Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten!

Kirchengeschichte.

Calvin et l'église de Genève. Par Mr. Bretschneider, de Gotha. Traduit de l'allemand par G. de Félice. Genève chez Paschoud 1822. 171 S. 8.

Die Urschrift dieses Abrisses von Calvin's Leben steht im Reformations-Almanach für 1821, und ist zu bekannt, als das sie hier erst gewürdigt werden dürfte. Der Uebersetzer, welcher das Angenehme mit dem Nützlichen darin vereint fand, hielt die Uebertragung in die französische Sprache für um so zeitgemäßer, als die Finsterlinge und Herrschaftsmonopolisten, welche in Frankreich (wie anderswo) gegen den Protestantismus zu Felde ziehen, neuerlich insbesondere auch ihre Angriffe gegen Calvin gerichtet und den Genferischen Reformator einen Wüstling, Meineidigen und Mörder zu nennen sich nicht geschent haben. Den böswilligen Angriff glaubte er am kräftigsten durch eine wahrhafte und treue Erzählung des Lebens und der Schicksale des verläumdeten Kirchenlehrers abzuschlagen. Die Uebersetzung ist sehr gut und läßt sich wie ein Original lesen.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, vom Julius 1822.

1. Jul. Hr. Dupetit-Thouars berichtet über die in einer frühern Sitzung von Hr. D'Hombres-Firmas der Akademie mitgetheilte pflanzen-physiologische Merkwürdigkeit. Mit wenigen Ausnahmen zeigen sich Blüthen und Befruchtung der Gewächse nur erst, nachdem sie ein gewisses Wachsthum erreicht haben und die Blätterentwicklung geht der Blüthe voran. Hr. D'Hombres-Firmas hat zwey schöne Blumenbüschel des spanischen Hollunders (Lilas) im Garten des Hrn. Villaret unmittelbar aus der Erde (in der Nähe eines Hollunder-Baums) sprossend gesehen, die anfangs für von Kindern abgerissene und in die Erde gesteckte Blumen gehalten wurden, deren Wurzelung aber dem Nachsehen zuvor Zweifel lag. Der Berichterstatter hielt die Wahrnehmung für sehr bedeutsam. Hr. Gay-Lussac trägt einige Bemerkungen und Zweifel über die Vorrichtung der Demoiselle Gervais für die Weinbereitung vor. Hr. Geoffroy gibt Kunde von der Ankunft des durch Hr. Leschenault de Latour auf der

Küste von Coromandel und auf Ceylan gesammelten Naturkörper. Der nämliche Naturforscher theilt neue von ihm zu Hennen, deren Eiergang verschlossen ward, gemachte Beobachtungen mit. Hr. Desmoulins legt die Resultate seiner mit Hr. Magendie gemeinsam angestellten anatomischen Untersuchungen der Lamprete vor. Die mineralogische Section schlägt als Candidaten für die durch Hrn. Haüy's Tod in der Akademie erledigte Stelle vor: die Herren Cordier, Beudant, de Bonnard, Constant-Prevost und Lucas den Sohn. Aus ihnen ward hernach mit 44 Stimmen (gegen 6, die auf Hrn. Beudant fielen) Hr. Cordier gewählt.

8. Jul. Hr. Dupin erstattet Bericht über das von Hrn. Pairbanks in einem gedruckten Werk dargestellte neue System des Seekrieges. Von dem Minister des Innern wird die Akademie eingeladen, ihm für die vom verstorbenen Hrn. Halle bekleidete Lehrstelle der Arzneykunde am Collège de France, so wie für das Lehramt der Mineralogie, welches Hr. Haüy am Museum bekleidet hat, Candidaten vorzuschlagen.

15. Jul. Dieß geschieht hierauf also, daß, nachdem die heilkundige Section für die erstere Stelle zur Auswahl dargeboten hatte die Herren Laennec, Magendie, Chaussier, Capuron und Pelletan den Sohn, aus diesen Hr. Magendie dem Minister vorgeschlagen ward, und hinwieder für die zweyte Stelle, aus den von der mineralogischen Section bezeichneten Herren Brongniart, Beudant und de Bonnard, mit 46 gegen 2 Stimmen Hr. Brongniart. Hr. Pyart liest einen der eingesandten Schrift eines ungenannten Verfassers über die französische Landwirthschaft eben nicht günstigen Bericht. Von dem General Brisbane erhält die Akademie eine handschriftliche Abhandlung über die Längenbestimmungen von Rio-Janeiro, Paramata und Port-Jackson. Hr. Biot liest eine Abhandlung über den Thierkreis von Denderah und Hr. Fourier eine Denkschrift über die Bevölkerung der Stadt Paris.

22. Jul. Hr. Finck übersendet die Handschrift einer neuen Abhandlung über die Differential-Rechnung. Hr. Geoffroy Saint-Hilaire überreicht Notizen über eine neue ausgezeichnet große Art indischer Ochsen, die sich durch stachliche, über das Vordertheil des Rückgraths verbreitete Streifen auszeichnet. Er sucht darzuthun, daß diese Streifen durch ihre Zahl und Verbindung den Streifen der Rückenflossen der Fische analog sind, und daß die Spuren und Rudimente der nämlichen Organisation bey allen Ochsenarten vorkommen. — Der Minister des Innern verlangt einen Vorschlag für das erledigte Lehramt an der pharmaceutischen Schule in Montpellier, und die Akademie gibt ihm diesen aus den von der chemischen Section dafür bezeichneten Herren Pouzin, Bertin und Figuier, in der Person des ersteren. — Hr. Magendie theilt als neue von ihm gemachte Entdeckung die Wahrnehmung mit, daß nach dem Zerschneiden der hintern Wurzeln der Rückgrathnerven ausschließlich das Empfindungsvermögen, und durch das Zerschneiden ihrer vordern Wurzeln nur das Bewegungsvermögen dieser Nerven aufgehoben wird. Hr. Cuvier erstattet einen belobenden Bericht von der Arbeit des Hrn. Flourens über die Eigenschaften und Verrichtungen des Nervensystems in den Wirbelthieren, worin hauptsächlich mittelst zahlreicher und sorgfältig angestellter Beobachtungen der Beweis geführt werden soll, daß die Fähigkeit der Nerven für die willkührliche Bewegung der Muskeln von ihrer Fähigkeit zur Sensibilität einen verschiedentlichen und abgesonderten Sitz hat, und daß die einen (hier näher nachgewiesenen) Theil des Nervensystems der ersten, andere der zweyten Verrichtung zudienen.

29. Jul. Hr. Dutrochet liest eine Abhandlung über den Einfluß der Bewegung auf die eigenthümlichen Richtungen, welche an verschiedenen Theilen der Gewächse wahrgenommen werden. Hr. Fresnel liest eine Abhandlung über ein neues, für die Leuchtfeuer angewandtes Verfahren. Hr. Somme, Arzt in Antwerpen, sendet eine Abhandlung über die dem Sehorgan dienenden Theile des Gehirns; Hr. Ferrand in Tournay die Beschreibung einer von ihm neu erfundenen hydraulischen Maschine, und ein Ungenannter einen Aufsatz über die mechanische Ursache der Schwere. Die Herren Jollois und Devilliers nehmen in einem an die Akademie gerichteten Schreiben die Priorität der von Hrn. Biot gegebenen Erklärung des Thierkreises von Denderah in Anspruch, und senden einen Abdruck ihrer 1816 erschienenen Unternehmungen über die astronomischen egyptischen Basreliefs zu Begründung ihrer Behauptung.

Die Gekränkten.

In der Wiener Modenzeitschrift Nr. 74. berichtet ein Notizenschreiber in einem Correspondenzartikel aus Dresden vom Ende Mai's u. a. Folgendes:

„Hofrath Müllner befindet sich auch hier, aber nur „auf kurze Zeit. Da er mit den meisten der hier lebenden Schriftsteller in keineswegs freundlichen Verhältnissen stand, so war seine Ankunft recht überraschend" —

(Ist's Wahrheit? Seyd Ihr's? Wollt Ihr uns verhöhnen? Ungurd im Lager? mitten unter Dänen?)

„doch gewiß nicht unerfreulich, da wir den ausgezeichneten und geistreichen Mann gern in ihm anerkennen," (viel Ehre) „und da man bey den Federkriegen eben so „gut den Menschen von dem Schriftsteller trennen muß, „wie bey den wirklichen Kriegesfeden den Soldaten von „dem Menschen." (So sollte man, in der That!) „Hofrath Müllner näherte sich mit Artigkeit und Freundlichkeit mehreren der von ihm Gekränkten" —

(Er blickt dem Gegner gern in's Angesicht,
Und gehet selbst, den Nachbar zu versöhnen.

Aber Gekränkten? Wodurch gekränkten? Durch Mangel an Abendzeitungs-Honigthau im Morgenblatte?), „ein solches sich sehen und erkennen ist gewiß „wünschenswerth unter geistvollen Männern, und stellt wohl „auf einen richtigern Standpunkt im gegenseitigen Beurtheilen, als alles Lesen und alle Kritik." (Nachdem es fällt, und selten fällt es glücklich, wo literarischer Coterien-Geist herrscht. Daher dah' ich mich denn auch keinem einzigen Dresdener Schriftsteller genähert, mit dem ich nicht schon früher schriftlich oder mündlich in freundlicher Berührung gestanden hätte, oder dem ich nicht die Artigkeit eines Gegenbesuches schuldig gewesen wäre. Ueberhaupt dah' ich in D. keinen Augenblick aus der Zhat gelassen, daß ich — in meinem Vaterlande war. — No prophet in his native land.) Müllner.

Digitized by Google

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Mittwoch den 6. November 1822.

Lexikographie.

Neues Conversations-Lexicon. Erste Lieferung. A — Bom. Leipzig b. Brockhaus 1822. 384 S. 8. LXIV S. Anhang. (Auch unter dem Titel: des Conversations-Lex. 11ter und 12ter Band ꝛc.)

Ref. erinnert sich, in der gehaltvollen encyklopädischen Zeitschrift Hesperus eine präcipitirte Anzeige dieses Buches gelesen zu haben, welche so vollhäckig posaunte, daß Ref. sich des Verdachts nicht enthalten konnte, es möchte dieselbe von einem wegsatzlet Iroja (s. Lit. Bl. No 59.) des vielversprechenden und ruhmredigen Verlegers eingeschwärzt worden seyn. Er nahm daher die vorliegende Lieferung mit sehr geringen Erwartungen in die Hand, hat aber auch diese nicht erfüllt gefunden, und wüßte, wenn er nicht etwa die Ausarbeitung und Brauchbarkeit von ein Paar Dutzend einzelnen Artikeln herausheben wollte, an dem Ganzen kaum etwas Anderes zu rühmen, als den mäßigen Preiß, und den Einfall des Unternehmers, dadurch der Gebrechlichkeit des alten Conv. Lex. und seinem sinkenden Rufe nachzuhelfen. Schwerlich ist je ein encyklopädisches Werk so planlos und zusammenraffend redigirt worden, als jenes Conv. Lexikon, an welchem zu gleicher Zeit Meister ihres Faches und flachköpfige, compilatorische Soldschreiber ohne tüchtige, die Gesammtkräfte nach dem Gesetze der Zweckeseinheit concentrirende Oberleitung gearbeitet haben. Der Unternehmer gieng von dem — merkantilisch ganz richtigen — Gedanken aus, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, das Buch von A bis Z wirklich herzustellen. Daher nahm er die Artikel, wie sie kamen: kurz und lang, dürftig und überfüllt, falsch und richtig, oberflächlich und minutiös, unbefangen und partheisüchtig, trocken und räsonnirend, unschuldig und mephitisch; und so gelang es ihm in sehr kurzer Zeit, das Repositorium des Alphabets dergestalt zu füllen, daß unter jedem Buchstaben doch immer etwas zu finden war, was für den Nicht- oder Halbgelehrten, den unwissenden Lebemann, den conversirenden Schöngeist u. s. f. Brauchbarkeit hatte. Der eben charakterisirte zahlreiche Theil des Publikums erkannte darin einen Farbenkopf, aus welchem man sich wohlfeil und leicht den Anstrich von mannigfaltigen Kenntnissen geben konnte, und so bekam das Werk bald einen merkantilischen Bestand, und bewirkte eine Theilnahme, die, durch den Reiz der Gegenwartsinteressen, der räsonnirenden Biographien lebender Personen, sogenannter öffentlicher Charaktere, kriegerischer, politischer, literarischer und theatralischer Helden des Tages u. s. w. vermehrt, zu mehreren Auflagen führte. Der Unternehmer — man muß es ihm zum Ruhme nachsagen, obwohl er es durch Selbstverdrängung fast überflüssig gemacht hat — nutzte diesen Vortheil steigender Nachfrage nicht blos für seinen Beutel, sondern auch für den Gehalt des Buches. Er sorgte, gewiß nicht ohne Aufwand, dafür, daß jede neue Auflage mit neuen Artikeln vermehrt wurde, und nicht blos mit solchen, welche als Conversationsartikel eben erst neu entstanden, sondern auch mit solchen, welche in den früheren Auflagen vergessen waren. Er ließ die bereits vorhandenen Artikel revidiren, berichtigen, ergänzen, abkürzen und wohl auch ausmärzen, um für die neuen ohne Erhöhung des Preises Raum zu gewinnen. Kurz, er that alles, was er, selbst nicht für die Wissenschaften erzogen, nur immer thun konnte, um den ursprünglichen Mangel eines festen lexikographischen Planes nach und nach vergessen zu machen. Allein die große Verbreitung des Buches machte ihn auch hoffärtig, die durch den Ertrag bewirkte Rehabilitation seiner Buchhandlung verschaffte ihm Einfluß auf bedürftige Scribenten, er ließ durch dieselben die Autoren seines Verlags, die Künstler seiner Bekanntschaft u. s. f. in den räsonnirenden Artikeln herausstreichen, ließ andere dagegen, die seinen Spekulationen im Wege standen, die Verbindungen mit ihm abgebrochen oder abgebrochen hatten, in dem Lexikon beschden und verunglimpfen, und gab endlich in dem famösen Nachartikel der fünften Auflage einen unwidersprechlichen, Aufsehen erregenden Beweis, daß er fähig sey, dieses Publicitätsmittel zu einem Diener seines Hasses, „zu einem unverstellten Knechte seiner Leidenschaften herabzuwürdigen.

Das Alles störte den Erfolg seines oben gerühmten Strebens, und gab einem Anderen den Muth, in diesem Fache — dem Fache der Encyklopädik für Nichtgelehrte — sich zu seinem Nebenbuhler aufzuwerfen, und sein Conver-

Digitized by Google

sationslexikon durch ein artikelreicheres, auf größere und länger dauernde Brauchbarkeit berechnetes und populäres encyklopädisches Wörterbuch zu überbieten. Die Angriffe auf diesen Nebenbuhler, wovon noch vor Kurzem einige Zeitschriften voll waren, lassen keinen Zweifel übrig, daß das vorliegende neue Conversationslexikon (ein Name, welchen die Conversation bereits jenem beginnenden Wörterbuche gegeben hatte) seine schnelle Entstehung hauptsächlich jenem Rivalitätsverhältnisse zu verdanken hat. Der zeitder beliebte Weg, dem fortlaufenden Zeitinteresse durch verbesserte Auflagen zu folgen, und die Besitzer der früheren durch Supplementbände zu befriedigen, schien nicht mehr der ersprießlichste zu seyn. Die Supplementbände drohten, die Kaufkust zu ermüden, es galt, dem neuen Unternehmen des Rivals ein — wenigstens scheinbar neues Werk entgegen zu setzen; es galt Eil, und so begann dieses neue Conversationslexikon genau so planlos und fehlerhaft, wie das alte. Wer sich davon überzeugen will, der darf allenfalls nur die beyden Artikel: Amme und Amtmann lesen, und mit denen in dem Binzerischen Wörterbuche vergleichen. Der Amtmann rede selbst.

Der Binzerische:

Amtmann, 1) Vorsteher oder Verwalter eines landesherrl. Gerichtsamtes, Kammeramtes von geringer oder größerer Wichtigkeit, je nachdem das ihm untergebene Amt (Bezirk) kleiner oder größer ist;*) s. Amt 4 und 8. In manchen Gegenden ist ihm die Hebung der Gefälle, in anderen die Polizey und Rechtspflege, in andern beydes anvertraut. 2) Pachter und Oekonomieinhaber eines herrschaftl. Kammergutes, wie in Preußen: Oberamtmann, wenn er ein ganzes Amt (einen ganzen Schlüssel) in Pacht hat. Daher 3) überhaupt der Aufseher über eine Landwirthschaft. 4) Landschaftlich, wie in Baiern: Gerichtsdiener. 5) (Amtsmann), Mitglied einer Innung.

Der Brockhausische:

Amtmann. Ein sehr lange gebräuchlicher Name für gewisse Staatsdiener. Die Attributionen ihres Amtes, das Auge des Souverains und die Controle in der untern Staatsverwaltung zu seyn, verbinden die Amtmänner in manchen Staaten in den Domanialbezirken mit der Justizverwaltung. (Die Amtmänner werden mit der Justizverwaltung verbunden?) Man kann dieß nicht anders als billigen, wenn sie dagegen nur fleißig visitirt und auch von oben herab unerwartet in ihrer Amtsführung beobachtet würden. (Man visitirt gern unerwartet, aber man beobachtet unbemerkt.) In einigen Ländern verwalten aber diese wichtigen und höchst einträglichen Aemter fast nur Personen von Adel, kraft alter Standesprivilegien. Keiner wird dagegen etwas haben, wenn nur nicht zugleich die blos vom Amtmann gewählten Secretarien die Urtheile sprachen und den Platz des Amtmanns einnähmen. (Wenn sie das Urtheilen besser verstehen, warum nicht?) In solchen Ländern liegt es doch gar zu nahe, daß man den Amtmann gut salarirt, wenn sein Secretair für ihn amtlich vicariren kann. (Kürzt man dem Amtmann den Gehalt, wenn's der Secretair nicht kann?) So bedeutend im Ansehen, wenn auch bedeutender im Einkommen, ist nun freylich der Amtmann da nicht, wo er jetzt nur Domainenpächter ist. In andern Ländern hat der Amtmann die ganze untere Verwaltung außer der Justiz. Der Zahn der Zeit ist besonders durch Gesetzgebung beflissen gewesen, die Amtsmacht und das Amtseinkommen, besonders das unmäßige Sportuliren dieser unteren Staatsdiener sehr zu beschneiden.

Sollte man nicht glauben, der Zeitenmacher, welcher diesen Artikel geschrieben, sey ein Amtscopist? Es ist begreiflich, daß bey solcher Behandlung des Stoffes das Buch arm an Inhalt werden muß, und man sieht, wie es zugeht, daß Binzer auf dem nämlichen Raume, wo hier 100 Artikel stehen, deren 10,000 geben könnte, ohne daß der Nachschlagenden Bedürfniß und Mißbegier wenigstens befriedigt werde.

Solcher Amtmannsartikel finden sich nun hier eine große Anzahl, und beweisen den Mangel einer planmäßigen Redaction, die Eil des Verfahrens, und das gerügte Zusammenraffungs- und Füllungs-System zur Gnüge. Uebrigens enthält dieß, von A — Bom reichende Lieferung auch noch einen römisch paginirten Anhang von Artikeln, welche die römisch-katholische Kirche angehen, und welcher von A — D reicht. Eine wunderliche lexicographische Ordnung! Warum wurden denn die von Bom — D nicht aufgehoben, um künftig jeden an seinem Orte einzuschalten? Fast wäre es ja besser, der Unternehmer lieferte die Artikel sämmtlich auf einzelnen Blättern, und überliefe es den Buchbindern, für die Käufer alphabetisch geordnete Wörterbücher daraus zusammen zu kleistern.

*) Nun, die Worte hätten auch wegbleiben können. M.

Kirchengeschichte.

Die Marianischen Bruderschaften der Jesuiten und die Conventikel der Herrnhuter. Eine historische Parallele von Heinrich Escher, Professor. Zürich bey Orell, Füßli u. Comp. 1822. 58 S. 8.

Vor etlichen Jahren schon hatten die vielfachen Bemühungen für die Rückkehr der Jesuiten und die dadurch geweckten Hoffnungen und Besorgnisse, den Zürcher'schen Professor der Geschichte, Hrn. Escher, veranlaßt, in einer kleinen Schrift (die Jesuiten im Verhältnisse zu Staat und Kirche, 1819) aus der Geschichte des Ordens nachzuweisen, was von seiner Restauration zu erwarten seyn

Digitized by Google

möchte. Gegenwärtig iſt es die merkwürdige Ausdehnung, welche die Herrnhuter im Bunde mit den Methodiſten unter proteſtantiſcher Fahne gewinnen, die den ſcharfſinnigen Geſchichtforſcher zur vergleichenden Darſtellung der Bruderſchaften des katholiſchen Ordens mit den Colonien und Conventikeln der proteſtantiſchen Sekte bewogen hat. Wenn Gebräuche und Ceremonien und Glaubenslehren Verſchiedenheiten zwiſchen beyden darbieten können, ſo iſt das bedeutſamere hingegen, Geiſt und Zweck, in denſelben nahe verwandt und in beyden bewährt ſich auffallend das demüthigende Verhältniß, demnach die Mehrheit in allen Ständen der Menſchen durch Schwäche oder Leidenſchaft geführt wird, und es niemals an ſclauen, heimlich oder öffentlich wirkenden Häuptern fehlt, die bald hoch bald niedrig ſtehen, und nach ihren Zwecken die blinde Schaar zu leiten ſuchen.

Nach einer gedrängten Erzählung der von den Mönchsorden ausgehenden und auf Vermehrung ihres Anſehens ſowohl als Einfluſſes abzweckenden Bruderſchaften (Congregationen, Confraternitäten, Sodalitäten), und der ſclauen Betriebſamkeit, womit die Väter der Geſellſchaft Jeſu ihre große marianiſche Bruderſchaft über die Rosenkranzbruderſchaft der mächtigen Dominikaner im ſechzehnten Jahrhundert emporhoben, wird, was jene Väter damit erzielen wollten und wirklich erzielt haben, auseinander geſetzt. Das Aeußere zwar, was die Statuten jener Congregationen enthalten, ſcheint anders nichts zu ſeyn, als was die katholiſche Kirche ſonſt als Werke der Frömmigkeit aufſtellt; geiſtliche Geſpräche, Beichten, Genuß des Abendmahls, regelmäßiges Gebet ſollten öfterer und wirkſamer veranlaßt, und dadurch Indulgenzen gewonnen werden. Unterſucht man aber den Geiſt dieſer Andachten genauer, ſo iſt er kein anderer als derjenige, welchen zu allen Zeiten herrſchſüchtige und eigennützige Betrüger, oder wahnſinnige Schwärmer durch ſolche Verbindungen verbreitet haben. Die Vermiſchung ſinnlicher Gelüſte mit religiöſen Gefühlen bereitet vielen in höhern und niedern Ständen ein zu kitzelndes Gericht, als daß ſie es nicht einfacherer Nahrung vorziehen ſollten, zumal wenn frühere Ausgelaſſenheit wohl die Kräfte erſchöpft, aber nicht den Hang geſchwächt hat. Nur zu leicht muß dann die Vernunft vor der Einbildungskraft das Feld räumen, weil es für ſchlaffe Menſchen bequemer iſt, in halbſinnlichen Gefühlen, welche der religiöſe Anſtrich rechtfertigen ſoll, zu ſchwärmen, als ſich zu edlern Empfindungen zu erheben. So wurde Schwärmerey und Aberglaube und die damit immer verflochtene Verketzerungsſucht der wahre Geiſt der marianiſchen Congregationen, durch welche die Jeſuiten eine ihrer Hauptaufgaben, das Einbringen jedes helleren Lichtes in die katholiſche Kirche abzuwehren, oder das ſchon aufgegangene wieder zu verdunkeln, als wahre Meiſter gelöſet und damit beyneben auch den andern großen Gewinn verbunden haben, ſich eine zahlloſe Schaar gedanken- und willenloſer Werkzeuge in den Sodalen aller Länder zu bereiten, welche mit Erfolg gegen ſolche Regierungen von Perſonen gerichtet werden mochten, die es wagten, ſich ihrem Uebermuthe und ihrer Herrſchſucht zu widerſetzen.

Der große, ſich in unſern Tagen im Schooße der proteſtantiſchen Kirche zuſehends verbreitende Bund zwiſchen den Brüdergemeinden, Methodiſten, Stillingianern, Krudnerianern u. ſ. w. beruht in ſeinen einzelnen Verzweigungen allerdings nicht auf einem geſchloſſenen Vertrage, deſto mehr aber auf gleichen Grundſätzen und Zwecken, und von ihnen allen mag gelagt werden, was Spittler von den Jeſuiten ſagt: „In ihrem Charakter lag etwas Verſtecktes, Falſchfreundliches, Falſchdemüthiges.“ Zinzendorfs „Kirchlein in der Kirche“ gieng hauptſächlich von Klagen über das Verderben der Kirche und den Verfall der Religioſität aus, und der zum Weſen deſſelben gehörende Wahn einer Gemeinde von Auserwählten, von beſondern Lieblingen und Werkzeugen Gottes, die ſich anderer Leitung und andern Schutzes als die übrigen Kirchen zu erfreuen haben, mußte ohne anders einen Dünkel begründen, welchen die zur Schau getragene Demuth nur ſchlecht verbirgt; hinwieder muß die Verſöhnungslehre, in der ſchriftwidrigen Geſtalt, in der ſie von den Herrnhutern iſt ausgebildet und vielfältig auch in die reformirte Kirche eingeſchwärzt worden, eben jenen Dünkel auf eine für Tugend und Sittlichkeit verderbliche Weiſe nähren, weil dieſelbe in ihren Ergebniſſen wie in ihrem Weſen zuletzt überall mit der römiſchen Abſolutionslehre zuſammentrifft. Von dieſer Verſöhnungslehre ausgehend, fordert die Brüderunität von ihren Anhängern jene Ertödtung des Willens, mit der keine wahre Sittlichkeit beſtehen mag; und jene Ausſchließung der Vernunft, die jeder Ausſchweifung der Einbildungskraft, jeder Schwärmerey den Weg bahnt. Dagegen werden die Brüder mit leeren Bildern beſchäftigt, und über alles ein Geiſt der Weichlichkeit und Tändeley verbreitet, welches der natürlichen Bequemlichkeitsliebe und dem Hange, ſinnliche Bilder und Gelüſte in ein religiöſes Gewand zu kleiden, ſo willkommen iſt. Die Führer dieſer proteſtantiſchen Brüderſchaften ſtellen einzelne Lehren auf, deren Annahme ſie zum Merkmale des wahren Chriſten machen. Mag immerhin dieſe Annahme mehr in ſinnloſem Nachlallen und in bloßer Nachahmung ihrer Sprache beſtehen, als in wahrer, innerer Ueberzeugung; darauf kömmt es nicht an, ſie haben den Glauben, ſind Erweckte und alſo wahre Chriſten. Wer hingegen in dieſen Lehren nicht mit ihnen übereinſtimmt, der iſt ihnen kein wahrer Chriſt, ſein Leben ſey auch noch ſo tugendhaft. Dahin ſoll es kommen, darauf arbeiten ſie hin, die proteſtantiſche Menſchheit wieder in jenes Dunkel zurückzuführen, worin ſie im

Digitized by Google

siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lag, seitdem man von der Bahn, welche die Reformatoren gebrochen hatten, abgewichen war. Wie in der katholischen Kirche die Päpste und die Concilien, so hatten sich damals in der protestantischen Symbole als Richter des Glaubens, als untrügliche Orakel aufgeworfen. Die Form der Reformation, das Aeußere bewahrte man eifersüchtig, der Geist, die Freyheit des Forschens war entschwunden. Nicht das Leben des Menschen, sondern eine vermeintliche Rechtgläubigkeit, das heißt die Annahme dessen, was Menschen in der heiligen Schrift gefunden oder hineingetragen hatten, sollte ihn zum wahren Christen stempeln, und, was von solcher Denkensart unzertrennlich ist, durch Verfolgung des redlichen Forschers suchten die herrschenden Glaubensrichter ihre Gewalt zu behaupten. Dem Kampfe redlicher und frommer Männer war es im achtzehnten Jahrhundert gelungen, der protestantischen Kirche ihre Forschens- und Gewissensfreyheit wieder zu erringen, und ihren wahren Charakter des Widerstandes gegen alle bloß menschliche Autorität in Glaubenssachen zu erneuern; diese Früchte des langen Kampfes aber sollen ihr jetzt wieder entrissen werden.

Der letzte Zweck der Jesuiten war und ist noch, Unterdrückung aller Gewissensfreyheit. An die Stelle klarer Begriffe und erhebender Vorstellungen von der Gottheit und dem Verhältnisse der Menschen zu derselben, setzen sie dunkle Gefühle, verwirrenden und niederdrückenden Aberglauben, die Ausgeburt einer zügellosen Phantasie, und sie lehren den Gebrauch der Vernunft als den gefährlichsten Irrweg verdammen. Eben dahin streben auch die Obern der neuen Erweckten in der protestantischen Kirche. Beyde gehen von Klagen über Irreligiosität und Unglauben aus, die sie entweder gar nicht erweisen, oder die blos auf Verwechslung der Religiosität mit kirchlichen Uebungen und Annahme der von ihnen aufgestellten Glaubenssätze beruhen. Diesem Verderben müsse, so lehren sie, durch außerordentliche Mittel entgegengewirkt werden, und von der Furcht des drohenden Verderbens ergriffen, glaubt ohne Prüfung die Menge ihren Lehren. Wie bey den Jesuiten nur die kleinere Zahl der Eingeweihten mit dem Hauptzwecke bekannt wurde, so ahnet auch die Mehrheit der sogenannten erweckenden Lehrer nicht, wohin das Ganze führen soll, und sie glauben durch göttliche Eingebung das zu befördern, was der Menschheit Noth thut, während sie nur abhängige Werkzeuge in den Händen geschickter Häupter sind.

Wir haben hier einige Hauptzüge der vergleichenden Darstellung entboten, die vermuthlich geneigt machen dürften, die weiteren Einzelnheiten in der sich durch einfache Schreibart und ruhigen Geist empfehlenden Schrift nachzulesen. Wenn aus jenen Zügen die Uebereinstimmung des Hauptzweckes hervorgehet, so wird in der wettern Ausführung eine mannigfaltige und oft überraschende Zusammenstimmung der Mittel nachgewiesen, deren sich beyde bedienen, immer mit der Angabe authentischer Belege, und der Verfasser schließt mit einer herzlichen Erinnerung und Mahnung an die Jünglinge, welche sich dem christlichen Lehrstande widmen, sich durch gründliche Studien und ächte Wissenschaft für die Bewahrung des Kleinods protestantischer Gewissensfreyheit würdig zu machen und allzeit eingedenk zu seyn des Paulinischen Spruches: „So bestehet nun in der Freyheit, die uns Christus geschenkt hat, und lasset euch nicht wiederum unter das Joch der Knechtschaft verknüpfen.“

Theologie.

Unfug an heiliger Stätte oder Entlarvung Herrn Johann Gottfr. Scheibels, Prof. d. Theologie u. Predigers in Breslau, durch den Rezensenten seiner Predigt: das heilige Opfermahl. (Prof. Schulz in Breslau.) Leipzig. 1822.

Der Prediger Scheibel hielt 1821 eine Predigt, worin er das Abendmahl als ein wahres Opfer darstellte, das Christus mit seinem Leibe und Blute uns zu genießen geboten haben sollte und verdammte alle, (Reformirten,) die es nur als ein Symbol der Erinnerung betrachten, mit ächtem Zeloteneifer, wobey er noch gegen das versuchte Unionswerk die gehässigsten Insinuationen einwebte. Herr Prof. Schulz stellte den päpstlichen Zionswächter in einer Rezension dar, wie er es verdiente. Sie ward in den neuen theol. Annalen Juni 1821 abgedruckt. Scheibel fuhr gewaltig in einer gelehrten Abhandlung auf (wenigstens sollte sie dafür gelten), die er unter dem Titel: Das Abendmahl des Herrn, herausgab, und wollte durch Induktion und Wortverdrehungen zeigen, daß Opfer stets den ganzen Glauben einer Religion bezeichnet hätten und die christliche Religion also auch bezeichnen müßten, wenn sie nicht von Unglaubigen verdreht werden solle. Gegen diesen kühnen Unsinn, der aller Vernunft ein Ende machen will und alle Andersdenkende verdammt, tritt nun in dem genannten Schriftchen Herr Schulz auf und entlarvt den Zeloten, entreißt ihm die Federn, womit er sich schmückt, daß es eine Lust ist. Allein der Mann hat die Verdrußgabe. Er hatte sich nicht genannt. Sein Verleger Barth in Leipzig ebenfalls nicht. Das war gegen die Beschlüsse des Bundestages. Darum ward das Schriftchen in einem gewissen Staate confiscirt. Um so mehr verdient es also gelesen zu werden, denn wenn die lutherische Theologie ihre Waffen aus einer solchen Rüstkammer holen, und ihre Gegner mit Bücherverboten schlagen will,*) dann giebt sie sich dem ärgsten Spotte preis. Uebrigens ist Herr Schulz ebenfalls lutherischer, nur aber ein vernünftiger, der sich an den Geist, nicht an die Worte der Schrift hält.

B.

*) Haben denn die lutherischen Theologen dieses Verbot bewirkt? Und warum hatte denn weder der Verf. noch der Verleger sich genannt?

M.

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 9. November 1822.

Dramatische Dichtkunst.

I. Die Prinzen von Syracus. Romantisches Lustspiel von Karl Immermann. Hamm bey Schultz und Wundermann. 1821. 104 S. 8.

II. Trauerspiele von Karl Immermann. Hamm und Münster b. Schultz und Wundermann. 1822. 416 S. gr. 8.

Immer-Mann heißt der Verfasser und Wundermann der Verleger? Davon glauben wir nur die letzte Hälfte; aber wie der Pseudonymus Immermann auch immer heißen mag, er ist ein Wundermann, in welchem Kraft und Ohnmacht auf gar wunderliche Weise sich paaren.

Die Ohnmacht offenbart sich zuerst, nämlich im Lustspiele. Prolog: Komus hat sich aus dem Dunst eines Theezirkels in das Freye geflüchtet —

> Ich dehne mich, ich schüttle mich,
> Der Krampf verging, die Ohnmacht wich —
> Thät'r Euch nicht auch im Thee vergagen.
> Schaut ob Euch meine Sprüng' behagen.

Vorgeschichte: Der Fürst von Syracus, von der ganz verschiedenen Sinnesart seiner drey Prinzen Unheil befürgend, hat zwey davon tüchtig auspeitschen lassen und für immer aus dem Reiche verbannt, auf daß der dritte, Fernando der Gelahrte, es dereinst in Ruhe besitzen möchte. Er ist nun todt, und Fernando hat das Reich im Schutze der tapferen Bürger desselben zurückgelassen, um die verbannten Brüder aufzusuchen, und mit ihnen seine Herrlichkeit zu theilen. Stück: Er befindet sich jetzt unter dem Namen des Doctor Speranzio bey dem Fürsten von Salern, wo die Liebe zu dessen Tochter Angelica ihn zurückhält, und wo er auf den Erfolg der Kundschaft wartet, die er nach den Brüdern ausgesendet hat. Er, der Gelahrte, lehrt der Angelica amo conjugiren. Es kommt die Nachricht, daß die gesuchten Brüder nicht zu finden sind; aber bald finden sie sich selbst ein, Carlo der „Phantast" (ein Minnedichter) und Arminio der „Landstreicher" (ein Humorist). Sie nicht erkennend und von ihnen nicht erkannt, nimmt er sie zu seinen Dienern an, und nachdem diese Karikaturen von Poesie und Humor sich (leider vergeblich) bemüht haben, unser Zwerchfell zu erschüttern, werden sie erkannt, und Fernando schließt:

> Kein Platz sey (soll) unverziert am Schiff geblieben (bleiben)
> An alle Flaggen schreibt: Amant, sie lieben!
> Doctor Speranzio fuhr mürrisch aus.
> Fürst Ferdinand kehrt überfroh nach Haus!
> Denn mit sich führt er Minne, Laune, Lieder:
> Komm meine Braut! Kommt Vater! Kommt ihr Brüder!
> (Tusch. Sie gehn Alle ab.)

Wir wären geneigt anzunehmen, daß unser Immer-Mann, der, wie wir bald sehen werden, jetzt wenigstens Mann ist, dieses Product noch als Knabe geschrieben habe, nachdem er zum ersten Male ein Lustspiel von Shakspeare in die Hände bekommen, und, ohne die romantische Composition zu fassen, sich lediglich an den genialen Gemeinheiten ergötzt hatte, welche der große Theaterdichter der Gallerie seines Zeitalters auftischte. Aber dieser Conjectur widerspricht ein Vers aus der Albaneserin, welchen, der Humorist S. 43 laufen läßt — wollte Gott parodistisch! — aber er läßt ihn, nebst vielen anderen, laufen sans rime et sans raison. Als die Albaneserin erschien kann der Verf der Trauerspiele No. II. nicht mehr Knabe, nicht einmal mehr Primaner gewesen seyn, und kurz vor so manchen echt dichterischen Stellen dieser Stücke muß er Verse gedichtet haben, wie diejenigen sind, in welchen Arminio der Landstreicher seine Freude darüber äußert, daß Fernando ihn gesucht hat, um ihn wieder zum Prinzenstande zu erheben:

> O ich gesuchter, aufgesuchter Mensch!
> Ich ernstgesuchter, heiß ersehnter Mensch!
> Ich Kronenmensch, Reichsmensch, ich Zeptermensch!
> Ich Thronenmensch, ich halbherrunter Mensch!
> Ich gänslich schon — geschnappter über — Mensch!
> Ich Ohrenmensch, ich lyrischer Taumelmensch!
> Unter der Bäume gigantischen Schatten
> Wälzen sie ungeheure Nattern!
> Bey dem Kranze olympischer Gelagen
> Fallen vom Baume ambrosische Feigen!

Wer sollte unmittelbar nach solcher Ohnmacht der Erfindung, nach solchen epileptischen Zufällen der Humoristik, die Offenbarung einer Kraft erwarten, wie wir im voraus sie gerühmt haben? Und doch wird der Leser in den Trauerspielen sie finden, ja nicht nur tragische Kraft

Digitized by Google

wird er finden, sondern auch komische, mit jener zu einem tragischen Humor verbunden, wie ihn der Genius Shakspeares nur in solchen Geistern aufregen kann, welche ein inneres Auge für eine erhabene Weltanschauung besitzen. Herr Immermann ist, auf's wenigste, ein Geistesverwandter des vor einigen Jahren verstorbenen Wetzel, des Verfassers der Jeanne d'Arc, und des Hermannfried. Dieselbe burschikose Wildheit im Tummeln des Hippogryphen, dasselbe Ringen nach Stärke des Ausdrucks ohne Bekümmerniß um die Schönheit, dieselbe Keckheit in der Charakteristik, dieselbe Wagseligkeit — um nicht zu sagen Wagehalsigkeit — in den Einfällen, dieselbe Geschmacks-Nonchalance mit derselben Dichtkraft gepaart: dabey aber ein richtigerer Takt für den tragischen Effect, ein reicherer Gedankenstrom, eine mäßigere Breite der Lyrik, eine hellere Anschauung der moralischen und politischen Welt, eine tiefere Wahrheit der Empfindung, und vor allen eine glückliche Befreyung von derjenigen mystisch-christlichen Frömmeley, in welcher ein großes dramatisches Talent (Werner) vor unseren Augen gleichsam untergegangen ist, und die eine sich selbst canonisirende, den Calderon im Riemen tragende Schule für das innerste Wesen der romantisch-dramatischen Kunst ausgeben möchte, ohne zu bedenken, daß in allen romantischen Dramen des großen Britten von diesem Elemente kein Tropfen, kein Atom sich vorfindet. Kurz Herrn J's Trauerspiele haben uns angesprochen wie Bilder, die mit einem Stück Kohle auf eine rauh übertünchte Wand gezeichnet sind: verständlich sind die Züge und sie verrathen eine Hand, von der man wünschen muß, daß sie es verstehen oder lernen möge, auch Farben zu mischen, und auf wohlbereiteter Ebene den Pinsel zu führen.

1) Das Thal von Ronceval.

Das Thal heißt, ronce aber einen Dorn- oder Brombeerstrauch bedeutet; so liegt im Titel eine Tautologie, welche zu vermeiden war, wenn der D. den bloßen Namen des Ortes, wo die Katastrophe sich ereignet, zum Titel gewählt hätte, oder auch dessen Verdeutschung: Das Dornenthal. Das Stück selbst hat seinen historischen Grund im IXten Kapitel von Eginhards Leben Karls des Großen. Karl selbst ist der Held des Drama, die äußerliche Haupthandlung sein siegreicher Krieg gegen die Mauren in Spanien, und die Katastrophe der Tod seines Paladins Roland bey dem listigen Ueberfalle der Basconier in dem Pyrenäenpasse von Ronceval. „In diesem Treffen" — sagt Eginhard, den wir hier zur Bequemlichkeit der Leserinnen nach der alten Egenolf'schen Uebersetzung von 1728 citiren — „sind der Erz-Truchses Eg„hart, der Hof-Marschall Anshelm, und Roland der „Stadthalter in Britanien, nebst andern mehr um ihr „Leben gekommen. Gleichwohl konnte man diesen Frevel „sofort nicht rächen, weil der Feind nach vollbrachter „That sich ohne Verzug aus dem Staube gemacht hatte, „und man nicht einmal erfahren konnte, wo er aufzusuchen „wäre." Schulgerechte Dramaturgen werden den Zweifel aufwerfen, ob Karl der Held einer Tragödie seyn könne, von welcher Rolands Fall die Katastrophe bildet. Sie mögen zusehen, ob die nachstehende Fabel diesen Zweifel erledigt.

Karl hat in Aachen seinem Paladin Ganelon von Mainz die erste Krone versprochen, welche zu vergeben seyn würde. Jetzt, da die Mauren überwunden sind, ist sie zu vergeben; aber in diesem Kriege hat Ganelons Bruder Roland Karls Gunst auf sich gezogen, und diesem kraftvolleren Paladin bestimmt und ertheilt er das neue Lehn. Für diese Wortbrüchigkeit, wie viele und wie starke politische Gründe sie auch in Schutz nehmen mögen, straft ihn die Nemesis. Während der königliche Sieger heimzieht, und Roland ihn bis zum Felsenthore von Ronceval begleitet, übt der gekränkte Bruder Ganelon Verrath, und führt den entthronten Mauren-Fürsten Marsilias zum Ueberfalle des Heeres. Hier fällt der neu belehnte Fürst Roland, und ob zwar der herbey eilende Karl (gegen Eginhard) an Marsilias und seinen Mauren in flagranti Rache nimmt, so hat er doch den Schmerz, die Folgen seines Wortbruchs anschauen zu müssen. Der gefangene Ganelon hält ihm den Spiegel seiner Schuld vor:

Weil du gelogen, ward ich zum Verräther —
Nicht Ganelon, du mordetest das Heer.

Karl.

Das hat getroffen! — —
Ich bin sehr elend worden, denn ich muß
Die Wahrheit hören aus dem Mund der Buben.

So ist denn Karl, nach allen Regeln des Aristoteles, der eigentliche heros peccans, und Roland ist nur das tragische Opfer. Es galt, für dieses den Lesern die Rührung des Mitleids einzuflößen, und hierzu benutzte der V. nicht ungeschickt die Freyheit der romantischen Dramatik. Roland liebt, und zwar die Maurenamazone Zorande, des Königs Marsilias Tochter. Sie glüht für ihn, wird Christin, verläßt den Vater, folgt dem Geliebten in das Dornenthal, wird ihm angetraut, und er stirbt in ihren Armen. Karl erneunt die neue Christin zur Verwalterin von Rolands Erbe.

Wenn wir hier Raum hätten, mehr ins Einzelne zu gehen, würden wir des Vs. Dichtkraft mit zahlreichen Stellen belegen können, unter welchen die S. 89, wo Karl, blos von einer im Gewissenskampfe durchwachten Nacht, zu dem Paladin Olivier spricht:

Wie du mich sonst auch gesehen, schweige!
Der König Blässe ist das Leichentuch.
Darin der Bösen Muth begraben wird —

noch bey weitem nicht die beste ist. Wir müssen uns darauf beschränken, einen einzigen humoristischen Kraftzug herzusetzen, mit welchem S. 140, kurz vor dem Ueberfalle,

Digitized by Google

das Bild von Karls Schuld ausgemalt wird. Zwey Langenknechte halten vor Karls Zelte im Lager bey Sanct Johannis folgendes Gespräch.

Erster. Höre.

Zweyter. Ja.

Erster. Sieh mir doch die vierzehn Groschen wieder, die du mir abgeborgt hast.

Zweyter. Warum nicht gar!

Erster. Auf den Samstag versprachst du's schon, und heut ist Mittwoch.

Zweyter. Hast du Zeugen?

Erster. Zeugen? Was Zeugen! Du hast's versprochen —

Zweyter. Rücksichten, Kerl! Verstehst du nichts von Rücksichten? Rücksichten, sagte der König heute früh, verbieten mir, dem Mainzer das Wort zu halten. Ich kann eben so gut Rücksichten haben. (Hornruf in der Ferne). Horch!

Erster. Sag mir nur, ob du toll bist? Ein Wort —

Zweyter. Ist ein Wort, das heißt ein ungestümer Mahner, und die Rücksichten sind tüchtige Hofhunde, sie beißen ihn fort.

Erster. Ich will mein Geld haben.

Zweyter. Schweig, du bist von mir königlich widerlegt worden.

Der Hornruf wiederholt sich, der König tritt aus dem Zelt, und erhält die Nachricht, daß Rolands Lager in Flammen steht.

2) Edwin.

Dieser Dichtung geht eine poetische Zueignung an Goethe voran. Der Jünger wandert durch die Flur mit dem Meister, welcher unter andern zu ihm spricht:

Ich werde dich nicht auf die Schultern laden,
Ich stelle dich auf deine Füße hin!
Fällst du, so kräftst du selber allen Schaden,
Doch kommst du weiter, hast du den Gewinn,
Und wird dir endlich durch erhabne Gnaden
Ein neuer Pfad gezeigt, folg immerhin! —
Indeß nun solches ward und mehr gesprochen,
Hat dichter Busch die Sonn unterbrochen.

Welch' eine bunte possenhafte Menge
In Laub und Gras, in Strauch und Bäumen heckt!
Welch ein Gezwitscher, Treiben und Gedränge!
Welch ein Vogelnestwelt sich hier entdeckt!
Jägerchen sind es all' von Kinderlänge.
Ein Greifenhaupt auf jedem Rümpfchen steckt.
Am Boden giebt sich Kleid' und Dorn zu spüren,
Gerettet flieht's und quäckt: Wir regenieren!

Darauf der Jüngling: Sieh den Bäumerling,
Wie er mit Ernst das Kartenhaus errichtet.
Und jenes gravitätische kleine Ding,
Das Sand auf Sand, und Blatt auf Blätter schichtet:
Die springen lustig durch den Windenring,
Die sind zu Burgeisbäumen abgeeichet:
Die Einen plappern nordisch, Andre südlich,
Und was das Schönste: Alle sind gemüthlich!

Der Andre nun: Ein unschätzbares Glück
Hat zu dem Busch die Thorheit eingespannt,
Wem es im Haupte wirbelt und Gemick,
Der fährt den Zug und kommt hierher gerannt.
Es wird gar große Plag' und Mißgeschick
Unfehlbich abgeführt vom guten Land!
Sie geben hier sich den Portenschmaus,
Und schwärmen leicht in Almanachen aus.

Doch nur hindurch! Sind einmal sie betrachtet,
Langweilen sie. — Er hielt den Leitring fort,
Und göttlich angehaucht und hold umnachtet,
Verreten sie den Hain, den stillen Ort!
Hoch streben Königskerzchen, grün befrachtet
Mit Kronen, Wirbeln neben Büchen dort.
Ein Geisterruf, von Zweig zu Zweigen flüsternd!
Ein magisches Licht, durch Laub und Ranken düsternd!

Halt an, o Führer! laß mich hier verweilen,
Hier quillet eine Welt aus tiefsten Gründen! —
Und wo die Aeste sich zum Sitze thürten,
Muß er von Elfenleib die Tafel finden.
Der Griffel liegt davey. Es heißt ihn eilen,
Da ihm vor Weh und Lust die Sinne schwinden.
Die Finger trr'n veranscht auf glatter Fläche,
Dem Aug' entfärben wollustvolle Bäche!

Es sind keine Wasserbäche fürwahr! Adalfried, König von Northumberland und Deire, hat seinen jungen Neffen Edwin, dem die Krone von Deire gebührte, und dessen Vormund er war, heimlich umzubringen geboten. Der Beaufragte, Offa, ist mit ihm verschwunden. Er hat den Prinzen im Walde erzogen, und Waldmann-Edwin ist seiner Tochter Ethelourga Gatte worden. Der Knabe Osfried ist die Frucht dieser Ehe. Die Frucht von Adalfrieds Unthat ist Rebellion. Sein Feldherr Redwald, unter dem Vorwande, daß Edwin noch lebe, und er für denselben zu fechten berufen sey, hat in Deiri einen Aufstand erregt, an dessen Spitze er selbst nach Adalfrieds Krone strebt. Der Tyrann Adalfried hat dem Volke das Tragen der Waffen bey Todesstrafe verboten. Waldmann, unbekannt mit dem Verbote, wird mit dem Jagdgeschoß in der Hand betroffen, ein karikirt komisches Gericht verurtheilt ihn zum Tode, und Adalfried, den er um Gnade anflehen läßt, schlägt das Gesuch ab, da er von der Nebuchlicit des Delinquenten mit dem verschwundenen Edwin hört. Offa's Söhne, Waldmanns Schwäger, nunmehro durch ihren Vater von dessen Abkunft unterrichtet, fordern den Rebellen-Häuptling Redwald zur Rettung seines Herrn auf. In seiner Bestürzung merkt das Heer, daß er falsches Spiel gespielt, es fällt ab von ihm, und rettet Edwin aus den Händen der Justiz. Das Volk von Deiri erkennt ihn als seinen Fürsten, und der Zögling des Waldes, der unverdorbne, kraftvolle Schüler der Natur ergreift mit einem Herzen voll Liebe für sein Volk, und mit angebornem, edlen Königssinne den Scepter und den Feldherrnstab. Er will nach Carlisle ziehen, um sein Recht von Adalfried zu verlangen, und läßt ihm dieß durch einen gefangenen Ritter melden. Dieser, um dem Tyrannen einen Dienst zu lei-

Digitized by Google

sten, nimmt räuberisch listiger Weise Edwins Knaben Osfried aus dem Lager mit, bald er dem Adalfried als Geisel gegen Edwins Angriff diene. Die Mutter ist in Verzweiflung, sie flieht Edwin an vom Zuge nach Carlisle abzustehen, um des Kindes Leben zu erhalten. Umsonst!

Edwin von Deiri heiß' ich. Deiri ist
Ein Stück von meinem Selbst; ich fühle mich
Als Werkzeug himmlischer Gerechtigkeit.
Mich hatte Keiner! Streute Adalfried
Von hier bis Carlisle meines Sohnes Glieder,
Ich muß die Straße ziehen, glaubet mir.
(Der Beschluß folgt.)

Neugriechenthum.

I. Histoire des évènemens de la Grèce, depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour. Par M. C. D. Raffenel, témoin oculaire des principaux faits. A Paris 1822. Mit dem Motto: Quis talia fando temperet a lacrymis?

Dieses sehr lehrreiche und interessante Werk eines Franzosen, der sich lange Zeit in den Küstenstädten Kleinasiens, auch während der Unruhen seit dem März 1821, aufgehalten hat, ist das wichtige Resultat des einjährigen Kampfes der Griechen gegen die Türken, und schildert die Resultate dieses Kampfes bis Juni 1822 — jusqu'au carnage de Scio, in einer schönen, lebendigen Sprache. Die Partheylichkeit wird wohl Manches daran tadeln; aber den Verfasser kann man derselben nicht zeihen: die Mittel, die er benutzen konnte, hat er nicht unbenutzt gelassen, wie er selbst in seinem Vorworte davon Rechenschaft giebt. Mit der europäischen Politik, wie sie sich bey dieser Gelegenheit gestattet hat, geht R. nach Wahrheit und Recht um: videat, ne quid detrimenti! Doch was Politik! wir sehen aus dem Raffenel, wenn wir es nicht aus den Zeitungen wüßten, daß die Griechen, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, die europäische Politik geradezu nicht vounöthen haben. Sie haben sich selbst mündig gesprochen und bedürfen keines Vormundes. Das muß doch Raffenel wissen! er war ja, wie er uns in der Vorrede sagt, Redacteur des spectateur oriental — man denke nur: spectateur oriental! und diese histoire des évènemens de la Grèce! Aber das neune ich mir einen feinen Beobachter! Der beobachtete, was Andere nicht sahen, oder sagte vielmehr nicht, was er beobachtete, und Andere, die ihm nachbeobachteten, haben in ihrer Kurzsichtigkeit dennoch falsch gesehen! Doch diese Strafe verdienen die türkischen Beobachter in Europa, die dem spectateur oriental, der ein wahrer Türke zu seyn schien, gern glaubten, nun aber sehen, daß er ihnen blauen Dunst vorgemacht hat. So müsse es allen Sykophanten ergehen! — Zu der Darstellung des évènemens de la Grèce hätte Raffenel wohl eine andere Form wählen können: es ist alles untereinander, und keine Ordnung, die freylich lange Zeit in den Kämpfen auch fehlte; nur nach Maaßgabe der nämlichen Zeit, zu der etwas an verschiedenen Orten sich zugetragen, stellt er die Begebenheiten zusammen: aber nun fehlen oft die Angaben der Daten, so daß man nur muthmaßen kann, wann das, was er erzählt, geschehen seyn mag. Das ist französische légèreté! Von dieser giebt es hier ein sehr eklatantes Beyspiel, wobey man sich nur wundern muß, daß R. seinem Irrthume noch durch eine Vermuthung einen festen Halt zu geben sucht. Er nennt nämlich die Griechen, welche in der Moldau unter Ypsilanti fochten, aethéristes statt hétairistes, und erklärt jenes mittelst des griechischen Wortes ἀεἰπρ, *) indem er meynt, sie hätten durch „la pureté de leurs vues, tout le sublime de leur entreprise" ausdrücken wollen, S. 25 Not. Die Franzosen wissen sich doch wenigstens zu helfen! — Das Ganze empfehlen wir übrigens aus Ueberzeugung allen denen, die an der Sache selbst Theil nehmen.

II. Considérations sur la guerre actuelle entre les Grecs et les Turcs, par un Grec. A Paris 1821.

Enthält vieles, was wir noch nicht wußten, theils über den Kampf selbst, theils Notizen über einzelne Puncte aus den Verhältnissen des türkischen Reichs und Griechenlands, und stets ist es interessant, einen Griechen selbst über jenen Krieg sprechen zu hören. Mit edler Freymüthigkeit redet er über die Sache seines Vaterlandes und die Politik Europa's in Betreff derselben; manche Ansichten theilt er mit de Pradt, besonders die vom Uebergewichte Rußlands und, daß Griechenland ein sicherster Schlagbaum gegen daselbe sey, als die morsche Türkey. „J'ose croire, que le politique européenne ne commettra pas un seconde fois les fautes, qu'elle a commises en Pologne" sagt er S. 38. Daß aber Garantie nicht blos bey den Türken ein leeres Wort sey, und die Rücksichten des Vortheils höher seyen, als die des Rechts, beweist die Geschichte der Stadt Parga in Epirus, die, ungeachtet die Regierung der jonischen Inseln die Aufrechthaltung gewisser ihr eingeräumten Freyheiten garantirt hatte, von den Engländern selbst an Ali Pascha verkauft ward! (S. 28 u. 29). Zur Ehre Deutschlands wollen wir noch folgende Worte des Dankes aus obiger Schrift (S. 73) wiederholen: „En Allemagne surtout cette générosité s'est manifestée. Le nom de M. le professeur Krug, déjà connu en Grèce par la traduction de sa philosophie, comme celui de M. Thiersch et de tant d'autres Allemands recommandables par leurs talents, retentiront jusqu'à la posterité la plus reculée des Grecs." So geht es in der Geschichte: Ehrensäulen wechseln mit Schandpfählen!

*) Der Retter. M.

Digitized by Google

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 12. November 1822.

Dramatische Dichtkunst.

(Beschluß der in voriger Nummer abgebrochenen Rezension.)

Der letzte Akt zeigt uns den verwaisten Adalfried (sein Sohn Oswy ist im Kampfe gegen Redwald gefallen), umgeben von seinem Kanzler Edmund, der durch diesen Fall seine Tochter, Oswy's Geliebte, verlor, und von Eumer, der ihm den Geisel Osfried gebracht hat; er zeigt uns den Tyrannen geistig vernichtet durch die Macht des Gewissens; aber nicht, wie so gewöhnlich ist, im Wahnsinne, sondern — sehr originell — in Starrsucht, woraus der Kindesräuber Eumer ihn vergeblich zu erwecken sucht. Edwin naht. Der Starrsüchtige erwacht, faßt den Knaben, der dem Vater entgegen will, bey den Haaren, und ersticht ihn. Edwin dringt ein. Hier der Schluß des Gedichts:

Sharp (ein Unterfeldherr von Deire).

Drey kindberaubte Väter, welch ein Anblick!
Drey Feind' umschlingt ein grenzenloser Schmerz
Mit seinem Dornenkranze. Bittres Bündniß!

Edwin.

Du Wüthrich, was that dir dieß Kind? — —
Mein lieber Kleiner, battest du nicht einen,
Nicht einen jener flehenden Blicke mehr,
Womit du mich so oft entwaffnetest,
Wenn ich dich strafen wollte, konntest nicht
Damit des Mörders gier'ge Fäuste lähmen?
Wach auf mein Kind! Schlaf nicht so lange. Osfried!
Der Vater geht in Wald, und nimmt dich mit.
Und sucht dir Beeren, rothe sucht er dir —
Die ißt mein kleiner Schelm am liebsten doch —
Umsonst, das Köpfchen weint, die Händchen weiß.
Und hier am Halse tief mit blut'ger Spritz
Todt! eingegraben. — Todt! —
Hinweg — kannst du's ertragen — todt! gut' Nacht —

Edmund.

In diesen Thränen rostet unsres Grams
Scharf zugespitzter Stachel, und wird stumpf.

Edwin.

Warum denn kam ich? Starb Gedächtniß auch?

Volk.

Fälle den Mörder! Triff ihn, triff ihn!

Edwin tritt zu Adalfried.

Um dieß Verbrechen, niedrig und abscheulich,
Um Bangors Leichen, Chesters Klaggestöhn,
Um deiner Frevel vollgezogne Summe,
Laß' ich die Himmelsmächte Recht verwalten,
Versichert, daß sie ihren Spruch nicht weigern,
Versichert, daß kein Mensch ihn sprechen darf.
Ich komme wegen Deirs, weiße Erwin,
Gieb, ungetreuer Vormund, Deirs mir.

Adalfried.

Nein.

Edwin.

Gieb mir Deirs, König Adalfried!

Adalfried.

Schalt! Ja — von oben, nein sagt Adalfried,
Nicht Götter fürchtet, wen die Götter hassen,
Nein, Abenteurer!

Volk.

Fälle den Mörder! Triff ihn, triff ihn!

Adalfried.

Der Schatten Oswy's steiget auf der Gruft,
Zeigt seine Wunden mir, und lechzet sehr —
(Zieht das Schwert.)

Edwin.

Du willst die Schlacht.

Adalfried.

Du magst danach verlangen,
Du bist noch jung, dich freut der Lärm um Nichts.
Mir ist es abgeschmackt, wenn sich die Völker,
Wofür? warum? nicht wissend? fallen an,
Ergrimmten Hunden gleich.
Wir beyde wissen es. Wir wollen kämpfen.
Der Preis ist Deirs und Northumberland,
Mir gleich, ich falle oder siege.

Edwin zieht.

Wohl!

(Gefecht. Adalfried fällt.)

Adalfried.

Recht, Metze Glück. Du gehst nach vollen Lenden,
Ich bin zu alt für deine Brunst. — — Die Krone!
(Edmund geht ab.)
Und einen Spruch dazu:
Was du hast, erfreu' dich nicht.
Was dich freute, habe nicht!

(Stirbt.)

Volk.

Heil Edwin! Heil!

Digitized by Google

Edwin.

Der Spruch, und dieser Ruf —
Wo liegt der Einklang?

Sharp.

Die gewärtigt sind,
Aus dem Getümmel zeitig sich zu flüchten,
Osmyn und Rosalinde, und das Kind.
Sie blicken dort von jener hellen Wolke,
Mit schönen Kränzen immergrün geschmückt,
Auf unsre Noth und diesen Haufen lächelnd.

Edwin.

Schilt nicht mein Volk, und rede sanft von ihm.

Edmund kommt mit der Krone.

Glück, dem der Tode flucht', entfleucht für dich,
Und jener Ruf bestätigt die Entscheidung.
Ja reiche dir gebeugt das goldne Zeichen
Der Herrschaft über die vereinten Reiche.
(Da Edwin zurücktritt.)
Du fliehst mich an mit einem finstern Auge.
O wende dich von einem Rebichen
Nicht ab, da du der Rebichen bedarfst.
Und habe mich, du hast an mir ein Schild.
Dieß mögen Worte nicht, allein die Jahre
Beweisen, die mir übrig sind.

Edwin.

Steh auf.
(Er nimmt die Krone.)
Vom Block zu dir war eine Spanne nur,
Wie möglich, daß von dir zum Block dereinst
Auch eine Spanne ist. — Wir wollen weise
Und nüchtern seyn, denn Welt gerieth in's Rollen.
Trägt jenen König fort. Bestattet ihn
Still aber würdig. Nehmt des Knaben Leiche,
Und ordnet sie seiner Mutter, die, erwacht
Aus ihrer langen Ohnmacht, sich geschieden
Für immerdar von Edwin. 'S ist ein Trost,
Wenn sie das Grab dem Kinde rüsten darf.
(Todtenmarsch. Alle gehen nach dem Hintergrunde und tragen die Leichen fort.)
Und ich?
Allein wer sagt dir, eigenmächtig Herz,
Daß dieser Erde Bau in Trümmer falle,
Weil dir dein kleines Glück zu Trümmern ward?

In diesem Ausgange athmet eine tragische Tyrannei, die den Helden nur gegen große Opfer zu seinem Ziele führt, und welche da, wo es eben gilt das Gemüth zu erschüttern, um den Geist über das Gewirr des Lebens zu erheben, die Unschuld nicht verschont, und es nicht scheut, den Reinen in den Fall des Schuldbelasteten zu verwickeln. Dagegen predigen freylich die Moralästhetiker, die, wenn sie ja den Böswicht zulassen, doch auf die strengste poetische Gerechtigkeit gegen ihn und gegen den Guten dringen; davon wenden sich die (in der Zueignung erwähnten) Gemüthlichen ab, welche die tragische Rührung wie die tragische Moral nach der Regel: Waſch' mir den Peltz, aber mach' mich nicht naß! zubereitet haben wollen: aber wenn diese Tyrannei ein poetisches Laster ist; ist es nicht das Laster des Aeschylos (man denk' an Cassandra), wie des Shakspeare (man denk' an Ophelien, an Arthur in König Johann, an Gloster und Cordelia im Lear u. s. f.)? Sind nicht auch Goethe (Mignon, Clärchen ꝛc.) und Schiller (Thekla, Amalia) davon angesteckt? Und wenn wir dieses Tragödienlaster hier nicht verdammen, sondern wohl gar ein wenig loben; wird der Herr Redacteur, seinen eignen König Yngurd (Asla, Oscar) seine Albaneserin (Fernando) und seinen Februar (Emil) verleugnend, wohl schnell dazu sehen, und uns abfällige Noten an die Fersen heften?*) Es liegt in dieser Tyrannei eine Kraft, mit welcher die Schönheit gar wohl, und ohne welche das Erhabene nur mühsam bestehen kann.

Die Ausflüsse dieser Tyrannen-Kraft in das Flußbett der Diction sind freylich oft von problematischem Werthe, und es mahnt schier an Wehsels Mers in der Jeanne d'Arc (wenn wir nicht irren): „Nach Waffen schreyt das Kind in Mutterleib," wenn S. 185 der Bote dem Tyrannen den Abfall seines Heeres mit den Worten malt:

Den Vordermann verläßt der Hintermann,
Der Nachbar seinen Nachbar. Fahnen sinken.
Von ihren schnoben Trägern aufgegeben,
Schamvoll zu Boden hin; die Trommel birst
Vor Zorn, daß sie der Trommler weggeworfen,
Ja, edle Rosse sah ich scheun und bäumen,
Und ihre Rüstern schnoben: Pfui! Pfui!
Doch ob auch Holz, Metall und Thiere preß'gen,
Fort fliehen die Bethörten. Jubelnd nimmt
Sie der Rebell in seine Reihen auf.
So bricht der schöne Bau des Heers zusammen.
Gepraſſel: Dampf und Lücken! Riſſe! Trümmer!

Aber wenn der Dichter einen Boten sendet, warum soll der Bote nicht die Freyheit der Poeten haben, leblosen Dingen und unvernünftigen Creaturen die Empfindungen und Gedanken seiner Leidenschaft zu leihen? Wohl dem Leser, wenn er das in raschem Strome der Rede, ohne Calderons weit ausholende und weitausspinnende Dialectik thut!

Daß die Personen des Stückes, welches im achten Jahrhunderte spielt, den Shakspeare schon gelesen haben (S. 204 a. E. u. an mehreren Orten), kann die Kritik dem romantischen Drama wohl nachsehen; und wenn auf die Frage eines königlichen Aufpaſſers S. 207: „Kennst du das Ideal?" sein Kamerad antwortet: „Al eſs' ich gerne. Was ist der Ide-Al für eine Sorte?" — so läßt sich dieser Witz wohl um die bald folgende humoristische Scene vergessen, wo der Dichter den Freyheitsdrang der Spießbürger also darstellt:

Dull und Dumb kommen. Letzterer trägt ein kleines Blaserohr.

Dull, sehr laut.

Henchsen sind wir Dumb, wenn wir noch schweigen,
Schwächlinge, wenn wir länger uns verbergen!

*) Er wirds bleiben lassen, auch ohne Rücksicht auf diese argumenta ad hominem. M.

Digitized by Google

Ich wiegle auf! Das Joch der Tyranney,
Vom Nacken muß es, ja, dann sind wir frey!
Verfassung, o Verfassung, Menschenrechte!
Was? Sind wir Hunde, sind wir Fürstenknechte?

Dumb.

Nachbar macht die Stadt nicht unglücklich! Der verfluchte Pomeranzen!

Dull.

Den Dolch gestoßen ins Despotenherz!
Sein Todesschmerz beendet unsern Schmerz.
Den liberalen Strohwisch an den Thron,
Blut in die Flammen! Herrlich ist der Lohn:
In kurzen knappen Schlumpern All geschaart,
Zeug', Löwenmähne, von der Löwenart!

Dumb.

Mir beben alle Glieder am Leibe! Nachbar macht die Stadt nicht unglücklich! Was sezt euch so in Athem?

Dull.

Sie wollen unsre heiligen Rechte kränken,
Northumberlands Northumbertum verrenken!
Hört Nachbar, was sie jezo wollen wehren:
Sperrt eure Thoren auf, Entsetzliches zu hören:
Wir sollen nicht wie sonst — wer darfs uns beißen?
Mehr unsern Kehricht auf die Straßen schmeißen!

Dumb.

Nachbar schmeißt ihn hinten 'naus, und macht die Stadt nicht unglücklich.

Dull.

Eh' ich den Kehricht schmeiße hinten 'naus,
Will ich den Nächsten kehren meinem Haus!
Schmeiß' ich den Kehricht nicht mehr auf die Gassen,
Will ich in's Meer mich selber schmeißen lassen!
Seit hundert Jahren schmeißt Northumberland
Den Kehricht auf die Straße unverwandt:
Und dieser unsrer Väter Straßenschmeißung
Soll jezo drohn von oben die Entreißung?
Ha nur heran! Noch ist es nicht so weit.
Die Wölfer wittern ihre Mündigkeit!

Dumb.

Schrept doch nur nicht, als ob ihr am Spieße stäkt!

Dull.

Ich bin ein Bürger, darum darf ich schreyn!
Ihr seyd ein Bürger, darum stimmt mit ein.
Es gilt, durch Schreyn das Feuer anzufachen,
Was wollt ihr mit dem Blaserohre machen?

Dumb.

Abliefern, gute Nachbarseele. Habt ihr nicht das Mandat gelesen von wegen des Schießgewehrs? Es geht wohl eigentlich nicht auf Spatzenröhre, aber kann mein Söhnlein nicht nach einem Spatzen schießen, und des Herrn Kanzlers politische Nase treffen? Wo kommt der Bolzen her? Aus einem Rohr. Wem gehört das Rohr? Einem Söhnlein. Wem gehört das Söhnlein? Dem armen Seifensieder Dumb. — Kopf ab, Nachbar, Kopf ab, ohne Gnade! Kommt, das Ding brennt mir in der Hand.

(Die Aufpasser treten vor.)

Erster zu Dull.

Im Namen des Gesetzes, des Königs und des Kanzlers, du bist mein Gefangener!

Dull.

Troz unter'm Hut, die Feder auf dem Hut!
Wagt Knechte euch an eines Mannes Muth!

Dumb.

Nachbar macht die Stadt nicht unglücklich! Laßt euch decolliren, Herzensnachbar!

3) Petrarca.

Dieses Stück ist unter den vorliegenden Drillingen offenbar die schwächlichste Geburt der tragischen Muse. Der junge, leichtsinnige Petrarca, begleitet von seinem humoristischen Freunde Luigi, reist besuchsweise zu Hugo von Sade, dessen Gattin Laura er noch nicht kennt. In der Schenke liebelt er — ganz anständig — mit Jeanneton, der unschuldigen Tochter des Wirths, deren Herz seine Schönheit und der Reiz seines Benehmens rühren. Nun sieht er Laura in der Kirche und sie entzückt ihn. Im Schlosse des Hugo angekommen, erkennt er, wen er liebt, erklärt sich, wird mißverstanden, mißverstehdt selbst Laura's Mitleid, will zur Nachtzeit in ihr Gemach schleichen, wird von Hugo, den Luigi warnte, ertappt, und ficht mit ihm; Laura kommt dazu; Erörterung; Laura's Milde verzeiht dem Frevler, kündiget ihm aber scheidend alles Vertrauen auf, und läßt ihn einer hoffnungslosen Flamme zum Raube.

Dieser Stoff hätte, da Laura die Leidenschaft Petrarca's nicht theilt, im glücklichsten Falle kaum zu einer Entsagungs-Tragödie nach Art der Berenice von Racine hingereicht. Das scheint der V. gefühlt zu haben, und daher hat er an des Helden wohlverdientes, aber ganz erträgliches Geschick (den mild ertheilten Kord) den Untergang einer Ophelia geknüpft. Die Wirthstochter Jeanneton, welcher Petrarca das gegebene Stelldichein nicht gehalten, tritt ihm auf seinem Wege zu Laura's Balkon in den Weg, und, rauh von ihm zurückgestoßen, erwürgt sie sich mit dem Tuche, welches er als Rendevous-Pfand von ihr genommen und achtlos weggeworfen hatte. Der Vater bringt ihre Leiche auf die Bühne, und Petrarca entflieht, in diesem Selbstmorde die Hand einer über ihm waltenden Vergeltung erkennend.

Die Schwäche dieser Composition leuchtet von selbst ein, und die dichterische Kraft, welche fast ausschließlich in dem Ausdrucke von Petrarca's schnell entbrannter Leidenschaft sich äußert, ist nicht im Stande sie zu decken.

Es ist hauptsächlich der Edwin des Herrn J., der uns Hoffnungen von ihm fassen läßt, und den Wunsch in uns erregt hat, daß sein Geschmack sich reinigen, und sein un-

Digitized by Google

längbares Dichtertalent von der Krankheit des Genialitäts- und Originalitäts-Fiebers genesen möchte.

Uebersicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris im Junius 1822.

3. Juni. Der Director der Sternwarte in Marlia, Hr. Pons, meldet die von ihm am 14. und 15. Mai gemachte Entdeckung eines neuen Kometen. Ueber die Erfüllung eines vom Minister des Innern erhaltenen Auftrags zu Prüfung der aräometrischen Arbeiten der Herren Gay-Lussac, Benoît und Francoeur, ward durch Hrn. Arago ein Commissional-Bericht erstattet, dessen Schluß also lautet: „Es ergiebt sich aus allem Vorgesagten, daß Hr. Gay-Lussac die Lehre von Bestimmung des specifischen Gewichts der Flüssigkeiten (Aräometrie) sehr umfassend und mit gewohnter Geschicklichkeit bearbeitet hat. Die Tafeln, welche die Resultate seiner dießfällig mühsamen mehr als sechsmonatlichen Arbeiten enthalten, werden für die Industrie und die Wissenschaft eine wichtige Bewerbung seyn; die Verwaltungsbehörden werden darin, ihrem Wunsche gemäß, die Mittel zu Verbesserung und Vereinfachung des Abgabendezugs, und den sichersten Leitfaden dafür an die Hand bekommen. Hr. Geoffroi-Saint-Hilaire meldet die Ankunft aus Senegal in der Pariser Menagerie, von einer lebendigen Polis jubata (Buffon's Gropart). Hr. Du Petit-Thouars liest neue Versuche mit eingiftmögen Rindenablösungen; Hr. Moreau de Jonnès theilt geodetische Ansichten des Gebiets der französischen Kolonien in Westindien mit, und endlich macht Hr. Dumeril die betremdliche Anzeige, es sey eine ihm zur Berichterstattung übergebene Abhandlung des Hrn. Flourens durch einen Unbekannten, der sich auf sein Zimmer geschlichen, vom Schreibtische weggenommen worden. Dem Diebstahl und dem Dieb wird nachgespürt.

10. Juni. Ein Lilak-Ast, welcher eine ganz ungewöhnliche Vegetation darstellt, wird duech Hrn. D'Hombres-Firmas vorgewiesen. Hr. Arago übergiebt die von Hrn. Nicollet bestimmten Elemente der Kometen vom Fuhrmann. Ueber eine der Akademie eingesandte Sammlung merkwürdiger meteorologischer Beobachtungen, die Hr. Neel de Breauté in La Chapelle bey Dieppe angestellt hat, soll eine Commission Bericht erstatten. Hr. Arago zeigt an, es sey das im westlichen Frankreich verspürte Erdbeben auch in Paris wahrgenommen worden. Das im Observatorium geführte Register der magnetischen Beobachtungen meldet unterm 31. Mai 1822, 8½ Uhr Vormittags: „Die Nadel macht schnelle Schwingungen, wie ein Pendul von Ost nach West: die Ursache dieser Bewegung ist demnach vom Magnetismus unabhängig." Hr. Cuvier liest eine Abhandlung über eine neue fossile Thiergattung, die in den Steinkohlengruben von Cadibona bey Savona entdeckt worden ist, und der er den Namen Antracotherium giebt. Hr. Dumeril erstattet einen belobenden Commissionalbericht über eine von Hrn. Segalas eingereichte Abhandlung, worin dieser Physiologe, wie vor ihm auch schon He. Magendie, darzuthun sucht, daß die Gekrösvenen neben dem Speisesaft auch einige andere Flüssigkeiten einzusaugen vermögend sind. Hr. Ampere liest einige neue Berechnungen über die gegenseitige Wirkung von zwey voltaischen Leitern. Die chemische Section schlägt als Candidaten für eine in der pharmaceutischen Schule von Montpellier erledigte Lehrstelle dem Minister des Innern vor, die Herren Duportal, Ponzin, Bertin und Figuier.

17. Juni. Die Minister des Innern verlangt von der Academie (und diese beauftragt dafür ihre Section der mechanischen Künste) ein Gutachten über die Construction der neuen öffentlichen Fuhrwerke oder Eilkutschen, so oft umwerfen. Der Graf de Bucquoy sendet eine Abhandlung über die Theorie der Radverzahnungen (engrenages). Hr. Geoffroy liest eine mit Beweisungen begleitete Notiz über die Eyer und das pathologische Verhältniß der Hühner, deren Brütung unterbrochen worden ist. Hr. Moreau de Jonnès liest eine Abhandlung über den Ursprung und die Natur der peststartigen Krankheit, welche der Entdeckungsreise für die Untersuchung des Laufes vom Zaireftrom so verderblich gewesen ist. Von Hrn. d'Hombres-Firmas erhält die Akademie eine Sammlung trefflicher im Jahr 1821 zu Alais angestellter meteorologischer Beobachtungen.

24. Jun. Hr. Bronguiard erstattet einen ausführlichen Commissionalbericht über eine Abhandlung des Hrn. Prevost, welcher die Anzahl, die Eh:acteres und die Reihenfolge der übereinander liegenden Erdlager älterer und neuerer Formation, in der Gegend von Paris, in einem großen Theil von Paris und vielleicht über den ganzen Erdball darstellt. Der Bericht ist der Arbeit sehr günstig, die im Recueil des Savans étrangers soll gedruckt werden. Hr. Geoffroi liest Beobachtungen, aus denen er folgert, daß die Monostremen eyerlegende Thiere sind, und daß sie eine fünfte Klasse der Wirbelthiere bilden müssen. Hr. Ampère liest eine Note, worin neue Folgerungen aus seiner Berechnung der gegenseitigen Wirkung zweyer voltaischer Leiter gezogen werden. Hr. Fodéré liest eine Abhandlung über die Sympathien und andere dem Nervensystem gewöhnlich zugeschriebene Erscheinungen, und endlich wird eine Abhandlung des Hrn. Darracq aus Dax, über die Neunthiere vorgelesen.

Digitized by Google

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Freitag den 15. November 1822.

Geschichte.

Neue Untersuchungen des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen von Dr. J. G. Radloff, öffentlichem Professer — — zu Bonn, Mitglied ꝛc. — — zu München, — — zu Berlin — — zu Erlangen. Bonn bey H. Büschler 1822. 365 S. 8.

Der Herr Professor wird gütigst entschuldigen, wenn Ref. den Titel und die Mitgliedschaften an so gelehrten Academieen und Gesellschaften nur summarisch copirt, da letzteres ihm immer eine fürchterliche Arbeit gewesen ist. Doch haben solche Mitgliedsprädicate, wie die obigen, meist guten Glauben im Lande, und riechen nicht nach jener Titelwuth, die allenfalls auch Jemanden sich Inhaber eines Kriegszeichens von 1813 und Mitglied mehrerer Lesegesellschaften unterzeichnen ließ. Auch in der Seitenanzahl nimmt sich Ref. eine Verkürzung heraus, da zwar die letzte Seite 335 zählt, aber auch von 320 auf einmal zu 391 übergesprungen wird. Trösen nicht Custoden und ein abgebrochenes Wort zu, Ref. würde viel verloren gegangen glauben.

Sie aber, Herr Redacteur, hat unstreitig ein böser Stern geleitet, dieß Buch gerade mir zu einer beurtheilenden Anzeige oder Analyse zuzusenden, da ich von Sprachforschungen an sich, besonders aber von Etymologieen weder Kenner noch Liebhaber bin, und ihnen selbst auf die Gefahr, recht verkehrt zu werden, am wenigsten in der Geschichte so ausschließliches Gewicht einräumen kann. Wahrscheinlich aber haben Sie gedacht, daß Ihr Beauftragter ein Historiker vom Fache oder Brode, und daneben ein ehrlicher Mann ist. Aber Historiker will jetzt jeder seyn, der einmal über Elios Nachtcamisol gerathen ist, und ein ehrlicher Mann bedeutet heutzutage nicht viel, wenigstens nicht so viel als zu den Zeiten der Königin Beth, wo Shakespeare sagte: „ein ehrlicher Mann seyn, heißt ein Auserwählter aus Zehntausenden seyn, wie Sie beser als ich beweisen können, da ich nicht Shakespeare-fest bin.

Der ehrliche Historiker gesteht nun gleich vorhereim, daß er von Herrn R's Schriften, deren viele seyn mögen, noch gar keine als die vorliegende gelesen habe, ja daß er den Herrn Prof. nur dem Namen nach kenne, und nur irgend einmal seine bewundernswerthe Gabe habe rühmen, sogar nachmachen hören, Wortähnlichkeiten und Etymologieen durch ein sehr ergötzliches Herumwälzen, Kochen und Mantschen (wie man in Sachsen sagt) des fraglichen Wortes im Munde hervorzubringen, so daß zu aller Welt Staunen ein ganz anderes Wort herauskömmt, als dineingekommen ist. Ein solches Experiment, aber nur im Großen und dießmal mit einem Volke, statt eines Wortes, scheint diesem Werke zu Grunde zu liegen: Der Herr Verf. hat sich ein Herz gefaßt, die ganzen alten Kelten und Gallier auf einmal vorgenommen, bearbeitet und in vorliegender Schrift als — Germanen wieder zu Tage gefördert. Dieser historisch-chemische Proceß ist uns aber als Deutsche so volksthümlich ansprechend, auch in dem Medium der von dem Hrn. Verf gewählten Schreibart so eigenthümlich, daß wir den uns gegebenen Auftrag nicht von der Hand weisen durften. Wenn wir dabey zwar wie billig sine ira et studio, aber manchmal nicht ohne Ungläubigkeit verfahren, so kommt es nur daher, daß wir zur Zeit noch nicht à la hauteur der „sprachforschlichen" Untersuchungen und „gelehrtlichen" Hülfsmittel des Herrn Verf. sind.

Digitized by Google

Ein prologus galeatus gegen alle diejenigen, welche die Zeugnisse der Griechen über die alten Deutschen verschmähen und sich nur auf die dürftigen Zeugnisse eines Cäsar und anderer Römer beschränken; welche die Schilderung unserer Vorfahren aus den Beschreibungen der armseligen Wilden Amerikas entlehnen; welche behaupten, daß die Deutschen aus den asiatischen Steppen als Hirten mit ihren Heerden in die Nähe des römischen Reichs gezogen, und Tacitus Behauptung annehmen, daß die Deutschen keine Städte bewohnen (weil nach dem Verf. unter dem urbes des Tacitus blos Haupt- oder Centralstädte!!? verstanden werden); welche die Sueven vom Herumschweifen oder ihren Haarschweifen ableiten (wovon denn?); welche das rohe Fleisch nicht für westphälischen Schinken (P. IX) halten wollen und mit Auver die Adamskleidung oder höchstens Thierhäute für jene rohen Naturſöhne annehmen ꝛc. ꝛc. dient zur Vorrede. Da hier keine eigentliche Rec. gegeben werden kann, behält sich Ref. vor, an einem andern Orte sich zu veertheidigen, wenn er recht dem bey der seithern Meynung bleibt, und eine Menge dieser Behauptungen für irrig, vorgefaßt und unhistorisch erklärt. Bis dahin mögen sich die alten Deutschen ihren westphälischen Schinken wohl schmecken lassen, und allenfalls dem „geschniegelten Cäsar“ gegenüber — — sich enthalten.“

Der Verf. argumentirt nun so: „Ein Volk, welches gleich so kräftig und entscheidend in der Geschichte auftritt, muß Jahrhunderte vorher entstanden und durch tausendfache Erfahrung belehrt worden seyn. Woher aber, daß der Name Germanen den vielkundigen Griechen nicht bekannt wurde? Nach der einen Meynung der Gelehrten wurden sie unter dem Namen der Kelten mitbegriffen; nach andern (besonders Schöpflin) waren die Kelten von den Germanen völlig stammverschieden, und galt, was die Griechen von den Kelten erzählen, nur von den Galliern und nicht von den Germanen. Da nun Männer, wie Joh. v. Müller, Adelung, von Gagern diesem beytraten, ferner Wallhausen (nicht Wallhausen), Zschokke, Roth auch die Baiern zu Galliern machten, so thut der Verf. die hämische Frage: Wer hatte wohl auch in jenen Zeiten des schmachvollsten Druckes den teutschen Ursprung nicht gern verläugnen mögen? Da soll nun Schöpflin die Quellen nicht hinlänglich gelesen und geprüft, Adelung nicht selbst geforscht und blos seinem Vorgänger nachgesprochen, die angezogenen Beweisstellen verstümmelt und mißverstanden haben. Der Verf. hat sich also in Gott entschlossen, diesen Augiasstall auszumisten, wobey uns aber bedünken will, als ob ihm manchmal dabey selbst die Nothdurft angewandelt habe.

A Jove principium! — In der ersten Untersuchung geht der Verf. von den Hyperboräern aus, um den ganzen Streitgegenstand neu und umfänglich zu untersuchen. Jenseits des Bora, dem Nordgebirge Macedoniens, dann auch bey Tartessus und in der Chersonesus Taurica (Krimm), endlich überhaupt nördlich vom schwarzen und adriatischen Meere und der Donau, werden nach verschiedenen Angaben diese Uebernordwindner gesucht, jedoch die Ableitung vom Boreas als falsch verworfen. Sie waren also Ultramontanen der alten Zeit. Hätten wir aber nur gleich des Verfassers Charte von Griechenland oder Macedonien zur Hand; da unsere Charten so gut als Mannert in seiner Geographie das ganze Gebirge vergessen haben müssen. Die alten Griechen Herodot, Hekatäus u. s. w, werden sich also mit ihrer falschen und windigen Namenserklärung der Hyperboräer darnach zu richten haben. Endlich setzte man sie auf eine Insel nördlich von Keltika, (Scandia oder Sonnenland) wo Latona geboren war und Apollo verehrt wurde. Vorher standen sie mit den Griechen in Sprachverwandschaft, und sendeten auch Priester und Weihgesandtschaften an den delphischen Gott, dessen Orakel sie gestiftet hatten S. 24 (das Einauge der Arimaspen wird von den Grubenlichtern an der Stirn der dortigen goldsuchenden Bergleute hergeleitet.) Auch waren die Hyperboräer die ersten Unsterblichkeitslehrer der Griechen und sendeten zu Solons Zeit den Hochpriester Abaris l. nach Delos, Creta, Eeoton, um eine Collecte zu einem Apollotempel in seiner Heimath zu besorgen. Zu Agrigent wurde A. mit Pythagoras bekannt. Ein Jahrhundert später tritt ein zweyter Abaris als Hochpriester der Hyperboräer auf; er war auch Schriftsteller, wie sein Namensvorfahre, was selbst bey jenem nicht verwundern darf, da sich bald nach Ankunft des Kadamus in Europa die Scheidekunst auch in Germanien verbreitete, wie das Herr R. allen denen die es glauben, in seiner ausführlichen Schreibungslehre, Frankfurt 1820, bewiesen hat. So macht der Verf. unserer Nationalliteratur ein gutes Jahrtausend zum Geschenk, denn daß aus den Hyperboräern Germanen endlich hervorkriechen, erräth schon jeder.

Eine zweyte Untersuchung handelt von Abstammung und Namen der Kelten. Die Kelten wie die Hyperboräer waren Abkommen der Titanen, indem der Titanenabkömmling Polyphym in Sicilien den Celtus, Illyrus und Gala zeugte, von welchen die Kelten, Illyrer und Galater ihren Namen erhalten. Das Stammwort ist Gall, Gall, hellleuchtend, (daher Helios, Hellen, Held), von ihrer weißen Haut und goldgelben Haaren. (Andere leiten sie von γαλα Milch S. 63 als milchfarbige, andere von kalt, Kälte, oder καλεῖν, calare niederrheinisch „fallen“; andere

Digitized by Google

von κελητης Wettrenner (das Wort Zelter muß dem Verf. gar nicht eingefallen seyn) ab, womit wieder verwandt ist Gaul, Caballus, Adelung von Gaeil, halion, Wolf; oder vom Gelde wie Pelloutier. Ja nach Bodin hätten die ersten Auswanderer gerufen ou allons nous? davon Waller, Galler ꝛc. ꝛc.! Die Hyperboräer geben also in den Namen Kelten über, wovon Galatae, von den Lateinern in Galli verkürzt, die seltnere und vielleicht spätere Form war.

In der dritten Untersuchung wird nun Keltenland vor Cäsar, sein Umfang (vom Westende Spaniens mit einigen Ausnahmen alle Völker bis zum schwarzen Meere, selbst die Umbrer, Samniter, Ligurer in Italien und nordöstlich bis zum Kölengebirge und Schweden mit umschließend) untersucht. Nachher verkleinerten dieses große Keltenland die Skythen, Philipp und Alexander von Macedonien und die Römer. Nachdem von ihrer Vermischung mit andern Völkern gesprochen worden, werden nun die Kenntnisse der einzelnen griechischen Schriftner (zu deutsch „Schriftsteller") vom Keltenlande angeführt, wobey der arme Schöpflin fast auf jeder Seite getadelt wird, ohne welchen der Verf. doch wohl die ganze Untersuchung nicht hätte führen können. Wenn nun aber S. aufträte und alles vindicirte, was aus seinen Vindiciae Celticae geschöpft wäre, und nun auch den Verf. grober Unrichtigkeiten zeihen wollte, z. B. daß (nach S. 84) Ephorus v. Cumae, zwischen 445 — 420 blühend sein Werk bis zum zwanzigsten Regierungsjahre Philipps von Macedonien, also ohngefähr bis zum Jahre 340 v. Ch. — i. c. bis auf 100 nach seiner Blüthe! geschrieben habe; oder wenn S. sich erkundigte, wie nach S. 101 Polybius die Geschichte von der Einnahme Roms durch die Gallier an bis auf Perseus Niederlage, also ohngefähr 200 Jahre in einem Zeitraume von 53 Jahren habe zusammenfassen können (weil verschwiegen wird, daß die ersten zwey Bücher nur eine Einleitung bis auf den ersten punischen Krieg geben sollen)?

Nachdem nun die Stimmen des Ephorus v. Cumae, Timaeus, Plato, Aristoteles, Pytheas, Eratosthenes und Polybius, Hipparch, Posidonius, Scymnus abgehört worden sind, geht der Verf. zu den Römern über. Auch sie hielten unsere Germanen bis zu Cäsars Zeiten für Kelten oder Gallier; demnach waren Sennonen und Brennus Gallier; selbst die Kimbern und Teutonen waren nach dem Cicero und Sallust Gallier.

Warum in der folgenden Untersuchung, die nur ein kurzer Auszug (woraus?) genannt wird, die Wanderungen aus Keltika nach Gallien, ferner die des Bellovesi und Sigoves, der Senonenzug gegen Rom, des Brennus Zug wider Delphi verkannte Züge genannt werden, sieht Ref. nicht wohl ein, eben so wenig als die Folgerung aus Strabos Behauptung: Brennus sey ein Praßer gewesen, und aus dem Umstande, daß in Thrakien Bryßae gewohnt hätten, daß Brennus ein Preuße gewesen sey. — Die fünfte Untersuchung erörtert den Unterschied zwischen den Kelten und Galatern oder Gallern: „Kelten hießen anfänglich alle Völker des zumeist in Germanien wurzelnden Hauptstammes; Galater und Galäoi aber die einzelen Fernenzweige, welche sich von demselben staatisch gelöndert hatten. Nun wird (6te und 7te Untersuchung) das Keltenland unter Julius Cäsar und seit Julius Cäsar selbst näher ins Auge gefaßt und dieß zwar nach römischen und griechischen Schriftnern, welche beweisen sollen, daß bis auf Cäsar Römer und Griechen die Germanen nur Kelten, Galater und Gallier genannt haben. S. 179 u. ff. wird von den römischen Censurlücken gehandelt und behauptet, daß die griechischen „Geschichtner" welche zu Rom schrieben, wie Polybius, Dionysius von Halicarnaß, deswegen so viele Lücken hätten, weil sie nicht etwa der Zahn der Zeit, sondern wahrscheinlich die römische Censur bey ihrem Erscheinen verstümmelt habe. Dasselbe gelte auch vom Livius, der dem August nicht immer zu Danke geschrieben habe. Ein solche Conjectur ist in unseren censurschweren Zeiten wohl nicht unnatürlich. Leider steht nun des Verf. Behauptungen die Autorität Cäsars, der mit Gallern wie mit Belgen und Germanen Kriege führte, in ihren Ländern selbst Sprache, Sitte, Religion u. s. w. genau kennen lernen konnte, schnurstracks entgegen. Um aber Cäsars Anklage zu entkräften, wird auf alle Weise seine historische Treue verdächtig gemacht, wird er der Lucks und Tigerartige genannt und endlich behauptet: „daß er aus eigennützigen Zwecken seinem Senate eine gänzliche Verschiedenheit der Gallier und Germanen vorgespiegelt habe. (S. 230). Gegen Cäsar gehalten wird auf einmal Strabo ein gelehrter Strabo, ein sorgsamer Menschenbeobachter, nachdem er früher der Ueberweise, Ueberklüge, Tadelsüchtige, Hyperkritische an verschiedenen Stellen genannt worden. Nun spricht auch Cäsar von einer bestimmten Verschiedenheit der Sprachen, „hi omnes lingua, institutis, legibus inter se dissurunt" Da muß nun S. 276 das arme Wort differre seine eigentliche Stammverschiedenheit andeuten, da differre ursprünglich auseinander tragen, auch von Zweigen gebraucht wird, die von Einem Stamm ausgehen, also dem Ursprung nach eines sind. Auf die Institutas, leges, die doch eben so charakteristisch seyn müßten, wird gar keine Rücksicht genommen.

Von den Germanen selbst handelt die achte Untersuchung. Die Abtheilungen des Namens füllen fast den ganzen Abschnitt. Der Verf. scheint sich für die von Hermio-

Digitized by Google

nen zu entscheiden. Von einer Theilung Frankreichs und Deutschlands im Jahre 855 weiß die Geschichte nichts, da der hier wahrscheinlich gemeynte Verdunr Vertrag ins Jahr 843 fällt. Als Druckfehler aber ist es nicht angezeigt worden.

Die zweyte Abtheilung des ganzen Buches enthält nun Sprachuntersuchungen, besonders zur Berichtigung der von Adelung im zweyten Bande des Mithridates gegebenen Darstellung des keltischen Sprachstammes. Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir nur einige Rubriken der zwey hieher gehörigen Untersuchungen anführen. Ländergebiet der keltischen Sprache: hier erfahren wir, daß jenes ungeheure Volk nur Eine Sprache gesprochen, die in Germanien, Scandinavien und den brittischen Inseln sich in zahlreichen von einander sehr abweichenden Mundarten bis auf unsere Zeit erhalten hat. S. 277. Einerleiheit der gallischen und germanischen Sprache bewiesen durch die lateinische. 2) Beweisen durch die Eigennamen, wo Ariovistus und Arioviftus als identisch neben einandergestellt sind; während doch Arioviftus nur latinisirt (vielleicht für Ehrenfest) seyn kann. Auch die noch übrigen Altkeltischen Wörter sind mit den Germanischen Einerlei. Hierauf folgt ein Verzeichniß von 356 altkeltischen Wörtern, welche für des Verf. Meinung beweisen sollen, worüber sich aber Ref. incompetent erklärt, wenn auch der Sprachforscher wahrscheinlich manche Rüge zu machen hätte. Es ist doch nichts leichter und nichts zugleich schwerer, als gut zu etymologisiren und es nicht auf die Weise des bekannten Beyspiels zu machen, Nebucadnezar = Jacob; nam duplex negatio (ne) affirmat (ja); bucad corruple pro capul (Kopf) zar omittitur; ergo etc. S. 420. wird in der Anmerkung eine harte Anklage gegen Campe, den verst. Schulrath, ausgesprochen, der dem Verf. ein durchschossenes und vollgeschriebenes Exemplar des größern Adelungischen Wörterbuchs unrechtlich zurückgehalten und diese Sammlungen für seine eigenen 20jährigen Arbeiten öffentlich ausgelogen habe; auf der folgenden Seite wird Adelung von neuem wegen seiner Unkunde des Griechischen, und dabey ein anderer Zug erwähnt: „Erklärte doch noch zu Anfange dieses Jahrhunderts ein berühmter Griechisch-gelehrter (sic!), der über den Matthäus 24, und die Ritter des Aristophanes 15 Jahre in seinem Cursus gelesen, einst seinen Hörern: „Aus dähm Wieland hätte auch könne was Gescheids währe, wenn er nich umgeschlagen were und sich uft den deitschen Drack gelegt hätte; da er mit mer stuttirte, wust'r schon hüpich Grifsch.“ — Die zweyte Untersuchung handelt von der Sprache der Galater, Trevirer und Belgier. Das Hauptresultat also, welches auch aus diesen Sprachuntersuchungen gezogen wird, ist: Eine gallische oder keltische Sprache, welche von der germanischen stammverschieden gewesen, hat es demnach nie gegeben. Den Beschluß des Werkes machen 6 Seiten Druckfehler, die, wenn alles angezeigt worden wäre, vielleicht das alterum tantum gegeben haben würden. *) Daß wir Deutschen noch nicht fehlerfrey drucken, nicht fehlerfrey corrigiren und revidiren können! Was aber würde ein mit Hrn. R's Schreibart noch nicht vertrauter Leser sagen, wenn er auf einmal und in nuce eine Musterkarte so seltsamer Wortformationen vor sich sähe, wie hier nur einige willkührlich und sinnlos zusammengestellt werden sollen. „Einzelne Geschichtner und Schriftner, einzelnheitlich die Kaltenschriftner truggründeln mit ihrem gezehrtlichen Wissenthum und kennzeichnen sich bey den Gleichleitnern durch geplante Eroberniß in der Zerdollmetschung der mundartlichen Verschiedenheiten, während die angevölkerten Gewehrsmänner (Gewährsmänner) der gedichtlichen Länderbeschreibung von den Gerrichtern wie von bepferdeten Knappen in der kriegischen Uebung, entbarbart werden. Der freimundliche Arin Pollio und die Vergöttlicher Cäsars scheingründeln über die herrschwüthige Eifersucht der verarteten Römer auf das schiffahrtliche, baukunstliche, kräuterkundliche und gelehrtliche Wissenthum der staatischen Gleichzeitner ꝛc.“

Der Verf. entschuldige übrigens diese scherzhafte Rüge. Gottlob, ist unsere Sprache noch tief und groß genug, um auch ohne solche Bereicherungen der ersten eine zu bleiben.

*) Ich fürchte, der Abdruck dieser Recension wird verhältnißmäßig eben so viele Druckfehler bekommen, da der Herr Rec. höchst undeutlich schreibt, und die seltneren Eigennamen nicht am Rande wiederholt hat.

M.

Physische Erziehung.

Ueber die künstliche Auffütterung der Kinder, von D. Chr. Ludwig Meißner. Leipzig 1822.

Für Mütter, welche keine Amme haben können oder wollen und das Kind nicht säugen können, eine faßlich geschriebene Anleitung. Warum aber der Verf. nicht auf den Vorschlag Zwierleins Rücksicht nahm, die Ziege in solchem Falle zu benutzen? — Er mochte dafür oder dagegen seyn, sprechen mußte er davon, wenn er davon Kenntniß hatte. Wahrscheinlich ging ihm also die letztere ab! *) Male!

*) Nicht wahrscheinlich! Hat doch schon vor 2 Jahren der Archidolog Böttiger diesen Vorschlag getannt, und bey dem Erscheinen seiner himmlischen Ziege (Amalthea) Scherz damit getrieben.

M.

Digitized by Google

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 19. November 1822.

Biographie.

Eberhard im Bart erster Herzog zu Wirtemberg, aus ächten, großentheils handschriftlichen Geschichtquellen, von J. C. Pfister, Doktor der Philosophie u. s.w. Mit Eberhards Bild. Tübingen bey Heinrich Laupp. 1822.

Indem wir dieses neue Werk unseres emsig thätigen hochgeschätzten Landsmannes anzeigen, glauben wir nicht allein Wirtemberg, sondern überhaupt ganz Deutschland auf sein Erscheinen aufmerksam machen zu müssen. Wenn die ersteren Abschnitte desselben vorzüglich nur ein rein wirtembergisches Interesse bieten, so werden doch die folgenden „von der ersten ständischen Verfassung," „Eberhard's Verbesserungen im Kirchenwesen" u. s. w. um so mehr ein allgemeines deutsches Interesse gewähren, als Wirtemberg gerade in diesen genannten Beziehungen Deutschland überhaupt musterhaft vorzugeleuchtet, und insbesondere in der Geschichte des deutschen Reiches und der Reformation eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. In jener finden wir kurz die Geschichte des ruhmvollen Großwerdens des Hauses Wirtemberg, das durch kriegerische und häusliche Heldentugenden seiner Mitglieder, durch einen bey ihnen lange fortgeerbten Sinn zu erwerben und zu sparen, vom kleinsten Anfang sich emporgearbeitet hat, und noch heute im nationalen Character des Hauswesens der Wirtemberger eine gewiß beglückende Nachahmung erfährt: in diesen die staatsrechtlich merkwürdigen Hausverträge, die Mitwirkung der Landstände in Regiments-Sachen, dann Eberhards sich herrlich entwickelnde Regenten-Tugenden, seine Bemühungen um Wirtemberg im Fache der Kirche, des Cultus, der Landes-Verfassung und der Gesetzgebung, durch Reformationen der Klöster und Chorherrnstifte, durch seine Stellung zu der Geistlichkeit und zum Papst, durch Stiftung der Universität Tübingen, Entwurf einer neuen Landes-Verfassung, so wie durch die Stadtrechte von Stuttgart und Tübingen, durch Vorbereitung eines allgemeinen Landrechts und der Landes-Ordnung. Den Schluß macht eine interessante Parallele zwischen Eberhard und dem gleich vortrefflichen, durch ähnliche Schicksale gebildeten Herzog Christoph. Wenn wir die Anordnung und Ausführung dieses höchst erfreulichen Beytrags zur Geschichte Wirtembergs und jener der Reformation vorausgehenden Zeit dankbar erkennen, wenn wir besonders alles, was auf Begründung der Landes-Verfassung, die ersten Landtage und die Bildung der drey Stände Bezug hat zu unserer großen Belehrung gelesen, so vermissen wir nur ungern in diesem pragmatischen Theile eine nähere Ausführung des Herzudringens der Prälaten zur Standschaft und der Reformation der Chorherrnstifte.

Zur Probe rücken wir H. Eberhard's Reise nach Jerusalem ein.

Die Pilgerfahrt.

Zwey Begebenheiten nennen die Geschichtschreiber, welche Eberhards Entschluß zur Ausführung gebracht haben: die Pilgerfahrt und seine Vermählung. Eberhard hatte bis zu seinem dreyundzwanzigsten Jahr kein fremdes Land gesehen. Seine Vetter, die Grafen Eberhard und Heinrich wurden nach Burgund, Frankreich und Italien geschickt. Zur nämlichen Zeit (1486), da der letzte nach Rom gieng, sprach Eberhard das Vorhaben aus, das heilige Land zu besuchen.

Seit den Kreuzzügen war es Sitte geblieben, wie vordem, in kleinen Gesellschaften dahin zu wallfahrten. Edle und Fürsten nahmen am heil. Grab den Ritterschlag, auch Mönche und Gelehrte machten diese Reise. In jener Zeit aber kamen die christlichen Länder wieder in größere Bewegung. Es war die Rede von einem neuen, allgemeinen Kreuzzug, nicht mehr gegen die Saracenen, sondern gegen die Türken, welche mit unwiderstehlicher Macht in Europa eindrangen, nachdem sie durch die Einnahme von Constantinopel den Rest des griechischen Reichs zerstört hatten. Hunyad in Ungarn, und Scanderbeg in Albanien, diese tapfern Helden thaten den letzten Widerstand. Die Türken überschwemmten Servien, Bosnien und brachten den größten Theil des Peloponnes und die meisten

Digitized by Google

Inseln des Archipelagus nach und nach in ihre Gewalt. Die Venetianer und Genueser, welche durch ihre Eifersucht den Türken den Eingang geöffnet, behielten noch wenige Plätze für den levantischen Handel. Nur die Johanniter-Ritter auf Rhodus blieben standhaft. Man fürchtete die Türken möchten auf dem nämlichen Wege, wie die alten Gothen, in die westeuropäischen Länder einbrechen. Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) berief alle Könige und Fürsten der Christenheit nach Mantua, um einen Kreuzzug zu verabreden. Aber die Gleichgültigkeit der meisten, der ohngeachtete Krieg in Deutschland und der Tod des Papstes vereitelten das ganze Unternehmen. *)

Syrien und das heilige Land waren noch unter dem Schutze des egyptischen Sultans, der die Christen nicht hinderte, dasselbe zu besuchen, aber die gewöhnliche Fahrt durch den Archipelagus war nicht ohne Gefahr, und schon im folgenden Jahr nach Eberhards Reise brach der negropontische Krieg zwischen den Türken und Venetianern aus.

Eberhards Lehrer, Johann Naukler, der selbst eine große, wohlgeschriebene Chronik von den ältesten Zeiten bis auf die seinige verfaßt, hatte nicht versäumt, seinen Zögling in die Geschichte einzuführen, und frühzeitig seinen Sinn für ihre erhabene und anziehende Lehren zu wecken. Welche Bilder mußten jetzt seiner Seele vorschweben, als er diese Begebenheiten vernahm! Unter seinen Räthen hatte Eberhard einen, der noch nicht lange aus jenen Ländern zurückgekommen war, Georg von Ehingen, einen verständigen und vielversuchten Mann. Sein Vater, Rudolph von Ehingen, hatte den jungen Eberhard in seiner Obhut gehabt auf dem Schlosse Tübingen während des ersten Vormundschaftstreites. Nachher bewohnte er mit seiner zahlreichen Familie die Burg Hohen-Entringen unweit Tübingen mit noch vier andern Rittern. Diese fünf Familien zusammen hatten nicht weniger als 100 Kinder, welche Georg von Ehingen alle überlebte. Im achtundsiebenzigsten Jahr vertheilte Rudolph seine Güter unter vier noch lebende Söhne, besuchte mit ihnen noch einmal die Kirche zu Göflingen, wo seine Ahnfrau, die heil. Heilwig ruhte, dann die Kirche zu Ehingen, wo er getauft worden, von dort gieng er vordey an seinem Schlosse zu Kilchberg in die Carthause zu Güterstein, wo er bis an seinen Tod, streng nach den Ordensgesetzen, jedoch ohne Kutte lebte. Sein Sohn Heinrich wurde Deutschordens-Ritter. Der jüngste Sohn Georg hatte Dienste an Erzherzog Sigmunds Hofe gesucht, dann bey Erzherzog Albrecht, dem Gemahl der Mechtilde. Sein Vater rieth ihm, das Hofleben zu verlassen, und, da sein eigner Arm es nicht mehr vermochte, mit den Johanniterm gegen die Türken zu streiten. Nach eilf Monaten nahm er von dem Groß-Meister Urlaub, und wallfahrtete nach Jerusalem und Damascus. Nachdem Georg auch Frankreich, Spanien, Portugall und Fez gesehen und überall seine Tapferkeit gezeigt, kehrte er mit vieler Ehre in sein Vaterland zurück, und kam zu Eberhard, dem er wohl öfters von jenen Ländern erzählte. **) Ihn ernannte Eberhard zu dem Regiments-Rath für die Zeit seiner Abwesenheit mit dem besondern Befehl, auf den Fall, daß er nicht wieder kommen sollte, Kunde von ihm zu holen.

Zu Eberhards Gefolge ist unter den ersten der Johanniter-Ritter, Georg Bombast von Hohenheim, Commenthur zu Nordorf, Großvater des berühmten Theophrastus Paracelsus. Dieser konnte allerdings durch seine Erfahrung die Reise leiten. Es sind aber noch zwey ehrwürdige Männer zu nennen, welche hauptsächlich zu diesem Entschluß mitgewirkt. Der erste ist Johann von Udenheim, Abt zu Herrenalb, der nicht lange zuvor Eberhard zum Schirmherrn seines Klosters gewählt hatte, der andere, der Prior zu Güterstein, gewöhnlich „der alte Vater" genannt; **) beyde besaßen Eberhards besonderes Vertrauen. Jener ertheilte ihm die Weihe; zu Güterstein, in der Carthause empfing sie Eberhard. Dort übergab er sein Testament. Bey der Rückkehr, eh' er seine Mutter, seine Räthe, seine übrigen Freunde sah, gieng er zu dem alten Vater. Mit Recht ist also anzunehmen, daß dieser durch seinen Rath das Herz des Jünglings ergriffen. Hinaus, in entfernte Länder, verlassen den Schauplatz seiner Verirrungen, heimkehren mit mannichfaltigen Erfahrungen und Kenntnissen, dieses Verlangen erfüllte jetzt Eberhards Brust. Die Religion gab seinem Entschluß das Gepräge der Unwiderstehlichkeit; nicht Mutter, nicht Verwandte, nicht Regierungsgeschäfte konnten ihn mehr zurückhalten.

Es war gewiß ein feyerlicher Tag, da Eberhard in jener Carthause, in dem schauerlichen Felsthal, über dem Grabe seines Vaters und seiner Brüder, umgeben von Jugendgenossen, von ergrauten Dienern, von vielen gottseligen Männern, knieend vor dem Hochaltar das Gelübde der Pilgerfahrt aussprach und den Segen empfieng. Diesen Tag, es war der 30. Mai 1468 dürfen wir als einen Entscheidungstag in Eberhards Leben betrachten. Noch desselbigen Tages brach Eberhard von Urach auf zu Pferd mit 14 Edeln, 2 Caplanen, seinem Leibarzt, einigen Dienern und Schützen. Wahrscheinlich ist es der Arzt, Dr.

*) Schmidts Gesch. der Deutschen, VII. B. XIX. Kap.

*) Crusii Annal. Suev. Part. II. p. 418. 423. 460.

**) Conrad von Münchingen ist sein Name, Steinhofer III. 130. Die angeführten Urkunden begreifen die Jahre 1464 bis 1474. Bey der Stiftung der Universität 1477 lebte er nicht mehr.

Digitized by Google

Johann Münsinger, *) der den Reisekalender geschrieben, welcher noch vorhanden ist. So kurz derselbe ist, so giebt er doch ein anschauliches Bild von der damaligen Art zu reisen, und welche Absichten Eberhard vor sich gehabt.

Zu Anfang der Reise ward in drey Klöstern übernachtet, zu Blaubeuren, dessen Schirmherrschaft Eberhards Vater erworben, dann zu Ottenbeuren und Kempten. In elf Tagen kam Eberhard nach Venedig, sah die herrlichen Paläste und Tempel mit ihren Heiligthümern und Kunstwerken, am Himmelfahrtsfest aber den Prachtzug des Doge, bedeutungsvoller als je, denn Mahomed II. hatte die Drohung ausgesprochen, ihn selbst mit dem adriatischen Meere zu vermählen. **) Den Tag vor Pfingsten gieng Eberhard mit seinem Gefolge zu Schiff zuerst nach Parenza, dann Ragusa, das bereits den Türken zinsbar war; weiter sah er Durazzo, und die Inseln Corfu, Cerigo, Candia, und landete bey den Johanniterrn zu Rhodus, welches mit fünfzehn festen Thürmen befestigt war. Von Rhodus fuhren sie über Cypern nach Joppe oder Jaya. Von dieser ehemals mächtigen Stadt waren nur noch wenige Trümmer übrig, wo die Reisenden ihre Pässe nach Jerusalem zu erwarten hatten. Sie ritten zuerst nach Rama, dann Emaus, und an Kilianstag, (8. Juli) hielten sie den Einzug zu Jerusalem. Am folgenden Tag wurden sie von dem Pater Quardian herumgeführt, um die heiligen Oerter und Ueberbleibsel zu betrachten. Den andern giengen sie nach Bethlehem, und drey Tage darauf, am zwölften Juli, empfing Eberhard den Ritterschlag am heil. Grabe. Dieß ist ein zweyter entscheidender Tag in Eberhards Leben, denn ein höheres Gelübde, als dieses, kannte der Ritter nicht. Bey den Barfüßeren auf dem heiligen Berge Sion wurde Eberhard in die Brüderschaft aufgenommen. Wieder nach drey Tagen sahen sie den Jordan und kehrten dann nach Jaffa zurück, wo sie wieder eingeschifft wurden, nachdem sie drey Wochen in dem heil. Lande zugebracht. ***)

Eberhard hatte noch einen Plan, er wollte auch Rom und Italien sehen. Die Fahrt gieng zurück über Cypern, Rhodus und Candia. Von dem Befehlshaber der letztern Insel wurde Eberhard mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen. Zu Corfu traf er eine andere Gesellschaft, den Grafen Kraft von Hohenlohe mit mehrern deutschen Rittern. Mit diesen schiffte er nach dem untern Italien und ließ einen Theil seines Gefolges nach Venedig vorausgehen. Ungeachtet sie durch widrigen Wind wieder nach Corfu zurückgeworfen wurden, so landeten sie doch glücklich zu Otranto, bey welcher Stadt nicht lange nachher die Türken ihre Eroberungen endigten. Auf dem Wege nach Neapel sah Eberhard Virgils Wohnung. Der König beschenkte ihn mit einer goldenen Kette und der Kronprinz mit zwey Pferden. Ueber Capua kamen sie an St Gallstag, 15. Oktober, nach Rom, und blieben daselbst eilf Tage. Hierauf sah Eberhard Siena, Florenz, Bononien, die Muster-Universität für Deutschland, und Mirandola. Der Rückweg gieng dann über Verona, Meran, Landeck, Kempten, Memmingen, Ulm. In den letzten Tagen des Novembers kam Eberhard wieder zu Güterstein an, nachdem er ein volles Halbjahr aus gewesen. Allgemeine Freude über seine glückliche Rückkehr kam ihm entgegen. Fürsten und Städte ehrten ihn mit Geschenken nach der damaligen Sitte.

Eberhard hatte auf der Reise den Bart wachsen lassen und behielt ihn, gegen die Sitte; *) daher gab man ihm, zum Unterschied von Eberhard dem jüngern, den Beynamen mit dem Bart, kürzer: im Bart **), wie seinem mütterlichen Großvater, dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz.

Man sah, daß Eberhard auf dieser Reise seine Gesundheit befestigt, und auch die Liebe zum Vaterland nicht verloren hatte. Ob er gleich große Reiche, schönere Städte und blühendere Länder gesehen, so hatte er doch nirgend ein treueres Volk, nirgend einfachere Sitten gefunden, als in seinem Wirtemberg. Aber zugleich hat auch die Liebe zu Künsten und Wissenschaften bey ihm gewurzelt, da er die Länder gesehen, aus welchen dieß alles zu uns gekommen. Seit dieser Zeit steht bedeutungsvoll bey seinem Wappen der Baum des Morgenlandes die Palme, ***) umwunden mit seinem Wahlspruch: Attempto!

*) Eigentlich Joh. Vatz von Münsingen.

**) Eugen le Baumelist. abrégée de Venise, VII. 57.

***) Daß Eberhard von Zigeunern gefangen werden sey, wie einige erzählen, ist schon wegen dieses kurzen Aufenthaltes unwahrscheinlich. Der Reise-Calender weiß nichts davon. Es ist wohl eine Verwechslung mit Georg von Ehingen, der selber dieß Schicksal unter den Arabern getan. Cruß.

*) Jac. Ehingeri Oratio de laudibus ill. Academiae Tub. in Besold. Diss. jur. pol. p. p. 150.

**) Auch der Bärtige, Barbatus.

***) Einige haben sie für eine Ceder angesehen, woher der Spruch: was Herzog Eberhard fieng an, das blieb wie Ceder lang bestahn! Allein die häufig vorkommenden Abbildungen der Wappen, Inschriften ꝛc. zeigen die Palme zu deutlich, als daß man sie verkennen sollte. Eberhard hat schwerlich den Libanon gesehen. Laut des Reise-Calenders war die Zeit zu kurz.

Digitized by Google

Länderkunde.

Neuentdeckte Denkmäler von Nubien, an den Ufern des Nils von der ersten bis zu der zweyten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahr 1819. Von F. C. Gau aus Cölln. Als Fortsetzung des großen Werks über Egypten. 1ste — 6te Lieferung. gr. Fol. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1822.

Nachdem das große Werk der ägyptischen Commission alle alten Denkmale jener uralten Landschaft von der Mündung des Nils bis zur Insel Philä auf das vollkommenste dargestellt hatte, faßte Herr Gau den Entschluß, diese Arbeit der besagten Commission, die nur bis zur ersten Katarakte reicht, fortzusetzen und Nubien zu bereisen. Dieses muthvolle Unternehmen ist durch den glücklichsten Erfolg gekrönt worden, und hat Geschichte und Künste mit zahllosen Denkmälern und Inschriften vom höchsten Interesse bereichert.

Das Werk, welches wir unter dem Titel: Nubische Antiquitäten ankündigen und von welchem schon sechs Lieferungen erschienen sind, enthält die ganze Geschichte der ägyptischen Architektur, von ihrem ersten Anfang in roher Felsenbearbeitung fortschreitend bis in die Zeiten der Herrschaft der Ptolomäer. Diese ununterbrochene Reihe von Denkmalen kann in drey unterschiedene Classen eingetheilt werden, von denen jede einer eigenen Epoche der Kunstgeschichte jener Gegenden angehört.

In die erstere derselben gehören unstreitig die egyptischen, d. h. die in Felsen gehauenen Tempel, so wie die von Derri, Abussambul, Sirscho u. a., uralte Denkmale, die nur nach und nach und nach Maaßgabe der fortschreitenden Künste verschiedenartig verschönert und mit Basreliefs ausgeschmückt wurden.

In die zweyte Epoche gehören die Gebäude von Calapschè, Dequet, Amacles u. s. w., die in der Zeit der Blüthe der Künste in Aegypten erbaut wurden, als man Felsen und Höhlen verließ, und an die Stelle unterirrdischer Tempel, in den Ebenen oder auf die Ufer des Nil's der Gottheit heilige Häuser errichtet wurden.

Die dritte Epoche ist die des Verfall's; als griechischer Styl und Eleganz die alte ägyptische Tradition verderbten und ihre einfach strengen Riesenmassen durch Formen eines viel geringeren Maaßstabes und von weniger grandiosem Charakter verdrängten.

Diese Eintheilung führt den Schluß herbey, daß von allen bekannten Denkmalen diejenigen Nubiens gewiß die allerältesten sind, und daß die Egyptischen Bauten, bey welchen man mitten in der Ebene den Charakter einer unterirdischen, monolith'schen Architektur (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) findet, eine spätere Folge der egyptischen Tempel Nubiens sind. Ueberdieß wird diese Meynung durch die neuen Entdeckungen unterstützt, welche der unermüdliche Caillaud dreyhundert Stunden weiter als die zweyte Katarakte gemacht hat. Dort findet man nämlich dieselbe abnehmende Progression, auf welche man in der entgegengesetzten Richtung von der ersten Katarakte bis an das Meeresufer stößt.

Diese kurze Auseinandersetzung der Arbeiten und des Systems des Verfassers kann von dem Interesse seines Werkes einen Begriff geben. Ansichten, Plane, Detaille und colorirte Blätter, die mit Treue gezeichnet und auf's vollkommenste gestochen sind, geben dieser köstlichen Sammlung den höchsten Reiz. Wir prophezeyen Hrn. Gau den Erfolg den alle classische Werke von so hohem inneren Werthe erleben, besonders wenn sie mit einem Aufwand und einer Sorgfalt ausgeführt sind, durch welche sie auch als Denkmal der Höhe der Kunst in unserer Zeit unvergänglich bleiben. Bis jetzt ist mit dem 6ten Hefte dieses Werk bis zur Hälfte erschienen. Wie groß auch das Verdienst der frühren Hefte seyn mag, dieses letztere übertrifft gewiß seine Vorgänger noch an Interesse, und kommt ihnen in jedem Fall an Reichthum und Talent gleich. Mehrere colorirte Stiche stellen die lebhaften Farben und Gemälde der Wandungen jener egyptischen Denkmale dar, welche so viele Jahrhunderte nicht haben vertilgen können, und zwar mit einer Treue, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die dreyßig Blätter, welche bis heute erschienen sind, umfassen Debaute, Calapschè, Amadon, Derri, bis in die kleinsten Theile ihrer Merkwürdigkeiten, besonders aber ist darin der berühmte Tempel von Abussembul ausführlich behandelt, welcher sich durch seine Dimensionen und Bas-reliefs auszeichnet, und uns die prototypische Urform der egyptischen Façade darstellt, die im Allgemeinen aus zwey großen mit colossalen Statuen geschmückten Pilonen besteht. In dem Tempel von Girsche findet man alle Theile eines egyptischen Tempels vollständig erhalten.

In seinem Bericht an das k. Institut über dieses Werk sagt Herr Letronne, Mitglied desselben: „Wenn der Text, „den Hr. Gau zu geben versprochen hat, den schon erschienenen „Stichen gleich kommt, wie nicht zu zweifeln, wenn mehr „als hundert Inschriften, deren Erklärung der berühmte „Niebuhr übernommen, noch hinzukommen, so wird dieses „Werk das vollkommenste in seiner Art werden. Es wird „zu gleicher Zeit den Künstler, den Gelehrten, so wie den „gebildeten Liebhaber befriedigen."

Bis jetzt hat Hr. Gau nicht blos seine Versprechen mit der größten Gewissenhaftigkeit gehalten, er hat sie sogar von einer Lieferung zur andern weit übertroffen.

Digitized by Google

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 23. November 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden. Ein Roman von Goethe. Erster Theil. Stuttgart 1821.

Vorwort.

Da Goethes Geist oft meine geheimsten und innersten Ahnungen traf, sie mir klar machte und zu deutlichen Begriffen erhob, so daß seine Worte wie aus meiner Seele gesprochen zu seyn schienen, und daß daher meine Gedanken oft von seinen Schriften angezogen und darauf gerichtet waren; so fiel mir wohl ein, ob ich nicht einst auch einen kleinen Beytrag geben könnte „zur Beurtheilung Goethe's.“ Allein nach näherm Besinnen entschloß ich mich meine Hand nicht an's Recensiren zu wagen. Um Goethe zu erkennen, und was er geschrieben, nach meinem Begriff davon zu beleuchten oder auszulegen, schien es mir besser, bey einem Gegenstand, der mir durch eigene Bearbeitung einigermaßen bekannt geworden, meine Ansichten darüber mit den darauf sich beziehenden Ideen Goethe's zu vergleichen. Vielleicht gelange ich bald dazu, psychologische und pädagogische durch meine eigene Bildung und mein Berufs-Leben und -Wirken erlangte Erfahrungen und Bemerkungen darzulegen. Dann bin ich Willens in der besondern Absicht einer solchen Vergleichung Goethe's Werke durchzulesen, und bey der Beziehung auf die Gegenstände der Verhandlung zu zeigen, welche Bedeutung ich in diesen Büchern fand und wie derselben Sinn sich mir aufschloß. — Auch in andern mir zugänglichen Fächern wünschte ich von der Lectüre der Goethe'schen Werke einen ähnlichen Gebrauch zu machen.

Indessen erregten mich Wilhelm Meisters Wanderjahre, die ich bis auf diese letzten Tage nicht gelesen, auch darüber nichts Anzeigendes oder Beurtheilendes vernommen, nun plötzlich so stark, daß ich es nicht über mich vermochte, dem gefaßten Vorsatz treu zu bleiben, und es mir zu versagen, die Feder anzusetzen, um von den erregten Vorstellungen Einiges aufzuzeichnen. Zur Mittheilung desselben ermuthiget mich die Freundlichkeit, mit welcher Goethe die mannigfaltigen Eindrücke auf seine Leser und die von denselben versuchten verschiedenen Deutungen zu bemerken pflegt. Sagt er doch selbst auf dem Rücken des Titelblattes der vorliegenden Bücher:

„Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach seinem Bilde prägen!“

Als die beste Auslegung empfehlen die Philologen, jeden Schriftsteller des Alterthums aus sich selbst zu erklären, durch das Zusammenhalten ähnlicher Stellen. Möge solches Verfahren nun auch bey Goethe's Werk mir gegönnt seyn, besonders in Rückblicken auf die seit mehreren Jahren bekannten Wahlverwandtschaften.

Goethe als Schriftsteller überhaupt.

Befreundung mit der Gegenwart.

Deutschland in der Mittagshöhe seiner Cultur, in dem zu vollkommner Entfaltung gediehenen Blüthenstand der Nation glänzt in Goethe's Büchern, sie werden daher der Nachkommenschaft als Denkmale des Glücks und Flors der jetzigen Zeit gelten. Denn was er darstellt, ist kein fremdes, nur durch Sehnsucht oder Speculation begehrtes Land; es ist die Gegenwart, die er um sich her gefunden und deren ausgebildete Blüthe er mit Lust erfaßt hat.

Milde.

Wie er ganz in der Gegenwart lebt, und sich ihr durchaus befreundet hat, so erkennt er viele vorkommenden Eigenheiten und Sitten, an denen wir uns stoßen, als natürlich und menschlich, indem er mit durchgreifendem Geiste den in der Seele liegenden Grund des von ihm behandelten Gegenstandes und den Entwicklungsgang bis zur wirklichen Erscheinung auffindet, so daß die Welt in der Entstehung und im Zusammenhang der Dinge und Ereignisse durchsichtig erscheint, statt daß dem ungebildeten, nur an der Oberfläche und am Einzelnen haftenden Blick alles unbegreiflich, verworren, willkührlich, widersprechend vorkommt. Daraus fließt die Milde und Heiterkeit [εὐκολία], welche er mit den Historikern theilt, so wie diese ihr Vater Herodot repräsentirt.

(Die besondere Art von Goethe's Thätigkeit und Studien ist charakteristisch angedeutet in dem Buche „Zur Natur-

Digitized by Google

wissenschaft überhaupt" auf der Rückseite des ersten Titelblattes: „Weite Welt und breites Leben u. s. w.")

Eigenthümlichkeit.

Er erscheint als Schriftsteller immer neu, eigenthümlich, originell, indem er nicht gebahnte Wege geht, sondern durch unbekannte Regionen sich neue bahnt. Er hält sich nicht fest an gewisse, einmal gefundene und festgestellte Formen, Verfahrungsarten, Systeme, sondern macht immer neue Versuche und Erfindungen, jugendlich fortstrebend und schaffend. Dadurch erhält er sich eine frische Jugend auch im Greisenalter, so daß, was Horaz (Carm. I, 31) zur Krone seines Dichterlebens von Apollo erfleht, ihm auf das vollkommenste zu Theil wurde. Er zeigt sich im Schriftstellerleben als ein Proteus in beständigen Metamorphosen, wie die organische Natur, in welcher nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes, sondern alles in einer beständigen Bewegung vorkommt (Morphol. S. IX.) — Wenn das Publikum mit einem Autor durch mehrere Werke bekannt geworden, so hält es sich zu gewissen Forderungen an denselben berechtigt, und faßt bestimmte Erwartungen, sobald er ein neues Buch ankündigt. Dann giebt es immer Leute, welche, wenn sie sich getäuscht finden, sich nicht zufrieden geben, und meynen, daß dieß und jenes hätte anders seyn können. Doch Goethe hat darüber seinen festen Grundsatz ausgesprochen: „Die größte Achtung, die ein Autor für das Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was man erwartet, sondern was er selbst, nach der jedesmaligen Stufe eigener und fremder Bildung für recht und nützlich hält" (Kunst und Alterthum. III. Band. 1. Stück. 27. Seite).

Natur-Studien.

Nachdem Goethe zuerst die Kunst erfaßt, gieng er in der Folge zur Natur über. Die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Studien hat er in der Faebenlehre und in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie dargelegt. Diese Studien scheinen in ihm durch Werke der Kunst angeregt worden zu seyn, und von der Vergleichung von Landschafts-Gemälden mit der wirklichen Natur, für welche jene Interesse einflößten, begonnen zu haben. In seinem Leben (1. Abth. 2. Thl. S. 259.) erwähnt er die Gabe, „die Natur mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken er so eben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte." Er stellt S. 264 den Satz auf: „der materielle Eindruck ist es, der den Anfang zu jeder höheren Liebhaberey macht." Ferner meldet er ebendaselbst, daß ein Bild von Schwanefeld ihm ganz übermäßig gefallen, und fügt hinzu: „denn grade Landschaften, die mich an den schönen heitern Himmel, unter welchem ich herumgemachen, wieder erinnerten, rührten mich in der Nachbildung am meisten." — Die Gemälde müssen natürlicher Weise zur Landschaft und zur Natur hinüber leiten: denn so wie die menschliche Gestalt für die Plastik, so ist sie die Malerei die Natur Hauptsache. Das Spiel von Licht und Schatten, die Wirkungen von Nah und Fern, die Farben und ihre mannigfaltigen Schattirungen, Perspective, Beleuchtung, Lufttöne sind Elemente der Malerei, und diese Erscheinungen lassen sich nur auf der Landschaft wahrnehmen.

Ersten Bandes erstes Heft.

Da Goethe mehrere Werke zu gleicher Zeit unternommen hat, und sie in periodischen Heften oder Bänden neben einander fortgehen läßt, so kann man sich wegen der Fortsetzung und Vollendung derselben einiger Besorglichkeit nicht erwehren. Solche regt sich besonders bei Wahrnehmung der in unserer Zeit so oft vorkommenden Aufschrift „Ersten Bandes erstes Heft." Durch diese Zahlen macht der Schriftsteller sich abhängig von andern künftigen, erst noch zu erwartenden Nummern oder Stücken. Der Leser wird ängstlich, wenn ihm statt des ganzen Körpers nur einzelne Glieder eingehändigt und er für die andern auf die Zukunft angewiesen wird. Es wäre bey manchen Stücken wünschenswerth, daß, was zusammen erscheint, als ein für sich bestehendes Ganze dargeboten wäre, wenn es gleich mit Andern zusammen hangen und später Erscheinendes Folge dazu bilden sollte. Vielleicht hätten auch bei Goethe's Leben, statt der Nummern der 1sten, 2ten Abtheilung, Wörter, Namen zur Bezeichnung gewählt werden können, etwa „Jugendjahre, Reise nach Italien," wie Jung-Stilling die Bändchen seiner Lebens-Beschreibung, statt sie mit Zahlen zu bezeichnen, nach seinem Alter und nach Lebens-Umständen benannte. Besonders pflegen ja die Dichter, was sie produciren, als ganz hinzustellen, nicht als einen Theil, der, um zu etwas Ganzem sich zu vervollständigen, erst noch der Zukunft bedarf, und von planmäßigen, weitausgedehnten Einrichtungen abhängt. Sie münzen gleichsam jeden Tag einen blanken Dukaten und werfen ihn in vollständiger Rundung hin. Ebenso bringt die Natur in ihrem Schaffen zu einem Geschöpf nicht heute ein Glied, morgen ein anderes hervor, sondern in sich gerundet als Ganzes jedes Geschöpf, auch den Keim und den Samen. — Wohl mag es dem Philosophen angemessener seyn, als dem Dichter, ersten Bandes erstes Heft erscheinen zu lassen, weil der ersterer mit Systemen und Abhandlungen zu thun hat; allein wenn er abbricht, und die Fortsetzung unterläßt, so bleibt der Leser auch unbefriedigt. Schelling hat so oft erste Nummern periodische Werke herausgegeben, weitläufige Einleitungen geschrieben, Ober-, Mittel-, Unter-Abtheilungen aufgestellt, ohne fortzusetzen, so daß die Einleitung wie das große Thor der kleinen Stadt Myndus sich darstellte, welches Diogenes schließen hieß, damit die ganze Stadt nicht zum Thor hin-

Digitized by Google

auslaufe. (Solche nun Theil nicht lange fortgesetzte periodische Werke Schellings sind: Zeitschrift für speculative Physik, für Medicin, von und für Deutschland, Beyträge zur Naturphilosophie, die Sammlung seiner Werke.) — Früher, wie nach der Rückkehr aus Italien, betrachtet Goethe jedes Stück als etwas für sich Bestehendes, als ein Ganzes dar. Mit Unrecht, wie mir scheint, tadelt dieses Fr. v. Schlegel in einer Recension, behauptend, dieses seyen Fragmente, bestimmt, ein großes Ganze auszumachen. Solches Verfahren mochte für Goethe passen, weil er oft Plane geändert oder die nämlichen Vorsätze nicht auf die Dauer festgehalten hat. So erscheinen, um ein Beyspiel neuerer Zeit anzuführen, zuerst Hefte „über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden." Bald fand der Autor für gut, die durch diese Aufschrift bezeichnete Schranke durchzubrechen, von Kunst und Alterthum überhaupt zu handeln, und das Gebiet der ersten Hefte als Einzelnes in das große Ganze in das allgemeine Kunstgebiet aufzunehmen.

Poesie und Wissenschaft.

Der Grund, aus welchem Goethe in neuerer Zeit mehr als früher wissenschaftlich systematisch verfährt, ist wohl kein anderer, als weil, wie in der Jugend die That, künstlerisches Hervorbringen, Poesie, so im Alter die Wissenschaft vorherrscht. Daher dauft er nun mehr in dieser, wie früherhin in jener. Noch als Goethe's Werke in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, enthielt die Ausgabe meistens nur die zur schönen Literatur gehörigen, die streng wissenschaftlichen schienen ausgeschlossen, wie wenn sie sich für Goethe's Thätigkeit nicht recht eigneten, wie wenn sie für ihn nur Aussen- oder Neben-Werke waren. Jetzt fast umgekehrt scheint Wissenschaft Hauptsache. Sie wird angekündigt durch den Titel „über Kunst und Alterthum." Doch findet sich Poetisches auch darin, allein es erscheint untergeordnet.

Drama und Roman.

In Goethe's spätern Jahren kommen dramatische Werke seltener zum Vorschein, eher Romane, wie die Wahlverwandtschaften, die Wanderjahre, ja die Lebensbeschreibung selbst: Dichtung und Wahrheit! Die Handlung, das Drama, scheint naturgemäß eher Sache des jungen, die Erzählungen dagegen, Roman wie Epos, (Homer wird als Greis vorgestellt), Sache des ältern Mannes zu seyn.

Jetzt erscheinende Werke.

Die periodischen Werke, welche jetzt in einzelnen Lieferungen, Heften oder Bänden, erscheinen, zerfallen in mehrere Hauptabtheilungen oder Massen nach folgenden Haupt-Gegenständen: 1) die Kunst, sowohl bildende als redende. Es werden Ansichten, Beurtheilungen, Anzeigen, Erfahrungen mitgetheilt, und dem Theoretischen schießt mitunter Poetisches sich an. 2) Die Natur. Ihre Reiche alle, die Gebiete der Thiere, der Pflanzen, der Steine, die Erde und der Himmel (die Wolken), auch die beyde verbindende luftige Brücke (der Regenbogen, die Farben), werden betreten. 3) Das menschliche Gemüth. Psychologisches, Pädagogisches; menschliche Charaktere, Eigenschaften; gesellschaftliche Zustände; Entwicklungen und Schicksale des Lebens. 4) Widerschein der Welt im Geiste des Verfassers. Sein Thun und Lassen, seine Erfahrungen und Umgebungen.

Diese Abtheilungen sind unter gewissen Rubriken zu einem Ganzen zusammengestellt oder an einen Hauptstamm angeschlossen. Das zur ersten Abtheilung Gehörige erhalten wir unter dem Titel über Kunst und Alterthum, das zur zweyten — zur Morphologie und zur Naturwissenschaft. Die in das dritte Fach einschlagenden Darstellungen sind an Wilhelm Meister als einen festen Kern angesetzt worden, und werden als dessen Wanderjahre gegeben. Die vierte Abtheilung ist eigentlich die Vereinigung der drey vorigen. Der Punkt, in welchem sich die drey vereinigen, ist das Leben und des Gemüth des Verfassers. Diese Mittheilungen führen demnach die Aufschrift: „Aus meinem Leben."

Die italienische Reise gehörte auch unter diese Rubrik, weil sie Erfahrungen beysammen enthält, welche in jede der drey vorigen Classen einschlagen, besonders in die erste und die zweyte, in die Gebiete der Natur und der Kunst. Wären aber die gesammelten Beobachtungen nach der Art ihres Inhalts vertheilt, und auf die Weise, wie Alexander von Humboldt seine Reisen bearbeitet, geordnet worden, so würden sie den drey ersten Classen anheim fallen.

Was subjective Beziehungen auf den Verfasser enthält, oder die Entstehung und Ausbildung seiner Werke durch Selbstthätigkeit und Umstände daelegt, möchte man wünschen, in dem Buche: „Aus meinem Leben" beysammen zu finden. Manches aus den Heften über Kunst und Alterthum und zur Morphologie, wie das über die Harzreise im Winter Mitgetheilte (K. u. A. III. 2.) und die Mitgaben zu den Abhandlungen über Pflanzen-Metamorphose, vergleichende Osteologie und Zwischenknochen (in der Morphologie) hätten auf einen Platz in der Lebensbeschreibung eben so gut Anspruch machen können, als die im 3ten Theil derselben vorkommenden Nachrichten von der Entstehung des Werther und des Götz von Berlichingen.

Wo Goethe irgend einen Punkt oder irgend ein Fach als Gegenstand der Darstellung und Verhandlung festliegt, da schließen sich an denselben sogleich die mannigfaltigsten Lebenserfahrungen an, so daß jeder behandelte Gegenstand ein Spiegel seines Lebens, seiner Seele und seiner Ideen wird. Sein Bilden und Darstellen ist ein Metaschematismus; er ist geneigt, alles im Bild zu schauen, das Ideelle im Reellen und umgekehrt.

Mochte doch zu dem Werke „Aus meinem Leben" die

Digitized by Google

Fortsetzung auch der ersten Abtheilung nicht mehr lange ausbleiben! Wenn auch die in die Folge derselben verwebenen persönlichen Verhältnisse die Bekanntmachung von Mehrerm verhindern sollten, wie verlautet, so würden doch selbst die mittheilbaren unzusammenhängenden Fragmente willkommen seyn und sich an den einmal feststehenden Stamm der Lebensbeschreibung schicklich anschließen.

Eigenschaften der Wanderjahre im Ganzen betrachtet.

Der Eindruck.

Als die Wanderjahre in meine Hand kamen, begann ich vorn mit Sanct Joseph und hatte meine Lust daran; dann begleitete ich Wilhelm durch den Wald zu Jarno. Doch da ich eben aufgerezt und ungeduldig gestimmt war, so las ich nicht weiter in der Folge fort, sondern schlug nun in der Mitte auf und zufällig traf ich auf das zwölfte Kapitel, welches mich mit wunderbarer Macht anzog, gleichsam bezauberte.

Hierauf durchging ich der Folge nach das ganze Buch, und fühlte mich dergestalt geistig ergriffen, wie seit geraumer Zeit nicht leicht von irgend einer Lectüre. Es machte auf mich einen ähnlichen Eindruck, wie Shakespeare auf Wilhelm, in welchem sich tausend vorher nicht geahnte Empfindungen und Fähigkeiten regten und welchem das Zimmer wie durch magische Beschwörung mit Geistern sich zu füllen schien. Solche starke Wirkung bringen wohl die Wanderjahre hervor durch ihre Lebensfülle, zusammengedrängte Kraft: und vollendete Klarheit und Ausbildung der Gestalten.

Die Welt ist in den Wanderjahren weit aufgethan; es erscheinen unermeßliche Felder des Menschen- und Naturlebens; die Exudte kann unmöglich alles einsammeln, nur da und dort Einzelnes heraushebend (ἀκροθίνια). Die Weite und der Reichthum der Welt kommt besonders dadurch zum Vorschein, daß die Personen sich in verschiedenen Räumen bewegen, daß sie reisen. Mit dem Wechsel der Umgebung wechseln Ereignisse und Erfahrungen, und diese sind noch mannigfaltiger als in den Lehrjahren, aber die in diesen begonnene Bildung wird fortgesetzt. Wie überhaupt Lehrjahre zu Wanderjahren sich verhalten, wird angedeutet auf dem Titel des ersten Bandes „Zur Naturwissenschaft überhaupt" mit den Worten:

„Was ich nicht erlernt hab,
Das hab ich erwandert."

Dem in die weite Welt gehenden Wanderer mußten gewisse Schranken, Bedingungen, Zwecke gesetzt werden, damit das Spiel der Thätigkeit nicht in der Weite willkührlich sich zerstreue und zerfließe. Das Seltsame und Wunderbare dieser Bestimmungen gehört mit zum Eigenthümlichen dieses Romans. Der Pfeil auf der Landcharte (S. 251) ist eine solche Beschränkung oder Bestimmung der Reisebahn; dagegen treibt das Natalien geleistete Gelübde (S. 12) zu beständig im Wandern an.

Ganz anders ist es in den Wahlverwandschaften, deren Schauplatz nie ändert, deren Ereignisse auf den Bezirk eines Landguts eingeschränkt sind. In diesem Roman sind die verschiedenen handelnden Personen jede in ihrer besondern Individualität betrachtet, die Elemente des Ganzen; wie sie zusammen treten und zusammen wirken, entsteht unwillkührlich, durch das Regen der ihnen innewohnenden Eigenheiten, das Schauspiel der Ereignisse, fast ohne daß das Eintreten mit einwirkender, äußerer Ereignisse nöthig gewesen wäre; gleichwie in der Ehemie, an welche der Roman durch das Gleichniß des Titels gekuüpft ist, durch die Zusammensetzung verschiedener Factoren mancherley Thätigkeiten erregt und Erscheinungen hervorgebracht werden. Und wie da die neuen Gebilde den Naturgesetzen gemäß sich richtiger und vollkommener crystallisiren, wenn der Mischung Ruhe gelassen und äußere Einwirkungen abgehalten werden, so mußte die Ruhe des Landlebens und eines stäten Aufenthalts am nämlichen Orte dazu beytragen, daß die Handlung in einer dem Wesen der Individualitäten angemessenen Gestalt zum Vorschein kam.

Ton der Darstellung und Wirkung auf das Gefühl.

Wie der Rhythmus in der Form des Wellenschlags durch Weiß und Dieß fortschreitet, so wird auch im Roman der Fortgang der Erzählung bald ruhig und gelassen wie auf ebener Erde sich bewegen, bald in lyrischer Begeisterung mit mächtigem, leidenschaftlichem Aufschwung sich zur Arsis in die Höhe heben. In den meisten Stücken der Wanderjahre zeigt sich eine besänftigte Stimmung und Ruhe der Gefühle obwaltend: es sind Erzählungen ohne leidenschaftliche Triebe, wie von Sanct Joseph, oder wissenschaftliche und moralische Auseinanderlegungen, oder Schilderungen von Lebenszuständen, wie die Erfahrungen in der pädagogischen Provinz (10, 11, 13. Kap.) und der Aufenthalt unter den Wanderern (von Seite 337 bis zu Ende.) Doch andere Darstellungen erregen heftig die Gefühle und zwar besonders die Erinnerungen an Natalien und die Schmerzen des Entsagens. Daher Briefe, wie der an Natalien Seite 10, (in welchem S. 11 die Wehmuth über die Trennung und S. 14 die Hoffnung, die Geliebte wieder zu sehen und im Thränen-Erguß von den Schmerzen des Entbehrens sich zu erholen ausgesprochen ist), die Tage auf dem großen See, im 12. Kap. S. 258, die geistesbafte Erscheinung Natalien's S. 332 und die Erscheinung Natalien's herbergeführte Erregung des Gemüths ist sehr wohlthuend und an passender Stelle, weil vorher und darnach Verhandlungen und Auseinandersetzungen von solcher Art vorkommen, daß dabey die Gefühle ruhig bleiben. Die Darstellung daß überhaupt im Ganzen des Buchs einen gelassenen Ton; solche Schonung der Gefühle läßt eine weite Ausdehnung eines Buches zu. Darum hat das Epos einen Umfang von vier und zwanzig Gesängen erlangt, während die lyrischen Gedichte nur kurz sind. Auch ein Roman, in welchem Gemüth und Phantasie beständig gespannt sind, und die Abspannung nur wenig und nur auf kurze Dauer nachläßt, darf eigentlich nicht voluminös seyn. Deswegen sind wir mit Werther bald zu Ende, können uns aber lange mit Wilhelm Meister unterhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 26. November 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden ꝛc.

(Fortsetzung.)

Es sey vergönnt, von unserm Buche wieder seitwärts auf die Wahlverwandtschaften zu blicken, welche ganz anders beschaffen und eingerichtet sind, so daß in dieser Vergleichung Manches durch den Gegensatz zu größerer Klarheit sich hervorheben möchte. Wenn im ersten Theil der Wahlverwandtschaften der ruhige Anfang der allmählig sich entwickelnden Begebenheiten und die sanften Szenen des häuslichen und ländlichen Lebens uns wie im heitern Spiegel einer unbewegten Wasserfläche zu stiller Erzählung anmuthige Bilder schauen lassen, so nehmen dagegen im zweyten Theil die in gewaltigen Schläge sich offenbarenden Verhängnisse und das Getrieb mehrerer Personen unsre Empfindung auf das heftigste in Anspruch. Von gelindem Anfang erhebt sich die Geschichte stufenweise durch mancherley Ereignisse fortschreitend bis zu furchtbaren Katastrophen. Der im ersten Theil gestreute Saame schießt im zweyten in mächtigen Gewächsen und Verzweigungen auf und mehr und mehr drängen sich die Begebenheiten. So hat auch Herodot sein Geschichtswerk angelegt: er flicht in den vordern Büchern viele anmuthige Erzählungen als Ruheplätze ein, stellt aber gegen das Ende hin die furchtbaren Ereignisse des Perserkrieges dar, ohne andern Gegenständen, an welchen sich das Gemüth von der durch diese Betrachtung hervorgebrachten Anspannung strengen Ernstes erholen könnte, Raum zu gönnen. Ja selbst in der Ilias wird gegen das Ende hin die Spannung unsers Gemüths unaufhaltsam mehr und mehr gesteigert durch den Tod des Patroclos, die Ereignisse an und in den Flüssen, die Theomachie, den Tod Hectors; und der Held des Epos, Achill, verläßt nicht wieder, andern Auftritten weichend, den Schauplatz.

Dieser Nachweisung gemäß findet in den Wahlverwandtschaften eine immerfort sich erhöhende und verstärkende Steigerung, in den Wanderjahren aber eine Hebung und Senkung der Gemüthsstimmung in der Form des Rhythmus und des Wellenschlages statt.

Plan und Anordnung.

Unterbrechungen des Zusammenhangs.

Wegen Unterbrechungen des Zusammenhangs und der Folge erscheinen die Wanderjahre mitunter fragmentarisch. Doch kommen da keine gefährlichen Sprünge vor, keine Lücken, welche die Empfindung des Mangelhaften erregen könnten. Die einzelnen Stücke sind zwar in sich selber rein vollendet und bilden schöne Ganze; doch zugleich sind sie in das Ganze der Geschichte mit hineingezogen und gehören als Bestandtheile zur Entwicklung der Hauptidee. Man gewahrt leicht das Gemeinsame und Zusammenstimmende, den alle Einzelheiten durchziehenden und verknüpfenden Faden. Es herrscht durchaus innerer Zusammenhang und Folge. In einer Recension der Wahlverwandtschaften (in der Jen. A. L. Z. 1810, Januar Nro. 16 und 17, unterzeichnet k. f. d.) wird behauptet: „der Zufall, der einer Bemerkung in den Lehrjahren zufolge im Roman zulässig ist, spielt in den Wanderschaften, der Idee des Ganzen gemäß, eine Hauptrolle.“ Diesem Satz könnte ich nicht beypflichten; unser Autor selbst scheint anders gestimmt, indem er (K. u. A. I. 2. Seite 95) das bedeutende Wort niederschrieb: Des Menschen Leben ist nur insofern etwas werth, als es eine Folge hat.

Einzelheiten.

Das Lob, welches den in den Lehrjahren auftretenden Personen gegeben wurde, gebührt auch den hier vorkommenden: daß uns von ihnen nicht nur halbe Kenntniß, sondern deutliche, von den meisten ziemlich vollständige Bilder ihrer Charaktere gegeben werden. — Durch kräftiges, frisches Leben und Vollständigkeit und Klarheit in der Darstellung sprechen auch die einzelnen Partkieen des Buches, deren jede für sich ganz eigenthümlich und von den andern verschieden gebildet ist, den Leser so lebhaft an und erfüllen seine Seele. Sie bezeugen und bekräftigen, was Goethe von sich bekennt: „Weil ich meist klar bin und dem Gegenstand bald seine Eigenthümlichkeit abgewinne, so kann ich mehr thun und wagen als ein Anderer.“ (Aus meinem Leben. Zweyte Abth. 2. Seite 38).

Digitized by Google

Zwischenrede.

Die „Zwischenrede“ S. 254 ist eigentlich eine Vorrede. Daß sie aber, statt voran zu stehen, in die Mitte aufgenommen wurde, gab Gelegenheit zu einem Vortheil in der Darstellung, daß nämlich am Anfang der Grundsatz properare in medias res beobachtet werden konnte.

Combination der Verhältnisse.

Die Geschichte wird künstlicher zusammengesetzt und verflochten, als sie es in den Lehrjahren war, durch die vielen neu hinzutretenden Personen. Mag der Autor sehen, wie er sich mit ihnen allen abfinde; so schnell und leicht wird es wohl nicht geschehen können. Indessen läßt er uns das Beste hoffen, da er in der „Zwischenrede“ erklärt, die Herausgabe dieser Bändchen sey seit zwanzig Jahren verspätet worden. Es ist also die Rede von mehrern, oder wenigstens von mehr als einem schon seit geraumer Zeit ausgearbeiteten Bändchen oder Büchern. So dürfen wir ihrer baldigen Erscheinung entgegen sehen.

In ähnlichem Verhältnisse, wie die Wanderjahre zu den Lehrjahren, steht der zweyte Theil der Wahlverwandtschaften zum ersten. Im ersten Theil finden wir fast blos die vier Personen, welchen die Hauptrollen zugetheilt sind und an denen am Schluß das furchtbare tragische Verhängniß in Erfüllung geht. Dagegen wird im zweyten Theil der Wahlverwandtschaften die Darstellung mannigfaltiger, weil da mehrere Personen mit ihren Werken vorgeführt werden, welche, auf die Hauptidee bezogen, hier nur Nebenrollen spielen und von denen wir nur einzelne Szenen der Lebensgeschichte erfahren, nach deren Verlauf sie für immer vom Schauplatz abtreten. Sie haben ihre Stelle in der Geschichte durch ihre Einwirkungen auf die Hauptpersonen, indem sie ihren Charakter von einer Seite anregen, von welcher wir ihn sonst nicht würden kennen gelernt haben, wie der Architect, die Gesellschaft Lucianens, der Gehülfe im Hausfach Ottiliens, deren religiöses Gemüth der erste, die andere ihr Zartgefühl für das Schickliche und ihren Takt im gesellschaftlichen Leben, der dritte ihr Erziehungstalent für uns zum Vorschein bringen. Oder die Nebenpersonen dienen zur Entwicklung bedeutender, in die Geschichte mächtig eingreifender Begebenheiten, wie Luciane zur Entfernung Ottiliens aus der Pension, der Gehülfe zur Rückreise in dieselbe, der Architect zur Offenbarung ihrer tiefen Wurzel der Liebe zu Eduard. So wie im zweyten Theil der Wahlverwandtschaften die Nebenpersonen vornehmlich die Umgebung ausmachen, so waren es im ersten Theil die mannigfaltigen Partheien des ländlichen und häuslichen Lebens.

Aneinanderreihung und Vertheilung der einzelnen Partheien.

Nun wieder von den Wahlverwandtschaften zurück zu den Wanderjahren! Die einzelnen Partheien derselben sind auf folgende Weise an einander gereiht: voran steht die Geschichte von Sanct Joseph dem zweyten (1—4. Kap.). Es folgt eine Wald- und Bergwanderung und die Zusammenkunft mit Jarno (5. 6. Kap.). Diese Reise bildet den Uebergang zum Aufenthalt in der Familie des Gutsherrn (7.—9. Kap.). Da wird die Veranlassung gefunden zur Reise in die pädagogische Provinz (10. 11. 12. Kap.). Ein Brief von einem Frauenzimmer aus der Familie des Gutsherrn und eine zugleich übersendete Erzählung füllt das zum zweyten Mal vorkommende eilfte Kapitel, und führt die Reise an den großen See herbey, deren Gemälde das zwölfte Kapitel enthält. Das dreyzehnte Kapitel schildert den zweyten Aufenthalt in der pädagogischen Provinz, sodann alle folgende das Leben auf dem alten Schlosse unter den Wanderern. Die vordern Partheien des Buches sind durchbrochen mit Briefen von Wilhelm und von den Familiengliedern des Gutsherrn, die letzten von Episoden oder Anekdoten.

In der Gestalt von Episoden eingefügte Erzählungen sind: der Mann von fünfzig Jahren, die neue Melusine, die pilgernde Thörin, wo stirbt der Verräther? Meistens scheinen dieselben auf den ersten Anblick außer dem Zusammenhang der Geschichte zu stehen: aber in der Folge sieht man, daß sie doch eingreifen und in das Ganze verflochten sind. Episoden sind, nach der Vorstellung der Alten, Ruheplätze (ἀναπαύσεις): sie ergötzen den Sinn mit anmuthiger Unterhaltung; sie dienen zur Erholung vor der Anstrengung, welcher der Geist sich dadurch unterzieht, daß er dem Verfolg einer Geschichte unaufhaltsam nachgeht, und bald in ernsthafte Betrachtungen sich vertieft, bald tragische Katastrophen erfährt.

Die pädagogischen Bemerkungen sind durch zwey Kapitel (durch das zweyte der beyden eilften und durch das zwölfte) unterbrochen, und werden im dreyzehnten wieder fortgesetzt. Eine wichtige Sache wird verhandelt, die zu ernsthaftem Nachdenken auffordert: darum wird der Leser nicht angehalten, in Einem fort damit sich zu beschäftigen, sondern in einer eintretenden Zwischenzeit wird er auf andere ergötzende Weise unterhalten. So wird im Rochus-Fest zu Bingen die auf dem Berg gehaltene Predigt zweymal unterbrochen durch Bemerkungen, die vom Inhalt derselben abgehen, nämlich bey den Uebergängen vom ersten zum zweyten, und vom zweyten zum dritten Theil (K. n. A. I. Bd. 2. St. S. 123, 126). Unser Autor macht es besser als Aeneas, der ohne Unterbrechung zwey ganze Bücher hindurch erzählt (das 2. und 3. der Aeneis). Es ist naiv, daß Aeneas am Anfang seiner Erzählung (Aeneis, II., 9) vom Schlaf spricht; nur irrt er, wenn er ihn den sinkenden Gestirnen zuschreibt; mehr noch ruft ihn das Langwierige, Ermüdende der in Einem fort gehenden Erzählung herbey.

Digitized by Google

Die Darstellung des Aufenthalts bey den Wanderern, wo mancherley Gegenstände verbandelt und Betrachtungen angestellt werden, ist mit drey episodischen Erzählungen durchbrochen.

Es sey wieder erlaubt, nach den Wahlverwandtschaften hin abzuschweifen, wir finden da den Plan ganz anders angelegt, die Bestandtheile anders vertheilt. Die verschiedene Einrichtung ist aber auch in der verschiedenen Beschaffenheit gegründet: in den Wahlverwandtschaften herrscht Bewegung, Handlung vor, in den Wanderjahren Betrachtung, Beobachtung, Darstellung von Zuständen. Von den allgemeinen Betrachtungen, die in den Wahlverwandtschaften vorkommen, dienen einige wenige erzählte Begebenheiten zur Einleitung oder zum Schluß; mehrere andere stehen in Ottiliens Tagebuch; weitläufigere sind in Gesprächen verhandelt, wie die Erörterung des Begriffs von Wahlverwandtschaft im dreyzehnten Kapitel des ersten Theils, und die Verhandlung vom Heirathen im zehnten Kapitel, wozu noch Mittlers Worte aus dem neunten Kapitel gezogen werden können. Die Mittheilungen aus Ottiliens Tagebuch erscheinen als schöne Episoden. Wie Jupiter auf dem Ida von dem Schlachtgetümmel weg seinen Blick nach dem friedlichen Hirtenvolk, den Hippomolgen, hinwendet, so nimmt der Leser gerne Abschied von Lucianen und ihrem wilden Treiben, da sie in die Stadt zurückkehrt, und überläßt sich nach diesem, wie nach andern heftigen Auftritten eine Weile lang den aus jenem Tagebuch ausgezogenen stillen Betrachtungen einer schönen Seele.

Das Detail der Begebenheiten ist in den Wahlverwandtschaften mehr in einander gearbeitet und verschmolzen als in den Wanderjahren. So verwehnen wir in dem zuerst genannten Roman von einer Person nicht alles Zusammengehörige auf einmal, sondern einen Theil davon früher, einen andern später, besonders zu verschiedener Zeit die Schilderung ihres Wesens und die Erzählung ihrer Handlungen. Im dritten und fünften Kapitel des ersten Theils, stellen die Berichte aus der Pensions-Anstalt die Charaktere Ottiliens und Lucianens dar; aber auf dem Schauplatz tritt erstere erst im sechsten, die andere in den zweyten Theils viertem Kapitel auf. Durch die vorangegangene Schilderung sind wir mit ihnen bekannt geworden, so daß sie nun gleich bey ihrer Erscheinung unsere Theilnahme für sich haben. — Manchmal werden Personen zuerst nur flüchtig erwähnt, erst später wird der Beschreibung ihrer Handlungen Raum zur Verbreitung vergönnt. So ist der Architekt behandelt. Im vierzehnten Kapitel des ersten Theils wird bey Beschreibung der Arbeiten seiner erwähnt als eines Untergeordneten des Hauptmanns wegen seiner Hülfleistung. Im fünfzehnten Kapitel kommt wieder, um uns an ihn zu erinnern, sein Name vor, doch so, daß er nicht die geringste Aufmerksamkeit verdient, da er nur von Eduard bey einem Geschäft als Mittel gebraucht wird. Erst am Ende des zweyten Theils zieht der Mann unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich, indem er in seiner vollen Thätigkeit dargestellt wird.

Dem Drang der Begebenheiten wird in den Wahlverwandtschaften manchmal durch episodische Unterbrechungen Einhalt gethan und das Gemüth des Lesers wird dadurch vor Erhitzung verwahrt, daß stark aufregende Ereignisse mit gleichgültigern Erzählungen oder Darstellungen abwechseln. Dazu gehören im ersten Theil die Darstellung der Parkanlagen, das Fest bey Niederlassung des Grundsteins, die Rede des Maurers, im zweyten Theil Ottiliens Tagebuch, die Erscheinung des Lords mit seinem Begleiter. Da der Leser mit Ottilien in der Kapelle in Gefahr gerathen könnte, in fühlloses Staunen zu versinken, so bilden die Menschen- und Geister-tummelnden wilden Züge Lucianens einen wohlthätigen Gegensatz zu dieser zarten Empfindsamkeit. Der Stoff ist in die zwey Theile und in deren Kapitel solchermaßen vertheilt, daß am Anfang dem unbefangenen Sinn des Lesers sinnliche Gegenstände (Natur, Feste.) in ihrer durch keine Schuld getrübten Schönheit, späterhin Betrachtungen von tiefem ernstem Gehalt vorgeführt werden, gleichwie der Morgen unsern Blick auf die Erde, der Abend auf die das Dunkel durchleuchtenden Sterne des Himmels leitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Criminal-Politik.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man sagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze, sagte er zum Volke, welches: es lebe der Kaiser schrie; „ja, laßt nur euren Kaiser leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwey Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach weniger als zwey Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwey Jahre gewartet mit seiner Verschwörung? In Spanien wurden Portier, Lasey, und wie die andern alle hießen, auch von Rechtswegen erschossen. Ihr Tod war nicht des Schusses Pulver werth. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben, und unter Jubelgesängen herumgetragen; — Moutarde après dîner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ih-

Digitized by Google

nen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechtswegen. Deren guten Freunde haben sich die Rache vorausgenommen, und die Offiziere der Königlichen Leibwache, die sich am 7ten Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechtswegen erschiessen lassen. Jetzt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue .... Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche; aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu seyn. Und dann fordere ich Jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drey Tagen pragmatisch, ja sogar ein Winddeutel, wenn er nicht vorsichtig ist ... Seit dreyßig Jahren mußten so viele Tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabey zu Werke geht. Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon, von Hütte zu Hütte, von Pallast zu Pallast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber ob das ein Verbrechen sey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen, verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sey, was vollendet, mit einer Lorbeerkrone, versucht, mit einer Dornenkrone, vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verschwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Unschuld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort, rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler leiten den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit, das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit seufzen die spanischen Constitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Nothwendigkeit so nothwendig nicht gewesen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese letztern haben gewiß recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen, sie wollen nur die Ueberreste des Mittagsessens am Abende verzehren, und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch Einer übrig bleibt; dann habt ihr beyde euern Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen?

Dr. Börne.

Biographie.

Artemius von Wagarschapat am Gebirge Ararat. Leidensgeschichte seiner Jugend, seine Entweichung, sein Zug mit der russischen Armee nach Persien und zurück nach Rußland. Aus dem Armenischen in's Russische übersetzt von dem Verfasser selbst. Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt und begleitet mit einer Einleitung über Geographie, Geschichte Religion und Literatur von Armenien durch von Busse. 8. Halle bey Hemmerde und Schwetschke.

Wir haben schon früher im Morgenblatt dieser interessanten Schrift als einer englischen gedacht, und freuen uns ihrer nun als einer deutschen recht vermehrten Erwähnung thun zu können. Obschon die deutsche Uebersetzung des Artemius von dem Herrn Consistorialrath von Busse schon voriges Jahr erschien, so ist doch immer besser sie spät als gar nicht anzuzeigen. Um so mehr machen wir uns dieß zur Pflicht, da in diesem Jahr nun auch eine französische Uebersetzung erschienen, welcher jedoch die verdienstvolle Zugabe des Hrn. v. Busse über Geographie, Geschichte, Religion und Literatur von Armenien mangelt, die für viele, besonders in Rücksicht der Geschichte des Christenthums in jenem Lande, fast von höherem Interesse seyn dürfte als die Leidensgeschichte unseres Artemius selbst. Wir untersuchen nicht die Wirklichkeit der Existenz dieses Artemius, da die Geschichte seines Lebens als Dichtung oder als Wahrheit gleich gut aufgenommen werden mag. Die Gegend und die Sitten, die er uns schildert, empfehlen sich durch Frembartige und Seltene ihres Charakters, besonders aber durch die Wahrheit und Anordnung der Bilder. Ein Ueberrest patriarchalischen Regiments; der Feudalismus aller schöneren Bedeutung beraubt, die ihm der edlere Geist des Ritterthums gegeben, und der sich in seiner ganzen Häßlichkeit zeigt; die Folgen des Despotismus, der Unwissenheit und des Religionshasses mitten unter Lastern und häuslichem Jammerleben, dagegen der stille Trost der Tugend und Kindlichkeit — und die hohe Macht einer reinen Herzensreligion sind die Gegenstände die auf einem natürlichen Grund auf das treufte ausgeführt sind. Ihre anziehende Wahrheit erregt die lebhafteste Theilnahme an dem Schicksal des Artemius und seiner Mutter, deren Muth und Resignation im Unglück, in der Sklaverey und unter allen ihr von der Vorsehung aufgelegten Prüfungen man zu bewundern sich nicht enthalten kann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Freitag den 29. November 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die eine Hauptidee des Buches, die Entsagenden.

„Die Entsagenden" so lautet der andere Titel der Wanderjahre, und damit ist eine dem Ganzen zu Grunde liegende Hauptidee angedeutet. Seite 251, in Hersiliens Brief: „Das sind nun auch wieder einmal Entsagende!" — S. 292: „Nun fühlte sich unser Künstler eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen, abermals schmerzlich geprüft zu werden." — S. 332. „Einige Stellen deuten auf den hohen Sinn des Entsagens, durch welchen der eigentliche Eintritt ins Leben erst denkbar ist." — Das Wesen des Entsagens entspricht dem Eigenthümlichen des Romans und der bey Goethe obwaltenden Ansicht des Menschenlebens, da dieses in dem Zusammenhang und unter der Bestimmung und dem Einfluß der Umstände und Ereignisse befangen ist und auf der dergestalt beschränkten Bahn handelt und fortschreitet. „Schicksal und Gemüth sind Namen Eines Begriffes," steht irgendwo geschrieben. Trotzig sich auf sich selbst stellen, um frey und selbstständig zu handeln, sich in sich verschließen, sich aus sich selbst entwickeln, herausspinnen wollen, mit Geringschätzung der umgebenden Umstände und des Schicksals, ohne äußere und höhere Mächte anzuerkennen, ist Selbstzerstörung. Was vom begeisterten, muthigen Jüngling als das Beste, Schönste, Höchste erkannt wird, kann vom besonnenen Manne nicht erreicht, nicht realisirt werden; dem darnach strebenden geht die Kraft aus in der ungemessenen Weite; daher muß sie, um tüchtig zu wirken, beschränkt werden. Nun ist aber die Selbstbeschränkung nicht willkührlich, sondern wird durch die Umstände vorgeschrieben. Was diese ihm zutheilen, damit soll ein Jeder sich bescheiden, öfters Verzicht leisten auf das Erwünschteste, das Liebste. Er beschränkt sich um der Pflicht und des Berufs willen, aus Religion und in der Nachfolge Christi, und in frommer Ergebung in die höhere Fügung erhält er sich unter den Leiden des Scheidens und Entbehrens Zufriedenheit des Gemüths. Mit dieser Ansicht des Menschenlebens wissen fromme Gemüther in dem Schicksal die Vorsehung zu verehren. Wie sie die Schmerzen des Entsagens überstehen, gewinnen sie zugleich die den Christen empfohlene Geduld im Unglück. Die Bibel lehrt: „denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten gereichen. — Wie das Gold durch das Feuer, also werden die, so Gott gefallen, durch das Feuer der Trübsal bewähret." Ferner gebietet die Religion, alles Wünschen und Wollen und alles Gelingen und Mißlingen desselben dem Willen der ewigen Liebe und Weisheit unterzuordnen, und deten zu lernen: Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe, der ist allein der beste.

Oft haben die Schmerzen des Entsagens zu thatenvollem Leben und großen Werken aufgeregt. Sie begeisterten den von der geliebten Laura geschiedenen Petrarca und den aus der Heimath verbannten Dante zu unsterblichen Gedichten.

(Dieser vermißte die Heimath immerfort, auch selbst am Fürstenhofe der Scala.

> Tu proverai sì, come sa di sale
> Il pane altrui, e come è duro calle
> Il scendere e 'l salir per altrui scale. —
> Paradiso, Cant. 16.)

Die Wahlverwandtschaften.

Wie der eine Roman durch das Entsagen, so ist der andere durch die Wahlverwandtschaft bezeichnet. Dieser Begriff ist da auch in die Mitte des Buches und der Begebenheiten gestellt; er ist gleichsam, wie die Orakelsprüche in den Geschichtsbüchern des Herodot, der ideale Lenker und Dreher der Begebenheiten und also genauerer Erwägung würdig. Und gerade in diesen Hauptbeziehungen finden wir wieder die beyden Romane im Gegensatz zu einander.

Die Kraft der Wahlverwandtschaft, welche im Kreise unsrer vier Hauptpersonen eine eheliche Verbindung zu

Digitized by Google

trennen, dagegen Personen, die einander vorher fremd waren, zu nähern und zu verbinden trachtet, besiegen nicht nur Charlotte und der Hauptmann, sondern sogar Ottilie, obgleich ihrem zart sich entfaltenden Gemüth die Klarheit des Verstandes und die durch Erfahrung und klugen Sinn ausgebildete Stärke des Characters abgeht, wodurch die beyden ersteren ihre Welt regieren. Sie war ein schwaches, schirmbedürftiges Weib. Statt des Schirmes stellte sich ihr der Mann ihres Herzens dar, umschlang sie mit den Banden der Liebe und zog sie damit ins Verderben: Eduard stört nämlich ihren gefaßten Entschluß und verwirrt ihren Sinn so sehr, daß sie (im 13. Kap.) zu ihm spricht: „ich bin die Deine, wenn Charlotte es vergönnt.“ Doch nach dem erfolgten Unfall erhebt sie sich von neuem und stärker zum Entschluß des Entsagens. — Von vorn herein steht schon bemerkt, daß Eduard gewohnt war, sich nichts zu versagen: daher die Hartnäckigkeit im Durchsetzen seines leidenschaftlichen Verlangens, daher sein Unvermögen, dem Willen Charlottens den seinigen aufzuopfern. Statt seine Handlungen der Vernunft unterzuordnen, folgt er blind den Trieben der Leidenschaft. Die Sehnsucht, die ihn ergreift, ist „unwiderstehlich“ (S. 352 der Ausgabe von 1810). Ferner (S. 353) „von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, schlich er aus seinem Hinterhalte,“ und wie er Ottilien sieht, „fliegt er auf sie zu.“ So bewirkte er unfreywillig eine Zusammenkunft, darnach eine zweyte: S. 382 „er dachte, er überlegte nicht; er wünschte, er wollte nur.“ — Dieses Vergehen Eduards ist das wichtige Ereigniß, aus welchem das Tragische der ganzen Geschichte hervorgeht, und hat die Schuld der drey Leichen, die da fallen, auf sich. Gemäß dem Grundsatz S. 373 „die schätzenswerthesten Freystatt ist da zu suchen, wo wir thätig seyn können“ wollte Ottilie sich in einen ihrer Kraft angemessenen Wirkungskreis entfernen; da würde die Idee ihres Wesens sich entwickelt, sich vollkommener ausgebildet haben; nicht mehr gebunden an einzelne irdische Gegenstände und an Personen, blos der Pflicht lebend würde sie in eine höhere, reinere Region sich erhoben haben. Aber statt zu zeigen, was menschliche Kraft vermag, wenn sie sich rein und ungestört vollendet, werden die Folgen von den Störungen dargestellt, welche die Entwicklung des innern Sepns und Wollens in der Wirklichkeit zu erleiden pflegt. — Wie rein und gewissenhaft ist dagegen die Pflicht des Entsagens in den Wanderjahren beobachtet, S. 293: „die Freundinnen waren bey'm frühesten Scheine des Tages abgefahren und der zurückgelassene Brief enthielt die Forderung, daß man ihnen weder folgen, noch sie irgendwo aufsuchen, ja, wenn man sich zufällig begegnete, einander treulich ausweichen wolle.“

Nach der Idee der Wahlverwandtschaft würden eheliche Verbindungen nur auf natürliche Aehnlichkeiten und entsprechende Eigenschaften der Individuen gegründet werden können. Eduard und Ottilie erscheinen gewissermaßen als einander angeboren durch die Schlußbemerkung, S. 414: „Welch ein freundlicher Augenblick wird es seyn, wenn sie dereinst zusammen erwachen.“ Allein jene Gesetze chemischer Anziehung sind bloße Naturkräfte: der Mensch steht auf einer höhern Stufe und die sittlichen Gesetze sind über die chemischen erhaben. Die Ehe ist ein Vorzug des ethischen Adels der Menschen, indem zwey Personen eine dauernde Verbindung zur Aufgabe ihres Lebens nehmen und Kraft haben, sie zu halten. Das häusliche Zusammenleben, die beständige, gegenseitige Aufmerksamkeit der Ehegatten, das herzliche Theilen von Freud und Leid muß eheliche Liebe und Treue stiften und erhalten. Ein Hauptgrund derselben, wenn Mann und Frau auf vornehmem Fuß und in der großen Welt lebend, die Haus- und Familiengeschäfte andern Personen überlassen. Es ist ein heiliger, moralischer und religiöser Wille, vermöge dessen das Bündniß der Ehe geschlossen wird, welche deßwegen den Katholiken als ein Sakrament gilt. Allerdings hat der Mensch diese Willenskraft, diese Fähigkeit, einem heilig beschworenen und geweihten Bündniß lebenslänglich treu zu bleiben.

Vielleicht mag es mißbilligt werden, daß ich zur Entwicklung und Verbandlung psychologischer Gegenstände religiöse Sätze und Absichten herbeygezogen. Ich kam auf die Hauptideen der beyden Romane zu sprechen; und ich bin der Meynung, daß, wenn man den Grundideen der menschlichen Handlungen und Ereignisse nachforscht, immer die Religion als in der Mitte des sittlichen Lebens stehend gefunden werde. —

Verhandlung des Einzelnen.

Sanct Joseph der Zweyte.

Sanct Joseph der Zweyte spricht uns bey aller Seltsamkeit doch als Natur an, und wird als ein ungekünstelter, treuherziger, frommer Character anerkannt. Die Kunst ist Reflex der Natur, und umgekehrt diese Reflex von jener; ebenso spiegeln Natur und Menschheit, auch Gegenwart und Vergangenheit einander gegenseitig ab, so daß das Eine zum Gleichniß des Andern dient. Diese Einheit des Wesens in den verschiedenen Reflexen zu erkennen, ist die Gabe des Sehers. „Jedoch ein dergleichen Apperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immer fort, man gebärde sich, wie man wolle, eine esoterische Eigenschaft.“ (Morphol. S. 248).

Die Entstehung der seltsamen Erscheinung ist S. 20 erklärt und gedeutet: „das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht,“ wozu Wilhelm bemerkt, daß der vor Jahrhunderten in dieser Bergsee gewaltig wirkende Geist

Digitized by Google

auch aus diesen Trümmern noch seinen Einfluß auf ein lebendiges Wesen ausübe.

Der Schöpfer sagt S. 24: „dadurch, daß man mich in der Taufe Joseph nannte, bestimmte man gewissermaßen meine Lebensweise.“ Es ist eine schöne Beobachtung, daß durch Pietät vor dem Namenspatron die äußere Gestalt des Lebens demselben ähnlich wurde. Auf ähnliche Weise verändert sich die Hand der schreibenden Ottilie von selbst, ohne bewußte Nachahmung, zu den Zügen ihres Geliebten. (Wahlv. 12 Kap.).

Fitz.

Fitz, hin und her springend über Stock und Stein, den frischen Brüchen der Felsen-Ecken nachspürend. (S. 58, 61, 82 der WJ.) Man meynt wirklich ein Irrlicht vor Augen hin und her hüpfen zu sehen; die Aehnlichkeit ist vollkommen. So zeigt und wiederholt sich die äußere Natur im Menschen, und durch die Wahrnehmung dieser Aehnlichkeiten können Mädchen gebildet werden. In die Darstellungen, wie äußere Natur und Menschheit sich gegenseitig in einander abspiegeln, gehören zum Wesentlichen der Poesie. Daher machen die Gleichnisse einen Hauptvorzug Homers aus, welcher dazu nur fähig war, weil er in großer Naturanschauung lebte. Allein ein Dichter unsrer Zeiten soll, dem gegenwärtigen Zustand der Kultur Genüge zu leisten, der Naturanschauung, dem Leben in schöner Natur auch noch naturwissenschaftliche Studien beygesellen. Die Verbindung der Kenntniß der Menschheit und der Natur, das Ineinanderbilden der beyden Elemente erzeugt die poetische Ader und die Phantasie, welche wir daher im Geiste Alexanders von Humboldt in vorzüglicher Fülle und Höhe sich regend und waltend anerkennen.

Jarno.

Indem sich Jarno in das geheimste Gebirg zurückzieht, zeigt er sich zugleich als bitterer Verächter der Menschen. Er spricht (S. 70 der WJ.) zu Wilhelm: „Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannst, so bist du unter ihnen nichts nütze.“ Manche Personen, die uns vorgeführt werden, sind vielleicht nichts anderes, als Personificationen von besondern Stimmungen des Dichters. Unter seinen mannigfaltigen Lebenserfahrungen mögen ihn mitunter wohl ähnliche Gedanken angewandelt haben, wie sie denn, um ein Beyspiel anzuführen, angedeutet werden durch das 73ste der venetianischen Epigramme: Wundern kann es mich nicht u. s. w. Wie in lyrischen Gedichten durch einzelne Lieder, so mögen im Roman durch Personen individuelle Stimmungen offenbart, realisirt erscheinen. Damit stimmt Goethe's eigener Ausspruch zusammen, daß man in der Form des Briefwechsels (in welchem ja auch mehrere Personen handelnd und aufeinander wirkend sich zeigen,) sein eigenes Empfinden mannigfach und anmuthig an den Tag geben könne. (K. u. A. III. Bd. 3. St. Seite 167).

Der Aufenthalt beym Gutsherrn.

Der Aufenthalt bey dem Gutsherrn und die daran geknüpften Reisen sind im siebenten, achten und neunten Kapitel erzählt (S. 81 — 154). Ein mannigfaltiges Gemälde, zusammengesetzt aus vielen Einzelheiten, wie sie im häuslichen und geselligen Leben vorkommen: Individuen, Ereignisse, Zustände, Eigenschaften, wie die Schreibseligkeit in gebildeten Familien (S. 97), ein denkender Landwirth (S. 132), welcher an den Schweizer Kleinjogg erinnert, Anhänglichkeit an altes Besitzthum (S. 148), weibliche Gewandtheit in Gesellschaften (S. 243). Im zweyten der beyden eilften Kapitel (S. 199 — 253), (welches den Uebergang von dem Aufenthalt bey dem Gutsherrn zur Reise an den großen See bildet,) sendet Herrilie an Wilhelm das Manuscript vom Mann von fünfzig Jahren. In dieser Erzählung wird vorzüglich die Eitelkeit charakterisirt, und die eigentliche Erklärung dieser Eigenschaft kommt in der Rede des theatralischen Freundes vor. (S. 221 — 3).

Vornehme Gesellschaft.

Auf dem Landgute werden wir in einen vornehmern Zirkel adelicher Personen eingeführt. Solche Gesellschaft ist es meistens, welche der Verfasser in seinen neuern Werken aufzuführen pflegt, wie denn die Wahlverwandtschaften in einem geschlossenen adelichen Kreise spielen, da hingegen frühere Werke, wie Werther, auch noch Hermann und Dorothea, das bürgerliche Leben behandeln. In den verschiedenen Ständen treten wesentlich verschiedene Lebensarten und Sitten hervor.

Die der feinen Welt Angehörigen unterscheiden sich in Kleidertrachten, überhaupt im Aeußern wenig und verhalten im Umgang sorgfältig, ihre besondere Lage und Beschäftigung merken zu lassen. Nur das allgemeine Menschliche erscheint; nicht Umstände, nur geistige Kräfte dürfen auf einander wirken. Auf ähnliche Weise sind auch in den poetischen und bildlichen Darstellungen der Alten die vorkommenden Personen vom Beyweisen entblößt. In den Lamenten des Aeschylus sind die Priesterinnen und die Furien durch ihre menschliche Gesinnung und durch Leidenschaften, nicht durch Eigenheiten ihres Standes charakterisirt. Dergleichen Eigenheiten der plastischen Kunst hat Goethe nachgewiesen in der Verhandlung des Laocoon. (Propyläen, 1stes Stück. S. 7.)

Im Gegentheil charakterisiren und individualisiren die Neuern ihre Gestalten durch Verbindung mit den Umge-

Digitized by Google

bungen, wodurch sie sich dann als Romantiker erweisen. Der Unterschied springt klar hervor, wenn man in der erwähnten Reichsschen Tragödie die Auftritte im Innern des Tempels, wo die Furien und die Pythia handeln, mit dem heimlichen Gericht im Göz von Berlichingen vergleicht. Die letztere Scene bewegt sich ganz in seltsamen, diesem Amte eigenen Ceremonien und Redeformeln.

Zu den Zwecken und dem Verfahren der romantischen Dichter mögen Personen auf niedrigem Stand besser passen als Vornehme, wie das 75ste Epigramm aus Venedig andeuten scheint: Hast du nicht gute Gesellschaft gesehen? u. s. w. — Die gemeinen Leute werden durch die Sorgen für ihre leibliche Existenz bestimmt, und nehmen daher von ihrem Berufswerke Eigenheiten an. Sie sind ihrem Geschick hingegeben, werden von ihm gemeistert und gestaltet.

Besonders bemerkenswerth sind die Ansichten über den Unterschied zwischen Edelmann und Bürger in einem Briefe Wilhelm Meisters im dritten Capitel des fünften Buches der Lehrjahre, wo es heißt: „in Deutschland ist nur dem Edelmann eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, personelle Ausbildung möglich. — — Der Bürger darf nicht fragen: was bist du? sondern nur: was hast du? — — Des Bürgers Persönlichkeit geht verloren, er mag sich stellen, wie er will. — — Wenn der Edelmann durch die Darstellung seiner Person alles gibt, so gibt der Bürger durch seine Persönlichkeit Nichts und soll Nichts geben.“ Diese Ansicht stimmt freylich mit dem vorhin erwähnten venetianischen Epigramm nicht wohl zusammen: der Contrast muß eben durch die Verschiedenheit des Standpunkts, der Situation und der Stimmung ausgeglichen werden.

Pädagogische Provinz.

Die drey dem Erziehungswesen gewidmeten Kapitel betreffend (10. 11, 1. 13.), darüber sind meine Gedanken noch nicht zu hinlänglicher Klarheit gediehen, um Etwas sagen zu können.

Tage auf dem großen See.

In der Schilderung der Tage auf dem großen See (12tes Kap.) regt sich etwas Dämonisches. Die Seele wird Einem, wie von keinem andern Abschnitt des Buches, hingerissen, ausgebreitet und in lyrischem Flug emporgehoben. Ein Paradies mit glückseligen Inseln ist jener See, wohin wir versezt werden. Die herrliche Natur verklärt sich, indem sie „mit dem Auge des Künstlers betrachtet wird.“ Bedeutsam tritt das Bild Mignons ein; dieses in den Schmerzen des Entsagens geschiedene, verklärte Wesen mußte in dieser Gegend und zu diesen Ereignissen hervorgerufen werden. Das Wallen auf dem See, der Aufenthalt auf den Inseln ist wie ein Leben in der Geisterwelt. Nun unter diesem dunkelblauen italischen Himmel, in diesem Zauberlande erscheint ein tragisches Ereigniß: die Flammen der Herzen lodern auf und schlagen zusammen; dann folgt dem Jubel der Liebe Scheiden und Entsagen unter Schmerzen. Eine feyerliche, religiöse, durch keinen Mißton gestörte Stimmung tritt ein, und das Entsagen stellt sich in seiner völligen Reinheit und Erhabenheit dar, indem es blos als Beobachtung der Pflicht und des Gebäudes erscheint, ohne Einmischung des Bösen, ohne feindselige oder mißwollende Menschen oder Kräfte herbeyzuziehen, da doch tragische Effecte sonst meistens durch den Kampf zwischen feindseligen Partheyen, zwischen Guten und Bösen herbeygeführt werden. — Wie ganz anders wiederum die Wahlverwandtschaften! Sie zeigen uns im Vordergrund der Geschichte einen schwachen, von wilder Leidenschaft hingerissenen Menschen, welcher durch sein Vergehen all das Unglück der furchtbaren Catastrophe verursacht. — Wahrhaft tragisch ist aber auch die Trennung auf der boromäischen Insel. Denn „das Grundmotiv aller tragischen Situationen ist das Abscheiden, und da braucht's weder Gift noch Dolch, weder Spieß noch Schwert.“ (K. u. A. III. Bd. 3. St. S. 113.)

Der Maler.

Der Maler, welcher Wilhelm an den See begleitet, repräsentirt die Künste. Sein Gesang und Saitenspiel dient zu künstlerischer Verklärung der Gegenwart, wie sein Pinsel. Eben als Maler eignet er sich besonders dafür, Ton und Stimmung des erscheinenden Lebens wahrzunehmen und durch passende Lieder und Melodien anzudeuten. Die verschiedenen Künste sind einander verwandt und aus dem Geist der einen läßt sich die andere ahnen. Der Maler ist vorzugsweise mit einem geübten und zarten Sinn begabt für die Eigenthümlichkeiten und die Eindrücke der vorkommenden Scenen in der Landschaft und in der Menschenwelt. Dieses lernte ich auf Reisen in einem Gefährten und Freunde erkennen, der auch Maler ist; derselbe führte auf seinen Fußwanderungen beständig eine ihm zugleich zum Wanderstab dienende Flöte mit sich, die er vortrefflich zu spielen wußte. Sein Spiel drückte jedesmal die Stimmung aus, welche gerade die umgebende Gegend eingab.

(Der Beschluß folgt.)

Druckfehler.

In No. 85. u. v. Riego S. 340 Sp. 2. Z. 16. v. u. ist der Sinn dadurch gänzlich entstellt worden, daß statt aristotelisch gesezt worden aristokratisch. Aristoteles war eben nicht aristokratisch gesinnt.

Digitized by Google

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 3. December 1822.

Unterhaltungs-Literatur.

Wilhelm Meisters Wanderjahre, oder die Entsagenden ꝛc.

(Beschluß.)

Mignon.

In Mignon schauen wir ein wunderſames Ideenbild des Dichters, das aber für die wirkliche Welt zu fremd und zu zart gebildet war, deßwegen frühem Tod anheim fiel, ein Herz ſo voll von Sehnſucht, daß es nicht lange ſchlagen konnte, bis es brach. Aber was zuerſt dem Dichter als ein räthſelhaftes, fremden Regionen angehöriges Weſen vorſchwebte, ſtarb ihm eigentlich doch nicht ab, ſondern blieb in ſeinem Gemüth haften, wuchs daſelbſt, wurde ihm ſelbſt klar und verſtändlich, und bildete ſich zugleich aus für das menſchliche Leben und für die Geſellſchaft. Daher kommt es ſpäterhin wieder zum Vorſchein, aber verändert, gemildert, humaniſirt, geſellig gebildet: es iſt Ottilie. Meines Erachtens iſt alſo Ottilie nichts Anderes als die erwachſene, in das Leben und die Geſellſchaft eingeführte Mignon. Zugleich iſt dann Ottilie dem Dichter der theuerſte Liebling ſeines Herzens geworden. In dem Gedichte „Ottilien von Goethe,“ welches nach dem Titel der Wanderjahre ſteht, ſcheinen die Worte: „Was du mir als Kind geweſen, Was du mir als Mädchen warſt“ auf die Identität zwiſchen Ottilien und Mignon anzuſpielen. Wenn demnach der oben angeführte Recenſent (Jen. A. L. Z. 1810. Nro. 16. 17.) der Meinung iſt, Nanny in den Wahlverwandtſchaften erinnere an Mignon, ſo kann ich dieſer Parallele nicht beypflichten. Mignons und Ottiliens Aehnlichkeit tritt beſonders in folgenden Zügen hervor: wenn Ottilie etwas abzulehnen ſucht, ſo drückt ſie die flachen Hände, die ſie in die Höhe hebt, zuſammen und führt ſie gegen die Bruſt, indem ſie ſich nur wenig vorwärts neigt, und den dringend Fordernden mit einem ſolchen Blick anſieht, daß er gern von allem abſteht, was er verlangen oder wünſchen möchte. Dieſe Gebärde, die zuerſt (S. 63) vom Gehülfen gemeldet wird, hernach beſonders vor Eduarden bey der Zuſammenkunft im Wirthshauſe wieder erſcheint (S. 386), hat Eigenheit und Seltſamkeit gemein mit derjenigen, mit welcher Mignon in den Lehrjahren grüßte und antwortete (Goethe's Werke, 2r Bd., Tüb. 1806. S. 153). Mignon legte die rechte Hand vor die Bruſt, die linke vor die Stirn und bückte ſich tief. Beyde wurden auch von Gemüthsſchmerzen dergeſtalt überwältiget, daß ſie in einen ſonderbaren Ohnmacht-ähnlichen Zuſtand verfielen. Ottilie verfiel nach ihrer Mutter Tode und nach dem Tode des Kindes in eine Art von Schlummer, worin ſie alles, was um ſie vorging, deutlich vernahm, und doch ſich nicht regen konnte (S. 366). Mignon fiel einſt wie an allen Gelenken gebrochen, vor Wilhelm nieder; als er ſie aufhob, dauerten die Zuckungen fort, die vom Herzen ſich den ſchlotternden Gliedern mittheilten (Werke, 2r Bd., S. 228). Aehnliche krampfhafte Bewegungen ergriffen ſie wieder bey dem nächtlichen Beſuche, den Wilhelm erhielt; und endeten ihr Leben, als er Thereſen umarmte (Werke, 3r Bd., S. 400. 431). Sowohl Ottiliens als Mignons Seele vermochten die Laſt des Erdenlebens nicht zu ertragen, entflohen ihm durch voreiligen Tod, erſtere in ihren Leiden für Eduard, die andere in den Leiden einer tiefen Sehnſucht, des Verlangens nach ihrer Heimath und nach Wilhelm (Werke, 3r Bd., S. 396). Dagegen giebt es auch Eigenheiten, in welchen die beyden Perſonen ſich von einander unterſcheiden: bey der harten, forgfältig gebildeten Ottilie Reflexionen, Beſonnenheit, in der ſie ihren durch Faſten zugezogenen Tod vorherſah, bey der italiäniſch-hitzigen, wild aufgewachſenen Mignon außerordentliche Heftigkeit. —

Die neue Meluſine.

Eine der drey Epiſoden, welche in die Verhandlung des Wanderlebens eingeſchaltet ſind, iſt die Erzählung des Rothmantels, die neue Meluſine (S. 361). Sonſt ſind manche andere Mährchen mit widerwärtig vorgekommen, weil ich Zuſammenhang, Folge, Natur darin vermißte; allein die neue Meluſine ergötzte mich ſehr. Selbſt die Mährchen haben eine Art von hiſtoriſcher Wahrheit, wenn ihre Geſchöpfe in Volksſagen oder in alten Ueberlieferungen leben, wie Zwerge, Rieſen, Drachen. In dieſer Erzählung (S. 391 — 5) kommen Einem die Zwerge

Digitized by Google

so natürlich und begreiflich vor, daß man an ihre Existenz zu glauben geneigt wird; es leuchtet Einem ein, daß die Natur, wenn sie ihr Schöpfungswerk, in welchem sie nun einmal angehalten und gehemmt worden, weiter fortgeführt hätte, auch wohl dergleichen Zwerge hätte hervorbringen können. Besonders gelangt man zu klarer Vorstellung dieser Wesen, wenn man sich durch die Morphologie über die Natur belehren läßt: wie sie fortbildet, sich umwandelt, den nämlichen Geist in verschiedenen Gestalten erscheinen läßt; wenn man ferner, gemäß dem bey der vergleichenden Anatomie beobachteten Verfahren, das Analoge der wirklichen Geschöpfe aufsucht, daraus einen Typus der Natur und der Menschheit sich abstrahirt, sodann die Möglichkeit der Geschöpfe, welche dem Typus zufolge neben den wirklich existirenden noch erschaffen seyn könnten, sich vorzustellen sucht. — So kann man Faunen mit thierischem Huf gelten lassen, „da wir in der gesitteten Welt die Männer gestiefelt zu sehen gewohnt sind, nicht weit von jenem Faunen-Costüm entfernt" (K. u. A. III. Bd. 3. St., S. 109), und „die unmögliche Bildung der Centauren tritt uns nicht so ganz unwahrscheinlich entgegen, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verschmolzen zu seyn scheint" (Ebend. S. 111). — Die Zwerge interessiren durch eine gewisse Artigkeit und Manierkeit, da überhaupt kleinere Individuen lebhaftern Geist zeigen, der hingegen übermäßig großen, die auch unförmlich werden, abgeht. (Morphologie. S. 179) —

Die pilgernde Thörin.

Mit besonderer Aufmerksamkeit und Theilnahme giebt unser Autor Acht auf interessante Individuen, die manchmal, wie es scheint, ohne ihre Schuld, durch Verhältniß, durch Eigenheiten, durch gesellschaftliche Verhältnisse auf seltsame, abenteuerliche Bahnen hingestoßen werden. Solchem Schicksal finden wir in den Lehrjahren Mignon und den Harfenspieler, hier aber (S. 420) **die pilgernde Thörin** unterworfen. Goethe bemerkt die menschlichen Eigenheiten, forscht sodann den daher sich entwickelnden Folgen nach, denn mit geheterischer Nothwendigkeit daraus hervorgehenden Verhängniß. Auf solche Wahrnehmungen deuten Sprüche, wie die folgenden: „Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. — Jedermann hat seine Eigenschaften und kann sie nicht los werden; und doch geht mancher an seinen Eigenheiten, oft an den unschuldigsten, zu Grunde." (K. u. A. III. Bd., 2. St., S. 40. 43.) —

Die andere Haupt-Idee, Wandern.

Wilhelm und Ottilie.

So wie das Entsagen die eine, so bildet das Wandern die andere der beyden Haupt-Ideen, des das Ganze durchziehenden Fadens. Daß die Geschichte hier von Land zu Land fortschreitet und uns sogar über die Alpen führt, dagegen in den Wahlverwandtschaften an dem Boden des Landgutes haften bleibt, geschieht wohl zu Gunsten der beyden Hauptpersonen, Wilhelms und Ottiliens. Wilhelm Meister ist der Held eines gewissermaßen pädagogischen Romans und muß daher auf Reisen. Denn Reisen befördern die Bildung durch vielfältige Berührungen und Anregungen, durch die Mannigfaltigkeit und den Reichthum der Gegenstände, mit denen der Wanderer in Verkehr kommt. Daher sagt Aiphons im Tasso:

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken.

Dieser Spruch gilt aber nur dem Mann, dem Weibe nicht. Die zarte Jungfrau bleibt im häuslichen Kreise, gedeiht, entwickelt und bildet sich und steigt empor wie eine Pflanze. Besonders ist in Ottilien diese reim-weibliche Natur ausgesprochen. Ihr engelreines Gemüth ist voll Liebe und Betrachtung und wird von himmlischer Sehnsucht in die Höhe gezogen. Den Ausdruck desselben lassen uns Raphael, Giulio Romano und Dominichino schauen in ihren Johannes und Cäcilia darstellenden Gemälden.

Thätigkeit.

Der Aufenthalt unter der Gesellschaft der Wanderer ist von Seite 332 bis ans Ende des Buchs, S. 550, in einer mit Episoden durchbrochenen Darstellung beschrieben. Ans deutlichsten und vollständigsten wird Wesen und Nutzen des Wanderns am Schluß ausgelegt in der Rede des Leonardo; darin läßt er die verschiedenen Klassen wandernder Menschen in langem Zuge an unsern Augen vorübergehen. — Unsre Wanderer befinden sich wohl, „weil sie in voller entschiedener Thätigkeit, jedes in seiner Art gesellt zu vielen Mitwirkenden, an das edelste Ziel hinstreben" (S. 415). — Ferner von ihren Einrichtungen (S. 417): „alles und jedes befördert ein großes, mobiles Verhältniß tüchtiger und thätiger Menschen aller Klassen." Wanderschaft und Thätigkeit erscheinen hier als nahe verwandte Begriffe. Goethe hat von jeher und bey vielen Anlässen zur Thätigkeit aufgefordert und in dieselbe das Glück und Gedeihen der Menschen gesetzt. Die Thätigen sind gewissermaßen unabhängig vom Schicksal und vor dessen Schlägen geschirmt. „Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue, ob das Rechte geschehe, soll ihn nicht kümmern." (K. u. A. III. Bd. 1. St. S. 32).

Heimkehr.

Seite 416: „Die Wandernden kehren nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, sondern hoffen, auch auf

Digitized by Google

dem größten Umwege, wieder dahin zu gelangen, reicher, verständiger, geschickter, besser." So die Handwerker, so auch die Schweizer, sie bleiben in jeder Ferne der Heimath treu, und kehren, früh oder spät, wieder ins Vaterhaus zurück.

Gesellschaft.

Die Wanderer halten sich in Gesellschaft zusammen. Seite 417: „In Gesellschaft ist alles leichter und glücklicher zu vollbringen, als es einem Einzelnen gelänge." — Dazu Seite 549: „Was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend, Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfniß." Wandern aus einem in das andere Land, sich niederlassen, ansiedeln in der Fremde ist ein großes Unternehmen, welchem nur eine vereinigte Gesellschaft mehrerer Menschen gewachsen ist. Daher sollen nicht Einzelne, sondern Horden, Schaaren, Karavanen sollen wandern. Der Verkannte, Vertriebene ist so unglücklich, weil er einsam die Fremde betritt. Die französischen Auswanderer zur Zeit der Revolution, die amerikanischen Auswanderer der neuesten Zeit waren hülflosem Elend preisgegeben, weil sie auf ihre eigne Hand in die weite Welt gingen. Betrachten wir dagegen den verdrängten Tenar, wie muthvoll ruft er seinen Gefährten zu: Ceas ingens iterabimus aequor (Horat.). Sie sind Mehrere zusammen; sie werden sich jenseit des Meeres ein neues Salamis erbauen. Die Colonien der alten Welt pflegten heiter und freudig auszuziehen, im Bewußtseyn, daß es zu eigenem Vortheil und zu Ehre der Vaterstadt geschehe. — Es soll nämlich auch der Wandernde im fremden Lande ein organisches Leben sich ausbilden; dafür ist ihm Schutz und Schirm, und feste, sichere Dauer seines Thuns und Wirkens nöthig. Das kann er nur dann erlangen, wenn Mehrere einstimmig zusammen halten und zusammen stehen. Die Verbindung errichtet einen festen Stamm und giebt dem Einzelnen Obhut und Bedeckung nach außen. Aus diesem Bedürfniß und zu diesen Zwecken sind auch Staat und Kirche entstanden. „Kein Leben kann auf einer Oberfläche wirken und daselbst seine hervorbringende Kraft äußern; sondern die ganze Lebensthätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere, rohe Element ihr zartes Wesen bewahre. Alles, was nach außen gekehrt ist, gehört frühzeitig dem Tode, der Verwesung an." (Morphol. S. XIV.)

Vaterland.

Seite 536: „Wo ich nütze, ist mein Vaterland." Dem Deutschen, der ins Ausland kommt, gereicht es zum Vergnügen, wenn er sieht, daß das Trefflichste, was da gelei-stet wird, durch fleißige Landsmänner zu Stande kommt, und wenn er solchen den Rath und die Hülfe, die er bedarf, zu verdanken hat. Wie freut sich der Gelehrte, der nach Paris kommt, um die Schätze von seltenen Büchern und Handschriften in der großen Bibliothek zu benutzen, an dem einsichtsvollen Bibliothecaren Hase einen Landsmann zu treffen, der ihn liebevoll willkommen heißt und bereitwillig ihm verschafft, was er wünscht! Die in der Fremde lebenden Deutschen verlieren vaterländischen Charakter und Gesinnung nicht, sondern nur die Beschränktheit und die Einseitigkeit. Sie leben auch zur Ehre ihres Vaterlandes, wenn sie es durch ihr Thun und Wirken im Ausland rühmlich vertreten. Die Apostel gingen in alle Welt, um das Evangelium zu predigen; sie mochten da hausen, wo sie für ihre Lehren empfängliche Herzen fanden; wo aber ein verstocktem Volk kein Nutzen zu stiften war, schüttelten sie den Staub von den Füßen und zogen dem Wanderstab weiter.

Beweglichkeit.

Seite 534: „Die meisten und höchsten Güter beleben im Beweglichen und in demjenigen, was durch das bewegliche Leben gewonnen wird. — — Am Meeresufer stehen unermeßliche Räume der Thätigkeit offen." Das allgemeine Weltinteresse findet am Meere seine Befriedigung, wo gleichsam alle Gränzen einander berühren. Das Wasser, als das Element der Bewegung, verleiht Regsamkeit. Das beerlichste Reich war das alte römische: alle Küsten des mittelländischen Meeres gehörten ihm an. Die Anwohner des Viermaldstätter-Sees waren die ersten Eidgenossen: ohne den See hätten sie wahrscheinlich den Bund nicht geschlossen und ihre Freyheit nicht behauptet. Aber den Vortheil, welchen der freye Verkehr der Meere den Küstenvölkern bringt, sollen die Deutschen durch Anstrengung des Leibes, durch mannigfache Uebungen ihrer Kräfte sich zuzuwenden suchen. Sie sollen sich wegen und regen und wandern, auch die Uebungen jenes Lust- und Spielplatzes (S. 486. 528.) nicht versäumen.

Der Wanderungstrieb ist auch den Deutschen von uralten Zeiten her eingepflanzt. Sie sind ein vielgereistes Volk, wie die Griechen, wie die Perser. Das Gemüth wird auf Reisen aufgeschlossen, der Sinn empfänglicher, die Betrachtung ernsthafter. Darum ist es besser, daß die Künstler wandern, als in einem Museum ihre Bildungszeit zubringen. Darum wallfahrten die Völker behufs der Andacht und der Gottesverehrung. Im Gefühl ihrer Ungebundenheit und Selbstständigkeit lösten sich die germanischen Völker öfters von ihrem Aufenthaltsort ab und zogen in die Weite und in die Ferne. Die uns Deutschen verwandten Niederländer und Engländer trieben die Unruhe und Beweglichkeit des Lebens noch weiter: es rollt und wälzt sich ihnen fort wie die Meeresfluth; sie bringen es unstät auf weiten Land- und Seereisen zu. Die Engländer treibt oft inneres Mißbehagen und Unmuth. So sind auch die Geister ihrer Dichter (Ossian, Shakespeare): sie fahren im Sturm über die Heide daher. Auf den Gemälden deutscher und niederländischer Künstler, wie Rubens, Breughel, gehen viele frey sich bewegende Figuren durch einander. Die

Digitized by Google

Italiener dagegen eignen sich mehr zu ruhiger Contemplation. Joh. Winckelmann preißt sie glücklich, weil ihnen die Natur ein glückliches Phlegma verliehen. Die Flamme ihres Gemüths wegt und regt sich, lodert bald im Enthusiasmus empor, bald sinkt sie wieder in sich zurück, ohne daß sie dafür eine äußere Anregung durch Reisen, Veränderung der umgebenden Gegenstände bedürfen. Den Egyptern und Ehinesen aber ist in ihrer Ruhe und in ihrem körperlichen Stillstehen das Leben fast erstorben: sie sind vertrocknet, mumisirt, ihr Geist wie versteinert.

Auswandern.

Daß (Seite 415) das Auswandern als Grille und bethörender Wahn bezeichnet wird, will mir nicht einleuchten; auch kommt es mir als ein harter Ausdruck vor, wenn (S. 556) von Bewohnern übervölkerter Gegenden, welche einander drängen und zum Auswandern nöthigen, gesagt wird, daß sie das Urtheil der Verdammung gegen einander selbst aussprechen. Das Vorbild des Bürger- und Volkslebens und aller Gesellschaft ist die Familie. Wenn die Söhne heranwachsen und zu Männern erstarken, können sie nicht alle im Vaterhause beysammen bleiben; sie müssen es verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren und jeder sich ein eigen Haus bauen. Der Mensch ist keine Pflanze; an die Erdscholle gebunden ist nur der Sklave, nicht der Freygeborne. Es liegt in der Natur des Organismus, daß durch Wachsthum und Fortpflanzung der Umfang der Masse und die Zahl der Individuen sich vermehrt: dann brechen sie die Schranken der Heimath und beziehen fremden Boden. Die Völker des Alterthums, wie sie den Kindersegen sich zum Heil und zur Ehre anrechneten, so auch die Colonien; es war Milets höchster Ruhm, daß es nahe an hundert Colonien ausgeführt hatte. Aber die Colonien rissen sich nicht los von der Mutterstadt, sondern verharrten in engem Verband, und behielten derselben Sitten und Verfassung bey. Sie nahmen Vesta's Flamme von dem heimathlichen Herde und erwärmten und belebten sich damit immerdar.

Die Geschichte der Menschheit ist eine beständige Seelenwanderung. Der Geist zieht aus einem Volk oder Gebiet in ein anderes und tritt da durch eine Art von Palingenesie von neuem ins Leben. Er verjüngt und erfrischt sich durch Veränderung des Bodens, wie Schößlinge durch die Impfung. Die Cultur, Künste, Wissenschaften des Alterthums waren im Süden ermattet und fast erstorben; da wurden sie von den germanischen Barbaren des Nordens in den Schoß roher Naturkraft aufgenommen. So erhielten sie neuen Leib und wurden wiedergeboren. In selbst das auch im Süden entstandene Christenthum gelangte erst zu seiner vollen Wirksamkeit, als es im Norden Eingang gefunden.

Auch das Auswandern ist eine Art von Metempsychose, eine Versetzung der Seele aus einem Körper in einen andern. Es ist ein Wechsel der Umgebung, gleichsam des Leibes für das Thun und Wirken der Menschen. Solcher Wechsel erhält Kraft und Jugend und stärkt Ermattete. Jarno ist wohl der nämlichen Meinung, denn er sagt Seite 69: „Wir mußten uns resigniren. Das Erste, was einem tüchtigen Menschen unter solchen Umständen einfällt, ist ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenstände sind ihm nicht genug: diese taugen nur zur Zerstreuung; er fordert ein neues Ganze und stellt sich gleich in dessen Mitte.“ — In den Wahlverwandtschaften wird bemerkt, wie die Frauen dadurch, daß sie mit neuem Schmuck und neuer Tracht sich umgeben, gleichsam sich verjüngen und den Reiz frischen Lebens erlangen, wie die Natur im Frühling. — Es läßt sich denken, daß die Weisheit und Cultur des Menschengeschlechts, wie sie aus Indien nach Egypten und Vorder-Asien, sodann nach Griechenland und Italien, endlich in den europäischen Norden wanderte, in der Zukunft über den atlantischen Ocean ziehe, dort in noch unbekannten Gestalten zur Erscheinung trete und sich auf einen die bisherige Höhe übersteigenden Gipfel erhebe.

Karl Ruckstuhl.

Periodische Literatur.

Taschenbuch von Nürnberg,

zweyter Theil (Jahrgang?) Nürnberg bey Riegel und Wießner 1822. 300 S. 8. mit ausgezeichneten Kupfern und einer Karte des vormaligen Nürnbergischen Gebietes, enthält schätzbare und wohlgeschriebene Stadt- Handels- und Kunstgeschichtliche Notizen, die es jedem Literator dieses Fachs empfehlen werden. Es ist in aller Hinsicht so ausgestattet, wie es die Zueignung erfordert. Der Herausgeber (Carl Mainberger, Besitzer der Verlagshandlung) hat dasselbe des Königs von Baiern Maj. am Jahrestage Ihrer Geburt und der Constitution (27. Mai) zu Füßen gelegt, und so ist es ein Denkmahl der Dankbarkeit für eine Fürstenhandlung, die selbst ein Ehrendenkmal in der Geschichte ist.

Criminalgeschichte.

Peter Anton Fonk's eigene Vertheidigungs-Reden vor dem K. Assisenhofe zu Trier in den Sitzungen vom 6., 7. u. 8. Juni 1812. herausgeg. mit einem Vorwort von dessen Vertheidiger J. A. Aldenhofen. Köln b. Bachem 1822. 57 S. gr. 8.

Wer aus Benzenbergs, Kobbes und Anderer Schriften den so berühmt gewordenen, für wohlgeartete Gemüther wahrhaft peinlichen Schwurgerichtsproceß kennt, wird diese Reden mit großem Interesse lesen. Es ist die einfache Sprache und die richtige Ansicht der Unschuld, welche darin herrscht. Zugegeben, daß diese Täuschung könne; so ist doch diese Täuschung hier so vollkommen, daß sie dem Gemüth einen Genuß darbietet, der dem Kunstgenusse verwandt ist. Der Vorredner giebt übrigens über eine Notiz, die wir in den früheren Schriften anders gefunden haben: Vier Geschwone, Kaufmann Röchling, Postdirector Conrad, Handelsmann Maas und Grundeigenthümer Kunz haben auf alle Fragen „Nichtschuldig“ gesprochen. Nach unserer — freylich auch nur subjectiven — Meynung eine ehrenwerthe Minorität, welcher das ganze unbetheiligte Deutschland beyzuretten scheint. Hat doch selbst die k. preuß. Regierung wenigstens das Verfahren, welches man zur Erlangung des sogenannten Hamacher'schen Bekenntnisses angewandt, öffentlich auf eine Art gemißbilliget, welche die Unterthanen dieses Staates mit Stolz und Liebe zu erfüllen geeignet ist. Keine geheime Polizey in Deutschland, selbst nicht bey Verfolgung des Mordes auf seiner dunkeln Spur! Wie sehr erhebt uns solch ein großartiger Grundsatz über die stolzen Nachbarn, und über ihren problematischen Rechtssinn!

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 7. December 1822.

Vermischte Schriften.

Lettre adressée à un philantrope anglais par un voyageur africain, durant son séjour à Londres, par M. Hassuna d'Ghiès. Londres 1822. 25 lithographirte Seiten in 4.

Dieser Brief an ein Mitglied der afrikanischen Gesellschaft zu London ist in französischer Sprache geschrieben. Nach dem Original lithographirt trägt er auch dessen vollkommenen Charakter, rücksichtlich der orthographischen und grammatikalischen Fehler desselben, seines Vermengens des Arabischen und Französischen, bis zu dem Charakter der Handschrift und deren Mängeln herunter, was zusammengenommen diesem Manuscript eine ganz eigenthümliche Physiognomie giebt. Doch wie unbedeutend diese Nebenumstände, so besteht das Verdienst dieses Briefes ganz in dem darin enthaltenen Gedankenreichthum. Der Gegenstand ist hoch wichtig und unser Afrikaner behandelt ihn gut.

Um unsern Lesern einen Begriff von dem Geist und den Ansichten des Verfassers zu geben, heben wir einige Stellen seines Briefes aus.

„Was ist der Zweck der afrikanischen Gesellschaft? Gewiß besteht sie nicht, um den Mitgliedern derselben ihre „Zeit vertreiben zu helfen, denn diese haben den Grundsatz „der Alten, daß man mit derselben geitzig seyn müsse, „wohl nicht aus den Augen gelassen. Was ist denn also „wohl die Ursache des Antheils, welchen die Weißen an den „Negern nehmen? Weder Nachbarschafts-Verhältnisse, noch „Gleichheit der Religion. Sind doch die Neger eine ganz „andre Menschenrace als die Weißen.“ Sie antworteten mir, daß dieß gleichviel gelte, indem alle Menschen Anspruch auf die Hülfe ihrer Mitmenschen haben. Diese zu leisten ist nun eben die Pflicht, welche sich die afrikanische Gesellschaft auferlegt hat. Allein bey jedem Plan, der das Schicksal der Menschen zu verbessern zum Zwecke hat, darf man nicht blos darauf sehen, welches der kürzeste Weg zu diesem Ziele, der eingeschlagen werden dürfte, sondern der beste ist es, den man aufsuchen muß. Das größte Unglück, das den Menschen treffen kann, ist ohne Widerrede der Verlust jenes vornehmsten Geschenkes des Himmels, der persönlichen Freyheit. Es giebt deshalb auch kein höheres, ehreres Bemühen, als Alles aufzusuchen, was zur Aufhebung der Sklaverey, sie bestehe in welchem Winkel der Welt sie wolle, beytragen kann. Allein dasjenige, was nur mit Hülfe der Zeit in den hoch cultivirten Staaten Europa's geschehen konnte, glaubt man dasselbe nur in wenigen Jahren in dem großen, noch barbarischen Afrika zu Stande bringen zu können? Es schien mir, daß sich Lord N. in seiner Rede, die ich übrigens nur wenig verstand, eben deßhalb auch dem Wahren sehr genähert hat, weil seine Ansichten mit meinen eben ausgesprochenen ziemlich übereinstimmen. Der Erfolg, den die Gesellschaft hoffen darf, so sagte er unter anderem, hängt von keiner Regierung ab u. s. w.; wäre mir die englische Sprache geläufiger, so hätte ich hinzugesetzt: ja, meine Herrn, der edle Redner hat vollkommen Recht: ein glücklicher Erfolg der Anstrengungen dieser edelmüthigen Gesellschaft hängt blos von der Ausdauer und dem guten Ruf der Männer ab, die sie wählen wird; denn von dem Einfluß, den diese sich durch ihre persönlichen Eigenschaften erwerben werden, so wie von kluger Benutzung des günstigen Augenblicks, und endlich hängt er von den Mitteln ab, welche man gegen das Uebel ergreift, das man in seiner Wurzel ausrotten will. Leider ist diesem Uebel, das so alt ist als die Welt, in der letzten Zeit in Afrika durch nichts abgeholfen worden. Im Gegentheil hat die Unthätigkeit der dahey beauftragten Geschäftsleute es nur immer ärger gemacht. Unerachtet all der vielen Gaben, welche die Natur dem heißen Afrika verliehen hat, und unerachtet ein großer Theil dieses Welttheils einst der Wohlthaten der Civilisation genoß, so sind doch seine unglücklichen Bewohner fast allein nur auf die freywilligen Erzeugnisse des Bodens beschränkt, und können ohne Landbau, ohne Handel, aller Künste des Friedens beraubt, sich nur durch den Krieg, als das einzige Mittel, das sie kennen, die Bedürfnisse des Lebens verschaffen. Die Gefangenen, die man im Kriege gemacht, werden ein Gegenstand des Austausches, und sind keine mehr vorhanden, so fällt man von neuem über die Nachbarn her. Die im Innern des Landes gemachten Gefangenen werden

Digitized by Google

nicht allein an die westlichen Küsten gebracht, sondern man führt sie auch nach Persien, durch Abyssinien und das rothe Meer, und längs der Küsten des Mittelmeeres von Marokko bis Egypten sowohl für den Gebrauch dieser Länder, als für die Türkey. Die Haupthandelsplätze für diese Expeditionen sind Ghat, Aguadei, Bournou, Baghermy, Wadeay, Borghau, Sennar, Four, Kackena, u. s. w. Dieß ist der einzige Handelszweig dieser Gegenden, und fast die ganz einzige Waare, die sie zum Austausch gegen all die vielen europäischen Handels-Artikel bringen, welche ihnen von den Nordküsten Afrika's her zugeführt werden. Man glaube also ja nicht, daß man das Schicksal der armen Negersklaven verbessere, indem man den Negerhandel auf Afrika's Westküsten gänzlich unterdrückt, wodurch nichts erreicht wird, als daß er sich mehr gegen den Norden und Osten Afrika's zieht. Die im Krieg obsiegende Horde wird, ehe sie von ihrer Gewohnheit läßt, lieber die zu häufig gewordene Waare hinschlachten, als ihren Preis herunterstehen. Hieraus, meine Herren, werden Sie ersehen, ob man ein wahres Ziel erreichen kann. Indem man den Negerhandel verhindert, wird man dadurch auch den Krieg unter den Stämmen im Inneren Afrika's verhüten können? Und schließt man den Ausweg für die Gefangenen nach Westen, so wird nur der Norden Afrika's dadurch gewinnen. Da die Sklaven dort aber sehr gesucht sind, so werden seine Congresse die Ursache und Veranlassung der Kriege beben, und die Anzahl der Menschenjäger wird immer dieselbe bleiben. Alles, was bisher geschehen konnte, beschränkte sich darauf, einen vorher erlaubten Handel in einen Schleichhandel zu verwandeln. Es bleibt wahr, daß dieser Schleichhandel eine Beschränkung der Handelsfreiheit ist, allein hiedurch werden doch Käufer und Verkäufer immer noch nicht entfernt. Die Kriege und Raubzüge hören in Afrika nicht auf, und die Amerikanischen Häfen sind immer mit Waare versehen. Allein es wird hiedurch nicht einmal ein Zurückkehren der Gefangenen auf die Märkte im Innern bezweckt, sondern der Eigenthümer von Sklaven-Heerden tödtet, wie gesagt, lieber seinen Ueberfluß, und den Käufer, der seines Absatzes mehr wie versichert ist, schreckt kein Steigern des Preises vom Kauf ab. Denn dieß ist nun einmal die Wirkung des Schleichhandels, daß der Schleichhändler im Voraus auf einige unglückliche Fälle seine Rechnung macht. Der Negerhändler überschlägt im Voraus, daß er manchmal in den Fall kommt, einige Sklaven in's Meer werfen, oder in Tonnen einschlagen zu müssen, um den neuen Gesetzen und Durchsuchungen, die im Namen der Menschheit angeordnet sind, zu entschlüpfen. So geschieht es, daß die Verbote und Untersuchungs-Stationen weder die Sklaverey aufheben helfen, noch den unglücklichen Negern selbst zu Hülfe kommen, sondern nur anstatt der Deportation den Tod bringen. Will man mit Erfolg und Nutzen an Abschaffung der Sklaverey in Afrika arbeiten, so muß man die in seinem Inneren wohnenden Völkerstämme eines solchen Grades der Civilisation theilhaftig zu machen suchen, wodurch sie Landbau, Künste und Handel kennen und lieben lernen. Auf diese Art allein ist es möglich, die Sklaverey und den Negerhandel völlig aufzuheben. Hiezu müßte man sich vor allen Dingen mit den nordafrikanischen Küsten-Staaten verstehen, und sie bewegen, an den Planen des civilisirten Europa's Theil zu nehmen. Denn, wie gesagt, was kann es nützen, jenem schrecklichen Handel Einen Ausweg zu verschließen, wenn viele andere offen bleiben? Wie oft hat man nicht diesen oder jenen Handelszweig eine andere Richtung nehmen sehen. Und sollte nicht auch der Sklavenhandel sich vom Westen nach dem Norden Afrika's wenden können? Sollten die europäischen Waaren, welche diesen Handel theilweise bedingen, nicht ihren Zug nach neuen Niederlags-Punkten nehmen? Der Norden Afrika's steht in der Civilisation höher, und ist mit Europa näher, selbst durch diplomatische Bande verknüpft. Je mehr er die Contributionen verlieren wird, die er der Schiffahrt unfreywillig abnimmt, je mehr wird er sich gegen das Innere dieses Welttheils wenden, was ohnedieß seine Richtung ist. Seine Caravanen gehen bis in das Innerste dieses Continentes. Dieß wäre auch der angemessenste Weg, auf welchem man guten Saamen ausstreuen und Civilisation einführen könnte, die Zeit würde diese erste Saat gewiß immer mehr zur Reife bringen, und so dürfte endlich dem Handel mit Menschen gesteuert werden. Ehe man sich nun mit dem Innern beschäftigte, würde man es mit den nord-afrikanischen Staaten zu thun haben, wobey man zum Hauptaugenmerk den Negerhandel nehmen müßte, der zu Land seinen Zug über Marocco, Algier, Tunis, Tripolis und Egypten hat, auf welchen Plätzen jährlich Tausende von Negersklaven zum Verkauf gebracht werden. Ja zu gewissen Zeiten verschlimmert sich dort die Lage der Negersklaven so sehr, daß man sie im Handel statt des Geldes gebraucht, und sie wie Banknoten von Hand zu Hand gehen. Die Küstenbewohner des mittelländischen Meeres werden leicht einsehen, welchen Nutzen sie ziehen könnten, wenn das Innere Afrika's civilisirt genug wäre, um mit Europa in Handelsverbindung zu treten, denn die Afrikanischen Häfen des Mittelmeers würden allererst dadurch gewinnen. Ich beschränke mich rücksichtlich der mit dem Norden Afrika's anzuknüpfenden Verbindungen hinzuzufügen, daß ein offenes und freyes Benehmen der sicherste Weg seyn dürfte, wobey die befehlshaberischen Manieren und der Ton der Herren L. und A. durchaus nicht nachgeahmt werden dürfen. Gewiß darf ich mich hiebey auf die Meynung aller Reisenden berufen, welche diese Gegenden kennen, und genau untersucht haben.

Um sich in den Stand zu setzen, nützliche Beobachtungen machen zu können, mußten diese Reisenden mit vieler Klugheit zu Werke gehen, und alle, welche ein Gleiches thun wollen, müssen vorerst die Herzen der halb civilisirten Afrikaner zu gewinnen streben, um mit der Zeit auf die Menschenjäger zu wirken. Allein diesen Zweck werden sie nicht erreichen, so lange sie sich über die Gebräuche lustig machen, und Geringschätzung gegen die Sitten und Sprache der Eingebornen zeigen. Denn hier handelt es sich nicht Materialien für Romane und derley leichte Schriften zu sammeln, sondern die Umstände genau zu beobachten. Vorurtheile zu schonen, sollten sie auch noch so unvernünftig seyn, und Neuerungen nur stufenweise herbeyzuführen, damit sie dadurch den Anschein von Neuerungen verlieren. Der erste Schritt ist, sich den Einwohnern des Landes gleich zu stellen, in jeder Rücksicht, und je vollständiger man dieß kann, je besser.

Dieß sind die Ansichten des Herrn Hassuna. So richtig und nützlich der Vorschlag ist gegen den Negerhandel von Nordafrika aus zu wirken, so wenig werden dadurch die Maaßregeln ausgeschlossen, die man auf den westlichen Küsten gegen ihn ergreifen hat. Unser afrikanischer Philosoph hat ganz gut erwiesen, daß die Europäer für das wahre Interesse Afrika's nie besser gesorgt haben, als durch Anlegung der Kolonie von Sierra-Leone. Dieses Etablissement ist das beste Vorbild, das man in diesen Gegenden nachahmen kann, unerachtet dieß nicht hinreichen würde, einen dauernden Nutzen zu stiften, der seine Wirkung bis in die von den Europäern nicht beherrschten Theile des Innern erstrecken könnte.

Wenn es möglich wäre, in Afrika Niederlassungen zu begründen und zu erhalten, welche die Sklaverey nicht zulassen, wenn die Civilisation sich dort eine hinlängliche Zahl von Anlehnepunkten verschaffen kann, so wird der Negerhandel nicht mehr lange fortbestehen. Was die Wirksamkeit einer Thätigkeit der Regierungen betrifft, so läßt sich diese so wenig voraus berechnen, daß man sie selbst nicht erkennen kann, wenn sie sich schon gezeigt hat. Gesetzgebung und gesellschaftliche Institutionen sind so voll von Widersprüchen, die selbst unsre Nachkommen nicht begreifen werden. Die Nachwelt wird sich selbst in Vermuthungen und Verwunderung erschöpfen, wie eine Regierung sich in eine Verbindung gegen den Negerhandel einlassen kann, während der Handel mit Weissen noch bey ihr fortbestehet. Man sehe die Märkte von Irbit in Sibirien. Die gesetzliche Proscription des Negerhandels ist einer der dunkelsten Rechtspunkte, den man an der Hand unsrer jetzigen Gesetzgebungskunde wohl gar nicht erläutern kann. Allein der Anspruch der Moral ist nicht so zweifelhaft, und kein guter Mensch wird einen Negerhändler höher achten mögen, als einen Straßenräuber.

Taschenliteratur für 1823.

Urania

behauptet vor den gewöhnlichen Toilettenkalendern fortdauernd den Vorzug, daß sie ihren Gästen die Kunst nicht in Krümelchen, in einzelnen Distichen, Trioletten, Sonetten, Räthseln, Charaden u. s. w., sondern in großen Bissen und ansehnlichen Portionen vorlegt, wovon bekanntlich in den früheren Jahrgängen Oehlenschlägers Hirtenknabe, Werner's 24ster Februar, Schulze's bezauberte Rose und einige andere Gedichte der Wirthin bey den Kennern alle Ehre gemacht haben. Dießmal beginnt sie mit einer Fortsetzung von Böttigers Sabina oder Toilette einer Römerin. Der berühmte Alterthumskenner lockt die Leserinnen in den Zauberkreis einer wollüstigen und abergläubigen, ägyptisirenden Mystikerin aus den Zeiten Nero's hinein, und theilt sodann einen weitläuftig und gelehrt glossirten Brief derselben an ihre altgläubige Freundin Lollia mit, in welchem sie ein geschmackvolles Costume der Isis beschreibt, das ein griechischer Bildhauer an ihrer Statue darzustellen den Auftrag erhalten hat. Der Charakter dieses Aufsatzes ist populärisirte Alterthumskunde. Ein 70 Seiten langes Gedicht in Terzinen: Edelstein und Perle von Rückert, hat zwar einige gelungene Stellen; das Ganze ist aber nichts, als eine mühsam ausgesponnene Liebeständeley. So charakterisirt es sich selbst am Schlusse:

„Der Liebsten Augen macht' ich mir zu Kerzen.
„Den Stoff des Lieds als Biene draus zu saugen."

(Aus den Kerzen? Aus Blumen sargen die Bienen ihren Honig, an den Kerzen verbrennen die Mücken sich die Flügel.)

„Was euch das Lied hier dargebracht mit Scherzen,
„Das ist gezogen aus der Liebsten Augen."

Unter den Gedichten, welche hier nach den Verfassern geordnet sind, würden wir denen von Gustav Schwab, unter den Erzählungen, der von Gustav Schilling den Preiß zuerkennen, wenn wir Lust hätten, den Preisrichterstuhl zu besteigen, welchen auf unseren wiederholten Rath der Verleger der Urania weislich gemieden hat. Schwabs Sonette an einen jungen Dichter S. 268 mag der Herr Graf von Platen lesen, von welchem die Dutzend-Sonette am Schlusse des Taschenbuchs herrühren. Ihren Inhalt wissen wir nicht besser zu bezeichnen, als mit dem eigenen Ausdrucke des Herrn Grafen im 9ten Sonette; „liebende Gedanken." Und darauf eben paßt Schwab's Gleichniß S. 269 von der auf Blech gemalten Sonne —

„Dann einmal über's andre ruft du: Wonne!
„Legst darunter dich, als ob sie leucht' und wärme,
„Ja pflegst ein Blumenbeet mit ihren Strahlen."

Ohne das Feuer von Petrarca's Leidenschaft gebrieben die Petrarchischen Sonette nicht, und dieser neue Sonet-

Digitized by Google

kendichter scheint uns sehr mäßig verliebt. Der Verleger hat sich in Hinsicht des Preisgerichts so folgsam gegen die Stimme der Kritik gezeigt, (freylich erst nach heftigem Widerspruche) daß wir hoffen, er werde auch nicht taub seyn gegen die drey folgenden Anliegen: er verderbe seinen Lesern nicht die Augen durch den mikroskopischen Druck, oder mit andern Worten, er lasse die Urania künftig mit Lettern, nicht mit Infusionsthierchen drucken; er lasse die Kupfer zu Shakspeare, womit er die Urania ziert, nicht mehr aus Paris kommen; er besuche dieses Taschenbuch nicht ferner mit Bruchstücken aus Casanova's berüchtigten Memoiren. Wenn auch dasjenige, was hier daraus mitgetheilt wird, eben nicht unzüchtig oder verbrecherisch ist (die Nothwehr des Gefangenen entschuldiget in letzberührter Hinsicht manchen argen Gedanken); so ziemt es doch der Urania schon wegen ihres Namens nicht, durch solche Bruchstücke zur Lectüre eines Buches einzuladen, dessen Schlüpfrigkeit und Immoralität selbst diejenigen verabscheuen müssen, welche sich an der lebhaften Darstellung einer höchstfrivolen Weltansicht ergötzt haben.

Das Becker'sche Vergnügen

(Beckers Taschenbuch zum geselligen —, von Kind) enthält vier Erzählungen, ein Lustspiel (von Gehe) und eine Menge meist kleiner Gedichte, daneben 14 Kupfer, Räthselspiele, Tanztouren und Tanzmusik. Der Herausgeber sagt S. VIII.: „Die innere und äußere Einrichtung dieses „Taschenbuchs ist, obwohl mit stetem Streben nach steigen„der Vollkommenheit, ganz dieselbe geblieben, welche sich „dem Herausgeber durch Ueberlegung und Erfahrung als „die zweckmäßigste bewährt hat. Wer dessen Verfahrungs„art hiebey für leicht hält, wird wahrscheinlich, sobald er „etwas Aehnliches versucht, eines Andern belehrt werden." Wir geben gerne zu, daß es schwer sey, einen Almanach mit wahrhaften Gaben der Musen anzufüllen, aber gewiß macht ein Herausgeber sich die Sache zu leicht, wenn er nicht selbst mit gutem Beyspiele vorangeht, d. h. wenn er nicht durch eigne Beyträge von echtem Kunstwerthe seine Mitarbeiter zum Wetteifer ermuntert. Bringt er selbst so mittelmäßige Bagatellen zu Markte, wie hier das Licht im Thale (nach dem Register: das Licht im Walde), das Mädchen am Bache, der dreyfache Himmel; so kann er nicht erwarten, daß seine Mitpoeten ihm das Beste senden werden, was etwa ihr Garten getragen hat. Und was sollen wir zu seinem Mariechen am Sarge (S. 362) sagen? Mariechen steht am Sarge des ungetreuen Geliebten. Sie giebt ihm rothe Rosen, von ihren Thränen befeuchtet — giebt ihm weiße Rosen, von ihrem Blute gefärbt, mit in das Grab; „Willst Frieden mir gewähren, Nimm mit in's Grab mein Herz!" sagt sie. Das ist alles recht gut; aber nun schließt sie:

Du winkst, gewährst mir Frieden — —
Sey's! — Gott wird ihr Grab' verzeihn. —
Mariechen ist verschieden —
Stille, still sie mit ihm ein.

Wer sollte nicht denken, mit den Worten! „Sey's still!" endigte Marie ihre Rede, stürbe den Balladentod in dritter Haut, und der Dichter verkündigte in den folgenden drey Versen ihren Hintritt. Aber der Leibe nicht! Ad vocem Frieden steht unter dem Text folgende dramatische Anmerkung: „Von hier an wie völlig im Irrsinn — sich selbst neben ihn im Sarge erblickend, — als sprächen es die Umstehenden."

Also Mariechen spricht fort, und zwar, wenn nicht wirklichen Irrsinn, doch „wie völlig im Irrsinn." Sie legt sich nicht als Wahnwitzige zu ihm in den Sarg; sie erdlickt sich nur im Geiste darin, und spricht einen eignen Gradsegen, als ob ihn die Umstehenden sprächen. Soll so etwas im lyrischen Gedichte anschaulich gemacht werden; so muß es auf jeden Fall — im Gedichte geschehen, nicht in einer Anmerkung, die genau wie eine Anweisung für die Actrice lautet. Besingen, nicht in Prosa beschreiben, muß der Poet ihren Zustand, oder er muß ihre Worte so stellen, daß sie keinen Zweifel über denselben Raum lassen. Dramatik und Lyrik scheinen sich in Kinds Poetik noch gar nicht von einander geschieden zu haben, oder er will vielleicht eine neue Gattung von Liedern aufstellen; Lieder mit Dekorationen. Beleuchtung, Verbindelung, Scenenveränderungen, Anweisungen zum Spiel u. s. w. Nun, es wird für die Almanachspoeten nur eine erwünschte Bequemlichkeit mehr seyn, wenn sie z. B. den Eindruck der Nacht nicht mehr poetisch zu malen, sondern blos unter dem Text anzumerken haben: Der Lichtwagen wird niedergelassen.

Dergleichen „innere" Einrichtungen eines Almanachs kann die „Ueberlegung" dem Herausgeber unmöglich als die zweckmäßigste empfohlen haben. Die äußere dingegen macht dem Verleger (für die Sünden der Ramberg'schen Malerey ist er nicht verantwortlich) alle Ehre.

Einschachtelungs-Styl.

In der Wiener Modenzeitung 1822. Nro. 108. S. 872. ist die Rede von den feinen Fäden in unseren Himmelsfernröhren, deren feinste, aus reiner Platina gefertiget, achtzigmal dünner sind, als die feinsten Spinnenfäden. Bey dieser Gelegenheit bauet der geschätzte Mathematiker J. J. Littrow folgenden Perioden:

„Das Verfahren, durch welches die Engländer jetzt „Metallfäden, die, weil sie nicht hygrometrisch „sind, immer den Vorzug vor andern verdienen, „ziehen, welche viel feiner sind, als die feinsten „Spinnenfäden, besteht in Folgendem."

Daß diese Schreibart fast bis zur Unfaßlichkeit fehlerhaft sey, liegt am Tage; aber wie kommt es, daß Herse in seiner schätzbaren deutschen Grammatik am betreffenden Orte — nämlich S. 238 3te Ausgabe — vor diesem Fehler nicht ausdrücklich warnt? *)

L.

*) Vermuthlich, weil er es an einem besser betreffenden Orte thut, nämlich S. 601, Constructionsfehler, Absch. 16, I. M.

Digitized by Google

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 10. December 1822.

Reise-Literatur.

Lettre sur la Suisse, écrit en 1820. Par Raoul Rochette. Paris 1822.

Ich lese Schweizerreisen über alles gern. Für uns magere, gerupfte Volk, das sich seine funfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht, und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläfrige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu sehen, die so unzärtlich harfen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die allenfalls dürfen was sie wollen, alles wollen was sie können, und alles können. Glücklich wer im Chamounny-Thal geboren, oder auf Sizilien, oder in Kamtschatka, oder in den Raubstaaten, oder in Pensylvanien; glücklich wer ein Peruz ist, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutscher zu seyn, und ein Bürgersmann der sein Auskommen hat, und ein gescheidter Mensch, und ein guter Christ zugleich, das ist das Langweiligen viel zu viel! Es müssen daher unsere sehr argen Feinde seyn, die uns eine gedruckte Schweizerreise mißgönnen. Die des Hrn. Raoul-Rochette ist auf das Beste zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kömmt, daß die meisten übrige Reisende durch die Schweiz immerfort schmachtein, als säßen sie in der Jasminlaube eines arkadischen Gärtchens, und selbst auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augenwetz des Lesers mit Noth etwas Solides fischt! Das Herz eines ächten Mannes ist nicht ohne Knochen. Hr. Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landschaften der Schweiz, wie es sich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben sein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verstand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen, er behandelt die Schweiz, nicht blos als einen Gegenstand der Landschaftsmalerey, auch die bürgerliche und religiöse Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer, weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art, wie er es darstellt, nicht völlig ausfodert. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Othaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Bivot ruft. Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsätzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sand nach Luft schnappt! Hr. Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz, er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freyheit, und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn keiner ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Alter — noch schlimmer, er will einer scheinen. Ich habe mich nach diesem Herrn erkundigt. Er ist ein ganz junger Mensch, wohnt in Paris, und hat, durch geschichtes und bedarrliches Schmeicheln der Macht, sechs Aemter zusammengerafft, die ihm jährlich 40,000 Franken einbringen. Nun freylich, leben und leben lassen! Da man aber keine 40,000 Franken jährlich braucht, um zu leben, sondern nur die Hälfte, so darf sich auch die Nachsicht des Lebenlassens, nicht bis zu dieser Summe erstrecken. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstvertheidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftsteller dort, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Feder auf seinem Tische sieht, und von einem Hasen nichts hat als das Herz; dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, die unbarmherzige Censur einen ganzen Aermel weggeschnitten — was will er machen, wenn eine hohe Polizey mit ihm zürnt, und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder sterben, aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber ist es anders. Hier theilt die öffen-

Digitized by Google

liche Meynung nicht blos Lorbeerkränze aus, sondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf sein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und sein Glück ist fertig.

Die Heucheley, welche Hrn. Raoul-Rochette vorgeworfen worden, giebt aber seinem Werke ein Verdienst mehr. Wer die schwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht besitzen, der braucht nur diese Reisebeschreibung zu lesen; denn sonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geschmeichelt wird. Ich will einige Beyspiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geist in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis, schreibt er: „Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtey aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilger hin; jetzt da diese frommen Schätze im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Spekulation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu seyn, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren oder ein Heiligengebein zu küssen." — — Die demokratische Verfassung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständig und nicht falsch genug. Er lobt sie, springt aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einen Fuß zu stehen kömmt. „Man kann sich denken, daß bey einem solchen Volke die Staatsverfassung wenig Veränderungen erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese brave Leute dennoch, dem Geiste unserer Zeit, die an der Wirklichkeit einer Constitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist, (unser ehrliche Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nöthig sind!) und sich wenig aus öffentlichen Freyheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freystaat Zug hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Haupt-Verfügungen dieser Charte aus dem 14ten Jahrhundert herstammen." (Diese Herrn lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürch sagt er: „die Regierung dieses Kantons war lange, und ist noch heute, eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen seine eigene Leidenschaften zu suchen." (Das ist sehr naiv. Die Kleinkrämer haben alle Gegenstände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freywillig an die Aristokratie abgetreten, und diese war so großmüthig, allen Lebenswein des Landes für sich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerschaft ja nie in Gefahr komme, sich zu übernehmen, und ihrer Gesundheit zu schaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Aristokratie unmöglich bessere Gründe haben.) — — „Die Walliser, ehemals in Ober- und Unter-Wallis getheilt, nämlich in Sieger und Besiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat von den nämlichen Gesetzen, und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souverainität gelassen, zeigt sich dieser Verbesserung würdig, durch die Fortschritte, die es in sittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer, und selbst durch die körperliche Veredlung seiner Bewohner. Es ist bemerkungswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Monter und Martigny sich vermindert hat, seit dem Augenblicke, daß diese zehntenfrey geworden. Daraus kann man schließen, daß die Freyheit, welche hier die Menschen gesünder und besser macht, nicht die nämliche ist, welche sie andern Orts zu Rasenden und Dummköpfen umschafft." (Wie geschickt sich der feine Herr zwischen zwey Stühle setzt! Was müssen das aber für Menschen seyn, die sich mit solchen zweydeutigen Complimenten absinden lassen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Hrn. Raoul-Rochette zu sprechen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr von der deutschen Sprache weiß, als die meisten seiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutsche Sexer Lehrling von der französischen; er, dem es nur darum gelungen in seinem Werke viel Gutes und Schönes zu sagen, weil er einen kleinen Schatz deutschen Geistes besitzt; er, vergessend, daß der geistreichste und beredsamste aller französischen Schriftsteller, Rousseau, nur mit der Sprache den Franzosen angehörte — er spricht von uns so leicht hin, als spräche er über ein neues Vaudeville von gestern Abend. Ja, großmüthig ist er sogar, er will den Deutschen nicht alles nehmen, ausgeartet nennt er sie. Ueber die kindischen Begriffe, welche die Franzosen von Deutschland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer, oder einen Fuß höher liegen, als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze

Digitized by Google

nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destilliren. Die ganze Oberfläche des menschlichen Wissens haben sie nach allen Richtungen durchgegangen, und jetzt fangen sie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freylich noch blind, wie die Maulwürfe, aber sie thun es. Schon buchstabiren sie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: „Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug leben Abend? Warum haben wir so lange die Gazze ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!“

Doch hören wir, wie Hr. Raoul-Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller, und, es ist wahr, er hat diesen herrlichen Mann ganz zu würdigen verstanden. Zwar scheint er von allen dessen Schriften nur die Briefe an Bonstetten zu kennen, die in französischer Sprache geschrieben, aber gleichviel, wenn diese hingereicht haben, ihm den Geist und das Herz des großen Geschichtschreibers aufzuschließen. Müller ist noch nie schöner und treffender geräumt worden, als es vom Verfasser geschehen. Doch als ihm beyfiel, daß Müller kein Franzose war, sagte er folgendes: „So oft ich ihn las, erstaunte ich über die Achtung, die er den Deutschen einzuflößen wußte, und das beweist, daß man an der menschlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geschichtschreiber von so gründlichem Geiste und so gesundem Urtheile, der seinen Meynungen nur die Erfahrung zur Grundlage, und seinem Style nur die Vernunft zum Schmucke giebt; der weder in den Thatsachen, noch im Ausdrucke, der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über alles laut, seine Anhänglichkeit für die alten Grundsätze der Regierungen, und seine Ehrfurcht vor religiösen Institutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenschaft beseelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein solcher Schriftsteller Leser bey dieser deutschen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art so thöricht ergeben ist, die sich mit ihren Philosophen in die Regionen der abstraktesten Metaphysik verstiegt; die unter noch gewiger achtungswerthen Führern, zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt, und ihre Urtheilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze, und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienst umzuschaffen?“ .. Bey einer andern Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: — — „Wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welche noch der Donner grollte, und, wie in ihren Schulen, nach Wolken laufen, die der launische Wind bald hier bald dorthin führte.“ — — Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen dieses, was ich da schreibe, zu Gesichte käme, und unter diesen zehn wären nur drey die deutsch, und unter diesen dreyen wäre nur einer der deutsches verstünde — würde ich mir die Mühe geben dem Hrn. Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

Aber jetzt ist kein Tropfen Bitterkeit mehr in mir, und ich wiederhohle das Lob, das man diesem Werke nicht versagen kann. Meine Herrn aus Leipzig, wir wollen es übersetzen.

Dr. Börne.

Taschenliteratur für 1823.

Aurora,

Taschenbuch von — ja, da sitzen wir! Es sind 13 theils belletristische, theils indifferente Namen hinter diesem von genannt, und ein: „und Anderen,“ geht hinterdrein, wie im Macbeth der König mit dem Spiegel, welcher noch eine unabsehbare Reihe von Königen aus dem Geschlechte Banko's zeigt. Genug es ist ein Mannheimer Taschenbuch, ein ganz neues Unternehmen, wovon die Buchhandlung Schwan und Göß vermuthlich „verantwortliche Redactrice, Unternehmerin und Eigenthümerin“ ist. Hoffentlich wird es bald dahin kommen, daß jede deutsche Buchhandlung ihren eigenen Almanach und ihr eigenes unsterbliches Tageblatt — ja wohl gar auch ihre eigene politische Zeitung habe, und das ist sehr zu wünschen. Warum? Unsere Leser „gebildeter Stände“ mögen nur die ungebildeten Bauern fragen, welche sich über die Mäuse mit deren ungeheurer Uebervölkerung trösten: „Sie fressen einander selber auf.“ An vorliegender Maus ist durchaus nichts Charakteristisches aufzufinden, es ist eine Feldmaus wie die andern: Kupfer, Erklärung, Erzählungen, Verse u. s. w. Zu loben ist, daß die Kupfer nach guten Meistern gestochen sind, aber leider nicht von guten Meistern. Von mehreren Gedichten gilt dasselbe. Unter den Erzählungen ist die von Fouque die beste.

Liebe und Freundschaft.

(Taschenbuch, der — gewidmet, von Stephan Schütze) muß wohl auf die, in der Firma der Verlagshandlung als Colombo[illegible] enthaltene Frage: Will man's? fortdauernd eine bejahende Antwort erhalten, auf was Wunder! Die Kupfer sind sehr unterhaltend, besonders die Mondscheinchen. In dem Blatt zu der Hoffmannschen Erzählung Daura sautuosa wird ein rührender Abschied eines Mädchens von ihrem [illegible]en Anbeter durch einen ernsten Polizeyeier, wo-

Digitized by Google

den die Scheidende an der Leine führt, wunderbar poetisirt. Der ernstmüthige Liebhaber hat das Nämliche zu erwarten, wenn er einmal verheirathet ist — das will der bildende Künstler sagen! Die gleichfalls rührende Scene aus dem Gedicht, der fremde Gast, wird doppelt rührend durch das Windspiel, welches mit gespitzten Ohren zuschaut, als ob es einen Hasen aufmucken zu sehen hoffte. Daß der sinnige Künstler hier eine Hundegattung wählte, die nicht bellt, müssen wir ihm danken; das Bellen würde nur stören. *) Endlich zu der Erzählung, die Trauernden, hat der treffliche Kamberg ein vortreffliches Hündchen geliefert, welches eben aus seinem Bettkorbe sich erhebt, sich ausstreckt, und — gähnt. Welch ein avis au lecteur! Die Almanachsdichter und Erzähler sind so empfindlich gegen die Stiche der Kritik, wie kommt es, daß sie diese Stiche, die satyrischen Kupferstiche zu ihren Producten, nicht übel nehmen? Die Monatskupferchen in 24mo (im Format der Monatsholzschnitte unserer Hauskalender) hat der Herausgeber dießmal durch ein Lustspiel erklärt, welches beweist, daß er in der Theorie des Komischen stärker ist, als in der Praxis. Er hat sich die Sache auch sehr leicht gemacht: denn er giebt nicht Scenen, welche den Bildern entsprechen, sondern er webt meist nur in den Dialog Beschreibungen ein, welche ungefähr mit den Kupfern übereinkommen.

Zum geselligen Vergnügen.

(Taschenbuch zum — bey Gleditsch) ist wieder höchst elegant, und enthält so viele und zum Theil so lange Kunsterzeugnisse, daß es nur auf Kosten der leidenden Augen möglich war, sie auf den kleinen Raum von 428 Seiten zusammen zu drängen. Die Kupfer sind, mit Ausnahme des neugriechenthümlichen (Nr. 6.) zu loben. Die Novelle von Tieck, die Reisenden, werden hier diejenigen gern beysammen finden, denen die Zerstückelung derselben im Dresdener Merkur, Jan. 1822, diese anziehende Lectüre verleidet haben dürfte. Unter den Gedichten ist keines, welches wir ausgezeichnet nennen möchten; weder als positive noch als negative Größe. Es sind meist bekannte Almanachsdichter, welche hier singen, und sie singen, wie bekannt. Die Redaction ist zu gefällig, indem sie selbst die unbedeutendsten Bagatellen aufnimmt, z. B. von einem Otto Hanson S. 273 das Distichon:

Nimmer entschwindet der sinnende Stern der heiligen Liebe;
Glüht er am Himmel nicht mehr, geht er im Herzen uns auf!

Was will das sagen? Daß Herr Hanson nicht liebt, so lange Venus am Himmel sichtbar ist? Das ist ein wunderliches Temperament. Hoffentlich hängt der Wechsel nicht vom Tagesstrichel der Venus (vom täglichen Auf- und Untergange), sondern von den Conjunctionen dieses Gestirnes mit der Sonne ab. Außer diesem Distichon finden wir hier nichts von diesem, und bisher unbekannt gebliebenen Poeten, und das war doch der Mühe nicht werth, das Inhaltsverzeichniß zu verlängern.

*) Weit weniger als das Mädchen der Kritik. M.

Der Freymüthige,

„das heißt, Herr August Kuhn in Berlin, der ihn herausgiebt, ist durch die Erklärung eines hiesigen Schauspielers in den löschpapiernen Zeitungen in ein sonderbares Licht gestellt worden. Herr Kuhn hat ein Stück „geschrieben: Hans Görge's Brautfahrt. Vor der „Aufführung erklärt er dem Schauspieler Herrn Gern „dem Sohne: der Erfolg des Stücks hange von ihm ab, „und darum müsse er, Herr Kuhn, es ihm allein zur Last „legen, wenn das Stück mißfallen sollte. Es mißfällt, „und von dieser Zeit an macht die freymüthige Theaterkritik des Herrn K. alle Leistungen dieses Schauspielers „herunter. Ja — so lautet die öffentliche Anklage — er „schiebt sogar bey tadelnden Stellen fremder, an ihn „eingesendeter Theaterrecensionen die Namen dieses Schauspielers eigenmächtig ein, obgleich der Verfasser der Recension an denselben nicht gedacht hatte. Herr G. hat „von einem solchen Theaterrecensenten ein förmliches Attestat der Fälschung abdrucken lassen. Mich dünkt es „sey Pflicht der Literatur-Kritik dergleichen specielle „Klagen über das Verfahren der Redactionen ästhetischer „Tagesblätter zu öffentlicher Kunde zu bringen." (Was soll das heißen?) „Auf jeden Fall bitt' ich, diesen Beytrag „zur Kritik des Freymüthigen in die Berliner Bier- und „zwanzigpfünder des Morgenblattes aufzunehmen."

— l.

(In Folge einer Mißhelligkeit, in welche die constitutionellgesinnte Dame mit der Redaction des Morgenblattes gerathen ist, und welche der Kurze sowohl als der Dramaturg Sauerampfer aus esprit de corps — um nicht zu sagen: Gemeingeist — sich ad animum revocirt haben, die ich genöthigt gewesen, die Batterie aus dem Morgenblatte abfahren zu lassen.) M.

Druckfehler.

In der Anz. d. neuen Conversat. Lex. No. 88. S. 350. Sp. 2. Z. 21. muß es heißen konnte st. könnte. In den Anz. von Immermanns Trauersp. No. 99. S. 353. Sp. 2. Z. 19. fällt das Komma nach weichen weg. S. 355. Z. 26. u. 29. l. Detri st. Deire. In derselben No. Histoire des evénemens de la Grece S. 356. Z. 14. l. da durch nicht blos: durch.

Digitized by Google

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Freitag den 13. December 1822.

Jugendschriften.

Das Buch des Kabus. Aus dem Persischen für die Jugend bearbeitet, nebst einem Anhange morgenländischer Geschichten. Zürich, in der Trarlerschen Buch- und Kunsthandlung. 1823. 228 Seiten, mit vier colorirten Kupfern.

Goethe's westöstlichen Divan hatte die Lesewelt auf das in der Uebersetzung des verewigten Prälaten von Dieß wenig bekannt gewordene Buch des Kabus aufmerksam gemacht, und dort war, mit der ausführlichen Nachricht über den Verfasser, die Veranlassung und den Inhalt der Schrift, der Wunsch ausgesprochen worden, es möchte irgend eines der schätzbaren Tagblätter die so erbaulichen als erfreulichen Anekdoten und Geschichten, welche jenes Buch enthält, allgemeiner zu verbreiten bedacht seyn. Weil dieser Fingerzeig indeß nur wenig ist beachtet worden, so glaubte der ungenannte Herausgeber (der Zürcherische Professor Horner) den Zweck desselben besser noch zu erreichen, wenn er die lehrreichsten und anziehendsten Erzählungen der orientalischen Sammlung für eine eigne Jugendschrift ausböhe, ihr noch andere verwandten Ursprungs und meist aus Herbelots Bibliothèque orientale entlehnte, hinzufügte, und von den ausführlichen moralischen Betrachtungen, womit dieselben ursprünglich begleitet sind, jedesmal nur den wesentlichsten Inhalt, als Einleitung zu den Geschichten, mit wenigen Worten anführte. Die Auswahl ist mit verständiger Umsicht und Vermeidung alles dessen geschehen, was die moralische Tendenz einer Schrift stören könnte, welche zunächst für die heranwachsende Jugend bestimmt, in der That Alles vereinigt, was ihre Neugier wecken, ihre Aufmerksamkeit festhalten, und ihr Nachdenken aufregen kann. Aus dem halben Hundert (so viel sind ihrer ungefähr) der kleineren und größeren Erzählungen mag eine kürzere als Beleg und Probe hier stehen; ihre Aufschrift heißt vom Kaufhandel.

„Die Verständigen haben bemerkt, daß die eigentliche Grundlage des Handels der rechte Gebrauch und die Großmuth sey. Erst also mache rechten Gebrauch, um reich zu werden, und hernach sey großmüthig, um einen guten Namen zu erlangen, und bey Gott und Menschen beliebt zu werden. — Es wird erzählt, daß ein Kaufmann in den Laden eines Zeughändlers kam, und für tausend Goldstücke Waaren kaufte. Am Ende entstand bey ihrer Berechnung ein Mißverständniß über ein Karat Goldes; der Verkäufer sagte nämlich: du hast bey mir noch ein Goldstück zu gut; der Käufer aber behauptete, es sey ein Goldstück und ein Karat darüber, und so stritten sie sich bis an den Abend. Der Kaufmann scheute und lärmte so viel um einen Karats willen, daß der Zeugverkäufer dessen überdrüssig ward und ihm das Karat noch herausbezahlte. Der Käufer nahm seine Waaren und gieng fort. Nun hatte der Zeughändler einen Bedienten, welcher hinter dem Kaufmann herlief, ihn einholte und sagte: o Kaufmann! ich habe beym Aufheben und Wegtegen des Zeuges geholfen, gieb mir ein Trinkgeld! Der Kaufmann gab ihm jenes Goldstück und das Karat dazu. Der Bursche nahm das Gold und kehrte zu seinem Herrn zurück. Dieser fragte ihn: wo warst du hingegangen? Der Bursche erwiederte: ich bin dem Kaufmann nachgelaufen, der Zeuge von dir eingehandelt hat, um ein Trinkgeld von ihm zu fordern. Der Zeughändler versetzte: von Jemanden, der eines Karats halber vom Morgen bis zum Abend gezankt, geschrieen, gelärmt und sich vor den Menschen nicht geschämt hat, was hoffst du von dem? und was hast du denn von ihm auf deine Hoffnung hin erhalten? Der Bursche zeigte das Gold. So wie der Zeughändler es erblickte, gerieth er in Erstaunen, und sagte: O großer Gott! dieser Knabe ist ein Lügner und böser Bube, und ist doch noch so klein! Wie hätte der Mann, der so geizig war, solche Freygebigkeit ausgeübt? Sicherlich steckt hierunter ein Geheimniß, welches ich kennen lernen muß. In dieser Meynung lief nun auch er hinter dem Manne her, erreichte ihn, und sagte: o Kaufmann! um Gotteswillen, verweile einen Augenblick, ich habe eine Frage an dich. Der Kaufman sprach: nun so rede! Der Zeughändler be-

Digitized by Google

merkte hierauf: o Kaufmann! ich habe an dir etwas sonderbares gesehen; vor so vielen Leuten hast du eines Karats wegen bis zum Abend gezankt, und nicht abgelassen, bis du es empfangen hast. Nun aber, da du es erhalten, hast du neben dem Karat noch ein Goldstück meinem Bedienten gegeben. Was hast du also für Vortheil davon, so viel Streit erregt, und dir so viel Verdruß gemacht zu haben? Erkläre mir doch das. Was war der Beweggrund von so viel Geiz vorhin, und von so viel Freygebigkeit anjetzt? Habe die Güte, mir das zu sagen. Der Kaufmann antwortete: Was giebt es denn hierbey sich zu verwundern? Da ich Kaufmann bin, so habe ich die Regel der Handelschaft beobachtet; denn, wenn sich der Kaufmann im Handel um einen Käyser dreintrachtigen läßt, so ist das eine große Schande; wenn er aber zu rechter Zeit nicht großmüthig ist, so beweist es, daß er unmenschlich und unedel sey. Aus dieser Ursache habe ich weder betrogen, noch unfreygebig seyn wollen. Ich habe sowohl die Obliegenheit meines Berufs ausgeübt, als die Pflicht der Großmuth erfüllt."

Wir wiederholen, es ist eine gesunde und kräftige Nahrung, die der jugendliche Verstand und das kindliche Gemüth in dem kleinen Buche finden, dessen vielfardige Bilder, in richtigem Costume von Lips gezeichnet, den Erzählungen — von Gefahr ungenügsamer Armuth, von der Mildthätigkeit, vom Richteramt und von Timur und Chodscha angehören.

Sammlung moralischer und lehrreicher Erzählungen für die Jugend; aus den Schriften von Christoph Schmid, Jacob Glatz und andern berühmten Jugendschriftstellern. Mit einem schönen (!?) Titelkupfer. Luzern bey J. M. Anich, 1822. 252 S. 8.

Ohne etwas Eigenthümliches darzubieten, gehört diese Sammlung zu den gemeinen Kompilationen, die mit dem Nachdrucke auf ungefähr gleicher Reihe stehen. Der ungenannte Sammler, welcher meist Mittelgut zusammengestellt hat, will eine Fortsetzung geben, wenn diese erste Lieferung Käufer findet.

Periodische Literatur.

Prometheus,

oder literarisches Oppositionsblatt, herausgegeben von Karl Pansé, in der A. E. Bürgerschen Buchhandlung zu Naumburg. Sechs Nummern Probeblätter. Junger Wein, noch ein wenig herbe von Geschmack, aber nicht ohne Geist. Nach dem in der Ankündigung ausgedruckten Plane ist es auf eine belletristische Wochenschrift (vor der Handzwey halbe Bogen wöchentlich) abgesehen, welche kriegerisch seyn soll. Diesen entfesselten Prometheus schreckt die Menge der Tages- und Monatsblätter nicht; „seine Stellung gegen sie wird eine offensive seyn." Wie er den Krieg zu führen denkt, ist aus den vorliegenden Proben noch nicht hinreichend zu ersehen. Eine geistreiche, kritische Analyse von Raupachs Königinnen eröffnet die Campagne. Die Evolution ist ziemlich regulär. Uebrigens meist Fastenjagd auf die Lazareth-Candidaten einiger Zeitschriften. Die Briefe eines französischen Dramatikers der neuesten Zeit und eines „Embryo" (?) von 1923 sind nicht ohne Spuren von Humor. Von einem wichtigen Bestandtheile, dessen die Ankündigung gedenkt, enthalten die Probeblätter noch keine Probe, wir meynen den Artikel der Antikritik. „Diese soll nicht, wie in den meisten Journalen „dieser Art in die Intelligenzblätter verwiesen werden, „sondern in dem unsrigen so gut ihren Ehrenplatz behaupten, wie die Kritik." Damit begegnet der Prometheus gewiß den Wünschen vieler Schriftsteller, welche mit schweren Insertionskosten die Gelegenheit erkaufen müssen, gegen die Angriffe der Kritik sich zu vertheidigen. Aber werden diese auch den Wünschen des Publikums und dem Bedürfnisse der Redaction entgegen zu kommen verstehen? Wo der Raum zur Antikritik kein Geld kostet, da muß er mit Geist bezahlt werden; die Antikritik muß ergötzlich seyn, und es ist schwer, ergötzlich zu schreiben, wenn man eben gekränkt, beleidigt, erzürnt worden ist. Dieser Umstand entschuldiget das gewöhnliche Verfahren der Redactionen, wie ungerecht es auch immer seyn mag, daß man den Angriff mehr als die Vertheidigung begünstige. Es scheint, daß ein antikritisches Journal nur unter der Bedingung bestehen könne, daß, indem es innerhalb seines eigentlichen Gerichtssaales (nicht blos in der Vorsiegstube des Intelligenzblattes) die Vertheidigung zuläßt, in der Regel die Selbstvertheidigung ausgeschlossen sey. Die Redaktion müßte Antikritiker anstellen, ungefähr wie die preußischen Gerichtshöfe ihre Justizkommissarien. Diese müßten namentlich bekannt gemacht, den Schriftstellern müßte freygestellt werden, unter ihnen den Vertheidiger ihrer Sache sich zu wählen, und dem Gewählten ihre Selbstvertheidigung als eine Art von Instruction mitzutheilen. Es gälte den Versuch mit einer solchen Einrichtung, und käme gar noch ein Spruchkollegium hinzu; so hätte man wirklich eine Art von organisirter Justiz in der litterarischen Republik, und der kritische Richterstuhl würde etwas mehr, als ein bloßes Gleichniß. Der alte Magdeburger Schöppenstuhl würde sich dann wohl finden.

Digitized by Google

Aber wer weiß, ob nicht die Autoren bald nach einer Jury schreyen würden, und die Rezensenten desgleichen. Es wird also wohl bey dem Naturstande bleiben: bellum omnium contra omnes. Inzwischen, wenn auch der neue Prometheus Selbst-Kritiken aufnimmt, und wenn dieſe auch nicht immer durchaus geiſtreich ausfallen; ſo wird er ſich doch ſchon durch Unparteylichkeit bey dem Beſchluß über die Aufnahme ein großes Verdienſt um die Schriftſteller erwerben können; denn ſelbſt diejenigen von ihnen, welche Inſertionsgebühren bezahlen wollen, werden häufig von der Willkühr, der Rückſichtlichkeit, der ſittenrichterlichen Anmaßung und dem Unverſtande der Unternehmer ſolcher Blätter noch viel ärger gemißhandelt, als von den Rezenſenten. Alſo nur Muth, die Sach' iſt gut!

Der literariſche Beobachter,

ein Wochenblatt, herausgegeben von F. A. Rüder und F. Gleich, Leipzig bey Hartmann. Vier Nummern (Bogen) Probeblätter. Der Titel: Beobachter, könnte hier eine société des bonnes lettres, eine Zeitſchrift des literariſchen Obſcurantismus beſorgen laſſen; aber es hat keine Gefahr. Herr Rüder war, wenn wir nicht irren, Hauptredacteur des Weimariſchen Oppoſitionsblattes, und Herr Gleich iſt als ein entſchiedener Freund des Neugriechenthums bekannt. „An die Reihe der Zeitſchriften, deren Zweck es iſt, den Leſern Erzählungen, Gedichte, Theatercorreſpondenzen u. dergl. zu geben, will ſich der literariſche Beob. nicht anſchließen; eben ſo wenig wird er eine Recenſir-Anſtalt ſeyn. Dafür denkt er aber ſeine Meynungen und Gedanken über bemerkenswerthe Zeitereigniſſe, „ſowohl im öffentlichen Leben als in der Literatur kurz „abzugeben u. ſ. f., alles nicht ſowohl, um die Leſer zu „belehren, als ſie vielmehr eine Ueberſicht gewinnen zu „laſſen, die ſonſt nur aus der Lectüre vieler gelehrten „und nicht gelehrten Tagblätter geſchöpft werden kann.“ So das Vorwort der Herausgeber. „Aeußere Form und Tendenz werden ganz dieſelben, wie bey'm ehemaligen literariſchen Wochenblatte von Kotzebue ſeyn.“ — So der Verleger (am Schluſſe von No. 2.), und die „Tendenz“ könnte die Liberalen leicht aufſtützig machen; aber er ſetzt hinzu: „an welchem der alte Redacteur das ganze leitende Herr Dr. Friedrich Gleich ſchon vom 3ten Bande an einer der thätigſten Mitarbeiter war.“ Alſo nicht Kotzebue's Tendenz, von welcher dieſes Blatt faſt unmittelbar nach ſeinem Tode in einem Winkel von 180 Graden abwich. In der That iſt auch in vorliegenden Bogen davon nichts zu ſpüren, ſo viel die Zeitereigniſſe „im öffentlichen Leben“ anbetrifft. Man trachtet nach Kotzebue's, des „verewigten Parentalexkunkers,“ Manier, und nicht ohne Glück. Da dieſe Manier als angeſehen ſich bewährt hat; ſo wünſchen wir den wirklichen Beginn des Unternehmens, und hoffen deſſen Beſtand.

Kriegsliteratur.

Voß gegen Perthes. Zweyte Abweiſung einer myſtiſchen Injurienklage. Stuttgart b. Metzler 1822. 52 S. gr. 8.

Eine Fortſetzung der in No. 30. angezeigten Geſchichte des Injurienprozeſſes, welchen Herr Perthes gegen Voß angeſtellt hat. Unſer dort abgegebenes Gutachten hat ſich, in erſter Inſtanz wenigſtens, bewährt: in dem S. 48 abgedruckten Urtheil iſt Herr Perthes mit ſeiner Klage unter Verurtheilung in die Koſten abgewieſen worden. Da die Entſcheidungsgründe des Gerichts hier nicht mit abgedruckt ſind, ſo giebt das Büchlein für das rechtsgelehrte Publikum wenig Ausbeute, genug aber für diejenigen Leſer, welche an dem literariſchen Prozeſſe Antheil genommen haben, welchen Voß vor dem Richterſtuhle der öffentlichen Meynung gegen Stolberg anhängig gemacht hatte. Voß gebrauchte zum Beleg ſeiner Anklage unter andern auch Stolbergs Religionsgeſchichte. Von dieſer ſagt Herr Perthes in Verfolg ſeiner wunderlichen Injurienklage S. 5:

„Du lieber Himmel! wäre nie ein mehr verkehrtes „des Werk geſchrieben worden, als dieſes, ſo dürfte die „Menſchheit Halleluja! oder anſtimmen. Hätten ſie nie andere Lehren, als die Lehren dieſes Werks befolgt, ſo würde „die Welt nicht im Argen liegen, und der Menſch würde „jene paradieſiſche Unſchuld noch im Herzen tragen, die die „wundervolle Hand des Schöpfers von Anbeginn an ihm „gelegt hat.

„Das ganze Werk iſt ein Hauch der Liebe, der reinſten „Chriſtusliebe. Stolz, Sinnlichkeit und Eigenliebe ſoll „der Menſch bekämpfen lernen, in Demuth und unerſchütterlichem Vertrauen ſoll er ſeine Blicke auf den lebendigen „allenigen Gott hinrichten, deſſen unerforſchliches Daſeyn „uns die heilige Urkunde der Menſchheit tauſendſtimmig „aufbewahrt hat.“

„Sind dieß die Merkmale eines gebeimen Nacht- und „Nebelbundes, wider Vernunft und Menſch, wider wahre „Religion, wider Staat und Ordnung! — Iſt dieß die verderbendrohende Finſterniß, deren die Gewaltigen ſich befleißigen!“

„Doch was der Stolbergiſchen Religionsgeſchichte den „höchſtmöglichen Werth verleiht, beſteht darin, daß ſie „überhaupt den lebet: in unſrer Zeit ſo tief geſunkenen „Glauben an eine obwaltende höhere Macht „und beſonders daß ſie den Glauben an poſitive Re-

Digitized by Google

„ligion allgewaltig wieder hervorgerufen hat. Dreyfach „glücklich derjenige, dem das Licht des Glaubens aufgegangen, diese reiche Quelle des Himmels, die ewig „fließt, und die in unerschöpflicher Strömung nicht nur den „bittern Kampf des Lebens versüßt, uns Ruhe und Freude „ins Herz träufelt, sondern die uns, gleich einer Himmelskönigin, freundlich und seelenvoll in eine bessere „Welt hinüber geleitet." —

„Was ist dagegen mit der von Selbstsucht und Eigenliebe aufgeblasenen, in Leidenschaft aufbrausenden, mit „Schweiß und Geifer triefenden Aufklärungssucht, was mit „einer sogenannten Vernunft-Religion gethan, sie ist eine „leere kalte Verstandesgrübeley, ein von Menschenhänden „zusammen geneteter Teig ohne höhern Aufschwung, ohne „innere Haltung und lebendige Seelenwärme. Wenn es „denen Herrn Vernunftreligionskrämern, denen Aufklärungssüchtlern, denen Licht- und Fackelträgern einmal an „den Kragen geht, so lernen sie doch am Ende meistens, „wie man zu sagen pflegt, Jesum Christum bekennen, sie „kommen meistens spät noch zur Erkenntniß, daß wir bey „unserm so beschränkten Wissen doch nur allein auf den „mächtigen Fittigen des Glaubens zur Gottheit, uns empor„schwingen können. Nur im Glauben schauen wir den Himmel „offen und alle die Herrlichkeit, die uns hier umstrahlen „kann und noch mehr einst umstrahlen wird."

Alle diejenigen, welche den Papismus kennen, der in jenem Stolbergischen Werke sich regt, und welche der entgegengelegten Parthei zugethan sind, die das große Werk der Reformation durch fortgesetzte Protestation gegen diese Anmaaßungen des römischen Stuhles zu erhalten sucht; werden auf dieses Glaubensbekenntniß hin die Meynung fassen, daß Herr Perthes, obwohl äußerlich Protestant, im Herzen dem Papismus ergeben sey, wie es der seel. Stolberg war; und daß, wenn Stolberg wirklich an der Spitze eines aristokratischen Römlingsbundes gestanden hat, Herr P. vermöge seines hier bekannten Glaubenseifers gegen die „Aufklärungssüchtler" diesem Bunde dienen mußte, er mochte wollen oder nicht. Will er sie dieser Meynung daher injuriarum belangen? Damit würde er sogar dann durchfallen, wenn nun ihn beschuldigt hätte, selbst an der Spitze jenes Bundes zu stehen: denn er könnte das, ohne den geringsten Nachtheil für seine bürgerliche Ehre. Dieser juridische Begriff ist, Gott sey Dank! noch nicht so zugespitzt, daß er die Freyheit des Menschen tödten könnte, für die Sache einer Religionsparthey zu wirken, zu welcher er noch nicht äußerlich und förmlich sich bekannt hat. Der Protestant, welcher papistisch gesinnt ist, der Katholik, welcher der Reformation Dauer und Ausbreitung wünscht — beyde können von gedachten Partheyen hart getadelt, und auch wohl mit den üblichen Sobriquets des Factionsgeistes belegt werden; aber ihre Ehre, im juridischen Sinne, ist dabey in Sicherheit. Wäre die literarische Rüge des Hofraths Voß gegen Herrn Perthes eine Injurie; was wäre denn, aus dem Gesichtspunkte der papistisch Denkenden, des Hrn. P. Injurienklage? Auch eine Injurie, nämlich gegen diese römisch Gesinnten. Man denke nur an die Anekdote: Ein Kläger A verlangte vom Beklagten B Genugthuung, weil er von ihm beschuldiget worden, daß er ein Freund des C sey, auch genau so denke und handle, wie dieser. B wurde losgesprochen, aber nun verklagte C den A, weil er durch jene Injurienklage zu erkennen gegeben, daß er es für etwas Ehrenwidriges halte, sein Freund zu seyn, und zu denken, zu handeln, wie er. Die Anwendung auf unsern Fall macht sich von selbst. Möchte Herr P. sie fassen, und begreifen, daß ferneres Quäruliren gegen Voß zu nichts führen kann, als zur Störung der Zwecke einer Religionsparthey, zu deren Gesinnungen er sich bekennt. Der sterbende Meister (Stolberg) hat die Seinigen ermahnt, für Voß zu beten, nicht ihn zu verklagen. Sapienti satis.

Dichtkunst.

Die duftende Blumenwelt oder die lieblichen Kinder der Flora, besungen und in Kränze gewunden von einem ihrer Verehrer. Halberstadt, 1823.

Ein altmodischer Titel, ob er schon aus dem erst zu erwartenden Jahre der ist. Indessen die Idee ist nicht übel, alles das zu sammeln, was gute Dichter über die Kinder der Flora gesungen haben. Es ist nämlich nur eine Sammlung, und daß die Dichter, aus denen sie veranstaltet ist, nicht genannt sind, ist eben so tadelnswerth, als die sehr häufige Sucht, die Blumen als Sinnbilder von Tugenden und Fehlern aufzustellen, woran die Dichter selbst oft nicht dachten und denken konnten. Manchmal macht sich das burlesk, z. B. die Kamille soll Bild der Sittenreinheit seyn und der Dichter hatte ursprünglich die schönen Zähne eines Mädchens damit verglichen.

Ihre schönen Zähne glänzten wie Perlen.
Weiß schimmernd, wie Kamillenblüthe.

Solcher komischen Mißgriffe finden sich viele. Uebrigens sind denn doch Ochsenzunge, Schleedorn, u. m. a. Bäume, Pflanzensträucher nicht liebliche Kinder der Flora, unter denen sie hier einen Platz finden. Kurz, die Idee des Sammlers war gut, aber der Verfasser nicht der Mann dazu, sie auszuführen.

Digitized by Google

Nr. 100.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 17. December 1822.

Erdkunde.

Nun sag' uns einer noch einmal, daß die Kritik zu nichts nütze sey! Von der, in No. 22. Jahrg. 1821. angezeigten

Neuesten Geographie Joh. Heinr. Müllers zu Lenney

ist eine zweyte verbesserte und vermehrte Auflage (Düsseldorf und Elberfeld b. Schaub 1822.) herausgekommen, und in derselben findet man fast alles verbessert, was im Lit. Bl. a. a. O. getadelt worden ist. Es wurde getadelt das exemplarisch schlechte Papier; der Verleger hat gutes geliefert. (Ob daß wir diese noble Ambition den Verlegern der lösch- und packpapiernen Berliner Zeitungen einflößen könnten!) Es wurde getadelt der Mangel eines Registers; er ist gehoben und auf sehr zweckmäßige Weise. Es wurde getadelt die unfruchtbare Haupteintheilung in allgemeine und besondere Geographie; sie ist verschwunden. Es ist getadelt worden die Definition der Ellipsis; der Verf. hat sie S. 12. §. 83. fast buchstäblich nach dem Lit. Bl. umgestaltet, auch zu ihrer größeren Verdeutlichung die Lehre von den größten und kleineren Kreisen vorangeschickt. Es ist getadelt worden, daß die Planeten sich um die Sonne drehten, anstatt zu laufen; sie laufen nun S. 3. §. 7. Es ist getadelt worden, daß der Unterschied zwischen den Zeichen des Thierkreises und dem wirklichen Sternbilde S. 10. §. 98. nicht erwähnt worden; er ist nun S. 14. §. alleg in parenthesi berührt, und dadurch dem Lehrer Gelegenheit geboten worden, ihn zu erklären. Es ist getadelt worden, daß die Eintheilung der Gebirge nach ihrer Richtung fehlte; hier S. 22. §. 100. ist deutlich von den meridianartig- und von den, dem Aequator parallel (oder fast parallel) laufenden Gebirgsketten die Rede.

Bey so viel Nachgiebigkeit der Autorschaft gegen die Kritik darf es die letztere nicht übel nehmen, daß die unteren Planeten noch immer unter (i. e. innerhalb) der Erdbahn sich bewegen, und daß dem Himälayagebirge noch nicht der gebührende Ehrenplatz angewiesen worden ist. Die übrigen, zum Theil durch andere Rezensionen veranlaßten Verbesserungen haben uns sehr zahlreich geschienen. Eine davon ist interessant. „Der Neu-Grieche" hieß es in der Völkercharakteristik S. 54, Abschn. VI., §. 123. „durch den harten Druck der Türken sklavisch, falsch und „niederträchtig geworden." Jetzt heißt es (S. 71 loc. allog.): „zum Theil sklavisch geworden, aber noch immer seiner edlen Abkunft und alten Herrlichkeit eingedenk." Die Neugriechen ersehen daraus, daß ihre neuesten Heldenthaten auf das Rektorat zu Lenney schneller wirken, als auf den bekannten Zeitungsschreiber, der kurz vor der Vernichtung von Churschid Pascha's Invasionstruppen die Nachricht debitirte, daß die feigen Griechen die Sache ihrer Insurrection selbst verlassen und an die Türken verrathen hätten. Der Preiß ist 10 gr.

Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner — von L. G. Blanc, Domprediger zu Halle. Halle bey Hemmerde und Schwetschke, Theil 1. 1821. Thl. 2. 1822. 614 u 676 S. 8.

Dieses Werk ist auf 4 Theile angelegt, wovon die ersten drey Europa zum Gegenstande haben sollen. Der V. hat es hauptsächlich für Hauslehrer auf dem Lande bestimmt, und es ist für den Selbstunterricht Erwachsener überhaupt eben so geeignet, als zum Leitfaden des Unterrichts in Schulen mittleren und höheren Ranges. Zwey Dinge daran müssen wir vorzüglich rühmen: eine so populäre als anziehende Behandlung der mathematischen und physischen Geographie, und die zweckmäßige Rücksicht auf Geschichte und Literatur einzelner Völker. „Die Geschichte sollte nicht (heißt es S. VII.) ein dürftiges Fürstenverzeichniß seyn, sondern vorzüglich eine Schilderung der eigentlichen Lebenspunkte eines Volkes." Sehr richtig, und daher die Rücksicht auf den Lebenspunkt: Literatur, sehr zu loben.

Daß der V. Spanien und Portugall unter dem (blos der physischen Geographie angehörigen) Namen der pyrenäischen Halbinsel zusammenfaßt, und doch durch A und B wieder trennt, wollen wir eben nicht tadeln; aber doch nimmt S. 201 das; „A. Portugall" unter dem Columnen-

Digitized by Google

titel: „A. Europa.“ sich ein wenig unmethodisch aus. Zeichen, die bey der Haupteintheilung gebraucht worden, müssen nicht wiederkehren in der Subdivision. Dagegen ist es zu billigen, daß der Verf. S. 190. Thl. 2. bey Deutschland sich nicht an den geographischen Bereich des deutschen Bundes gebunden, sondern unter dieser Kategorie die ganzen Monarchien Oesterreich und Preußen abgehandelt hat. Denn wer dächte in Hinsicht der „Verfassung“ des sogenannten Deutschlands, und in Hinsicht seines Bundes nicht so, wie er S. 227? Gott weiß, wozu man sich verband, Wie lange, steht in Gottes Hand! Amen!

Geschichte.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!“ — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgrenzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet, und sie versteckt ihre Grenzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen von ihr abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen als Zinnen hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts...

Ein Gänschen flog über den Rhein.
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die eingeine von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen, und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Hr. Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freyheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyranney, sie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist — sie täuschen ihn nicht. Was dem ersten und dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente bob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches sein sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tödtung eines Kaninchens zur Galeerenstrafe verurtheilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieu's und Ludwig's XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war, und die Weiber seiner Unterthanen verführt hatte. Doch er war geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.“ Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohlthäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu sichern, würde man seiner Wenigen gedenken; jetzt ist die Asche dieses Phöbus schon zweyhundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, sind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verstorbenen; kein lange bedauerter Fürst verdiente lange bedauert zu werden.

Von diesem vortrefflichen Werke des Hrn. Bodin sind in kurzer Zeit drey Auflagen erschienen, und in England, wie in Spanien, hat man es übersetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — sagen die Verleger — ist es weder Italiens noch unsere Schuld.“ Wie sie behaupten, würde das Original auch in Deutschland viel gelesen. Möchte man es dort übersetzen! Wenn es wahr ist, daß die Welt an der französischen Revolution krank darnieder liegt, so kann man nichts Heilsameres thun, als der Jugend diese Krankheit zu inokuliren, und es gibt keinen Arzt, der dieses besser verstünde, als Hr. Bodin. Man versäume das nicht. Zwar ist die Freyheit schon trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben sind es nicht, worin ihre Schönheit besteht.

Dr. Börne.

Digitized by Google

Unterhaltungs-Literatur.

Kanzelot vom See. Rittergeschichte aus den Zeiten der Tafelrunde, nebst einem Anhange von Gustav Jördens. Mit einem Kupfer. Leipzig bey Kollmann. 270 S. 8.

Es gibt Speisen, die man mit einem gewissen Behagen genießt, blos weil sie einem, wie man sagt, glatt hinunter gehen, ohne auf der Zunge irgend einen besondern, angenehmern Reiz oder eigentlichen Wohlgeschmack zu erregen. Rec. rechnet, wenigstens seinem Geschmacke nach, dieselbe manche Milchspeisen, welche oft nach einer sumptuösen Mahlzeit, gleichsam um nur das Essen zu verlängern, oder auch die dabey thätig gewesenen Werkzeuge allmählig zur gänzlichen Ruhe übergehen zu lassen, gereicht werden. Für solche geistige Milchspeisen nun ist ihm dieser Kanzelot gewesen, wiewol er nicht läugnen kann, daß ihm derselbe doch eine Art bittern Nachgeschmacks auf der Zunge zurückgelassen hat, welcher daher entstanden zu seyn scheint, daß in dieser Erzählung die Untreue, welche Genevra an ihrem Gemahl begeht, als Etwas, das sich unter den gegebenen Umständen gewissermaßen von selbst verstehe, dargestellt wird, Kanzelot, ohne große Gewissensbisse der süßen, ihm gebotenen Frucht genießt, da doch sonst ein Ritter von der Tafelrunde es mit Allem, was Recht oder Unrecht ist, sehr genau nehmen sollte. Indeß ist freylich auch zu bedenken, daß der Verf. keine moralische Erzählung schreiben wollte; dergleichen Waare ist jezt ganz aus der Mode gekommen. Pikanter als diese ritterliche Milchspeise ist Rec. der Anhang oder das Dessert vorgekommen, ja es scheint ihm angenehmer und schmackhafter als das Hauptgericht. Dieser Anhang enthält nämlich drey andere Erzählungen, welche sämmtlich den Verfasser als einen guten Darsteller charakterisiren. Unter ihnen hat Rec. am meisten angesprochen: Handwerk hat einen goldenen Boden. Ihre und Ausführung ist hier sehr anziehend. Allein bey eben diesem Anhange fällt Rec. eine juristische Frage ein, deren Beantwortung das literarische Eigenthumsrecht betrift. Wann ist es einem Schriftsteller erlaubt, sein schon einmal verkauftes Manuscript zum zweyten Male zu verkaufen? Man sollte glauben Niemals, allein dagegen spricht ein allgemeines Gewohnheitsrecht in der gelehrten Republik. Wir sehen nämlich täglich, daß Schriftsteller ihre in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, wofür sie in der Regel honorirt werden, in Sammlungen herausgeben, welche einen andern Verleger haben, als jene Zeitschriften. Dieser honorirt sie abermals. Oft mag sich das auf einen Vertrag gründen, allein oft erlauben sichs die Autoren wohl auch als verstehe es sich von selbst. *) Hr. Jördens nun hat den obbesagten Anhang vor nicht längerer Zeit als höchstens einem bis anderthalb Jahren in der Zeitung für die elegante Welt drucken lassen. Ist es nun recht und billig, daß er denselben jezt schon wieder zum zweyten Male drucken läßt, und zwar nicht in einer also genannten Sammlung seiner kleinen Schriften, sondern mit einer andern Erzählung? Sollte nicht, wo möglich durch eine Uebereinkunft unter den bedeutendern Buchhandlungen etwas Bestimmtes darüber festgesezt werden? **)

R. r.

*) Das versteht sich auch von selbst. Der Grund liegt in der Eintagsfliegen-Natur der Tagesblätter.

M.

**) Ueber die Rechte der Autoren? Warum nicht gar! Die Sache ist ganz einfach. Von einem Tagesblatte eleganter oder nicht) wird billig angenommen, daß die Auflage nach der Anzahl der Abonnenten eingerichtet wird, und was davon ausgegeben worden ist. das ist auch für vergriffen zu achten, donec probetur contrarium. Das Recht des Verlegers an den einzelnen Aufsätzen (in den meisten Fällen nur ein Recht des Erstenverneh) erlischt mit dem gemachten Erst-Gebrauch. Will der Verleger des Tageblatts mehr, so proclamire er die Bedingung, daß die ihm überlassenen Aufsätze entweder niemals, oder binnen einer gewissen Zeit nicht, anderswo herausgegeben werden dürfen, und sehe dann zu, ob er noch welche bekommt von Autoren, die den Wunsch hegen, etwas länger zu leben in ihren Werken, als ein Tagblatt zu leben pflegt in seinen einzelnen Nummern. Daß es übrigens unschicklich sey, dergleichen Aufsätze kurz nach ihrer tagesblättrigen (meist zerstückelten) Erscheinung anderweit für eine längere Dauer herauszugeben, lenge' ich keinesweges; aber unschicklich und widerrechtlich sind zweyerley.

M.

Philosophie.

Der Werth der Mystik. Nachtrag zu Ewalds Briefen über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. Von Grävell. Merseburg 1822.

Herr Grävell hat sich in mehrern Schriften als scharfsinnigen und freymüthigen Denker gezeigt und darum nahm Niemand seinen Anhang zu den Briefen des nun verstorbenen Ewalds. bestierget in die Hände, als der Verf. dieser Anzeige. Allein dießmal fand er sich getäuscht. Zwar hat Hr. Grävell die Unhaltbarkeit des Mysticismus, das praktisch Unbrauchbare desselben, das Nachtheilige an mehr als einem Orte recht gut dargethan. Allein — wer ihn selbst wieder bestreiten will, Massen hat er genug dahingegeben. Er ist mit sich selbst im Widerspruch. Er

Digitized by Google

beweist auf der einen Seite zu viel und darum auf der andern zu wenig. Die Vernunft, sagt er S. 25 sehr richtig, ist allein die Richterin über Wahrheit und Unwahrheit einer jeden Vorstellung; mit ihr fällt also (S. 30) jedes Vorgeben einer unmittelbaren göttlichen Eingebung weg, aber S. 32 behauptet er wieder die Nothwendigkeit einer Religionsoffenbarung, und wenn nun ein Mystiker sagt, daß ihm diese auch noch jetzt zu Theil werde, allen Menschen zu Theil werden könne, was kann er darauf antworten? Etwa, daß diese nur einmal stattfand? daß sie jetzt nicht mehr stattfinden könne? Das letztere ließe sich niemals beweisen. Denn Offenbarung hat, wenn man sie zugibt, zum mindesten so ziemlich 1200 Jahre hindurch stattgefunden, von Moses an bis lange nach Christus sollen alle Verf. der kanonischen Bücher inspirirt gewesen seyn, waren sie es, so können auch jetzt andere dieß Glück haben und wir wollen nur froh seyn, daß ihre Schriften nicht auch als kanonisch aufgedrungen werden. Allerdings bringt nun Herr Grävell wieder darauf, daß die Vernunft Richterin dessen sey, was die Offenbarung gegeben hat. Aber damit fällt ja das Wesen dieser selbst weg, dann glaubt sie die angeblich durch die letztere gegebenen Lehren übersinnlicher Art, so hat sie nichts dabey zu thun. Glaubt sie diese nicht alle, sondern nur solche, deren Wahrheit ihr einleuchtet, so bedarf es keiner Offenbarung. Sie hätte diese, früher oder später, selbst gefunden. Doch dieß führt auf den Satz zurück: Ist Vernunft oder Offenbarung nöthig gewesen, dem menschlichen Geschlecht Kunde von dem zu geben, was es von Gott und den Pflichten gegen ihn, gegen uns und unsere Nebenmenschen zu wissen nöthig hat, und behauptet Hr. Grävell gegen Lessing, Hume, Voltaire, Kant, Fichte, Krug, Wegscheider ꝛc. die Nothwendigkeit der letztern, so — müßte man ein Buch schreiben, mit ihm zu rechten, aber keine Anzeige von dieser seiner Schrift, von welcher wohl mancher, der seine Schrift: der Mensch, gelesen hat, und hier die Gewißheit der Auferstehung (S. 96) aufgeführt findet, glauben wird, daß er es versuchte, den Mysticismus zu tödten, aber die Orthodoxen nicht vor den Kopf stoßen wollte. Das hat er aber doch gethan. Denn unter den mancherley Stellen, in denen er sich selbst widerspricht, kommt auch S. 82 die vor: daß eine unmittelbare Offenbarung Gottes etwas durchaus unmögliches sey. Das meint unser eines auch. Aber eben darum hätte er dann wohl wieder zeigen müssen, wie er sich dann die mittelbare vorstellt. Etwa, wie Lessing: wer andere Dinge sagt, von denen sie vorher nichts wußten, offenbart ihnen etwas? Dann ist Offenbarung und Vernunft eins. Denn er kann durch den Gebrauch seiner Vernunft, ohne Einwirkung von oben auf Grundsätze und Lehren, welche den ihn umgebenden minder nachdenkenden zwar noch neu, aber zu einleuchtend waren, um bey einigem Nachdenken von ihrer Seite nicht begriffen und darum geglaubt zu werden. Solche Offenbarung gibt aber kein Supranaturalist zu, und darum hat er sie so gewiß zu Gegnern, wie alle, die den Mann gern ohne alle Winkelzüge auftreten sehn, und am liebsten hören würden, wenn er gesagt hätte: Es gibt nur eine Erkenntißquelle aller Religionswahrheit: Die Vernunft!

Rechtsphilosophie.

Kann der Eid der den Thalmud verehrenden und befolgenden Juden verbindend seyn und Vertrauen verdienen? Verneinend beantwortet von Carl Friedr. Muhlert. Leipzig im Magazin für Industrie und Literatur. 44 S.

Die Klage, daß man, wenn ein Jude schwört, immer fürchten müsse, er schwöre falsch, ist leider eben so alt, als gegründet. Die Religion gibt ihm so viel Beruhigungsmittel, daß er auf Kosten eines falschen Eides gar zu gern Gewinn sucht. Der Kriegsrath Müller in Leipzig wandte sich selbst an den berühmten Mendelssohn in Berlin. Er wünschte von ihm zu hören, wie man wohl den gemein denkenden Juden durch den Eid binden könne. Das Hauptmittel, das der jüdische Weise anzugeben wußte, bestand darin, ihn auf die aus seiner Synagoge herbergeholte Thora oder Gesetzesrolle schwören zu lassen. Wer das eben nicht im besten Deutsch geschriebene Schriftchen von Muhlert liest, wird ihm darin nicht beypflichten. Der Thalmud, — so schreibt der Verf. durchgängig — diese Sammlung von Sagen und Lehren der Volkslehrer, ist den meisten Juden das, was dem Katholiken die Tradition ist. Er gilt ihm, was das alte Testament ihm gilt. Er gibt nun so viel Umstände an, unter welchen ein Eid als erzwungen und also als ungültig zu betrachten ist, daß man mit ein wenig Scharfsinn jeden dahin rechnen kann. Zum Ueberflusse hat er dem großen Versöhnungsfeste die Kraft beygelegt, geleistete Eide zu lösen. Für Rechtsgelehrte, ja selbst für Geschäftsmänner ist das Schriftchen wichtig. Kann es nicht widerlegt werden, so ergibt sich daraus, daß man keinem Juden trauen darf, so lange er dem Thalmud einigen Werth beylegt. Die Mittel, welche der Verfasser angibt, falschen Eiden bey den Juden vorzubeugen, scheinen nicht auszureichen, so lange ihre Rabbiner selbst nicht wahrhaft gebildete Männer sind, die dem unsinnigen Thalmud öffentlich den Krieg erklärt haben.

Digitized by Google

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Freitag den 20. December 1822.

Periodische Literatur.

Archiv für alte Geographie, Geschichte und Alterthümer, insonderheit der Germanischen Völkerstämme. Heft II. ꝛc. In Verbindung mit dem Thüringisch-sächsischen Vereine für Erforschung des vaterländischen Alterthums, und andern Gelehrten. Herausgegeben von Dr. F. C. G. Kruse. Leipzig 1822. 8. Bey Kummer.

Im ersten Hefte dieses Archives waren Untersuchungen über die Sitze der Völker im östlichen Germanien angestellt, hier, in dem zweyten Hefte wird zu den Städten Germaniens von der Donau bis zur Ostsee übergegangen. Dieses ist der Inhalt des ersten Aufsatzes von Hrn. Dr. Kruse, wo, um die Lage der Städte in Betracht zu ziehn, zuvörderst die Existenz der Städte in Germanien, vor Carl dem Großen und Heinrich dem Ersten, dargethan wird.

Der Ausspruch des Tacitus, die Deutschen hätten nicht in Städten gewohnt und keine unter sich verbundenen Sitze, (junctæ sedes,) gehabt, verursacht, daß mancher Historiker den ältesten Deutschen alle festen Wohnsitze in besondern Ortschaften abspricht, allein die sorgfältige Benutzung der Schriftsteller der Alten läßt ganz andere Resultate hervorgehn, und selbst Tacitus bezeichnet Ortschaften in Germanien, wie die Königsstadt des Marbod, die Hauptstadt der Marcomannen in Böhmen, die Ptolemäus Marobudum nennt, und die Hauptstadt der Catten, Mattium.

Der alte Geograph Ptolemäus, sagt Herr Kruse u. a., liegt wie eine bis jetzt verschlossene Pforte zwischen den Reichen des Mittelalters und der frühern Vorzeit. Fast alle Völker, welche im Mittelalter die neuen europäischen Reiche bildeten, zeigt Ptolemäus in ihren Ursitzen, er zeigt uns die festen Wohnsitze der Völkerschaften, die man als rohe, ewig wandernde Barbaren-Horden betrachtete. Der Verfasser stellt daher die Wichtigkeit des Werkes des Ptolemäus dar und vertheidigt ihn gegen die Angriffe anderer Schriftsteller, die gegen seine Zuverlässigkeit Zweifel erhoben haben.

Es wird deßhalb erst die Frage aufgestellt, ob Ptolemäus von dem Innern des östlichen Deutschlands mehr habe wissen können, als Tacitus, Plinius, Strabo und Cäsar, zu deren Beantwortung die Untersuchung über die Zeit dient, in welcher Ptolemäus schrieb, so wie über die Quellen, die er benutzte, und wie er sie benutzte, worauf alsdann die Integrität des Ptolemäus gerettet wird, daß sein Werk in den besten Editionen noch so vorhanden ist, daß man sich im Ganzen darauf verlassen kann. Die beste Ausgabe bis jetzt ist die von Bertius, eine neue kritisch berichtigte Ausgabe aber ist ein wahres Bedürfniß. Alles dieses ist gründlich und mit kritischer Genauigkeit auseinander gesetzt, und wie unpartheyisch der Verfasser dabey verfuhr, giebt die Erklärung zu erkennen, daß er keineswegs den Ptolemäus von allen Fehlern, selbst in den den Römern genauer bekannten Gegenden, freyzusprechen gesonnen sey. Vollendet wird diese verdienstliche Arbeit erst in dem dritten Hefte des Archives werden, durch die Untersuchungen über die Lage der vom Ptolemäus im östlichen Germanien angegebenen Orte.

Der zweyte Aufsatz dieses Heftes, vom Hrn. Hofrath von Hammer, in Wien, spricht über das älteste Vaterland der Germanen und den Ursprung deutscher Volksnamen. Es wird das Daseyn der östlichen Germanen in Persien angenommen, deren Sprache der deutschen sehr verwandt ist. Die Germanen sollen unter ihrem ursprünglichen Stammnamen, der Dschermanen, in den morgenländischen Geschichten vorkommen, und außer dem Stammnamen auch fast die meisten andern Deutschen noch im heutigen Persischen gefunden werden. Die Richtigkeit dieser Angabe müssen wir den Sprachkundigen überlassen.*)

*) So müssen wir! Aber wir dürfen doch auch die Herren Orientalisten bitten, diese Meynung des Hrn. v. H. scharf zu prüfen. Er findet u. a. auch die Preußen in Persien, weil das Wort, welches im Persischen Volk bedeutet, ungefähr wie Prusch an klingt. Das läßt fürchten, daß er in Persien zuviel finde.

Digitized by Google

Der dritte Aufsatz enthält kurze antiquarische Nachrichten. Das hauptsächlichste Augenmerk hierbey ist, dasjenige, was besonders auf Geographie, Geschichte und Alterthums-Wissenschaft Bezug hat, durch Zusammenstellung in diesen Blättern nutzbarer zu machen.

Neugriechenthum.

Der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken. Zweytes Heft. Leipzig 1822.

Es enthält zwey Aufsätze von Fr. Gleich. Der eine schildert die veranlassenden Ursachen des Kampfes. Wer die Schrift von de Pradt: Griechenland und sein Verhältniß zu Europa gelesen hat, wird darin nichts Neues finden, es müßte denn das Wort staatlich (Beywort von Staat) seyn. Ueberhaupt scheinen aus der Eile, mit der er geschrieben seyn mag, manche Vernachlässigungen der Sprache entstanden zu seyn. Besser ist der zweyte: Geschichte des Freyheitskampfes. Erst. Kap. Der Anfang des Aufstandes in der Moldau und Wallachey ist hier recht gut dargestellt. Der dritte Aufs. v. Räder spricht über die Folgen des Menschenschlachtens auf Chios. Es muß die Griechen zur Einigkeit, zum Heroismus stimmen. Die übrigen zwey Kleinigkeiten: Stimmen aus Griechenland, und Miszellen, sind aus Zeitungen u. a. Quellen entlehnte Kleinigkeiten. Die Censur hat übrigens in dem sonst so nüchternen Hefte doch ihre Scheere an mehreren Orten gebraucht.

Zeitgeschichte.

Neueste Schilderung von Spanien. In Briefen von Joseph Pecchio an Lady J. O. A. d. Italienischen. Leipzig im Magazin für Industrie und Literatur, 1822. 102 S.

Ein kleines, aber sehr interessantes Schriftchen. Pecchio ist einer der 600 Piemonteser, die 1821 ihr Vaterland verließen, den Militärexemmissionen zu entgehen, welche ihren Ruf zur Freyheit als Hochverrath bestraft hätten. Er floh nach Spanien und schreibt einer freysinnigen Engländerin, was er sah. Hat er nun recht gesehn, so muß Spanien sich jetzt in der That zur europäischen Politik verhalten, wie der Süd- — zum Nordpol. In allen Dörfern steht ein Kruzifix und neben ihm der — Konstitutionsstein. Besiegt kann das Land wohl werden, aber es ist unbezähmbar. Brand und Plünderung erschreckt keinen Spanier. Er hat keine Mendlen, kein Tafelgeschirr. Die Decke, die er am Tage als Mantel trägt, dient des Nachts als Bette. Brod und roher Salat macht die Mahlzeit des gemeinen Mannes. Brod und Gemüse mit Oel ist schon ein gutes Gericht. So ein Völkchen besiegt man nicht, und die Spanier lachen, wenn sie hören, daß man sie — besiegen wolle. Die Leichensteine der Martyrer: Porlier, Lacy ꝛc. schmücken den Saal der Cortes, und dem Throne gegenüber steht der erste Paragraph der Konstitution: „Das Volk ist im ausschließlichen Besitze der unbeschränkten Gewalt ꝛc.“ Pallasteros ist ein abgesagter Feind von Wellington. Sechs Jahre lebte er in Verbannung. Dafür hatte er die Freude, dem Könige die Konstitutionsurkunde zur Unterschrift vorzulegen. Die Revolution ging von den Freymaurern *) aus. Zu ihnen gehörten die Offiziere, welche nach Südamerika gehen sollten, den Keim der Freyheit zu vernichten. Hymnen, wie die Marseiller, werden von allen Soldaten gesungen.

„En España hay un pueblo y un re.
El primero *dictando las leyes*,
El segundo *sujeto à la ley*!“

hört man auf allen Straßen. Napoleon, sonst in Spanien so verhaßt, ist jetzt der geachtetste Held daselbst. Die Bürgergarden in Spanien sind sehr zahlreich und trefflich eingeübt. Barcellona allein hat 6000. Der furchtbarste Feind, den die Freyheit hier zu fürchten hat, ist die Ordensgeistlichkeit. 80000 Mönche zittern für ihren Bauch und ihre Kapuzen. Dagegen sind alle Mädchen und Frauen konstitutionell und liberal, und öffentlich ziehn diese mehr, als jene Ausgeburt des Unverstandes. Alfieris Trauerspiele: Philippo, Brute, Virginia, werden alle Tage gegeben. Voltaire indessen war aus seinem eisernen Behälter, in welchen ihn die Inquisition eingesperrt hatte, noch nicht losgelassen. Man lieset nur Zeitungen, aber diese mit unbeschreiblicher Begierde. Spanien ist ein armes Land. Seine (vorige) Regierung verwandelte Amerikas Gold in Papier, und erlaubte mehr Verbindung mit Amerika, als mit einzelnen Provinzen. Noch fehlt es an Landstraßen und Kanälen, an Sicherheit auf den Straßen. Riego ist der Abgott aller Liberalen. Sein Bildniß wurde am 5ten September 1821 im Triumph herumgetragen. Nun, ist das alles wahr, was Herr Pecchio hier mittheilt und bleibt der General no importa den Spaniern treu — wenn sie Napoleon geschlagen hatte, riefen sie no importa und waren auf einer andern Stelle, wieder da — so brauchen sie sich nicht zu fürchten und käme ganz Europa über die Pyrenaen!

*) Wär's möglich: Da muß die spanische Mauerey von der nordländischen Beamten-Mauerey sehr verschieden seyn. Diese treut hier und da die Dienste der geheimen Polizey.
M.

Digitized by Google

Unterhaltungs-Literatur.

Das Jagdschloß Diana und Wally's Garten. Zwey Erzählungen von der Verf. der Pflegetöchter und der zwölf Monate des Jahres. Leipzig bey J. F. Kuhlmey. 1822. 299 S. 8.

Es gibt eine Poesie des Gemüths, die, wenn sie auch ohne Unterstützung einer reichen, lebenvollen Phantasie und ungewöhnlichen Tiefe des Geistes, keine der Unsterblichkeit sichere und werthe Werke hervorbringen wird, denn doch ihren Bildungen eine gewisse Lebensfrische einzuhauchen weiß, welche verbunden mit einer Idealität der Gesinnung um so angenehmer auf die unbefangenen Leser wirken muß, je anspruchloser die Gabe ist, und je reiner und wahrer die Begeisterung für das Sittlichschöne in solchen Werken sich ausspricht. Diesen Charakter findet man den obengenannten beyden Erzählungen unverkennbar aufgedrückt, und er macht, daß man über der liebenswürdigen Subjectwität, die so unverkennbar überall hervortritt, den Mangel künstlerischer Objektivität, der gleichfalls nicht zu verkennen ist, leichter zu entschuldigen geneigt wird. Der milde und anmuthige Ton, den die Verfassern ihren kleinen Gemählden zu geben weiß, hat Aehnlichkeit mit dem Mondenlichte, in dessen Glanze auch eine nicht eben vorzüglich schöne Gegend eine anziehende Seite erhält. Der ersten dieser Darstellungen hat die Verf. wohl durch den Gedanken, daß die Prinzessin die Tochter des Försters, eigentlich freylich ihre Halbschwester, ihre Person in dem Bade repräsentiren läßt, einen pikantern Zug beyzumischen versucht, allein diese seltsame Idee scheint Ref. nicht recht mit dem Charakter der Prinzessin übereinzustimmen. Der andere scheint ihm in der Anlage und Verwickelung natürlicher, und darum auch wirksamer und unterhaltender. Denn das Seltsame stört mehr als daß es anzieht*) und fesselt, wenigstens keinen geläuterten Geschmack. Zu wünschen wäre, daß auch in dem Styl mehr Natürlichkeit herrschte. Dieser erscheint oft gesucht oder preziös, mitunter wird er gar süßlich, z. B. wo des Blüthenhalses gedacht wird S. 23. Dann wo das Entstehen der ersten Liebe S. 67 also geschildert wird: „Der kurze Zeitraum dieser Frühstunde hatte in Malvirens jungfräulicher Brust ein Glanzgestirn geboren, welches mit seinen blendenden Strahlen ihre innere Welt verklärte, und die äußere ihr nur wolkenverhüllt nehmen ließ." S. 159. „Der Löwe der Ruhmsucht, der Tiger der Wollust, der Habicht des Geizes, die Schlange der Verläumdung schmiegen sich zu den Füßen der Herzenskönigin" — ist das nicht geziert? *) — Die oft vorkommende Weyhrat für Schmerz ist nicht deutsch. Indessen gibt es auch viele eben so zart und fein gedachte als gewählt und gewinnend ausgedrückte Stellen, wie z. B. S. 216. Es gibt Personen u. s. w. Die büßende Magdalena in der zweyten Erzählung erinnert entfernt an die Battonische auf der Gallerie zu Dresden, nämlich in Hinsicht auf den Effekt, der dadurch auf den Sinn und das Gemüth hervorgebracht wird, und mit Hinsicht auf die Verschiedenheit der Kunstmittel. Die vorherrschende rein sittliche Tendenz empfiehlt übrigens diese Darstellungen auch jugendlichen Gemüthern. F. r.

*) Non liquet. M.

*) Ich denke nicht, obschon die Thierbilder nicht alle glücklich gewählt sind. M.

Baumzucht.

Herr Pastor C. C. Ludw. Hempel hat eine Anleitung geschrieben, wie man seinen Hof, besonders auf dem Lande, zu einem einträglichen Obstgarten umwandeln kann. (Leipzig bey Engelmann). Das Werkchen führt den Titel:

Der einträgliche Baumgarten im Hofe. 201 S.

Er genießt das Vergnügen, seine Hofwände im Sommer und Herbst mit den köstlichsten Früchten geschmückt zu sehen, und wünscht, daß es auch Andere haben mögen. „Wie manche Landbewohner, sagt er, haben nur ein einziges Wohngebäude und keinen Garten." Solche können sich den labenden Genuß eines schönen Obstbaumes verschaffen, wenn sie ihn am Hochspalier ziehen. Die Höfe können aber alle so benutzt werden und ihre Mauern sind besonders geeignet, die besten Früchte zu ziehen, weil die kalten, rauhen Winde abgehalten werden, zum mindesten nie so schädlich einwirken, wie im Freyen. Alle so am Hochspalier gezogene Bäume tragen daher regelmäßig jedes Jahr, und schönere, größere Früchte. Die Gefahr, daß sie gestohlen werden, ist hier geringer als in den Gärten. Wie man bey dem Anlegen solcher Baumpflanzungen zu Werke gehen soll, lehret er überhaupt und in Bezug auf die dazu am besten geeigneten Sorten. Die Behandlung des Bodens, der Bäume selbst, ist sorgfältig angegeben; und wenn etwa Jemand fragen wollte, die Mauer werde durch solche Anpflanzungen leiden, oder der Garten müsse Garten, der Hof — Hof bleiben, man könne solche Bäume nicht abschütteln; sie wären dem Benagen der Thiere ausgesetzt; so weiß der Verf. ihn so zu belehren, daß er wohl wird einräumen müssen, die Sache sey wenigstens des Versuchens und weitern Nachdenkens werth. Das Anpflanzen vom Weinstock und Pfirsichen ist

Digitized by Google

ja in der Art schon eine gute Bürgschaft; und wenn ein Pomologe, wie unser Hempel ist, dafür spricht, so hat dieß doch auch einiges Gewicht. Bekanntlich hat er mit seinem pomologischen Zauberringe manchem Gartenfreunde eine Freude gemacht.

Der falsche Müllner in Plock.

Unter dieser Aufschrift erzählt Herr S. Wilhelmi in der geschätzten hiesigen (Danziger) Zeitschrift, der Aechtenleser (No. 89.) folgende artige Anecdote, welche durch namentliche Anführung eines achtbaren Zeugen völlig glaubhaft gemacht ist.

In der Stadt Plock an der Weichsel, welche bis 1807 der Sitz mehrerer preußischer Behörden war, unter denen die später so bekannt gewordenen Schriftsteller: Werner, Hoffmann und Friedrich, gleichzeitig sich befanden, blieben zu der Zeit, als diese Gegenden von Preußen getrennt wurden, mehrere preußische Officianten zurück, die noch jetzt in den verschiedenartigsten Verhältnissen dort leben, doch noch immer, ihres Vaterlandes eingedenk, deutscher Sprache und Sitte treu geblieben sind, ihren Gottesdienst in deutscher Sprache begehen, und eine deutsche Freymaurerloge haben. Schmerzlich empfinden indessen die Gebildetern der in Plock wohnenden Deutschen, daß es ihnen bey der Menge der in unserer Sprache erscheinenden neuen Werke und den so hohen Preisen unserer Bücher, schwer und fast unmöglich wird, mit der deutschen Literatur in fortwährender, genauer Bekanntschaft zu bleiben. Einzelne deutsche Werke indeß, die besonderes Aufsehen machen, werden mit der Zeit auch unsern entfernten Landsleuten in Polen bekannt, und so war denn auch vor etwa fünf Jahren sowohl der Ruf von Müllners Schuld, als auch von der von Breslau ausgegangenen Posse: Unser Verkehr zu unsern entfernten Landsleuten gedrungen. — Da erscheint plötzlich in Plock ein wohlgebildeter, gewandter Deutscher. Er besucht einige Deutsche Familien und gibt sich ihnen als den Hofrath Müllner, den Verfasser der Schuld und unsers Verkehrs, zu erkennen. Jüdische Kaufleute seines Wohnorts, erzählt er, hätten, ergrimmt über sein letzt genanntes Stück, einige Wechsel, die er schuldig wäre, an sich gekauft, um, da er, wie sie vorher gewußt, nicht im Stande wäre g'leich zu bezahlen, ihn festsitzen zu lassen; er wäre indeß dem angedrohten Arrest durch die schleunigste Flucht aus dem Wege gegangen und befände sich zwar in Sicherheit, aber — vom Gelde entblößt. Der Mann erweckt Theilnahme; man ladet ihn zu Tische und findet in ihm den unterhaltendsten Gesellschafter. — Das Gespräch kömmt auf die Schuld und veranlaßt ihn lange Monologe daraus zu recitiren, die ihm, dem Verfasser, natürlich gegenwärtig sind. Man macht ihm Complimente über die meisterhafte Tragödie. Ach, erwiedert er, gern wäre ich ohne Schuld, wäre ich nur auch ohne Schulden! Die Schuld ist mir nicht schwer geworden; hohe Phrasen finden sich leicht. *) Aber mein Verkehr, das ist mein bestes Werk! Und alsobald beginnt er Scenen daraus so meisterhaft zu spielen, daß die ehrlichen Plocker, denen jüdischer Verkehr täglich vor Augen ist, sich vor Lachen nicht zu lassen wissen. — Unterdeß spricht man der Flasche zu und singt lustige Lieder; doch auch jetzt zeichnet sich Müllner aus, als gewandter Sänger, der die unterhaltendsten Tischgesänge weiß. — Müllner gefällt über die Maaßen. Nie ist man so fröhlich gewesen. Jeder will ihn bey sich zu Tische haben. Man sammelt für ihn Collecten und händigt ihm eine nicht unbeträchtliche Summe ein. **) Doch bald erheben sich Zweifler, die da glauben: dieß könne der wahre Müllner nicht seyn. — Der deutsche Geistliche von Plock, der Consistorialrath Hevelke, ein sehr würdiger Mann — ihm selbst verdankt Referent die meisten der mitgetheilten Data — wird ersucht, den Fremden zu prüfen. Er trifft absichtlich mit dem sogenannten Müllner zusammen und ist bald überzeugt, daß dieß kein eigentlicher Gelehrter, daß dieß nicht der wirkliche Müllner, sondern höchst wahrscheinlich — ein Schauspieler sey, dem augenblickliche Noth die Rolle aufgedrungen. — Dem Pseudo-Müllner scheint das Gespräch mit dem Geistlichen zu langweilen; es erregt in ihm Verdacht. Unbemerkt verläßt er bald die Gesellschaft und wahrscheinlich die Stadt, denn nie hat man ihn dort wieder gesehen.

So weit der Erzähler, und zwar bey Gelegenheit der Theaterposse, die falsche Catalani in Krähwinkel, und es sollte mich wundern, wenn der Vorfall nicht für das Theater benutzt würde, da die Zusammenstellung der Schuld mit der Judenposse Unser Verkehr eine echt komische Erfindung des Gladiatorritters ist. ***)

Bm.

---

*) Der Taufendfasa ist offenbar ein Theaterrecensent gewesen.

**) Ich danke den wackeren Gebern, als ob ich sie empfangen hätte. Sollten mich wirklich einmal, da Gott vor sey! die Juden auf Wechsel verfolgen; so flieh' ich unfehlbar nach Plock.

Müllner.

***) Wenn ich Zeit hätte und nur noch ein Fünkchen Theaterlust in mir fände, ich glaube wahrhaftig, daß ich diese Posse selbst schriebe. Die erstaunende Langeweile auf den Gesichtern, wenn der falsche Poet auf der Schuld declamirt; dann das Aufstehen, das Lachen, wenn er den Verkehr spielt, vor allen Dingen das unwillkührliche Mitspiel einiger zufällig anwesenden Ci-devant-Israeliten — Mittel genug, das ganze deutsche Theaterpublikum in seinen Grundzügen darzustellen.

M.

Digitized by Google

Nr. 102.

Literatur-Blatt.

Sonnabend den 21. December 1822.

Taschenliteratur.

Aglaja.

Neunter Jahrgang. Abermals sechs herrliche Kupfer von John. Füger's Salvator mundi, welch ein Bild, und welch ein Stich! Wenn man die ausgezeichneten Werke dieses Künstlers zu der Göschen'schen Prachtausgabe des Messias von 1798 damit vergleicht; so erstaunt man über die Perfectibilität der Kunst, mit Schwarz und Weiß (Schatten und Licht) alle Farben zu ersetzen. Und wer vermißte wohl — und wär' es das putzlustige Frauenzimmer — wer vermißte wohl die Farben bey der Beschauung der wundervoll gearbeiteten Draperie der Tochter der Herodias? (ein Dnoro Marinaro), der jungen Spanierin? (ein Murillo), des D. Pedro Campomanes? (ein Raphael Mengs). Wer vermißte die Carnation der Malerey in der Lucretia des Trevisani? Wer übersähe die Blässe der Wangen, die Leichenfarbe der Lippen an der erhabenen Römerin, die mit der Dolchspitze, welche sie in die weichen Theile des Leibes unterhalb des Busens sich eingebohrt hat, ihr eigenes Herz sucht? Herr John, und durch ihn auch Herr West, der ihn für die Ausstattung der Aglaja gewonnen zu haben scheint, beyde erwerben sich ein nicht kleines Verdienst um die Kultur des Geschmacks; und für die Schalheit der bildenden Kunst, wie sie in anderen Toilettenkalendern, namentlich in denen von Ramberg verborgen sich zeigt, oder wie die französischen Bildkrämer der Uranie sie ausprägen, ist diese Aglaja, diese Grazie von Wien, ein so nöthiges als ersprießliches Correktiv.

Gleich nöthig, ja noch nöthiger vielleicht, wäre dergleichen für die Dichtkunst, die Erzählkunst mit eingeschlossen; und wir haben bereits bey Gelegenheit des Becker'schen Vergnügens die Anforderung ausgesprochen, die wir in dieser Hinsicht an den Herausgeber eines Musenalmanachs machen zu dürfen glauben: er soll seinen Mitarbeitern mit gutem Beyspiele vorangehen, er soll ausgezeichnete Dichtwerke aus eigener Feder in seinem Taschenbuche aufstellen; er soll dadurch seine schriftstellerischen Contribuenten stillschweigend bey der Ambition fassen, und sodann streng seyn in der Auswahl unter dem Wust, womit dergleichen Unternehmer überschüttet zu werden pflegen. Gerecht ist die Anforderung gewiß, wenn nicht nach und nach alle Musenkalender zu gemeiner Spekulation herabsinken sollen, wie sie bisweilen von Buchhändlern gemacht wird, welche unbekümmert um die Beförderung der wahren Kunst und um die Ausbreitung des guten Geschmacks, vor Weihnachten ihren Almanach zu Markte bringen, theils damit er seines niedlichen Aeußern wegen zu Christgeschenken gekauft werde, theils damit sie als Redakteurs mit den Schriftstellern der Mode in Verbindung bleiben. Von dem Bestreben, diese Anforderung zu befriedigen, zeigt sich hier keine Spur. Ein Redakteur ist auf dem Titel nicht genannt, und wir zweifeln, ob wir Herrn West noch dafür halten dürfen, da von ihm auch nicht der kleinste Beytrag in diesem Jahrgange sich befindet. Zwar sind die Aufsätze im Durchschnitt eben nicht schlechter als in den meisten anderen Taschenbüchern; aber sie sind auch nicht besser, man müßte denn etwa die rührende Anekdote von Fouqué, Daniel und seine Blumen, annehmen, die wir denjenigen Lesern, welche der hausbackenen, prosaischen Gemüthlichkeit satt sind, empfehlen können. Unter den versificirten Kleinigkeiten sind der Freyer von Robert und der Tell von Zedlitz gelungen zu nennen; sie geben keinen Anstoß in der Form. Auch von dem Gedicht der Therese von Artner würde sich dieß sagen lassen, wenn nicht der viergliedrige Jambus darinne vorkäme: „Nicht Mammuth, nicht Leviathan.“ (⏑ – ⏑ –) Nach Heinsius liegt der Hauptton auf der vorletzten Sylbe. Ein anderes von ihr S. 253. ist zwar am Schlusse sehr matt; aber im Anfange wirft die Dichterin feine, humoristische Seitenblicke auf den politischen Zeitgeist. Sie schildert die Wintermonate als despotische Regenten der Natur. Der November zieht seine Unterthanen (die Bäume) nackt aus; nur seinen steifen Garden, den Tannen, läßt er ihre Uniform, aber „sie müssen gepudert gehen.“ Im November 1821 fand jedoch die Dichterin Feldblumen; sie erstaunt über die Milde des Herrschers; ist's Besserung? ist's Laune? oder — — „hat er gar Stände eingeführt?“ Das konstitutionelle System hat doch überall die Frauen auf seiner Seite,

nicht blos in Spanien. Die zwey Gemüthserhebungen aus Stellen der h. Schrift von Theodor Hell sprechen das Gemüth an, wenn sie es auch nicht eben erheben. Die zweyte, aus der Stelle des J. Sirach: „Sie sind in Frieden begraben; aber ihr Name lebt ewiglich," verdient den Vorzug; aber der Anfang hat uns fast lachen gemacht.

Die Ihr längst in stillem Frieden
Seyd begraben, Treffliche!

Man glaubt da den Wegweiser der Abendzeitung zu lesen, wo trefflich ein hergebrachter Titel aller Schriftsteller und Künstler zu seyn scheint, welche dort belobt werden, wegen ihrer Werke, und das sind nur allzuoft solche, deren Name nicht ewiglich leben dürfte. Die Eintracht von Nordstern würde sich auszeichnen, wenn die lezte Stanze nicht ein weit matteres Bild, als die vorlezte, darböte. Das Taubenpaar, welches im Helme des Kriegers brütet, macht die hier besungene Tugend anschaulicher, als die friedliche Gazelle, oder wie der V. schreibt, Gasehle. Hoffentlich hat er dafür noch andere Gründe, als die Reinheit des Reimes auf Fehle: denn er ist einer von den wenigen Almanachsdichtern, die eine klassische Bildung gewöhnt hat, sich der Correktheit zu befleißigen.

Das Frauentaschenbuch.

Der Herausgeber, F. Rückert, hat es an eignen Beyträgen nicht fehlen lassen; aber —

Ich will der Liebe ganz mein Herz erschließen,
Ich will der Liebe ganz mich einverleiben;
Ich will in lauter Liebesblumen sprießen,
In lauter Lieb' empor zum Himmel treiben.
Der Liebe Sonnenpfeile will ich schießen.
Der Liebe Lust und Leiden will ich schreiben;
Und welches Herz nicht wird gerührt zerfließen,
Das soll, wie es gewesen, Felsen bleiben. —

Das ist so ungefähr der Inhalt von Allem, was er beygetragen hat, und scheint der einzige Stoff seiner ganzen Poesie zu seyn.

So magst du denn der Liebe dich erschließen,
In jedes Schloß geht dieser Schlüssel ein.
So magst empor du sprießen, treiben, schießen
In lauter Lieb'; ich, Leser Felsenstein,
Seh' nur nicht ein, warum ich soll zerfließen;
Doch wenn es einmal muß geflossen seyn;
So möcht' ich seyn die Dint' in deinem Fasse:
Du schreibst es aus, und trocken wird das Nasse.

Herrn Friedrichs Minneweisen sind sehr künstliche Versgebäude. So z. B. reimen in dem Liedchen S. 287 nicht die Versenden unter einander, sondern die Versanfänge.

Schnaube, Winterwind, entlaube
Nur die Zierden dieser Flur!
Schmettre nieder und entblättre
Doch was dir will trotzen noch.
Sah ich eine Blüthe ja,
Wie sie zog der Frühling nie,
Auch verweht im Herbstes hauch.

Ref. glaubt nicht, daß dergleichen Musik schwer ist; denn ob er wohl nichts weniger ist, als ein Verskünstler, so haben sich doch seine Gedanken über diese Verse wie von selbst in deren Form gegossen:

Zählen soll ich Sylben, wählen
Muß den Schuh ich für den Fuß,
Legen auf die Wage, wägen
Wort' und Bild mit Sinn und Ort;
Soll ich, meines Stoffes voll,
Noch dazu in solches Joch?
Nein, das wär' zu große Pein.
Säume, Friedrich, mit dem Reime
Deine Verse nur alleine.

Gustav Schwab, Conz, Krug von Nidda entschädigen für diese Spielereyen, und was die Chezy, die Tarnow und Studnitz erzählen, gewährt eine angenehme Unterhaltung. Das Drama von Weichselbaumer, die Stickerin, ist eine Null in jedem Betracht, und in keinem Betracht des Verfassers würdig, der in seiner Tragödie Niobe andere Hoffnungen in uns zu erregen gewußt hat.

Rheinisches Taschenbuch.

Frankf. b. Sauerländer. Es ist dießmal mit einem von Fleischmann sauber gearbeiteten Bildnisse J. M. der Königin von Würtemberg geziert. Dagegen ist die Copie einer Maria mit dem Kinde von Jean Jouvenet dem Chalkographen nicht sonderlich sauber gerathen. Den literarischen Inhalt machen vier Erzählungen und zwey historische Skizzen. Der Günstling von Johanna Schoppenhauer kann jedoch auch noch zu der leztgedachten Gattung gerechnet werden; er ist empfehlungswerth. Chrysaores, der Peloponnesier, ein Bruchstück aus dem Griechischen von Zschokke, zieht an durch die Fernung, welche ihm das Costume giebt. Abstoßend oder abschmeckend haben wir von allen sechs Aufsätzen keinen gefunden. Der Druck ist rein, scharf, correct und kein Augenpulver. Der leztерwähnte Umstand ist sehr zu loben; denn wir sind geneigt, den in Zeitschriften immer mehr überhandnehmenden Perl- und Finzeldrucke, einen Theil der gleichfalls überhandnehmenden Blindheit und Kurzsichtigkeit in der lesenden Modewelt beyzumessen. Es wird am Ende noch dahin kommen, daß der Staat von Medicinal-Polizei wegen einschreiten muß, etwa durch eine Stempeltaxe, welche mit der Größe der Lettern abnimmt, wie das Chausseegeld mit der Breite der Räderfelgen.

Digitized by Google

Geschichte.

Die weißen Hüte. Eine historische Darstellung aus dem Mittelalter, von Caroline Woltmann. Halberstadt, 1822.

Wer die Geschichte der kleinen italienischen Freystaaten des Mittelalters kennt, weiß auch, wie sie immer theils gegen einander blutige Fehden auszufechten hatten, theils wie in ihren Mauren die reichen Familien selbst einander immer bekämpften und die ganze Stadt in Partheyen zerrissen. Jeder Pallast war eine Veste, oft mußte die eine Familie die Stadt räumen. Sie floh in eine andere und wiegelte diese oft gegen die verlassene auf, um sich Rache zu verschaffen und die Rückkehr zu finden. Die Hülfe von den zehn Büchern der Machiavellischen Geschichte von Florenz schildert solche Scenen. Ein Seitenstück zu solchen Scenen giebt Caroline, Woltmann aus der Geschichte Gents. Hier wiegelte der angesehene Zunftmeister Johann Löwe so viel Bürger auf, die alle weiße Hüte trugen, daß sich eine Fehde gegen den Grafen von Flandern entspann, die von 1377 bis 1385 dauerte, und in welche die benachbarten Städte und Herren, Burgund und Frankreich verwickelt wurden. Wem es Vergnügen macht, das volksthümliche Leben jener Zeiten kennen zu lernen, wird dieses niederländische Gemälde gern zur Hand nehmen. Ob gerade jedem die Behandlung selbst gefallen wird? Fast ist dieß zu bezweifeln. Das Bestreben, alte Begebenheiten in alterthümlicher Sprache zu erzählen, scheint so wenig zuzusagen, als wenn ein Maler à la Cranach oder à la Dürer malen wollte, weil er einen Gegenstand aus ihrer Zeit darstellt. *) Wie übrigens Gent damals zu dreyhundert Feldstücken gekommen seyn mag, möchte man wohl erklärt wissen! (S. 149.)

*) Omne simile claudicat. Warum nicht lieber: „als ob man ein deutsches Schauspiel mit Mönchsschrift schreiben wollte weil sein Stoff aus den Zeiten dieser Schrift genommen ist?"

M.

Reiseliteratur.

Reise in der Gegend zwischen Alexandrien und Paratonium, die libysche Wüste, Suwa, Egypten, Palästina, und Syrien in den Jahren 1820 und 1821. Von D. Jos. Mart. Scholz in Bonn. Leipzig 1822.

Der Verfasser reiste Anfangs in Gesellschaft des Generals Minutoli und dann für sich allein. Was er hier giebt würde noch einmal so dankenswerth seyn, wenn es nicht auf allen Seiten mit arabisch, syrisch und hebräisch durchkreuzt, also dem ungeneßbar wäre, der hierin Fremdling ist. So etwas hätte in einen Anhang gepaßt. Ausserdem aber finden sich über Kairo, über den Pascha Mehemet von Egypten, über Jerusalem und den dortigen Sektengeist der Ehristen, die Christus alle nicht für Christen halten würde, die Pilgerfahrten nach Jerusalem u. s. w. viele sehr anziehende Nachrichten. Fast scheint es, als glaube der Verfasser selbst, daß die von den einfältigen Pilgern verfertigten Reliquien und Raritäten wirklich vorhanden seyen. Er spricht soviel von Wundern, die zum Besten der Religion geschehen mußten und von der Tradition, daß uns unheimlich wurde, weil wir an jene so wenig glauben, wie auf diese trauen.

Kriegsgeschichte.

Geschichte der französischen Kriege in Deutschland, und besonders auf bairischem Boden in den Jahren 1796, 1800, 1805 und 1809. Vom Ritter v. Mussinan. Zwey Theile. Sulzbach 1822.

Wir haben von diesem Werke noch zwey Bände zu erwarten, denn es schildern die zwey erschienenen erst die Feldzüge von 1796 bis 1800. Aber sie werden alle zur Geschichte Deutschlands in jener denkwürdigen Periode einen sehr schätzbaren Beytrag liefern. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen, die alle namhaft gemacht sind, giebt der Verfasser ein lebendiges Bild von den Heeren, die hier einander begegneten; den Helden, die über das Geschick der Provinzen entschieden; den Leiden, die diese duldeten. Die klare lichtvolle Darstellung, die Unpartheylichkeit, fesseln den, der hier mehr Unterhaltung sucht; die Beylagen müssen das Werk dem werth machen, der die Geschichte als Forscher liebgewonnen hat. In Baiern hat der Verfasser viele Theilnehmer gefunden. Ein zahlreiches Subscribenten-Verzeichniß giebt davon einen redenden Beweis.

Unterhaltungs-Literatur.

Anna. Ein Familiengemälde von Johanna Austen. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Erster Theil 219 S. Zweyter Theil 255 S. 8.

Die Charakterbezeichnung auf dem Titel dieses Romans ist dießmal wirklich bezeichnend; es ist ein Familiengemälde in jeder Hinsicht, denn man wird nicht nur in lauter Familienkreise eingeführt, welche mit dem

Digitized by Google

Leben der größern Welt in gar keiner nähern Verbindung stehen, sondern man findet sich auch einzig und allein in das Thun und Treiben versetzet, das sich innerhalb der Schranken der Häuslichkeit bewegt. Man sieht und hört meistens gerade das, was man alle Tage in dem uns zunächst umgebenden Lebenskreise zu sehen und zu hören Gelegenheit hat. Die Charaktere der handelnden Personen sind gleichfalls nicht ausgezeichnet zu nennen, Frauen, bewegt durch Eitelkeit, kleinliche Eifersucht, Rechthaberey, Neigung sich in alle Angelegenheiten fremder Häuser und Herzen zu mischen, oder durch Gutmüthigkeit, wahre Theilnahme an fremdem Wohl und Wehe, und mit einer diesem Geschlechte meistens eigenen feineren Lebensklugheit ausgestattet, Männer, von Standesdochmuth, Haschen nach Zeitvertreib, oder Sehnsucht nach behaglicher Existenz, und stillem Genuß des Lebens getrieben — selten durch höhere Gefühle und Wünsche in Anregung gebracht. Das gibt denn also wohl ein ziemlich langweiliges Gemälde? fragt der Unterhaltung suchende Leser dieses Literaturblattes. Keinesweges. Also wohl ein Meisterstück? denn nur der Meister vermag doch wohl aus dem Gewöhnlichen etwas Ungewöhnliches, aus dem Gemeinen etwas Angemeines zu erzeugen. Muß denn das Unterhaltung, im edlern Sinne, Gewährende stets ungewöhnlich und ungemein seyn? Gibt es nicht einen stillen, sanften Reiz, dem einerseits die Wahrheit und Treue eines anspruchlosen Gemäldes, andererseits aber die gemüthvolle Auffassung und Ausführung des Gegenstandes bewirkt, wie wir dieß oft auf Familienbildern der Maler finden, die uns, ohne auf hohen Kunstwerth Anspruch zu machen, doch anziehen und fesseln? Nun ein solches Gemälde ist auch das hier durch Worte gezeichnete. Dazu kommt, daß gerade das in sich Abgeschlossene, von der Welt im Großen ganz Gesonderte hier einen besondern Genuß gewährt. Das Gemüth sammelt sich in sich selbst, und genießt ohne Zerstreuung von Außen rein und ungestört, was ihm seine Welt gewähren kann, und das ist wahrhaftig nicht zu verachten, für den, der so Etwas zu schätzen weiß. Auch muß man wohl bemerken, daß die Verfasserin die Kunst verstanden hat, die Hauptpersonen ihrer Schilderung, besonders Anna, dem Herzen des Lesers sehr nahe zuzubringen. Diese ist ein liebenswürdiges Wesen, in dem sich die reinste Weiblichkeit unter der anmuthigsten Gestalt ausdrückt. Gerade dadurch, daß sie nicht stets im Vorgrunde steht, zieht sie die Aufmerksamkeit und Theilnahme nur um so mehr auf sich, denn sie erscheint immer so, daß man sich ihres Auftretens erfreuen muß, entweder voll stiller neid- und eifersuchtsloser Ergebung in ihr von Anfange herein wahrhaft ungünstiges Geschick, oder rathend, helfend, begütigend, erfreuend und beglückend, wie eben die Umstände es wünschenswerth machen. Der Mann, der endlich auch sie beglückt, ist ein an sich ebenfalls recht gut gezeichneter Charakter, dem Anscheine nach etwas rauh, allein im Innern mild, edel, gefühlvoll. Man überzeugt sich bald, daß die holde Anna mit diesem Manne ein sehr friedes Leben führen muß, da sie alle seine Vorzüge zu schätzen weiß, und das Glück auch an der Möglichkeit es nicht hat fehlen lassen, das Aeußere des Daseyns, wie sie nur wünschen mögen, zu verschönern. Allein bey dem Allen ist doch auch nicht zu verkennen, daß eine gewisse Breite und Dehnung in der Darstellung herrscht, *) welche dem deutschen Genius wenigstens nicht so recht behagen will. Viele Leser werden sich wohl hie und da zum Ueberschlagen versucht fühlen, wenigstens in der ersten Hälfte, wo wirklich oft Leerheit herrscht. Der Uebersetzer hätte vielleicht Manches mehr zusammendrängen können, ohne einen wesentlichen Vorzug zu zerstören. Die Uebersetzung läßt sich im Ganzen recht gut lesen, allein man wird doch oft durch Ausdrücke und Wendungen an den ausländischen Ursprung erinnert, wiewohl dieß der Deutlichkeit nirgends Eintrag thut. Das Aeußere ist recht gefällig.

T. r.

*) Ja, ja, das weiß ich ohne Buch! M.

Erziehungslehre.

Ein Dr. Joh. Christ. Mutter zu Marburg hat

Praktische Vorschläge zur Einrichtung und Verbesserung des Elementarschul- und Unterrichtswesens

drucken lassen, (Cöln bey J. P. Bachem 154 S.) worin recht gute Ansichten und Bemerkungen vorkommen, ob er schon zunächst nur die katholischen Dorfschulen von Oberhessen berücksichtigt. Lehrerinnen billigt er auch in Mädchenschulen nicht, denn schon Paulus hat gesagt: das Weib lerne still zuhörend in voller Untergebenheit, zu lehren aber gestatte ich ihr nicht, und es ist von ihnen kein gründlicher Unterricht zu erwarten; sie selbst scheitern an den Klippen der Eitelkeit, Empfindeley, Gefallsucht und verbilden dadurch um so leichter ihre Schülerinnen. Viel Gegenstände des Elementarunterrichts verlangt er, mit Recht nicht. Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und biblische Geschichte sind ihm genug. Nebenkenntnisse können Gesang, Naturgeschichte und Naturlehre, Seelenlehre, (?) Industrielehre, (?) Erdbeschreibung des Vaterlandes und des Vaterlandes Geschichte seyn. Die kleinen Kinder sollen mit Religionswahrheiten verschont, und nur durch kleine moralische Erzählungen auf Gott und Jesus, ihren Freund, hingeleitet werden, sie später zu fassen. Kurz, das Ganze ist Schullehrern und Ephoren aller Confessionen recht sehr zu empfehlen.

Digitized by Google

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 24. December 1822.

Dichtkunst.

1. Torquato Tasso's auserlesene Gedichte. Deutsch, von Karl Förster. 2 Bändchen. Zwickau, Gebr. Schumann. 1821. 160 und 167 S. (Taschenbibliothek ausländ. Klassiker. Nr. 9. und 10.)

Um diese Uebersetzung einer Auswahl von Tasso's lyrischen Gedichten zu preisen und zu erheben, hat neulich ein Beurtheiler derselben in einer unsrer Literaturzeitungen den weiten Umweg gemacht, Petrarch „von dem Throne heben zu wollen, auf dem ihn Liebe und Zärtlichkeit seit Jahrhunderten vergöttert, sodann Tasso als epischen Dichter wegwerfend abzufertigen und endlich seine lyrischen Gedichte etwas weniges in den Himmel zu erheben. Wir haben vergessen, was er gegen Petrarch einzuwenden hatte; von Tasso's Heldengedicht sagt er, man liebe nur Bruchstücke daraus, lese und singe nur diese, selbst in Italien. Was kümmert es uns aber, wie's ein Volk, das selbst verstümmelt ist, das seine Musik, seine Dichter nur stückweise hört und liest, *) mit seinem Urtheilen hält? Wenn es in Deutschland Schwachköpfe gibt, die lieber mit Rinaldo an Armida's Busen schwelgen, als dem hohen Geiste folgen, der aus dem ganzen Meisterwerke spricht, sollen diese unser Urtheil leiten? Wer ein liebliches Blümchen, eine murmelnde Quelle einer weiten prachtvollen Landschaft, einem stolz fluthenden Strom vorgeht, der lese die Episoden des befreyten Jerusalems und erbaue sich an Sonetten, wie das „Candore del seno di Madonna" überschriebene und an andern der Art. Ein solcher mag mit Locken, Blüthen und Busenschleifen tändeln; wir fühlen des Dichters Geist und Kraft in dem großen Ganzen und nicht in Nebendingen, wie zauberisch sie auch zu den Sinnen sprechen. So viel von jenem Rezensenten. Wir kommen zu Hrn. Förster's Einleitung. S. 22 sagt er: „Tasso habe nicht, wie Petrarch, ein fremdes untergeschobenes Bild vergöttert; in einem wirklichen Wesen sey ihm der unendliche Reichthum eines schönen weiblichen Gemüths aufgegangen." O der Weisheit! Wer sagt Hrn. F., daß Petrarch ein fremdes untergeschobenes Bild vergötterte? Wer dieses Bild Hunderttausende vergöttern lehrte, der muß etwas mehr, als einen Wechselbalg (denn was wäre ein fremdes untergeschobenes Bild anders?) **) im Herzen getragen haben. Auch jenes „eine wirkliche Wesen" vervielfacht sich beträchtlich, man darf nur eine kleine Anzahl von Tasso's Gedichten lesen. — Eben so wenig als das Angeführte, kann uns eine andere Stelle in der Einleitung behagen: in dieser Stelle bezeichnet er „abweichend von allen frühern Literatoren," „treffender," Tasso's poetische Eigenheit dadurch und „deutet für die Schöpfungen seines Geistes den einzigen gemeinschaftlichen Mittelpunkt aller an," wenn er ihn „den letzten Romantiker der italienischen Dichterschule" nennt. Der letzte Romantiker der italienischen Dichterschule! Wie fein, bestimmt und umfassend ist diese Bezeichnung! Die Erfindung ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Wer war Euripides? „Der letzte Tragiker der Griechen." Wer Corneille? „Der erste Tragiker der Franzosen." Was ist uns Tasso? Was erstrebte er? Wie gelang sein Streben? Wie verhält er sich zu Virgil, Dante, Ariost? „Er war der letzte Romantiker der italienischen Dichterschule." Brav geantwortet, so ist der Mittelpunkt gefunden, man weiß auf diese Art alles und noch etwas mehr. An seiner Nummer, nicht an seinen Werken wird man von nun an einen Dichter erkennen. Wie romantisch ist doch die romantische Aesthetik! Von der romantischen Dreyeinigkeit, die Hr. F. in Tasso's Gedichten findet (S. 20.), sind wir ganz bezaubert und schweigen, denn diese Magie greift das Zwergfell an. — Zu der Uebersetzung des Hrn. F. übergehend, lassen wir ihm vollkommene Gerechtigkeit widerfahren: er weiß sein Vorbild zu fassen, und wenn die Kopie dem Original nicht gleich kömmt, so ist das gewöhnlich an unsrer Sprache ge-

*) Mais, c'est à peu près comme chez nous.
M.

**) Ein Ideal ist ja auch ein fremdes, untergeschobenes Bild.
M.

Digitized by Google

legen. Man lese z. B. die Sonette 64. 77. 85. 117., und mehrere andere, um sich zu überzeugen, daß der Uebersetzer sich wohl ein Reis aus Tasso's Dichterkranz erworben hat, trotz seiner romantischen Aesthetik. Das erste Bändchen enthält Sonette, das zweite Canzonen, Madrigale und Stanzen. Wir wollen ein Sonett und ein Madrigal ausheben, und mit einigen Bemerkungen begleiten.

B. 1. S. 41.

Jene, die lieb und theuer mir vor Allen,
Sah Blumensträusser hier am Strand' ich schlingen,
Doch nicht so viel konnt' ihre Hand umballen,
Als unter weißem Fuß aus Gräßern gingen.

Das Original ist einfacher und lebendiger: Die Holde sammelt blos Blumen, statt Blumensträußer zu schlingen; ihre Hand kann nicht so viel derselben pflücken, als der weiße Fuß unter den Kräutern ersprießen läßt. „Umballen" klingt plump und das Bild des vierten Verses schleppt gewaltig.

Zerstreut sah schönes blondes Haar ich wallen,
Draus Amor knüpfte viele tausend Schlingen,
Und Hauch der Rede mußte süß gefallen
Nach Gluthen, die so heiß aus Augen dringen.

Original. Zerstreut wallten die schönen goldnen Haare, aus denen Amor tausend und tausend Schlingen knüpfte; der Hauch der Rede war süße Labe für das Feuer, das aus den Augen drang.

E l'aura del parlar dolce ristoro
Era del fuoco, che degli occhi usciva.

Der Strom hielt inn', als müßt' er Sorge tragen,
Dem blonden Haar als Spiegel sich zu hellen
Von selber und der Augen süßem Scheine.
Und „deinem schönen Bild" schien er zu sagen,
Willst du auch nicht, Fürst ich der Ström' alleine,
Verklär' ich, Herrin, diese sanften Wellen.

Man wird die Ausdrucksweise in den drey lezten Verszeilen nicht für die einfachste und zierlichste halten: das Original sagt, höchst verständlich:

E parea dire (il rio): alla tua bella imago,
Se pur non degni solo il re de' fiumi,
Rischiaro, o donna, queste placide onde.

B. 2. 98. Blickst du, mein Stern, nach oben
Zum schönen Himmel droben,
Möcht' ich der Himmel werden,
Daß, wenn du von der Erden
Mit Funken hell und rege
Aufspähst nach meinen Blicken,
Ich tausendäugig möge
An deinen tausend Reizen mich erquicken.

„Nach oben" und „droben" ist schleppend und Knittelversartig. Wie schön dagegen Tasso:

Mentre, mia bella, miri
I bei celesti giri, etc.

Der Himmel erst zu werden, wenn die Holde hinaufgeschaut hat, ist dem feurigen Dichter zu langweilig; il cielo esser vorrei" sagt er. Möge und rege (lezteres ist an den Haaren herbeygezogen) sind unächte Reime.

2. Amyntas. Schäferspiel von Torquato Tasso. Uebers. von H. L. von Danford. Zwickau, Gebr. Schumann. 1821. XVI und 174 S. (Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker Nr. 20.)

Da wir bis jezt keine erträgliche Uebersetzung dieses Gedichtes hatten (unseres Wissens erschien die lezte 1818 in Karlsruhe; sie ist in Prosa und höchst stümperhaft), so wird die vorliegende, mit Sorgfalt gearbeitete, wohl ihr Publikum finden. Die Form ist dem Original treu nachgebildet; schwierigere Stellen sind mit vieler Einsicht behandelt und die besten Ausgaben zu Rathe gezogen. Wir haben nur weniges zu bemerken, das sich auf Versbau und Sprache bezieht.

S. 11. „So werd' ich warten, bis das Schicksal weichet
Den starren Frost, den" u. s. w.
A. W. Schlegel (Blumensträuße) übersezt:
„Erwart' ich, bis das Schicksal erst erweichet" u. s. w.

S. 12. „Und ihrer Zungen Laute süßen werd' ich" st. versüßen.

S. 25. — „Sey getröstet,
Denn eine Andre find'st du, wenn" u. s. w. (Du findest eine Andre, wenn u. s. w.)

S. 27. „O daß er hier und meine (!) wäre.

ib. „Ich hoffe zu Hoh's." „Hoh's" und „Hos" ist zu unterscheiden.

ib. „Dein dir begrab'ner Staub." „Dein begrabener Staub" war genug.

S. 65. „Apoll kann dieß nicht weisen" st. lehren.
S. 81. „kommen" und „blieben" st. gekommen, geblieben.
S. 106. „Eh' er an andre Stellen stürzte,
Kam er zu fall'n, und ob er durch die Schwere
Es (Gezweig nämlich) gleich entwurzelt', und noch weiter fiele st. fiel, *) u. s. w.

Die Prose des Herrn v. D. (in seinen Nachträgen, kritischen Inhalts, Text, Nachrichten von Uebersetzungen und dergl. enthaltend) ist nichts weniger als klassisch. Z. B. S. 173. „Meiner Uebersetzung von mir hinzugefügt" klingt hart; noch härter auf der folgenden Seite: „diese Uebersetzung dieses Verses." Man dringt, leider, in Deutschland immer noch nicht allgemein darauf, daß unsere Schriftsteller sich gut und schön ausdrücken; unsere Sprache

*) Wenn hier der Conjunktiv stehen kann, was sich wegen Mangel des Nachsatzes im Citat nicht beurtheilen läßt, so ist fiele kein Fehler.

M.

Digitized by Google

ist doch wahrlich weder arm noch unbildsam. Welche Mühe müssen die französischen Schriftsteller auf ihren Styl verwenden!

Mengs Literatur.

Haus-Chronik meinen Anverwandten und Freunden zum Andenken gewidmet. Hamburg. 1822. Perthes und Besser. 279 S. 8.

Ein in der literarischen Welt rühmlich bekannter Gelehrter, dem nach einer Krankheit ernstere Arbeiten untersagt sind, erzählt in dieser „Haus-Chronik," woher er stammt, wo er erzogen, gebildet wurde, wo er wirkte, und was er Denkwürdiges auf Akademieen, Reisen u. s. w. erlebte: er schildert sich, seine Verwandten, Freunde und Bekannte, genannt Menschen und Bücher und reiset, nach literarischen Merkwürdigkeiten in den Bibliotheken suchend, in Deutschland und der Schweiz umher: die Resultate dieser Wanderschaft werden in nuce mitgetheilt. Unsere Belletristen werden sich an einer Kritik über Tiek erbauen, die Theologen und Philosophen nähere Bekanntschaft mit alten Zunftgenossen machen, die Philologen sich mancherley bemerken und die Juristen endlich vieles aufschreiben, nachlesen und nachsuchen. Der Verf. sagt manches goldne Wort; die schlichte und freye Sprache, so wie die Gemüthlichkeit, mit welcher er sich gibt, machen seine Persönlichkeit anziehend, oft liebenswürdig. — Das sind die Lichtseiten des vorliegenden Buches; da wir diese nur berühren wollten, müssen wir es mit der Schattenseite auf gleiche Weise halten. Der Styl des Verf. ist nichts weniger als elegant; Provinzialismen und grammatikalische Schnitzer fallen um so mehr auf, da der Verf. so unbarmherzig mit Tiek umgeht und ihm die kleinsten Böcke auf eine kleinliche und oft hämische Art vorrückt. Was unser Autor (S. 4) mit ziemlich großer Zuversicht für seine Schreibart anführt, ist unsrer Ansicht entgegen. Die Eigenthümlichkeit des Styls, die sich auf Fehler, oder doch auf Nachlässigkeiten gründet, zeugt von Mangel an Bildung, ist tadelnswerth. Gegen die Klarheit der Darstellung spricht gleich die Art, wie der erste Gedanke des Buches eingekleidet ist. — An Plattheiten fehlt es da, wo der Verf. zu sichtbar bestrebt ist, zu witzeln und zu spöttlen, freylich auch nicht. So macht er z. B. bey einer Stelle aus Tiek's Werken, wo dieser eine Prinzessin so sehr in Extase gerathen läßt, daß sie den Ritter herzlich auf den Mund küßt — die höchst triviale Bemerkung: „und wo Teufel hätte sie ihr denn sonst küssen sollen?" (S. 105.) — Voß, Haller (der Katholische,) Fellenberg und einige andere Angegriffene leben und mögen für sich sprechen; sehr achtbig ist es aber, den Verf. über verstorbene Gelehrte, die zum Theil seine Lehrer waren, so keck und oft liedlos absprechen zu hören. Er (und wir haben vielleicht hier nicht ihn allein im Sinne) lernte jene Männer großentheils als Jünglinge, als Studenten kennen und als solcher mag er sein Urtheil für sich behalten. Die Zeit bedeckt die Schwächen verdienter Männer; aber was ihr Geist Großes und Herrliches wirkte und schuf, das bleibt; dessen zu gedenken, ist ehrenvoll und fördernd, und damit erbaue der Vater seine Nachkommen in seiner Chronik. *)

*) Wie kommt es, daß der geehrte Recensent diese Schrift abfertiget, ohne den Namen des Verfassers zu nennen, der freylich nicht auf dem Titel, wohl aber im Buche angezeigt ist. Es ist ein Mann aus einer literarisch bekannten Familie, nämlich ein Sohn des Johann Andreas Cramer († 1788), Kanzlers der Universität Kiel. Seitdem schon an der Schwelle des Greisenalters, forscht er hier mehr mit seinen Anverwandten, als mit dem Publikum, und nur für Philologen und sogenannte elegante Juristen scheint der bibliographisch gelehrte Theil dieses Büchleins bestimmt zu seyn. Der B. hat auf Reisen manches, was den Gelehrten dieser Fächer interessant seyn kann, in Bibliotheken gesehen. Uebrigens will ich dem Tadel in der obigen Recension keineswegs widersprechen. Ich meine nur: wenn der Leser des Literaturblatts von einer „Hauschronik" liest: so will er auch wissen, von wessen Hause die Rede ist, und da das hier, im Buche, so unverkennbar angedeutet ist, so hätte Rec. es nicht verschweigen sollen.

M.

Neugriechenthum.

Wiederum zwey neue Schriften und zwar zwey recht anziehende! Zuerst

Der Freyheitskampf der Griechen gegen die Türken ꝛc. Drittes Heft. Leipzig bey F. Klein. 1822.

Es ist dießmal besonders interessant. Fr. Gleich liefert die Fortsetzung des griechischen Freyheitskampfes und zwar den Aufstand in Morea, wie er sich bildete und anfing; den Aufstand in der Moldau und Wallachey bis zu Ende. Dann schildert er die Gräuelscenen, die in Smyrna, in Konstantinopel ꝛc. die Folge waren. In letzterer Stadt fanden sie „Angesichts des christlichen Europas und der Gesandten der Monarchen statt, die ein heiliger Bund zum Wohle der Menschheit vereint" und die Nachwelt wird einmal sagen „die oft gerühmte Humanität und christliche Bruderliebe, das ruhige Zusehen de[illegible]

Digitized by Google

Würgen der Tausende hier passe schlecht *) zu den Worten der Liebe und der huffertigen Redensarten, die zugleich von vielen Orten her vernommen werden." Rüder schildert die Folgen, die aus der Unterdrückung der Griechen durch die Türken entstehen: Verfall des Handels, für dessen Götzen England die Griechen schlachten läßt, neue Mameluken, gebildet aus den zum Islam gezwungenen griechischen Knaben; neue Unruhen, erzeugt durch die kräftigen Arnauten, welche das entvölkerte Morea einnehmen und bald einen zweyten Scanderbeg finden werden. Zuletzt kommt eine Uebersicht dessen, was Griechenvereine in Deutschland gethan haben. Der Stuttgarter allein hat gegen 10,000 fl. zusammengebracht. Die fatalen — — — zeigen, wie der wohlbestallte Censor seine Scheere wohl zu führen versteht. **) Streichen ist freylich leichter, als schreiben!

Dann haben wir vor uns:

Gustav Feldham's Kreuz- und Querzüge oder Abenteuer eines Freywilligen, der mit dem General Normann nach Griechenland zog. Leipzig bey Hartmann. 160 S. 1822.

Wind! Wind! Der Freywillige ist so wenig nach Morea gekommen, wie dessen verpflichteter Recensent. Allein das schadet nichts. Er weiß das Leben in Marseille, auf der Ueberfahrt, das Zusammentreffen mit der Bombelina, ***) das Gefecht nach der Landung bey Navarino, den Zug durchs Mainottenland, die Musterung bey Argos, ꝛc. so lebendig zu schildern, daß man schwören möchte, er sey dabey gewesen. Und dann theilt er so kräftige Hiebe auf gewisse Beobachter, besonders gegen den Hrn. Dr. Müller aus, der in drey Tagen dort mehr sah, als die besten Reisenden in vielen Jahren, das er schon darum Leser finden muß. Wo er sich vor der Censur fürchtete, läßt er Schiller und Alfieri sprechen. Kurz, ein Griechenfreund wird hier viel Unterhaltung und auch manche neue Ansichten finden.

*) Nun, die Gesandten konnten es doch nicht mit Waffengewalt hindern. M.

**) Wie heißt er denn, der würdige Mann? M.

***) Der Dresdener Merkur vom J. 1820 hat in No. 124 ff. diese Erdichtung nachgedruckt, ohne das mindeste Zeichen der Ungläubigkeit von sich zu geben. M.

Sternkunde.

Die Wunder des Himmels und das System des Weltalls. Mit 12 Tafeln (in Steindruck. Aus dem Englischen. Leipzig. Industrie-Komptoir 98 S.

Es ist dieß Werkchen so eben (Ende Sept. 1822) erschienen. Warum das Jahr nicht beygefügt ist? das wissen wir so wenig, als wer der Verf. und Uebersetzer ist. Auf 98 S. läßt sich vom Himmel freylich nicht sehr viel vollständiges sagen und das Ganze wird keinen unterrichteten Mann anziehn. Wer aber vom gestirnten Himmel noch nichts weiß, der mag immer darin lesen. Er wird dann wenigstens unser Sonnensystem, wie es sich, durch Teleskope betrachtet, darstellt, und die Beschaffenheit dieser, genauer kennen lernen. Die Abbildungen geben die einzelnen Planeten, die Sonne, den Mond, und drey Teleskope zur Ansicht. Sie könnten reinlicher gehalten seyn.

Conditio sine qua non.

Häufig werden an mich Schriften mit der Bitte eingesendet, dieselben im Lit. Bl. anzuzeigen, „daferne sie meinen Beyfall haben." Was hat denn mein Beyfall hier zu bedeuten? Glauben denn die Herren Autoren und resp. Verleger, daß ich alles lesen kann, was, und bevor es im Lit. Bl. recensirt wird? Glauben sie, daß man in der literarischen Republik sich vor Gericht stellen kann unter der Bedingung, unschuldig befunden zu werden? Das mag vielleicht Gerichtsbrauch seyn bey einigen Winkelgerichten, wie sie jetzt in den Hinterstuben der meisten belletristischen Lese-Appartements etablirt sind; aber hier nicht, wenigstens so lange nicht, als ich noch etwas darein zu reden haben werde, kraft meines Vertrags.

M.

Redakteurs-Kritik.

Andere senden mir Schriften mit der Bitte zu, „daß der hochgeseverte *) Herr Redakteur selbst dieselben seines Urtheils würdigen möchte." Ist es denn so was Angenehmes, von mir recensirt zu werden? Bin ich so mild und so belehrend, wie Böttiger in Dresden? Weiß ich, wie er, fast über Alles unterrichtend zu schreiben? Ich kenne mich sehr wohl. Nur allzuleicht verwundet meine Feder, und im Verbinden wird sie von dem ungeschicktesten Bartkratzer übertroffen. Ueberdieß — ich bin hier nur souverain auf dem Papier (meines Contraktes); aber ich befehlige die Presse nicht, und um meiner eignen Ansichte willen würd' ich am wenigsten aufgelegt seyn, mich mit der Presse aufzulegen. Sap. satis!

M.

*) Kothbeworfene würde viel besser passen. M.

Digitized by Google

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Freitag den 27. December 1822.

Lexicographie.

Vollständiges mythologisches Wörterbuch nach den neuesten Forschungen und Berichtigungen für angehende Künstler, studirende Jünglinge und gebildete Frauenzimmer. Bearbeitet von Joh. Christ. Vollbeding. Berlin 1821. C. Fried. Amelang. 475 S. 8.

Ref. bedauert die armen Jünglinge, Künstler und Frauenzimmer, die ihre mythologische Weisheit in diesem, oder überhaupt in einem Wörterbuch zusammen suchen müssen; der innere Zusammenhang, der Grund geht so verloren; das Ganze wird eine Gedächtniß-Sache. Es ist unerhört, wie viel jetzt junge Köpfe sich einbläuen müssen; bröckelt man ihnen aber noch die Systeme, die Wissenschaft, die gründliche Wissenschaft, in Encyclopädien und Wörterbüchern auseinander, so bildet man — vorzügliche Papageyen, und wenn einst einer derselben denken lernt, so wird er das Lob unsrer Zeit singen. Die Methode (ihr könnt es auch Schlendrian nennen) unsrer Encyclopädisten ist nun nicht grade immer dieselbe; es ließen sich über die so geistlose Sache geistvolle Parallelen aufstellen, wenn hier der Ort dazu wäre. — Unsern Mythologen betreffend, tadeln wir, 1) daß er, wenn er einmal die nordische Mythologie in sein opus mit aufnehmen wollte, dieses so stümperhaft that; und 2) daß er, ein vollständiges myth. Wörterbuch versprechend (auch die Anmaßung, etwas vollständiges hoffen lassen zu wollen, ist eine der schönen Eigenthümlichkeiten unsrer Zeit, unsrer Gelehrten) ein lückenhaftes, mühselig zusammengestoppeltes Büchlein gab. Wollte Ref. dem Verfasser von Seite zu Seite folgen und die Lücken ausfüllen, so müßt' er ein Buch schreiben; er rechtfertigt, seiner Meinung nach, das Gesagte, wenn er hie und da aufschlagend, Mangelndes nachweist.

Sub V. Ariadne fehlt deren Geburtsstadt Cnossus, Cnosus, Gnossus, die Hauptstadt von Creta, (S. Prop. Eleg. I. 3, 1.). — Antiope, des Asopus Tochter (Homer. Odyss. XI, 262.). — Alpheibea, Tochter des Flusses Phegeus, Gattin des Alkmäon. Hygin und Ovid erzählen ihre Geschichte, die mit der der Kallirhoe zusammenfällt. — Alphionia, Beyname der Artemis. — Alkyone. Nicht über die Alkyone allein, sondern über die Alkyonen überhaupt (Virgils dilectæ Thetidi Halcyones), müßte hier gesprochen werden. — Edone, Bacchantinn; der Name vom Berg Edon in Thrazien. — Enipeus: von Homer „der göttliche Strom" genannt. (Od. XI, 238) ward von der Tyro, des Salmoneus Tochter geliebt; Neptun verführte sie in des Enipeus Gestalt. Properz (El. I, 13, 21.) nennt ihn „den Thessaler." — Ischomache, Hippodamia. — Ktesilla und ihren Vater Alkidamas finden wir nicht erwähnt; ferner nicht Laodamia (S. Ovid. Heroid. XIII.) — Mynier, Beyname der Argonauten (Serv. ad. Virg. Ecl. 4, 34.). — Marpessa. Hier ist Jupiters Ausspruch vergessen, der ihr erlaubte, zwischen Apoll und Idas zu wählen. — Thesprotus, Sohn des Pelasgus; eine Gegend von Epirus hat den Namen von ihm; die Bewohner derselben heißen später Ἀβάντες. — Ref. muß glauben, daß die Leser es ihm Dank wissen, wenn er hier das Buch zumacht und schließt.

P. M — s.

Unterhaltungs-Literatur.

Isidors schwärmerische Nächte. Oder romantische Darstellungen aus dem Gebiete der Phantasie und der Träume. Leipzig bey A. Wienbrack. 1823. 352 S.

Warum Isidors schwärmerische Nächte? warum Nächte? Herr Isidor hat darin nichts zu thun und statt Nächte könnten auch Tage stehn. Kurz, es hat dem Verf. gefallen, drey bald und ganz wunderbaren Erzählungen diesen Namen zu geben und keinen andern. Die erste, Alboina, macht uns mit einem geistigen Wesen bekannt, das gleich einer wohlthätigen Fee in den Mährchen der Frau von Beaumont, in einer — Sensitivpflanze wohnt und den Besitzern des Gartens, worin

diese blüht, Glück, Heil und Segen verspricht, wenn sie tugendhaft bleiben, ihnen aber statt des gewünschten männlichen Erben, nur eine Tochter gewährt; sie scheidet von ihnen, um in höhere Gefilde einzuziehn, unter Donner und Blitz, wie dieß nicht mehr als billig ist, aber auf ihrer geliebten Pflegetochter, die ihr zu Ehren Albvina getauft worden war, ruhte immer der Segen. Aus der zweyten, das Gelübde im Tode, ersieht man, oder vielmehr ersieht man nicht, daß uns Abgeschiedene erscheinen können. Der eine Zwillingsbruder verspricht noch im Sterben, vom geliebten Bruder aufgefordert, ihm Kunde aus jener Welt zu bringen, die beyde Schwärmer immer mehr beschäftigt hatte, als die sublunarische. Der Uebriggebliebene weicht nicht vom Sarge, bis ihn endlich die Müdigkeit in einen festen Schlaf wiegt und der Todte erscheint, um ihm zu sagen, daß — einer so viel von jenseits weiß, als der andere. Die dritte ist eine Prophezeihung; Zigeuner treiben ihr wunderbares Wesen. Am Ende löset sich alles natürlich auf, und darum ist sie die beste. Der Styl ist fließend, aber etwas breit. Druck und Papier empfiehlt es den Frauen, die für solche Dinge Geduld und Empfänglichkeit haben.

Der Bauernstand.

Ueber diesen hat ein wackerer Prediger, F. A. F. Fink in Mildenberg bey Zehdenik ein Heftchen von 32 S. herausgegeben, unter dem Titel:

Aus dem Volksleben,

dem bald ein zweytes und drittes nachfolgen möge, denn es enthält viel. Beyträge zur Kenntniß und Beurtheilung der untern Volksklasse auf dem Lande. Mit Recht beruft er sich auf Sarve, daß das Landvolk sich überall sehr gleiche und also das, was er von seiner Gegend sagt, auch in andern viel Anwendung finden werde. Der Plan, den er verfolgt, ist einfach. Er schildert die Licht- und die Schattenseite seiner Bauern. Zur ersteren gehört, „daß sie fest auf Gott bauen, fleißig in die Kirche gehn, fleißig beten," zur letzteren, daß ihnen Gott immer noch ein alter Mann, im eigentlichen Sinne ein „Gott Vater" ist, daß sie daher Gottesdienst, Gottestisch, Gottesdaus in grobsinnlicher Bedeutung nehmen, und geschwind zum Gesangbuche greifen, wenn er — im Gewitter zürnt; daß sie in Krankheiten ꝛc. oft eine Gabe zur Verzierung des Gotteshauses geloben. Uebrigens ist das Fluchen besonders beym jüngern Landmanne gewöhnlich, nur muß er „bereits eingesegnet seyn." Was die Schuljugend auswendig lernt, wird, und wärs das Einmaleins, „hergebetet," die heiligen Könige ziehen hier noch alljährlich herum und Knecht Ruprecht prüft vor Weihnachten in schreklicher Gestalt die Kinder, ob sie „gut beten können," eine Osterstäupe fehlt eben so wenig. Hängt der Landmann doch so an alten Gebräuchen, so wird er auch noch am alten Aberglauben hängen. Zwar läßt er sich davon gegen Gebildetere nichts merken, oder stellt sich dem Scheine nach gar belehrt, belehrt, aber demungeachtet darf sein Kranker nicht mehr Arzney nehmen, wenn er das Abendmahl empfing, Jerwische gelten ihm für Menschenseelen, die zwischen Erde und Himmel flattern, aus dem Kelche schabt er gern etwas ab, um sich gegen Krankheiten zu sichern; es stirbt einer im Dorfe, wenn das Vorlesen des Evangeliums mit dem Schlagen der Thurmuhr zusammentrifft, er hält viel auf seinen Himmelsbrief, macht ††† an den Thüren der Viehställe, die Hexen abzuhalten, spept dreymal ins Grab, bevor der Sarg eingesenkt wird, fürchtet den Teufel, Gespenster, den wilden Jäger, seine Hunde, und zerdricht sich den Kopf, ob er den Teufel durch Fluchen oder Beten verjagen soll. Kluge Frauen, kluge Männer werden gefragt, wenn etwas gestohlen ist, und am Montage seine Gerste gesät. Viele Krankheiten werden „geböthet," (dem bösen Geiste wird zu weichen geboten) wobey selbst die Mutter Gottes nicht vergessen wird, obschon alle Protestanten sind. Der Verf. nennt das letztere eine Lichtseite des Aberglaubens, hält diese Heilungsmanier und Magnetismus für eins. Der letztere ist in der Hauptsache nur selbst Ausgeburt der Phantasie. Doch genug von dem Schriftchen, das reichhaltiger ist, als manches dickleibige Buch und allen Beamten, Predigern, Schullehrern, kurz Allen zu empfehlen ist, die viel mit dem Landmanne umzugehn haben, ihn bilden wollen und nicht so kennen, wie Herr Fink. Die Bildung des Landmanns liegt letzterm am Herzen und er zeigt, warum sie noch nicht weiter gediehen ist, und wie sie gefordert werden kann.

Medicin.

Gegen die Krankheiten, die am wenigsten geheilt werden, gibt es die meisten Mittel. Drum wird uns von Amerika aus das Schildkraut gegen die Hundswuth empfohlen. Die Herren Droguisten Dietz und Richter in Leipzig haben eine Anpflanzung davon gemacht, und ein Schriftchen darüber von 31 S. drucken lassen:

Geschichte der Einführung und des Gebrauchs der Scutellaria Lateriflora als eines Verbauungsmittels und Heilmittels der Wasserscheu, die durch den Biß toller Thiere erzeugt werde ꝛc.

Wenn das Mittel nicht besser, als dieser Titel ist, so wird ihnen Niemand dafür danken. Der

Digitized by Google

Biß von tollen Thieren überhaupt verursacht keine Wasserscheu, wohl aber der von tollen Hunden. *) Folglich ist der ganze Zusatz unnütz. Indessen scheint das Mittel wenigstens so viel für sich zu haben, als die Tollkirsche, der Maikäfer und so manches andere Specificum gegen das Wuthgift. Das Mittel ist in Nordamerika seit 1773 durch einen Arzt van Devveer in Gebrauch gekommen.

*) Es das wäre! Ich erinnere mich doch, gar oft von Vergiftungen durch den Biß toller Wölfe, Katzen u. s. w. gelesen zu haben. Ja, man will sogar behaupten, daß der Biß von Gänsen vergiften könne; und daß Thiere toll werden, welche das Blut anderer Thiere (wenn auch nicht Hunde) lecken, welche an der Wasserscheu gestorben sind. Inzwischen ich bin kein Medizinar, und gar manches, was man von der Ansteckungskraft des Wuthgiftes sagt, mag wohl in eine Kategorie mit der Anekdote des Herrn von Münchhausen gehören, dem einmahl alle Kleider in der Garderobe toll wurden, weil der Bediente einen Oberrock darunter gehängt hatte, in welchen ein toller Hund gebissen. Nur denk' ich, wenn ein Recensent eine Behauptung aufstellen will, die wie die obige den allgemein bekannten Ansichten der Sache geradezu entgegen ist; so muß er doch wenigstens etwas zu ihrer Unterstützung anführen.

M.

Neugriechenthum.

Geschichte der Ereignisse in Griechenland vom Ausbruche der ersten Unruhen bis zur Mitte dieses Jahres. Aus dem Französischen des M. C. Raffenel von B. J. F. v. Hakem. Leipzig 1823. In der Hinrichsschen Buchhandl. 324 S.

Herr Raffenel ist Secretair beym Consulat in Smyrna, und Redakteur des Spectateur oriental. Dieser „Spectateur" und noch ein anderer, ein „Observateur" sind zwar unter uns allen in sehr bösem Geruche, aber man hüte sich, daraus einen Schluß auf diese Schrift zu ziehen. Eine größere Unparteylichkeit, eine genauere Uebersicht dessen, was in Griechenland bis mit zur Mehrheit auf Chios vorging, gewährt keine der zahllosen, durch die Sache der Griechen veranlaßten Schriften. Eitle Deklamationen finden sich in ihr nicht. Wo ja sich der Franzose sie erlaubte, hat sie die Furcht vor der Leipziger Censur beschnitten. Dagegen sprechen die Thatsachen für sich allein genug. Thatsachen, bey deren Niederschreiben der Hand die Feder entsinkt! Jeden Schritt dieses Aufstandes hat Mord, Mordthat begleitet. Zu Tausenden sind Unschuldige, dem Kampfe fremd, unter den Händen der Osmannen, der Griechen gefallen, und nur selten blickt ein Strahl des Mitleids, der Menschlichkeit hervor. Der Verf. war Zeuge von solchen Auftritten, oft mit der größten Gefahr seines Lebens, das, wie das aller Franken, oft nur an einem dünnen Fädchen hing. Sein ausgebreiteter Briefwechsel in der ganzen Levante, sein Geschäftsverhältniß schaffte ihm die genauere Kenntniß von so vielen Ereignissen, über die wir bis jetzt sehr unvollkommene Nachrichten haben. Das Ganze besteht aus zwanzig Kapiteln, zu denen noch eine kurze Schilderung von Konstantinopel kommt. Eine recht gute Karte macht die Uebersicht doppelt leicht. Die Uebersetzung ist fließend. Nur einmal stieß Recens. auf einen ungewöhnlichen Ausdruck: erfrühr, statt erschlennigt. Dann hätte der Uebersetzer einige kleine Irrthümer des Verf. berichtigen können. Ypsilanti z. B. ward nicht in Triest festgenommen.

Zeitgeschichte.

Briefe aus Columbien an seine Freunde. Von einem hannöverschen Offizier. Leipzig bey F. A. Brockhaus. 1822.

Der Verf. dieser im Ganzen gutgeschriebenen Briefe machte angeblich, wie viele andere, die traurige Erfahrung, daß der Wunsch, seinen Arm für eine gute Sache leihen zu wollen, oft von denen nicht erkannt wird, welche die Welt in der Ferne in Erstaunen setzen. Bolivar wollte von allen den Kämpfern nichts wissen, die ihm aus Europa zuzogen. Dadurch kamen diese zum Theil in die traurigste Lage. Auch das Gesicht des Verf. war sehr dort. Er hatte die kostspielige Reise nach Trinidad gemacht, und ging von da nach Angustura, wo er mit Mühe Aufnahme fand. Unter tausend Beschwerden kam er auf dem Orenokostrom hinauf in den Apure und dann in Bolivars Hauptquartier. Alle Vorstellungen waren umsonst. Er sollte ohne Gehalt beym Depot bleiben. So machte er sich nun auf die Heimreise, getäuscht, und um die Reisekosten geprellt. Indessen der Unmuth scheint seiner nie ganz Herr geworden zu seyn. Das beweisen seine lebendigen Schilderungen vom Guten, wie vom Bösen, was er sah; von der Natur jener wilden Gegenden; von den Männern, mit denen er in Berührung kam; (Paez, Urdaneta, Bolivar,) u. v. Andern; von den Sitten, der Lebensweise in den Städten, wie in den Dörfern und in den Llanos ꝛc. Kurz, das Ganze ist eine recht erfreuliche Schilderung, wenn auch hier und da ein kleiner Sprachfehler zeigt, daß der Verfasser besser den Degen als die Feder handhaben mag, oder aber hier und da manches zu leichtgläubig nachempfohlt ist, wie wir das von der Nachricht glauben, die er über die vergifteten Pfeile der Wilden giebt. Ist der Verf der Briefe denn auch selbst in Columbien gewesen? — Der Styl, die Schilderung von allem

Digitized by Google

macht es höchst wahrscheinlich; stehen mögen wir jedoch nicht dafür, denn es fehlt der Paß, d. h. die Angabe: wer der Verf. und wo er ist.

Verlags-Kritik.

Eben begegnet es mir zum dritten Male in Einem Semestre, daß Verleger Recensionen ihrer Verlagsartikel mit dem Erbieten einsenden, der Verlagshandlung den Abdruck zu bezahlen. Wissen denn die Herren nicht, daß eine honette Verlagshandlung nur solche Recensionen zu drucken pflegt, welche sie bezahlt, nicht solche, wofür sie bezahlt wird? Ist denn das bey'm L. Bl. jemals anders gewesen? Mit Cotta's Willen, so Gott will, nie! — Aber — seltsamer Fall, eben der genannte dritte! — Ich lese die Verlags-Kritik, sie scheint mir besonnen, ich lasse das Buch kommen, ich übergebe beydes, Buch und Verlags-Kritik, einem unbetheiligten Sachkundigen zur Prüfung, und siehe da, er schreibt zurück: „Ich wüßte über das Buch nicht unparteylicher zu urtheilen, als der Freywillige." Einer solchen Verlags-Kritik gebührte die Aufnahme zwar als Auszeichnung für den Recensenten; aber wie? Hat denn der liebe Handel so ganz und gar keinen Takt für die kritische Schicklichkeit? Oder glaubt er, bey dem literarischen Anhängeboot eines belletristischen Fluthschiffes deren sich entschlagen zu dürfen?

M.

Das kritische Kreuz.

Fouqué, der Dichter Fouqué — ist es möglich, daß ein Dichter Knechtssinn hege in der gottertüllten Brust? — hat in der Zeitung für die elegante Welt, 1822. Nr. 213., indem er den bekannten, moralästhetischen Widersacher Goethe's für „ebenbürtig" anerkannte, die seröse Ansicht ausgesprochen: „Auch diese anerkannte Ebenbürtigkeit aber genügt nicht, un'ern erhabenen (sic) Anfgegriffenen in die Schranken herabzurufen. Der hat seinen absonderlichen Ritterschlag (sic) von obender empfangen, und wo irgend sein Thun und Lassen uns räthselhaft erscheint, bleibt er uns als eine gottbeschiedene (sic) wundersame Aufgabe stehen, die uns wohl zur ernsten inneren Erwägung, nie aber zum Aussprechen eines „richterlich thuenden Entscheidungswortes gedeihen läßt." Sollte nicht eben in dieser knechtischen Unterthänigkeit der Grund für die Besserwerdung zu suchen seyn, womit in diesem Augenblicke Goethe's äußerlicher Frieden in der belletristischen Republik gestört, und das prachtvolle Gebäude seines Ruhmes von der Schriftstellermaße ungefähr so betrachtet wird, wie das Haus des Valerius Publicola vom römischen Volke? Ich denk', es würde ziemlich nah' an das Centrum der Wahrheit treffen, wenn Goethe's erwähnter Widersacher dem poetischen Ritter Fouqué und allen servilen Goethisten antwortete:

Weil ihr nun einmal den Jesus-Goethe wollt göttlich verehren,
Schlag' ich, Pilatus, ihn euch doch an das richtende Kreuz.

Müllner.

Berichtigung
einer mich betreffenden Stelle im Leben Schillers,
von Heinrich Döring.

Der Scharfsinn des Beurtheilers dieser Schrift, in Nro. 87. des Literaturblattes, hat nur allzutiefgründet die Wahrheit besagter Stelle in Zweifel gezogen. Nicht Schillers Jungfrau von Orleans, sondern seine Braut von Messina war es, bey deren erster Aufführung zu Weimar (am 19. März 1803) dem großen Dichter nicht ein „Bravo Schiller!" sondern ein „Lebe doch!" wie es nicht lange zuvor im Theater zu Leipzig nach der ersten Darstellung der Jungfrau von Orleans, (wie Hr. Döring selbst erzählt) stattgehabt hatte, von den Zuschauern dargebracht, und von mir, auf Ersuchen der im Schauspiel jedwedrich anwesenden Jenaischen Studierenden, vorgerufen wurde, und der Meister nahm diese Aeußerung des Beyfalls zu Weimar so freundlich wie die ihm früher zu Leipzig geworden an. So wenig also wie von einer „unschicklich angebrachten Beyfallsbezeugung" eben so wenig war von einem „einigermaßen Verweisen derselben" bey jener Gelegenheit die Rede. In der, damals vom Hofrath Spazier redigirten Zeitung für die elegante Welt, würde zwar im Zusammenhange mit den bekannten hämischen Insinuationen (zu welchen Spazier, wie er auf seinem Sterbebette schmerzlichst bereuete, sich einem Eichstädt damals Preis gab) gegen meinen Vater und die zu jener Zeit eben nach Halle verlegte Allgemeine Literaturzeitung, von Jena aus eine solche falsche Nachricht verbreitet, die aber gleich damals auch in Nro. 119. dieses Blattes, so wie in Nro. 8. des allgemeinen deutschen Reichsanzeigers vom Jahre 1803, berichtigt wurde. Wie nichtig folglich auch die, an und für sich schon so lächerliche Behauptung Hrn. Dörings ist, daß die Allg. Literatur-Zeitung deshalb von Jena nach Halle verlegt worden sey, bedarf so wenig der Erwähnung, als die indiscrete Discretion des Hrn. Verfassers in seiner ganzen Art der Mittheilung dieses Mährchens, worauf der anonymste Beurtheiler schon aufmerksam gemacht hat.

Halle, 1. Dezember. 1822.

Professor Schütz.

Druckfehler.

Am Schlusse der Anzeige von Immermanns Trauersp. No. 90. S. 360. Sp. 1. Z. 2. fehlt das erste i im Originalitäts-Fieber. In der Ang. d. neuen Unterl. d. Kriegsthums No. 91. S. 362. Sp. 1. Z. 11. l. urbes st. urkes. das. Z. 10 v. u. l. hätte st. hatte. S. 364. Sp. 1. Z. 8. v. u. heißt es uft nicht uft; und auf der 4ten Sp. Z. 11. und 12. sind 3 Druckfehler zu verbessern; geliebt heißen l. gezehrtlieben; Gleichgeltner l. Gleichleitner und Verdollmetschung st. Zerdollmetschung.

Digitized by Google

Nr. 105.

Literatur-Blatt.

Dienstag den 31. December 1822.

Geschichte.

Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. Von Heinrich Zschokke. Aarau bey H. R. Sauerländer. 1822. 330. S. 8.

Den doppelten Beruf des Geschichtschreibers und Volksschriftstellers hat Hr. Zschokke längst durch rühmliche Arbeiten bewährt; seine aus den Urkunden geschöpfte Geschichte der grauen Bünde verdient den besten historischen Werken zur Seite zu stehen und für die neueste Geschichte der Schweiz verdankt man ihm werthvolle Materialien. Die vorliegende Schrift aber sollte ein Handbuch für den Bürger und Landmann seyn, das ihm, in anziehender und beliebter Sprache, die vaterländischen Geschichten in vollständiger Uebersicht ihrer Hauptmomente darböte, überall hinweisend auf die Quellen der Ereignisse und auf ihre Folgen; auf das, was den Landesleuten zur Ehre oder Schande, dem Lande zum Nutzen oder Schaden gereichte. Es wird damit eine Lücke ausgefüllt, die oft und viel ist bemerkt und beklagt worden, indem immer noch eine, die auf unsere Zeit reichende, kurze und doch alles Wesentliche befassende, in acht vaterländischem, nicht im Geiste des Lobredners, geschriebene Geschichte der Eidgenossen mangelte. Jetzt ist sie vorhanden; die gelungene Form sichert ihr, gelesen zu werden, von Jung und Alt, in Thälern und auf Bergen, in allen Schweizerlandschaften bis in die einsame Hütte der Alpen; die Liebe für Freyheit und freye Gemeinwesen, für die Tugenden, wodurch beyde gegründet und gegen Verderbniß geschützt werden mögen, wird damit einen kräftigen Antrieb erhalten; der Haß und die Verachtung unrepublikanischer Denkart und Sitte im Freystaat wird, durch die kraftvolle Schilderung der von ihnen herbeygeführten Verderbnisse, in jugendlichen Gemüthern kräftig wurzeln, und das Buch selbst ist ein eben so zeitgemäßes als werthvolles, auf den Altar des Vaterlandes gelegtes Opfer.

Von des Landes uralten Sagen und Ueberlieferungen ausgehend, reicht die in drey und sechzig Abschnitte getheilte Erzählung, bis zur Beschwörung des neuen Bundes der zweyundzwanzig schweizerischen Freystaaten im Jahr 1815. Das vierzehnte Jahrhundert und der Anfang des fünfzehnten befassen die Heldenthage der Eidgenossen und ihre Freyheitsschlachten; der Ruhm dieses Zeitraums wird mit begeistertem Munde verkündigt. Aber Glück und Siege führten Uebermuth und Selbstsucht herbey, diese die Unterthanen-Lande und die Lohn-Kriege der Schweizer, welche die Eintracht zerstörten, die Bürgerkriege veranlaßten und den Bund selbst vielfältig mit Untergang bedroht haben. „Die ersten Kriege der alten Eidgenossen sind von ihnen nur für eigene Sicherheit angehoben worden, gegen die Unterdrücker ihrer Rechte und ihrer Freyheit. Dadurch haben sie sich unsterbliche Ehre bey den Völkern der Erde erworben. Darauf unternahmen die freygewordenen Landschaften und Städte mancherley Kriege, um Herrschaften und dienstbare Unterthanen zu erobern und ihre kleinen Gebiete zu erweitern. Dadurch haben sie innern Unfrieden und zweydeutigen Ruhm erworben. Denn die Thaten selbst größerer Eroberer werden zuletzt so der Vergessenheit oder der Verachtung übergeben, weil sie gemein oder für die Sache der Menschheit ohne Gewinn sind. Dann suchten die Schweizer endlich das Schwert nicht mehr gegen das Ausland, sondern aus Glaubenshaß, oder Neid, oder Ehrgeiz und Parthey-sucht nur wider einander selbst. Dadurch haben sie mehr denn einmal den Ruhm ihrer Altvordern entweiht und einander dem allgemeinen Untergange nahe gestürzt. Zuletzt vermietheten sie ihr Kriegsvolk um Lohn in fremde Länder und fremde Kriege, und erkauften für das Blut ihrer Tapfern, den Söhnen der vornehmen Geschlechter guten Sold, Jahrgehalte, goldene Ketten, Ordensbänder und Titel, wie die Könige den eigenen Dienern zu geben pflegen. Dadurch kam Uebermuth und Ueberpracht und schädliches Ansehen zu einzelnen Geschlechtern, und fremde Sitten, fremdes Laster in die Hütte des Volks; ungebührendes Schalten fremder Gesandter auf Schweizerboden, und Begierde einheimischer Obrigkeiten nach unbeschränkter Gewalt über die Unterthanen. Da ward er-

Digitized by Google

lebt, daß die Eidgenossen treuere Freundschaft mit auslandischen Königen, als unter sich selbst hielten; daß sie einander freye Niederlassung, sogar Kauf und Verkauf der unentbehrlichsten Dinge abschlugen. Und ihre Tagsatzungen wurden herzloses Gepränge und ihre dunkeln Thaten widersprachen ihren glänzenden Worten."

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stellt sich das Bild im treuen Spiegel theilweise noch düsterer dar, und das Verderben schritt vorwärts. „Rechte Liebe zum Vaterlande wohnet, wo rechte Freyheit wohnt. Daher lebte in den Hauptstädten mehr Vaterlandsliebe, als auf dem Lande; und in den Hirten-Kantonen mehr, als in den Vogteyen. Die Bürger in den oberherrlichen Städten, eifersüchtig auf ihre Vorzüge, erlaubten ungern, daß ein Unterthan durch Kenntniß oder Reichthum neben ihnen groß ward. Dem Landmann waren absichtlich alle Wege verschlossen, auf denen er sich als Staatsmann, Gelehrter, Kriegsheld oder Geistlicher hätte hervorthun können. Am manchen Orten wurden ihm sogar Handel und Kunstfleiß untersagt. Zum Pflug und zur Dienstbarkeit erschaffen, sah er im Stadtbürger den geborenen Herrscher, Heerführer, Richter und Priester. Unterthanen der Könige waren reicher an Rechten, als Unterthanen der Schweizer. Sogar das Aufblühen der kleinen Landstädte, durch Gewerbthätigkeit und Schulerziehung, wurde mit heimlicher Unzufriedenheit von den Hauptorten gesehen. Darum verschwand aus dem Volk die heilige Liebe, welche dem Vaterland willig das Liebste bringt; eigennützige Selbstsucht füllte den leeren Platz aus. Darum sah man Gehorsam, aber nicht Gehorsam des Freyen, sondern des Knechtes, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Furcht, voll Aragwohn gegen Herren und Städte, voll Scharfsinn gegen Einführung des Bessern. Denn der gemeine Mann war in Blindheit des Geistes auferzogen; die Jugend oft ohne Unterrichtsanstalten, oft in Schulen, dem Verstande verderblicher, als wildes Aufwachsen unter Leitung der Natur. Man dachte: ein blindes Volk ist leichter zu führen. Aber der Blinde erschlägt auch leichter der eigenen Meister, wenn ihn der Verführer gegen denselben mit dem Schwert stellt. Daran dachte man nicht. Die Obrigkeiten begnügten sich treue Haushälter zu seyn. Die obersten wie die untersten Beamten waren mäßig, oft gering besoldet; in fremden Kriegsdiensten oder auf Landvogteyen pflegten sie Vermögen zu erwerben. Ordnung herrschte in der öffentlichen Verwaltung; bey mangelhafter Gesetzgebung dennoch Liebe zur Gerechtigkeit; und die Rechtsame auch des Geringsten wurden meistens mit großer Vorsicht geehrt. Auflagen waren bey der mäßigen Staatshaushaltung selten und dann nie drückend. In den Hauptstädten blühte, neben Wohlstand, Wissenschaft und Kunst, besonders bey Reformirten. Unter allen wurden Zürich und Genf durch große Gelehrte und Künstler hervorragend. In Basel aber verfiel die altberühmte Hochschule durch Orts- und Handelsgeist; sie hatte fast mehr Lehrer als Schüler, und war mehr Versorgungsanstalt für jene, als Bildungsanstalt für diese. In den Hauptstädten der katholischen Schweiz, wo die Geistlichkeit dem freyen Forschen widerstrebte, stieg die Wissenschaft nie zu bedeutender Würde. Mönchischer Geist verwandelte das gemeinbrauchbare Wissen in Sammeln unfruchtbarer Kenntnisse. Die Hirtenländer sorgten gar nicht um höhere Bildung und Einsicht. Freyheit daselbst genügte zu Allem. Der Landmann in seiner Hütte, ernährt von seinen Heerden, seine Obrigkeit selbst wählend, keinem Gesetze gehorsam, als dem, wozu er mitgestimmt, war der freyeste Sohn der Erde. Zwar roh, und abergläubig, ließ er sich von Priestern und reichen Geschlechtern im Lande leiten. Aber er ward nur geleitet, nie beherrscht. In vielen Kantonen thaten einzelne die Regierungen gar löbliche Dinge. Bern baute Paläste, Hochstraßen und sammelte Schätze durch Sparsamkeit. Zürich belebte Handel, Wissenschaft und Landbau. Luzern bestand rühmlichen Kampf gegen den Nuntius und den päbstlichen Hof zu Rom (1725 bis 1745), als dieser sich anmaßte, geistliche Gewalt über weltliche Rechte der Regierung auszudehnen. Das ganze Schweizerland schien wohl dem Auge des Fremdlings ein Paradies, von glücklichen und harmlosen Menschen bewohnt. Aber man sah nur den grünen Teppich der Wiesen, nicht die unwirthbaren Felsen; die Majestät der Eisgebirge, nicht die germalmenden Lawinen deßselben. Man sah das Gepränge der Tagsatzungen, nicht ihre Zerwürfnisse; die Bilder vom Wilhelm Tell, nicht die Knechtschaft der Hirten; die Gelehrsamkeit der Städte, nicht die Geistesverwilderung der Dörfer. Ueberall große Namen und Worte, kleine Gesinnungen und Thaten. Das Bewußtseyn eigener Schwäche, welche vor manchfalten Unternehmungen ersterirrt, ward Genügsamkeit und die Feigheit Friedensliebe geheißen. Man buhlte um Jahrgelder, Titel, goldene Halsketten und Ordensbänder fremder Könige, und rühmte die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Man rieth des Schweizers stilles Friedensglück, während nach dem Jahrhunderten der vielen Glaubens- und Bürgerkriege das Jahrhundert der Meutereyen, Verschwörungen und Aufstände gekommen war. Eine kleinstädtische Staatskunst, ohne Ganz durch Tugend, wollte von geheimnißvollem Dunkel, worin sie sich verbarg, Würde erborgen. Die Freyheit der Presse war Verbrechen, die Oeffentlichkeit des Urtheiles Hochverrath. Stumm waren die Zeitungen von den Begebenheiten des Inlandes. Was Großthat und Großmo-

Digitized by Google

gut trocken, wird leichter erfahren, als was Zürich, Bern oder Schaffhausen. Das verdrießt, weil man es zu wollen schien, den Sinn der Eidsgenossen für eine Eidsgenossenschaft.

So vorbereitet fiel die Schweiz, als ihre Stunde der Prüfung geschlagen hatte und die Franzosen das Land überzogen. Vierhundert und neunzig Jahre lang war der alte Bund der Eidsgenossen bestanden; in vierundsiezig Tagen zertrümmert. Er fiel, einer Auflösung nahe, doch keiner so schmählichen werth. Sein Kampf gegen Frankreichs weiterodernde Heeresmacht glich dem Kampf des sterbenden Greises, der mit erstarrender Faust noch das Schwert nimmt, nicht mehr um den letzten Funken des Lebens, sondern nur noch die Ehre zu verwahren. In kurzen aber meisterhaften Zügen zeichnet der Verf. die letzte Periode der Staatsumwälzung, die geschetterten Versuche für die Einheits-Verwaltung, Napoleons Vermittlung, die Kämpfe des Alten mit dem Neuen — endlich den glücklichen Ausgang: diesen mit den ermuthigenden Schlußworten:

„Doch der Gott der Väter wachte, in unendlicher Barmherzigkeit über die Kinder. Und wie aus donnernder Wetterwolke ein feuerbarer Regen, so ging aus dem Weltsturm die Freyheit alles Schweizervolks. Und es wohnten drin, was nie vorher gewesen, auf einem Flächenraum von beynahe neunhundert Geviertmeilen, zwischen Lemon und Bodensee, fast zwey Millionen Menschen, vertheilt in zweyundzwanzig Gemeinwesen. Alle Genossen der Freyheit. Zwar gegen die Fürsten der Welt ist auch der stärkste von den zweyundzwanzig Freystaaten Schweizerischer Eidsgenossenschaft ohnmächtig und gering. Aber auch der kleinste derselben steht, im Bunde aller, unüberwindlich. Und wir haben gelernt: Recht und Gerechtigkeit ist gewaltiger denn alle Gewalt; und jedes Hauses Glückseligkeit steht nur sicher unter dem Gesetz der Freyheit; und die Freyheit aller ist nur geborgen durch Unabhängigkeit des Schweizerbundes. Die Selbstständigkeit des Schweizerbundes aber ruht nicht fest auf Pergamentbriefen kaiserlicher und königlicher Zusicherungen, sondern allein auf einem eisernen Grund, der da ist unser Schwert. Der rechte Schweizersohn soll aus den Kirchen und Schulen des Volks hervorschreiten. Der rechte Staatsschatz muß im Wohlstand aller Haushaltungen liegen. Das große Rüstund Zeughaus des Bundes soll in den Waffenkammern aller Bürger stehen. Die Verhandlung der großen Räthe und Landgemeinden muß vor dem Ohre gesammter Eidsgenossenschaft ertönen. So wird die heilige Sache des Vaterlandes die heilige Sache jeder Hütte, und ein göttlicher Gemeinsinn wird, wie himmlisches Feuer, den Moder spießbürgerischer Selbstsucht verzehren.

Biographie.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Carls zu Schwarzenberg. Von A. Prokesch, Oberlieutenant im kaiserl. österreich. Generalstabe. Wien bey Carl Schaumburg und Comp. 1823. 346. S.

Ungemein elegant gedruckt, auf Velinpapier den Titel und schönes Schreibpapier den Text, erhalten wir hier eine Biographie des Feldherrn v. Schwarzenberg, der, wäre es auch nur durch die Schlachten bey Dresden und Leipzig 1813, welthistorisches Interesse erregt. Persönlicher Muth und Studium des Krieges mußten ihm, neben der Abkunft aus einer großen Familie, allerdings eine Art auf die ersten Stellen in einem Heere geben, das seit 1792 wenige Jahre des Friedens sahe. Schon im Türkenkriege 1787 legte er von seinem Muthe die ehrenvollsten Proben als 17jähriger Jüngling ab. Er brachte drey mehrere, mit eigner Hand gefangen genommene Türken ein, und 1788 belohnte ihn Joseph II. mit einer Hauptmannsstelle, als er ihn Sabacz hatte erstürmen sehen. Die kurze Waffenruhe bis zum ersten Feldzuge am Rheine benutzte er zur Erweiterung mangelhafter Kenntnisse und ging dann als Oberstwachtmeister zum Regiment Latour ab, wo er manches kleine Gefecht ehrenvoll bestand. 1794 sollte er daher als Oberst eines andern Reiterregiments eintreten, das aber in Wien lag, und er lehnte es ab, um im Felde bleiben zu können. Eine Liebe zu den Waffen, die ihn um so mehr ehrte, da ein dreymaliger Sturz mit dem Pferde bereits den Grund zu den Leiden gelegt hatte, die ihn in Leipzigs Mauern ins Grab stürzten. Er ward daher zum Obersten des Regiments von Zeschwitz (1794) ernannt und in dem Treffen, das die Franzosen am 25den April lieferten, um Landrecy zu entsetzen, that er an der Spitze desselben das Beste, den Sieg auf die Seite der Verbündeten zu lenken. Es gab wenig Schlachten, denen er damals nicht beygewohnt hatte. Wir finden ihn bey Stockach, bey Würzburg, bey Mannheim, bey Hohenlinden u. s. w. In der letztern Schlacht ward er angefordert, sich zu ergeben. Die Antwort geschah mit Kanonen und verdoppelter Anstrengung, aus der Schlacht heraus zu kommen. Der Friede ließ ihn jetzt die Freuden des ländlichen Lebens schmecken. Auf seinem Gute in Böhmen, Worlik, baute und pflanzte er, Botanik und Gärtnerey waren sein Steckenpferd. Möchte es doch das alter Helden seyn, wenn nicht die Trompete zum Kampfe ruft! 1805 rufte sie wieder. Er allein kämpfte bey Ulm auf einem Punkte, aber es ging ihm, wie Franz I. bey Pavia. Die Ehre allein ging nicht verloren. Er rettete sich mit den Erzherzog Ferdinand. In 5 Tagen machten ihre 1800 Reuter 50 deutsche Meilen mittels durch feindliche Posten, und den Feind immer auf

Digitized by Google

der Ferse. Gleich darauf erscheint er schon wieder in der Schlacht bey Austerlitz und kam, den Kaiser Franz begleitend, des erstemal mit Napoleon zusammen. 1808 ging er als Gesandter nach Petersburg und als der neue Krieg mit Napoleon ausbrach, mußte er zwar diesem Charakter entsagen, ohne aber darum auf seinen Zweck zu verzichten: das russische Kabinet auf alle Art gegen Napoleons Wünsche zu bearbeiten. Es gelang ihm. Die Russen thaten 1809 in Gallizien, wo möglich weniger als nichts! Dagegen mochten Politik und Moral nichts zu erinnern haben. Aber als er sich Napoleons Vertrauen als Gesandter in Paris erworben hatte; als dieser ihn zum Führer des äußersten rechten Flügels in Volhynien erbat, ihm, dem er sein ganzes Herz so oft aufgeschlossen hatte, als er nun hier eine Umsicht entwickelte, welche die der Russen von 1809 vergalt, den Sachsen die Tage vor Kobryn und Wolkowisk herbey führte: da mögen ihn wohl die geheimen Weisungen seines Hofes entschuldigen, doch Napoleon hätte wohl sagen können:

Das war kein Heldenstück! — —
Nicht deine Klugheit siegte über meine!

„Wie York zu handeln," (S. 160) konnte er sich aber doch nicht entschließen, so süß auch die russischen Anerbietungen tönten. Seine volle Kraft konnte er desto besser 1813 geltend machen, wo er an der Spitze von 237000 Mann auftrat. Die Niederlage Vandamme's bey Kulm ersetzte, was bey Dresden verloren war, und führte die Tage bey Leipzig herbey, wo der Sieg kaum am 16ten October auf Wachaus Höhen schwankte. Der Winterfeldzug von 1814 krönte ihn für immer. Der Feldzug 1815 war vollendet, ehe die Oesterreicher den feindlichen Boden betraten, und er hatte nun Zeit, sich dem Genusse des stillen Lebens hinzugeben, das ihn mehr anzog als jeder Lorbeer. Da rührte ihn 1817 der Schlag. Er kränkelte fort, bis er in Leipzigs Mauern den Tod fand. Es ist natürlich, daß ein österreichischer Offizier den Lieblingshelden seines Volkes, nur im besten Lichte zeigen wird. Inzwischen, wo solche Thaten, und zugleich so viel herrliche Züge sprechen, wie der Verf. vom Fürsten Schwarzenberg als Menschen anführt, da darf der Schriftsteller auch in solchen Verhältnissen nicht in den Verdacht der Schmeicheley kommen. Wir wenigstens, die wir den anspruchslosen, gutmüthigen, freundlichen Mann, als er in Leipzig dem Tode entgehen wollte, den in der Umgegend so viele Helden fanden, öfters zu beobachten und mit mehrern seiner Umgebungen, namentlich seinem Arzte, umzugehn Gelegenheit hatten, bekennen offen, diese Lebensbeschreibung einfach, klar, fließend und so geschrieben gefunden zu haben, daß, wer auch den Fürsten nicht kannte, ein sehr anschauliches, jedes Herz gewinnendes Bild von ihm erhalten wird.

Neugriechenthum.

Ueber den Islamismus, das Türkenthum, dann die Sache der Griechen und Europens Pflichten dabey. Vom Staatsrath v. Hazzi. München bey E. A. Fleischmann 1822. 212 S.

Während man in Rom berathschlagte, ging Sagunt in Flammen auf. Deliberante Roma Saguntum perit! Leider kann die Nachwelt unsere Zeit parodiren: Scribente Europa Graecia perit! Wir haben hier schon wieder treffliche Worte. Leider daß es nur Worte sind und bleiben, so lange solche Worte conflsciert sind, wo sie allein noch nicht begriffen werden. Herr v. Hazzi schildert den Islam in seinem Entstehen und Fortgange unter den Türken bis auf diesen Tag, das Verhältniß der Rajahs zu den Türken — hier ist natürlich das auch von Andern Gesagte wiederholt! — den darum entstandenen und darum gerechtfertigten Aufstand der Griechen, und zeigt nun, wie es Europas, wie es insbesondere Deutschlands Pflicht sey, wie es die Politik selbst gebiete, dem Türkenthume ein Ende zu machen. Hier hat er viel Neues und das etwa Bekannte mit der Kraft eines Biedermannes gesagt. Wir rechnen dahin seine Bemerkungen über Contumazanstalten gegen die Pest, statt die Quelle selbst zu verstopfen, der Vortheil, den Deutschland hätte, wenn die Mündung der Donau von Ulm aus beschifft werden könnte. Armes Deutschland — dir steht dabey keine Stimme zu! Der Worte einer Cassandra sind niemals mehr gewesen, als jetzt. Wann kommt die Zeit, wo man ihrer achtet?

Journalgeist.

Abonnent.

Welchen Geist hat denn das Blatt?

Redakteur.

Hinz, wie Kunz, spielt drin sein Röllchen;
Frag' nicht, welchen Geist es hat,
Sondern frage: Hat es welchen?

M.

Druckfehler.

In Nro. 101. Sp. 403. S. 1. Z. 6. lies 1822.

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIV

Princeton University Library

32101 067920940

Digitized by Google